



Siebenundfünfzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1891.

Greslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von:

Ferdinand Lassalle, Hermann Sudermann, Fürstbischof Dr. Kopp



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 57. Bandes.

April. — Mai. — Juni.
1891.

	Seite
J. J. David in Wien.	
Sonnen-Aufgang. Novelle.....	1
Ola Hansson in Skurup.	
Meervögel. Novelle.....	391
Georg Irmer in Hannover.	
Die dramatische Behandlung des Wallensteinstoffes vor Schiller...	248
G. Kaibel in Straßburg.	
Aristoteles' Schrift „Dem Staat der Athener“.....	80
Heinrich Kruse in Bückeburg.	
Die Freunde. Eine Seegeschichte.....	102
G. von Lieres und Wilkau in Berlin.	
Der kleine Löb. Novelle.....	293
Detlev von Eliencron in Otensen.	
Der schwermüthige König.....	387
Paul Lindau in Berlin.	
Ferdinand Lassalles Tagebuch. I. II. (II. Schluß.).....	16. 184. 329
Adalbert Meinhardt in Hamburg.	
Literarisches Märchen.....	234
Hans Müller in Berlin.	
Kaulbachs Hunnenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen Racynski. I. II.....	122. 212
John Paulsen in Kopenhagen.	
Frau Larsen's Sohn. Erzählung.....	155
Julius Petri in Berlin.	
Christus am Kreuz. Novellette.....	262

Josef Schuhmann in Rom.	
Giuseppe Gioacchino Belli. Ein römischer Dialektdichter.....	174
E. Siegfried in Kiel.	
Federzeichnungen aus Holstein. I. Die Wassermans	360
Clemens Sokal in Wien.	
Ein moderner Heldenfang. „L'argent“ von Emile Zola	270
Hermann Sudermann in Berlin.	
Im Volksgarten	244
Helen Zimmern in Florenz.	
Matilde Serao	93
* *	
Fürstbischof Dr. Kopp.	314
Bibliographie	143. 278. 423
Bibliographische Notizen	148. 283. 427

Mit den Portraits von:

ferdinand Lassalle, radirt von Wilhelm Kranskopf in München; Hermann Sudermann, radirt von Ludwig Kühn in Nürnberg; Fürstbischof Dr. Kopp, radirt von Johann Lindner in München.



Band 57. — Heft 169.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

April 1891.

15.
Jahrgang.

Greslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LVII. Band. — April 1891. — Heft 169.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ferdinand Lassalle.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

April 1891.

Inhalt.

	Seite
J. J. David in Wien. Sonnen-Aufgang. Novelle.....	1
Paul Lindau in Berlin. Ferdinand Lassalles Tagebuch.....	16
G. Kaibel in Straßburg. Aristoteles' Schrift „Vom Staat der Athener“	80
Helen Zimmern in Florenz. Matilde Serao	93
Heinrich Kruse in Bückeburg. Die Freunde. Eine Seegeschichte	102
Hans Müller in Berlin. Kaulbachs Hunnenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen Raczynski.....	122
Bibliographie.	143
Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. (Mit Illustrationen.) — Ferdinand Kerz.	
Bibliographische Notizen.	148

Hierzu ein Porträt von Ferdinand Lassalle.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Kritische Union in Berlin. (Momenbilder.)
Hans Rastendorfer in Berlin. (Moderner Cobdientanz.)
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. C. Schottlaender in Breslau.
(Philippsons gesammelte Schriften)



FERD. LASSALLE

Nach einem im Besitze des Herrn Stadtrichter Friedländer
in Breslau befindlichen Pastell-Bilde.

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer in Breslau.



Sonnen-Aufgang.

Novelle

von

F. J. Dabib.

— Wien. —

Die Hufe der Rösse klappten schwerfällig und eintönig auf der harten Straße. Der Rutscher saß stumm auf seinem Boock. Manchmal schwang er aufschreckend seine Peitsche, aber mehr sich als dem Gespanne zur Aufmunterung und sein „Hi, meine Braune, flink mein Schimmel!“ Klang verdrossen und müde durch die große Stille. Eine durchfahrene Sommernacht wollte zur Reige gehen; aber es war immerhin noch so dunkel, daß ich kaum die Umrisse der schlanken Gestalt ausmessen konnte, die mir so nahe mit nickendem Kopfe vor mir saß. Nur die Sterne schienen hell und beirrend; das flache Land aber, durch das unser Wagen rollte, verrann allenthalben schwarz, gleichförmig und in's Endlose.

Allgemach begann ein fahles Grauen. Es überlief den Himmel; seine tiefe Bläue wollte verbleichen, wie das Dämmern von den Rändern der Erde höher und sieghafter und doch sehr langsam empor klonn. Unbestimmt und schattenhaft lösten sich Gehöfte aus dem einen Dunkel: ein Gehölze stand massig und drohend mir zur Linken. Die Sterne flimmerten stärker, wie zaghaft; ein leiser Wind ging und kühlte meine heiße Stirne. Ganz ferne aber war ein heller Punkt, er dehnte sich, wuchs nach allen Richtungen, gewann eine ganz lichte Farbe. Schon konnte man Baum für Baum ausnehmen, nur daß die Schatten noch sehr ernst waren und in's Weite langten. Immer lichter ward's im Osten, das Helle entzündete sich, erglühte tief zum Purpur, leuchtete von Aufgang zu Niedergang. Und gar langsam und

fast feierlich erhob sich die Sonne und stieg auf über der weiten Ebene des Marchlandes, daß man das Gelb seiner nickenden Saaten, das Grüne seiner reichen Wiesen sah und der frühwache Ton einer Lerche wie eine Erlösung dem Ohre klang, das den Bann der Finsterniß und ihres Schweigens wie leibhaftig empfunden hatte.

Die Pferde standen, ihr Lenker hielt das Reitseil straff in den gefalteten Händen. Der niedrige Hut lag neben ihm, der runde Kopf mit den hellblonden, militärisch kurz geschorenen Haaren sah aufwärts. Er betete ziemlich lange, ehe er, mit der Zunge schnalzend und wieder ganz der lustige Geselle, als den ich ihn von früher her kannte, seinen Weg fortsetzte. Noch ein Kurzes, und er war wieder in lebhafter Unterhaltung mit Schimmel und Braun, oder pfiß sich ein Schelmenlied so munter, daß die Pferde ordentlich lebendig wurden und, die Ohren spitzend, mächtiger ausgriffen; dann lachte er mit seinen weißen Zähnen: „Die Spitzbuben! ihr meine Schelme! Die haben den Tag auch lieber als die Nacht und wissen, wie ihrem Herren zu Muthe ist!“

„Das glaub' ich auch,“ rief ich ihm hinüber, „aber, warum hast Du sie vorhin auf offener Straße halten lassen?“

Erkehrte mir sein frisches, sonnenverbranntes Gesicht zu: „Das hat der gnädige Herr nicht gesehen, daß ich gebetet habe? Und soll ich mich um's Fahren kümmern, wenn ich mit dem lieben Herrngott rede? Ich habe für den so wenig Zeit sonst.“

„Und warum betest Du gerade zu Sonnenaufgang? Ist das Zufall?“

Er wendete sich mißtrauisch: „Nein!“

„Oder damit Du's dem Teufel abgewinnst? Damit der Dir nichts anhaben kann? Denn gerade hinter einem Fuhrmann liegt er stark auf der Lauer. Weißt Du das?“

Er lachte wieder: „Nein. Und wie so denn?“

„Nun, da sind an der Straße die Wirthshäuser mit den Schenkenmädels und die Kirchen stehen mitten im Dorf. Da ist es gut, wenn man vorhaut und sein Theil Gottesdienst hinter sich hat.“

„Hol der Teufel den Teufel!“ fluchte er, und sah rückwärts und riß dabei so heftig am Reitseil, daß die Braune sich bäumte und arg strauchelte. Er bekreuzigte sich sofort: „Man soll doch nicht so reden. Aber ich thu's nicht deshalb, weil ich mich vor dem Bösen fürchte. Es ist eine Gewohnheit von mir von vielen Jahren und ist eine Geschichte.“

„Und möchtest Du mir die erzählen, Josef?“

Er ließ seine Peitsche sausen. Darnach musterte er mich argwöhnisch. „Wozu? Mich ausspotten darnach? Sagen: der Brozif hat sich benommen wie ein Dummkopf? So ein gelehrter Herr, was weiß ich für den? Ein Rutscher?“

„Ueber Dich lachen? Landsmann, das werde ich gewiß nicht. Siehst Du — Du fährst durch's Land und siehst mehr, als ich. Ein hübscher

Bursch bist auch: da mußt Du doch Manches erleben und ich höre gern davon. Und darnach,“ ich sah nach der Uhr, „wir kommen zeitlich zur Station. Was sollen wir zwei da die langen Stunden sitzen und uns langweilen? Erzählst Du mir Deine Geschichte: wir trinken eins und rauchen Virginia, und die Zeit ist um, wie nichts. Und bis der Zug kommt, findest Du vielleicht Jemanden, der ein Stück zurück will. Dir fällt ein gutes Trinkgeld in den Sack — oder nimmst keines? Oder hast einen Schatz dort?“ und ich blinzelte ihm vertraulich zu.

Er zwinkerte listig mit den Augen: „Trinkgeld? Warum nicht? Den Postmeister geht es auch nichts an. Aber Schatz hab' ich dort keinen,“ und deutete mit dem Peitschenstiel nach dem Orte, auf dessen rothen Ziegeldächern die Sonne schon hell und blendend flammte.

Wir fuhren den Klecken durch, der reinlich und wohlhabig aussah. Die Häuser standen enge und nachbarlich, wohlgehalten und sauber getüncht in einer Gasse neben einander, die in einen weiten Marktplatz mündet. Viele Wirthshäuser bezeugten einen lebhaften Verkehr; ihre losen Schilber knarrten vernehmlich im Morgenwind. Josef trieb die Kasse an, daß sie behender liefen, durch eine lange Doppelreihe von Pappeln gings, die einen unnützen, dünnen und erschrecklich langen Schatten warfen, ehe wir in raschem Trabe vor der Haltestelle der Nordbahn vorfuhren.

Auf dem Bahnhofe war schon einiges Leben wach. Ich gab dem Aufwärter meine Befehle für das Frühstück und trat ins Freie, auf den Bahndamm, der fast unabsehbar vor mir lag; die blanken Schienen liefen glitzern und leise goldfarb ihm entlang. Arbeiter mit der Dienstmütze verschoben mit gewaltiger Anstrengung schwere Lastwagen; ich sah ihrem geschäftigen Treiben zu und vergaß darüber beinahe des Josef. Da hörte ich seine Stimme: „Ein hartes Brot, gnädiger Herr! Da springt so ein Schlucker zu früh, nur ein Bißchen zu früh ein — und todt ist er. Den Brustkasten brückt es ihm ein und aus ist es. Das habe ich selber schon gesehen. Und doch finden sich immer Leute dazu; sind noch stolz, meinen, sie sind Beamte. Merkwürdig, sehr merkwürdig. Oder nicht, gnädiger Herr?“

„Du hast Recht, Josef. Aber jetzt, willst Du mit mir frühstrücken?“

„Wenn der gnädige Herr erlaubt? Die Pferde habe ich versorgt und es sind noch gut zwei Stunden zum Sitzzug.“

Wir aßen; ich mußte mich der Gelassenheit freuen, mit der sich mein Gast dabei nahm — keinerlei unziemliche Vertraulichkeit, aber auch nichts Unwürdiges. Auf dem Tische lagen schon Virginier; eine dünne, entseßlich starke Cigarre, die österreichische Soldatencigarre. Ich bot ihm davon an; er wählte bedächtig eine, zog den Strohalm aus ihr und steckte ihn — das gilt für feich — hinter's Ohr; sog mächtig an ihr und blickte dann bedächtig den feinen, blauen Wölkchen nach, die ihr entstiegen. Auch ich kam in Gedanken und klopfte nach übler Gewohnheit mit der Hand auf den Tisch.

Mein Gegenüber schmunzelte vergnüglich: „Ich weiß, was der Herr

denkt. Da, denkt er, hab' ich mir den Kerl herausgefüttert und wart' und wart', und der schlechte Lump thut nicht, als wollt' er. Da hat mich der Brozik betrogen. Aber, gnädiger Herr, das hat der Brozik Josef noch Niemandem gethan; wie gar einem so nobeln Herrn? Aber ich muß doch ein Bißchen verschmaufen und nachdenken, und jetzt soll der gnädige Herr die Geschichte hören, warum ich immer beim Sonnenaufgang bete. Heißt das, nur wenn ich wach bin, natürlich. Und es ist eine ganz wahre Geschichte, und wenn der gnädige Herr wieder einmal in die Gegend kommt und in meine Heimat, dann darf er fragen, ob ich ein Lügner bin. Aber zuvor — erlauben Sie?“ er wies auf sein geleertes Glas.

Man brachte ein frisches. „Wissen Sie, gnädiger Herr, es spricht sich schlecht, so ganz trocken,“ sagte er entschuldigend. „Und dann — der Wirth. Natürlich, der will auch leben; da sind Pacht und Steuern. Ein Kutscher und ein Wirth sind immer Freunde, weil sie einander brauchen. Aber das ist keine rechte Freundschaft; sondern so, wie ich es gehabt hab' mit Wojtech Pawelka, wie ich noch zu Hause bin; Keiner will was vom Andern, aber er weiß, möcht' ich was, dann hätt' ich's. Das ist Brüderschaft und das ist Freundschaft; aber nicht so — der bringt mir einen Gast und der schenkt mir dafür meinen Schnaps und ich muß nur das Bier bezahlen. Hab' ich Recht, gnädiger Herr?“

„Gewiß, Josef,“ antwortete ich überzeugt.

„Nicht wahr, Herr!“ rief er und paßte stärker. „Und mit dem Pawelka hängt eben das zusammen, was der gnädige Herr wissen will. Und es ist wirklich nicht ein Wörtlein von Lüge dabei.“ Er strich sich den flachsfarbenen, hängenden Schnurrbart und begann:

„Der gnädige Herr kennt das Dorf, wo ich her bin. Das habe ich schon bemerkt, und ich glaube, er ist selber aus der Gegend. Also sag' ich nicht, wie es heißt; aber es liegt mitten in der Hanna und ist nicht ein Armer dort. Wie denn auch? Ein Bauer, ein rechter Bauer hat seinen Grund, und da wächst Alles, was er nur braucht oder sich nur wünschen kann. Die Zuckerrübe bezahlt ihm die Steuer; das baare Geld bringt die Gerste, dafür kann er sich kaufen, was er will, oder er spart sich etwas. Und was für Gerste baut man dort! Gelb wie Gold und schwer, und wenn ein Händler hinkommt, so staunt er und giebt dafür, was man nur verlangt.

„Mindestens, wie ich noch zu Hause war, war es so gewesen. Damals hat auch noch Keiner Einfälle gehabt, wie jetzt. Zum Beispiel: wer hat Hopfen gebaut? Niemand und jetzt probiren sie es. Sie sollen auch viel verdienen damit und die armen Leute haben mehr Arbeit, sagen sie. Kann sein. Aber schön ist so ein Hopfengarten nicht; gar niemals gefällt er mir. Da ist nichts als Stangelwerk und das sieht aus der Ferne aus, wie eine große Schule: der Herr Lehrer fragt etwas sehr Leichtes und Alle wissen es und die Arme fahren in die Höh'. So ist das. Und wegen der Arbeit? Es ist auch früher Keinem schlecht gegangen. Ein Häusler hat doch seine

paar Mezen Feld und da kann er anbauen, was er will und ihm wird nichts mißrathen. Denn, Herr, das ist ein Boden bei uns! Tief, fett und schwarz und rein — man möcht' ihn aufs Brot streichen und essen, so fett ist er. Und braucht man einen Kreuzer, so geht man in Tagelohn und hat ihn immer. Wozu also solche Sachen mit Hopfen? Ich weiß das, es geht Keinem schlecht bei uns. Wer aber nicht einmal ein Häusler ist, der ist ein Lump und soll schauen, daß er fort kommt, wo andershin. Einer, der gar nichts hat, der taugt auch nichts.

„Ich also, gnädiger Herr, ich muß das verstehen. Ich bin ein Waisenkind, und meine Mutter — sie lebt noch und ist jetzt bald siebzig Jahre, weil sie spät heirathen konnten, bis doch wenigstens für den Anfang was gespart war — hat nie Noth gelitten, und wenn sie stirbt, oder wenn sie nicht mehr arbeiten will und mich einsetzt in's Häuschen, so komme ich zu ganz hübschem Besiz. Und doch ist mein Vater selig sehr früh gestorben; er hat sich einmal mit einem Sack überhoben und hustete darnach immer. Wir haben doch immer unser Schwein gehabt und satt gegessen und mehr kann der Reichste auch nicht. Nicht einmal der Pawelka, der mein Freund war; und doch ist er der Einzige im Ort, der sein volles Lehen hat, nicht etwa ein halbes oder gar nur ein Viertel, wie sonst die Meisten. Sechszehn Kühe stehen in seinem Stall, schöne, Rußländerinnen und acht Pferde und wenn er in die Stadt kommt, die rothen Lederhosen schön ausgenäht und den Rock verschnürt, das Hemd darunter weiß, daß es ordentlich blüht, dann ist kein Kaufmann, der ihn nicht kennt und grüßt, ob er nun seinen großen Laden auf dem Marktplatz hat, oder nur mit seinem Kram herumfährt von Dorf zu Flecken. Er aber sitzt in seiner Britschka mit Federn und dankt nicht einmal Jedem; so thut er's, der Pawelka, denn er ist stolz und Niemandem auf der Welt etwas schuldig.

„Wir sind beide einzige Kinder gewesen, Herr Doctor. So sind wir also Freunde geworden; denn wer Geschwister hat, der hält sich zu denen, wer aber nicht, der sucht sich wen. Wir waren schon in der Schule gut; er ist auch nur um drei Jahre älter, als ich. Seinen Hof hat er sehr zeitlich angetreten, seine Eltern waren nämlich todt und der Tante, die bei ihm war, der hat er nicht recht getraut. Sie war auch etwas taub und hat geschielt, und wenn ich ihm auch hundertemale gesagt habe: „Du Wojtech! sie kann ja nicht dafür,“ so hat er nur immer geantwortet, er mag sie gar nicht leiden. Nun, und es ist auch nicht angenehm, wenn man immer mit Jemandem schreiben muß, so laut als man nur kann, und es ist kein Vergnügen, wenn man glaubt, Niemand sieht Einen, und auf einmal erkennt man, wie wer Alles bespionirt. Ordentlich um die Ecken schauen hat sie können und der Wojtech war immer heiser, weil sie im Hause war. Das war freilich Komödie; so arg ist es nicht mit ihr gewesen. Er hat auch keine Ruh gegeben, bis sie fort ist; am Ende, wen der Herr gerne sieht, den ziehen keine vier Pferde fort, und wen er nicht will, der kann sich nicht erhalten. Sie hat auch nicht

wenig gelärmt darnach im Dorf, die alte Lenka. Was hat's geholfen? Nichts! Seinem Vormund hat sie beide Ohren voll geweint. Aber was kann der gegen den Herrn? Auch nichts.

„Dabei aber will der Pawelka nicht heirathen. Sie können sich denken, was man ihn überlaufen hat mit Bräuten. Ich seh' das Alles, denn ich war damals schon bei ihm auf dem Hofe. Wie das gekommen ist, weiß ich nicht recht. Aber, aus der Schule heraus war ich einmal; zu Hause herum liegen oder ein Handwerk lernen will ich nicht und so habe ich eben drüben mitgeholfen. Geschick bin ich, stark bin ich auch,“ er redete behaglich seine Arme, „kurz, ich hab' ihm schon was genügt. Erst war noch ein Knecht; über ein Jahr hat er keinen mehr nöthig gehabt. Ich war stolz darauf und hab mich besonders um die Pferde angenommen und um den Verkauf in der Stadt. Und da konnte einer noch so schlau sein — mir hat er nichts abgedrückt und wenn der Brozik einen Händler so schief angesehen hat, dann weiß der: jetzt darf er mir noch so viel reden und schwören und schwören — es hilft nicht. Und eben weil ich auf seine Sachen so sehr gepaßt hab, als wären's meine, so ging's; sonst braucht ein Bauer eine Bäuerin, will er nicht ein halber Mensch sein oder ganz zu Grunde gehen. Er im Haus, ich im Stall und auf dem Feld und in der Stadt, so haben wir's gehalten und gut war's. Und wenn ich mehr zu thun und es schwerer hatte, wie er, so war ich stärker und ärmer; und da schadet es nichts, gewöhnt man die strenge Arbeit.

„Es sind freilich Manche im Orte gewesen, die hezten und stichelten. Neidhämmer waren's, natürlich. Sie bedauerten mich in's Gesicht und nannten mich hernach Alles nur nichts Gutes, weil ich umsonst beim Pawelka diene. Und er war bei ihnen ein geiziger Hund, der sich so einen Knecht eingefangen hat, der ihm nichts kostet. Aber das ist Unsinn. Kann ich mich zahlen lassen von meinem Bruder? Nein! Nun also, und wie Brüder haben wir gelebt. In einer Stube schlafen wir; wird man das mit einem Knecht? Waren wir im Wirthshaus, dann ist sein Tabaksbeutel zwischen uns gestanden und wir haben Beide daraus geraucht; und wenn ihm etwas einfällt, dann stößt er mich an, oder ich ihn und wir lachen und haben uns lieb. Ist das nichts? Gezahlt hat er für mich; wozu also noch Lohn? Das können nur Leute reden, die keine Ehre haben und keinen Ehrgeiz und gar nicht verstehen, was es ist um die Freundschaft mit einem so reichen und so mächtigen Bauern. Die werden auch nie gute Soldaten; ich aber bin's gewesen, neun volle Jahre und als Feldwebel bin ich entlassen worden, gnädiger Herr!“ Er saß wirklich stolz vor mir und sah mich selbstbewußt an.

Er hielt inne. Ein dünnes, tactmäßiges Gebimmel erhob sich; ein gelles Glockenzeichen wurde gegeben. Von ferne klang der schrille Pfiff einer Locomotive; ein Zug fuhr mit mächtigem Schnauben in den Bahnhof ein. Für eine kurze Weile war ein fast überlautes Leben um uns und vor uns. Noch ein starkes Läuten, darnach ein Klirren, Pfeifen, Stöhnen, das fern und ferner

verrollte; endlich die alte Debniß und Stille. Nur manchmal schob sich eine rothe Dienstmütze behebende dem Fenster vorüber; der Kellner lungerte müßig an der Thüre und wehte sich vor der stärkeren Sonne mit seiner Serviette Kühlung zu, bis er dann langweilig und lässig an unseren Tisch trat. Ich sah Brozik an; er nickte, nahm aus der Brusttasche seine kurze Stummelpfeife, stopfte sie bedächtig und gewissenhaft, untersuchte sorgfältig das Rohr und begann heftig zu qualmen. Bald saß er wie in einer Rauchwolke und aus dieser heraus berichtete er, fast unsichtbar und flüsternd, nur daß manchmal seine braune Hand nach dem Glase griff. Dann zerriß das Gewölk und ich sah in sein vor den Schatten der Erinnerung etwas melancholisch überflogenes Gesicht, von dem das gutmüthig-schlaue Lächeln doch nicht einen Augenblick wich.

„So haben wir fünf volle Jahre gewirthschaftet, daß man sich's gar nicht besser wünschen kann. Nun aber kommt der Mensch doch in die Jahre, wo man nach den Mädchen schaut. Er hat das immer in der Gewohnheit gehabt, nun, warum nicht? Ein Reicher! Ich war's nicht. Da war aber auf dem Hof ein Mädel, eine weitsichtige Verwandte von ihm. Geschickt, anständig und fleißig; alle Achtung vor ihr. Noch ganz jung war die Kathinka; aber ernst und eigentlich nicht mürrisch, sondern nur überlegend. Man hat immer gespürt, sie weiß, was man will und was sie will, ob sie nun den Mägden etwas befohlen hat oder ob sie selber redet. Hübsch? Etwas mager, nicht so stark wie die Anderen; auch nicht blond, sondern ganz schwarz, wie die Nacht. Die hat mir wohl in's Auge gestochen; aber ich trau' mich recht an sie, denn ich habe gesehen, wie sie sich die anderen Burschen vom Leibe gehalten hat — und einen Korb? Da sehe ich nicht ein, was man davon hat.

„Sind aber zwei Menschen einmal so beisammen, und Beide gehören nicht so ganz zu denen, mit welchen sie wirthschafteten, dann, denke ich, müssen sie zu einander kommen. Ich sehe wohl, der Wojtech möchte sie, aber nicht als Weib, und er traut sich doch nicht recht gegen sie. Darüber staune ich. Und wir sind auch manchmal in's Neben gekommen; nie für lange, weil sie sich dann immer was zu thun macht. Aber ausgewichen ist sie mir auch nicht; im Gegentheil, sie war öfter im Pferdestall, als nöthig. Wenn ich aber meine Pferde puke, dann sing' ich dazu, ich hab's so in der Gewohnheit und meine, die Thiere hören es gerne. Und einmal fang' ich an und ihre Stimme antwortete vom Hofe; ich nehm's wieder auf und das geht so ein Weilchen und ich freu' mich, wie schön sie es kann und wie voll ihre Stimme ist. Dann tritt sie in den Stall; sieht mich, verfärbt sich: ‚Ach, das bist Du,‘ sagte sie aber ganz gleichgiltig. Ueberhaupt hat sie sich in der Gewalt gehabt, ein reines Wunder, gnädiger Herr. ‚Ja, das bin ich' und ärger' mich, daß ich nichts Besseres weiß, und sie will gehen. Ich aber: ‚Bleib' noch ein Bißchen' und fange wieder zu striegeln an. ‚Wo zu? Das hab' ich schon gesehen' und lacht, daß man närrisch werden kann, so schön, mit ihren weißen Zähnen, klein und spitzig wie Mäusezähne und mit ihren

schmalen Lippen. Ich aber nehm' mir Muth, Magst mich, Kathinka? „Ja“ antwortete sie ruhig. „Nicht so, wie Du denkst. Nein, magst mich ordentlich?“ „Das weiß ich nicht.“ Ich nehm' ihre Hand und sie läßt sie mir; und auf einmal will ich sie an mich ziehen. Sie aber stößt mich in die Brust: „Das leid ich nicht. Noch nicht“ nach einer Weile, weil ich ganz verdußt und traurig dasteh'. Denn eine Kraft hat sie gehabt — ganz merkwürdig, gnädiger Herr!

„Nun, aber mit der Zeit wird sie zutraulicher; freilich, wenn die anderen Burtschen mit ihren Mädchen in einer Sommernacht durch das Dorf gegangen sind und sangen, dann hat sie nicht mitgehalten. Auf der Bank vor dem Hofe sitzt sie dann oder mit den Anderen, die noch Niemanden haben, beim Teich, wo sie den Flachs rösten und hört zu, wie die Frösche läuten durch die Nacht. Komm' ich aber heim, dann küßt sie mich heimlich, aber heftig. So auch auf dem Feld, im Schnitt, wenn sie das Essen hinausbringt und uns Niemand sieht. Denn sie hat durchaus nicht wollen, daß es laut wird, wir gehen miteinander. Vor Pawelka schon gar nicht; und wenn ich meinte, eigentlich geht das ihn nichts an, dann sagte sie: „Ich will es aber nicht!“ Aber, es war ein schöner Sommer, gnädiger Herr! Merkwürdig kurz, daß ich keinen so denke, fruchtbar, wie keiner. Und ich war glücklich, denn sie hat sehr zärtlich sein können; aber doch immer so, daß ich erkannte: Vergeben wird sich die nicht und erlauben darf man sich mit der nichts. Und weil ich im Herbst einrücken soll, zu Nummer 3, Erzherzog Karl, so war mir das ganz Recht. Denn, war ich vom Militär frei, so wollte ich durchaus heirathen. Das stand mir so fest, daß ich gar nichts darüber spreche; ich halt's nicht für nöthig, denn wozu sonst das Alles?

„Ob der Wojtech was gemerzt hat? Ich weiß das heute noch nicht. Er war damals überhaupt sehr schlecht aufgelegt und hat von der Kathinka niemals gesprochen. Nur einmal; wir sitzen auf der Ofenbank, haben die Ernte schon hereingehabt und rechnen also und rauchen. Da geht sie gerade über den Hof und ruft einer anderen Magd zu: „Du, Madleno!“ und giebt ihr ihre Befehle, ruhig, als dürfe sie's und sonst Niemand. Wojtech aber sieht zu ihr hinüber, ist ganz bleich und sagt mit zitternder Stimme: „Die! was die glaubt! Commandirt mir auf dem Grund, als wär' er schon ihr Eigenthum. Will sonst nicht! bekommt ihn aber nicht“ und flucht und speit das Mundstück der Pfeife von sich, das er zerbissen hatte in seiner Wuth, daß noch Jemand auf dem Hofe was redet, als er. Denn auf etwas Anderes hat sein Zorn doch nicht gestellt sein können, und er war sehr herrschsüchtig, der Wojtech!

„Darnach muß ich einrücken. Mein Freund war so gut, daß es ganz erstaunlich war; in seinem Wagen führt er mich in die Stadt und zur Kaserne. Wir haben viel getrunken beim Abschied, Wein, Bier und Schnaps und haben geweint alle Beide. Ich hab' aber viel an die Kathinka denken müssen, hätt' ihr gerne was sagen lassen, und trau' mich doch nicht. Denn noch vor

Tag hat sie mich gefunden und war lieb und nicht so streng wie sonst, sondern so daß ich mir denken muß: Wenn die will — man müßte seinen Bruder für sie erschlagen. Nie war sie vorher noch so gewesen; nie; man kann sich sie gar nicht vorstellen, durchaus nicht. Und als ich sie fragte: Wirst auf mich warten? da schwört sie bei allen Heiligen, sie wird's, und es kann kommen, wer da will, sie wird's.

„Gut, ich diene meine drei Jahre und es ist mir gut gegangen. Ich war gerne Soldat; es ist überhaupt gar kein schlechtes Leben dabei, wenn man sich nicht zu ungeschickt anstellt oder nicht bösen Willen hat. Die Zeit ist hingegangen, wie nichts. Wir sind in Olmütz gelegen, einige Wochen gar in Brünn. Gnädiger Herr, dort ist's schön! Ein Tag war mir dort besser, als ein Jahr zu Hause. Man sieht etwas, wenn man nur über die Gasse geht. Ich habe keinen Urlaub genommen, wozu? Geschrieben hab' ich auch nicht; ich kann's gut, gnädiger Herr, sonst wär' ich nicht Feldwebel. Aber — wozu und wem? Meiner Mutter? Die kann nicht lesen. Der Rathinka? Bekommt die einen Brief, so nimmt ihn der Postmeister und riecht dazu und schnüffelt, bis er herausbekommen hat, von wem er ist, und es giebt Gerede. Das mag sie nicht und sie hat Recht.

„So gehen meine drei Jahre herum, wie im Flug. Ich werde frei; wir sind ganz in der Nähe gewesen und ich marschiere zu Fuß heim. Es war ein häßlicher Tag; die Straße tief, daß man nur schwer weiter kommt. Im Dorf ist Niemand zu sehen, und ich will gleich zum Wojtech. Aber ich schäm' mich vor mir selber, klopf' an an's Häuschen, wo meine Mutter wohnt. Die kocht gerade am offenen Heerd; den Löffel läßt sie fallen, weint, lacht. Ich aber: ‚Mütterchen, dann wird's schlecht mit dem Nachtmahl‘ und sie fängt sich zu schelten an und richtet Alles auf's Beste. Darnach muß ich erzählen; wie ich fertig bin, frag' ich nach dem und jenem, und zuletzt, so nebenbei, auch nach dem Wojtech. ‚Der,‘ sagt die Mutter, ‚der ist verheirathet. Rath', mit wem?‘ ‚Nun, mit recht einer Reichen, natürlich. Lacht die Mutter: ‚Ja, Herr Feldwebel, wie man sich irrt! Die Rathinka hat er genommen.‘ Ich spring' auf: ‚Was? Das ist nicht wahr!‘ und bin so, daß die alte Frau zurückfährt: ‚Josef, mein Sohn, thu' mir nichts!‘ Ich bezwing' mich: ‚Und seit wann?‘ ‚Lach' mich rechnen; ja, Maria Lichtmess sind's drei Jahre.‘ ‚So lang?‘ und um mich dreht sich's. Ich will fort; die Mutter aber läßt mich nicht, schluchzt, ich sei krank und schwört und bittet, bis ich bleibe.

„Aber, gnädiger Herr, es war eine böse Nacht. Da geht Einer ganz im Dunkeln; er fürchtet sich aber nicht, denn er kennt jeden Tritt und giebt auch gar nicht Acht auf den Weg, weil er an Besseres denkt. Er weiß: dort muß ein Brücklein sein, sieht die Weiden, die dort stehen, marschirt weiter — und stürzt in's Wasser. Der Steg ist fort und er muß ertrinken und schwimmt er sonst noch so gut. Er ist ohne Besinnung und verloren, bevor er sie wieder gewinnt. Ganz so war mir; ich komme müde heim,

glaube — jetzt hast Du Alles, was Du Dir gewünscht hast in Jahren — nichts hab' ich und ich fühle, wie mir das Wasser höher steigt. Ich wälze mich im Bett, will fluchen — aber auf wen? Auf Wojtech? Der hat ja nicht gewußt, was er mir wegnimmt. Die Kathinka? Ja, wer bin ich und wer der Andere? Alles ist fort und verloren — das Mädel, der Freund, und ich steh' da, wie der dumme Narr, über den man lacht . . .

„Das war an einem Samstag. Am Sonntag geh' ich in die Kirche. Da war sie auch und so schön und nobel, daß ich mich kaum traue, sie anzusehen. Sie hat nicht den Rock getragen mit vielen Falten, daß es bei jedem Schritt rauscht und knittert, wie ihn die Weiber bei uns haben; sondern ein Bischen städtisch war sie angezogen und keine Gräfin kann feiner sein. Pawelka kommt auf mich zu und grüßt mich ganz wie früher; ich muß ihm antworten und die Gurgel ist mir voll und ich wüßte nur so an etwas; er giebt mir die Hand und ich möcht' ihm eins vor die Brust geben. Auch sie thut's; die Schamlose! Andere beglückwünschen mich, und ich bin im Kubel drin, in der Kirche; kann nicht frei werden, und ich möchte am liebsten allein sein. Und unterm Gottesdienst muß ich immer zur Kathinka hinüberschauen und merke erst, wie gern ich sie habe. Gewiß, ich habe beim Militär Manche gehabt; nun ja, ich war ein hübscher Bursch. Aber was ist Liebe beim Militär? Aufbesserung der Menage. Das aber, spür' ich erst jetzt, das war ganz etwas Anderes.

„Und dabei — nicht einmal ausweichen kann man sich in so einem Nest. Man hört von einander, man trifft sich und ich werde immer zorniger und weiß nicht, wem ich's abzahlen soll. Man hat mir Unrecht gethan; ich aber kann's Niemandem zurückgeben und ich muß sogar schweigen darüber. Ohne dies, ein Ausgedienter paßt nicht gleich in's Dorf. Ein Feldwebel schon gar nicht; der befiehlt und das kann kein Knecht, wie ich es geworden wäre, stehe ich wieder ein. Im Winter nimmt man auch gewiß Keinen auf, was soll der Bauer mit ihm, wenn es keine Arbeit giebt? Was aber mit der Zeit anfangen? Manchmal geht man in die Stadt, zum Wochenmarkt; aber da muß ich denken, wie das früher einmal war, und das macht mir ein böses Herz. So lieg' ich denn den ganzen Tag auf der Ofenbank, rauche Pfeifen, esse, und frage nicht, woher die Mutter das Geld nimmt für Alles. Sie aber traut sich nicht, mir ein Wort zu sagen, und wie ihr einmal die Mitwohnerin zuredet, sie soll mich doch zur Arbeit bringen, seufzt sie nur: ‚Soll er glauben, er ist mir zu viel? Ich habe ja nur ihn. Da schind' ich mich halt noch mehr.‘ Und mich rührt das gar nicht, sondern ich nehm' einen Besenstiel, reich' ihn in die Küche und rufe der Alten hinaus: ‚So, gehört hast Du's jetzt. Und wenn Du nicht gehen willst — da hast Dein Reitpferd, alte Heze!‘ So schlecht war ich damals; und wie sie zetert, da hab' ich gelacht, gnädiger Herr!

„Am Abend aber red' ich mich immer eine halbe Stunde und gehe fort. Wo unsere Gemeinde rührt an eine Andere, wo früher, ehe man sie

vertheilt hat, die beiden Gutweiden zusammengestoßen sind, dort steht ein Wirthshaus und das heißt auf der Grenze. Dorthin bin ich gegangen und habe getrunken, bis man mich fortgeschickt hat. Am Sonntag war Tanzmusik; da hat der blinde Franz die Zieh-Harmonika gespielt. Die hör' ich gar gerne, und wenn sie so näseln, dann denk' ich an den Herrn Katecheten, wie der uns immer ganz durch die Nase ermahnt hat, wir sollen gottesfürchtig und tugendhaft sein und uns geliebte Kinder in Christo heißen; und dann, wenn sie schnarrt, fallen mir alte Weiber ohne Zähne ein und ich muß lachen. Also, dazu haben wir getanzt und ich war toller, als Alle; ist gerauft worden, so war Keiner so wild, wie ich. Und allein fortgegangen bin ich auch nur selten, es hat sich immer Eine gefunden, die ich begleiten darf. Ein Vieh lebt nicht dümmer in den Tag hinein, gnädiger Herr, sündigt nicht mehr, ohne es zu wissen oder sich zu schämen. Was schämen! Ordentlich stolz war ich und dachte mir: „Der zeigst Du, was sie Dir gethan hat. So ein braver Burische warst Du und jetzt!“ Und in der vielen, langen Zeit, wenn ich herum gehe und der Kopf thut mir weh — da hab' ich erst Gedanken gehabt — der Teufel hat sie nicht schlechter!

„Also, der Winter ist herum, ich weiß nicht, wie? Man fängt zu adern an, und ich rühre keinen Finger. Meine Mutter seufzt und arbeitet sich das Leben vom Leib herunter, ich schau zu, geh' in keine Kirche, wie ein Heide. Da stellt mich einmal der Herr Pfarrer — der so durch die Nase spricht — ich muß ihm versprechen, ich komme nächsten Sonntag in die Messe. Da predigt er — jedes Wort hat auf mich gepaßt und auf das, was mir ist. Die Leute zischeln; ich spüre, man zeigt auf mich. In mir koch't's, und, wie der Gottesdienst vorüber ist, da thu ich erst recht hochmüthig. Ich gehe auf die Mädeln zu, die beisammen stehen: rechte Antwort hat Keine, nicht einmal die, die sich sonst von mir begleiten läßt. Aber da war die schwarze Theresja; mit der will Keiner vor den Leuten was zu thun haben, weil sie sehr schlecht ist. Ich hänge mich mit ihr ein; sie lacht mit dem ganzen Gesicht und so spazieren wir auf dem Kirchenplatz. Hinter uns wispern sie; und auf einmal höre ich in meinem Rücken eine tiefe Stimme, die ich nur zu gut kenne: „Pavelka, weit hat er's gebracht, Dein Freund! Von der Mutter läßt er sich füttern und mit der da geht er am helllichten Tag!“

„Ich dreh' mich um; da sind der Wojtech und die Kathinka. „Theresko,“ sag' ich, „bist besser, als die, welche über Dich schimpfen“, und laß' doch ihren Arm los. Der Wojtech aber kommt auf mich zu, und redet auf mich ein, ich soll wieder bei ihm eintreten. „Nein,“ sag' ich. „Brüderchen,“ meint er, „was hast Du nur gegen mich? Ich werde Dich halten, wie Du es Dir verlangen kannst, und will Dich gut zahlen.“

„Ich brauch kein Geld.“ Da mischt sich die Kathinka ein: „Natürlich. Wozu? Und wenn seine Mutter das Betteln muß, was er braucht, der Fresser, was geht das ihn an?“ Da werd' ich wild: „Du,“ ruf' ich und schüttel' ihr die Faust vor'm Gesicht, „Du schweig' mir nur, Du Schlechte!“

„Pui! Und spei' aus vor ihr. Der Bojted' will auf mich los: „Meinem Weib thust Du das?“ „Ja, weil sie's verdient.“ Er hebt den Arm. Da kreischt hinter mir meine Mutter, man trennt uns und wir drohen uns nur vom Weiten und mit rothen Gesichtern.

„Den Nachmittag geh' ich auf den Hof vom Pamelka los. Gut gezogen, damit ich wem gleich sehe und fest entschlossen, mit ihm zu rechnen. Er ist nicht zu Hause oder läßt sich nicht sehen. So streich' ich durch den tiefen Hohlweg mit den starken Karrengeleisen, der an der Seite ist, und fühle, wie mein Haß immer stärker wird. Da kommt etwas auf mich zu: eine Frau. Mein Herz schlägt, meine Augen schwimmen: es ist die Kathinka. Vor mir bleibt sie stehen — wir sind ganz versteckt vor den Leuten durch eine alte Linde — und schaut mich mit ihren schwarzen Augen an. „Ich hab' Dich gesehen, und bin gekommen, Dich etwas zu fragen. Du hast mich schlecht geheißt: Warum?“

„Ich stampf mit dem Fuß: „Weil Du's bist.“

„Sag's noch einmal, und siehst mich schärfer an.

„Weil Du's bist. Zu schlecht für den Teufel,“ und ich werde roth im Zorn.

„Sie athmet. Blitzschnell hebt sie die Hand und eh' ich etwas ahne, schlägt sie mich ins Gesicht. Ich taumel' vorwärts, brüll' auf, hol' aus, ehe ich aber noch die Faust hoch habe, springt sie mir an den Hals. Wie eine Rake. Küßt mich dorthin, wo sie mich hin geschlagen hat, und ich höre, wie sie mir ganz, ganz leise und so heiß, daß mir das Blut siedet, in's Ohr flüstert: „Du Narr! verdient der nicht Schläge, der auf einem Hof nicht dienen will, wo ihn die Bäuerin gern hat? Heut' Nacht, vor 12 Uhr, im Garten“, und läßt mich los, fährt zurück, noch eh' ich wieder bei mir bin. Verschwindet im Hof; gehend wie eine Natter . . .

„Ich steh' allein da, greife mir nach dem Kopf, ob ich wach bin. Also, ich bin's wirklich, nicht einmal getrunken hab' ich den ganzen Tag. Das war damals nicht so oft, daß ich's nicht wissen konnte. Und doch taumel' ich, mir flirrt Alles und blendet mich, und erst nach einem Weilschen erkenn' ich, wo ich mich finde. Ich seh' mich um; Niemand in der Nähe. Alles still. In Pamelkas Hof ist es ganz öb' und einsam; nur die Späßen kreischen und eine ganz schwarze Rake liegt faul in der Sonne, dehnt sich, schleicht darnach hübsch und zierlich weg und mir fällt dabei etwas ein, aber so dunkel, daß ich gar nicht sagen könnte, was es war. Ich schau' nach der Sonne und kann nicht bestimmen, welche Zeit es ist; erst, wie ich an die Kette gerathe, fällt mir ein, daß ich mir doch für mein erspart Geld eine Uhr gekauft habe. Es ist fünfe darauf gewesen; aber noch ehe sie wieder im Sack ist, hab' ich's schon wieder vergessen. Noch bald sieben Stunden, sag' ich für mich. Was mit denen anfangen? Unter Menschen? Ich taue heute gar nicht dafür. Und so mach' ich mich denn in unsere Hütten, leg'

mich auf die Ofenbank und versuche, nichts zu denken, und es will mir doch gar nicht gerathen.

„Bald darauf wirds dunkel. Meine Mutter bringt das Nachteffen und wie sie dann beim Säubern machen rumort, thut's mir im Kopf weh. Sie legt sich schlafen, kniet zuvor vor dem Bild der schwarzen Mutter Gottes nieder und betet. Ich bleibe wach auf meiner Ofenbank und passe vor mich hin. Die alte Uhr mit dem Zifferblatt von Porzellan — es sind zwei Liebesleute darauf gemalt, und er giebt ihr einen Rosenstrauß, größer als sein Kopf — tickt so furchtbar laut, daß ich sie stellen will. Aber, fällt mir ein, dann wird's ja gar nie zwölf Uhr. Das ist dumm, dümmmer als dumm, aber ich kann den Einfall durchaus nicht loswerden. Der Nachtwächter hebt sein Getute an; hat der Kerl eine Gewalt in der Zunge, sag' ich mir, man möcht' ihn umbringen, so viel lärmt er. Und dabei ist es erst neun Uhr.

„Bald darauf wird es lichter. Der Mond geht auf, da fällt ein schwaches Gellens in die Stube; gerade auf den Kopf meiner Mutter und auf die rothgestreiften Polster, in denen der ganz versunken ist, daß man das kleine Gesicht mit der kleinen Nase kaum sieht. Sie seufzt davor und ich erschrecke — wenn sie jetzt aufwacht? Geht Dich nichts an, will ich mir einreden, bist alt genug und stehst selber für das, was Du anstellst. Aber, wenn drüben wer Anderer nicht schlafen kann, wann er soll? Was dann? Mir wird heiß in der Stube mit den zugemachten Fenstern, so warm die Nacht ist, und ich trau' mich wieder nicht, in's Freie zu gehen. Sie hat sich geplagt für Dich, das alte Weib, sag' ich mir; Du sollst ihr ihre Ruh lassen, so lang Du kannst und ärger' nich' über mich selber, daß ich überhaupt hier bin und nicht nach der Grenze. Aber da hätt' ich zu weit gehabt bis zum Hof vom Wojtecz. Und jetzt erinnere' ich mich daran, wie gut wir gewesen sind, so lange Jahre, ehe uns die dazwischen gekommen ist, die nie hätte herkommen sollen. Ich muß seufzen, und wie zur Antwort stöhnt meine Mutter. Hast Ursache, flüster' ich für mich; denn wie kann's jetzt werden? Läßt sich's der Wojtecz gefallen? Gewiß nicht. Kann's verschwiegen bleiben? Schon gar nicht. Was dann? Aber davor hüt' ich mich noch, darüber zu speculiren.

„Es wird so zehn. Noch zwei Stunden, sag' ich mir, will mich freuen und kann's nicht. Warum? Es ist doch nicht der erste Gang, den ich so gehe. Aber sonst war ich fröhlich und heute kann ich es nicht werden. Ist doch Eins wie das Andere. Nein, muß ich mir antworten, das waren Mädchen und ein Mädchen gehört dem, dem sie sich giebt. Sie betrügt Niemanden, weil sie sich Niemandem zugeschworen hat. Ein Weib aber doch, und ich sag' mir das Gebot her, wie ich's in der Christenlehre gelernt hab' und kann's gar nicht loskriegen. Dummheit, mein' ich dann, daß man das noch einmal verbietet. Steht denn das nicht auch schon in ‚Du sollst nicht stehlen? Ein Saß Erdäpfel oder ein Weib, ist das nicht im Grund dasselbe? Nur viel mehr liegt an dem, wie an Anderen. Und wenn's meine

Mutter meinem Vater gethan hätte? Ich müßte sie hassen, weil ich nicht wissen möchte, wem ich denn eigentlich gehöre.

„Sie schläft jetzt auch gerade die Nacht so sehr unruhig. Gerade ächzt sie wieder ‚Jesus, Maria und Josef!‘ Sie könnt’ es nicht trauriger thun, wenn ich todt wäre und man bringt mich ihr getragen. Und jetzt: ich bin gegangen und der Wojtech trifft uns. Oder er trifft uns nicht: es wird aber laut nach einer Zeit. Was geschieht? Entweder er erschlägt mich und hat Recht. Oder ich erschlag’ ihn und ich bin auch der Stärkere. Darnach bin ich aber so todt, wie er es nur sein kann, und die alte Frau vor mir, die auf mich hofft, wenn ihr die Hände nicht mehr mitthun wollen, hat gar Niemanden mehr auf der Welt. Sie aber, die Schlechte, die das Alles angestiftet hat, lebt in aller Ehre und ist die reiche Bäuerin. Steht sie dafür? Rein gewiß nicht und mir wird so weich zu Muth dabei, daß ich mir sehr leid thue. Ich will mein Vaterunser herfagen, damit ich nicht mehr grübeln muß und das Stüdel Zeit fort geht. Aber ich bring’ es nicht zu Ende — da steht’s auch: Herr führe uns nicht in Versuchung. Und schon wie ich die Hände falte, wird mir’s klarer und leichter: ich gehe nicht.

„Es wird nie ganz dunkel. Draußen bläst es eif’ Uhr; mich reißt’s wieder. Ich zwing’ mich und doch steh’ ich auf und tappe mich zur Thür. Da richtet sich die Mutter auf und schaut sich erschreckt um, aufgewacht vom Geräusch, leichtschlaf’ig und ängstlich, wie sie ist. ‚Bist Du’s, Josef?‘ Ich bin’s.‘ Mir hat geträumt, so schrecklich, wie noch nie! und sinkt zurück. Die Augen aber sind noch immer offen, weit offen und halten mich. Ich setz’ mich nieder und stopfe mir beide Ohren zu, damit ich nicht höre, wie die Uhr tickt, schnell und immer schneller. Und jetzt — da bläst er zwölf Uhr! Ich möcht’ am liebsten aufschreien — es ist zu spät, ich kann nicht mehr hin und ich bin erlöst! Und dann wieder — vielleicht erläußt Du es noch: sie wartet. Sei kein Narr, Brozif. Man möcht’ weinen und sich selber prügeln und weiß gar nicht, was man will. Aber, besser ein Narr als schlecht. Der Herrgott selber hat es nicht wollen. Aber, gnädiger Herr, es war eine lange Nacht.“

Er holte tief Athem und klopfte bedächtig seine Pfeife aus. Ich sah nach der Uhr. „Ich bin gleich fertig, gnädiger Herr. Also: ich weiß, im Dorf kann ich nicht mehr bleiben. Sie wird mich verfolgen, weil sie mich fürchten muß und der Pawelka wird meiner Mutter anthun, was er nur kann. Ich muß fort, und das macht mich traurig, fort, und bin kaum hier. Aber wohin? Was anfangen? Das weiß ich noch nicht. Aber mir wird schon was einfallen, stark, gesund wie ich bin. Gemartert haben mich diese Sorgen freilich noch genug und ich konnte nicht in Ruhe kommen, wenn ich mir vorstelle, für wie lang ich vielleicht weg soll. Was sein muß aber, da hilft nichts dagegen. Und wie meine Mutter aufsteht, noch zeitlicher als sonst, weil sie waschen will, sag’ ich ihr’s. Sie weint und lamentirt; aber

enblich, es ist doch das Beste und ich geb' nicht nach. Meine Sachen soll sie mir in die Stadt nachschicken, ich aber mach' mich fort in aller Frühe.

„Es war noch recht finster. Ich muß am Haus vom Pawelka vorüber und da kommt mir das Lied in den Sinn und ich sing' es. Sie kennen es gewiß, gnädiger Herr, das:

Meine Hütt' verfallen ist,
Drein liegt Sonnenschimmer;
Die mir lieb von Allen ist,
Sagt, sie will mich nimmer!

„Es paßt mir zwar nicht ganz, taugt mir aber gerade. Darnach komme ich auf die Straße. Sehr viele Sterne stehen am Himmel und geben ihr Licht und wie es heller wird und heller, da schleicht sich einer nach dem Anderen. Wie Schulbuben, welche lärmten, wo sie es nicht dürfen und der Herr Lehrer kommt. Und dann wird's roth, erst ganz schwach, wie ein Mädel das sich schämt und weiß noch nicht recht warum — und jetzt schlägt's ihr in's Gesicht — jetzt weiß sie's. Mir aber wird ganz frei; ich hebe die Hände zur Brust und habe recht fromm gebetet. Mein Vaterunser — nichts stört mich. Darnach aber schnipp' ich mit den Fingern und schau' rückwärts, froh, gnädiger Herr, ganz froh und glücklich, und bin's geblieben. Sechs Jahre darnach noch beim Militär, dann beim Postmeister. Ich habe keine traurige Stunde gehabt, Herr! Ich habe, was ich brauche, erspar' mir etwas. Will ich heirathen, so kann ich's, und ich werd' es, und muß mich nicht fürchten, Noth zu leiden und auch sonst nichts! Und seit dem Tag hab' ich das im Brauch, wonach der Herr gefragt hat, ich will es weiter so halten!“

Er trank aus. Um uns war es lebendig geworden. Draußen rief der Thürhüter mit hallender Stimme die Stationen aus, nach denen der Zug sollte. Es drängte sich um uns; ich trat hinaus. Die Schienen glitzerten ganz blendend. Josef folgte mir mit meinem Gepäck. Mit gewaltigem Nachzen kam der Sitzzug. Ich stieg ein: „Mit Gott, gnädiger Herr!“ rief er mir nach. Ich hielt ihm die Hand hin: „Mit Gott, Josef!“ Er schlug ein und die Locomotive zog an. Ich sah nach ihm zurück; er stand zwischen den Geleisen, hielt die Hand beschirmend vor die Augen und winkte mit dem Hut. Er verschwand mir; rascher und immer rascher ging's. Dorf um Dorf verflog und auf reisende Saaten flammte eine jähe und mächtige Sonne nieder. Ich aber mußte unablässig jener anderen Sonne gedenken, die einmal, vor Jahren aufgegangen war in einer zerrütteten und von arger Wirrniss heimgesuchten Seele, die einem von peinigenden Beklemmungen heimgesuchten Herzen Frieden heraufgeführt und ein Glück — nur bescheiden, aber rein von Vorwurf und von Reue . . .





Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

VON

Paul Lindau.

Die Aufzeichnungen, die wir im Nachstehenden veröffentlichen, dürfen in mehr als einer Beziehung das Interesse der weiteren Kreise unserer Leser in Anspruch nehmen. Es sind die Tagebuchblätter eines ungewöhnlich begabten jungen Menschen auf der Schwelle, die vom Alter des Knaben zu dem des Jünglings hinüberführt. Der Hauptwerth dieser Aufzeichnungen beruht in der vollsten Aufrichtigkeit. Dieser Halb-Knabe, Halb-Jüngling ist Ferdinand Lassalle — Lassal, wie er sich damals noch schrieb, die französische Schreibweise seines Namens nahm er erst nach seinem Pariser Aufenthalte im Jahre 1846 an.

Das Tagebuch beginnt mit dem 1. Januar 1840 und endet im Frühjahr 1841.. Ferdinand Lassalle, geboren am 11. April 1825, hatte also zur Zeit, als er die ersten Seiten füllte, das fünfzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht, und schrieb als kaum Sechzehnjähriger die letzten Seiten. Aber dieser Zeitraum ist einer der wichtigsten für seine Entwicklung.

Lassalle ist auf dem Magdalenen-Gymnasium zu Breslau Secundaner. Alle möglichen Widerwärtigkeiten machen ihm den Aufenthalt im elterlichen Hause und in seiner Vaterstadt unlieblich, und er selbst bestimmt seinen Vater dazu, ihn auf die Handelsschule nach Leipzig zu schicken. Dorthin begiebt er sich im Mai 1840. Während seines etwa ein Jahr dauernden Aufenthaltes in Leipzig als Handelschüler wird ihm klar, daß er als Kaufmann unglücklich werden würde. Und er erkennt mit unheimlicher Deutlichkeit

seine Zukunft in der agitatorischen Thätigkeit des Wissenschafters. Er weiß seinen Vater dazu zu bewegen, ihm zu gestatten, die unterbrochenen Gymnasialstudien wieder aufzunehmen, um sich der Wissenschaft zu widmen. Das Tagebuch behandelt also das letzte Vierteljahr seiner regelmäßigen Gymnasialstudien in Breslau und die Episode der Handelsschule in Leipzig.

Wäre der junge Mensch, der fast regelmäßig am Abend alles Bemerkenswerthe seines Daseins verzeichnet hat, auch ein weniger bedeutender Mann als Ferdinand Lassalle, so würden diese schriftlichen Selbstgeständnisse, diese unbelauschten Herzensergüsse, doch von nicht geringem psychologischen Werthe sein. Man sieht in der That, wie sich hier ein Charakter bildet, wie die Reime reifen, wie der unsicher umhertastende Knabe allmählich zum entschlossenen Jüngling mit dem Verstande und der Willenskraft eines fast reifen Mannes wird. Es ist das Werden eines Menschen, das uns hier in naiofter und glaubwürdigster Weise veranschaulicht wird. Und dieser Mensch ist Ferdinand Lassalle!

Schon hier im Zustande des Werdens und in der Unfertigkeit heben sich in schärfsten Umrißlinien alle jene Eigenthümlichkeiten des Charakters und des Temperamentes ab, die später die bezeichnenden Eigenthümlichkeiten des reifen Mannes sein sollten. Immer schärfer und kantiger tritt die Eigenart dieses seltsamen Menschenkinde hervor. Und mit einer Klarheit, die, wenn man an das Alter des Schreibers denkt, geradezu unheimlich wirkt, sieht dieser knabenhafte Jüngling seine ganze Zukunft vor sich. Ja, es geht durch diese Tagebuchblätter schon ein dumpfes Ahnen des verhängnißvollen Endes. In dieser Beziehung sind die in Leipzig geschriebenen Blätter aus der zweiten Hälfte des Jahres 1840 und Anfang 1841 in höchstem Grade beachtenswerth.

Die während der Secundanerzeit in Breslau gemachten Aufzeichnungen des kaum fünfzehnjährigen Knaben befassen sich noch nicht oder wenigstens nicht bewußt mit den kommenden Tagen. Hier lernen wir das Kind im Hause der Eltern und den Schüler des Gymnasiums kennen. Aber wie Lassalle in seiner Reise das Geheimniß besessen hat, durch alle seine Handlungen die Theilnahme auch der Widerstrebenden zu erzwingen, so fesseln uns immer wieder und wieder all' die kleinen Geschichten, die Lassalle von sich und seiner nächsten Umgebung zu erzählen hat. Und aus diesen Berichten entsteht mit handgreiflicher Anschaulichkeit das Bild dieses frühreifen, heißblütigen, mit allerhand Liebenswürdigkeiten und recht bedenklichen Unarten ausgestatteten Jungen. Wir sehen nicht nur ihn, wir sehen auch seine ganze Familie lebhaftig vor Augen. Wir lernen seinen Umgang genau kennen. Und wir haben das bestimmte Gefühl: so muß es, genau so, in den wohlhabenden Breslauer Kaufmannsfamilien zu jener Zeit ausgesehen haben. In unseren Tagen des geschmacklosen und wüsten Antisemitenthums ist es fast bedenklich, bei der objectiven Schilderung einer Persönlichkeit das Confessionelle hervorzuheben. In diesem Falle aber würde

es ein Verstoß gegen die Objectivität sein, darüber vorsichtig hinwegzugleiten. Nur aus der Mitte des provinziellen Judenthums heraus, so, wie es Lassalle schildert, und so, wie es unbewußt zu Duzenden von Malen zum Durchbruch kommt, ist dieser Ferdinand Lassalle vollkommen zu begreifen. Lassalle selbst bezeichnet sich wiederholt als einen echten vollblütigen Juden — nicht als einen von der nachgiebigen demüthigen Sorte, der sich schinden und placken läßt, er gehört zu den kampfeslustigen, zu den thatkräftigen und revolutionären Juden —, der die Schmach, die seinem Volke angethan wird, tief empfindet, und der wie der Maccabäer Einer in der Tiefe seines Herzens den Wunsch trägt, mit dem Schwerte in der Hand gegen seine Verfolger aufzutreten. Er würde „selbst das Schaffot nicht scheuen, könnte er die Juden wieder zu einem geachteten Volke machen.“ (Siehe 2. Februar.)

In dem Verhältniß zu seinen Eltern, mit denen er in vielen Punkten durchaus nicht einverstanden ist, über die es sogar an starken Worten nicht fehlt, zeigt sich doch immer wieder der eigenthümlich schöne Zug der tiefsten pietätvollen Verehrung und des unbedingten Gehorsams. Im elterlichen Hause leuchtet nicht immer die Sonne des Friedens. Lassalles Vater, Heymann Lassal, ist ein kleiner Haustyrann, ungeduldig und nervös. Ferdinand deutet das an vielen Stellen in unverkennbarer Weise an. Aber er fügt regelmäßig sogleich, als ob er das Bedürfniß fühle, sich wegen seiner Pietätlosigkeit zu rechtfertigen und das unwillkürlich ausgesagte Herbe zu beschwichtigen, die sicherlich durchaus redlich gemeinten Beteuerungen seiner unbegrenzten Liebe und Dankbarkeit für den guten, sorgenden und nachsichtigen Vater hinzu. Es giebt viel Streit in der Familie. Die Schwester Friederike befindet sich in einem Zustande chronischer Gereiztheit, und der ist eigentlich erklärlich. Sie ist mit einem gewissen L. so gut wie verlobt gewesen. Die zärtlichsten Briefe sind zwischen den jungen Leuten gewechselt worden. Das Verhältniß hat sich gelöst, und der frühere Bräutigam L. benimmt sich in unzarterster Weise. Er zeigt die Briefe Friederikens in der Stadt herum und bereitet seiner früheren Braut und deren Familie, vor Allem dem Vater, den schwersten Kummer. Inzwischen hat sich Friederike mit einem Vetter, Ferdinand Friedländer, der sich später Friedland nennt, verlobt. Dieser ist nach Paris gegangen, und die Abwesenheit des Bräutigams benutzen die übrigen Mitglieder der Lassal'schen Familie, die dieser Partie nicht grün gesinnt sind, dazu, um Friederiken gegen denselben einzunehmen. Eine Weile wird sie auch schwankend, und neue Verheirathungscombinationen erscheinen auf dem Platz. Aber schließlich bleibt Friederike doch standhaft und erwartet die Rückkehr ihres Bräutigams aus Paris. Dieser von der Familie schweigsam und laut gemißbilligte Brautstand macht das Haus des alten Lassal zu einem wenig gemüthlichen. Die Geschwister, Ferdinand und Friederike, vertragen sich schlecht. Zwischen den Eltern kommt es oft

zum Streit. Der Alte, der ein recht vermögender, aber nicht gerade reicher Mann ist, ist in allen seinen Rechnungen außerordentlich genau und ärgert sich namentlich darüber, wenn sein Sohn für Kleidung zuviel ausgiebt. Wegen einer solchen Toilettenfrage entspinnt sich zwischen Vater und Sohn einmal ein sehr heftiger Streit. Der alte Heymann prügelt seinen Jungen gehörig durch, und dieser fühlt sich in seinem Stolz so gekränkt, daß er beschließt, seinem Leben ein Ende zu machen. Er wird von seinem Vater daran verhindert, und dieser scheint nun wirkliche Reue wegen seiner übertriebenen Heftigkeit zu empfinden und überschüttet Ferdinand mit Beweisen der väterlichen Liebe und Zärtlichkeit.

Die Sprache im Hause Lassalles hat durchaus den Charakter seiner Herkunft, so daß zahlreiche Wörter und Wendungen in seiner Darstellung mit unterlaufen, zu deren Verständniß man den Rath eines der hebräischen Sprache Kundigen einholen muß.

Es ist übrigens bemerkenswerth, wie die Altlugheit in dem jungen Burtschen, man möchte sagen: geistlich großgezogen wird. Und er zeigt sehr deutlich die bei halbwachsenden jungen Leuten übrigens keineswegs seltene Neigung, mit Vorliebe den Verkehr mit Aelteren und Reiseren aufzusuchen, wenn er auch mit seinen Mitschülern und Altersgenossen nebenbei immer in regstem Verkehr bleibt. Aber zu den Aelteren, namentlich zu denen, die ihn für voll nehmen, wie Dr. Schiff und Borchert, fühlt er sich vor Allen hingezogen. Der erste consultirt den noch nicht Fünfzehnjährigen in einer galanten Liebesgeschichte, und Ferdinand giebt dem jungen Doctor gute Rathschläge, wie man sich Frauen gegenüber zu benehmen habe, deren Gunst man erwerben wolle. Mit Borchert behandelt er die ernsthaften Fragen des Berufs und dergleichen. Aber vor Allen wird ihm von den Seinigen in der Familie eine Stellung eingeräumt und eine Bedeutung beigelegt, die bei der Jugend Ferdinands sehr seltsam erscheint, um so seltsamer, als dasselbe Kind, dessen Stimme im Familienrathe eine große Beachtung findet, nebenher wieder wie ein dummer, ungezogener Junge behandelt wird. In der Angelegenheit aber, die die Familie zu jener Zeit am tiefsten bewegt, in der Frage, ob Friederike ihren Vetter Ferdinand Friedländer heirathen soll oder nicht, wird die Stimme des jungen Bruders nicht nur gehört, sie findet auch die ernsthafteste Beachtung. Mit beständlicher Nüchternheit und Geschäftlichkeit erörtert der junge Ferdinand mit den Seinigen für den Fall der Auflösung der Verlobung Friederikens mit ihrem Vetter die Eventualität einer anderen Verbindung. Er kennt ganz genau die Vermögensverhältnisse des neuen Heirathscandidaten, und er folgert aus den ihm bekannten Thatfachen die Forderungen, die Jener wohl aufstellen würde. Er berechnet sodann, was der Vater seiner Schwester geben werde, warnt die Mutter vor übertriebenen Opfern und schätzt die äußeren Vorzüge und die Bildung seiner Schwester auf zehntausend Thaler. (6. Februar.) Kurzum, er zeigt in dieser Sache, die mit voll-

kommenen Poesielesigkeit behandelt wird, die Gewandtheit eines handwerksmäßigen Heirathsvermittlers.

Die Bedeutung, die dem Jungen in den wichtigsten Fragen von den Seinen beigelegt wird, die Art und Weise, wie die in den Jahren Vorgerückteren mit ihm verkehren, sind dazu angethan, die Eitelkeit dieses ungewöhnlich veranlagten und aufgeweckten Halbjünglings zu schüren. Diese Eitelkeit ist in dem jungen Ferdinand in der That schon in hohem Grade entwickelt. Sie wird mit der Zeit geradezu maßlos. Mit Wohlgefallen notirt er, wie eine schöne junge Frau zu seiner Schwester sagt: „Ihr Bruder ist geistreich, und dies sehr,“ und wie diese darauf antwortet: „Wer zweifelt daran?“ (2. Januar.) „Ich hatte noch nicht gegläntzt,“ schreibt er nach einer Gesellschaft. Von einem jungen Menschen, mit dem er in einer Gesellschaft zusammentrifft, sagt er: „Der Hiel! Als wenn er, noch dreimal so groß als er ist, zu mir heraufblicken könnte!“ (23. Januar.) Ebenso verzeichnet er mit Freuden die Aeußerungen eines etwas Aelteren, der zu ihm sagt: „Sie sind ein wigiger Kerl, weit geschiedter, als Ihre Jahre vermuthen lassen. Wenn Sie fünf Jahre werden älter, da wird es die Welt nicht mit Ihnen aushalten.“ (15. Februar.) Er wundert sich darüber, daß einige seiner Mitschüler, „die mir doch, wie ich selbst sagen muß, an Talent, Auffassungsgabe, Genie, Beurtheilungskraft, Verstand, Geist nachstehen — und dies so weit!“ — gute Zeugnisse bekommen, während die seinigen recht unbefriedigend ausfallen. (21. Februar.) Und er vergleicht sich inmitten seiner Schüler mit dem feingebildeten Römer, der, unter wilde Völkerschaften verbannt, nehmüthig darüber klagt, daß er als Barbar gelte, weil er von ihnen nicht verstanden werde. Von dem Commis seines Vaters sagt er: „Ich bin ihm unendlich überlegen außer an Corpus, an Bildung, Tournüre, Geist, Verstand, Geld, Ansehen. (1. März.) Solche Aeußerungen eines für einen so jungen Menschen doch seltenen Selbstbewußtseins kehren noch häufig wieder, und es wäre wirklich nicht nöthig gewesen, den von seiner körperlichen und geistigen Ueberlegenheit mehr als nöthig durchdrungenen Jungen noch durch übel angebrachte Complimente in seinem Selbstgefühl zu stärken. Aber nicht nur schöne junge Damen sagten ihm in's Gesicht, daß er ein ganz merkwürdig kluger und geistvoller junger Mann sei, auch verständige Männer geizten mit ihrem Lobe nicht. Am 24. März hatte er eine Unterredung mit Borchert, der ihm in's Gesicht sagt, er sei kein gewöhnlicher Knabe: „ich sei genial, und es würde ihn um so mehr schmerzen, wenn mein Geist eine falsche Richtung nehme.“ Cassalle fügt hinzu: „Nun ist dieser Borchert ein Mensch, dem ich mehr glauben kann, als jedem Andern, weil er nicht schmeichelt. Zudem ist er ein Mann, der im höchsten Grade den sens commun besitzt. Dr. Schiff hat mir daselbe versichert. Ich werde anfangen es zu glauben.“ Diese Schlußworte sind in ihrer gewollten Naivetät nicht ganz aufrichtig. Er war längst von seiner Bedeutung tief durchdrungen.

Wie schon aus einigen Worten in den vorher angeführten Aeußerungen Lassalles ersichtlich ist, bildet sich der junge Mann nicht nur auf sein Genie und auf die Vorzüge seines Geistes sehr viel ein, er ist auch im Aeußerlichen eitel. Er klagt oft über die Beschaffenheit seines Anzugs. Er verzeichnet mit Wohlgefallen seine Triumphe auf einem Maskenscherze, zu dem er als Amor erscheint, und er freut sich darüber, daß er einen andern Amor durch die Anmuth seiner Erscheinung schlägt.

Aus dieser Eitelkeit erklären sich viele andere Unarten: sein vorlautes Wesen in der Gesellschaft Aelterer, seine Lust am Kratzen, seine Auffässigkeit gegen die Lehrer. In jeder größeren Gesellschaft kommt es zwischen dem jungen Ferdinand und irgend einem andern, weniger schlagfertigen und unbeholfenen Gaste zu einem kleinen Skandal, und die Sache verläuft immer so, daß Ferdinand maßlos ausfallend wird, den Andern blamirt und zu einem demüthigen Friedensschlusse zwingt. Auch mit einem Fremden den er im Circus trifft, bündelt er an, mit einem Herrn mit einer Reitpeitsche in der Hand, „der ich gern zu einer näheren Bekanntschaft mit seinen Ohren verholten hätte.“ (5. April.) Und vorlaut war er auch in der Schule. So schrieb er auf eine seiner natürlich schlechten Censuren: „Wahrheit und Dichtung.“ (28. Februar.) Und er scheint sich noch darüber zu wundern, daß er deswegen vom Lehrer einen Rüssel bekommt.

Er ist überhaupt ein miserabler Schüler. Er besitzt eigentlich alle Eigenschaften, die einen schlechten Schüler ausmachen. Sein Betragen läßt nahezu Alles zu wünschen übrig. Er betrachtet die Lehrer als seine geschworenen Feinde und beklagt sich beständig darüber, wie ungerecht er behandelt wird. Wir sprechen immer nur von seiner Breslauer Gymnasialzeit. Wir werden sehen, daß sich das Spiel auf der Handelschule in Leipzig noch fortsetzt und verschärft. Daß die Lehrer ihm nicht wohlgesinnt sind, ist durchaus erklärlich. Es kann ihnen nicht entgehen, daß ihr Schüler ungewöhnliche Verstandesgaben besitzt, eine leichte Auffassungsgabe, ein ausgezeichnetes Gedächtniß, eine für seine Jahre höchst beachtenswerthe Schärfe des Urtheils. Dem entsprechend sollten auch die Leistungen sein. Diese lassen aber sehr viel zu wünschen übrig. Denn der junge Ferdinand ist namenlos faul. In dem ganzen Tagebuch, in dem er alles Mögliche mit vollkommenster Genauigkeit verzeichnet, findet sich auch nicht eine einzige Andeutung über eine Schularbeit, die er zu Hause gemacht hat. Was er treibt, wenn die Klasse geschlossen ist, werden wir später sehen. Für die Schule arbeitet er jedenfalls nicht. Seine Exercitien erledigt er in der Zeit, die uns beschäftigt, immer in der Klasse selbst, und zwar gewöhnlich in der Stunde, bevor die schriftlichen Arbeiten abgegeben werden müssen. Er findet es ganz selbstverständlich, daß er die Exercitien nicht selber macht, sondern abschreibt, und er ist empört über die Ungeschicklichkeit eines Mitschülers, der ihm das Heft verweigert. Mit einer drahti-

sehen Anschaulichkeit, die in Jedermann eine freundliche Erinnerung an überstandene Schülerleiden auf den Bänken des Gymnasiums wachrufen wird, schildert er seine Leiden und seine Angst, als der erwartete Succurs ausbleibt. (24. Februar.) Während der Stunde selbst ist er zerstreut, weiß gar nicht, wovon die Rede ist, und als er aufgerufen wird, nimmt er seinem Nachbar ganz ruhig das Buch weg und liest aus diesem ab. Er macht sich auch nicht das geringste Gewissen daraus, wenn es ihm gerade paßt, zu schwänzen. An einem Sonntag hat er sich amüfirt. Dienstag und Mittwoch ist die Schule geschlossen. Da schreibt er am Montag: „Heut will ich nicht erst hingehen. Ich bekam Leibschmerzen.“ fügt er mit trockener Komik hinzu. (2. März.) Ein andermal geht er zu spät von Hause weg, und um nicht zu spät zu kommen, schwänzt er lieber ganz, sucht einen guten Freund auf, vespert mit diesem, und die jungen Leute spielen Karten. (16. März.) Am 19. März schreibt er: „Ich hatte mir schon längst einmal vorgenommen, zu schwänzen, und that es heut.“ Da sucht er seinen Freund im Geschäft auf und frühstückt mit ihm. Als er zu einer Hochzeit eingeladen ist, schreibt er sich selbst einen Entschuldigungszettel mit der gefälschten Unterschrift seines Vaters, verläßt die Schule schon um zehn Uhr, geht zum Conditor und von da zum Friseur. (23. Januar.)

Und dieser ungezogene Bengel wundert sich darüber, daß er schlechte Zeugnisse bekommt. „Conduiten“ wurden diese Zeugnisse auf dem Breslauer Gymnasium genannt. Und da diese nicht nach dem Wunsche des Secundaners ausfielen, und er unangenehme Auftritte mit seinem heftigen und leicht erregbaren Vater fürchtet, so macht er kurzen Proceß. Er fälscht die Unterschriften seiner Eltern. Zunächst unterschreibt er den Namen seiner Mutter. Und er macht einen recht übelangebrachten Witz, indem er sagt, seine Mutter habe ja Procura. Schließlich fällt dem Lehrer auf, daß seit einer geraumen Zeit niemals der Vater unterschreibt, und er verlangt, daß das nächste Zeugniß unbedingt vom Vater unterschrieben werden solle, sonst werde er mit ihm sprechen. Nun bekommt Ferdinand allerdings einige Angst. Aber mit der ihm eigenthümlichen Freude am Debuciren und Spintifiren macht er sich klar, daß er eigentlich sehr wohl berechtigt sei, auch die Unterschrift seines Vaters in diesem Falle zu fälschen. Denn sein Vater nahm die Geschichte viel zu tragisch. Er würde sich viel mehr über ein schlechtes Zeugniß ärgern, als es die Sache verdiene. Und so macht er sich denn schließlich kein Gewissen daraus, auch den gefälschten Namen seines Vaters unter die Censur zu setzen. Es geht ihm durchaus nicht nahe. Er wickelt darüber sogar in recht unverantwortlicher Weise. „Am andern Tage brachte ich meine Censur vom Vater unterschriebne, nämlich von mir, der ich nach Bedürfniß Vater, Mutter und Sohn bin.“ (28. Februar.) Diese Fälschungen verübt er seit geraumer Zeit mit dauerlicher Regelmäßigkeit. Schließlich kommt die Geschichte heraus, und sie ist der eigentliche Grund, daß Ferdinand, der sich auf dem Gymnasium

zu Breslau nicht mehr halten kann, den Entschluß faßt, Kaufmann zu werden.

Die Angabe der früheren Biographen Lassalles, daß Ferdinand von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt sei, und daß er widerstrebend sich dazu habe gewissermaßen zwingen lassen, wird durch die nachstehenden Aufzeichnungen vollkommen widerlegt. Im Gegentheil, der alte Lassal würde es offenbar lieber sehen, wenn sein Sohn studirte. Aber Ferdinand selbst drängt seinen Vater dazu, ihn aus Breslau fortzunehmen. Er selbst will Kaufmann werden.

In diesem Abschnitt seines Lebens deutet in der That außer einem angeborenen Talente noch nichts darauf hin, daß Ferdinand Lassalle jemals in der Wissenschaft eine Rolle spielen werde. Der Wissensdrang und die Freude an der Arbeit erwachen erst viel später in ihm. Für's Erste er-
lebt er nothdürftig und unlustig seine Klassenpensa und fast immer in der Schule selbst. Sobald er die Schule verlassen hat, hat er keine andere Sorge, als die langweiligen Lehrstunden zu vergessen. Er geht spaziren, besucht seine Freunde, kneipt in allen möglichen Conditoreien Breslaus herum und spielt wie eine alte Spielratte täglich stundenlang entweder Billard oder Kartenspiele, besonders Dnxe-et-demi, Écarté, Sechszundsechzig und mitunter auch Bierfuß. Außerßdem lernt er noch Whist in der Zeit. Auch im Schach versucht er sich. Im Billard hat er es schon zu einer bemerkenswerthen Vollkommenheit gebracht. Er gewinnt beinahe immer. In den nachstehenden Aufzeichnungen haben wir die meisten Angaben des jungen Ferdinand Lassalle über sein Spielconto gestrichen, sie bieten kein Interesse; wir haben nur diejenigen stehen lassen, die uns charakteristisch erscheinen.

Er ist der richtige Bummelfrige. Man sehe nur, was er an einem einzigen Tage leistet. (18. Januar.) Er spielt zunächst sechs Partien Billard mit einem Freunde, von da geht er zum Conditior, von da in eine andere Wirthschaft, wo zwei Boules gespielt werden, darauf spielt er wiederum drei Partien, dann spielt er noch mit einem Andern wenigstens drei Partien, dann geht er nach Hause, spielt mit der Mutter Écarté und schließlich mit einem Hausfreund noch Dnxe-et-demi. Und so ähnlich verlaufen alle Sonntage. Aber auch an Wochentagen spielt er sehr oft und, nach dem Quantum der Partien zu urtheilen, sehr lange. Wenn er viel verliert, gelobt er jedesmal Besserung, aber die guten Vorsätze halten nicht lange an.

Für einen Secundaner ist sein Budget ziemlich reich bemessen; seine Ausgaben an Karten- und Billardgeld, an Consum in den verschiedenen öffentlichen Wirthschaften, namentlich in den Conditoreien, und an Spielverlust sind nicht geringe, und er ist sehr oft in Geldverlegenheit. Er sucht seine Finanzen dann wohl auch auf andere Weise aufzubessern. In kleinen Tauschgeschäften, die allerorten unter den Schülern gang und

gäbe sind, bewährt er eine merkwürdige Schlaueit und eine kaufmännische Klugheit, die ihn auch zu jener Carriere, für die er sich zunächst bestimmt hat, besonders zu qualificiren scheint. Er tauscht alles Mögliche, Bücher, Uhren u. s. w., und immer mit Gewinn. Er schachert auch mit seiner Mutter. Er kauft von einem Freunde ein Federmesser für siebeneinhalb Silbergrotschen und bietet es seiner Mutter für zehn Silbergrotschen an. (29. Februar.) Am Sonntag den 15. März schreibt er freudig auf, daß es ihm gelungen ist, sein Federmesser an Mama zu verkaufen, für zehn Silbergrotschen, „zwei gute Groschen Profit.“

Ganz scrupulös geht er übrigens in seinen finanziellen Operationen nicht immer zu Werke. Er leiht ein Buch, das er sehr lange behält, und der Besitzer beansprucht dafür vier Groschen. Er hat das Buch an einen gewissen Bamberger weitergeliehen, und diesem Bamberger „preßt“ er wirklich die vier Groschen ab, wie er selbst schreibt. „Kern aber,“ (der Besitzer) fügt er hinzu, „wird einen Stupp in die Zähne bekommen statt vier Groschen.“ (9. Januar.) Von seinem Vater läßt er sich fünf Silbergrotschen für den Pedell geben, giebt diesem aber bloß zweieinhalb. (14. Januar.) Der Leihbibliothekar fordert für einen andern lange behaltenen Band wieder Strafgeld. Ferdinand erklärt, daß er durchaus nicht gesonnen sei, dies Strafgeld zu bezahlen. „Auf jeden Fall“ bemerkt er dann, „preßte ich Bamberger wieder vier gute Groschen ab.“ (16. Januar.)

Der Fluch der bösen That, daß sie forzeugend Böses muß gebären, wirkt auch hier verhängnißvoll weiter. Die Fälschung der Unterschrift unter den Zeugnissen nöthigt Laffalle, die Wahrheit den Lehrern wie den Eltern gegenüber beständig zu entstellen. Und so geräth er denn in das gewohnheitsmäßige Lügen hinein. Er schreibt also seinem Vetter nach Paris, daß es um die Verlobung mit Friederiken gut stehe, obwohl er von dem Gegentheil überzeugt ist. (10. Januar.)

Die Zusammenstellung der Jugendünden, die sich Ferdinand als Secundaner zu Schulden kommen läßt, wirkt in unserer Schilderung vielleicht zu stark. Es sind allerdings böse Dummejungenstreiche, die Ferdinand Laffalle verübt. Aber daneben spricht aus den Seiten dieses Tagebuches auch sehr Vieles, das uns durchaus angenehm und freundlich berührt, und daß uns dafür bürgt, daß es sich in der That nur um leichtsinnige Streiche eines ungezogenen Schlingels handelt, nicht aber um wirkliche Gemeinheiten. Seine Herzensfreundschaft mit Isidor Gerstenberg ist rührend, echt und wahr, seine starke Liebe für seine Verwandten, besonders für seinen Vater, lauter wie Gold. Er selbst charakterisirt sich wohl am richtigsten, wenn er schreibt: „Ich weiß nicht, wie es kommt, ich spiele alle Sonnabend Billard, was mir mein Vater doch so streng verboten, unterschreibe mir meine Conduiten, was doch ebenfalls Unrecht ist, und liebe meinen Vater doch bis zur Ekstase, wie ein Kind nur lieben kann. Ich würde freudig mein

Leben hingeben, wenn ich ihm nützen könnte, und doch . . . Aber das kommt von meinem Leichtsinne. Im Grunde des Herzens bin ich gut." (14. Januar.)

Ja, er ist gut, aber er ist eben leichtsinnig und vor allen Dingen unglaublich leidenschaftlich. Er hat Recht, wenn er am ersten Tage seiner täglichen Aufzeichnungen von seinem sanguinischen Temperamente spricht. Die Leidenschaft treibt ihn dazu, dem Gedanken des Selbstmordes näher zu treten. Als sein Vater ihn geprügelt hat, will er sich ins Wasser stürzen. (29. Januar.) Und als die Fälschung der Unterschriften herauskommt, schließt er sich in sein Zimmer ein und grübelt wieder über die große Frage des Seins oder Nichtseins (13. April), und nur die Liebe für seine Eltern bestimmt ihn dazu, den Selbstmordgedanken aufzugeben. Gewiß ist viel Pathos der Unreife und jugendliche Uebertreibung dabei, aber als eitel Flunkerei darf es nicht betrachtet werden. Das Tagebuch ist von Anfang bis zu Ende vollkommen ehrlich und aufrichtig, es darf nicht daran gezweifelt werden, daß der leidenschaftliche junge Mensch nach der demüthigenden Strafe und in der Verzweiflung über seine Unthaten als Schüler dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen, wirklich nahe getreten ist.

Es ist auch etwas durchaus Ungewöhnliches, daß ein Knabe in dem Alter so leidenschaftlich, so glühend haßt, wie Ferdinand Lassalle. Und mit dem Gefühl des Hasses empfindet er sogleich auch den herrischen Drang der Wiedervergeltung. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und er leistet fürchterliche Eide, daß er nicht ruhen, nicht rasten werde, bis er sich gerächt habe. In einem Zank mit der Schwester wirft er sich auf die Kniee und schreit mit einem solchen Aufwande von Kraft, daß seine Stimme heiser wird: „Gott, Gott, gieb, daß ich nie diese Stunde vergesse! Schlange mit Deinen Krokodilstränen, diese Stunde sollst Du bereuen! Bei Gott! ich schwöre es! Und lebt' ich fünfzig, und lebt' ich hundert Jahre, ich will sie auf dem Todtenbette nicht vergessen! Aber Du sollst es auch nicht!" (11. Januar.) Dem Manne, der die Ehre seiner Schwester zu beslecken sucht, ruft er nach: „Fluch auf ihn! Und wahrte es noch zwanzig Jahre, ich werde zu strafen und die beleidigte Ehre meines geliebten Vaters zu rächen wissen!" (12. Januar.) Als er verzeichnet, daß er in der Schule von einem Lehrer schlecht behandelt sei, schreibt er: „Geduld, Geduld, die Zeit wird kommen!" Von einem Mitschüler, der ihn schadenfroh ansieht, schreibt er: „Dieser Blick hat auch in mir Haß gegen ihn entzündet, Haß, der, bei meinem Wort, lange wahren soll, bis er sich gekühlt hat. Ich hasse außer ihm nur noch einen Menschen, und das ist L. (der frühere Bräutigam seiner Schwester). Aber bei Gott! dieser Haß wird ewig dauern! Tod ihm! Elend! Vernichtung werde ich bis zu meinem letzten Augenblicke ihm wünschen und, bei Gott! es nicht beim bloßen Wünschen bewenden lassen! Selbst Hand an's Werk gelegt!" Ja, er steigert diese Verwünschungen noch. Mit der alttestamen-

tarischen Wuth einer Deborah erhebt er sich und flucht: „Den schrecklichsten Fluch über mich selbst, wenn ich ruhe, bis ich gerächt, fürchterlich gerächt habe an diesem Hund meine Schwester, meinen Vater! Wenn ich je daran vergeße, will ich verflucht sein, hier und dort. Wenn ich ihm die Leiden nicht zehnfach zurückerstatte, die er meinem Vater, meiner Schwester zugefügt, möge ich verdammt sein! Gott, du hörst es.“ (8. März.)

Und mit dieser Wiedervergeltung paßt er durchaus nicht. Er empfindet eine innige Schadenfreude, wenn es seinen Feinden schlecht ergeht. Man glaubt mitunter den Psalmisten zu hören, der die Vernichtung seiner Feinde inbrünstig erfleht. Er jauchzt auf, als er einen Menschen krank geärgert hat. (1. März.)

Als ich diese leidenschaftlichen Stellen las, mußte ich lebhaft desselben Laffalle gedenken, wie ich ihn später, 1864, in Hierlohn auf der Rednerbühne vor den Tausenden der Arbeiter mit erhobener Rechten, mit flammenden Augen dastehen sah und mit fürchterlich donnernder Stimme ausrufen hörte: „Das haben die Bourgeois der Fortschrittspartei für Euch Arbeiter gethan! Schwört mir, schwört, daß Ihr es ihnen gedenken wollt!“ Der Mann aus dem Jahre 1864 und der Mann aus dem Jahre 1840, sie sind in Wahrheit ein und dasselbe Wesen.

Sehen wir uns nun die Umgebung des jungen Ferdinand Laffalle zu Anfang des Jahres 1840 etwas näher an. Ich bin in diesen Angaben über die Breslauer Verhältnisse, Persönlichkeiten und Localitäten, die zum vollen Verständnisse der nachstehenden Blätter unerlässlich sind, und auf die der Leser öfter zurückzugreifen genöthigt sein wird, da ich die Laffalle'schen Aufzeichnungen nicht mit einem Ballast von Fußnoten beschweren möchte, von einem Breslauer Jugendfreund Ferdinand Laffalles in dankenswerthester Weise unterstützt worden.

Laffalles Vater wohnte in dem ihm gehörigen Eckhause der Schloßstraße und des Rothmarktes, an dessen Hinterfront die jetzt zugeschüttete Ohle vorbeisloß. In diesem aus den zwanziger Jahren stammenden Gebäude hatte Laffalles Vater, der ein beträchtliches Engroßgeschäft in Seiden- und Textilwaaren betrieb, einen offenen Laden, in Breslau wie auch in einigen anderen Städten „Gewölbe“ genannt, und in diesem Hause wohnte auch die Familie. Der alte Heymann Laffal war eine stattliche, vornehme Erscheinung, groß und kräftig gebaut, mit klugem und angenehmem Gesicht. Er lebte in guten Verhältnissen und erfreute sich eines vortrefflichen Rufes. Er war heftig, bisweilen sogar jähzornig, im Grunde aber ein braver und seinen Sohn zärtlich liebender Vater. Mit der Mutter, die immer klagte, war das Leben nicht ganz bequem, dazu kam noch, daß Frau Laffal schwerhörig war. Vor Allem war es die Gewohnheit des alten Laffal, jeden Nachmittag in die kaufmännische Ressource zu gehen — es war dies eine gesellige Vereinigung, ähnlich dem Berliner Bruderverein —, die oft zu häuslichen Scenen führte.

Friederike, das älteste Kind, war ein schönes, frisches, lebhaftes Mädchen, Ferdinand ein gleichfalls sehr hübscher Bursch, für sein Alter eher groß als klein, von guter Haltung, der Kopf auffallend rund, mit üppigen, dunkelblonden, krausen Haaren, hoher Stirn, gerader Nase und großen, klugen, blauen Augen. Außer den beiden Kindern lebte im Lassal'schen Hause noch eine Waise, Emilie, die halb Familienmitglied, halb Diensthote gewesen zu sein scheint. Außerdem erfahren wir gelegentlich, daß in dem Hausstande noch eine Schleußerin — bei uns nennt man es Hausmädchen — und eine Köchin beschäftigt sind. Unten im Gewölbe werden die Geschäfte außer vom Vater von dem Commis Orgler besorgt. Als Hausärzte lernen wir die Doctoren Guttentag und Paetzold, einen tüchtigen Chirurgen, kennen.

Die nächsten Anverwandten sind die Familien Friedländer. Der eine Onkel Friedländer und seine Tochter Dorchchen verkehren viel im Hause. Sein Sohn, von Lassalle gewöhnlich als „Vetter Ferdinand“ bezeichnet, hatte sich mit Friederiken verlobt. Dieser Ferdinand Friedländer, der sich später Chevalier Friedland nannte, war ein sehr begabter und unternehmender junger Mann. Er hatte mit dem Herzog Descazes eine Reise nach Persien gemacht, Ausgang der dreißiger Jahre. Ohne eine regelrechte polytechnische Bildung genossen zu haben, leistete er doch als Ingenieur sehr Beachtenswerthes. Er war es auch, der die Gasbeleuchtung für Breslau einführte und organisirte. Später zog er nach Prag. Seine Klugheit und sein Geschick wurden überall anerkannt. Er galt auch als ein sehr lebenswürdiger Mensch, und sein Charakter wurde von Niemand bemängelt, aber er stand, man weiß nicht recht, weshalb, im Rufe, ein wenig Abenteuerer zu sein. Wir werden sehen, daß Ferdinand, als er seiner Schwester die Verlobung mit dem Vetter ausreden will, das auch gegen diese äußert. Später ändert der junge Ferdinand Lassalle sein Urtheil über den Vetter. Im zweiten Abschnitte werden wir sehen, daß Ferdinand seinen Widerstand vollkommen aufgegeben hat und dem lebenswürdigen, klugen und welterfahrenen Vetter aus Paris das günstigste Zeugniß ausstellt.

Von den Verwandten Lassalles wird endlich noch Tante Burgheim genannt, eine ehrwürdige Matrone.

Die jüdische Gemeinde Breslaus war zu jener Zeit in zwei Lager gespalten. An der Spitze des einen stand der streng orthodoxe, die rituellen Formen mit Starrheit aufrecht erhaltende Oberrabbiner Tictin. Diesem gegenüber wurde von den Freisinnigen der sehr kluge, unterrichtete und des Wortes in hohem Grade mächtige Rabbiner Dr. Geiger angestellt, der zu den intimsten Freunden des Lassal'schen Hauses gehörte. Die Eltern besuchen an jedem Sabbath den Tempel, in dem Dr. Geiger predigt, und auch der junge Ferdinand begleitet die Eltern oft dahin. Die Geiger'schen Predigten machen auf den jungen Mann einen tiefen Eindruck.

Zu den Hausfreunden gehören noch die Mitglieder der Familie

Stutisch, Liebig (Weinhändler), Zedig, Wollheim, von denen Mathilde und Siegfried Wollheim namentlich aufgeführt werden (wohl Geschwister des in Berlin vor einigen Jahren verstorbenen bedeutenden Kohlenhändlers Casar Wollheim). Ferner verkehren in dem Hause ein Dr. Schiff, der zur Zeit als Gast in Breslau weilt, und Borchert, ein sehr begabter Mann, der später politisch Carriere macht und auch Abgeordneter wird. Dieser ist es, der eigentlich Lassalles zukünftige Bedeutung zuerst in vollster Klarheit erkennt und die Unvorsichtigkeit begehrt, mit dem ganz jungen Menschen darüber offen zu sprechen. Wir machen dort auch die Bekanntschaft mit Brainersdorf, der als witziger galanter Gesellschafter sich in den Kreisen, in denen die Familie Lassal verkehrt, einer großen Beliebtheit erfreut. Ein Freund des Hauses, Warschall, stirbt. (31. Januar.) Ueber zwei Hochzeiten, die Dr. Langendorfsche (23. Januar) — Dr. Langendorf stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie — und die Landsbergerische (1. März) wird ausführlich berichtet. Landsberger, einer der drei Socien der Firma S. L. Landsberger, gehörte zu den vornehmsten Kaufleuten Breslaus. Die Firma, deren beide andere Inhaber die Herren Commerzienrath Friedlaender und Ullmann — Schwager von Ferdinand Friedlaender — waren, besaß außer einem beträchtlichen Wollgeschäft erheblichen Grund- und Grubenbesitz in Oberschlesien. Sie steht noch heut in hohem Ansehen. Bei diesen und anderen geselligen Gelegenheiten werden noch sehr viele Familien genannt, über die an dieser Stelle nichts Besonderes zu sagen ist.

Lassalle hatte zunächst das reformirte Gymnasium besucht. Die Gründe, die ihn veranlaßt haben, dasselbe zu verlassen, sind uns nicht bekannt. Sie lassen sich ohne Mühe errathen. Lassalle wird auf dem reformirten Gymnasium ein eben so schlechter Schüler gewesen sein, wie im Magdalenen-Gymnasium, und sich dort eben so wenig wohlgeföhlt haben wie hier. Zur Zeit unseres Tagebuches, Januar 1840, war er Secundaner des Magdalenen-Gymnasiums. Die Lehrer dieser Anstalt, die er nennt, und die ohne Ausnahme von dem Schüler wenig freundliche Censuren bekommen, sind der Director Dr. Schönborn, Dr. Tschirner, der wohl sein Ordinarius gewesen sein wird, Rudiger, der französische Lehrer, Hiller und Röcher. Unter den Mitschülern Lassalles finden wir die Namen Köhler, Sohn des Organisten an der Elisabethkirche, der als Gymnasiast ein ganz ungewöhnliches Zeichentalent verrieth, Meißner, Professor an der Berliner Universität und Geh. Regierungsrath, Hahn, den früheren Leiter unseres ministeriellen Preßbureaus, Herausgeber der „Provinzialcorrespondenz“ und der Bismarckschen Reden — dieser Hahn ist im echten Schülersinne Lassalles gehäßtester „Feind“ —, Haber, einen Verwandten von Siegmund Haber, dem bekannten Humoristen, Verfasser des Lustspiels „Ein Stündchen auf dem Comptoir“ und Redacteur des „Ulk“, und Andere.

Lassalles beste Freunde sind die beiden Gerstenberg, die Söhne eines

Lotteriellecteurs. Der ältere, Samuel, war ein ruhiger, tüchtiger Kaufmann, der aus seinem bescheidenen Wirkungskreise nie herausgetreten ist.

Am nächsten Lassalles Herzen steht aber der jüngere Gerstenberg, Isidor, der damals etwa siebzehn Jahr alt war, und für den er die wärmsten Gefühle aufrichtiger Freundschaft empfindet. Dieser Isidor Gerstenberg, der mit großen Verstandesgaben und edlen Charaktereigenschaften ausgestattet war, machte dann auch später eine glänzende Carriere. Von Breslau aus begab er sich nach kurzem Aufenthalt bei seinem Onkel Louis Gerstenberg in Hamburg nach England, blieb einige Zeit in Manchester, und ließ sich dann in London dauernd nieder. Dort erwarb er sich durch seine Tüchtigkeit und seinen Ideenreichthum eine der ausgezeichnetsten kaufmännischen Stellungen. Nachdem er durch den längeren Aufenthalt die Zulassung zum Stockexchange erlangt hatte, gewann er sehr bald das Vertrauen der größten Londoner Geschäftsleute. Er war der Erste, der die Idee anregte und durchführte, zu gemeinsamem Schutz der Inhaber fremder Werthpapiere, die durch die Unzuverlässigkeit der fremden Regierungen stark gefährdet waren, eine Vereinigung aller Theilnehmen zu bilden, um mit vereinten Kräften die Rechte der in ihren Interessen bedrohten Besitzer solcher zweifelhaften Werthpapiere, die Inhaber von Obligationen fremder Staatsschulden, zu schützen. Auf seine Veranlassung und unter seiner regsten Thätigkeit entstand die Gesellschaft der Bondholders. Diese Coalition sollte mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, durch die Presse, durch Intervention der diplomatischen Vertreter, durch Delegirte, die von der Gesellschaft eventuell an Ort und Stelle zu senden wären, die Schuld der säumigen Zahler eintreiben oder dafür eventuell andere Werthobjecte Ueberlassung von Ländereien und dergleichen, durchsetzen, mit einem Worte: das europäische Kapital nach Kräften schützen. Die Idee fand großen Anklang und leistet noch bis zu diesem Augenblick der kaufmännischen Welt die erheblichsten Dienste. Isidor Gerstenberg erhielt den Ehrenposten eines Kanzlers dieser Bondholders-Gesellschaft. Er selbst gewann bei diesem Unternehmen ein beträchtliches Vermögen. Ebenso waren andere großartige kaufmännische Unternehmungen, an deren Spitze er stand, für ihn in hohem Grade gewinnbringend. Er war es unter Anderm, der die erste telegraphische Verbindung zwischen England und dem Continent, das Kabel zwischen Dover und Calais, herstellte. Das Vermögen, das er sich durch seine großartige kaufmännische Veranlagung und seinen Unternehmungssinn erworben hatte, wurde auf etwa eine Million Pfund Sterling geschätzt. Einem Freunde erzählte er einst lächelnd, daß er in Ecuador Ländereien im Umfange von 2700 Quadratmeilen besitze, die er für eine schlechte Schuld übernommen hatte. Isidor Gerstenberg besaß auf allen Gebieten ein umfassendes Wissen. Er war Autodidakt im besten Sinne des Wortes. Er verkehrte in London mit der ausgewähltesten Gesellschaft. Auch Lothar Bucher, der damals als Correspondent

der „National-Zeitung“ in London lebte, gehörte zu Gerstenbergs intimem Verkehr. Wahrscheinlich hat Gerstenberg die Bekanntschaft Buchers mit Lassalle vermittelt. Wir wissen, wie sich diese beiden bedeutenden Männer später näherten, und besitzen in dem meisterhaftesten Pamphlet der neueren Zeit „Julian Schmidt, der Literaturhistoriker“ ein dauerndes Zeugniß dieser geistigen Eintracht. Auch Ferdinand Freiligrath war ein intimer Freund Isidor Gerstenbergs. Von Allen, die ihn näher kennen, wird Isidor Gerstenberg als ein großartiger kaufmännischer Kopf, als ein ideenreicher solider, mit der Macht des Kapitals ausgestatteter Großkaufmann bezeichnet, als ein Unternehmer im größten Stil, kühn und dabei doch ruhig, muthig und besonnen.

Isidor Gerstenberg hatte ein tragisches Ende. Bei einem seiner bedeutenden Unternehmen hatte er erhebliche Verluste erlitten. Er war eifrig beschäftigt, diese Schäden möglichst zu verringern und zu erhalten, was zu erhalten war. Da brach in einer seiner Fabriken eine Explosion aus, die ihn zwar selbst nicht beschädigte, aber die Ausdünstungen, die er einathmete, machten ihn zeitweilig leidend. Sein Kopf war benommen, seine Athmungswerkzeuge hatten gelitten. Um Genesung von seinem Leiden zu suchen, wollte er sich — es war im Jahre 1876 — nach einem Kurort begeben. Bei der nächtlichen Ueberfahrt von Dover nach Calais fühlte er sich in der Kajüte nicht wohl, ging auf Deck und spazierte dort auf und ab. Dabei hatte er das Unglück, in den durch einen unverzeihlichen Leichtsinns oben nicht geschlossenen und nicht beleuchteten Maschinenraum zu stürzen, wo er von den eisernen Armen gepackt und zerquetscht wurde. Freilich wollte die Gesellschaft, um den Vorwurf des frevelhaften Leichtsinns von sich abzuwälzen, die Behauptung aufstellen, Gerstenberg sei nicht bei Sinnen gewesen. Aber die Aussage der glaubwürdigen Zeugen lassen das Gegentheil mit Bestimmtheit annehmen, und festgestellt ist, daß der Maschinenraum finster und daß die Oeffnung nicht vergittert war. Isidor Gerstenberg hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen, das freilich nicht ganz so bedeutend war, wie man geglaubt hatte, aber das immerhin noch ein sehr beträchtliches genannt werden darf, etwa zehn Millionen Mark. Auch nach den Aufzeichnungen des jungen Ferdinand Lassalle erscheint der damals noch blutjunge Isidor Gerstenberg als ein durch und durch sympathischer und liebenswürdiger Mensch.

Mit ihm und anderen Freunden besucht Lassalle regelmäßig und natürlich verbotener Weise wohl so ziemlich alle Conditoreien und Kneipen Breslaus des Jahres 1840. Da lernen wir kennen „das Häsel“, die Wirthschaften und Conditoreien von Hesse, Rastner, Manatschal, Orlandi, Klosse. Da wird auch mehrfach das Etablissement von Kroll genannt, das der junge Ferdinand mit seinen Eltern und den Freunden seiner Familie besucht, ein großartiges Glashaus mit Vergnügungsgarten. Auch von der

Restauration, in der der Rheinländer Hüther die damals noch sehr seltenen Auktern nach Breslau brachte, ist die Rede.

Der mehrfach genannte Kern ist Buchhändler und in einer Leihbibliothek angestellt.

Für Diejenigen, die Breslau nicht kennen, ist noch zu bemerken, daß das einigemal erwähnte Kleinburg, das jetzt eine zum Stadtbezirk gehörige Vorstadt ist, damals noch von der Stadt durch eine drei Viertelstunden lange Chaussee getrennt war. Klettendorf liegt eine Viertelmeile hinter Kleinburg.

Der erste Abschnitt des Tagebuchs, 1. Januar bis Mitte April, den wir „Schüler-Leid und -Luft in Breslau“ überschrieben haben, ist zwar der weniger bedeutende, aber er hat immerhin für die Kenntniß des Lebens und Wesens Ferdinand Lassalles eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit. Er zeigt uns, wie dem Breslauer Secundaner durch allerhand dumme Streiche das fernere Verbleiben auf dem Gymnasium unerträglich wird, und welche besonderen Thatfachen ihn dazu veranlassen, seinen Vater dringend zu bitten, ihn von der Lateinschule wegzunehmen und ihn Kaufmann werden zu lassen. Für die Kenntniß der äußeren Lebensumstände des jungen Lassalle und seines Charakters sind diese Blätter in hohem Grade bezeichnend. Ihren vollen Werth erlangen sie indessen erst im Zusammenhang mit dem zweiten Abschnitt, in dem die Frage, wie sich die Zukunft gestalten werde, die im ersten Abschnitte sich nur schüchtern regt und nur unbewußt zum Ausdruck gelangt, mit Klarheit und Entschiedenheit an den jungen Mann herantritt und energigisch beantwortet wird. Allen diesen Seiten, den in Breslau, wie den in Leipzig geschriebenen, ist Eines gemeinsam: die vollkommene, mitunter die Brutalität streifende Aufrichtigkeit. Diese schonungslose Ehrlichkeit dünkt uns die vornehmste Eigenschaft dieser Aufzeichnungen zu sein. Um ihretwillen sehen wir dem jugendlichen Strich, der sein Programm, sich selbst gegenüber wahr zu sein, mit eiserner Consequenz durchführt, so Manches nach, was unter heuchlerischer Beschönigung unverzeihlich sein würde.

In diesen Selbstbekenntnissen eines ungewöhnlich gezeichneten Jungen zeigt sich der Zwiespalt während seines Werdepoces in reizvollsten Lichte. Auf der einen Seite haben wir es mit einem richtigen Kinde zu thun, mit kindlichen Unarten, kindlichem Uebermuth und kindlichem Schmerz. Auf der andern Seite glauben wir beinahe schon einem Manne gegenüberzustehen, der unheimlich fertig ist, von dem sich Erwachsene Rath erbitten, der in den wichtigsten Familienfragen seine Stimme erhebt, der im zweiten Abschnitt nach allerlei seelischen Schwankungen schließlich zielbewußt das Programm seiner Zukunft aufstellt, der als noch nicht Sechzehnjähriger durch den dunklen Drang, der ihn ganz beherrscht, mit Gewalt schon nach jener Richtung hingetrieben wird, die er später mit klarer Erkenntniß einschlägt, der sich als Kämpfer, Redner, Agitator fühlt und ohne besondere Mühe, wie es scheint, seinen vertrauenden Vater dazu bestimmt, ihm zu

gestatten, sich auf diese Thätigkeit, die er als seine Lebensaufgabe betrachtet, wissenschaftlich vorzubereiten. Ob es nun gerade der rechte Weg ist, das soll hier nicht entschieden werden. Die durchbringende Schärfe des Verstandes, die vollkommene Rücksichtslosigkeit, der leidenschaftliche Haß gegen alle diejenigen, die ihm entgegenstehen, der feste Entschluß, da, wo Ueberredung nichts hilft, zur Gewalt zu greifen, — all' diese Eigenthümlichkeiten finden schon in diesen intimen Aufzeichnungen des knabenhaften Jünglings einen erstaunlich charakteristischen Ausdruck.

Am wohlthuendsten berührt im Gegensatz zu diesen Härten und Schärfen das innige und herzliche Verhältniß, das ihn an seine Verwandten knüpft. Mit seiner Schwester Friederike steht er zwar zunächst im elterlichen Hause nicht auf gutem Fuß, aber die Beziehungen bessern sich mit der Zeit immer mehr, und sobald von außen her seiner Schwester Unannehmlichkeiten drohen, tritt er mit der leidenschaftlichen brüderlichen Liebe unbedingt für sie ein. Er ist keineswegs blind für die Schwächen seiner Eltern, aber immer und überall kommt das kindliche Gefühl der Unterordnung, auch da, wo sein Verstand mit den Anordnungen seiner Eltern nicht einverstanden ist, — eine tiefe und wahre Pietät und eine zärtliche echte Kindesliebe zum Durchbruch. Besonders im zweiten Abschnitt, da er fern von den Seinen weilt, wird ihm bewußt, wie er mit allen Fasern seines Seins mit den Seinigen unlösbar verbunden ist. Und wenn er seines herzensguten Vaters gedenkt, findet er nicht genug Worte überschwänglicher Dankbarkeit.

In dem ersten Abschnitt, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen haben, wird der junge Secundaner von den selbstverschuldeten Schulsorgen und von dem innigsten Verlangen, möglichst bald aus der unlieblichen Situation herauszukommen, fast ausschließlich beherrscht. Er hat keine Zeit und keine Lust, sich währenddem um seine Zukunft zu kümmern. Während seiner Breslauer Secundanerzeit sinnt er über nichts Anderes, als wie er den Obliegenheiten der Schule sich möglichst entziehen könne, und wenn er nicht mit seinen Eltern an gesellschaftlichen Zerstreuungen theilhaftig wird, sucht er die Gesellschaft seiner Freunde auf, um mit ihnen zu bummeln, Karten und Billard zu spielen.

Es erübrigt uns noch ein Wort über die Art und Weise, wie wir die Aufzeichnungen des jungen Lassalle für die Deffentlichkeit benutzt haben. Selbstverständlich haben wir nicht den geringsten Zusatz zum Texte gemacht, dagegen haben wir vieles Gleichgültige, namentlich die genauen Angaben über sein Gewinn- und Verlustconto im Spiel, gestrichen, an zwei oder drei Stellen unzulässige Derbheiten im Ausdruck durch sinnentsprechende Umschreibungen gemildert, und die Namen einiger Personen, über die Lassalle sich mit ungewöhnlicher Härte ausspricht, beseitigt, beziehentlich durch einen Buchstaben bezeichnet. Daß das Tagebuch Lassalles vollkommen authentisch, daß es von der ersten bis zur letzten Seite von seiner eigenen Hand geschrieben ist, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

Unter dem Vorbehalt, dem zweiten Abschnitt: „Der Handelschüler in Leipzig“ noch eine besondere Einführung voranzuschicken, beginnen wir nunmehr mit der Veröffentlichung des ersten Abschnitts.

P. L.

Schüler-Leid und -Luft in Breslau.

Januar bis Mitte April 1840.

Vorliegende Blätter sind bestimmt, alle meine Handlungen, meine Fehler, meine guten Thaten aufzunehmen. Ich will mit der größten Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit in ihnen nicht nur das aufzeichnen, was ich that, sondern auch die Motive dieser Handlungen angeben. Für jeden Menschen ist es sehr wünschenswerth, seinen eigenen Charakter kennen zu lernen. Und wie man in einem Roman aus den Handlungen und Gesprächen der verschiedenen Personen auch ihren Charakter kennen lernen kann, so kann auch wohl Jeder, der sein Tagebuch aufmerksam und ohne daß ihn die Eigenliebe verblendet — wenn er anders sich mit Gerechtigkeit und streng geschildert hat — durchliest, hieraus sich selbst kennen lernen. Und wenn ich eine ungerechte That verübt habe, werde ich dann nicht erröthen, wenn ich sie hier aufzeichne? Und werde ich nicht noch mehr erröthen, wenn ich sie später überlese? Dieses doppelten moralischen Zweckes willen, wie auch wohl deswegen, weil es Vergnügen gewährt, wenn man nach Jahren liest und sich in's Gedächtniß zurückruft, was man vor Jahren genossen oder erlitten hat, habe ich es unternommen, ein Tagebuch zu schreiben.

1. Januar 1840.

Ferdinand Lassal.

Motto: Wahrheit? Wie? Nach Wahrheit
Streb' ich ja allein!

(Schüler.)

Mittwoch, 1. Januar 1840.

Nach einer halb durchjubelten Nacht stand ich um acht Uhr Morgens fidel wie immer auf. Ich zog mich an und ging zu Isidor Gerstenberg in das Gewölbe. Dieser, dem ich meine Geldnoth klagte — ich hatte Sylvester all' mein Geld bis auf fünf Silbergroschen verspielt —, bot mir an, mir zu borgen. Allein ich schlug dies aus. Darauf ging ich zu Manatschal frühstücken, verzehrte drei Silbergroschen und las das „Journal des Débats.“ Vorher war ich mit Hein zu Hesse gegangen, um Billard zu spielen, konnte dies aber nicht, da es während der Kirche nicht erlaubt ist. Von Manatschal ging ich nach Hause und von da zu Samuel Gerstenberg in sein Logis. Er war soeben aufgestanden, kleidete sich an und ging

mit mir ins „Häfel“ Billard spielen. Wir spielten Beide sehr schlecht, und die Partien dauerten lange. Einige anwesende ausgezeichnete Spieler wurden hierüber ungeduldig und bespöttelten unser Spiel, so daß ich mich genirte und bloß zwei Partien spielte, die ich beide gewann. Darauf sah ich dem Spielen der Anderen zu. Der Eine besonders spielte wirklich ausgezeichnet. Er schien mir ein solcher zu sein, dessen Gewerbe Billardspielen ist. Er parirte meist auf einzelne Bälle und spielte fast immer um Geld. Er war ein Christ und eben nicht aus den oberen Ständen. Er bot Samueln eine Partie um vier gute Groschen an, wobei er ihm vierzig vorgeben wollte. Ich sagte nun Samueln, ich wolle für ihn auf sein Risiko spielen. Samuel wollte mich dazu permoviren, zwei gute Groschen dazu zu geben, aber umsonst. Ich blieb fest. Endlich vereinigten wir uns dahin, daß ich mit jenem Spieler um zwei gute Groschen spielen wollte, wozu Samuel die Hälfte gab. Die erste Partie verlor ich, die zweite, dritte und vierte gewann ich. Nun wollte ich aufhören, trotz allem Schreien und Lärmen meines Gegners. Ich hatte ungern die erste Partie gespielt — denn es war gegen meine Grundsätze — und wollte nun nicht weiter. Denn wenn ich auch noch gern Billard spiele, so ist es mir doch nicht mehr Leidenschaft. Mein Gegner aber, der vier Groschen verloren hatte, verlangte durchaus, ich sollte um diese vier Groschen mit ihm spielen. Ich weigerte mich, gab aber nach, als auch Samuel mir zuredete, machte aber vorher aus, daß ich nun die letzte Partie spielte. Ich gewann, theilte meine acht gute Groschen mit Samuel und ging, meinen sich ungemein ärgern den Gegner verlassend, davon, verabredete noch, daß ich um zwei Uhr in Gerstenbergs Wohnung kommen sollte. Darauf borgte ich mir von Isidor acht gute Groschen, um den Nachmittag Geld zu haben, und ging nach Hause. Es war zwölfeinhalb Uhr. Auf der Treppe begegnete ich dem Rabbiner Geiger. Oben war Skutsch mit der Tochter. Mein Vater fragte mich, warum ich zu spät käme, und ich verfügte mich in meine Stube. Hier sah ich einen Jaromir*) und dieses Buch liegen. Leicht errieth ich, daß Beides für mich wäre. Ich hatte gegen meinen Vater den Wunsch geäußert, einen Schlips zu bekommen, und mein Vater hatte mir einen Jaromir gekauft, da er glaubte, daß ich mir einen solchen wünschte. Ich nahm mir aber vor, meinen Vater nicht auf diesen Irrthum aufmerksam zu machen. Sein Zweck war doch, mich zu erfreuen durch die Realisirung meines Wunsches, und ich bin viel zu zartfühlend, als daß ich hätte sagen können: „Mein Vater, Du irrst Dich, ein solches Tuch erfreut mich nicht.“ Ich ähnele hierin nicht meiner Mutter. Ueberhaupt war ich gerührt von der Güte meines Vaters, um so mehr, als ich eben vom

*) Jaromir wurde ein breiter shawlartiger Kopfschuh genannt, der Ohren und Hals bedeckte. In dieser Vermuthung erschien der Darsteller des Räuber Jaromir in Grillparzers „Ahnfrau“, und von diesem erhielt das Sachenez seinen Namen.

Billardspielen kam, das er mir doch verboten hatte. Aber warum spiele ich denn Billard?

Ich habe den Fehler, den Befehlen, die mir mein Vater giebt, nicht blindlings zu gehorchen, was wohl besser wäre, sondern erst über sie nachzudenken und mich zu befragen: warum befiehlt mir mein Vater dies? So bin ich also zu dem Resultat gekommen: mein Vater hat wohl nichts dagegen, wenn ich in einer müßigen Stunde eine Partie spiele, aber er verbot es mir gänzlich, damit es mir nicht — was bei meinem sanguinischen Temperamente zu vermuthen war — zur Leidenschaft wurde. Früher übertrat ich das Verbot, weil mir das Spiel Leidenschaft war. Jetzt ist es mir aber nicht mehr Leidenschaft und kann es nie mehr werden, da außer der Liebe nie eine und dieselbe Leidenschaft zweimal das Herz eines Menschen zerreißt. Folglich kann ich spielen, ohne den Sinn des väterlichen Gebotes zu übertreten; denn ich halte viel auf jenen Ausspruch:

Der Buchstabe tödtet,
Der Geist macht lebendig.

Wenn ich also bei jenem Verbote den Buchstaben übertrete, so übertrete ich doch nicht den Geist, den eigentlichen Sinn, das, was mein Vater bezwecken wollte. Ob ich hieran Unrecht thue oder nicht, weiß ich nicht. Doch genug hiervon.

Beim Mittagessen erzählte ich dem Vater, daß ich das „Journal des Débats“ gelesen hatte. Er fragte mich: „Wo?“ und als ich antwortete: „Bei Manatschal“, so sagte er mir: es schicke sich noch nicht für mich, zum Conditor zu gehen. Nach dem Essen schickte mich mein Vater mit fünfzig Thalern zum Dr. Guttentag. Dieser war äußerst freundlich und unterhielt sich lange mit mir.

Abends ging ich mit Isidor und einer ganzen Suite zu Hesse, wo wir zwei Boules spielten, von denen ich eine gewann. Später spielten wir noch Unze-et-demi bei Gerstenbergs. Ich gewann.

Donnerstag, 2. Januar.

Vormittag fiel nichts Bedeutendes vor. Nachmittags hatte die Mutter Herrn und Fräulein Stutsch, Madame R. und Cousine Dorchon aufgefordert, zu Kroll zu kommen. Später sollte man bei uns soupiren. Die Gäste versammelten sich um zwei. Auch Dr. Schiff kam. Ich zog mich an und ging in das Versammlungszimmer. „Dr. Schiff“, sagte ich leise zu ihm, „wie gefällt Ihnen Madame R?“ „Ausgezeichnet! O, wenn ich bei der ankommen könnte . . .“ „Nichts leichter als das“, erwiderte ich. „Ich will Ihnen, was durchaus nöthig ist, die näheren Details mittheilen, dann probiren Sie frischweg.“

Komm den Weibern sanft entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort!
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt gewiß noch besser fort.“*)

so recitirte ich fast laut und fuhr dann leiser fort: „Ich glaube, diese Festung wird am besten mit Sturm genommen.

„Du bist ein Engel!“ rief der Doctor, schleppte mich zu Madame N. und fing nun dort an, sich liebenswürdig zu machen.

Man fuhr zu Kroll. Gegen sechs Uhr kam man zurück und ging in die Vorderstube, wo der Tisch gedeckt stand. Auf allgemeines Verlangen ging Dr. Schiff zum Klavier. Bis dahin hatte ich noch gar nicht gegläntzt, mir auch noch nichts mit Madame N. zu thun gemacht, weil ich sehr große Zahnschmerzen hatte. Als man aber zum Souper ging, Madame N. sich auf's Sopha setzte, Schiff seinen Stuhl hart an's Sopha rückte, so setzte ich mich zur andern Seite der N. auf's Kanapee, indem ich selbst aufforderte, diese Ungebühr zu bemerken. Nun nahmen wir — Schiff und ich — die N. in's Kreuzfeuer. Der Doctor ist geistreich, also gegen diese Seite konnte sie nichts ausrichten. Ich sprach auch an diesem Abend gut. Schiff hörte mir, wenn ich redete, minutenlang zu und sagte dann: „Ferdinand, Du bist gar nicht bitter.“ Er sagte dies aber so langsam und ernst, daß er es wirklich zu glauben schien.

Madame N. brach nun in eine Wuth von Complimenten gegen mich aus. Später drehte sich Schiff gegen meine Schwester und sagte zu ihr: „Ihr Bruder ist geistreich, und dies sehr.“ „Wer zweifelt daran?“ erwiderte sie präventiös.

Plötzlich sagte Schiff zur N.: „Madame, ich hätte Sie als Braut sehen mögen!“ „Ich bin so glücklich gewesen, Doctor!“ rief ich begeistert aus. „Und nie werde ich den Augenblick vergessen, als Madame zur Trauung schritt. Denken Sie sich dies seelenvolle Auge halb geöffnet, halb zu Boden geschlagen, mit den Thränen ringend, die es zu verdunkeln drohten, ein Myrtenkranz im bräutlichen Haar, ein rauschendes weißes Atlasgewand um diese reizenden Glieder . . .“

*) Lassalle citirt fast immer ungenau — eine Unart, die er auch im reiferen Alter nicht abgelegt hat. Die Worte eines „Erfahrenen“ aus dem *Musen-Almanach* lauten:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort.
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.“

Die eigentliche Pointe hat Lassalle weggelassen. Sie lautet:

„Doch wenn wenig bran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.“

„Genug, mein Sohn, Du wirst zu poetisch,“ rief mein Vater halb scherzend, halb mißfällig. Madame drückte mir fast zu zärtlich die Hand, und der Gedanke stieg in mir auf: Wäre ich doch schon zwanzig Jahre alt! „Ich gäh' ich weiß nicht was darum, wenn ich die Gunst dieses Weibes erringen könnte!“ rief der Doctor, vom Tische aufspringend, mir zu. „Ha!“ lächelte ich. „Wäre ich nur etwas älter! . . .“ „Aber rathe mir, mein Engel!“ rief er.

„Hören Sie. Sie begleiten die N. nach Hause und fragen auf dem Wege um Erlaubniß, ob Sie morgen sie besuchen dürfen. Sie wird es Ihnen nicht abschlagen. Dann gehen Sie morgen zu ihr. Ihr Mann verreist, ihr Schwager ist im Geschäft — wahrscheinlich ist sie allein. Und dann muthig voran! Ich wette: *Monsieur, vous serez à plaindre . . .*“

Abends, als Madame N. heimeilen wollte, hatte sich M. Lachs ihr durch meine Schwester zum Begleiter anbieten lassen und war natürlich angenommen. Schiff ging auf meinen Rath dennoch mit. Ich will gleich den weiteren Verlauf des Unternehmens hier mittheilen. Schiff wollte sie wegen Lachs' Anwesenheit nicht um Erlaubniß, sie zu besuchen, bitten, besuchte sie aber dennoch am andern Tage. Unglücklicher Weise war die Schwägerin da. Bei uns erzählte man, daß die N. sich sehr über die Zudringlichkeit des Schiff gewundert habe. Da ich es aus zwei Quellen gehört habe, halte ich es für wahr. Doch erkläre ich es mir so: die N. wird etwas freundlich gegen Schiff gewesen sein, darüber wird die Schwägerin sie nachher in Lachs' Gegenwart aufgezogen haben, und sie mag, um sich zu rechtfertigen, auf Schiff raisonnirt haben. Schiff erzählte mir auch, daß sie gegen ihn sehr freundlich war. Er ließ sich melden, ob er genehm wäre, und sie kam selbst bis auf den Flur und nöthigte ihn zum Wiederkommen. Als Schiff aber ihre Aeußerungen von mir hörte, beschloß er, darüber beleidigt, sie nicht zu besuchen. Wäre das nicht, so wäre Monsieur N. wohl schon zu beklagen.

Freitag, 3. Januar.

Die Nacht hatte ich in wüthendem Zahnschmerz durchrafft. Morgens ließ ich mir den Zahn ziehen. Ein heftiges Fieber rüttelte mich. Ich mußte mich zu Bett legen. Dr. Guttentag verordnete mir Medizin.

Sonnabend, 4. Januar.

Ich konnte meiner Krankheit wegen nicht die Rede des Dr. Geiger anhören. Ueberhaupt fiel die ganzen Tage meiner Krankheit nichts Bedeutesendes vor, als daß ich erkannte, daß meine guten, guten Eltern mich lieben, immerfort *Écarté* spielte und mir meine Mutter einen Ducaten zum Verbrauch schenkte.

Sonntag, 5. Januar.

Mein Freund Isidor besucht mich. Er ist mir wahrlich der liebste von meinen Bekannten. Während die Anderen alle bloß sogenannte gute Freunde sind, ist er mein Freund. Ich äußerte dies auch gegen meinen Vater. „Sieh,“ sagte ich zu ihm, „ob Einer sich um mich bekümmert? Wirklich, Isidor liebt mich und ich ihn.“

Montag, 6. Januar.

Ich schickte in die Schule, meine Abwesenheit zu entschuldigen, und überlieferte das Schulgeld.

Mittwoch, 8. Januar.

Daß doch meine Mutter, die sonst so gut ist, die Untugend nicht ablegt, zu reifen und zu zanken. Sie macht damit meinen geliebten Vater und sich selbst unglücklich. Wegen eines Stückchen Bandes kann sie sich zanken. O lieber Gott, gieb doch, daß endlich Ruhe bei uns eintreffe, Ruhe und Frieden!

Es kam Brief von Ferdinand.*)

Donnerstag, 9. Januar.

Ich stand aus dem Bett auf. Bamberger kam mich zu besuchen. Isidor hat mir gesagt, daß Kern noch vier Groschen fordere, weil ich (St. Roche**) so lange behalte, und B. hat den ersten Band gelesen. Auf jeden Fall preßte ich B. die vier Groschen ab. Kern wird aber wahrscheinlich einen Stupp in die Zähne bekommen, statt vier Groschen.

Nachmittag spielte ich mit Onkel Friedländer zwei Partien Schach und gewann vier gute Groschen. Auch gut. Während mein Körper schwach ist, wird meine Börse gestärkt. Aber ich fürchte, daß mit dem Zunehmen meines Körpers meine Börse abnehmen wird.

Abends sprach ich mit Vater von Dr. S., der noch immer in Breslau ist, und dies, wie mein Vater glaubt, weil er die Rechnung seines Wirthes nicht bezahlen kann. „Mein Sohn,“ sagte der Vater bei dieser Gelegenheit, „ein Mann, der wie S. in der Nacht noch Hütther zwingt, zu öffnen, damit er Austern essen kann, an dem ist nichts.“ Ich schwieg, dachte aber: O mein Vater,

Austern essen ist so übel nicht.

Mein Vater nennt dies Leben ein lächerliches. Nun hätte ich aber Behagen an einem solchen lächerlichen Leben.

*) Der nachmalige Gatte der Schwester Ferdinand Lassalles.

**) „St. Roche“, ein damals viel gelesener Roman von Henriette von Baatzow.

Freitag, 10. Januar.

Zufällig erzählte meine Mutter früh, daß sie einmal das große Loos in der kleinen Lotterie gewonnen und es vorher geahnt habe. Ich sagte nun, daß ich mit Isidor in die Lotterie setzen wolle, und daß es mich ahne, ich würde gewinnen. Und wirklich bin ich so thöricht, dies fast mit Bestimmtheit zu glauben.

Ich schrieb einige Grüße an Ferdinand von seinem „lieben Schwager,“ wie ich mich ausdrückte, und benachrichtigte ihn von dem Steigen seiner Actien, obwohl ich eher das Gegentheil davon glaube.

Nachmittags wollte Friederick zur Tante Friedländer gehen. Da sie aber erst am vorigen Abend gegen den Willen der Mutter dort gewesen war, so wollte es diese und auch der Vater nicht erlauben. Darüber verbrießlich legte sie sich ins Bett. Bald darauf kam S. und erzählte mir, daß er von Riefchen beleidigt worden sei, da sie Mittwochs, eben als sie zu Kroll fuhren, auf seinen Gruß nicht gedankt und seine Anrede nicht erwidert habe. Ferner sagte er mir, daß er mit einem Recensenten Otto Weidemann, der ihn verleumdet, sich auf Pistolen geschlagen habe, daß aber Keiner verwundet sei. Darauf schickte er zu Riefchen: „sie möchte aufstehen und hineinkommen.“ Und siehe da . . . sie that es. Der Abend verging, ohne daß etwas vorfiel. Er sollte einem schrecklichen Morgen Platz machen.

Sonnabend, 11. Januar.

Meine Feder schaudert zurück, da sie die Scenen dieses Morgens beschreiben soll. Aber ich habe mir Wahrheit gelobt.

Schon beim Kaffeetrinken, als meine Mutter wiederholt darauf aufmerksam machte, daß Riefchen S.'s wegen so schnell aufgestanden sei, rief mein Vater unwillig: „Schon genug, schon genug!“

Man räumte auf. Plötzlich erhob sich in der Hinterstube ein Lärm. Emilie hatte wieder den Schrank, in welchem die silbernen Leuchter, einige Weben Weinwand u. s. w. liegen, offen stehen lassen. Meine Mutter kam in die Stube und wurde von gerechtem Unwillen ergriffen. Sie rief Emilien: „Schon wieder läßt Du den Schrank auf!“ und gab ihr, worin sie vielleicht zu weit ging, eine Ohrfeige. Emilie weinte und plärrte und suchte sich zu entschuldigen. Auf den Lärm eilte meine Schwester hinein.

„Ach!“ jammerte das dumme und, wie ich seit jenem Tage bestimmt weiß, falsche Thier, „die Madame ohrfeigt mich so.“

Meiner Schwester kam dies gelegen. Noch kochte die Wuth in ihr, daß sie nicht Tags vorher zu Friedländers gehen konnte. Sie überhäufte die Mutter mit Vorwürfen. Der Lärm vervielfachte sich. Ich stürzte hinein, riß meine Schwester weg und zog sie in die andere Stube. Hier,

in Gegenwart meines Vaters sprach sie: „Ach, Du bist unbarmherzig. Emilie will fort, sie will durchaus fort.“

„Nun,“ entgegnete ich, „meine Mutter befiehlt ja, sie soll noch heute fort.“

„Dummer Junge!“ rief mein Vater. „Hat man sie denn auf der Straße gefunden? Man muß mit dem Vormund sprechen.“ Meine Schwester eilte wieder herein. „Du bleibst hier!“ herrschte mir mein Vater zu.

Drinnen benahm sich, wie ich später hörte, meine Schwester sehr schlecht.

„Du willst eine Waise schlagen?“ rief sie wiederholt. „Du?“

Mein Vater kam auch dazu, wurde sehr hitzig, ja er ging so weit, daß er meine Mutter bei der Hand faßte. „Ich lasse in meinem Hause keine Waise schlagen!“ donnerte er und ging wüthend heraus.

Er ging mit meiner Schwester zu Geigers Predigt. Meine Mutter blieb weinend bei mir, dem Weinenden zurück. Ich war erbittert gegen meine Schwester, ja sogar gegen meinen Vater, denn er war offenbar zu weit gegangen. Ich tröstete meine Mutter.

„Ach!“ jammerte meine Mutter, „Vaters Benehmen kränkt mich nicht einmal so, als das meines eigenen Kindes!“ Nun war ich in meinem Zorn gegen meine Schwester so unzart, meiner Mutter Vorwürfe zu machen, daß sie in der Sache mit L.*) so sehr Partei für Riefchen genommen und Vater und mich so viele Monden durch, durch Bitten, Zanken und Vorwürfe, unglücklich gemacht habe. Ich redete ihr darauf gut zu und gab ihr auch Verhaltensmaßregeln: sie möchte doch sieben gerade sein lassen und besonders in Vaters Gegenwart weder Riefchen, noch Emilie, noch die Köchin ausmachen. Ach! wenn doch die Mutter dies thäte, wie viel Unannehmlichkeiten würden erspart werden.

Der Vater kam nach Hause. Er war aber schon beruhigt. Darauf kam Riefchen, und Vater ging ins Gewölbe. Nun fing Mutter an und wollte mit Riefchen den Tanz beginnen; jedoch bewog ich sie, ruhig zu sein, da ich fürchtete, der Vater würde bald heraufkommen, und es würde eine neue Scene sein, wenn er Mutter im Streit mit Riefchen begriffen fände. Bloß durch diese Worte machte ich meinem erbittertem Gefühle Luft: „Das glaube mir, ein Kind, welches es so weit bringt, daß zwischen den Eltern von Scheidung die Rede ist, dem kann es nicht gut gehen.“

Sie suchte sich zu vertheidigen, sprach aber dabei sehr übel, oder hart vielmehr, von der Mutter. „Geh, geh!“ jagte ich, indem ich sie beim Arm ergriff und — doch von Drücken war die entfernteste Idee nicht — der

*) Der noch vielgenannte L. scheint sich um Ferdinands Schwester beworben zu haben. Aus der Verlobung wurde nichts. L. benahm sich gegen die Familie Lassalles überaus unzart. Ferdinand haßte diesen L. fanatisch.

Thür zuwandte. Nun war sie gegen mich erbittert, da sie sich von der Richtigkeit meiner Vorwürfe getroffen fühlte. Schnell also ergriff sie diesen Vorwand und, ihre Verstellungskunst zu Hilfe nehmend, begann sie ein heftiges Geschrei, preßte Thränen aus den Augen und rief: „Wie, Du wagst es, mich, Deine Schwester, schlagen zu wollen?“ Bei diesen Worten drang sie auf mich ein und schlug nach mir. Ich wollte den Schlag erwidern, aber meine Mutter verhinderte mich daran. Meine Schwester jedoch lief in die Vorstube, warf sich auf einen Stuhl und schrie und weinte, als hätte ich sie massacriert. Da erfaßte mich namenlose Wuth. Ich sah, worauf Alles berechnet war. Der Vater mußte, da es Essenszeit war, bald heraufkommen. Er hätte, wenn er sie so gefunden, bald auf die Mutter gedacht, und es wäre eine zweite Scene geworden, in deren Nachspiel ich wohl eine bedeutende Rolle hätte spielen können. Ich sah schon meinen geliebten Vater bleich und verstört ohne Mittagessen zur Stube hinausschreiten, meine geliebte, seit einiger Zeit so unterdrückte Mutter weinend. In einem Augenblick überdachte ich das Alles. Rasend stürzte ich in die Stube, wo meine Schwester war. Bang eilte meine Mutter mir nach. Schäumend vor Wuth warf ich mich auf die Kniee, rang wie wahnsinnig meine Hände und schrie mit einem solchen Aufwand von Kraft, daß meine Stimme sogleich heiser wurde: „Gott, Gott, gieb, daß ich gedenke, gieb, daß ich nie . . . nie dieser Stunde vergeße . . . Ha, Schlange mit Deinen Krokodilsthänen . . . das, diese Stunde sollst Du bereuen . . . Bei Gott, bei Gott, bei Gott, ich schwöre es! Und lebt' ich fünfzig, und lebt' ich hundert Jahre . . . ich will sie auf dem Todtenbette nicht vergessen! Aber Du sollst es auch nicht . . .“

Nach diesem Ausbruch der höchsten Wuth war ich ganz erschöpft. Meine Mutter hielt mich fortwährend, und meine Schwester hatte aufgehört zu weinen und stand wirklich erschrocken da. Nur mit Mühe ließ ich mich besänftigen. Aber wie Frieden nur durch Krieg erlangt wird, so war auch nur mein übergroßer Zorn das Mittel gewesen, Ruhe zu schaffen. Meine Schwester, diese sonst so stolze Natur, war eingeschüchtert. Sie begab sich nach der Hinterstube.

Der Dr. S. kam und bald darauf der Vater. Wir dinirten. Es war Alles ganz ruhig wie gewöhnlich, nur daß Vater mit Müttern nicht sprach. S. verließ uns.

Isidor machte mir einen Besuch. Während ich mit ihm Schach spielte, hörte ich meine Schwester zum Vater leise sagen: „Man erzählt sich schreckliche Neuigkeiten in der Stadt . . .“ Hierauf flüsterte sie leise etwas, was ich nicht verstand, worauf mein Vater antwortete: „Das kann mich nicht im Geringsten, ganz und gar nicht befremden.“

Das Haus Benoni Herrmann u. Comp. ist bankerott.

Abends sprachen wir Alle von dieser Begebenheit.

Der Vater pries — und mit Recht — das Glück, daß er sich in

keine Verbindung eingelassen habe. Denn dann hätte Marcuse bis nach der Hochzeit den Fall aufgehalten, und dann, dann wäre die ganze Last auf meinem Vater gelegen. Er hätte, seinen ehrlichen Namen zu retten, für seinen Schwiegerohn gezahlt und gezahlt und wäre — entsetzlicher Gedanke! — mit bankerott geworden. Ich behaupte, daß L. meine Schwester gar nicht wirklich geliebt habe, sondern daß er und Marcuse durch eine Verbindung mit meinem Vater letzteren plündern wollten. Daß dieser teuflische Plan nicht in Erfüllung gegangen, dafür Dank Gott und meines Vaters Beharrlichkeit.

Sonntag, 12. Januar.

Onkel Friedländer besuchte uns, und siehe da, er mußte schon von jenem Ereigniß. Wiederum sprachen wir von der Schlechtigkeit jenes Menschen, der, nachdem er ein schwaches Mädchen berückt, uns ins Unglück stürzen wollte. (L.) Mein Vater sagt, er großt ihm nicht. Ist es aber so, wie ich glaube, daß jene Liebslei bloß eine politische Speculation war, daß er sich nicht damit begnügte, ein Mädchen zur Schlechtigkeit gegen ihre Eltern gebracht, eine ehrenwerthe Familie im Innersten ihrer Seele gekränkt, ihre Ruhe, ihren Frieden vernichtet zu haben, daß er sogar ihren äußern Wohlstand vernichten wollte, und daß all' diesem sogar — was ihn zwar auch nicht entschuldigen kann — nicht einmal Leidenschaft zu Grunde liegt, daß Alles bloß teuflische Berechnung ist, und es ist wahr, daß er nun prahlerisch die Ehre dieses Mädchen befleckt, dann Fluch auf ihn, dann werde ich, und währte es noch zwanzig Jahre, zu strafen und die beleidigte Ehre meines geliebten Vaters zu rächen wissen.

Onkel Friedländer holte uns Ruchen von Manatschal. Was thut man nicht, eine Schwiegertochter zu gewinnen! . . .

Nachmittag wollte meine Mutter nach Kleinburg fahren. Ich sollte die Broche hinaufbringen. Vater weigerte sich zwar anfangs aber er gab sie mir nebst dem Armband auf mein Bitten doch heraus. Die Ohrringe behielt er für sich.*)

Ich meinerseits wollte den Nachmittag unter meinen Bekannten verleben. Als ich also meiner Mutter Adieu sagte, so war sie überrascht und ärgerlich, daß ich nicht mit ihr fahren wollte. Ich beharrte darauf, zu gehen. „Nun, so sage es wenigstens dem Vater, damit er sich nicht wundert,“ rief sie mir zu.

Ich ging ins Gewölbe. Alles ging gut. Ich hatte meinem Vater Adieu gesagt und schon den Griff der Thür in der Hand, als er plötzlich rief: „Wohin?“ „Zu meinen Freunden.“ „Du fährst mit uns.“

Ich weigerte mich und drang in meinen Vater, mich gehen zu lassen.

*) Der Alte hatte die der Mutter nach dem ehelichen Zwist abgenommenen Schmuckfachen nach dem im Erdgeschloß gelegenen Kaufladen (Gewölbe) gebracht.

„Mein Sohn,“ sagte er, mich küßend, „bleibe bei mir. Du bist ja bloß noch so kurze Zeit im väterlichen Hause . . . Bist Du mir denn gar nicht gut? Bist Du lieber bei Gerstenberg als bei mir?“ Ich stand unentschlossen da. „Bleibe bei mir, mein Sohn,“ fuhr mein Vater zärtlich fort. „Was soll ich bei Liebichs anfangen? Mit der Mutter kann ich mich nicht unterhalten, weil sie nicht gut hört. Riefchen ist ein einfältiges Mädchen. Mit Dir kann ich wenigstens plaudern.“

Dies bestimmte mich. Hätte mir mein Vater streng befohlen, würde ich nicht so leicht gehorcht haben. Aber ich bin überhaupt durch Güte leicht zu lenken, und mein Vater ist so gütig, so zärtlich, wie es gewiß wenige Väter sind. Manchmal, wenn er mich anblickt, liegt ein solcher Ausdruck reiner väterlicher Liebe darin, daß der Gedanke in mir aufsteigt: er hätte einen folgameren Sohn verdient.

Bevor ich aber fuhr, ging ich zu Isidor, um ihm zu sagen, ich ginge spazieren, er solle mich bis fünfeinhalb Uhr in seiner Wohnung erwarten, ich käme dann auf jeden Fall.

Wir gingen zu Liebichs, nachdem wir auf der Chaussee gefahren. Ich amüßte mich ziemlich. Als wir aber nach Hause kamen, verbot mir mein Vater, noch auszugehen. Ich tobte, aber es half nichts. Emilien schickte ich zu Isidor, mich wegen meines Nichtkommens zu entschuldigen. Abends spielte ich mit Mutter Scarté und Piquet.

Dienstag, 14. Januar.

In der Schule fiel nichts Bedeutendes vor. Als ich den Vater zum Essen heraufholte, zankte ich mit Labandt, der wirklich unverkämmt ist. Er spielte immer auf etwas an. Ich glaube, Bloch wird ihm das erzählt haben, was L. erdichtet und mir meine Schwester erzählt hat. Nach dem Essen frug mich mein Vater plötzlich: „Sage mir einmal, Ferdinand, wie ist denn das mit der Conduite? Die Geschichte kommt mir nicht richtig vor. Ich habe schon seit einem halben Jahre keine gesehen.“

Mir war hierbei nicht wohl, doch versetzte ich unbefangen und ohne unruhig zu scheinen: „Du weißt ja, wie so Du die vorletzte und letzte Conduite nicht bekamst.“

„Nein, ich glaube das nicht! . . . Die Conduiten werden doch nicht ununterschieden von den Lehrern angenommen. Weißt Du auch, daß ich an den Rector schreiben werde?“

Gott! . . . Wenn mein Vater an den Rector schreibe . . . dann . . . brr . . . brr . . .

Ich ließ mir fünf Silbergroschen für den Bedell geben, gab diesem jedoch bloß zweieinhalb Silbergroschen. Ich weiß nicht, wie es kommt, ich spiele alle Sonnabende Billard, was mir mein Vater doch so streng verboten, unterschreibe mir meine Conduiten, was doch ebenfalls unrecht ist, und liebe meinen Vater doch bis zur Ekstase, wie ein Kind nur lieben

kann. Ich würde freudig mein Leben hingeben, wenn ich ihm nützen könnte, und doch . . . Aber das kommt von meinem Leichtsinne . . . Im Grunde des Herzens bin ich gut . . .

Meine Schwester las dem Vater einen Polterabendscherz vor, den angeblich Monsieur Moritz Urbach zum Polterabend von Mathilde Schweitzer gemacht haben soll. Es war dies eine Novelle, betitelt: „Der Friedländer und die Schweitzerin“. Obwohl nun besagte Novelle ganz und gar nicht gut ist, so herrscht eine Sprache in ihr, die, bei meinem Varte, Moritz Urbach im Leben nicht verstehen wird, geschweige denn selbst führen könnte. Er hat sogar meiner Schwester einige von seinen Balladen vorgelesen!!! Der Spaß ist köstlich. Ein solcher Mensch omnis humanitatis expers will Balladen machen.

Aber nächstens will ich „ein Wort mit diesem Geist zu reden haben“, und dann wollen wir sehen, wie sich dieser „Balladendichter“ herauswinden wird. Ich las die Fortsetzung des Geistersehers von X. Y. Z.

Mittwoch, 15. Januar.

Nachmittag holte ich mir mein Lotterielos. Es war die Nummer 79886. Wenn ich Katholik wäre, so ließe ich mir von einem Pfarrer das Los segnen und mit Weihwasser besprengen. So aber muß mein Segen hinreichen.

Mit Samuel spielte ich Abends bei Hesse Willard.

Ich ging nach Hause. Es schlug sieben, acht, neun Uhr. Die Mutter kam noch nicht. Um neuneinhalb Uhr kam der Vater. Wir waren Beide ängstlich wegen dieses so auffallend langen Wegbleibens und beschloßen endlich zu Kroll zu gehen. Auf dem Wege unterhielten wir uns von L. und jenem Verhältnisse, von dem, was ich für oder wider gethan, wobei ich aber die strengste Wahrheit beobachtete. Die Mutter war nicht dort. Wir eilten zurück, kehrten aber zuvor bei Manatschal ein.

Als wir zu Hause angekommen waren, fanden wir die Mutter anwesend. Sie hatte sich von Dr. S. überreden lassen, zu „Guido und Ginevra“*) zu gehen. S. hatte, wie er sagte, einen Mann zu uns geschickt, der uns benachrichtigen sollte, daß Mutter im Theater wäre. S. selbst verschwand, sobald Mutter in der Loge war, ohne sie mit Zettel oder Gesangbuch**) zu versorgen. Als er nach einer Stunde erschien, so entschuldigte er sich, er wäre krank gewesen. Während seiner Abwesenheit war Thomas der Cavalier der Damen, und diese hielten sich noch ferner an ihn, S. über die Schulter sehend.

*) „Guido und Ginevra“ oder „Die Pest in Florenz“, große Oper in fünf Acten von Scribe, Musik von Halévy. Wurde in Paris im Jahre 1837 oder 1838 zum ersten Mal aufgeführt, war also damals in Breslau ganz neu. Die Oper ist früher in Deutschland öfter gegeben worden, aber seit einer Reihe von Jahren vom Repertoire verschwunden.

**) Textbuch.

Donnerstag, 16. Januar.

Heute hatte ich wieder einmal in der Schule nicht wenig zu erdulden. Dr. Thirner gab Odysee-Stunde. Er fragte einen mir nahe sitzenden Schüler nach einer der wichtigsten grammatischen Regeln. Ich wußte sie, er nicht. Thirner fragte weiter, weiter. Fast Alle wußten sie nicht. Ich brannte vor Freude. Ich sah die Frage bis an mich gekommen, da beantwortete sie der vor mir Sitzende. Aergerlich blickte ich aus dem Buch. In diesem Augenblick fragte mich Dr. T. Natürlich konnte ich nicht antworten, und nun begann mich T. auf eine Weise auszumachen, die wirklich schrecklich war. Das Blut schoß mir in die Wangen. Ja, ich weinte, ich weinte. Wegen einer solchen Kleinigkeit so gekränkt, ausgemacht, angefahren zu werden! Geduld, Geduld, die Zeit wird kommen!

Nachmittag holte ich mir von Bamberger den zweiten Theil und brachte ihn zu Kern. Ich sprach nur den Diener, der mir sagte, ich werde Strafgeld zahlen müssen, was ich jedoch ganz und gar nicht zu thun gesonnen bin. Auf jeden Fall preßte ich Bamberger wieder vier gute Groschen ab.

Nachmittag wußte ich um drei nicht, was ich thun sollte, und ging daher zu Castner Billard spielen.

Mein Vater war wieder sehr zärtlich. Er küßte mich und sagte immer „Ach, wenn Du gut sein wirst!“

Und ich, ich spiele Wochentags Billard! Nein, ich gelobe, nie Wochentags Billard zu spielen und auch Sonnabend und Sonntags es auf alle Weise zu vermeiden.

Freitags, 17. Januar.

Es fiel Vormittag nichts Bedeutendes vor. Nachmittag schrieb ich in der französischen Stunde nicht mit und kam unglücklicher Weise im Vorlesen dran. Schnell und gewandt nahm ich meinem Nachbar das Heft weg, aber dieses Trampelhier benahm sich bei der besten Absicht so ungeschickt, daß es Rudiger merken mußte.

Abends fing der Vater plötzlich an: „Ferdinand, es wird Dir schlecht gehen, wenn Du mich betrügst. Die Sache mit der Conduite ist auf keinen Fall richtig.“ Ich blieb ruhig, aber wie ich zitterte, wird mir Jeder glauben. Die ganze Nacht war ich darüber in Sorge.

Sonnabend, 18. Januar.

Um 12 Uhr kam der Vater nach Hause und sagte: „Weißt Du, mein Sohn, ich glaube jetzt selbst, daß es wahr ist, daß Du, wie Du sagst, diesmal keine Censur erhalten hast. Ich habe soeben gehört, daß unser Ober-rabbiner Tittin den Dr. Schönborn verklagt hat, er zwingt die Schüler mosaischen Glaubens, Sonnabends zu schreiben.“

Das Gefühl, das sich jetzt meiner bemächtigte, läßt sich nicht beschreiben. Aufrichtig dankte ich Gott für diesen Zufall, nahm aber wahr, daß ich diesen Augenblick benutzen müsse. Dies that ich denn auch und wie ich glaube, mit Erfolg.

Nachmittag besuchte ich Ifidor, spielte mit ihm bei Castner sechs Partien, von denen ich drei verlor. Hierauf gingen wir zu Orlandi und von da zu Hesse, wo wir Jacobsohn, Schlesinger und Guttentag trafen. Wir spielten zwei Boules. Die erste gewann ich, in der zweiten hatte ich es bloß mit einem Gegner noch zu thun. Ich verlor zwar, doch zog ich meinen Einsatz. Jetzt spielte ich mit Ifidor drei Partien, worauf er zur Tanzstunde ging. Ich blieb noch und spielte mit Schlesinger um einen Silbergroßchen und verlor dabei drei Silbergroßchen. Als ich wegging, hatte ich sechs Silbergroßchen an den Marqueur, drei Silbergroßchen an S. zu zahlen. Bei Castner hatte ich $1\frac{1}{2}$, bei Orlandi drei Silbergroßchen bezahlt, dagegen $1\frac{1}{2}$ in Boule gewonnen. Summa summarum zwölf Silbergroßchen ausgegeben. Viel Holz.

Als ich nach Hause kam, spielte ich mit Mutter Exarté und gewann sieben Silbergroßchen.

Mit Dr. Schiff spielte ich Dnзе-et-demi. Zuerst gewann ich viel, verlor es aber wieder. Wir spielten Point einen Silbergroßchen. Eben wollten wir aufhören und ich mein Geld, das sich nicht vermehrt noch vermindert hatte, einstecken, als S. mir fünf Silbergroßchen wegnahm mit den Worten: „Für Exarté, bezahle Deine Schuld.“

Vater schien nicht sehr zufrieden, daß ich so hoch spielte.

Sonntag, 19. Januar.

Mittags war wieder Krieg, und Mutter war der schuldige Theil. Sie meinte und zankte unaufhörlich. Man sprach davon, daß L. nach Rußland gegangen sei. Meine Mutter sagte: „Nun, es werden wohl noch manche große Leute hier bankrott werden.“ Sie sagte dies aber mit Bezug.

„Uns meinst Du doch nicht?“ fragte ich.

„Nun, wer weiß!“ entgegnete meine Mutter.

Natürlich gerieth mein Vater in Zorn. Ich machte meiner Mutter Vorwürfe, sie wurde böse auf mich und wollte die achtzehn Silbergroßchen mir nicht bezahlen. Ich bat darum nicht, sondern zog gleichgültig meinen Rock aus und stellte mich an den Ofen.

„Warum gehst Du nicht aus?“ fragte meine Mutter. Ich antwortete, daß ich keinen Pfennig Geld hätte und also nicht ausgehen könne. Dadurch endlich bewogen, brachte mir Mutter das Geld von selbst. Nun ging ich in Ifidors Gewölbe, fand aber dies schon geschlossen. Von da begab ich mich zu Manatschal und fand Ifidor darauf in seiner Wohnung. Wir gingen ins Theater, wo „Lumpaci vagabundus“ aufge-

führt wurde. Es war schrecklich voll. Man quetschte mich fast zu Butterteig. Als es zu Ende war, ging ich mit Isidor zu Kloss, wo wir Billard spielten. Ich habe heute Folgendes ausgegeben: Zwei Silbergrößen bei Manaschal, zehn Silbergrößen für Entrée ins Theater, drei Silbergrößen verzehrte ich bei Kloss und von elf Partien Billard verlor und bezahlte ich sechs Partien, also auch sechs Silbergrößen. Nun sind aber zwei und zehn und drei und sechs Silbergrößen einundzwanzig Silbergrößen. An einem Tage einundzwanzig Silbergrößen, das ist viel, sehr viel. Das ist sogar lächerlich.

Montag, 20. Januar.

Als ich Mittag nach Hause kam, rief mir meine Mutter entgegen: „Ach, höre nur, wie ungebildet sich Dr. S. gestern aufgeführt hat. Eben als ich in Soirée fahren wollte, kommt S., und indem er fortwährend ausruft: „Heute habe ich keine Lust, in Soirée zu kommen, bin auch nicht angekleidet!“ so bittet er mich doch endlich, ihm zu erlauben, mitzufahren. Er wollte bloß in die Billardstube gehen. Als nun die Zeit zum Abendessen kam, so sagte ich zum Vater: „Bestelle nicht zu viel Essen, denn ich bin krank und kann nichts essen,“ so höre ich vom Vater, daß Dr. S. schon zu ihm gekommen ist und zu ihm gesagt hat: „Mr. Lassal, sorgen Sie nur für mich für einen Platz beim Essen.“ Denke Dir nun diese Unartigkeit!“ Ich fand natürlich dabei nichts, aber Mutter war sehr erbittert.

Nachmittag war Mutter bei Tante Burgheim. Dr. S. besuchte uns. Als nun die Mutter nach Hause kam und hörte, S. wäre da, wollte sie nicht hineinkommen, setzte sich in die Hinterstube und raisonnirte auf S. verschiedenes Zeug. Ich nahm mich seiner sehr an. Mutter war sogar sehr aufgebracht gegen mich und es gelang mir nur mit Mühe, sie zu besänftigen. S. schrieb einen Brief an sie, aber sie las ihn nicht einmal.

Dienstag, 21. Januar.

Abends war S. wieder bei uns. Mutter war ausgegangen und als sie nach Hause kam, erfuhr sie diesmal nicht S.'s Gegenwart und trat in das Zimmer, wo wir waren. Nun wollte sich S. vertheidigen und fragte deshalb Mutter, weshalb sie zürne, und wessen man ihn beschuldige. Die Mutter wich aber aus, behauptete immer, man hätte ihn nicht verleumdet. Endlich führte ich einige Anklagepunkte an. Darüber wurde Mutter wüthend und holte den Vater, der sich stellen mußte, als wenn er auf mich böse wäre. Und nur mit Mühe gelang es mir, Mutter zu beruhigen.

Mittwoch, 22. Januar.

Es ging mir heute in der Schule gut. Tschirner scheint mich seit einiger Zeit nicht so verfolgen.

Einen desto größeren Fehler habe ich mir Nachmittag zu Schulden kommen lassen. Ich habe nämlich gegen mein mir selbst gegebenes Versprechen heut mit Samuel Villard gespielt. Ich war wirklich schwach genug, es zu brechen.

Donnerstag, 23. Januar.

Weil ich um ein Uhr zur Hochzeit des Dr. Langendorf gehen sollte, schrieb ich mir invito patre einen Zettel, ich möchte um zehn nach Hause kommen, und ging damit zum Tischner, der mich an den Rector wies. Ich erlangte auch Erlaubniß und schob sogleich fort zu Orlandi und von da zu Dominik, mich freisiren zu lassen.

Wir fuhren zur Hochzeit. Zuerst mein Vater und meine Mutter, dann Niekchen und ich.

Wir traten in das Local. Ich ließ meine Schwester in den Saal treten und ging in die Nebenküche. Lange verschob ich den peinlichen Moment, der Braut, dieser Fee, die Hand zu küssen. Aber er mußte kommen. Ich trat in den Saal. Trompeten und Pauken wirbelten. Auch gut! Wenigstens übertönten sie die Unzahl Seufzer, die mit ochenmähigem Gebrüll mir der Schmerz auspreßte. Meine Beine bekamen den Krampf und wollten retrograde gehen, und die Umstehenden mußten denken, ich wollte mich im Eiertanz produciren. Die Wahrheit aber war: ich dachte, es würde ein anderer Gast kommen, dann wäre ich ausgewichen. Der hätte seine Gratulation angebracht, und ich wäre glücklich davongekommen. Aber es sollte nicht sein. Das unerbittliche Schicksal wollte nicht. Ich sprach mir selbst Muth ein, gab mir eine Menge gute Lehren auf den Weg mit, trat in den Kreis, faßte ihre Hand — — —

„Da plötzlich nun umbüstert sich mein Sinn,
Weg war Besonnenheit, Bewußtsein hin.
Noch heute weiß ich nicht, ob ich und was ich sprach,
An Worten mir es wohl bei solchem Leid gebracht.“

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in dem Kreis der jungen Leute und war äußerst froh. Ich fand einen gewissen L., den ich noch aus der Tanzstunde kenne. Es ist dies ein recht gemüthlicher, dummer, jüdischer Ladencommis, begabt mit Ladendienerwitzen, arrogant, von gutem Herzen, mit einem Wort ein böser Narr. Weil ich ihm nun diese meine Ansicht mehreremal demonstirte, so ist er mir feind, und glaubt mich zu ärgern, wenn er mich „Lassalchen“ oder „kleiner Lassal“ nennt. Der Esel! Als wenn er, noch dreimal so groß als er ist, zu mir hinaufblicken könnte!

Man tanzte. Ich tanzte viel, bekam gute Tänzerinnen und amüsirte mich. Nun wollte ich mit der einen M., die mit L. tanzte, eine Gastrolle geben. Ich ging hin und bat die Dame um eine Gastrolle. Schon gab sie mir die Hand, als L. sagte: „Nein, meine Dame tanzt nicht.“ Natürlich war das Fräulein gezwungen, zurückzutreten. „L'che,“

sagte ich zu diesem etwas laut, „ich werde Dir eine Regel geben: Antworte nicht eher, als Du gefragt wirst. Ich hätte Dich auch gefragt, die Reihe wäre an Dich gekommen. Bei mir schadet es nicht, denn ich bin Dein Freund. (Ha, welche Ironie!!!) Ein Anderer giebt Dir eine Lektion. Ich weiß, daß man Dir so etwas nicht übelnehmen kann. Es entspringt nicht aus bösem Willen, sondern aus Mangel an savoir vivre. Und wenn Dir auch ein Stockfremder das ansehen kann, so kannst Du doch Unannehmlichkeiten haben.“

„Ich weiß schon selbst, wie ich mich benehmen soll,“ antwortete L. und tanzte rasch davon, um einer weiteren Strafpredigt zu entgehen. Eine Viertelstunde später sehe ich L. bei den Milchs stehen und ihnen den Hof machen. „L. geberdet sich wie die Maus in den sechs Wochen,“ sage ich zu dem jüngsten Bloch, den ich am Arme hatte. „Gehe hin und sage ihm das.“ Richtig geht Bloch hin und sagt es ihm vor den Damen, die in ein fürchterliches Gelächter ausbrechen. L. erblaßt und stammelt: „Du bist ein Narr.“ Nun ward es mir leicht, Bloch so auf L. zu heßen, das ihm das Leben sauer wurde und er sich es wohl zehnmal verwünschte.

Ich sehe L. bei Samosch sitzen. Ruhig nehme ich mein Notizbuch heraus und fange an zu zeichnen. „Was machst Du da?“ fragt mich Bloch. „Ich will diesen Ausdruck von Erbärmlichkeit und Misere auf L.'s Mienen abzeichnen,“ antwortete ich lachend. „Nun, gelingt es Dir?“ „Bis jetzt noch nicht.“ „Zeichne doch einen Eierskopf hin, bist Du gleich fertig.“ Schallendes Gelächter von allen Seiten. L. stürzt wüthend weg. Ich werfe mich lachend neben Samosch und ruede auf L., daß kein gutes Haar an ihm blieb.

Wir setzen uns zur Tafel. Ich mit Bertha Munsterberg komme neben L. zu sitzen. Dieser setzt sich und klemmt mit dem Stuhl das Kleid meiner Dame ein. „Ach,“ bittet diese, „mein Herr, erheben Sie sich, Sie zerreißen mein Kleid.“

„L,“ fange ich an, „ich werde Dir eine Lehre geben: Wenn Du Dich sekest, so erfordert die Höflichkeit, so nimm Dich in Acht, das Kleid einer Dame zu zerreißen.“ L. springt weinend vom Stuhl und schickt seinen Cousin zu mir mit der Bitte, die Feindseligkeiten einzustellen.

Die ältere Milch gefällt mir.

Sonnabend, 25. Januar.

Nachmittags besuchte ich Isidor und traf ihn zu Hause. Doch quälte er mich auf eine horrible Weise mit Vorlesung von Briefen, an seinen Onkel Louis Gerstenberg in Hamburg geschrieben, den ich doch gar nicht kenne. Mit Neumann und Jareßky, die bei ihm waren, ging ich mit ihm zu Hesse. Abends kam Jacobsohn auch hin. Ich freue mich immer, wenn ich den dort sehe, weil ich mir dann immer sage: „Das ist ein fleißiger Kerl, und doch spielt er alle Tage Billard.“ Ich ging zeitig

nach Hause. Mutter und Vater waren nicht da. Ich setzte mich hin und las, als Papa kam, sich freute, mich schon zu treffen, und mich mit zu Ullmann, wo Mutter war, nahm, und wo er mir drei Silbergrößen, die er von Herrn Ullmann gewann, schenkte.

Montag, 27. Januar.

Abends ging ich zu Urbachs hinauf. Dort erfuhr ich, daß Dr. Schiff, der doch gegen uns gejagt hatte, daß er fortführe und Abschied genommen hatte, noch hier wäre und bei Sauls sein Quartier aufgeschlagen habe, wo er sehr zur Last falle. Da ich sah, daß der junge Urbach, Madame P. und Fräulein R. etwas raisonniren wollten, so verbarb ich ihnen den Spaß. Ich vertheidigte den Dr. S. nicht, ich ließ ihn gar nicht in Anklagezustand versetzen. Ich erklärte mich so für seine Partei, sprach so für ihn, nicht mit Wärme, als ob ich ihn vertheidigen wollte, sondern so, als wenn es sich ganz von selbst verstünde, und als wenn Urbachs mit mir einverstanden wären, daß sie schweigen mußten.

Nun wollte ich den „Balladendichter“ in die Enge treiben. Ich ließ mir den „Berengar“ vorlesen. Zufällig fand ich „Romanze“ drüber.

„Das nenne ich doch keine Romanze.“

„Nein,“ sagte er, „ich wollte den Stoff zu einer Novelle ausdehnen, und dann sollte dies Gedicht drin vorkommen.“

„Dann wäre es doch keine Romanze gewesen?“ fragte ich. „Was nennen Sie denn eine Romanze?“ fuhr ich fort.

Und Herr Urbach gab mir die merkwürdige Erklärung: „Romanze ist, wenn ich meine Gefühle ausdrücke.“

„Ganz und gar nicht! Meines Bedünkens drückt die Lyrik die Gefühle aus. Sie halten also die Schiller'schen Gedichte für Romanzen?“

„Nein,“ sagte er, „Bürgschaft, Glocke sind Balladen.“

„Aber mein Gott! die ‚Glocke‘ ist doch ein didaktisches Gedicht!“

Kurz er vertiefte sich immer mehr. Uebrigens glaube ich keineswegs, daß dies Gedicht, das ziemlich gut ist, das seinige wäre. Auch sein sogenanntes Drama: „Wahnsinn aus Verbrechen,“ das ein Gemisch tollten Unsinns ist, ist sein Geistesproduct nicht, obgleich man diesen Namen nicht so entweihen soll.

Dienstag, 28. Januar.

Nachmittags kam ich dran im Cicero-Aussagen. Darauf hatte ich mich schon längst gefreut. Aber Tschirner hatte es sich einmal vorgenommen, mich anzuschauzen. Sagte ich einmal „sed“ für „at“, so schüttelte er den Kopf, und als ich vollends „nam“ für „enim“ sagte, wobei ich mich jedoch sogleich corrigirte, sagte er: „Geht schlecht.“ Ich sprach unwillig weiter. Sachen, die er bei Anderen gar nicht rügte, wurden

mir zum Verbrechen angerechnet, und ich verbesserte mich sogleich immer. Jetzt kam ich an die Stelle: „et liberos tuos, nepotes Q. Fadii“ 2c. „Cigii Fadii“ verbesserte Tischrner. „Quinti“, wiederholte ich — denn dies war das Richtige — mit Nachdruck und stark betonend. Er biß die Lippen zusammen, ein Zeichen seiner Wuth, und bald hierauf ließ er mich aufhören mit den Worten: „Schlecht, sehr schlecht!“ Da faßte mich unbändige Wuth. Ich weinte, denn eine solche Ungerechtigkeit war mir bald nicht gekommen, wie mir alle Umgebenden eingestanden. In diesem Augenblick hätte ich Tischrners Blut trinken können.

Mittwoch, 29. Januar.

Mittag kaufte mir Mutter eine Mütze. Auch gut!

Nachmittag wollte ich meine Ingepressibles wechseln. Es waren keine Knöpfe daran. Darüber entstand Lärm. Kein Mensch hatte Zeit, mir welche anzunähen. Vater befahl mir, die Pantalons wieder aus- und meine alten anzuziehen. „Ich leide nicht, daß Du so eitel bist,“ sagte er. „Ach,“ entgegnete ich unmutig, „es sind ja beides Plundern.“ Hierüber wurde er sehr zornig und prügelte auf mich los, indem er mir zugleich das Weinen verbot. Jedes Wort, das ich sagte, brachte ihn zu neuer Wuth.

„Ich lasse mich nicht so prügeln,“ brüllte ich in Thränen zerfließend. Dies machte ihn nun vollends wüthend. Er fiel über mich her und prügelte mich schrecklich. Dies brachte mich vom Weinen plötzlich ab. Ich trocknete meine Thränen und blickte höhnisch drein, aber so blaß sah ich aus, daß ich vor mir selbst erschrak. Was auch mein Vater sagte, ich antwortete bloß durch ein troßig höhnisches Lächeln, das meinen Vater reizte mich in's Gesicht zu schlagen. Doch hielt er an sich.

Ruhig zog ich mich an, sagte daß ich zu Hüller müsse, und ging mit dem Vorsatz hinunter, mich in die Ohle zu werfen.

Als ich an das Geländer trat, blieb ich stehen. Ich überlegte, wie ich es machen sollte.

„Du gehst die Stufen hinunter,“ sagte ich zu mir selbst. „Bist du auf der letzten, so steckst Du einen Fuß ins Wasser, darauf hebst du den andern in die Höhe; natürlich stürzest Du vornüber und bist frei.“

Hier dachte ich an meine Mutter, auch wohl an meinen Vater. Doch schritt ich entschlossen nach der Treppe zu, denn meine Aufregung war zu groß.

Da plötzlich hörte ich rufen: „Ferdinand!“ Ich drehte mich um. Mein Vater stand hinter mir, bleicher noch als ich selbst.

„Was machst Du hier?“

„Ich sehe mir das Floß an.“

„Du brauchst nicht in die Stunde zu gehen, geh' in's Comptoir.“

Ich folgte, setzte mich aufs Sopha, und in einer halben Stunde fand

ich, daß ich sehr Unrecht gethan habe, einen solchen Vorfaß gefaßt und meinem Vater solche Furcht verursacht zu haben. Denn daß er meinen Plan merkte, zeigte mir seine Blässe, sein Verbot, in die Stunde zu gehen — er wollte mir vermuthlich Zeit geben, mich zu beruhigen — und auch der Umstand, daß er dreimal später hinaufkam, sich zu erkundigen, ob ich da wäre. Gott! überlegte ich mir nachher, wenn ich mir das Leben genommen hätte, wie unglücklich hätte ich nicht meine Eltern gemacht! Hu! mich schaudert. Tom friert.

Doch wollte ich durchaus heute etwas Unrechtes thun. Darum ging ich zu Samuel, ihn auffordern, mit mir Billard spielen zu gehen. Doch dieser wollte nicht, denn er hat mit seinem Vater um 2 $\frac{1}{3}$ Thaler gewettet, bis den 1. März nicht Billard zu spielen. Doch versprach er mir, zu mir zu kommen. Kern brachte ich den dritten Theil von St. Roche, und er forderte nicht einmal Entschädigungsgeld. Abends kam Samuel zu mir. Wir spielten Onze-et-demi mit abwechselndem Glück. Zuletzt war ich ihm einen Thaler neun Silbergroschen schuldig. Ich setzte den Thaler. Samuel, der sich immer ärgerte, wenn ich verlor, und der nichts sehnlicher wünschte, als daß ich die zwei Thaler wieder zurückgewinnen sollte, gewann. Da nahm ich die ganze Summe von zwei Thalern neun Silbergroschen und gewann. Wir waren quitt. Samuel hatte aber die vier Silbergroschen zurückgewonnen, die er vorher verloren. Als er daran dachte, verklärte sich sein Antlitz in himmlischer Freude, das doch vorhin, als er zwei Thaler gewann, trübe gewesen. Ich hatte fortwährend versichert, daß ich die zwei Thaler bezahlen würde. Aber ich kenne Samuel zu genau, um nicht zu wissen, daß er sie nicht nehmen würde. Doch war es ihm zuwider, da er mich nicht gleichsam demüthigen wollte, und dieser Ausgang war ihm der erwünschteste.

Donnerstag, 30. Januar.

Barfchall ist sehr krank.

Mittags sprach ich mit Riefchen von Heirathen und suchte ihr Ferdinand aus dem Kopf zu reden. Denn bei Gott! diese Partie ist, wie ich immer mehr einsehe, äußerst schlecht, und wird sich Riefchen, wenn sie ihn nimmt, drei Jahre nach der Ehe sehr unglücklich fühlen. Auch gelang es mir, sie für Dr. Fr. zu stimmen. Hiermit ging ich zu Mutter — Riefchen war dabei — und sagte ihr, Schwester wolle Fr. nehmen. Wir sprachen noch viel darüber.

NB. Ich habe mit Köhler verabredet, ihm meine Uhr zu geben, für seine und einen Thaler. Er willigte ein. Doch erbat ich mir seine Uhr aus, um zum Uhrmacher erst gehen zu können. „Wenn mich die Reparatur“ — seine Uhr geht nicht — „mehr als einen Thaler kostet, wird aus unserm Handel nichts,“ sagte ich. Der Uhrmacher forderte zehn Silbergroschen, und ich ließ sie ihm dort.

Freitag, 31. Januar.

Barßhall ist todt.

Röhler brachte ich den Bescheid, ich könne den Tausch nicht eingehen, da mich die Reparatur zuviel koste. So versprach er mir denn — und ich kenne Röhler, auf sein Wort kann ich bauen — Sonntag einen Thaler, den 1. März zwölf gute Groschen zu geben.

Nach Hause gekommen, sprachen wir wieder von Ferdinand. Friederike vertheidigte ihn heute viel wärmer. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich so entschieden gegen ihn austrat. Es liegt in Friederikens Charakter, durch offenbaren Widerspruch in ihrer Meinung bestärkt zu werden. Ich werde umfassen, mich wieder auf ihre und seine Seite schlagen, ihr Recht geben, ihr nicht widersprechen und sie doch unvermerkt von ihm abziehen.

Sonnabend, 1. Februar.

Vater wollte, ich solle um zehn Uhr nach Hause kommen, um die Predigt Geigers hören zu können. Ich aber verschob es auf über acht Tage, weil wir da Privatlectüre haben.

Röhler brachte mir den Thaler. Er ist ganz glücklich über seinen Kauf und schilt mich einen Narren. Da aber Tschirner raisonnirte, da bloß einige Wenige das Schulgeld nicht mithatten, so packte ich den einen Thaler vier Groschen ein, aber ohne mir quittiren zu lassen.

Nach Hause gekommen, hörte ich, daß die Predigt ganz außerordentlich gewesen sein soll. Es that mir ungemein leid, ihn nicht gehört zu haben, und ich habe beschlossen, bei keiner Predigt zu fehlen.

Nachmittag ging ich zu Ifidor. Von meinem Ducaten habe ich bloß noch zehn Silbergroschen. Es ist schrecklich. Den 12. Januar ging ich das erste Mal aus. Damals hatte ich in Summa 5 Thaler 18 Silbergroschen. Rechne ich 16 Groschen für die Odyssee, 5 Silbergroschen für Kramer, 10 für Ifidor (bezahlte Schuld) ab, so habe ich vom 12. bis 31. Januar 4 Thaler 13 Silbergroschen ausgegeben. Die 10 Silbergroschen, die mir noch blieben, gab ich heute richtig aus.

Um achteinhalb war ich zu Hause, zankte mich mit Riefchen, spielte mit Mutter Scarts, ließ mir vom Vater die Hälfte seiner Schuld, id est 6 gute Groschen bezahlen und legte mich schlafen.

Sonntag, 2. Februar.

Heute soll Barßhall begraben werden. Um achteinhalb ging ich mit Mutter hin zu der unglücklichen Wittwe. Sie saß still weinend auf dem Sopha. Sehr rührte mich der Anblick Wilhelms, der, die Größe seines Verlustes halb ahnend, sich das Rabiß lernte. Wir gingen in die andere

Stube. Hier war die Leiche des so früh gestorbenen Mannes. Die Condolirenden sprachen in einzelnen Gruppen von diesem traurigen Todesfall. Da führte der Lehrer Wilhelm an die Seite seines Vaters. „Hier siehst Du,“ sagte er leise zu dem weinenden Knaben, „Deinen Vater. Du siehst ihn hier nicht wieder. Versprich mir an dieser Stelle, Deiner Mutter, die nun auch Dein Vater ist, immer ein guter Sohn zu sein und in Allem Folge zu leisten.“ Und der kleine Wilhelm schlug treuherzig in die ihm dargereichte Hand. Mir gingen die Augen über. Ich wendete mich ab.

Man hob die Leiche in den Koffer*), verschloß ihn und schickte sich an, sie hinunter zu tragen. Da stürzte die bejammernswerthe Frau laut schreiend aus ihrem Zimmer. „Mein Mann! mein guter, guter Mann!“ schrie sie mit einem solchen Ausdruck des Schmerzes, daß Alle, die zugegen waren, zu weinen anfangen. Nur mit Mühe konnte man sie abhalten, der Leiche zu folgen. Sie fiel laut schreiend in die Arme der Frauen, und noch unten hörte man ihr krampfhaftes Geschrei.

Unterwegs unterhielt ich mich mit Bloch. Er wollte sich ein Mir geben und nannte sich einen Atheisten. Als er aber sah, daß ich ganz anderer Meinung war, so fätselte er auch um. Wir sprachen viel von Seelenwanderung, von Geiger und dem Judenthum, und er wunderte sich, daß ich mich so des jüdischen Glaubens annehme. Der Esel! Als wenn man nicht treife**) essen und doch ein guter Jude sein könnte.

Ich sagte ihm dies, und in der That, ich glaube, ich bin einer der besten Juden, die es giebt, ohne auf das Ceremonialgesetz zu achten. Ich könnte wie jener Jude in Pulvers „Leila“ mein Leben wagen, die Juden aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu reißen. Ich würde selbst das Schaßjot nicht scheuen, könnte ich sie wieder zu einem geachteten Volke machen. O, wenn ich meinen kindischen Träumen nachhänge, so ist es immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden, mit den Waffen in der Hand, sie selbständig zu machen.

Wir waren auf dem Kirchhof angelangt. Hu, wie schrecklich sieht Barßhall aus! Ich eilte tief erschüttelt von seinem Anblick auf das Grab

*) Die Juden wurden damals nicht im Sarge begraben, sie wurden vielmehr, wie oben berichtet wird, im Trauerhause in einen Koffer gelegt und von da in schwarzem vollkommen bedecktem Leichenwagen nach dem Begräbnißplatze überführt. Alsdann wurden sie nach der rituellen Reinigung zwischen losen Brettern in die Erde gesenkt und begraben. Der Rabisch, auch Rabosch, Ribusch geschrieben, bildet das Schlußgebet der gottesdienstlichen Handlung der Israeliten. Man kennt die Heine'schen Verse:

„Keine Messe wird man singen,
Keinen Rabosch wird man sagen.
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.“

**) „Treife“, das nach jüdischem Ritus Unreine, im Gegensatz zu „toscher“, dem rituell Reinen.

meiner Schwester, wo ich meinen Vater weinend traf, meiner Schwester, die so frühe, frühe hingewelt! Sic fata volunt.

Es war vorbei, und ich, seit langer Zeit wirklich traurig, machte mich auf den Rückweg. Erst zu Hause gelang es mir, die düsteren Gedanken wegzuschütten.

Nachmittag las ich meinem Vater den „Geisterseher“ vor. Darauf wollte ich weggehen, aber mein Vater wollte es nicht erlauben.

„Du warst gestern auch zu lange weg,“ sagte er. „Wohin willst Du jetzt gehen?“

„Spazieren,“ antwortete ich.

„Nun, ich will mit Dir gehen, mein lieber Sohn. Willst Du zu Liebich oder nach Kleinburg, oder willst Du Dir den Wallfisch ansehen?“

Ich war hiervon gerührt, zumal da ich einsah, daß mein Vater nicht Unrecht habe. Er hätte nur früher darauf beharren sollen. Doch bestand ich auf meinen Bitten. Vater erlaubte mir aber nicht länger als bis fünf wegzubleiben. Nun war ich nicht weggegangen, wenn nicht gerade Bauer gekommen wäre, mit dem ich nun zu Hesse ging. Ich verlor unter sechs Partien eine. Darauf spielte ich mit Littauer sechs Partien. Er gab mir dreißig vor. Drei gewann, drei verlor ich.

Nun ging ich nach Hause, wo ich Dörchen Friedländer traf, die mich sehr ennuyirte. Erstens hinderte sie mich, mit Mutter Scarté zu spielen, dann, da ich verdrießlich war, zankte sie sich fast fortwährend mit mir. Erst spät, um neuneinhalb, spielte ich mit Mutter Scarté. Sie verlor zwei Silbergroßchen. Vater spielte nun mit mir und verlor vier Silbergroßchen.

Montag, 3. Februar.

Ich habe mit Hahn Sonnabend meinen Zumpt gegen seinen älteren eingetauscht, indem er mir versprach, seine Cicero-Uebersetzung von heut bis Sonnabend zu borgen. Ich empfang den Zumpt, doch die Uebersetzung hatte er vergessen.

Ich schluckte seit einigen Tagen so oft und so ungemein stark, oft stundenlang mit geringer Unterbrechung, daß mein Vater mich deswegen zu Guttentag schickte, der mir etwas verschrieb. Um drei Uhr ging ich zu Samuel, der in mich drang, ihm zu versprechen, nicht vor 1. März Billard zu spielen, welches Versprechen er Friedländer, Hirsch und sich selbst abgenommen hat. Ich leistete es aber nicht.

Als ich von Samuel wegging, fiel ich dicht an meinem Hause so schrecklich nieder, daß ich gleich aus Nase und Mund zu bluten anfing. Ein Mann hob mich auf und brachte mich, der ich kaum gehen konnte, zum Vater in's Gewölbe. Wie dieser sich erschraf, geht über alle Beschreibung. Da er hörte, daß Mutter weggegangen sei, brachte er mich hinauf, machte mir Umschläge mit kaltem Wasser. Meine ganze Nase und mein Mund waren schrecklich geschwollen, überall Haut losgerissen, was

mir viel Schmerzen machte. Mein Vater fragte mich beständig, wo ich Schmerzen habe, ja, er weinte beinahe, der gute Vater.

Er verbot mir, zu Hiller zu gehen. Ich ging aber, weil ich vorige Stunde gefehlt hatte. Doch that es mir nachher leid, da mir Hiller sagte, wenn ein Lüftchen zu der Geschwulst käme, so bliebe diese lebenslänglich. Dieser Gedanke verursachte mir doch einiges Unbehagen. Nidor traf ich, der sich wirklich über mein Aussehen entsetzte und sehr viel Theilnahme zeigte.

Als ich nach Hause kam, war die Mutter da, die noch von nichts wußte und sich daher nicht wenig erschraf, als ich ihr mein Abenteuer erzählte. Abends ließ Vater mir Paetzold holen, der mir Umschläge mit Eißig verordnete. Ich habe große, große Furcht, daß mir die Nase bleiben wird, so enflée, besonders ist es meine Schwester, die dies bestätigt. Na, und wenn dies geschehen sollte, mein Gesichtchen wäre dann zwar hin, aber ich glaube, ich würde mich am Ende nicht sehr darüber betrüben. Aber dies weiß ich positiv, daß ich alle Damengesellschaft fliehen würde; denn beim Anblick einer jeden würde der Gedanke in mir aufsteigen: wieviel Triumphe hättest Du nicht feiern können, wenn nicht der verdammte Fall gewesen sein würde. Ich würde mich bloß auf den Kreis männlicher Gesellschaft beschränken, leichtsinnig wie ich bin, würde ich mich wegsetzen über meine Nase. Aber eine gewisse Brutalität würde sich meiner bemächtigen, wie es Jedem ergeht, der sich nicht in Damengesellschaft bewegt.

Dienstag, 4. Februar.

Früh Morgens schickte mich der Vater zu Dr. Guttentag, ob ich ausgehen dürfte. Doch er sowohl als Paetzold, der drüben war, verboten es mir aufs Strengste. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern soll. Bis Sonnabend haben wir Privatlectüre, die ich jetzt zu Hause nicht machen kann, weil ich den zweiten Theil Homers verloren habe, ferner Cicero- und Xenophon-Hefte Sonnabend abzugeben. Heute sollte ich von Köhler Xenophon-, von Hahn Cicero-Uebersetzung bekommen, und nun fehle ich. Wenn ich nun auch Sonnabend fehle, um zur Predigt zu gehen, so wird Thirner doch Montag mich übersehen lassen und mir meine Hefte abfordern. Deswegen schrieb ich an Köhler einen rührenden Brief, in welchem ich ihn bat, mir um zwölf seine Xenophon- und Hahns Cicero-Uebersetzung zu bringen. Ferner sagte ich ihm, er möchte sich an Günsburg in Obertertia wenden, der würde ihm einen Homer für mich aushändigen. Günsburg hatte mir ihn schon voriges Mal geborgt. Und siehe da, der kleine Schuft kam gar nicht.

Nachmittag las ich Carl Julius Webers Demofrit. Wirklich ein treffliches Buch. Dann spielte ich mit Mutter Scarté und gewann fünf Silbergroschen. Dr. Guttentag versicherte mich, daß die Dichtigkeit meiner Nase spurlos verschwinden werde und verbot mir, auszugehen.

Abends ließ mich mein guter zärtlicher Vater nicht hinaufgehen in die Kälte schlafen, sondern ich mußte mich mit ihm in sein Bett legen.

Mittwoch, 5. Februar.

Gestern war, wie ich vergessen zu erzählen, Brief von Ferdinand an Riefchen angekommen, den sie mir gar nicht und der Mutter erst später zeigte; und wiewohl ich ihn später fand und lesen konnte, so that ich es doch nicht, weil ich mir den Inhalt so zu sagen aus dem Finger schnitzen konnte. „Ich nehme mir Ferdinand doch,“ sagte Riefchen zum Vater, der ihr den Brief brachte, als sie ihn gelesen hatte, und dies in einem tätschenden, probirenden Tone.

„Närrcheleben,“ lachte der Vater, Du glaubst, wenn er Dir zärtliche Briefe schreibt, mußt Du ihn heirathen? Papier ist geduldig, und in Paris lernt man Complimente machen.“ Ich stieß Mutter an, und diese ließ sich nun in ein weitläufiges Gespräch ein, worin sie erwähnte, daß auch ich der ich doch früher so ungemein für diese Verbindung gewesen sei, jetzt dagegen sei.

„Du meinst auch, daß es nichts ist, Ferdinandleben?“ fragte mich mein Vater nähertretend.

„Warum sprichst Du gar nicht einmal so mit dem Vater?“ sagte meine Mutter zugleich.

„Weil es mir nicht ziemt, daß ich meinem Vater darüber spreche. Wenn mein Vater mit mir einmal darüber wird sprechen wollen, so werde ich ihm dann auch meine Meinung an den Tag legen.“

Mein Vater schwieg und empfahl sich bald darauf.

Mutter und Riefchen sprachen nun viel mit mir hiervon. „Ich möchte Ferdinand schon nehmen,“ sagte Riefchen zu mir, „aber wenn Du mir solche Angst machst, daß ich dann wie eine Secretairsfrau und so leben müßte . . .“

„Noch ärger, noch ärger! liebe Schwester,“ setzte ich in zutraulichem Tone hinzu, „glaube mir, Du bist grenzenlos unglücklich, wenn Du diese Partie eingehst. Du hast keinen Begriff davon.“

Riefchen wurde nachdenkend, traurig.

Mutter trat jetzt auch mit größerer Zuversicht auf, weil sie gesehen, daß Vater auch nicht so dafür wäre, wie sie es immer glaubte und Riefchen es ihr glauben machen wollte, trotzdem daß ich sie zu überzeugen suchte, daß man sich in Vater täusche. Dies gestern.

Heute kam nun Onkel Friedländer, der erfahren wollte, was Ferdinand an A. geschrieben hätte. Zugleich bat er Riefchen, eine Antwort fertig zu machen.

Abends wurde viel hierüber disputirt. Mutter rieth, gar nicht zu schreiben, denn wenn Riefchen wieder einen Brief im gewöhnlichen Liebesstil

schriebe, so müßte Ferdinand denken, daß noch Alles seinen alten Gang ginge. Ich that ihr aber dar, wie Ferdinand, wenn er keinen Brief erhalte, allen anderen Ursachen Schuld geben konnte und, wenn er ganz ahnte, doch keine Gewißheit hatte.

„Was ist also zu thun, fragte Mutter.

„Ein Brief muß geschrieben werden, aber der Inhalt desselben eben der sein, daß Nieschen seine Frau nicht werden könne.“

Meine Mutter gab mir Recht.

„Was soll ich aber mit Onkel Friedländer machen?“ sagte Nieschen.

„Wenn er morgen kommt, so erzähle ich ihm Alles, was Ihr sagt und der Vater, und daß nichts daraus wird.“

(Melodie: „Alle, Alle, Rachel ist kein' Kalle, Nossen ist kein Chossen“ 2c. 2c.*)

„Thue das,“ meinte Mutter, „erst aber sage es dem Vater, so wirst Du doch seine Antwort hören.“

Ich schüttelte mit dem Kopf.

„Was meinst Du?“ sagte Mutter.

„Ich meine, daß Vater der Kiese gar keine Antwort geben wird, doch dann mag sie es Abellino immerhin erzählen.“

Meine Prophezeiung ging in Erfüllung. Vater antwortete gar nichts auf Nieschens Vorstellungen. Doch als Onkel Friedländer andern Tags kam und fragte, ob sie schon geschrieben habe, gab sie keine bestimmte Antwort, sondern entschuldigete sich mit Mangel an Zeit.

„Ferdinand läßt Dich in seinem Brief grüßen,“ begann Nieschen zu mir. „Er weiß nicht, wie Du Dich geändert hast. Du mußt doch einen Grund haben. Nenne ihn mir.“

Ich weiß wahrlich selbst nicht, wieso ich mich so geändert, der ich sonst an einer einmal gefaßten Meinung so festhänge und doch gewiß nicht wankelmüthig bin. Außere Eindrücke sind es nicht. Kein Mensch hat mich gegen ihn einnehmen wollen. Und ich bin auch nicht einer von denen, die ihre Ueberzeugung aufgeben, durch die Autorität Anderer bewogen. Es ist ein gewisses je ne sais quoi.

Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht vor diesem Ferdinand zurück.

Doch wirklich, wenn ich nur im mindesten glaubte, daß an der Partie was wäre, so würde ich nicht dagegen sein. Aber ich habe die festeste Ueberzeugung, daß Nieschen unglücklich werden würde, weil die Abhängigkeit, in der sie sich befinden würde, gar zu lästig, der Mangel gar zu drückend wäre. Dazu kommt, daß ich Nieschen kenne. Ich habe aber auch die festeste Ueberzeugung, daß aus dieser Partie nichts wird.

*) Die Sache ist aus, Rachel ist keine Braut und Nathan kein Bräutigam mehr.

Donnerstag, 6. Februar.

Gleich früh kamen wir wieder auf unser altes abgedroschenes Thema zurück in Betreff Niefchens und Ferdinands. (Melodie: Eduard und Kunigunde.) Niefchen meinte unter Anderm: „Und wenn ich auch Ferdinand nicht nehme, den ersten Besten werde ich nicht nehmen. Es ist gar keine Partie da.“

Flugs entgegnet' ich drauf der also sprechenden Schwester:

„So nimm doch den L. aus Inowrazlaw.“

Ich weiß nicht, ob ich seiner hier schon Erwähnung gethan habe, wenn nicht, zur Sache: Es ist dies ein Verwandter von Madame Paierl, ein junger Mann, spricht vier Sprachen, von sehr reicher Familie, hat selbst 30—40,000 Thaler und kann sich mit diesem nervus rerum anstellen wo er will, verlangt eine Frau mit 15,000 Thalern — denn da die Frau die Hälfte des Mannes ist nach der heiligen Bibel, so soll sie auch die Hälfte seines Vermögens haben —, doch ist sie hübsch und gebildet, 10,000. Madame Paierl will nun ihn mit dem Vater zu Frankfurt Bekanntschaft machen und dann herkommen lassen.

„L.“, entgegnete die Mutter, „wird wenigstens 8000 Thaler wollen, und Vater giebt die nicht.“

„Nicht?“

„Nein, er thut sich schon, wenn er 6000 Thaler giebt. 5000 Thaler giebt er wenigstens, bei 6000 Thaler strengt er sich an. Wenn er sie aber mit 8000 will, will ich meine Diamanten herausgeben und sie verkaufen. Da werde ich auch 2000 Thaler bekommen.“

Nun, frage ich, giebt es noch so eine Mutter? Nein! nein! nein! Ich aber wurde zornig in gerechtem Unwillen und erinnerte Mutter an jenen Vers über Frankfurts Thoren.*)

Vater kam spät Abends nach Hause.

Mutter und Niefchen hatten sich Nachmittag sehr gezanft und Niefchen hatte sich schon um fünf ins Bett gelegt. Dies klagte nun Mutter an Vater.

„Ach!“ seufzte dieser, „es ist ein trauriges Geschick, jeden Tag rüchten zu müssen zwischen Frau und Tochter, Mutter und Kind. Mein Sohn,“ sagte er, indem er mir die Hand gab und mit mir auf und ab ging, „mein Sohn, ohne Frömmler zu sein — das, weißt Du, bin ich nicht —, glaube mir, es ist das Beste, sich auf Gott verlassen, wie unsere heilige Schrift sagt: Uebergieb dem Herrn Deine Wünsche, und er wird

*) Lassalle meint den Spruch, der neben einer an manchem Stadthor Norddeutschlands aufgehängten Reule angebracht ist:

Wer seinen Kindern giebt das Brod
Und leidet nachmals selber Noth,
Den soll man schlagen mit der Reule todt.

für Dich sorgen. *) Siehe, ich habe traurige, traurige Jahre verlebt und danke noch Gott, daß er mir die Energie verlieh, nicht nachzugeben. Aber Du weißt nicht, wie unglücklich ich mich fühle. Da Riefchen so beharrlich war bei ihrer unglücklichen Neigung, so war an keine baldige Auflösung zu denken. Hier in Breslau wußten es Alle, und kein anständiger junger Mann hätte ein Mädchen genommen, das einen Andern liebte und liebt. Ich konnte mich auf gar keine Idee einer auswärtigen Verbindung einlassen, weil Jeder, der in solcher Absicht hierhergekommen wäre, auch jenes unglückliche Verhältniß erfahren hätte. An eine Partie, so lange jene Liebe anhielt, war also nicht zu denken. Und doch hatte ich früher geglaubt, durch Riefchens Eigenschaften, durch meine Stellung, meine Verhältnisse anständig zu sorgen. Ich wußte gar keinen Ausweg. Da verließ ich mich auf Gott. Ich hatte das feste Vertrauen, daß er Alles zum Guten lenken wird. Er hat mir auch die Idee eingegeben, immer gegen die Verbindung zu sein. Denn glaube mir, alle menschliche Klugheit reicht nicht aus.“ So sprach mein würdiger Vater.

Sonabend, 8. Februar.

Ich hatte trotz der Bitten meiner Mutter beschlossen, heute zur Predigt zu gehen. Während wir uns anzogen, kam Braun aus Glas, der Mutter sehr animirte, kommenden Sommer nach Gräfenberg zu gehen.

Wir traten in das Gotteshaus. Eben hatte Geiger die Kanzel betreten, und nach einem kurzen Gebet für sich sprach er mit salbungsvollem Ton die Worte seines Textes: „Herr, so wir einen Bau unternehmen, und Du segnest ihn nicht, was sollte es da für ein Bau werden!“ 2c. und setzte nun auseinander, daß dies wohl von jedem Bau gemeint sei, der in die äußere Erscheinung tritt, wie auch von jedem Bau, den wir in unserm Innern unternehmen. „In eurem Innern sollt ihr dem Herrn Tempel bauen.“ Darauf kam er auf die Worte der Schrift: „Das ist ein Tisch des Herrn.“ „So ihr reblich euch euer Brod erworben, so könnt ihr sagen: das ist ein Tisch des Herrn. So aber an euren Speisen das Blut derer klebt, die ihr unterdrückt, in euren Getränken die Thränen der Wittwen und Waisen sind, die sich mit Recht über euch beklagen, wie wollet ihr dann hintreten vor den Herrn und ihm danken für das, das er euch gegeben, wenn ihr es seinen Geschöpfen entrißten habt!“

Ich sah mich bei diesen Worten nach einigen Bekannten um.

Er berührte darauf den Satz, daß die Gelehrten und Weisen nicht mit ihrem Wissen prunken sollten. Sie sollten, wie es in der Schrift heißt, einen Deckel darüber schieben. „Aber doch sollt ihr, lieben Freunde, euer Wissen äußerlich erkennen lassen, durch eure Thaten. Aus euren

*) „Befehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen.“ Psalm 37, 5.

Thaten soll man urtheilen können und die Pracht eures Wissens erkennen.“ Unter Anderm warnte er vor Lebensüberdruß. „Oft scheint Manchen ein Höheres in diesem Leben nicht da zu sein, sie sehen Jenen sterben in Armuth und Jenen leben in Uebermuth und sprechen: Ach, es ist nichts Höheres im Leben. Aber, lieben Freunde, wenn die Sonne nicht strahlt, so ist es nicht, weil sie ihren Glanz verloren hat, sondern bloß weil Wolken über der Erde ihre Strahlen auf einen Augenblick nicht durchdringen lassen.“

Kurz, Geiger machte, obwohl diese seine Predigt lange nicht seine vorige erreicht, wie man sagt, einen großen Eindruck auf mich.

Nachmittag ging ich zu Isidor, der mich sehr über meine Nase bewaerte. Wir gingen zu Hesse, wo ich heute merkwürdiges Pech hatte und sieben Silbergroschen ausgab. Isidor ging in die Tanzstunde, ich zu Manatschal, von da nach Hause. Wir spielten Piquet, und Mutter konnte heute kein einziges Spiel gewinnen.

Montag, 10. Februar.

Als ich aus der Schule wieder nach Hause kam, war wieder — zur Abwechselung — großer Zank zwischen Riefchen und Mutter gewesen, und Beide weinten schrecklich. Als nun Vater Mittags essen kam und die Mutter wieder sehr zu weinen anfang, wurde er, wie natürlich, sehr böse und verdrießlich und aß keinen Bissen. Ich rebete so viel wie möglich Riefchen und Mutter gut zu, gab Beiden Recht und Beiden Unrecht, so daß sie sich etwas näherten. Als Abends Vater nach Hause kam, so wollte er Anfangs nicht essen. Doch vermochte ich ihn endlich dazu.

Dienstag, 11. Februar.

Vater brachte mir heute den Plan von dem Leipziger und Hamburger Institute. Ich las ihm beide vor, doch entschied er sich noch nicht für eines. Das in Hamburg scheint mir weit praktischer zu sein, als in Leipzig, wo es mehr schulenmäßig ist. Auch zieht es mich schon deshalb nach Hamburg, weil die Stadt größer und schöner ist, und auch in Beziehung auf das häusliche Leben man dort lange nicht so gefesselt und bewacht ist, wie es aus dem Leipziger Regulativ hervorgeht. Wenn ich aber nach Hamburg komme, so geschieht dies erst im Juni, da der Vater dann erst Zeit hat.

Mittwoch, 12. Februar.

Ich ging heute zum Schneider Wolf und fragte ihn, ob er einen Amor habe. Er bejahte dies, sagte mir den Preis (zwei Thaler) und bestellte mich auf Donnerstag Mittag. Als ich nun nach Hause kam und Riefchen es der Mutter erzählte, so wollte diese ihr Versprechen, mir einen Thaler dazu zu geben, zurücknehmen. Sie hatte mir Tags vorher einen Thaler

versprochen zu einem Geschenk für die Braut oder einer Maske. Es kam zu einem kleinen Gezänk, und ich sagte, was ich auch halten werde, daß ich ohne zu schenken, und ohne Maske nicht gehen würde.

Donnerstag, 13. Februar.

In der Schule machte ich mein Gebicht für den Polterabend. Nach Hause zurückgekehrt, erwirkte ich die Erlaubniß durch vieles Bitten, als Amor gehen zu können. Vater gab mir Erlaubniß zu gehen, aber kein Geld dazu. Mutter schenkte mir einen Thaler. Abends machte ich ein Gebicht für Riefchen als Fortuna.

Freitag, 14. Februar.

Nachmittags um vier Uhr ließ ich mir meine Maske holen und fand, daß sie mir schön stand.

Sonabend, 15. Februar.

Ich ging zu Geigers Predigt. Nachmittag zog ich mir meine Maske an. Wir warteten sehr lange auf Klingenberg's. Sie kamen nicht, und wir mußten endlich ohne sie fahren. Auf dem Polterabend selbst amüßte ich mich sehr gut. Besonders meine Maske als Amor gab mir Stoff zu vielen Beziehungen. Brainersdorfs Bruder (Spanerl) war ebenfalls als Amor da. Die Leute wollten mir versichern, daß ich schön aussähe, sowohl Herren als Damen. Besonders mit Emma Prager amüßte ich mich sehr gut, die ich mit dem Moritz Levy sehr aufzog. Dieser, Graefenhagen, besonders Spanerl, behaupteten, Amor hätte eine Gevourte Eisen. Besonders mein Streit mit Spanerl amüßte mich sehr, dem ich mich freundschaftlich anschloß und sogar buzte. „Hören Sie, Lassal, Sie sind ein verdammt malitiöses Luder, aber ein witziger, excellenter Kerl und weit geheidter, als Ihre Jahre es vermuthen lassen. Wenn Sie fünf Jahre werden älter, da wird es die Welt nicht mit Ihnen aushalten.“ Was mein Urtheil über Spanerl betrifft, so ist er erstens ein witziger, geistreicher Kerl, spricht gut französisch, und hat noch alte gebiegene Bildung, da er schon Abiturient war.

Sonntag, 19. Februar.

Wir fuhren zur Hochzeit. Häniger, olim Bacchus, Beda, gestern Apollo, und ich, amüßten uns auf eigene Faust, während der etwas langweiligen Epoche vor der Predigt. Geiger hielt darauf eine sehr rührende Rede. Hierauf tranken wir Kaffee und aßen, wobei ich mich über den Heißhunger Hänigers und Bedas, Spanerls und Schlochows sehr amüßte. Darauf liefen wir in den Galerien herum, bis es zum Essen ging. Nun that sich die neunte Compagnie, bestehend aus sechs jungen Leuten, unter Spanerl zusammen, die keine Damen engagirten. Ich trat ihr bei. Nun wollten Spanerl und Wenzel und ein Dritter

inconnu mich durchaus besoffen machen, aber ich dachte an Krappitz und hütete mich. Wenzel erklärte mich ein über das andere Mal für uncommementmäßig, und ich wurde verdammt, mich immer auf volle Gläser herauszupaulen. Ich that es immer, aber trank dabei eben soviel Gläser Wasser, erging mich in der Nebenküche und hütete mich, wie in Krappitz, süßen und sauren Wein zu mischen. Spanerl selbst sagte mir dann, er wundere sich, daß ich nicht betrunken geworden bin.

Um vier Uhr kamen wir nach Hause.

Montag, 17. Februar.

Vor acht Uhr brachte mir Gerstenberg noch meine deutsche Arbeit. Ich hatte ihm nämlich Sonnabend erzählt, daß ich eine sehr lange deutsche Arbeit über Sonntag zu machen hätte, dies doch aber schlechterdings nicht angehe. Er hatte sich sogleich erboten, sie mir zu machen. Da dies aber nicht geht, weil die Arbeit die Philippi'sche Rede betrifft, so hatte ich ihm nach Verabredung Sonntag mein Unreines gegeben, und nun brachte sie mir der gute Junge ins Reine geschrieben.

In der Schule schlief ich den ganzen Tag.

Uebrigens habe ich gefunden, daß mich die Hochzeit auch viel Geld gekostet. Vorigen Sonntag hatte ich einen Thaler achtzehn Silbergroschen: einen Thaler von Köhler, achtzehn Silbergroschen von Mama. Jetzt habe ich nur noch zehn Silbergroschen in der Börse, von denen ich siebeneneinhalb meiner Schwester schuldig bin, und die ich, weil es nichts Halbes und nichts Ganzes ist, so schnell als möglich ausgeben will, um dann ganz auf dem Trockenen zu sitzen. Male parva, male delabuntur.

Mittwoch, 19. Februar.

Mit meinem Gelde bin ich fertig, und den Dalles habe ich nun.

Vater fragte mich, ob es wahr wäre, daß ich in einer Gesellschaft gesagt haben soll: „Mein Vater wird nicht seine einzige Tochter einem Pariser mit leeren Taschen geben.“ Wer mir diese schändliche Lüge erdichtet, weiß ich nicht. Vater aber hat sie vom Onkel Friedländer.

Donnerstag, 20. Februar.

Ich stellte meinem Vater heute vor, daß mich die Hochzeit einen Thaler vier gute Groschen gekostet hätte, und bat ihn, mir doch etwas dazu zu geben. Es war umsonst. Ich bat um zehn Silbergroschen für den Uhrmacher, aber Vater meinte, dies käme mir zu mit meinem Taschengelde zu bestreiten. Nun bat ich um die vierzehn Silbergroschen Taschengeld, die ich zu fordern habe. Aber Vater gab sie mir nicht, wurde zornig, schrie mich sehr an und befahl mir, das Maul zu halten, obgleich ich vorstellte, daß ich keinen Pfennig Geld hätte. Da war mein Entschluß gefaßt. Ich nahm meinen Post und meinen August und ging damit zum Antiquar, der reichte mir sechszehn Silbergroschen dar.

Freitag, 21. Februar.

In der Schule erfuhr ich, da die Conduiten schon circuliren, daß mir Tschirner geschrieben hatte: der Alte. Und das kränkte mich sehr. Ich hatte mich seit voriger Censur etwas mehr angestrengt und bedeutend mehr geleistet. Es ist, wie ich ohne Parteilichkeit für mich sagen kann, eine Ungerechtigkeit. Ich machte Betrachtungen. Ich dachte nach, wie es käme, daß so ein Hennige, Preiser, die mir doch, wie ich selbst sagen muß, an Talent, Auffassungsgabe, Genie, Beurtheilungskraft, Verstand, Geist nachstehen — und dies so weit! — gute Conduiten bekommen, während ich keine ziemlich erlangen kann. Ich dachte nach, wie es kommt, daß ein Wollheim, der zwar viel Genie hat, aber so faul ist wie ich, auf der ersten Bank sitzt und ich auf der vierten. Köhler sagte in der Stunde zu mir: „Weißt Du, Lassal, ich habe so oft über uns Beide nachgedacht, und Du kannst es mir wirklich glauben, wir Beide passen auf kein Gymnasium.“ Und en verité, ich kann keinen anderen Schluß ziehen als den:

Hic sum barbarus, quia non intelligor illis.*)

Sonabend, 22. Februar.

Nachmittag ging ich zu Dominik, mich frisiren zu lassen, da wir zum Thee bei S. Levys invitirt waren. Als ich nach Hause kam, waren die Eltern schon angezogen, und Vater kam mir entgegen mit einer Ohrfeige, da er über mein langes Ausbleiben pikirt und Mutter ängstlich war. Doch war ich noch froh, daß Vater nicht ahnte, wo ich gewesen war. Bei Levys amüsirte ich mich sehr gut. Besonders die Tableaux und die Gedichte von Emanuel waren herrlich. Ich aß und trank nach Möglichkeit viel, aber seit der Geschichte mit Krappitz hüte ich mich wohl, über mein Maß hinauszugehen.

Montag, 24. Februar.

Es ging mir heute recht komisch in der Schule, und es kann wohl sein, daß ich recht viel Erfahrungen in zwei Stunden gemacht habe. Ich ging nämlich in die Schule, wie gewöhnlich, ohne mein griechisches und lateinisches Exercitium zu haben, wie ich sie denn seit einem halben Jahre immer erst in den Stunden Köchers und Rübigers mache. Ich kann wirklich deutlich an mir sehen, was Ungerechtigkeit nicht bewirken kann! Als ich nach Secunda kam, war ich wirklich fleißig und strengte mich an. Als nun Probe geschrieben wurde, so versicherten mir alle Parteilosen der Klasse, daß ich Erster oder Zweiter der Neuen werden würde; sogar meine Feinde sagten, daß ich um vier bis fünf heraufkommen würde. Zu jener

*) Barbarus hic ego sum etc. Ovid. Tristia lib. V. X. 35.

Zeit erinnerte ich mich, in der größten Verwunderung über meines Nachbarn Faulheit gewesen zu sein, als ich ihn einmal seine Exercitien in der Stunde, die der lateinischen vorherging, machen sah. In der Schule fremde Arbeiten zu machen, das war nichts Ungewöhnliches, aber so — wie soll ich sagen? — so sich auf sein gutes Glück zu verlassen, daß man die Arbeiten, die man in einer Stunde abgeben muß, eine Stunde vorher anfertigt! Kurz darauf setzte Thirner mich eine Bank hinunter. Daß es die totalste Ungerechtigkeit war, sagte die ganze Klasse, und was mehr, mein Bewußtsein. Und seit jener Zeit bin ich in Faulheit verfallen, damit ich doch das Heruntersetzen nicht unverdient erleiden möchte, und diese Faulheit ist wirklich nicht gar zu gering.

Doch zur Sache. Ich kam wie gewöhnlich ohne Exercitien in die Schule und wollte sie wieder wie gewöhnlich von Henkel borgen. Aber mit dem Griechischen war er noch nicht ganz fertig, und das Lateinische gab er eben Hahn. Es ist dieser Hahn ein Mensch, der alle Anlage hat, ein wahrhafter Bösewicht zu werden. Neidisch, findet seine schwarze Seele in nichts mehr Vergnügen, als in der Misere Anderer. Dabei hat er einen scharfen, durchdringenden Verstand, viel Ausdauer, Wit und Feigheit. Alle seine Handlungen werden von dem schrecklichsten Eigennutz geleitet, der sich denken läßt. Mich haßt er, wie ich es wohl weiß, aber dieser Haß, sonst so deutlich ausgesprochen, tritt jedesmal in den Hintergrund, sobald es seinen Vortheil gilt, sobald er mir etwas verkaufen oder von mir etwas kaufen will, Geschäfte, deren ich viel mit ihm gemacht habe, denn ich gehe gern mit ihm um — das heißt, bloß in der Schule —, um meinen Blick zu üben in der Menschenkenntniß.

Dieser Hahn nun bemühte sich eben, als Henkel mir das griechische Exercitium reichen wollte, es mir vor der Nase wegzuschnappen, und es gelang ihm. Und merkwürdig, ich konnte heut kein Exercitium bekommen. Köhler hatte seine an Sturm geborgt. Vangen und Rod arbeiteten. Ich wurde wirklich etwas ängstlich. Es wird immer später und ich habe noch kein Exercitium. Da drehe ich mich um und auf mir ruht schadenfroh, teuflisch lächelnd, Hahns tückisches Auge. Dieser Blick zeigte mir die gräßlichste Schadenfreude, die ihn belebte; aber dieser Blick hat auch in mir Haß gegen ihn entzündet, Haß, der, bei meinem Wort, lange wahren soll, bis er sich gekühlt hat. Ich hasse außer ihm nur noch einen Menschen, und das ist T. Aber, bei Gott! ich glaube, dieser Haß — und gegen letzteren besonders — wird ewig dauern!!! Mein Vater sagt, er gönnt ihm nichts Böses. Ha, über die gutmüthigen Weibsnaturen, Tod ihm! Elend! Vernichtung werde ich bis zu meinem letzten Augenblicke ihm wünschen und, bei Gott! es nicht beim bloßen Wünschen bewenden lassen. „Selbst Hand ans Werk gelegt“ und „Von der Stirne heiß“ 2c.

Es schlägt neun, und ich habe noch kein Exercitium. Da wende ich mich an Meigen, der erst kürzlich zu uns vom reformirten Gymnasium gekommen, und der mein bester Freund war, so lange ich jenes Gymnasium besuchte. An ihn wandte ich mich in meiner höchsten Noth. Schon glaubte ich auch hier eine abschlägige Antwort davonzutragen, aber nein, er sagte es mir zu, doch wollte er es sich bloß noch durchsehen. Ich wartete eine Viertelstunde. Er war noch nicht fertig. Eine halbe Stunde verging, da bekam ich die Antwort: er habe es sich zum Grundsatz gemacht, seine Exercitien nicht zu verborgen, und wolle daher keine Ausnahme machen, so leid es ihm auch thäte. Ich lachte laut über den guten Freund. Da endlich erhielt ich ein Exercitium. „Nach so vielen Leiden“ &c. Aber der heutige Vormittag hat tiefen Eindruck auf mich gemacht.

Freitag, 28. Februar.

Heute kam der Rector mit den Conduiten. Meine war, wie ich voraussehen konnte, ziemlich schlecht. Da rief der Rector meinen Namen. Ich stand auf, und als er mir die schlechten Zeugnisse vorlas, erwiderte ich: ich wüßte nicht, wie ich das verdient hätte.

„Ja, ja, Lassal,“ entgegnete Schönborn, „man läßt Ihren Verdiensten nur keine Gerechtigkeit widerfahren. Doch — und hierbei langte er mir die Conduite zu — sagen Sie, warum sehe ich nicht die Unterschrift Ihres Vaters und immer die Ihrer Mutter?“

„Weil mein Vater öfters abwesend ist,“ erwiderte ich. Und in dem Buche blättern, fügte ich hinzu: „Doch ist auch seine Unterschrift da.“

„Lassen Sie doch einmal sehen, wo das ist.“

Ich langte das Buch hinüber.

„Ein einziges Mal hat Ihr Vater unterschrieben und das war voriges Jahr. Ist Ihr Vater schon ein Jahr abwesend, oder bloß immer, wenn Sie die Censuren bekommen?“

„Nein,“ erwiderte ich und ich glaubte fest, der Rector würde zu meinem Vater schicken und ihn bitten lassen, selbst zu unterschreiben. „Wenn Vater auch da ist, so läßt er doch manchmal die Censur von Mutter unterschreiben.“

„Das will ich Ihnen erklären!“ schrie Schönborn. „Weil Sie die Censur nie dem Vater und nur der Mutter zeigen!“ Der Mann wußte nicht, daß ich es in der Virtuosität so weit gebracht habe, sie Niemand zu zeigen. „Aber das verbitte ich mir! Die Unterschrift Ihrer Mutter gilt gar nichts.“

„Soho!“ dachte ich, „meine Mutter hat Procura.“

Jetzt gab er mir das Buch wieder. Eine Centnerlast fiel von meiner Brust, als ich das kleine Büchlein noch in der Hand hatte. Doch war mir das Ganze sehr unangenehm, und ich will auch gleich sagen, warum. Bis

jetzt hatte ich immer den Namen meiner Mutter unterschrieben, und es hielt mich eine gewisse Ehrfurcht davon ab, das gewichtige „Heymann Lassal“ hinzuschreiben. Diesmal mußte ich aber diese Scheu ablegen, und so brachte ich andern Tags meine Censur vom Vater unterschrieben, nämlich von mir, der ich nach Bedürfniß Vater, Mutter und Sohn bin.

Wirklich, wenn mein Vater über das Conduitenwesen die richtige Ansicht hätte, ich würde ihm die Conduiten zeigen, und wenn mich die härteste Strafe erwartete. Aber mein Vater würde sich wirklich zu sehr ärgern, es würde ihn auf Wochen angreifen, er würde sich Wunder was für Gedanken über meine Untauglichkeit machen und nie recht glauben, wenn ich ihm zuriefe:

„Laß Dich nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Irrthum rasender Thoren.“

Sonnabend, 29. Februar.

Von Tschirner erhielt ich eine Nase, weil ich auf den Titel meiner Censur geschrieben: „Wahrheit und Dichtung.“

Spielte bei Hesse. Kaufte Pinsel für siebeneinhalb Silbergroschen Federmeßer ab und wollte es meiner Mutter für zehn Silbergroschen verkaufen. Sie versprach mir, fünf dazu zu geben. Spielte Piquet.

Sonntag, 1. März.

Heute sollte Vater abreisen. Als ich aufstand, fand ich sowohl ihn, als Mutter sehr verdrießlich gegen Jedermann. Es fand auch ein kleines Zankduett statt. Und als Vater abreiste, gab ihm Mutter, als er sie zärtlich umarmen wollte, keinen Abschiedskuß. Wir machten uns darauf fertig zur Landsbergischen Hochzeit. Nun hatte ich keine Handschuhe, keine Manschetten, kurz, ich wollte gar nicht fahren, ließ mich aber dazu bewegen.

Man tanzte. Julchen Sklower, die ich zum Galopp engagirt hatte, fand ich nicht und nahm mir eine andere Dame. Aber plötzlich steht sie leibhaftig vor mir. Ich stelle sie mit einer Gastrolle zufrieden, worüber Drgler als chapeau d'honneur (chapeau ordinaire) brummte.

Nach dem Tanz packt mich Drgler an und erzählt mir: „Gastrollen leide ich nicht zu geben, durchaus nicht. Du weißt, ich bin nicht fein.“ Ha, dachte ich, das weiß Gott!

Der Tanz beginnt. Ich war nicht engagirt, gehe zu Drgler, thue ihm dies kund und mache daher Ansprüche auf eine Gastrolle. Aber er meint, ich müsse durchaus mit den übriggebliebenen, id est nicht tanzenden Damen tanzen. Aber ich gehe auf die jüngere H. zu, die mir sehr gut gefiel:

„Der Juno gleich an Wuchs,
Der Venus Reiz
Im holden Angesicht.“

Ich wagte es und tanzte frisch drauf. Aber o impudentiae praedicandam nec ferendam!!! Orgler läßt die Musik aufhören. Ich führe meine Dame zum Plaz. Tiefe Stille. Ich trete vor und rufe: „Herr Orgler, ich werde eine Gastrolle geben, und obwohl chapeau d'honneur, haben Sie nicht das Recht, es mir zu verbieten. Wir sind nicht auf bal paré, auch nicht bei Knappe, sondern auf einer Hochzeit.“

Gleich ungeheurer Tumult. Leute, die auf mich und ihn zulaufen, um uns zu begütigen. Endlich gelingt dies meiner Schwester. Aber eine Rache behielt ich mir vor. Ich warf mit Anzüglichkeiten herum. Bei den wenigen Studenten nannte ich ihn homo experts humanitatis et communis vitae ignarus, bei den Damen, die gebildet, sprach ich vom savoir vivre, Anderen sagte ich, er müsse dies wahrscheinlich bei Kasperle gesehen haben.

Orgler, der dies Alles hörte — ich richtete es danach ein — wurde wüthend und schickte mir seinen Chapeau d'honneur-Gut. Ich nahm ihn, warf ihn hoch in die Höhe und sagte, daß ein Gut, der von Orgler getragen werde, nicht würdig sei, von mir getragen zu werden. Da wüthete Orgler, sprang mir nach — zum Glück war Niemand dabei, denn es geschah im Nebenzimmer — und rief: „Hier will ich Dich nicht ohrfeigen, hier nicht.“ Ich lachte laut und ging in den Saal. Doch dachte ich darüber nach, was nicht vier Jahre machen. Wäre ich neunzehn Jahre, so hätte sich Orgler dies nicht gegen den Sohn seines Principals unterstanden, er hätte auch die Musik nicht aufhören lassen. Und bin ich nicht so schon ihm unendlich überlegen, außer an Corpus, Bildung, Tournüre, Geist, Verstand, Geld, Ansehen! Besitze ich von alle dem wenig, so besitzt er doch noch unendlich weniger. Und wäre mein Vater hier, so wäre Orglern das Drohen mit Ohrfeigen schlecht bekommen. Doch ärgerte ich Orgler so, daß er krank wurde, sich Thee mußte kochen lassen. Doch blieb er. Bei Tisch kam er zu mir, mir zuzutrinken. Nach Tische wurden auf allgemeines Verlangen Gastrollen gegeben.

Montag, 2. März.

Da Dienstag und Mittwoch keine Schule war, wie ich wußte, so wollte ich heute erst nicht gehen und bekam Leibschmerzen.

Mittwoch, 4. März.

Heute ärgerte ich meine gute Mutter sehr durch meine Hitze, was ich wirklich ernstlich bereue. Sie ist eine so gute Mutter, und doch vergesse ich mich so oft.

Sonnabend, 7. März.

Die Predigt des Dr. Geiger war ausgezeichnet. Nachmittag ging ich zu Hesse: Hört! hört! Ich gab dreißig Silbergroschen aus. Nein, ich schwöre hiermit bei Allem, was heilig, bei meiner Eltern Leben, vor dem ersten April kein Queue anzurühren.

Sonntag, 8. März.

Wir arbeiteten die ganze Zeit daran, die Briefe zu erhalten, die Niekchen an T. geschrieben. Denn dieser schlechte Kerl geht nun darauf aus, den Ruf Niekchens zu zerstören. Und nun zeigt er allen seinen Bekannten und jedem Fremden sogar ihre Briefe, die wirklich so geschrieben sind, daß man Schlimmes von ihr denken könnte. Wir laboriren nun darüber, sie zu erhalten. Ich meinte, durch Bestechung der Dienstboten T.'s, und Johann wurde ins Interesse gezogen. Doch sehe ich noch kein Resultat. Nachs soll zu T. gehen, die Briefe zu lesen wünschen und den einen — denn einer ist es hauptsächlich — zerreißen.

Beda und Rolf sollen zu T. gehen, vorgeben, eine Wette gemacht zu haben, daß das und das nicht in den Briefen stünde, und ihm die Briefe entreißen. Niekchen hat ihm ein Taschenbuch, Nadelbüchse z., Andenken, da er sie eigennützig schimpfte, durch Gustel zurückgeschickt. Er leugnet, das Nadelbüchse empfangen zu haben. Ich wiederhole nur: Fluch, den schrecklichsten Fluch über mich selbst, wenn ich ruhe, bis ich gerächt, fürchterlich gerächt habe an diesem Hund meine Schwester, meinen Vater! Wenn ich je daran vergesse, will ich verflucht sein, hier und dort. Wenn ich ihm die Leiden nicht zehnfach zurückerstatte, die er meinem Vater, meiner Schwester zugefügt, möge ich verdammt sein! Gott, du hörst es.

Heut Nachmittag trat der Versucher zu mir in der Gestalt Friedländers und forderte mich auf, mit ihm Villard zu spielen. Aber ich verneinte.

Montag, 9., Dienstag, 10., Mittwoch, 11., Donnerstag, 12. März.

Mein Verhältniß in Betreff der Schule wird immer unerträglich. Immer mehr sucht mich Tichirner zu kränken und lächerlich vor der ganzen Klasse zu machen, und das Bittere, das ein jeder solcher Vorfall bei mir zurückläßt, bestärkt mich in meinem Unfleiß. Ich fühle es wirklich, wenn ich Ostern — was Gott verhüte — nicht nach Leipzig komme, so werde ich mich in sehr, sehr mißlicher Lage befinden.

Sonnabend, 14. März.

Mein Vater kam heute. Wie es scheint, so ist es noch sehr zweifelhaft, ob ich Ostern nach Leipzig komme. Dieser Gedanke versetzte mich in

eine so trübe misanthropische Stimmung, daß ich nicht zu Gerstenberg ging, versprochenermaßen, sondern zu Hause blieb. Aber Isidor besuchte mich, und ich ging mit ihm zu Hesse, wo ich jedoch kein Neue berührte.

Sonntag, 15. März.

Freitag war es mir gelungen, mein Federmesser an Mama zu verkaufen, für zehn Silbergroschen. (Zwei gute Groschen Profit.) Ich ging zu Manatschal, Perini, gab fünfeinhalb Silbergroschen aus und ließ für meine Schwester einen Pfannkuchen holen.

Montag, 16. März.

Als ich Nachmittag in die Schule ging, schlug es halb drei Uhr. Ich wollte mich daher nicht wieder von Tischner herunterputzen lassen, sondern ging zu Samuel. Wir vespereten Wurst mit Schnaps, und ich bezahlte es. Darauf kam ein gewisser Fränkel und wollte Karten holen, um Dnje-et-demi zu spielen. Ich willigte ein. Als er ging, erzählte mir Samuel, er habe neulich zehn Silbergroschen an ihn verloren, er habe verdammtes Glück, und ich würde wahrscheinlich verlieren, warnte mich daher, zu spielen. Ich merkte gleich, daß Fränkel alle Karten kenne, doch half es ihm nicht, er verlor acht Silbergroschen und wurde blaß wie der Tod. Ich quetschte mich, wobei besonders Samuel mir behülflich war, unter dem Vorwande, in die Stunde zu müssen.

Dienstag, 17. März.

Heute brachte ich Vater auf's Gespräch über Leipzig und erfuhr, daß Vater in Frankfurt einen Brief erhalten habe, daß er mich bei einem Lehrer in der Anstalt nicht unterbringen könne, da diese ihre Zahl nicht überschreiten könnten, daß er aber keinen Bekannten habe, dem er mich anvertrauen wolle. Auch thäte es ihm leid, daß ich noch drei volle Jahre in der Anstalt bleiben und dann noch ein Jahr als Lehrling gehen müßte. Er wolle mich daher Ostern aus der Schule nehmen, ein Jahr privatistiren lassen und dann in ein Handlungshaus gehen. Auch gut.

Nachmittag ging ich en passant zu Gerstenberg. Fränkel war da. Aber obwohl wir zu herabgesetzten Preisen spielten, verlor er, trotzdem er alle Karten kannte, siebeneinhalb Silbergroschen. Allein er gab vor, kein Geld bei sich zu haben, und versprach mir, andern Tags zu bezahlen. Samuel schnitt bedenkliche Gesichter.

Mittwoch, 18. März.

Nachmittag vor zwei ging ich zu Gerstenberg. Dieser erzählte mir, Fränkel habe Vormittag zu ihm gesagt, er werde auf keine Weise Spielschulden mir bezahlen. Nun rieth Samuel mir, da er doch von ihm elf Silbergroschen erhalten und ihn mit Karten, die er kenne, betrogen habe.

Ich beschloß auch zugleich, meine Maßregeln zu treffen, ging in sein Gewölbe, traf aber nur seinen Herrn, der mich ein Langes und Breites nach meinem Namen und Anliegen fragte. Ich nannte ihm ersteren — augenblicklich verbreitete ich Respect über seine Züge —, letzteres verschwieg ich, zog mich zurück und lauerte im Hinterhalt auf meine Beute. Fränkel kam. Ich sprang hervor wie ein Tiger auf seine Beute.

„Herr Fränkel,“ sagte ich, „wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihnen bei Ihrem Herrn und bei Urbachs (seinem Onkel) einen Skandal machen soll, so geben Sie die sechs gute Groschen. Ich beegne Ihnen so, weil ich von Gerstenberg erfahren habe, wie Sie sich benehmen.“

Er erbleicht, stammelt, er werde bezahlen, habe kein Geld jetzt, werde es zu Gerstenberg bringen. Ich entferne mich. Es schlägt vier Uhr. Ich eile auf Flügeln der Habsucht zu Fränkel. Er ist allein und fängt jene abgedroschenen Redensarten an: „Er hätte mir bezahlt, wenn ich ihn nicht so behandelt hätte. Er habe mit Gerstenberg nur gespaßt. So aber bezahle er nicht.“

Da breche ich los: „Hören Sie, ich werde Sie lehren, was es heißt, um Geld spielen und nicht bezahlen. Bezahlen Sie nicht, so wird Ihr Onkel oder Ihr Herr bezahlen. Ueberdies werde ich dem auch sagen, wie Sie, als er auf der Messe war, sein Gewölbe allein ließen und Onze-et-demi spielen gingen. Auch mit falschen Karten zu spielen, werde ich in Anrechnung bringen.“ Kurz, ich schüchterte ihn so ein, daß er mir bezahlte und alle Wuth zu Samuel ausließ, der herüberkam, und den er Ekel, Dohse schimpfte.

Donnerstag, 19. März.

Heute ist Purim. Ich habe mir schon längst einmal vorgenommen, zu schwänzen, und that es heut. Ich ging um acht zu Samuel ins Gewölbe. Wir machten dummes Zeug, ließen uns Frühstück bringen, Jüdor holen u. s. w. Aus Langweile schrieb ich Samuel ins Hauptbuch und lernte wirklich mehr, als ich den Tag in der Schule gelernt hätte. Ich begriff den Cours der Louiss'or-Strasse und Hauptbuchführen, Brutto, Ne, Taratto, Decort, Credit, Debet, An und Per ganz ziemlich. Samuel sagte mir, daß ich sehr schnell begriffe.

Sonabend, 21. März.

Vormittags Abiturientenexamen. Abends thé dansant bei uns und Souper für Dorchon Friedländer und Bräutigam. Ich amüfirte mich heut gar nicht und glaube, daß nur die Masken daran schuld waren. Es kamen hundertfünfzig auf einmal. Quel trouble! Alle, die zu uns kamen, amüfirten sich herrlich, nur ich nicht.

Montag, 23. März.

Es war soviel zu essen übrig geblieben von unserer grande fête, daß wir heute eine petite fête gaben, auf der ich mich besser amüfirte, als Sonnabend. Reichenbach kam. Man tanzte, lachte, trank und aß.

Dienstag, 24. März.

Heut waren wir wieder zu Fadigs gebeten. Aber ich hätte mich oben nicht amüfirt, wenn nicht der junge Borchert dagewesen wäre. Dieser hat mir schon Donnerstag Abend für meine Eitelkeit Stoff gegeben. Er sagte mir nämlich, er nehme viel Antheil an mir, ich sei genial, und es würde ihn um so mehr schmerzen, wenn mein Geist eine falsche Richtung nehme. Er sagte mir ferner, ich hätte schon längst seine Aufmerksamkeit erregt, da ich kein gewöhnlicher Knabe wäre. Nun ist dieser Borchert ein Mensch, dem ich mehr glauben kann, als jedem Andern, weil er nicht schmeichelt. Zudem ist er ein Mann, der im höchsten Grade den sens commun besitzt. Dr. Schiff hat mir dasselbe versichert, was B. Ich werde anfangen, es zu glauben.

Mittwoch, 25. März.

Heut kam ich um siebeneinhalb erst hinunter, da ich es verschlafen hatte. Vater, der schon verdrüsslich darüber war, daß ich so viele Tage geschwärmt, der sich unten eben, von Mutter gereizt, mit Emilien und Riefchen gezannt hatte, zankte sich mit mir, prügelte mich sogar und Emilien und Riefchen, zerbrach einige Tassen u. s. w.

Ärger über diese Behandlung, Erkältung zc. bewirkten, daß ich Nachmittag krank wurde. Sogleich aber wurde er wieder der liebende Vater, ängstlich, besorgt. Ich mußte mich ins Bett legen und fieberte stark.

Donnerstag, 26., Freitag, 27., Sonnabend, 28., Sonntag, 29.

blieb ich im Bett.

Mein Vater aber betrug sich diese Zeit so liebeich, geduldig, sanft wie es gar nicht zu beschreiben und nicht zu denken ist. Er war einige Zeit hitzig und ist jetzt um so sanfter. Dagegen hält nun meine Mutter die Waage. Denn die Mutter, so gut sie auch ist, hat eine beständige Neigung zu zanken, und es giebt kein Mittel dagegen, ihr diese Lust zu nehmen. Bloß dann, wenn der Vater so acht Tage lang seiner Hitze sich überläßt, wird sie eingeschüchtert. Aber wie der Zorn beim Vater schwindet, wächst die Zanksucht der Mutter. Und das macht manchmal meinen Vater recht unglücklich. So ist z. B. alle Tage Zank darüber, daß der Vater zu spät von der Ressource kommt. Das ist doch aber des Vaters einziges Vergnügen, die paar Stunden von vier bis achteinhalb.

Vater hat mir einen nagelneuen Zweithaler, Mutter einen Thaler geschenkt.

Montag, 30. März.

Guttag erlaubte mir heute aufzustehen, aber ich blieb liegen. Er und Paetzold untersuchten meine Nase und stritten, ob in der Nase das septum oder ononium verletzt sei.

Der junge Urbach lehrte mich Whist. Auch 'ne schöne Gegenb! Ein Lieblingspiel von Dr. Schiff. Wir spielten en deux.

Meine Schwester soll heirathen. Viele junge Leute werden ihr vorgeschlagen. Davon ein andermal.

Dienstag, 31. März.

Heute ging ich aus dem Bett und las Wielands „Musarion“, die „Grazien“ und den „Verflagten Amor“. Dieser alte wollüstige Wieland dieser Schäfer, dieser verliebte, der eine Busenrundung über Alles schätzt! Die Leute sagen immer, man solle die schlechten Romane hassen und nur Klassiker lesen. Und nun lese Einer den gebiegeenen Wieland, ob er nicht schlüpfriger ist, als der ärgste Roman von Paul de Kock.

Abends ging die Mutter mit Kiechen ins Theater, ich zu Urbachs, wo ich Whist spielte. Aber Mutter kam bald nach Hause, da das Stück „Gaar und Zimmermann“ in „Norma“ umgeändert war.

Wibebein ist gehängt worden. Es war dieser junge Mann einige Jahre bei Löffbecke. Er galt für einen der schönsten, gebildetsten, elegantesten jungen Männer in Breslau und ist der einzige Sohn sehr reicher Eltern. Er hatte schon bei Löffbecke Rassendefecte gemacht und sein Vater 6000 Thaler für ihn bezahlt. Darauf war der junge Mann nach London gegangen, hatte hier Wechsel verfälscht und war gehängt worden, trotz aller Anstrengungen seiner ihn abgöttisch liebenden Eltern, die die größten Summen aufboten, ihn zu retten. Schauerndes Beispiel, wahrhaft schaudererregend! Dieser Roué, dieser Elegant, gehängt! Und diese Schande, Schmach für seine ihn so liebenden Eltern.

Mittwoch, 1. April.

Heute sollte ich das erste Mal ausgehen und zwar zu Kroll's; doch ennugirte ich mich beinahe daselbst. Auf Abends waren wir zu Zadi's zum Abschiedsschmaus und thés dansant geladen. Mathilde Wollheim war auch da und sah heute Abend recht hübsch und verführerisch aus. Mit Borchert sprach ich mich wieder über Vieles und Wichtiges aus.

Donnerstag, 2. April.

Auch heute ging ich noch nicht in die Schule. Nachmittags besuchte mich Borchert. Ich spielte mit ihm drei Partien Schach und gewann zwei. Darauf begleitete ich ihn. Er erzählte mir von seinem ältern Bruder, wie der mit sich selbst zerworfen sei. Er war nämlich schon in

Prima gewesen, als er zum Kaufmannsstande übertrat. Nun sah er Leute, die aus Quarta abgegangen waren, die jetzt über ihm standen, Diener waren, während er Bursche war, und die jünger waren, als er. Er, der Homer und Cicero, Sophokles und Euripides gelesen, bekam keinen oder spärlichen Gehalt, da doch sein jüngerer Bruder, der aus Quarta abgegangen, sich in seinem Geschäfte anständig ernährte. Er sah dies, weinte blutige Thränen, wenn er einem bei weitem jüngern und noch dazu unwissenden Menschen nachgesetzt wurde, und nichts nützte ihm Homer und Demosthenes mit den sieben Weisen Griechenlands, ja auch Virgil's:

„Durate et vos met rebus servate secundis“

konnte ihn nicht trösten. Da ergriff ihn Hohn, der furchtbarste Hohn; die Thränen versiegeten, er weinte nicht mehr, wenn er zurückgesetzt, tief im Innersten verletzt wurde, sondern seine Lippen zogen sich zusammen zum convulsivisch krampfhaften Lächeln, sein Herz erstarrte zu Eis. Die Wärme, die jugendliche, verließ ihn, Hohn und Härte traten an ihre Stelle. Eine Eiskrinde legte sich um seine Brust, das Gefühl erstarb allmählich.

Ich hörte schweigend zu. Er malte mir, ohne es zu wollen, mein eigenes Schicksal. O, ich fühle es, wenn ich nicht bald abgehe, um so jung als möglich die Burschenjahre zu überstehen, wenn ich neunzehn, zwanzig Jahre alt, mit dem Geist der Griechen und Römer, mit ihren Schriften und ihrer Ideenwelt, mit den Helden der Ilias und den Dichtern Hellas' vertraut, Bursche sein sollte und einer meines Alters oder jüngerer Diener, der bloß den einzigen Vorzug vor mir hat, nichts zu wissen und zu fühlen — —

Freitag, 3. April.

Heut ging ich in die Schule.

Sonnabend, 4. April.

Als ich aus der Schule kam, setzte ich mich hin (und las Kaufmann und Dichter“*) Vater tritt ins Zimmer. „Schon wieder liest Du Romane. Nichts und nichts als den ganzen Tag Romane lesen.“

Ich frage, was ich denn machen soll, ob ich nicht suchen soll, mit der Literatur und den Belletristikern vertraut zu werden.

„Faules Zeug! Ich verbiete Dir das.“

Ich gehe ruhig ins andere Zimmer und hole mir Shakespeare, komme wieder und lese.

„Was hast Du da?“ fragt mein Vater.

„Shakespeare,“ erwidere ich. „Das ist doch kein Roman.“

„Ach!“ schreit mein Vater, „Du hast genug Dichter gelesen! Nimm Dir eine schriftliche Arbeit oder einen lateinischen oder griechischen Dichter.“

*) „Dichter und Kaufmann,“ eine Jugendarbeit von Berthold Auerbach, erschien 1839. Behandelt das Leben des Epigrammdichters Moses Ephraim Kuh.

„Homer und Shakespeare,“ erwidere ich, „sind zwar von ganz verschiedenen Genre, aber gleich groß, Shakespeare so genial wie Homer.“

„Das ist ein großer Unterschied,“ sagt der Vater, „das ist griechisch, und das ist deutsch.“

Also nicht um die Sache selbst ist es zu thun nach Vaters Ansicht, man liest nicht Homer, um sich Geist und Herz zu veredeln, die Schönheiten, seinen Dichtergeist zu bewundern, nicht daß er auf unsere moralischen Principien einwirke, sondern nur, um Griechisch zu lernen!!

Sonntag, 5. April.

Heute früh besuchte ich den jungen Borchert und fand ihn wie seinen Bruder im tiefsten Negligé. Wir spielten Schach.

Nachmittags fuhr ich mit Sachs, Drgler und Krämer nach Kleinburg. Da trafen wir einen gewissen Hahn und Fürstenthäl, die wir nach Kletten-
dorf mitnahmen. Seit dem 1. April darf ich Billard spielen, drum spielte ich eine Boule mit. Wir waren lustig, und ich amüsirte mich sehr gut. Als ich vor meinem Hause abstieg, traf ich Isidor und Friedländer, die zu den spanischen Reitern gehen wollten, mich abgeholt und von meiner Mutter die Erlaubniß erhalten hatten, daß ich, wenn ich käme, mitginge. Ich ging hinauf. Mutter war nicht mehr zu Hause. Es war schon spät, wir mußten uns eilen, in den Circus zu kommen, fanden auf dem zweiten Platz keinen Platz und waren also genöthigt, auf den ersten zu gehen, wo wir den Vortheil hatten, mit Sand überschüttet und von den Pferdeköpfen gestoßen zu werden. Ich hatte einen Disput mit einem Mann in hellem Rock, mit einer Reitpeitsche in der Hand, der ich gern zu einer näheren Bekanntschaft mit seinen Ohren verholten hätte.

Als wir nach Hause kamen, war meine Mutter noch nicht da. Vater war, wie ich wußte, zu einem großen Abendessen. Ich ging also noch einmal mit Isidor und Friedländer zu Hesse, um Billard zu spielen. Als ich nach Hause kam, war es schon elfeinviertel, und nur mit Mühe und einem Aufwand von viel Tactik gelang es mir, den Sturm abzuwenden.

Meine Schwester ist seit einigen Tagen sehr bitter gegen mich. Sie spricht immer von meiner Verderbtheit gegen mich, und als ich sie zwang, deutlich mit der Sprache herauszurücken, so sagte sie mir, daß ich ichwänze und Billard spiele, mit solcher Sicherheit, daß es meiner ganzen Geistes-
gegenwart und

„Damit ich's kurz mit unsrer Sprache
Kraft und Kürze sage“

meiner Unverschämtheit bedurfte, um es ihr auszustreiten. Die Person, von der sie es weiß, wollte sie mir nicht nennen, und ich glaube, sie hat es in meinem Tagebuch gelesen, zu dem ich den Schlüssel in letzter Zeit oft habe liegen lassen.

Montag, 6. April.

Heute war die letzte Schule, und ich weiß wirklich nicht, woran ich bin, ob ich bleibe in Breslau und privatistire, oder nach Magdeburg oder ins Pfefferland komme oder sonst wohin: Ich las Molières Sganarelle und dachte an die Regel:

„Le bruit est pour le fat, la plainte est pour le sot.
L'honnête homme trompé se retire et ne dit mot.“*)

Dienstag, 7. April.

Mittag kam der Vater verstört nach Hause und verlangte mein Tagebuch zu sehen. Schrecken ergriff mich. Ich brachte es und schloß es auf. Vater sah nach, ob ich jeden Tag eingeschrieben hätte, und als er zum letzten Sonntag kam, so las er diesen Tag. Was soll ich sagen? Vater hatte gehört, daß ich Billardspielen war Sonntag Abends, und wollte auch sehen, ob ich es eingetragen hätte. Die Scene, die folgte, war schrecklich. Der Vater wurde immer blaß und roth und stieß Seufzer aus, von denen mir ein jeder centnerschwer auf die Brust fiel. Nachmittag ging ich es Isidor erzählen, der mich bedauerte. Als ich Abends nach Hause kam und Vater etwas weniger verdrießlich war, glaubte ich es überstanden zu haben. Ach, das Beste sollte noch kommen.

Montag, 8. April.

Und es kam. Heute früh fragte mich mein Vater nach der Conduite. Ich glaube, hätte man mir in diesem Augenblick alle Adern geschlagen, es wäre kein Blutstropfen geflossen. Vater fragte, ob ich, da die Ferien angegangen, noch keine Censur erhalten hätte. Ich verneinte.

„Wann bekommst Du die Conduite von Oftern?“

„Ich weiß nicht.“

Gut, ich schreibe an den Rector. Der Mann wird mir Antwort geben. Ich wette, daß Du mich dabei belügst. Aber ich werde es heraus bekommen.“

Die Qualen, die ich hierbei ausstand, lassen sich nur fühlen. Eine solche Angst folterte mich, daß ich nicht wußte, wohin ich sollte. Aber wie seltsamer Contrast sich in dem menschlichen Herzen beut! Ich, der ich ein Verbrechen begangen, meiner Eltern Hand nachgeahmt hatte und immer nothgedrungen in der Lüge gegen meinen Vater fortfuhr, ich betete an:

*) Man könnte glauben, Lassalle habe diese bekannten Verse in dem Molière'schen Lustspiel „Sganarelle ou le coeu imaginaire“ gefunden, in das sie sinnlich allerdings ganz gut hineinpassen würden. Das ist aber nicht der Fall. Sie stehen in der ver-gessenen Komödie: „La Coquette corrigée“ von Vanoue und lauten — Lassalle citirt seiner Gewohnheit gemäß nicht ganz richtig -- im genauen Wortlaut so:

„Le bruit est pour le fat, la plainte pour le sot,
L'honnête homme trompé s'éloigne et ne dit mot.“

bächtiger als je zu Gott, er möchte mir helfen, daß dies nicht herauskäme, es sollte dieser erste Betrug auch der letzte sein in meinem Leben. Und ich fühlte mich beruhigt, als ich gebetet hatte, als wenn ich im Ernste hätte glauben können, Gott erhöhe auch dann unsere Bitten, wenn sie die Verheimlichung eines Betruges bezwecken. Aber ich fühlte mich über diesen Punkt beruhigt.

Zur größeren Vorsicht beschloß ich, jetzt nicht in mein Tagebuch zu schreiben. Ich hätte meinem Grundsatz gemäß hier meine Angst in Betreff dieses Punktes ausgesprochen, und ich hatte Furcht, daß es zum Denuncianten dienen könnte, wie es mir noch von gestern im Andenken war. Ich führte auch diesen Voratz aus und füllte diese Lücke erst später aus.

Donnerstag, 9. April.

Heute war unser Examen. Es steht fest, ich komme nach Magdeburg in die Handelsanstalt, wozu Reizner besonders mir verholffen hat. Vater hat sich schon an den Inspector der Anstalt gewendet und Brief erhalten.

Freitag, 10. April.

Ich bin jetzt wirklich mehr beruhigt über die Conduite.

Sonnabend, 11. April.

Heute ist mein und meiner Schwester Geburtstag. Ich habe mir aber kein Gedicht gemacht. Als ich hinunterkam, schenkte mir meine Mutter zwei Ducaten und zwei Paar Handschuhe, mein Vater Tuch zu Rock, Inexpresibles und Weste, söhnte sich auch mit mir aus in Betreff des Villardspiels, zeigte aber auch, daß er noch Zweifel über die Conduite hege. Auch nahm er die zwei Ducaten, um sie mir aufzuheben. Meine Schwester bekam viele Geschenke. Der junge Urbach schenkte mir Shakespeares Gedichte, gleich meinen Werken eingebunden, und Isidor ein Stammbuch.

Nachmittag ging ich mit dem jungen Urbach spazieren. Auf dem Ringe begegnete ich Haber, dem ich erzählte, daß ich Sonntag über acht Tage nach Magdeburg reise. Er sagte mir nun, daß er morgen abreisen wolle, um drei Wochen bei seinen Eltern zuzubringen, dann nach Berlin gehen, ein Jahr dort studiren, sein Doctorexamen machen und dann, ohne seine Eltern zu besuchen, sich direct ins tiefe Rußland wenden werde.

„Lieber Ferdinand,“ sagte er, „es ist möglich, daß wir uns nie mehr wiedersehen, sehr wahrscheinlich, daß ich nie mehr aus Rußland zurückkomme. Ich werde mich zwar auch ohnedies an Sie erinnern, aber lieber wäre es mir, wenn Sie mir etwas in mein Stammbuch schrieben.“

Ich ging mit ihm. Er war sehr traurig, deutete immer darauf hin, daß er mich nie mehr wiedersehen werde. Ich schrieb in sein Stammbuch. Als wir uns trennten, weinten wir Beide.

Abends erfuhr ich, daß Haber von der Universität Umtriebe wegen abgefaßt sei.

Sonntag, 12. April.

Mutter gab mir Geld, ins Theater zu gehen. Doch kam ich vom Spaziergehen zu spät nach Hause und ärgerte mich sehr darüber. Doch half es mir nichts.

Montag, 13. April.

Heute Mittag war mein Vater Vater sehr verärgert, weil ich einen neuen Rock verlangte. Endlich sagte er: „Glaubst Du denn, ich komme Deinen Schlichen nicht auf die Spur? Da,“ hierbei zeigte er mir einen versiegelten an Schönborn adressirten Brief. „Heut Nachmittag werde ich es herausbekommen. Wie? Ich werde Deine Conduite sehen, und ich wette fünf gegen eins, Du belügst mich. Aber dann wehe Dir!“

Ich hätte in die Erde sinken mögen und bedurfte aller Fassung, nicht durch meine Verlegenheit Alles verlieren zu machen. Als der Vater ins Gewölbe ging, schloß ich mich in meine Stube ein, mit dem Vorsatz, mich meiner Angst zu überlassen. Doch bald sah ich ein, Thränen nützten mir nichts, ich mußte handeln. Ich wollte zu Tschirner, mir meine Conduite zu holen und mein Abgangszeugniß zu fordern, um wenigstens von dieser Seite sicher zu sein. Aber ich konnte seine Wohnung nicht ausfindig machen. Jetzt war ich wirklich in Verzweiflung. Jeden Augenblick konnte Alles entdeckt werden. Ich war dem Selbstmord näher als je.

„Ruhig schläft sich's in dem engen Haus.

Mit der Menschen Freude stirbt hier auch der Kummer,

Athmen auch der Menschen Qualen aus.“

Aber ich that es doch nicht, und darin, daß ich es nicht that, liegt der unwiderlegbarste Beweis, daß ich nicht Egoist bin. Denn was mich betrifft, so wünschte ich mir nicht nur jetzt, in der gräßlichsten Angst, von Verzweiflung gefoltert, sondern wenn ich auf dem Gipfel der Freude bin, auf einem Valle oder wo es nun ist, würde ich vor dem Tod, wenn er vor mich träte, nicht erschrecken, sondern verlangend die Hände nach ihm ausstrecken. Liebe zum Leben also war es nicht, das mich von diesem Schritt abhielt, sondern der Gedanke: was würden Vater und Mutter sagen, wie namenlos unglücklich würde ich sie nicht machen!! Meinen Vater würde die Schande verzehren, Vater eines Selbstmörders zu sein. Meine Mutter würde vor Gram und Kummer sterben. Ich hätte mich zwar glücklich gemacht, aber meine Liebsten auf Erden, Vater und Mutter, namenlos unglücklich! Nein, solch Egoist wollte ich nicht sein. Und indem ich dem Wasser den Rücken zuwandte, fielen mir Trostgedanken ein. Ich dachte an Mahlmanns:

„Was ist's, das unsterbliche Geister entzückt,

Wenn sie niederblicken zur Welt?

Ein Herz, das das Unglück nicht niederbrückt,

Ein Muth, der im Unglück fest hält.“

Ich sagte mir, daß ich in zwei Jahren die Geschichte vergessen haben werde und daran, wenn ich mich ihrer erinnere, mit Lächeln denken werde.

„Auch Reiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au.“

Und ich beschloß, Virgils

„Durate et vos met rebus servato secundis“

zu befolgen.

Als ich nach Hause kam, ließ mich mein Vater holen und sagte mir, ich solle ihm gestehen oder mit zum Rector kommen. Noch einmal lächelte mir das Glück. Ich gestand ein, daß ich mir die Michaeli-Conduite unterschrieben hätte, weil Rudiger Betrug hineingeschrieben, aber die Weihnacht-Conduite hätte ich nicht erhalten, wie der Fall war, verschwieg aber, daß wir statt ihrer einen Zettel bekommen. Vater aber mußte mehr wissen oder ahnen. Er ging mit mir zum Rector. Ich taumelte mehr hin, als ich ging. In wenig Minuten wußte er Alles. Er weinte. Was ich dabei empfand, läßt sich nicht beschreiben. Ich verwünschte tausendmal jenen ersten Tag, an dem ich aus Furcht, dem Vater die Conduite zu zeigen, sie selbst unterschrieben hatte.

Gott, ich kenne so viele Väter, die ihre Söhne die Conduite selbst unterschreiben lassen, ohne sie nachzusehen. Siegfried Wollheim kommt zu seinem Vater.

„Vater, ich habe eine Conduite bekommen.“

„So? Wo ist sie?“

„Hier. Unterschreib sie, aber lies sie nicht, sie ist zu schlecht.“ Dabei hält er die Hand übers Blatt und läßt seinem Vater bloß Raum, sich zu unterschreiben, was er auch geduldig thut.

Als Isidor noch auf die Schule ging, hörte ich oft seinen Vater zu ihm sagen: „Seit einem Monat habe ich noch keine Conduite gesehen! Du unterschreibst diese wohl alle selbst? Ich kann mir denken, wie gut sie sind.“ Ich kenne wiederum viele Väter, die ihre Söhne tüchtig geprügelt und gestraft und in ihrer Abwesenheit nicht mehr daran gedacht hätten. Aber ich kenne keinen, der sich die Sache so zu Herzen nähme, wie mein Vater. Um so mehr Unrecht von mir, einen solchen Vater zu kränken.

Am andern Tage mußte ich die Conduiten von Tischirner holen und sie dem Vater geben.

Ich übergehe einen großen Zeitraum, dessen Ergebnisse ich nur summarisch mittheilen will. Die Traurigkeit meines Vaters dauerte noch eine Woche. Dann söhnten wir uns aus. Ich versprach, nie wieder etwas derart zu begehen, und meine Abreise wurde festgesetzt.

(Der zweite Theil folgt.)



Aristoteles' Schrift „Vom Staat der Athener.“

Don

G. Kastel.

— Straßburg. —

Seit Jahrhunderten ist der Alterthumswissenschaft nicht ein so frischer, befruchtender Strom des Lebens zugeführt worden, wie durch die Papyrusrolle, die neuerdings englisches Glück einem ägyptischen Grabe entriß und englisches Geschick der wissenschaftlichen Welt in sauberer Buchform als Gabe gereicht hat. Man darf von der neuen Aristotelischen Schrift, die so unerwartet an's Tageslicht zurückgekehrt ist, nicht reden, ohne dem hingebenden Fleiß und der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Ausdauer der englischen Herausgeber den gebührenden Zoll aufrichtiger Anerkennung und Dankbarkeit zu zahlen. Eine getreue Nachbildung des Originals soll der Lekturausgabe, die vor zwei Wochen erschienen ist, demnächst erst folgen, aber die geringe Probe, die jüngst die „Illustrated News“ von dem Aussehen des Papyrus und seiner Schrift brachten, war schon völlig ausreichend, uns einen Begriff davon zu geben, welch' schwierige Arbeit Herr Kenyon, unterstützt von den Herren Warner, Thompson und Scott, so muthig unternommen und so trefflich durchgeführt hat. *)

Von der gewaltigen wissenschaftlichen Thätigkeit des Aristoteles können wir aus den erhaltenen Schriften, so unverächtlich sie an Zahl, Umfang und

*) Am 6. März d. J. ist durch Herrn Thompsons Güte das erste Facsimile nach Straßburg gekommen. Alle Vorstellungen, die man sich von der Schwierigkeit der Handschrift machen konnte, wurden durch die Wirklichkeit übertroffen. Die Leistung der englischen Herausgeber ist geradezu eine staunenerregende.

Inhalt sind, doch nur eine schwache Vorstellung gewinnen. Die ihm vorausliegende Zeit hatte reichliche Anregung zu mannigfacher Denkarbeit gegeben, aber die vielfach rein subjective Art der Forschung, lückenhaftes Wissen, unzureichend ausgebildete Denkfähigkeit bedrohte jene Anregungen mit dem Schicksal Anregungen bleiben und als solche absterben zu müssen. Aristoteles hat die wirren Fäden aufzunehmen verstanden und sie zu einem streng wissenschaftlichen Gewebe zusammenzufügen gewußt. Wie er ein gutes Stück älterer Geistesarbeit vom Untergang gerettet hat, so ist seine eigene Arbeit fast auf allen Gebieten die Grundlage für die Forschung der späteren Zeit geworden und zum Theil bis auf den heutigen Tag geblieben. Im alten Sinne des Wortes ist Aristoteles ein Philosoph, ein wissenschaftlicher Forscher; unsere heutige Ausdrucksweise läßt uns mit diesem einen Worte nicht auskommen, wenn wir sein Wesen in Namen fassen wollen. Wir kennen philosophische und naturwissenschaftliche, historische, staatswissenschaftliche, antiquarische, literarhistorische Schriften von ihm. Wir glaubten und wußten längst, daß bei ihm die Universalität der Arbeit der Tiefe und Gründlichkeit nicht nachtheilig geworden ist: er erkannte alle die einzelnen Zweige als zu dem einen Baun der Wissenschaft gehörig und hatte es nicht nöthig, durch Vernachlässigung eines Zweiges den ganzen Baum in die Gefahr des Verborrens zu bringen. Viele Zweige hat er zuerst gepflegt und ihnen köstliche Früchte abgewonnen: literargeschichtliche Forschung hat es vor ihm kaum gegeben, und wie einschneidend hier seine Arbeit war, das erkennen wir daraus, daß alle spätere gleichartige Arbeit auf die eine oder andere Weise mit der des Aristoteles zusammenhängt, wenn auch oft nur die Form und Methode, nicht der Geist zugleich sich auf die Nachfolger vererbt hat.

Die neugefundene Schrift „Vom Staat der Athener“ erweitert nicht nur unsere historischen Kenntnisse in ungeahntem Maße, sie zeigt uns auch den Verfasser in einem neuen Lichte. Wir kannten den großen Mann als Denker und Forscher, als Schriftsteller kannten wir ihn nicht. Keine einzige der erhaltenen Schriften war für die Oeffentlichkeit bestimmt, es sind Lehr- und Schulschriften, aus seiner reichen Lehrthätigkeit in Athen hervorgegangen und für Lehrzwecke bestimmt. So sehr auch überall die Schärfe der Darlegung und Beweisführung fesselt, so sehr die umfassende Beherrschung der Thatfachen unsere Bewunderung erregt, in der Kürze und Schmucklosigkeit erkannten wir doch nichts von der „schmeichelnden Anmuth“ und von dem „goldenen Strom der Rede“, den Cicero so oft an den Aristotelischen Schriften rühmt. Diese Vorzüge waren auf andere Werke beschränkt, von denen wir unglücklicherweise keines besitzen; es waren meistens Dialoge, zum Theil denen des Plato nachgebildet und Alle für ein größeres gebildetes Publikum, nicht für seine ernst forschenden Schüler im Lykeion bestimmt. Nur wenige zufällig erhaltene Reste dieser vom Verfasser selbst herausgegebenen Schriften konnten uns belehren, daß das rühmende Urtheil bei Cicero ein wohlbegründetes war. Das Buch „Vom Staate der Athener“ gehört nun ohne allen Zweifel zu

dieser Klasse sorgfältig ausgearbeiteter und für die Lesewelt bestimmter Schriften. Auch wenn die von kundiger Seite vorgetragene Beobachtung nicht zuträfe, daß der Schriftsteller den Hiatus sorgfältig vermeidet, also die einzelnen Worte im Satze so ordnet, daß niemals ein mit einem Vocal schließendes vor einem andern mit einem Vocal beginnenden steht, und dies dem empfindlichen Ohr der damaligen Griechen unerträglich dünkende Streben so durchführt, daß kein Leser den Druck der Zwangsjacke empfindet — selbst wenn diese Beobachtung so unrichtig wäre, wie sie in der That richtig ist, so kann doch die vornehme Klarheit der Darstellung und der beständige Zauber der Erzählung allein schon Jeden empfinden lassen, durch welche Kluft dies Büchlein z. B. von den stofflich nächstverwandten Büchern der Politik getrennt ist. Freilich Redefülle und Redefülle sind zwei verschiedene Dinge. Wer den tosenden Strom Demosthenischer Perioden erwartet oder gar durch zierliches Weirer mehr in die Länge als in die Tiefe angewachsene Sätze, wie Isokrates sie liebt, der wird sich getäuscht finden. Die Begriffe werden nicht durch eine Anzahl fast gleichwerthiger Worte, die zusammen erst ein ganzes bilden, umschrieben, sondern jeder Gedanke findet seinen kürzesten und treffendsten Ausdruck. Jedes Wort ist zweifellos wohl gewählt und schwer durch ein anderes zu ersetzen. Die Sätze stehen miteinander in enger und klarster Verbindung, die weniger durch sprachliche Mittel als durch den Zwang des Gedankenganges hergestellt wird. Nur das Wichtige und streng zur Sache Gehörende wird berührt, jeder Zusatz, der auf den ersten Blick nebensächlich erscheinen mag, erweist sich bei näherer Ueberlegung als bedeutsam. Wo systematische und historische Darstellung ineinander gehen, da werden gelegentlich Digressionen, vorwärts oder zurückgreifende Bemerkungen nöthig; auch sie sondern sich klar und bestimmt als Parenthesen ab. Es ist ein meisterhaft geschriebenes Buch: es macht auf den Leser den Eindruck, als ob es nicht anders hätte geschrieben werden können. Die angewendeten Kunstmittel sind so zurückgebrängt, daß man an ihrem Vorhandensein zweifelt. Das Buch wirkt, wie ein wahres Kunstwerk wirken muß und Aristoteles zeigt sich uns hier zum ersten Mal als Künstler.

Einen doppelten Inhalt hat die Schrift „Vom Staate der Athener“. Sie giebt zunächst eine Geschichte der mannigfachen Wandlungen, die die athenische Verfassung durchgemacht hat, alsdann eine außerordentlich detaillirte Beschreibung derjenigen Zustände, die sich von der letzten Wandlung an bis auf Aristoteles' Zeit gehalten haben. Dieser letztere Theil insbesondere ist im späteren Alterthum vielfach benutzt und ausgegeschrieben worden; alle uns erhaltenen Handbücher und Lexica, die zum besseren Verständniß der attischen Schriftsteller dienen sollten, schöpften ihre erklärenden Notizen aus der Schrift des Aristoteles; was man von attischer Verfassung, Verwaltung, Beamtenwesen u. dgl. wußte, wußte man aus dieser Quelle. So besaßen wir schon lange eine große Menge einzelner Notizen aus dem neuaufgefundenen Buch; aber eben weil es nur Notizen waren, aus dem Zusammenhange herausge-

rissen und oft nur halbbrüchig wiedergegeben, so ließ man sich zu dem Glauben verleiten, die Schrift des Aristoteles sei nur eine mäßig geordnete Materialsammlung gewesen, ein Glaube, der nun freilich gründlich widerlegt ist. Aber Aristoteles hat nicht nur vom Staate der Athener geschrieben: nicht weniger als 158 Staaten und Gemeinden, große und kleine hat er, wenn auch vielleicht nicht ebenso ausführlich, so doch sicher in ähnlicher Weise behandelt. Wir haben Bruchstücke z. B. aus den Büchern über Nagos und Massalia (Marseille), die an kunstvoller Erzählung wie an Ausführlichkeit dem „Staate der Athener“ in keiner Weise nachstehen. Es muß ein großartiges Werk gewesen sein, dessen Verlust wir ewig zu beklagen haben werden, und man wagt es kaum, sich vorzustellen, daß auch nur einige dieser 158 Bücher ähnlich ausgearbeitet waren wie das eine, welches wir jetzt besitzen.

Es war ein Irrthum, allerdings ein leicht entschuldbarer, zu glauben, daß das große Sammelwerk der „Verfassungsgegenden“ nur eine Vorarbeit zu einem anderen Werke gewesen sei, zu der Politik. Die historische Darstellung war Selbstzweck und konnte selbständig neben der theoretischen Staatslehre bestehen. Dieses große Werk ist so, wie es uns erhalten ist, nicht für die Veröffentlichung bestimmt gewesen: mag nun Aristoteles an der Vollenbung durch den Tod verhindert worden sein, mag es nur als eine Sammlung von Aufzeichnungen für den mündlichen Lehrvortrag geplant sein, immerhin sollte nach des Verfassers eigenen Gedanken nicht die historische Darstellung in den Grundriß der Staatslehre aufgehen und durch ihn überflüssig werden. Das Buch „Vom Staat der Athener“ gehört in die letzten Lebensjahre des Aristoteles: es muß nach dem Jahre 329 v. Chr. vollendet sein, da er dieses Jahr in unzweideutiger Weise erwähnt. Im Jahre 322, ein Jahr nach seinem großen Schüler König Alexander, erlag Aristoteles einer langwierigen Krankheit.

Vom Staate der Athener hatte nicht Aristoteles zuerst geschrieben, aber so wie er es gethan, hatte es niemand vor ihm gethan. Politische Parteidämpfe waren von jeher in den unzähligen größeren und kleineren Freistaaten der Griechen an der Tagesordnung. Es handelte sich nicht um Constitutionalismus oder Absolutismus, da es eben Stadtstaaten waren, wie man sie treffend genannt hat, deren Grundverfassung überall ziemlich ähnlich war und nur für recht einfache Parteiverhältnisse Raum boten. Es handelte sich um das Uebergewicht der aristokratischen oder der demokratischen Partei, ohne daß wenn die erstere das Ruder führte, der demokratische Charakter der Verfassung völlig beseitigt wurde, und ohne daß, wenn die Demokraten regierten, das aristokratische Element der Bevorzugung einzelner Stände oder Vermögensklassen zu wirken aufhörte. Eine Presse stand den Parteiführern nicht zur Seite; ihre Persönlichkeit wirkte in einem weit engeren Verkehr, als es heute der Fall sein kann, unmittelbar, und nicht selten haben weniger das Verhältniß von Stärke und Schwäche als der Einfluß der Führer den Sieg entschieden. Vorübergehend kam es dann vor, daß der siegreiche Führer, von seiner eignen Macht geblendet, die Parteiinteressen aufgab, um selbst den Tyrannen zu

spielen; selten hat eine solche Urrpation über mehrere Geschlechter hinaus die Macht behalten. Die Gewalt des lebendigen Wortes hat bei den Griechen zu allen Zeiten eine übergroße Bedeutung gehabt, und ein guter Redner war oft schon als solcher ein einflussreicher Parteiführer. Bei gesteigerter Cultur trat für die Gebildeten zu dem gesprochenen Wort das geschriebene, und in Athen wenigstens gab es kein Bürgerkind, das nicht lesen und schreiben gelernt hatte. Das politische Pamphlet, in sorgsamem Nachdenken und nicht im Moment der Leidenschaft wie die Rede geboren, mußte auf nüchterne Leute einen nachhaltigeren Eindruck machen. Hier konnte und mußte geprüft werden. Die Geschichtschreibung, die von den Parteikämpfen zu erzählen hatte, durfte der theoretischen Erörterung der Frage, ob die aristokratische oder die demokratische Verfassung die vorzüglichere sei, nicht aus dem Wege gehen. Vom rein theoretischen Standpunkte, vom Standpunkte des Philosophen aus hatte das Problem noch ein ganz besonderes Interesse: der Philosoph fragte, welche Staatsform ist an sich die beste, welcher Staat kann den Menschen gut und damit glücklich machen. So fehlte es auf keiner Seite an literarischer Behandlung der Verfassungsfrage, und es war vom fünften Jahrhundert an natürlich, daß sich diese Behandlung thatsächlich so zuspitzte, daß der Vertreter des demokratischen Princips auf Athen, der Gegner aber auf Sparta exemplificirte. Die wildgewordene Demokratie in Athen erregte in den Herzen der gemäßigteren Leute nicht nur Widerwillen und Sehnsucht nach einer dem lakedaemonischen Staate nachgebildeten Verfassung, sie suchten auch Schutz gegen die eigenen Mitbürger bei dem Erbfeinde und verschmähten seine Einmischung nicht. Vom Athener Kritias gab es in Prosa und Versen Lobreden auf spartanische Staatseinrichtungen, der Athener Xenophon, der freilich frühzeitig seinem Vaterlande entfremdet war, schrieb eine mehr wortreiche als verständige Vertheidigung der sogenannten Lysurgischen Verfassung, der es an Gegnern natürlich auch nicht fehlte. Selbst in dem spartanischen Militärstaate, wo sonst literarische Thätigkeit ziemlich unbekannt geblieben war, rief dieser Streit um die beste Verfassung eine kleine Literatur in's Leben. König Pausanias schrieb im Exil eine Schmähchrift gegen die Gesetze des Lysurg, die ihn in die Verbannung getrieben. Lysander, der selbst wohl das Schwert, aber nicht die Feder zu führen verstand, bang einen schriftkundigen Mann, Kleon von Halikarnass, und ließ durch ihn ein Pamphlet gegen die Lysurgische Verfassung aufsetzen, in der besonders neue Vorschläge für die Besetzung der Königswürde in Sparta gemacht wurden. Herauszugeben hat er die Schrift entweder nicht gewagt oder nicht Zeit gefunden: sie fand sich in seinem Nachlaß. Bei weitem das Wichtigste und zugleich das Aelteste, was diese Literatur hervorgebracht hat, ist die uns erhaltene Schrift „Vom Staat der Athener“, im Jahre 424 von einem oligarchisch gesinnten Athener verfaßt. So sehr die Meinungen über Zweck und Bedeutung dieses merkwürdigen Büchleins auseinandergehen, so fest bin ich überzeugt, daß die wenigen Recht haben, die dem Verfasser keine praktische Tendenz irgendwelcher Art, sondern nur eine rein wissenschaft-

liche zuzuschreiben. Er ist der demokratischen Verfassung Athens herzlich abgeneigt, aber er beweist überzeugend, daß dieser Staatsorganismus für die zu erreichenden Zwecke und Ziele der einzig richtige ist. Und eben diese rein wissenschaftliche Absicht ist es, die die neue Schrift des Aristoteles mit dem hundert Jahre früher geschriebenen Büchlein gemein hat. Es ist offenbar keine Tendenzschrift, die zur Zeit des Aristoteles überdies kaum einen Sinn gehabt haben würde, sondern eine wissenschaftliche Darstellung der mannigfachen Verfassungswandlungen, aus denen sich das Gegenwärtige entwickelt hat. Es ist ein Stück politischer Geschichtschreibung. Freilich eine unparteiische Geschichtschreibung kann man von Aristoteles so wenig wie von irgend einem urtheilsfähigen Historiker erwarten. Er macht aus seiner Sympathie für die gemäßigten Staatsmänner, selbst für den Tyrannen Peisistratos, und aus seiner Abneigung gegen die demagogischen Volksführer kein Hehl. Es ist wahrscheinlich, daß er selbst dem Perikles nicht gerecht wird, für seine glänzende Regierungsthätigkeit zu wenig Anerkennung hat, und andererseits den Nikias und Theramenes überschätzt, aber aus diesem durch die Menschlichkeit des denkenden Schriftstellers bedingten Colorit ergibt sich noch lange nicht eine tendenziöse Absicht oder gar historische Untreue. Er steht der Zeit des Perikles ferner als Thukydides, der fast hundert Jahre älter ist. Die bestechende Persönlichkeit des klugen, beredten, kunstliebenden Mannes hat er nicht gesehen, wie Thukydides; so kann er Perikles nur nach dem Erfolg seiner politischen Thätigkeit, d. h. rein historisch beurtheilen, und die Geschichte Athens zeigt ihm in der Thätigkeit des Perikles einen vorbereitenden Uebergang zur Demagogenwirthschaft, die er nicht schärfer als Thukydides selbst verurtheilt. Die Abneigung gegen die Volkssouveränität floß bei Aristoteles aus anderer Quelle als bei Thukydides, dem Athener. Er, der Sohn des Nikomachos, welcher Leibarzt des Makedonerkönigs gewesen war, gebürtig aus Stagira, ein Hellene zwar, aber kein Athener, später Lehrer und Freund des großen Alexander, war als Fremder in Athen an den politischen Parteistreitigkeiten ganz unbetheiligt. Sein politisches Urtheil ist ein wissenschaftliches, aus Erfahrung und Ueberlegung hervorgegangen. Die beste Verfassung ist die, in welcher der Beste oder die Besten die Macht haben, die Monarchie also oder die Aristokratie. Daß die Demokratie für das Gedeihen der schlechten Elemente den geeignetsten Boden bietet, das hat ihm die vergleichende Geschichte der griechischen Staatsverfassungen unwiderleglich gelehrt. Die Demokratie ist ihm eine abschüssige Ebene, von der das Volk „halb mit Bedacht, halb unwillkürlich“, wie er sagt, nothwendig zur Pöbelherrschaft gelangt. In der Demokratie gilt jeder zu jedem Amte befähigt. Die Feldherren, so klagt er, werden nicht aus der Zahl kriegskundiger Leute, sondern aus den angesehenen Familien gewählt, die Truppen sind nicht felddienstkundige Mannschaften, sondern friedliche Bürger, die von ihren gleich unerfahrenen Führern massenhaft in den sicheren Tod geführt werden. Den Mangel an tüchtigen Bürgern leitet er aus dieser Ursache ab.

Die Quellen für die ältere Geschichte Athens fließen uns spärlich genug. Es ist alles bis auf karge Reste verloren und für diesen Verlust entschädigt uns die neue Aristotelische Schrift nur zum Theil. Es ist keine Geschichtserzählung, sondern eine Verfassungsgeschichte, die uns das Glück beiseuert hat. Aber trotzdem ist des Neuen und Unerwarteten unendlich viel. Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf alles das hinzuweisen, was wir hier zum ersten Mal überhaupt erfahren oder zum ersten Mal richtig lernen, nur das Wichtigste mag hervorgehoben werden. Gleich zu Anfang überrascht uns die zweifellos auf die Verfassungsurkunde selbst gegründete Darstellung, daß Dracon, den wir nur als Urheber der außerordentlich strengen Blutgesetze kannten, den Athenern eine volle Verfassung gegeben hat, daß schon zu seiner Zeit die Bürgerschaft in vier Vermögensklassen getheilt war, daß die beiden ständigen Factoren des Raths und der Gemeindeversammlung schon damals bestanden, daß der hohe Rath des Areopag schon damals zum Gesetzeswächter mit weitgehender Vollmacht gesetzt war. Ein volles Bild des öffentlichen Lebens zu Dracons Zeit erhalten wir nicht, offenbar weil Aristoteles selbst nicht mehr davon wußte. Es wäre ihm gewiß nicht schwer gefallen, hier wie an anderen Stellen das Bild auszumalen, aber eben die Selbstbeschränkung, die ihm die Dürftigkeit der Quellen auferlegte, nehmen wir als willkommenen Beweis dafür, daß Aristoteles nicht mehr sagen wollte, als streng wissenschaftliche Forschung ihm zu sagen gestattete. Einen runden Punkt hat Dracon unberührt gelassen, die Lage der unter der Großgrundbesitzerwirtschaft verarmten Bauern. Sie bearbeiten für die Grundherren um einen geringen Lohn das Land. Ein Sechstel des Ertrages fiel ihnen selbst zu, fünf Sechstel lieferten sie an den Herrn ab, und blieben sie mit der Ablieferung im Rückstande, so waren sie mit ihren Söhnen als Schuldsklaven dem Herrn verfallen und konnten sogar außer Landes in die Sklaverei verkauft werden. Dieses Elend hat erst die Solonische Gesetzgebung geheilt. Abschaffung der Schuldsklaverei, allgemeiner Schuldenerlaß und eine volksfreundliche Verfassung — das ist es, was Solon, von den feindlichen Parteien gemeinsam zum Vertrauensmann berufen, seinem Vaterlande gegeben hat. Die Schilderung dieser Gesetzgebung, sowie ihres Urhebers, hat Aristoteles mit besonderer Liebe ausgearbeitet. Außer den Gesetzen selbst konnte er hier eine Quelle benutzen, aus der die fleckenlos reine, uneigennützig, politisch-kluge Persönlichkeit des Solon auch der Nachwelt noch menschlich nahe trat: Das sind Solons Gedichte. Wäre Solon zwei Jahrhunderte später geboren, hätte er politische Brochüren geschrieben, aber um das Jahr 600 v. Chr. gab es in Athen keine Prosaliteratur. Wer als Wortführer im politischen Streit auf die Parteien wirken wollte, bediente sich der poetischen Form, nicht der alten epischen Form der Ilias und Odyssee, die der erzählenden Dichtung vorbehalten blieb, sondern vorzugsweise der Elegie, die mit ihrem bewegten Wechsel von Hexameter und Pentameter gleich geeignet war, die Empfindungen des Herzens wie die Gedanken des Geistes zum klaren und

wirkungsvollen Ausdruck zu bringen. Daneben hat Solon in Jamben und Trochäen zum Volke gesprochen. Man braucht nicht zu fürchten, in diesen politischen Gedichten versificirte Prosa zu finden. In schöner, kraft- und schwungvoller Sprache weiß Solon seine Gedanken auszusprechen: als beiseidene Probe mögen hier ein paar Verse stehen, die uns im Wesentlichen erst jetzt bekannt geworden sind. Der Dichter spricht von den durch seine Gesetzgebung enttäuschten Parteien. Manche hatten thörichter Weise eine gleichmäßige Auftheilung des Landbesitzes von ihm gehofft; die schildert und fertigt er also ab:

Manche kamen beutelüstern zu mir, gieriger Hoffnung voll,
Dachten alle, reiche Schätze würd' ich ihnen in den Schooß,
Glaubten, meine milde Rede bürge räuberischen Sinn —
Eitel Wind war was sie hofften, und nun traug' ich ihren Zorn,
Ihre bitterbösen Blicke sagen „du bist unser Feind“.
Unrecht war's. Was ich versprochen, hab' mit Gott ich ausgeführt.
Nicht an thörichte weite Ziele, nicht an Herrschaft und Gewalt
Hab ich selbst mein Herz gehänget, und zu gleichen Theilen nicht
Darf der Gble, der Gemeine pflügen unser fettes Land.

Solon hat in seinen Gedichten treulich von dem, was er gethan, Rechenschaft gegeben, hat geschildert, wie er den einen zu weit, den anderen nicht weit genug gegangen sei und wie er schließlich, mit beiden Parteien zerfallen, beschlossenen habe, das Land zu verlassen. Aristoteles nimmt ihn mit auffallender Ausführlichkeit gegen den Vorwurf der Habsucht und unehrlicher Selbstbereicherung in Schutz, ein deutliches Zeichen, daß wie alle Wohltäter des athenischen Volks so auch Solon damals der undankbaren Verleumdung zum Opfer gefallen war.

Das Verfassungswerk des Solon wird nicht nur seinen Einzelheiten nach detaillirt geschildert. Aristoteles weist nach, wie es sich anschließt an das was vorher Dracon geschaffen, und wie es sich doch so wesentlich hiervon unterscheidet. Drei Dinge sind es, sagt er, die die Solonische Verfassung zu einer Segnung für das athenische Volk machten: die Aufhebung der Schuldklaverei, das Recht des Einzelnen für jeden Anderen vor Gericht klagbar zu werden, und endlich das Recht von einer Magistratsentscheidung an das Gemeindericht zu appelliren — in der That drei Dinge, deren Nichtvorhandensein man sich nur vorzustellen braucht, um ihre Bedeutung zu ermessen.

Als Solon nach einer zehnjährigen Abwesenheit nach Athen zurückkehrt, findet er seine Stadt sehr verändert wieder. Wiederum hat Parteihader das Volk gespalten, und an der Spitze einer zahlreichen Masse von catilinarischen Eristenzen steht Peisistratos. Solons Warnungen verklingen ungehört und Peisistratos wird Tyrann von Athen. Er hält sich, trotzdem er zweimal seinen Gegnern auf längere Zeit weichen und das Land verlassen muß, über dreißig Jahre hindurch. Aristoteles hat in dem Buche über die

Politik die Tyrannis für die verfehlteste der verfehlten Verfassungen erklärt, weil sie kein anderes Gesetz als die persönliche Willkür kennt. Dabei ist es natürlich leicht denkbar, daß der einzelne Tyrann in lobenswerthester Weise für das Wachsthum seines Staates und für das Wohl seiner Unterthanen sorgte. Peisistratos ist ein solcher Herrscher gewesen, persönlich mild und nachsichtig, weder hochmüthig noch habgierig, durch eine Partei emporgekommen, aber bei allen Parteien beliebt, vor den unruhigen Elementen der Bevölkerung stets auf der Hut, aber mit dem Princip nicht durch Waffengewalt sie einzuschüchtern, sondern durch nutzbringende Beschäftigung ihnen die Zeit und Lust zur Empörung zu benehmen. Seine Regierung war durchaus eine segensreiche Zeit, und Aristoteles fügt mit Bewußtheit den Grund hinzu, der diese Mustertyrannis, diese Ausnahme von der Regel erklären soll: Peisistratos regierte nach den bestehenden Gesetzen und sein Regiment war eher das eines verfassungsmäßigen Monarchen als das eines Despoten. Zur Erlangung der Herrschaft war ihm jedes Mittel recht, Gewalt, List und frommer Betrug, aber die Herrschaft selbst führte er in tadelloser Weise, also daß man sprüchwörtlich seine Zeit das goldene Zeitalter nannte, dies freilich mehr im Vergleich zu der gewaltthätigen Willkürherrschaft der Söhne des Peisistratos, die dann schließlich zum Sturze der Tyrannis führte. Der greise Tyrann hatte von zwei Frauen im ganzen vier Söhne hinterlassen Hippias und Hipparch, Kinder einer athenischen Mutter, Jophon und Thessalos, von der Argiverin Timonassa dem Vater geboren. Aus persönlicher Veranlassung hatten zwei junge Athener, Harmobios und Aristogeiton, einen Anschlag gegen die Tyrannenherrschaft gemacht: sie ermordeten den Hipparch. Diese That wurde in der Zeit der folgenden Demokratie durch die Volkslegende über Gebühr zu einer politischen Heldenthat aufgebauscht: in Kunst und Poesie wurden die Mörder als Befreier des Volkes von der Knechtschaft gefeiert, ihre Nachkommen wurden auf Staatskosten zur täglichen Mahlzeit des Rathes im Prytaneion zugezogen. In Wahrheit aber hatten sie gar nicht den Tyrannen, sondern nur seinen Bruder getödtet: Hippias war der älteste Sohn und hatte als solcher die Herrschaft vom Vater geerbt, er blieb auch nach dem Tode seines Bruders am Ruder, nur daß seine strenge Hand nach der Frevelthat noch schwerer auf dem Lande lastete als zuvor. Der unhistorischen Volksauffassung war Thukydides in seiner Geschichte des peloponnesischen Krieges mit großem Nachdruck entgegengetreten. Ausführlich erzählte er die ganzen Vorgänge, und wir hatten allen Grund, diese seine Darstellung für wohlbegründet und zutreffend zu halten. Die Hauptsache, daß nicht Hipparch, sondern Hippias seines Vaters Nachfolger war, bleibt auch durchaus bestehen: Herodot hat sie ebenfalls hervorgehoben und Aristoteles weicht davon nicht ab. Aber die Einzelheiten der Ermordung, ihrer Veranlassung sowie ihrer Ausführung, erzählt Aristoteles nochmals mit einer der Unwichtigkeit der Dinge kaum entsprechenden Genauigkeit, und zwar wesentlich anders als Thukydides. Nirgendwo sonst hat er so heftige Einsprache gethan,

wie hier gegen Thukydides: „es ist nicht wahr was erzählt wird.“ Dieser Widerspruch ist für uns wichtiger als die Richtigstellung der ziemlich gleichgiltigen Thatfachen. Er beweist, daß der Bericht des Thukydides damals unbedingten Glauben gefunden hatte, und er beweist, daß Thukydides nicht alle Quellen, die er benützen konnte, benützt hat, wenigstens nicht so, wie er es sollte. Hier kämpft, wenn auch nur um ein geringes Object, wissenschaftliche Forschung gegen Autoritätsglauben.

In den Parteikämpfen, die durch die Herrschaft der Peisistratiden nur zurückgebrängt und nicht beigelegt, jetzt von neuem entbrannten, gewann Kleisthenes, aus dem vornehmen Geschlecht der Alkmeoniden, die Gunst und das Vertrauen des Volkes, indem er ihm eine demokratische Verfassung versprach. Der Sieg wurde ihm um so leichter, als die Gegenpartei unter Megaras sich auf ausländische Hilfe, auf die Hilfe der Lakedaemonier stützte, von denen das Volk nichts wissen wollte. Die Grundlage der Kleisthenischen Verfassung bildete eine neue Gemeindeordnung. Es hatten bisher vier Adelsphylen bestanden, deren Mitglieder allein zur Bekleidung öffentlicher Aemter berechtigt waren, und zwar waren nach der Höhe ihres Einkommens die einen zu den höheren, die anderen nur zu den unwichtigeren Aemtern zugelassen. Kleisthenes schaffte diese aristokratischen und timokratischen Vorrechte ab. Die ganze freie Bürgerschaft wurde in zehn Kreise (Phylen) getheilt und alle hatten an der Staatsleitung den gleichen Antheil. Die Kreise waren nicht örtlich zusammenhängend, ihre Bestandtheile waren vielmehr über das ganze Land vertheilt. Das ist ohne Zweifel mit Rücksicht auf die Thatfache geschehen, daß früher die Bevölkerung nach ihren örtlichen Interessen in drei Parteien auseinandergetreten war, in Bergbewohner, Küstenbewohner und Bewohner des flachen Landes, und daß es Peisistratos eben mit Hilfe der Bergbewohner besonders gelungen war seine Herrschaft zu gründen. Jetzt waren, wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt, in jedem einzelnen der zehn Kreise alle Ortsinteressen vertreten, die der Städter sowohl wie der Küsten- und Flachlandsbewohner. Zu einer Zeit, wo der Hauptbesitz in Grund und Boden bestand, das bewegliche Vermögen kaum in Betracht kam, mußten diese Gesichtspunkte von großer Bedeutung sein. Um aber aller Präpotenz vornehmer Parteiführer vorzubeugen oder sie im Entstehen zu ersticken, brachte Kleisthenes das Gesetz des Ostrakismos durch, nach welchem jeder, der im Verdachte stand sein persönliches Ansehen zum Sturz der Verfassung auszubenten, durch ein Scherbengericht zeitweilig verbannt werden konnte. Die Anwendung dieses Volksgerichtes traf zunächst nur die Freunde der Peisistratiden, um deren willen das Gesetz überhaupt geschaffen wurde, später fielen ihm eine große Reihe anderer ehrgeiziger Streber zum Opfer. Aristoteles konnte mit vollem Rechte die Verfassung des Kleisthenes eine viel demokratischere als die des Solon nennen. Sie hat fast ein ganzes Jahrhundert in ihren wesentlichen Zügen fortbestanden. Nur zwei Stöße, ein Stoß und ein Gegenstoß haben sie in dieser Zeit erschüttert. Wenn die Thatfachen an sich

auch schon früher bekannt waren, ihre politische Werthschätzung hat uns erst jetzt Aristoteles' Darstellung gelehrt.

Beim Anrücken der Perserflotte im Jahre 480 ergriff die Feldherrn tiefste Muthlosigkeit, sie traten von der Heeresleitung zurück und überließen es jedem einzelnen Gut und Leben in Sicherheit zu bringen, wie er es vermochte. Da griff der Rath auf dem Areopag. ein: er brachte reiche Mittel auf, so daß er jedem Bürger acht Drachmen zahlen konnte, und bewog die Truppen an Bord zu gehen. Das war so verfassungswidrig wie Bismarck's Anleihe bei der Köln-Mindener Eisenbahn; aber beides rechtfertigte der Erfolg. Der Sieg bei Salamis rettete Athen und ganz Griechenland, und das dankbare athenische Volk billigte nicht nur das patriotische Verfahren des Areopags, sondern überließ dem ehrwürdigen Rath mit freiwilligem Verzicht die Staatsregierung. Diese Zeit, in der Themistokles und Aristides, der letztere als Führer im Kriege, der andere als politischer Rathgeber, besonders thätig waren, war für Athen nach Aristoteles' Urtheil eine besonders glückliche. Der ionische Bund, aus welchem die Lakedaemonier austreten mußten, brachte Athen die Seeherrschaft, der Bundestribut brachte eine bisher ungekannte Menge baaren Geldes nach Athen. Handel und Gewerbe verdrängten die bisher alleinige Quelle des Wohlstandes, den Ackerbau. Aristides bewog die Bevölkerung mehr und mehr vom Lande in die Stadt zu ziehen. Athen wurde jetzt eine blühende, lebensvolle, halb auch eine schöne Stadt. Das alles hatte sich aus dem Staatsstreich des Areopagitenrathes entwickelt. Aber der Gegenstoß blieb nicht aus. Themistokles war Mitglied des Rathes, aber er hatte Grund von eben dieser Behörde ein strenges Urtheil wegen Landesverrath zu befürchten. Da verband er sich mit Ephialtes, einem beim Volke in Gunst stehenden Manne, dem die verfassungswidrige Machtstellung des Areopags mißfiel. Ihren vereinigten Bemühungen gelang es bei Rath und Bürgerschaft ihren Plan durchzusetzen: der Areopag wurde in seine früheren Schranken zurückverwiesen, er mußte die Regierung abgeben und sich mit der verfassungsmäßigen Oberaufsicht über die Gesetze begnügen.

Aristoteles beklagt diesen Umschwung der Verhältnisse. Er läßt den Perikles, von dem er merkwürdig wenig zu sagen weiß, als Demokratenführer noch gelten, obwohl schon er das Volk durch Geldspenden zu gewinnen versucht habe und obwohl gerade damals die Unsitte, das Urtheil der Richter mit Geld zu bestechen, aufgekommen sei. Als aber Perikles gestorben war, da folgte eine Reihe unfähiger, selbstüchtiger Volksführer, Kleon der Gerber an der Spitze. Eine so ausartende Demagogie, der man die Schuld an dem entsetzlichen Kriegsunglück in Sicilien zuschrieb, hat zur oligarchischen Umwälzung vom Jahre 412 geführt. Ueber dieses kurzlebige Aristokratenregiment, das schon nach vier Monaten seine ungezügelte Willkür büßen und einer gemäßigten Demokratie weichen mußte, so wie über die Schreckensherrschaft der Dreißig, die die Spartaner in dem eroberten Athen einsetzten, über die Befreiung Athens durch Thrasybul, über die Ausöhnung der Parteien und

die Wiederherstellung der Demokratie, über alles dieses besaßen wir schon früher ausführliche, zeitgenössische Berichte bei Thukydides, Xenophon und Eysias. Es kann daher nicht anders sein, als daß Aristoteles uns nur wenig ganz Neues gelehrt hat. Aber das reichliche Urkundenmaterial hat er sorgfältiger ausgenützt als seine Vorgänger, von denen Thukydides gerade diesen Theil seines Geschichtswerkes nicht völlig hat ausarbeiten können, während Eysias als Redner die Vorgänge all zu sehr vom Advocatenstandpunkt aus beleuchtet und Xenophon überhaupt nicht der Mann ist zusammenhängend und gewissenhaft Geschichte zu schreiben. Was Aristoteles also Neues und abweichendes bringt, wird unbedingt auf Beachtung Anspruch machen können.

Ein eigentliche Verfassungsumwälzung hat Athen seit dem Ende des peloponnesischen Krieges nicht wieder durchgemacht. In der Verwaltung haben sich noch mancherlei Aenderungen vollzogen, über die wir gern Genaueres erführen als Aristoteles im zweiten Theile seiner Schrift, der leider nicht vollständig erhalten ist, gesagt zu haben scheint. Dieser enthält eine umfassende Schilderung des Regierungs- und Verwaltungsapparats. Ein näheres Eingehen auf diesen Abschnitt erscheint an diesem Orte nicht angezeigt.

Wüßten wir von Aristoteles als Historiker auch nicht mehr als was uns diese Schrift erkennen läßt, wir müßten ihn für einen Geschichtsforscher ersten Ranges erklären. Wie in Stein gegraben steht seine gedrängte und dabei so anschauliche und inhaltreiche Darstellung vor unseren Augen, und doch spüren wir, wie jedes Einzelne das Resultat harter Arbeit und scharfen Denkens ist, wie die wortkargen Urkunden aus alter Zeit durch kluge Ausdeutung an Verständniß gewinnen, wie die Thatfachen nach vorwärts und rückwärts mit einander verknüpft werden und wie besonnene Combination den Zusammenhang in Dinge bringt, die uns einen festen Zusammenhang kaum zu haben schienen und doch gehabt haben müssen. Das Recht und die Pflicht der Wissenschaft ist es, dieses große und schöne Stück Arbeit auf seine Haltbarkeit zu prüfen. Manches wird bestritten, ergänzt, modificirt werden, es wird lange dauern, bis die vielen wissenschaftlichen Fragen, die sich an die Schrift anschließen, erledigt sein werden. Die Quellenfrage allein schon ist von Bedeutung. Aristoteles ist gewiß eine große Autorität, aber für gewisse Dinge reicht dieser Schutz nicht aus. Wo weder Urkunden sprechen noch zeitgenössische Geschichtschreibung Zeugniß ablegt, da kann Aristoteles nicht viel mehr wissen als andere. Eine Quelle muß ihm allerdings geflossen sein, von der nur schwache Tropfen zu uns herübergefloßen sind: daß ist die attische Chronik oder das sind die attischen Chroniken. Aber wenn man hierunter selbst Aufzeichnungen versteht, die den Ereignissen gleichzeitig waren, so konnte diese Chronik doch nur ein mageres Gerippe geben, welches jedem literarischen Bearbeiter Gelegenheit genug zur Ausfüllung bot. In der That wichen diese Bearbeiter, deren es mehrere in der Zeit vor Aristoteles gegeben hat, in nicht wenigen Dingen von einander ab, und nicht nur an einer Stelle widerspricht Aristoteles der Chroniküberlieferung. Zur Erforschung der attischen Chronik

giebt die neugefundene Schrift neue Anregung und werthvolles Material. Noch eine Thatfache mag hier berührt werden. Aristoteles Buch war wie oben schon bemerkt worden ist, eine Hauptquelle für spätere Schriftsteller gewesen, die über attische Geschichte und Staatseinrichtungen handelten. Aber nur selten darf man annehmen, daß jene Spätlinge den Aristoteles selbst gelesen und benützt haben. Die eigenen Sätze des großen Forschers treten bei ihnen fast überall mit fremdartigen, theils nützlichen, theils überaus abgeschmackten Zusätzen verquickt auf; es hat, wenn nicht mehrere, so doch gewiß eine Bearbeitung des Aristotelischen Buches gegeben, die das Original verdrängte. Wir lernen, allerdings zu spät, daraus daß wir in der Werthschätzung der späteren Citate aus Aristoteles hätten vorsichtiger sein sollen.

Ueberhaupt wird manche kühne Hypothese, manch hartnäckig festgehaltenes Vorurtheil vor dem neuen Zeugen zerfallen. Aber solche Enttäuschungen werden keinem, dem es Ernst ist um die Wissenschaft, schmerzlich sein. Zunächst aber werden alle anderen Empfindungen vor der einen zurücktreten, vor der Freude, daß uns ein solcher Fund beigeschieden war. Es heißt, daß unter den Schätzen des Britischen Museum noch andere Ueberraschungen unser harren: wie viel es auch sein mag, nicht leicht wird eine zweite Papyrusrolle uns so Vieles und so Großes bringen, wie des Aristoteles Buch „Vom Staat der Athener.“





Matilde Serao.

Von

Helen Zimmern.

— Florenz. —



Von den vielen Frauen, welche sich in Italien seit einigen Jahren der Feder widmeten, hat sich nur eine einzige wirklich ausgezeichnet. „La petite Sand Italienne“, dies ist der schmeichelhafte Titel, welcher Matilde Serao von einem französischen Kritiker beigelegt wurde; und obwohl zwischen diesen beiden Schriftstellerinnen bedeutende Unterschiede bestehen, so läßt sich andererseits eine Analogie in vielen Punkten bei ihnen nachweisen; Beide verfügen über glühende Inspirationen und eine ergreifende Schilderungsweise, Beide beschreiben das Leben der sie unmittelbar umgebenden Welt, und Beide besitzen echt künstlerisches Temperament in außergewöhnlich hohem Grade. Ihre hervorragende Stelle unter den zeitgenössischen Schriftstellerinnen Italiens verdient Matilde Serao wegen ihrer Originalität, ihrer kühnen Sicherheit, ihrer vortrefflichen Beobachtungsgabe bei Anmuth und Feinheit in der Schilderung. Sodann hat sie sich, obwohl sie unleugbar bei den Franzosen in die Schule gegangen ist und den modernen Realismus studirt hat, die nationale Eigenart zu bewahren gewußt, so daß es unmöglich sein würde, sich den Schauplatz ihrer Erzählungen irgendwo anders zu denken, als in dem leidenschaftlichen, phantasievollen, sinnlich schönen Süditalien.

Matilde Serao ist die beste Repräsentantin der neuen literarischen Richtung, welche in Neapel ihren Ursprung hat — einer Richtung, der man nicht mit Unrecht den Vorwurf macht, daß sie allzu einseitig danach strebe, das Leben von der sinnlichen Seite und unter dem Einfluß der augenblick-

lichen Erregung darzustellen. Als Weib neigt Matilde Serao natürlich zu dieser Auffassungsweise; daneben aber ist ihr eine männliche Schreibweise, die Kraft, welche unbeirrt das in's Auge gefasste Ziel festhält, in einem selten hohen Grade eigen, und hierdurch gewinnen ihre Werke einen eigenartig reizvollen Charakter. Sie ist durchaus Südländerin. Ihre Mutter war eine Griechin und stammte von den Fürsten Scanavon, aus deren Geschlecht Trapezunt einst seine Kaiser erhielt; sie selbst ist in Patras geboren, also ist das Italienische für sie eine erworbene Sprache. Von ihrer Mutter hat sie Alles gelernt, was sie weiß; denn sie war träge beim Unterricht und zog Lektüre einem fleißigen Studium vor. Ihr Vater, ein neapolitanischer Verbannter, kehrte erst 1860 nach seiner Vaterstadt zurück, als Matilde zwölf Jahre alt war. Schon sehr früh begann sie zu schreiben, und sie zählte nur siebzehn Jahre, als ihre erste Erzählung veröffentlicht wurde, „Opale,“ eine rückhaltslose, spontane Offenbarung ihres frischen, kraftvollen Talentes. Die Arbeit erregte einiges Aufsehen und De Zerbi, der damalige Redacteur des neapolitanischen „Piccolo“ forderte die junge Dame auf, für sein Journal zu schreiben. Die Fruchtbarkeit ihres Talentes, die Lebhaftigkeit und Gewandtheit, welche sie befähigt, sich jeder Art schriftstellerischer Thätigkeit zu widmen, — bald waren es Novelletten, bald impressionistische Skizzen wechselnder, flüchtiger Eindrücke; bald Kritiken von Büchern und Kunstwerken, Berichte über Ballfeste oder Opern; ja, selbst Fastenpredigten, mit Schwung und Geist verfaßt — diese außerordentliche Vielseitigkeit ließ die Welt befürchten, daß die geniale Frau, auf täglichen Verdienst angewiesen und von Gläubigern bedrängt, ihre Gaben an ephemere Arbeit vergeuden würde. Glücklicherweise sollte sich diese Befürchtung nicht bestätigen, und in den Jahren 1881 und 1883 gab Matilde Serao zwei lange Romane heraus, welche Schöpfungen ihren Ruhm begründeten und ihr denselben auf die Dauer sichern werden. Auch diejenigen ihrer kürzeren Erzählungen und Skizzen, welche sie der Vergessenheit zu entziehen wünschte, hat sie in Buchform zusammengefaßt. Eine dieser Sammlungen „Dal Vero“, zumeist von dem Leben der höheren Gesellschaftsklassen Roms und Neapels handelnd, zeichnet sich durch große Frische und feinste Durchführung der Motive und Charaktere aus. Hier hat die Verfasserin für ihre Fähigkeit dramatischer Darstellung und kühnen, scharfen Urtheils freien Spielraum gefunden. In „Le Leggende Napoletane,“ welches Buch sie selbst „Fantasieen und Träume“ nennt, kommt ihr empfängliches Naturell zur vollen Geltung. Ein Denkmal, ein Haus, ein Name, ein Wappen — diese Dinge genügen, sie zu inspiriren, und ihre Erzählungen, in denen Dichtung und Wahrheit verwebt sind, bekunden eine poetische Kraft, welche Matilde Seraos Talent vor den Gefahren der naturalistischen Richtung bewahrte. Diese Skizzen, welche durchweg ein spontanes Empfinden bezeugen, sind in einem etwas gesuchten Stil geschrieben; doch entspringt dies mehr einer außergewöhnlichen Feinfühligkeit, als dem bewußten Haschen nach ungewöhnlichen Ausdrücken. Matilde Serao giebt zu, daß sich in ihrer Kunst

ein durchaus weibliches Gemüth offenbare — was wir besonders in „Piccolo Anime“ bestätigt finden. Es ist ein Buch, das nur von Kindern handelt, aber für Erwachsene geschrieben ist, und worin die Verfasserin jeden Kindertypus schildert, den sie kennen gelernt hat — das Seelenleben der Kleinen, ihr frühreifes Zartgefühl, ihr rasches Empfinden, ihre instinktiven Sympathieen und Antipathieen, ihre Freuden und Leiden — ein Buch von so mannigfaltigem Reiz, wie die Kinder und das Kindesleben selber.

Matilde Serao ist vor Allem eine Meisterin der Kleinmalerei in holländischer Manier, hält sie sich auch in der Behandlung ihres Stoffes streng an die Lehren des französischen Realismus. Sie gestattet sich kein Pathos, keine gefühlvolle Sprache, obwohl starkes und warmes Empfinden ihr durchaus eigen ist. Auch ist sie consequent objectiv, und trotzdem ihre beiden Romane hie und da Längen aufweisen, so vermeidet sie doch jede epischenhafte Abschweifung und erzählt den Hergang einfach, genau und direct.

Das Pathos, wenn solches vorhanden ist, muß der Leser hinzuthun, es beruht einzig auf der ergreifenden Wirkung der Handlung. Die Verfasserin malt das Leben, wie es ist; doch nicht nur das äußere Kleinbürgerthum oder die öde Aristokratenexistenz, nicht bloß die charakteristischen Zustände der italienischen Gesellschaft an und für sich, sondern die Zustände und Vorgänge in der menschlichen Seele, wie sich dieselben im wahren Lichte darstellen und oft durch rein zufällige Einwirkungen erzeugt werden. Sie ist absolut vorurtheilsfrei und behandelt jegliche Frage von einem völlig unparteiischen Standpunkt, aber nie vertheidigt sie eine unmoralische Denkweise. Sie zeigt im Gegentheil deutlich, in welche Widersprüche und Fehler der Mensch verfällt, wenn er von dem geraden Wege der Tugend abirrt. Daher sind ihre Erzählungen besser, als manche Predigt, und viel besser, als die moralischen Geschichten, in denen der Leser den ihn als Mentor mit erhobenem Finger begleitenden Autor stets neben sich spürt. Matilde Serao ist eine durchaus moderne Romandichterin, sie überfieht Nichts und widmet allen Phasen des Seelenlebens ein gleich sorgfältiges Studium, so daß Jeder irgendwelche, seinen eigenen Erlebnissen analoge Verhältnisse in ihren Zeilen berührt finden kann.

Mit mikroskopischer Genauigkeit beobachtet und erforscht sie das Wesen der Menschheit selbst in den kleinsten Zügen und die Kunst, mit der sie die innersten Fajern des lebendigen, zuckenden Menschenherzens bloßlegt, gelangt zur vollen Geltung in „Cuore Infermo“, ihrem ersten Roman. Das Grundgewebe der Erzählung ist einfach. Es ist die Geschichte eines Ehepaares, des Herzogs Marcello di Sangiorgio und seiner Gattin Beatrice, oder richtiger ausgedrückt, die Geschichte der Letzteren, denn sein Leben ist nur, was sie daraus macht. Sie gehören Beide zur Aristokratie von Neapel, einer Gesellschaft, deren Corruption, Frivolität und Haltlosigkeit mit Meisterschaft gezeichnet sind. Gleich meisterhaft sind die einzelnen Scenen geschildert, z. B. eine Premiere im Theater San Carlo; eine Hochzeit in der vornehmen

Welt. Das Paar hat eine Convenienzheirath geschlossen, der junge Ehemann wird aber von einer heißen Liebe für seine Gattin ergriffen, und dies bewirkt bei ihr eine vorsichtige Zurückhaltung. Sie bleibt kalt und fremd und setzt seiner leidenschaftlichen Liebe eine so völlige Gleichgültigkeit entgegen, daß sie ihn dazu treibt, Zerstreuung außer dem Hause zu suchen, obwohl er keinen Augenblick in seiner Liebe zu ihr wankend wird. Sie ist uns ein Räthsel und daher auch nicht gerade sympathisch, bis wir Aufschluß über ihr Benehmen durch einen Brief an ihren Vater erhalten, der sich Marcellos wegen bei ihr als Vermittler verwendet hat. Ihre Mutter ist an einem Herzleiden gestorben; sie weiß dies und aus Furcht, der gleichen Krankheit zum Opfer zu fallen, ist sie entschlossen, Alles zu vermeiden, was dieselbe bei ihr zum Ausbruch bringen könnte.

„Mein Vater,“ schreibt sie, „ich möchte gar nicht das Herz meiner Mutter haben. Ich wünsche, lange zu leben. Das Leben, welches ich führe, gefällt mir. Ich schaudere, wenn ich an den Tod, an das Dunkel und die Kälte des Grabes denke. Ich wiederhole Dir, ich wünsche zu leben. Diese scheinbare Herzenskälte, welche Jeder für Gleichgültigkeit hält, ist nur äußerlich, eine Hülle, deren ich zu meinem Schutze bedarf; und dieselbe ist mir so nothwendig, daß sie schließlich zu meinem Charakter wurde. Um so besser. Nenne es Egoismus. Ich wende Nichts dagegen ein. Durch keinen Schritt, keine Bewegung will ich meine Schutzwehr aufgeben. Für Selbstaufopferung, Entsagung habe ich kein Verständniß. Du selbst hast es gesagt — ich habe nicht das Herz meiner Mutter. Wenn doch nur zwischen den Gefühlen des Herzens und seinen physischen Functionen kein Zusammenhang bestände! Habe ich den Keim des Leidens in mir, so will ich nicht zu seiner Entwicklung beitragen. Ich will nicht lieben, ich will mir keine Beunruhigung, keine Besorgniß und Eifersucht verschaffen. Mein Herz soll nicht von derlei Dualen bedrückt werden. Hat ein böses Geschick es gefügt, daß ich Marcello Sangiorgio heirathete, einen Mann, der mich liebt, so will ich dieses böse Geschick bekämpfen. Wenn er außer dem Hause Trost sucht, so kann ich mich nicht darüber beklagen. Und Dich bitte ich, keine weiteren Fragen an mich zu stellen, mich ferner nicht zu zwingen, das zu wiederholen, was ich Dir gesagt, denn es erregt mich. Ich thue Alles, was in meiner Kraft liegt, Ruhe um mich zu schaffen, zerstöre sie mir nicht. Damit ich am Leben bleibe, laß mich in Frieden.“

In diesem Briefe schildert Beatrice sich, wie sie zu sein glaubt — nämlich kalt, gleichgültig, hochmüthig. In Wahrheit aber kämpft sie einen harten Kampf mit ihrer Natur, wenngleich es einige Zeit währt, bis sie selbst dies erkennt. Sie ist nicht im Stande gewesen, wirklich gefühllos für Marcellos edlen, liebevollen, lebenswürdigen Charakter zu bleiben. Ganz allmählich steigert sich die in ihr erweckte Zuneigung, bis sie endlich in den Abgrund versinkt, dem sie sich so ängstlich fern gehalten; sie liebt und leidet, wird unruhig, besorgt und eifersüchtig.

Die Genesis dieser Liebe, die so langsam erglommen, ist auf das Sorgfältigste durchgeführt und äußerst fein analysirt. „Beatrice liebte tief und wahr, sie liebte, wie ihre Mutter geliebt haben mochte. Sie hatte deren Gluth, Kraft und Innigkeit in der Liebe geerbt; sie war im Geiste die Tochter von Luisa Revertera. Sie war aber auch physisch ihr gleich. Sie hatte den Fehler am Herzen von ihr geerbt, der eine im höchsten Grade unregelmäßige Thätigkeit desselben bewirkte. So kämpften das physische und das psychische Herz einen unaufhörlichen Kampf, in welchem eines das andere tödten mußte.

Es beginnen sich Symptome von Beatrices Krankheit zu zeigen. Sie leidet schweigend und einsam, denn sie will ihre Angst Niemand entdecken. Auch Seelenpein erduldet sie durch ihre Entfremdung von Marcello, welche zunimmt, während sich die Liebe für ihn bei ihr steigert. Er ist jetzt selten daheim, und sie weiß, wo er Sympathie zu finden trachtet. Eifersucht, Liebe und Stolz ringen mit einander in ihrer Brust. Sie fühlt, daß der erste Schritt von ihr, die ihn zurückstieß, gethan werden muß. Doch kann sie sich nicht hierzu entschließen. Endlich aber, da sie glaubt, daß er im Begriff sei, sie zu verlassen, siegt die Liebe über alle Hindernisse, und zum ersten Mal öffnet sie die Thür der Scheidewand zwischen ihren Zimmern und den seinen und tritt in sein Arbeitszimmer. Die Scene ist von rührender, schöner Wirkung. Die stolze, anmuthige, leidende Frau hat ihr Brautkleid angelegt, denn heute soll ein neuer Hochzeitstag für sie sein. „Ich bin es,“ sagt sie zu dem erstaunten, doch beglückten Marcello, als sie vor ihm im Thürrahmen steht; „ich, Deine Beatrice, Dein Weib. Ich trage mein weißes Kleid; ich liebe Dich.“ Nun folgen einige Monate der Glückseligkeit, während welcher Zeit Beatrices Krankheit Fortschritte macht, bis sie daran stirbt.

Durch ihr Glück ist der Verlauf ihres Leidens beschleunigt worden.

„Fantasia“ ist ebenfalls eine Studie von solchem halb ärztlichen Charakter. Lucia, welche als eigentliche Heldin des Buches bezeichnet werden dürfte und uns die Gelegenheit bietet, interessante Studien der Nervosität zu machen, gehört zu dem Typus der Heldinnen von Dumas fils — sie ist eines jener überspannten, hysterischen, sentimental, dabei kalten, herzlosen und egoistischen Geschöpfe, welche — zur Schmach unserer Zeit — eine specielle Ausgeburt unserer modernen Civilisation sind. Lucia ist auch nahe verwandt mit „Madame Bovary“, mit der sie sowohl die religiöse Ertause, wie die moralischen Schwächen gemein hat. Wie Madame Bovary ist sie eine Meisterin in der Pose und läßt sich zuweilen durch ihre eigenen Phantasieen täuschen — kurz, wir lernen eine Persönlichkeit in ihr kennen, an deren völliger Verantwortlichkeit für ihre Handlungen wir einige Zweifel hegen möchten. Das Vorspiel der Handlung findet in einer neapolitanischen Klosterschule statt, wo die jungen Mädchen aus der Elite der Stadt erzogen werden, darunter die beiden Heldinnen des Romans, Lucia und deren Freundin Caterina Spaccapietra, und hier lernen wir schon die Charaktere

Beider im Entwicklungs-Stadium kennen. Caterina, eine gute, sanfte, ruhige Seele, zieht still ihres Weges, unberührt von den seelischen Qualen, unter welchen ihre Schulgefährtin so heftig zu leiden scheint. Nichtsdestoweniger oder vielmehr aus diesem Grunde ist sie ihrer Schulfreundin mit einer fast abgöttischen Liebe zugethan. Wenn Lucia sich in unverständlichen Schwärmereien ergeht, so nimmt Caterina dies für lautere Weisheit, deren tiefen Sinn sie nur nicht zu ergründen vermag, denn Caterina hat keine Phantasie; dies ist der Grundton ihres Charakters, und weil ihr diese Eigenschaft fehlt, imponirt ihr dieselbe desto mehr an der Kameradin, die in der That eine zügellose Phantasie besitzt. Ein Selbstmordversuch, den die an „Weltschmerz“ leidende Lucia unternimmt, wird durch Caterinas schlichten Heroismus vereitelt. In der durch dieses Ereigniß hervorgerufenen Aufregung theilt Lucia einen Rosenkranz aus Lapislazuli-Kugeln zwischen sich und die Freundin und erzwingt von derselben das feierliche Gelübde, bis in den Tod einander treue Freundschaft zu bewahren und, falls nöthig, für einander das eigene Glück und selbst das Leben opfern zu wollen. Dieses Gelübde wird für das Geschick der beiden Mädchen bestimmend, obgleich nicht Die, von welcher es vorgeschlagen wurde, die Schwere desselben fühlt. Sie verlassen die Schule, und demnächst finden wir Caterina als Gattin eines robusten, einfachen, ehrenhaften Mannes, Andrea Vieti, an dessen Seite sie ein ruhiges Leben führt, in das uns die Verfasserin einen entzückenden Einblick gewährt. Die Gatten sind nicht leidenschaftlich verliebt, aber glücklich und zufrieden; und das Einzige, was Caterina in ihrem Glücke stört, ist der Umstand, daß Andrea ihre Freundin nicht leiden kann, deren Extravaganzen er beständig in's Lächerliche zu ziehen liebt. In ihrer Herzensseinsicht bemüht sich Caterina, die Beiden, welche ihr die Liebsten auf der Welt sind, einander näher zu bringen, und sie ersinnt einen Vorwand, dieselben eines Abends allein zu lassen. Lucia, eine Erzkoette, nimmt diese Gelegenheit wahr, den herkulischen Mann, dessen Gesundheit gerade für sie etwas Anziehendes hat, zu bestreichen. Wie er, trotzdem er anfänglich von ihrem Wesen abgestoßen wird, allmählich dem Zanber ihrer ungesunden Verführungskünste erliegt; wie sie ihn anlockt, ohne jemals den halb mystischen Ton religiöser Schwärmerei fallen zu lassen; wie sie Caterina zu täuschen versteht, die ganz in ihren häuslichen Sorgen aufgeht und nur bestrebt ist, Allen in ihrer Umgebung das Leben behaglich zu gestalten; wie sie ihren eigenen Gatten betrügt — dies ist der Hauptinhalt des Buches. Lucia verheirathet sich sehr bald nach jenem Abend des Alleinseins mit Andrea. Sie heirathet einen schwindsüchtigen Better, nachdem sie eine Zeit lang mit einem ihrer Lehrer aus der Schule, der sie wahnsinnig liebt, ein kokettes Spiel getrieben hat. Charakteristisch ist die Art, wie sie Caterina von ihrer bevorstehenden Heirath unterrichtet.

„Ich habe eine Nonne werden wollen; mein Vater hat es mir nicht gestattet. Dann betete ich eines Tages zum Herrn, und wie es Paulus auf

dem Wege nach Damaskus geschah, so umleuchtete mich plötzlich ein Licht vom Himmel. Und ich hörte des Herrn Stimme, die zu mir sprach: „Es giebt ganz in Deiner Nähe ein Opfer für Dich zu vollbringen. Dein Vetter Alberto liebt Dich; er ist schwindsüchtig, schon halb seinem Leiden erlegen; heirathe ihn, und Du wirst ihm eine barmherzige Schwester sein.“

Diese Mission hatte für Lucia, wie sie sagt, einen solchen Reiz, daß sie sich dem göttlichen Befehle fügt, denn ist sie nicht eine Dienerin des Herrn? Und da Alberto sie liebt, wird wenigstens er glücklich sein. Der Charakter des Vetzters, dieses armen, schwachen Menschen, der sich mit Verzweiflung an das Leben klammert, ist vorzüglich gezeichnet. Gleich den meisten Kranken hat er nur für sich und die Symptome seines Leidens Interesse; und schon von Natur ein Egoist, hegt er für Niemand Theilnahme, außer für seine Frau, die er für einen Theil seiner selbst ansieht. Während sich das Paar zum Besuch im Dietrich'schen Hause aufhält, wo Caterina in opferwilligster Weise für Albertos Wohlbefinden und Lucias Behagen sorgt, kommt es zur Katastrophe, denn zu Albertos und Caterinas tiefstem Kummer und Entsetzen, welche Gefühle indessen bei den zwei Menschen zu sehr verschiedenem Ausdruck gelangen, verlassen Lucia und Andrea zusammen heimlich das Haus. In einem Villet an Caterina bittet Lucia dieselbe um Erbarmen, nennt sie sich ein unglückseliges Geschöpf, das nur der Stimme ihres Fatums gehorcht hat. Für die im Glauben an die Wesen, welche sie auf Erden am meisten liebte, so grausam und urplötzlich getäuschte Caterina ist das Leben mit einem Schlage jedes Inhalts bar, zwecklos und öde geworden. Der erste Gedanke, den diese biedere, schlichte Seele zu fassen vermag, gilt der Frage, was sie nun zu thun habe? Auf Albertos Bitte, zu ihm zu kommen, sucht sie ihn auf und kann nur noch die letzten Pflichten der Menschenfreundlichkeit an einem Sterbenden erfüllen. Als Alberto todt ist, kommt ihr das Gelübde aus ihrer Mädchenzeit in den Sinn. „Eine sei für das Wohl der Anderen selbst zu sterben bereit,“ so lautete die Formel. Und scheinbar mit kaltem Blute, in Wirklichkeit jedoch betäubt und gebrochen, ordnet Caterina, die sorgliche, gewissenhafte Hausfrau, ihre Angelegenheiten, schließt sich mit einem Kohlenbecken in ihrem Zimmer ein, und hier wird sie am nächsten Tage als Leiche gefunden, in den starren Fingern die zerrissene Schnur blauer Perlen, den Rosenkranz, der das Verhängniß ihres schuldlosen Daseins geworden. Treu ist sie bis in den Tod geblieben, denn Alles, was sie in ihrem einfachen Sinn bei dem über sie hereingebrochenen Unheil zu erwägen vermochte, war die für Lucias Glück nothwendige Bedingung, daß Andrea frei werden, und sie, Caterina, daher den Schritt in das Land des Schweigens thun müsse. Und hiermit schließt der Roman — die Verfasserin ist zu verständig, weitere Ausführungen folgen zu lassen. Wir fühlen aber, daß eine um solchen Preis erkaufte Freiheit zu nichts Gutem führen kann. Die Erzählung, deren Hergang wir hier in den knappestn Umrißen wiedergegeben haben, ist bis in die feinsten Einzelheiten mit einer bewundernswerthen Kunst ge-

arbeitet. Die Charaktere sind sämmtlich harmonisch durchgeführt, selbst der Andreas, denn es ist vollkommen begreiflich, daß ein Mann, dessen physische Natur stärker ist, als seine geistige, gerade von den zarten physischen Reizen seiner Besiegerin gefesselt wird. Was Lucia betrifft, so verliert sie keinen Augenblick den phantastischen oder mystischen Zug ihres Wesens. Als sie z. B., im Begriff, zu fliehen, ihre Diamanten mitnimmt, vergißt sie auch nicht eine kleine byzantinische Madonna, zu der sie zu beten pflegt, und deren Besitz sie einen geheimen Zauber zuschreibt. Das ganze Buch ist äußerst sorgfältig geschrieben und zeugt von feinem psychologischen Verständniß, wie poetischer Empfindung, und die Naturtreue der Darstellung ist überall vollkommen, selbst da, wo die Verfasserin schildert, wie die Phantasie ihre Macht auf die Sinne ausübt.

Nach dem Erscheinen dieser beiden Werke trat ein Pausen ein, denn Matilde Serao wurde ganz von ihrer journalistischen Thätigkeit in Anspruch genommen. Sie hatte sogar die Leitung einer Tageszeitung, des „Corriere di Napoli“, einer der besten Zeitungen Süditaliens, übernommen, und man fürchtete, daß sie der Welt als Roman Schriftstellerin verloren sei. Doch diese Befürchtung erwies sich als unbegründet. Matilde Seraos außerordentliche Rührigkeit und Gewandtheit als Journalistin hat vielmehr dazu gebient, ihren Gesichtskreis zu erweitern, ihr Verständniß zu vertiefen und die wunderbare Kraft noch zu vermehren, mit der sie das zeitgenössische Leben im Süden zu schildern weiß. An ihr rühmt Enrico Nencioni, der feine italienische Literaturkritiker, vor allen anderen Novellisten Italiens „eine tiefe und umfassende Erkenntniß der menschlichen Natur . . . Es giebt in der That wenig Schriftsteller, die ein gleiches Gefühl, wie sie, für die Bewegung der Massen besitzen, für das Lebensdrama des Volkes — eine so vollkommene und scharfe Beobachtungsgabe für die Eindrücke der Umgebung und Verticlichkeit, in welcher Hinficht sie uns z. B. in „Riccardo Joanna“ an die kraftvolle Feder Balzacs erinnert.“ Auch an Dickens gemahnt sie uns durch ihre eigenartige Fähigkeit, die humoristischen und rührenden Seiten des vornehmthuenden neapolitanischen Mittelstandes zu erfassen. So ist unter Anderem die Tanzgesellschaft bei der Wittwe eines kleinen Beamten (Enrichetta, die Tochter soll durchaus unter die Haube kommen) ganz vorzüglich geschildert. Wir sehen das kahle Zimmer mit den Reihen geborgter Stühle (deren einer zusammenbricht, weshalb während des Tanzes ein anderer besorgt werden muß); die Kerzen in den Klavierleuchtern, welche bis auf den Stumpf herabbrennen — zum Entsetzen der Festgeberinnen, die keine zum Ersatz im Hause haben; die bunten Toiletten, die Fröhlichkeit, aber auch die kleinlichen Eifersüchteleien der Geladenen; und wir thun einen Blick in die Unsauberkeit hinter den Coulissen, das unordentlich, dürftig möblirte Schlafzimmer, wo Enrichetta eine ihrer Freundinnen aus einem schadhaften Tassenkopf trinken läßt und als einziges Requisit für den Cotillon ein Stück von einem zerbrochenen Spiegel holt. Diese Szene ist einem Cyclus von Erzählungen entnommen, genannt, „Il Romanzo della

Fanciulla,“ worin das Mädchenleben in seinen verschiedenen Phasen und Beziehungen geschildert wird. Es ist dies ein Thema, welches Matilde Serao mit Vorliebe behandelt. Von der innigen Sympathie, mit welcher sie sich dieser Aufgabe widmet, zeugen „Telegrafi dello Stata, ein Bild des Lebens der Telegraphistinnen; „Scuola Normale Femminile“ (vom Geschick der für das Lehrerinnenfach gebildeten Mädchen handelnd) und „Par Inonaca.“

„In „La Conquista di Roma“ macht sich ein Nachlassen der Kraft bemerkbar; es wirkt im Ganzen ermüdend und steht nicht auf gleicher Höhe mit den früheren längeren Werken der Verfasserin. In „All' Erta Sentinella,“ zeigt sie sich indessen wieder von der besten Seite ihres Könnens, sowohl in der ersten Novelle, wie den übrigen das neapolitanische Leben schildernden Erzählungen, die in dem Buche zusammengefaßt sind. Manche Szenen in der ersten Geschichte, die vom Gefängnisleben auf der Insel Nisida handelt, sind würdig, den Leistungen Dostojewskys an die Seite gestellt zu werden.

Auch sind dem Publikum für die nächste Zeit noch zwei Romane der gewandten Erzählerin — „Addio Amore“ und „Il Paese di Cuccagna“ — in Aussicht gestellt. In letzterer Erzählung wird das Lottowesen, dieser Fluch der unteren italienischen Volkschichten, in lebhafter, humoristischer Weise zur Anschauung gebracht. *)

*) Von Matilde Serao erschien kürzlich im Verlage der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau in deutscher Übersetzung von A. Friedmann ein Band Novellen unter dem Titel „Blüthe der Leidenschaft.





Die Freunde.

Eine Seegeschichte.

Von

Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

I.

Die lustige Wittwe.

Wittwe ten Brookhus war ein lebenslustiges Weibchen, Wohnhaft in einem der Siele des Nordseestrandes von Friesland, Und ihr seliger Mann war ein Bäcker gewesen, ein reicher Bäcker, doch thut es nicht noth ausdrücklich das noch zu erwähnen. Gras ist grün und Bäcker sind reich, das versteht sich von selbst ja. Sie war knapp vom mürrischen Alten gehalten. Sobald ihm Abzuschurren beliebte, begann sie ein fröhliches Leben. Sie gab auf das Gewerb' und hatte genug an den Zinsen. Rentnerin nannte sie sich und dünkte sich grade nicht wenig. Leben und leben lassen! so sagte sie. Gastlichen Sinnes, Kam sie, je voller es saß am Kaffeetische des Sonntags, Desto zufried'ner herein mit der braunen, riesigen Kanne. Kein Napfkuchen war dichter gespickt mit Rosinen als ihrer. Ja, sie nährte sich gut, und es schlug ihr zu, denn sie ging auf Wie ein Teig und glänzte durch Fülle und Rundung der Glieder. Aber sie blieb dabei doch immer beweglich und munter, Ja, tanzlustig sogar und kugelte sie durch die Reihen, Mußte man lächeln beinahe ob der unverwüßlichen Wittwe. Wozu nützet der Uebermuth? so lautet ein Sprichwort, Kurz und dick läßt auch recht gut, so konnte sie sagen. Lesen und Schreiben war all' ihr Wissen, doch ließ sie die Tochter Edda besser erzieh'n und Musik und Sprachen erlernen. Doch beim Lernen sogar war jeglicher Zwang ihr zuwider. Als nun Edda getreten in's heirathsfähige Alter,

War sie die Schönste am Ort, und die Mutter war nicht die letzte, Das zu bemerken mit heimlichen Stolz. Sie sagte zur Tochter: „Eddachen, nun ist gekommen die Zeit, wo, wenn wir auf Mönchgut wohnten, ein Unterröckchen wir hängten heraus an dem Hause, Das da besagt: Uhhier ist wohnhaft ein mannbares Mädchen. Ja, bald werden die Herrn sich nach Dir ablaufen die Hacken, Denn ein Mädchen wie Du, das ist so leicht nicht zu finden. Wähle Dir, wer Dir gefällt, wenn er brav ist; wähl' auch nicht lange. Jung gefreit, hat Niemand gereut. Und hüt' Dich besonders Alte Jungfer zu werden und Affen zur Hölle zu führen.“ Edda sagte dann wohl an die Mutter sich schmeicheleisch schmiegend: „Wenn ich nun lieber bei Dir, mein Mütterchen, bliebe?“ „Ach Unsinn! Dazu sind doch die Mädchen nicht da, bei der Mutter zu bleiben.“ Trotz der Ermahnungen dauert' es länger, als sich es die Mutter Hatte gedacht und gewünscht mit der auszurichtenden Hochzeit. Freilich, es mangelte nicht an Bewerbern, wie sie voraussah, Doch blieb spröde die Tochter, besonders wenn Jemand so dreist war Ihr Anträge zu machen, bevor er sich ihrer versichert. Solch' ein selbstgefälliger Mensch sah arg sich enttäuscht bald, Denn sie wies ihn zurück. Zartfühlend und gütigen Herzens, Suchte sie lieber es noch zu verhindern durch kluges Betragen, Daß es zum Auspruch kam und zum wohlgeflochtenen Korbe, Denn, was könnte den männlichen Stolz wohl tiefer verwunden? — Edda war nicht so kühl und wählerisch, wie man es glaubte; Sondern sie wußte schon lange, wer ihr am besten gefiele. Kemmer Janssen war es, ein junger und tüchtiger Seemann, Der als Knabe schon kam in das Haus. Die verstorbene Mutter Kemmers war mit der Wittwe befreundet gewesen. Sie nahm sich Etwas des Sohnes auch an, seitdem er die Eltern verloren. „Ist er der Mutter nicht ganz aus den Augen geschnitten?“ so sprach sie. „Hat der Junge nicht stets ein bescheidenes freundliches Wesen? Hält er sich sauber und nett nicht immer in Kleidung und Wäsche?“ Kurz er stand bei der Wittwe in Gunst und verdiente die Gunst auch. Stets in der Schule gelobt war der fleißige sittige Knabe. Rühmlich hatt' er die Prüfung für Schiffer bestanden und fuhr nun Schon auf dem größten Schiff und auf weitesten Fahrten als Steu'rmann. Zwar ein wenig hatt' er geerbt und legte auch jährlich Etwas zurück vom Lohn, doch in seiner bescheidenen Weise Hielt er sich nicht für berechtigt auf Edda den Blick zu erheben. Kehrt' er im Herbst zurück aus fernem Gewässern, so bracht' er Stets was Seltenes mit und schenkte das Stück an die Tante, Denn so ließ sie, die Wittwe, von Kemmer Janssen sich nennen. Ob er kannte den Spruch wohl, der also lautet: Der Mutter Schenk' ich, die Tochter denk' ich! Er hätte der heimlich verehrten Edda so gern ein Geschenkchen gemacht, doch wagt' er das noch nicht. Wie mit den Beiden es stand, das merkte die Wittwe schon lange, Und sie gönnte ihm gern auch abzuschließen den Vogel. Aber es währt' ihr zu lang und ihr thatkräftiges Wesen Konnte das Drücken nicht leiden. So pflegte sie öfter zu sagen. Also wandte sie sich ganz plötzlich an Kemmer und fragte:

„Sprich, wie gefällt Dir denn Edda? Du wirst ja roth bis zur Stirne Und antwortest mir Nichts, nicht einmal Höflichkeitshalber: ‚O, recht gut.‘ Als gestern ich Eddachen also befragte Sprich, wie gefällt Dir Kemmer? erröthete sie bis zum Nacken Und antwortete nichts, nicht einmal Höflichkeitshalber: ‚O, recht gut.‘ Ihr stimmt merkwürdig zusammen, ihr Beide. Kinder, ich glaube, Ihr habt Euch etwas zu sagen.“ So nahm sie Ihn bei der Hand und schob ihn hinein in die Stube, wo Edda Hinter dem Goldlackbusch am Fenster wie Purpur erglühte. Denn sie hatt’ es gehört, durch die halbauffstehende Thüre. Und nicht lange, so kamen erregt und mit freudigen Blicken Kemmer und Edda herbei, um den Segen der Mutter zu bitten. Aber es konnte die muntere Wittwe ein Späßchen nicht lassen. „So, so,“ sprach sie gedehnt, „Ihr wollt Euch verloben? Das wäre Ja recht nett, wenn nicht sich ein Hinderniß stellte entgegen.“ Ei, wie erschrak da das liebende Paar! Sie waren auf Alles Eher gefaßt als dies. Kopfschüttelnd sagte die Mutter: „Nein, Frau Steurmann klingst mir zu schlecht. Unmöglich, das geht nicht Frau Captainin! so muß mein Eddachen heißen. Da mußt Du, Kemmer, noch fahren zur See, bis daß ein Schiff Du bekommen, Und das kann denn wohl manch Jähulein noch dauern. Was meinst Du?“ Und sie weidete sich an den langen Gesichtern. „Indessen,“ fuhr sie fort, „das Hinderniß läßt vielleicht sich noch heben. Eddachen wurde ja nicht auf der Straße gefunden. Ich geb’ ihr So und so viel mit.“ (Sie nannte ein artiges Sümmchen.) „Kemmer, wird das genügen, ein Schiff Dir zu kaufen?“ „Ja freilich!“ Rief er mit frohem Erstaunen. „Dann steigst Du ja zum Captain auf; Und Dein Ehegemahl heißt Frau Captainin.“ Sie lachten Alle drei und umarmten sich dann in frohem Entzücken. Anderen Tags kam Kemmer und sprach so: „Wenn es Dir recht ist Mütterchen, bau’ ich mir lieber ein Schiff als daß ich es kaufe; Denn ich habe schon lange darüber gedacht und gesonnen, Wie man geschwinder zugleich und lenkbarer bauet ein Seeschiff.“ „Davon versteh’ ich so viel, wie Du vom Stricken und Häkeln,“ Sagte die Wittwe zu ihm. „Geh, Kemmer und baue das Schiff Dir.“ Und so ging er denn ab zur unteren Weser und fand dort Einen vernünftigen Baas, der ihm schon lange bekannt war, Und einging auf seine Gedanken und fest ihm versprach auch, Bis zum Frühjahr solle die Galeasse gebaut sein. Kiel und Rippen und Planken, er wählte sich sämmtliches Holzwerk Selbst aus, Segel und Tau und Anker mit Kette und Alles. „Wollt’ ein Andern soviel mitsprechen, ich würde,“ so sagte Lächelnd der Baas, „mich bedanken, ein Schiffsbaumeister zu heißen.“ Und so bewacht er den Bau der Galeasse bis Weihnacht, Doch dann zog ihn die Sehnsucht heim zum Bräutchen im Ziele. Und dort fand er auch Fracht sofort für das kommende Frühjahr, Rapsfaat überzufahren nach Holland oder nach England, Denn wer konnte die Preise im Frühling schon wissen im Voraus? So blieb nur noch übrig die Mannschaft zu heuern. Als Steurmann Dacht’ er an Onno, den Freund, mit dem er zur Schule gegangen.

II.

Onno.

Onno Marquard war ein kluger erfahrener Seemann,
 Der sich hinaufgedient vom Jungen zum vollen Matrosen.
 Aber er hatte nicht Glück, das im menschlichen Leben nach Cäsar
 Immer am meisten vermag, wie für Feldherrn auch für Matrosen.
 Nentlich war sein Schiff ihm untergegangen bei Sagen,
 Dort, wo der Strand mit den Trümmern gescheiterter Schiffe bedeckt ist.
 Wurde gerettet er auch in dem Boot mit der übrigen Mannschaft,
 War doch die Seemannskiste mit Kleidungsstücken und Wäsche,
 Auch mit einigem Gelde verloren gegangen. In Mismuth
 Kam nun Onno zurück zu der heimischen Insel in Friesland.
 Allzuviel war es nicht, was der Seemann sich auf die hohe
 Kante gelegt, denn er war ein leichtes und fröhliches Weltkind.
 „Luftig gelebt und selig gestorben,“ so pflegt' er zu sagen,
 „Heißet dem Teufel die Rechnung verdorben. Was nützt uns das Leben,
 Wenn wir nicht es genießen? Es hat von der Welt ja ein Jeder
 Gerade so viel und nicht mehr, als er sich mit den Zähnen herausreißt.“
 Ja, so dachte der Mensch. Wie er handelte, werden wir sehen.
 Onno suchte nach Heuer umsonst in benachbarten Häfen,
 Und so kam er noch übler gelaunt von der Suche nach Hause.
 Ohne Beschäftigung saß er an jeglichem Abend im Wirthshaus,
 Spann ein Seemannsgarn nach dem andern, während ein Doornkaat
 Glitt nach dem andern herab in die immer durstige Kehle.
 Bitter beklagt' er das stets ihn verfolgende schmachliche Unglück.
 Und das Hundeleben an Bord. Er verschwor sich, er gehe
 Niemals wieder zur See. „Wie wär' es denn,“ fragte ihn Ulrich.
 Sein Kamerad und Nachbarskind, „wenn wir beide zusammen
 Eine Schaluppe uns kauften, die bei Frau God zum Verkauf steht.
 Und auf Gewinn und Verlust miteinander betrieben den Fischfang?“
 „Aber ich hab' kein Geld,“ sprach Onno. Und Ulrich: „Ich auch nicht,
 Aber das schadet ja nicht. Das bleiben wir schuldig.“ „Vortrefflich!
 Zwei, drei Jahre, so haben wir abbezahlt die Schaluppe.“
 „Topp, und uns werden gar bald die Netze zerreißen, wie weiland
 Beim Fischfang es geschah im galiläischen Meere.“
 Also betrieben denn Onno und Ulrich zusammen den Fischfang.
 Aber da hatte schon wieder 'ne Eule gefressen für Onno,
 Denn die Schaluppe war morsch und schlecht im Stande und langsam;
 Spät und spärlich kam in diesem Jahre der Schellfisch.
 Auch der Herbst war stürmisch, der Seegang manchmal so heftig,
 Daß sie nicht wagten hinans mit der alten Schaluppe zu fahren.
 Hundert Mark die Person, das kam aus dem sämmtlichen Herbstfang.
 Dabei soll ein Fischer begeh'n! Dram murrte schon Onno
 Verger denn je, als plötzlich ein Schimmer des Glücks sich ihm zeigte.
 Kemmer Janssen, sein Spielkamerad, erschien auf der Insel.
 Und er begegnete gleich dem alten Freund, den er suchte.
 „Kemmer Janssen! Wo kommst Du denn her?“ so fragte ihn Marquard.
 „Willst Du das Altarbild in unserer Kirche Dir ansehen,
 Das mit Hülfe der Fremden, die hier im Sommer sich baden

Unser Pastor uns gesittet?“ „Nein,“ sagte der Freund aus dem Siele, „Ich bin hergekommen, um Dich zu heuren.“ „Was sagst Du? Hast Du, Remmer, ein Schiff?“ „Das hab' ich, es steht auf der Helling Du sollst Steurmann werden.“ „Ei Remmer, wer gab Dir das Geld denn?“ „Nun, ich habe mit besserem Glück,“ sprach Jener, „gefahren, Und mir ein wenig gespart, allein, es würde nicht reichen, Aber ich habe mich kürzlich verlobt.“ „Mit wem und wie heißt sie?“ „Edda heißt sie. Du kennst doch die Wittwe des Bäckers im Siele?“ „Freilich, ich kenne die Mutter und auch die einzige Tochter, Und ich sehe das heitere Kind mit den goldenen Zöpfen Noch vor mir mit der Mappe im Arme, sie ging in die Schule.“ „Nun, aus Kindern werden ja Leute und Edda ist jetzt wohl Zwanzig Jahr und darüber und mein holdseliges Bräutchen.“ „Gottverdammt mich, Du bist ein Glückskind, Remmer, und hast auch Glück für mich selbst noch dazu,“ rief Onno mit frohem Erstaunen. „Denn ich muß es gestehen, ich habe die Nege zu ficken Und an die Angel zu stecken den Wurm von Herzen schon längst satt.“ Remmer und Onno vereinigten bald sich über die Heuer, Onno sollte sofort nach Elsfleth gehen, beschloß man Und baldmöglichst das Schiff zum Siele bringen im Frühjahr. Remmer Janssen ließ auf der Insel nicht länger sich halten. Und so schieden die Freunde mit einem vertraulichen Handschlag. Onno fuhr nach der Weser und Remmer zurück nach dem Siele, Wo man sich rüstete schon mit Macht zur fröhlichen Hochzeit.

III.

Im Siele.

Leinwand war schon lange gehäuft, um die einzige Tochter Auszufernern, es schien für Kinder und Enkel genügend, Aber es fehlte noch stets ein Stück, und in jeglicher Stube Wurde genäht und geschneidert, desgleichen gekocht und gebraten. Aber die Wittwe ten Brookhus schwamm wie die Ent' auf dem Teiche Fröhlich herum in der Schaar der geschäftigen dienstbaren Geister. Das war etwas für sie! Am meisten das Backen der Kuchen, Das kein Ende nahm, da in ihr sich die Bäckerin regte. Remmer und Edda gefiel es dagegen am besten, als Hochzeit War und der Hochzeitslärm vorübergerauscht und sie ruhig Als ein glückliches Paar in der neuen Häuslichkeit lebten. Früh wie das Eis aufging, kam Onno gefahren von Elsfleth, Wo vom Stapel gelaufen die Galeasse, zum Siele. Klein, doch schlank und zierlich gebant und bewimpelt, Schmuß wie ein Bräutchen; so lag nun das neue Schiff an dem Bollwerk, Remmers schweigsamer Mund stieß über vom Lobe des Fahrzeugs, Das auf der Reise bereits sich als trefflicher Segler bewiesen. Er umarmte den Freund und zog mit ihm nach dem Hause Wo schon harrten die Frauen, willkommen als Gast ihn zu heißen. Aber die Abfahrt ging so rasch wie gehofft nicht von Statten. Pünktlichkeit ist nicht gerade die Tugend des biederer Landmanns. Langsam traf und verspätet der Raps allmählig im Siele ein, Und so vergingen noch Wochen, bis daß Oelfuchen und Rapsfaat

Auch Stückgüter und sonstige Fracht im Schiffe verfaßt war.
 Nicht ungern sah Edda den Gatten noch etwas verweilen,
 Kemmer hatte sein Frauchen gebeten, sie möge recht freundlich
 Gegen den Steuermann sein, doch es wäre nicht nöthig gewesen,
 Denn ein Freund und Schulkamerad des geliebtesten Gatten
 War ihr empfohlen von selbst. Ihr biederer Kemmer verschwieg nicht,
 Daß sein Freund ihm verstimmt und etwas verwildert erscheine,
 Doch das erkläre sich leicht aus dem Unglück, das ihn verfolge,
 Da er nun Steuermann werde und bessere Löhnung erhalte,
 Sei er schon besseren Muthes. Er sei ein vorzüglicher Seemann.
 Vielerfahren, geschickt und festen entschlossenen Muthes.
 Als nun Onno trat von Kemmer geführt in das Haus ein,
 Streckte sie freundlich die Hand ihm entgegen und hieß ihn willkommen.
 „Kemmer und ich sind eins, drum sind wir alte Bekannte,“
 Sagte sie scherzend und gab damit den Ton des Verkehrs an.
 Onno sollt' in dem Haus bis zur Abfahrt wohnen, die Reise
 Zögerte aber sich hin von einem Tage zum andern.
 Schön war das Wetter und schön war der Tag, noch schöner der Abend,
 Den man im häuslichen Kreis zubrachte; denn Edda belebt' ihn
 Durch Musik und Gesang und Onno durch heitere Gespräche.
 Uner schöpft' erzählte der Vielerfahr'ne von Reisen
 Und von Abenteuer zu Lande erlebt und zu Wasser.
 Bald von Palmen und Negern und Tigerjagden und Schlangen.
 „Als ich in Madras war,“ so erzählte er einmal, „besorgt' ich,
 Weil ich stehend das Englische sprach, die Geschäfte des Schiffes.
 Und im Zollhaus machten den freundlichen Wirth die Beamten,
 Die bei Sherry und Port in heiterm Gespräch sich ergöhten,
 Während die Diener uns Luft zusächelten. Einer der Herren,
 Der ein Geschichtchen erzählte, das lautes Gelächter erregte,
 Schwieg mit einmal still, ganz todtenbleich im Gesichte,
 Und sah starr auf das eigene Knie, worüber die bunte
 Brillenschlange den Kopf mit den funkelnden Augen emporhob.
 Mehrfach hatte sie sich um die Wade des Briten gewickelt.
 Denkt Euch den Schrecken! sie ist die giftigste Schlange des Landes.“
 „Rührt Euch nicht, sonst seid Ihr des Todes,“ so rief ich dem Herrn zu
 Und ich eilte hinaus und füllte ein Schälchen mit Milch an,
 Und das setzt' ich nahe der Schlange auf den Boden. Sie sah es
 Und sie wurde gelockt von der Milch und dem süßen Geruche.
 Langsam ringelte bald sie sich ab von den Beinen des Briten,
 Schlüpfte zur Schale mit Milch und trank. So ward er gerettet
 Wie durch ein Wunder vom Tod, und die Diener erlegten die Schlange.
 Während ich holte die Milch, da hatte der Mann mit der Schlange
 Regungslos daisitzend, gesaßt in Erwartung des Todes,
 Wie sein Erbe zu theilen mit leisester Stimme verkündigt.“
 Dann sprach Onno vom Walfischfang in den nordischen Meeren,
 Wie ein riesiger Wal sein Boot umschlug mit dem Schwanz,
 Daß er mühsam dem Tode entging, dem die Andern erlagen.
 Aber behaglicher war, was er sprach von den Inseln der Südsee,
 Wo unschuldig die Menschen noch sind und nackt wie Eva
 Einst im Paradiese, die hübschesten Mädchen herumgehen.

Edda kränzte die Lippen dazu; dann wandte er flüchtig Undersowhin das Gespräch und erzählte von Constantinopel. Und den verschleierte Schönen des Sultans, denn auf dem ganzen Erdball schien er bekannt und bewandert, der rüstige Seemann. „Ist denn Alles auch wahr?“ frug Edda Remmer. „Das Meiste,“ Sagte mit Lächeln ihr Gatte, „er schneidet nicht auf mit dem großen Messer und schmückt ein wenig er aus, so ist das verzeihlich. Seine Geschichten erzählt er ja oft und es setzt sich allmählig Hier und dort etwas an, wie der Schneeball wächst im Rollen. Aber Du mußt es gesteh'n, im Erzählen ist Onno ein Meister!“ „Ja, Dein Freund ist ein Mann von Geist und seltenen Gaben. Ob er auch gut sein mag?“ „Wie, zweifelst Du daran?“ „Beinahe.“ „Edda, warum?“ „Ich kann es Dir nicht mit Gründen belegen, Aber er blickt manchmal so schlau und begehrtlich.“ Doch Remmer Nahm mit Wärme des Freundes sich an. „Ich habe ihn immer Treu und verlässlich gefunden, er ist mir ein lieber Genosse.“ So ward Edda beruhigt und lauschte geschmiegt an dem Gatten Voll Theilnahme auf Onnos Geschichten mit leuchtenden Augen. Edda war schön, und die Schönheit ist wie die Sonne des Frühlings, Welche den niedrigsten Strauch mit Blüthen und Blättern bekleidet. Auch im Innern von Onno begann es Knospen zu treiben. Und sein sehnlichster Wunsch war der reizenden Frau zu gefallen. Onno kannte wohl sonst nur gemeine Begierden, doch Edda War von höherer Art als die Weiber, womit er verkehrte, Daß er zusammen sich nahm und sich schidlich betrug. Ja er wagte Nicht einmal zu lange sie anzusehen, obgleich er Gerne den Blick niemals von der schönen Erscheinung gewendet. Edda schien mit Bewundrung an seinem Munde zu hängen. Und ihm klopfte das Herz bei den leuchtenden Blicken der Schönen. Ihre Bewundrung aber bezog sich auf seine Erzählung, Nicht auf seine Person, die Eddas feinem Gefühle Schon ja verdächtig geworden, doch Onno deutet' es anders. Selber die Freundlichkeit, die sie ihm zeigte im Umgang, Ward mißdeutet von ihm. Sie galt nur dem Freunde des Gatten, Onno legte sie aus, wie ihm es die Eitelkeit vorlog. Eins nur war, das ihn manchmal befremdete. Wenn er so dasaß Sehnsuchtsvoll und hoffend und harrend der Himmelserscheinung, Denn das war sie für ihn; ließ Edda sich garnicht erblicken. Und sie schien das Gesellschaftsgemach absichtlich zu meiden. Aber es Härte sich auf beim Abschiednehmen. Sie reicht' ihm Eine gehäkelte Börse von blauer Seide, die heimlich Sie für ihn fertig gemacht, er sollte vorher es nicht merken. „Nimm' es zu heiterer Stunden Erinnerung, nimm es zum Danke,“ Sprach sie, „daß Du versprochen mir hast mein Glück zu beschützen. Ich kann nicht mitfahren zur See, drum ist es mir tröstlich, Onno, daß ein Freund und Jugendgenosse wie Du bist, Treu zur Seite ihm steht, aus Noth und Gefahr ihn zu retten.“ Onno legte die Hand auf's Herz und gab ihr zur Antwort: „Edda, verlaß Dich auf mich, ich bringe Dir Remmer so blühend, Wie er nun vor Dir steht und wohlbehalten nach Hause.“

So sprach Onno und dacht' es vielleicht auch, als er es sagte,
Denn nicht plötzlich kommen die bösen Gedanken zum Durchbruch,
Sondern wie dreimal und viermal der Wolf umkreiset die Hürde,
Eh' er begierig nach Blut einbricht und erwürgt die Schafe,
Also verschaffen nur langsam die schlimmen Gedanken sich Eingang.
Freilich, es sollte die Freundschaft schon ihn von bösen Begierden
Abzuhalten genügen, doch gleich wie der Mond von der Sonne
Also pflegt vor der Liebe die Freundschaft auch zu erbleichen.
Sturm und Regen und Hagel verzögerte dann noch die Abfahrt,
Bis sich der Himmel geklärt. Da sang man: „Die Anker gelichtet!“
Darauf gingen sie Alle zum Hafen hinunter. Die Frauen
Hatten versprochen, sie wollten nicht weinen, doch konnte sich Edda
Kaum losreißen von ihrem geliebtesten Gatten, sie zog ihn
Immer von Neuem an's Herz, bis weggenommen das Laufbrett.
Langsam fuhr mit schwachem doch günstigem Winde und vollen
Segeln das zierliche Schiff auf der Nordsee glitzernde Fläche.
Mütterchen ging nach Haus, Gott überlassend das Andere.
Edda stieg auf den Deich, wo sie lange den Segelnden nachsah.
Als noch kaum zu erkennen das Schiff am Rande des Meeres,
Blieb sie doch stehn; da Kemmer vielleicht nach ihr sah mit dem Fernrohr
Und sie schwenkte noch einmal das Tuch; dann schlug sie es vor sich
Ueber die Augen, woraus wie ein Bergquell stürzten die Thränen.

IV.

Seereisen.

Aber das Schiff fuhr hin mit dem Schönfahrtssegel. Ein kleiner
Unfall hatte sich zwar noch ereignet am Tag vor der Abfahrt.
Ein halbwüchsiger Bursche, der zum Schiffsjungen bestimmt war,
Sehr anstellig und flug, ward plötzlich vom Fieber befallen.
Klänglich war es zu seh'n, wie der sonst rothbäckige Junge
Bläß zu Bette nun lag, mit den Zähnen klappte und weinte,
Nicht aus Schmerz, nur weil er die Fahrt mitmachen nicht konnte.
Hat sechs Wochen auch noch am tödtlichen Fieber gelegen.
Nur drei Mann am Bord, das war eine schwache Besatzung,
Aber es waren doch drei sehr starke und kundige Männer,
Kemmer und Onno und Peter, ein langer Matrose; von Elsfleth
War er herübergekommen, ein guter und williger Seemann.
Wußt' er auch sonst nicht viel, so verstand er doch seine Geschäfte.
Und so dachten die Drei: wir behelfen uns ohne den Jungen.
Fröhlich ging auch die Fahrt bei heiterstem Wetter vor statten.
Ruhig zog ihr Schiffchen die Bahn und richtig wie Argo,
Jenes gepriesene Schiff, das nach eigenem Willen sich lenkte.
Glücklich und rasch ward London erreicht. Sie löschten die Ladung
Und dann fuhren sie leer nur mit Ballast über nach Husum,
Um dort lebendes Vieh zu holen, die prächtigsten Rinder.
Schön war der Sommer; es schloßen die furchtbaren Stürme der Nordsee.
Dreimal und viermal machten mit Glück sie den nämlichen Seeweg
Hin nach Husum und wieder zurück nach den Häfen von England.
Und dann brachten zuletzt sie Malz nach Bergen in Norweg.
Fracht auch konnten sie dort nach der Ostsee haben mit Hering,

Aber es war schon spät, sie mochten soweit nicht versiegeln
 Und am Ende noch gar einfrieren. Sie hatten so glücklich
 Und so lohnend gefahren das Jahr, daß die Fracht sie verschmähten,
 Und sie hiften die Segel zur frühlichen Fahrt nach der Heimat.

V.

Ein Blick aus der Hölle.

Nacht war's, Onno stand am Ruder und drehte es lässig,
 Aber er dachte dabei wohl kaum an das Schiff und die Richtung,
 War er doch tief in Gedanken versunken und immer dieselben.
 Liebt Dich Edda? so fragte er sich. Er hatte die Frage
 Freilich schon lange entschieden bei sich und zu eigenen Gunsten.
 Ueberragte den Freund er nicht an Leib und an Seele?
 Und was hätte wohl Kemmer für sich in die Wage zu legen?
 Kemmer ist jünger, doch nur um ein paar Jahre. Was macht das?
 Onno ist noch nicht so alt, um nicht um die Jüngste zu freien.
 Neulich bemerkt' er, er hatte darauf bisher nicht geachtet,
 Daß auf dem Scheitel von Kemmer das Haar schon dünner geworden,
 Während das seine noch strotzte von Fülle der goldenen Locken,
 Und er mit Simson sich könnte an Muth und Stärke vergleichen.
 Und wie voll aus der Brust klang männlich und schön ihm die Stimme,
 Welche er mehr noch schätzte, seitdem sie Edda bezaubert.
 Jetzt war Edda gebunden und treu — das wußt' er, dem Gatten
 Aber wenn frei sie ward und hätte von Neuem zu wählen,
 Wem dann reichte sie lieber die Hand? So, dachte sich Onno,
 So ist's Kemmer allein, der ihn glücklich zu werden verhindert.
 Ist dies Hinderniß aber für unüberwindlich zu halten?
 Kann ihn Krankheit nicht hinraffen in blühender Jugend?
 Wie, wenn Kemmer zum Mastkorb stieg' und er fiel herunter
 Auf das Verdeck und sich bräche den Hals? Wie, wenn er beim Baden
 Würde befallen vom Krampf wie neulich? Er wäre ertrunken,
 Wenn nicht auf sein Geschrei ihm Peter zu Hülfe gekommen.
 Und manch' anderer Zufall bringt ja Verderben dem Menschen.
 Könnte man nöthigenfalls nicht selbst nachhelfen dem Zufall?
 Käm' im Wasser er um, wer könnte da wissen, ob Kemmer
 Fiel von selbst hinab, ob hinein er gestoßen von Andern?
 Du sollst nicht nach dem Weibe des Nächsten begehren! So lautet
 Gottes Gebot. Doch hatte sich Onno dagegen so lange
 Weiter und weiter verfehlt, bis er kam zur Grenze des Frevels.
 Ja, wenn Kemmer nicht wäre, so dachte er immer von Neuem,
 Denn dann hätt' er die Frau und das Schiff und das Haus und das Erbe.
 Onno war ein verkommener Mensch; doch wollte man glauben
 Habsucht hätt' ihn geleitet beim Handeln, so thäte man Unrecht.
 Was ihn bezwang, war Liebe, die Menschen und Götter beherrscht
 Und zum Verbrehen uns treibt und zum Wahnsinn, rasende Liebe.
 Onno fuhr empor aus den Träumen. Er pflegte die Börse,
 Die er als Liebespfand ansah, zum Gebrauche zu heilig,
 Stets an der Brust zu tragen. Nun zog er das zarte Gewebe
 Heimlich hervor und bedeckte es still mit feurigen Küssen.
 Und dann barg er von Neuem den Schatz in der Nähe des Herzens.

Onno hatte schon lang in denselben Gedanken versunken
Langsam am Helme gedreht, und der Wagen, das himmlische Sternbild,
Hatte die Deichsel bereits nach unten gekehrt. Den Matrosen,
Wache zu halten bestimmt, sah vorne er sitzen am Gangspill,
Wie er saß auf den Ringen des Laus und nickte und nickte.
Manchmal sank ihm der Kopf vornüber; er raffte sich auf dann,
Doch sank wieder in Schlaf. So war es denn Onno allein jezt
Der wach war auf dem Schiffe. Er band mit dem Stricke den Helm fest,
Und dann schlich er sich leis auf den Behen herab zur Cajüte.
In die Cajüte? Warum? Was hat' er da unten zu schaffen?
Nun, er wollte vielleicht nachsehn, ob Remmern der Schlag traf,
Oder ein Unfall sonst. Er trat hinein zur Cajüte.
Siehe, da stand auf dem Tisch ein schwaches und zitterndes Nachtlcht,
Neben dem Kämplein lag ein blanfes geöffnetes Messer,
Neulich in London gekauft, mit elfenbeinerer Schaale,
Dessen sich Remmer des Abends bedient zum Scheeren des Bartes.
War es nicht seltsam fast, wie der Stahl aufblitzte und gleistete!
Ich bin fertig bereits, so schien er zu sagen. Was säumst Du!
Remmer schloß in der Coje, den Kopf nach hinten gesunken,
Aber der Hals stand vor, entblößt, umspielt von dem Lichte.
Onno schaute sich um, da fuhr's wie ein Blitz aus der Hölle
Plötzlich ihm durch das Gehirn, und er griff zum blinkenden Stahle,
Welcher wie Macbeths Dolch ihn zog zum schlafenden Duncan.
Wie er mit furchtbarem Hiebe das scharfgeschliffene Messer
Stieß in die Kehle herunter des arglos schlafenden Freundes,
Daß durchschnitten der Hals bis nach unten ward, bis zum Wirbel,
Wie das Alles geschehn, das vermochte er selbst nicht zu sagen.
Er' es gedacht, war schon es vollführt. Zu schreien vermochte
Remmer nicht mehr, er röchelte noch ein wenig, doch leise
Und schon war er auf immer geschieden vom blühenden Leben.
Onno öffnet ein Fenster im Heck und zerret die Leiche
Bis zur Oeffnung und stößt sie hinaus in die rauschende Tiefe.
Aber es war viel Blut aus der Wunde geflossen, das Laken
Triefte von Blut. Er nahm es und schleudert' es weit in das Wasser.
Nunmehr galt es auch jegliche Spur von Blut zu vertilgen,
Darum wusch die Cajüte er auf mit Wasser und Seife,
Säuberte sie mit dem Schwamm und rieb sie ab mit dem Wischtuch
Darauf ergriff er das ganze Geräth, das zum Reinigen diente,
Und warf Alles hinaus in die dunkle verschwiegene Tiefe.
So, nun ist es geschehn, kein Zeugniß der That mehr vorhanden.
Und dann flog er hinauf zum Verdeck um nach Peter zu sehen.
Der saß immer noch da auf dem Canwerk nickend und nickend.
Klar war's, daß er verschlafen die That und er wußte von garnichts.
Doch nun weckte ihn Onno mit lautem Lärmen und Schreien.
„Peter, was sagst Du dazu? Hast Du es gesehen? Wie schrecklich!“
Peter rieb sich den Schlaf aus den Augen und fragte: „Was giebt es?
Steuermann, was ist geschehen?“ „O Peter, ein schreckliches Unglück,
Hast Du wohl es bemerkt, daß schon seit mehreren Tagen
Unser Captain ganz stumm und melancholisch geworden?“
„Nein,“ sprach Peter, „das fiel mir nicht auf, denn unser Captain ist

Ja schweigsamer Natur und ein Mann von wenigen Worten.“
 „Seit vorgestern gefiel mir Kemmer gar nicht, er hatte Etwas Stieres im Blick und der Irrsinn kam nun zum Ausbruch.“
 „Wie, wahnsinnig?“ — „Jawohl, denn höre nur, was sich begeben Während ich steh' an dem Helm und steuere, schleicht der Captain sich Aus der Kajüte hervor starrblickend. Zur Reling geschlichen Schaut er darüber hinaus, als suche er etwas im Meere. Eh' ich zu rufen vermag: Halt, Kemmer, was machst Du? was soll das? Hat er sich über die Reling geschwungen und springt in das Wasser.“
 „Unser Captain ist in's Wasser gefallen.“ „Er ist nicht gefallen, Sondern er sprang hinunter, befallen vom plötzlichen Wahnsinn.“
 „Unser frommer Captain Selbstmörder geworden. Entsetzlich!“
 „Ja, da hast Du wohl Recht, es ist ein erschreckliches Unglück Plötzlich von Sinnen zu kommen; doch ist nichts häufiger, Peter, Weder Du noch ich, noch sonst wer ist davor sicher.“
 Aber was ist zu thun?“ sprach Peter. „Wir müssen ihn retten. Freilich, es ist sehr schwer, selbst wenn bei helllichem Tage fiel ein Mann über Bord, aus dem Wasser den Menschen zu retten. Doch für Kemmer, er ist mein theuerster Freund auf der Erde, Müssen wir thun was möglich und was unmöglich ist, Peter.“
 „Nun, so müssen wir rasch beidreh'n und zurück zu der Stelle.“
 Onno ging sehr gern darauf ein, denn er wußte am besten, Daß sie schon weit entfernt von dem Ort, wo er Kemmer in's Meer warf. Also nickte er denn und sprach beipflichtend zu Peter:
 „Freilich! Ich rief Dich ja an um mir beim Wenden zu helfen.“
 Und sie wandten das Schiff und fuhren zurück auf dem Wege, Welchen sie eben gemacht. Nicht lange, so sagte der Steuermann:
 „Hier, hier ist er in's Wasser gesprungen, da drüben auf Borkum Deckten sich grade die Bafe und hinter ihr stehend der Leuchtturm.“
 Also ließen das Boot sie herab in's Wasser und riefen:
 „Kemmer! Kemmer!“ Umsonst, es schwiegen die Nacht und die Tiefe. Und sie suchten und suchten, am eifrigsten immer der Mörder. Und als Peter bemerkte: „Es ist noch zu dunkel zum Suchen,“ Eilt' er zurück zu dem ankernden Schiff und hatte ein Tönnchen Theer mitgebracht und steckt' es in Brand und ließ es so schwimmen. Und sie suchten von Neu'm bei dem weithinleuchtenden Scheine.
 „Stehen wir ab,“ sprach Peter zuletzt, „es ist Alles vergebens, Gott schenk' unserm Captaine die ewige Seligkeit!“ „Amen!“
 fügte noch Onno hinzu, als kam' es ihm tief aus der Seele. Und so fuhren sie wieder an Bord und huben das Anker, Mit dem fest sie gelegt ihr Fahrzeug, während sie suchten, Und dann setzten die Reise sie fort in der früheren Richtung Zwei Mann nur an Bord, doch das Wetter war ruhig und heiter.

VI.

Peters Ende.

Als am anderen Morgen gebücht mit dem Kaffeegeschirre Peter betrat die Kajüte, so schnüffelt' er etwas und sagte:
 „Riecht es nicht hier?“ und schnüffelte nochmals. „Riechen? Wonach denn?“

Gab ihm Onno zurück. Zwar sprach er mit scheinbarem Gleichmuth,
 Aber ihm klopfte das Herz. „Wonach, das kann ich nicht sagen.
 Aber mich dünket, es riecht wie ein Schlächterladen.“ Die Angst wuchs
 Onno noch bei dem Wort; gern hätte er etwas erwidert,
 Aber er wußte nicht was und fürchtete sich zu verrathen.
 „Trink' mall“ sagt' er zu Peter und gab ihm ein Gläschen mit Cognac.
 Peter nickte und trank, da roch es denn freilich nach Cognac.
 Heiter strahlte die Sonne herab. In dem kleinen Gemache
 Glänzte der Widerschein der glitzernden Wogen da draußen.
 Peter sah noch scharf nach einer erleuchteten Ecke,
 Eh' er sich wieder entfernte. Was mag in der Ecke zu sehn sein?
 Onno warf nun den Blick in den nämlichen Winkel. Entsetzlich!
 Offen und blank liegt dort ein Häuflein geronnenen Blutes.
 Unbegreiflich! Wie war beim Reinigen das ihm entgangen?
 Peter hatte das Blut am Boden gesehen. Er konnte
 Nicht mehr zweifeln daran, sein guter Captain war ermordet.
 Onno hatt' in dem Kopf nur Raum noch für Einen Gedanken:
 Rette Dich! fort mit Peter! Er wird Dich als Mörder verklagen.
 Und so stürzt er ihm nach auf das Deck, wo der lange Matrose
 Neben dem Bugspriet steht, von der Sonne bescheinen sich lassend,
 Da es schon kalt und herblich geworden. Er wandte den Rücken
 Onno zu, der ohne Verzug auf den arglosen Menschen
 Wie ein Wüthender stürzt. Er packt ihn mit riesigen Kräften
 Und dann schleudert er ihn mit furchtbarem Stoß auf die Wellen.
 Hoch auf sprühet die See und Peter versinkt in die Tiefe.
 Tauchte dann wieder empor, schrie Hilfe und jammerte kläglich,
 Krampfhaft hält er sich fest an dem segelnden Schiff mit der Rechten.
 Und fleht laut um Erbarmen. Doch Onno geht zu dem Boote
 Und holt einen der Riemen hervor, die Peter noch neulich
 Weiß und grün sorgfältig gestrichen. Er hebet den Riemen
 Hoch in die Luft empor und schmettert ihn nieder auf Peter.
 Auf die geklammerte Hand, womit sein Leben er rettet.
 Jeglicher Finger war vom wuchtigen Schläge zerbrochen.
 Lautlos sinkt er sofort mit der blutenden Hand in den Abgrund.
 Mein Verbrechen war nur, so klagte der römische Dichter,
 Daß ich Augen besaß. So konnt' auch Peter wohl sagen.
 Als er verschwunden ihn sah, sprach Onno „Nun bin ich gerettet!“
 Ja, kein irdischer Zeuge der That war übrig geblieben,
 Die nur Gottes Auge, die leuchtende Sonne gesehn hat.
 Freilich, das jüngste Gericht! Allein, wer weiß, ob es wahr ist?
 Onno hatte die Kirchen schon längst nur von außen gesehen.
 „Ei was.“ hatte er oft im fröhlichen Kreise gerufen,
 „Unsere Pfaffen, Ihr Kerls, sie wissen nicht mehr als wir alle!“
 Onno athmete auf. Noch einmal reinigt' er gründlich
 Seine Cajüt' und besprengte sie mit wohlriechendem Wasser.
 Nahe schon war er dem Ziele, doch bog er noch nicht in die Einfahrt
 Ein, die mit Büschen bestückt anzeigt dem Schiffer die Straße,
 Denn erst sollte die Sonne herabgehn, ehe er lande,
 Dreister wohl mochte er hoffen sein Lügengewebe im Dunkeln
 Vorzutragen, drum kreuzt' er noch hin und her in den Watten.

VII

Empfang im Siel.

Schon war das letzte Roth an dem Abendhimmel verglommen,
 Als er langsam fuhr in das stille Gewässer des Hafens.
 Aber das Schiff war längst schon erkannt von den Leuten im Siel.
 „Remmer Janssen ist da,“ so sprach ein Nachbar zum andern,
 Und so standen geschaart schon viele Bekannte am Bollwerk.
 „Remmer Janssen, willkommen! Du hast ja glücklich gefahren,
 Remmer, wo bist Du? Wo steht der Capitän, der Matrose, der Junge?
 Steurmann, seid Ihr allein an Bord? Was bedeutet das Alles?“
 „Ach, ein Unglück ist uns begegnet, ein schreckliches Unglück!“
 Onno erzählte die Lüge, die gleich nach der That er sich ausfann,
 Jetzt mit größerm Bedacht und fast glaubwürdig zu hören.
 Und er beklagte gerührt den Verlust des vertrautesten Freundes,
 Und er wußte dabei mit dem Tuch sich die trocknen Augen.
 Niemand wagte dagegen auch laute Zweifel zu äußern,
 Aber das Schweigen der Menge bewies, daß Zweifel sich regten.
 „Und wo ist denn Peter, der lange Matrose, geblieben?“
 „O wie ist es so wahr, daß ein Unglück selten allein kommt.
 Peter fiel über Bord. Ich weiß nicht, wie es geschehn ist.
 Denn ich beschäftigte mich, die Papiere von Remmer zu ordnen
 Aber er rief mich, ich sprang auf Deck und warf ihm ein Seil zu,
 Das er auch glücklich erhaschte. Ich zog ihn langsam zum Bord an.
 Höchst vorsichtig, so wie man größere Fisch' an der Angel
 Hebt aus dem Wasser an's Land und glaubte schon Peter gerettet.
 Da riß leider der Strich an einer beschädigten Stelle.
 Ich sah Peter ertrinken vor meinen sichtlichen Augen,
 Denn er konnte nicht schwimmen,“ „Er konnte nicht schwimmen,“ so fielen
 Zwei, drei Stimmen bekräftigend bei, was Onno zu gut kam.
 „Das war ein ehrlicher williger Mensch und ein tüchtiger Seemann,
 Daß um die Welt zu fahren ich bessern Gefährten nicht wünschte.“
 „Aber wo ist denn der Junge geblieben?“ So fragte ihn Jemand.
 „Der kam gar nicht mit. Wir behielten uns ohne den Jungen,
 Denn er erkrankte vorher.“ „Am Wechselfieber,“ bezeugten
 Mehrere Stimmen zugleich. Am Schlusse beklagte sich Onno
 Ueber sein trauriges Loos, sein stets ihn verfolgendes Unglück.
 „Als nun mein theuerster Freund auf Erden so schrecklich geendet,
 Und mein guter Matrose, so treu wie Gold, mir entrißen,
 Blieb ich allein auf unserm Schiff zurück als Besatzung.
 Freunde, versetzt Euch einmal in meine verzweifelte Lage!
 Wenn ein Gedanke von Sturm aufkam, so war ich verloren.
 Denn ich konnte nicht steuern zugleich und die Segel bedienen,
 Gaffel nicht reffen noch Coppe, wenn es noch so nöthig gewesen.
 Kentern mußte das Schiff, und ich ward Speise der Fische.
 Aber der gütige Gott, er, der dem geschoenen Kamme
 Mildere Luft zuschickt, gab mir auch ruhiges Wetter.
 Und so bin ich mit Müh' und Noth entronnen dem Tode.
 Aber das Jammergehöck den vertrautesten Freund zu verlieren!
 Und mir steht nun bevor der schwere Gang zu den Seinen.

Heute vermag ich nicht mehr die Unglücksbotschaft zu melden,
Denn ich bin zu erschöpft und wie werd' ich den Jammer ertragen?
Darum bereitet sie vor.“ Es war von Onno nicht anschlau,
Daß er die Todtenglocke nicht selbst zu läuten sich vornahm.
Als er am andern Morgen das Haus betrat, wo der Frohsinn
Hatte geherrscht bisher — jetzt war es die Stätte des Jammers —
War schon über das Siegel und weiter die Kunde geflogen,
Remmers Schiff sei ohne ihn selbst nach Hause gekommen,
Und auf dem Todtenschiff nur der Steurmann übrig geblieben.
Er trat ein, als gebrochener Mann, kaum mächtig der Rede,
Doch bald floß ihm vom Munde die wohlbekannte Erzählung,
Die er zum dritten Mal nun noch vollkommener vortrug.
Aber es ließ ihn Edda damit zu Ende nicht kommen.
„Das sind Lügen!“ so rief sie ihm zornig entgegen. „Ich hab' erst
Vor drei Tagen von Remmer den glücklichsten Brief noch erhalten,
Heiter und froh, und er wußte sich nie zu verstellen und heucheln.
Dir, Dir hab' ich ihn anvertraut, Du solltest ihn schützen,
Und nun kommst Du und hast — ich weiß nicht, was Du gethan hast.
Aber wer lügt, dem trau' ich Alles, das Schlimmste sogar zu.“
Und sie wies ihm die Thür, er wagte nicht, nicht zu gehorchen.
Und war viel zu bestürzt, auch nur ein Wort zu erwidern,
Schweigend gab er den schweren von Geld vollstrotzenden Beutel,
Welchen er mitgebracht, auf dem Flur in die Hände der Wittwe.
„Nehmt, es ist Euer, das Geld, das Remmer im Jahre verdient hat.
Wenn er am Leben geblieben, so hätt' er mir eine Belohnung
Für die geleisteten Dienste gegeben. Er sprach schon darüber,
Doch nach solchem Empfang nahm' ich von Euch nicht 'nen Stüber.“
Staunend wog mit den Händen die Wittwe die Schwere des Beutels
Und sie kannte noch mehr, als die Summe sie las in der Rechnung.
Das war mehr, weit mehr als die Frauen zu Hause erwartet.
„Ja, Du bist ein ehrlicher Mensch,“ so sprach sie zu Onno,
„Nimm Dir die wilden Worte von Edda nicht so zu Gemüthe,
Siehe, es sprachen aus ihr nur der Schmerz und die erste Verzweiflung,
Onnochen, sei nur ruhig, es wird wohl Alles noch gut gehn!“
Rief von der Schwelle ihm nach, leichtlebig wie immer, die Wittwe.
Wie ganz anders war der Empfang als Onno sich dachte!
Als er davon ging, war zur Hälfte das Feuer verloschen,
Das so lange gebrannt in ihm für die reizende Edda,
Nichts entzündet die Liebe so sehr in dem Herzen der Menschen,
Als wenn wieder geliebt wir uns wissen oder doch glauben,
Aber begehrenswürdig erschien ihm Edda noch immer.
Und nicht durften vergebens die schrecklichen Thaten geschähen sein.
Edda konnte die gegen ihn ausgestoßenen Worte
Durch kein Zeugniß beweisen, ward auch von der eigenen Mutter
Ja der Verdacht nicht getheilt. Wie sollte denn Onno verzagen?
Wenn ihm die Wittwe von Remmer die Hand reicht an dem Altare,
Würde ja jeder Verdacht für jetzt und für immer beseitigt.
Also wagt' er's und kehrte zurück in das Haus zu der Wittve.
Edda empfing ihn ruhiger jetzt und ließ ihn auch reden.
Und er verstand so schön zu reden. Er wollte nicht klagen,

Daß sie von heftigem Zorn entbrannt sei gegen den Menschen,
 Der nicht zu halten vermochte sein heilig gegebenes Versprechen.
 Und dem nicht es geglückt aus dem Wasser den Gatten zu retten;
 Aber sie würde wohl selbst zugeben bei kälterem Blute,
 Daß sie mit schwarzem Verdacht im ersten Schmerz ihn bedeckte.
 Und im mildesten Ton und mit untadlichen Worten
 floss wie der Thau von Hermon aus Onno's Munde die Rede,
 Zauberer giebt's, die giftige Schlangen beschwören; sie tanzen
 Nach der Musik und sind harmlos für Menschen geworden.
 Also glaubte auch Onno bezähmt und besänftigt den Argwohn,
 Der so bedrohlich im Busen von Edda sich gegen ihn regte,
 Und so wagt er zuletzt noch hinzuzufügen die Worte:
 „Edda, Du bist noch jung und vor Dir liegt noch das Leben
 Und Dir ist wohl Trost und voller Ersatz noch beschieden.“
 Das kam aber zu früh, o, viel zu frühe für Edda,
 Und sie wußte sogleich und erkannte mit weiblichem Scharfsinn,
 Wen als Trost und Ersatz für den Gatten ihr Onno bestimmte,
 Und sie schnellste empor und rief in tiefster Entrüstung:
 „Onno, Du bist nicht werth, daß Du vor Kemmer Dich bückst
 Um ihm, dem herrlichen Manne, die Riemen der Schuhe zu lösen.
 Onno, mir grauet vor Dir! Geh'! Geh' und komme nicht wieder!“
 Damit war er entlassen. Er war ein Sünder und Mörder.
 Aber, wenn man bedenkt, wie es jetzt im innersten Herzen
 Onno's aussehn mußte, dem jegliche Hoffnung auf Erden
 Und im Himmel verschwunden und der mit umnachteter Seele
 Sorglos noch und heiter zu scheinen genöthigt wurde,
 Um den Verdacht zu zerstreuen, von dem er umgeben sich wußte,
 Regt sich in uns für den schrecklichen Menschen doch etwas wie Mitleid.

VIII.

Die Sühne.

Wenn er im Wirthshaus saß, umgeben von Freunden — so nannt' er
 Jeden, der mit ihm trank, und er ließ freigebig darauf gehn,
 Hing ihm Alles am Mund. Er bezauberte alle Cumpane
 Durch die Beredsamkeit. Ob Jemand ein Cicero werde,
 Oder ein Catilina, wer weiß, was darüber entscheidet?
 Einst als er lautes Gelächter erregte durch seine Erzählung,
 Trat ein Fremder herein. Er bestellte sich etwas und sagte:
 „Wißt Ihr es schon!“ „Was denn?“ so riefen sie alle zusammen.
 „Peter, der als Matrose gedient auf dem Schiffe von Kemmer
 Janssen, wurde gefunden. Er trieb beim Siel auf den Strand an.
 Und sein Leichnam zeigte die Spuren von einer Gewaltthat.“
 Onno sträubte sich jegliches Haar bei der Meldung des Fremden.
 Stehen die Todten denn auf, noch eh' es zum jüngsten Gericht bläst?
 Onno ward weiß wie der Kalk an der Wand, so bestürzt und verworren,
 Daß ihm die Sprache verging und als er sich wieder ermannete:
 Sprach er mit heiserer Stimm', als stecte ihm was in der Kehle:
 „Peter — Ich hab' es Euch wohl schon erzählt. Er hatte ein Unglück
 Daß er zerquetschte die Hand, als er rutschte vom Mast herunter.
 Nein, er spaltete Holz und beschädigte sich mit dem Beile.“

„Doch die beschädigte Hand war die rechte,“ so sagte der Fremde,
 „Und man führt mit der rechten die Art. Man kann mit dem Beile
 Nur sich die linke verletzen.“ Verlegen entgegnete Onno:
 „Nun, so wird er wohl doch vom Masse herunter gerutscht sein,
 Aber es ist schon spät. Ich gehe nach Hause.“ Er dachte
 Rasch aus dem Staub sich zu machen. Doch Niemand zweifelte länger,
 Daß er, Onno, es war, der den armen Matrosen ermordet.
 Also ließen sie nicht ihn entweichen. Er wurde noch trotzig,
 Als sie den Weg ihm vertraten und fragte: „Was wollt Ihr?“ Sie sagten:
 „Komm' nur mit, Du hast den Matrosen ermordet.“ Sie brachten
 Ihn, so sehr er sich sträubte, zum Bürgermeister des Ortes,
 Der nach kurzem Verhör abführen ihn ließ in's Gefängniß.
 Peter wurde erkannt von der eigenen weinenden Mutter
 Und auch Onno wurde geführt zu der Leiche. Er sagte:
 „Das ist Peter, jawohl, ich erkenne ihn schon an dem gelben
 Dichten und gleich geschorenen Haar, das dem guten Gesellen
 Ueber die niedrige Stirn so hing, als wär' es ein Strohdach.“
 Also sprechend betheuert er laut ein erheucheltes Mitleid.
 „Ich that Alles, um Dich zu retten, mein Peter, das weißt Du,
 Und nun wollen die Herrn noch gar zum Mörder mich machen!“
 Aber so leidig er sprach, er fand nicht Glauben im Volke,
 Und sie erzählten, als Onno heran zu der Leiche getreten,
 Wär' als Zeichen das Blut aus dem Munde von Peter gekossen.
 Und nicht lange, so kam auch ein amtliches Schreiben aus Keitum,
 Worin der Vogt von Sylt ankündigte, daß auf der Insel
 Ungetrieben ein Mann von dreißig Jahren, ermordet,
 Denn sein Hals war tief bis herab zum Wirbel durchschnitten,
 Nur mit dem Hemde bekleidet. Das Zeichen der Wäsche war R. J.
 Und auf dem Friedhof für die Ertrunkenen wurde der Fremdling
 Unter Gesang und Predigt und viel Theilnahme des Volkes,
 Welches herbeigeströmt, zur Erde beistattet. Da waren
 Auch zwei Badegäste von Husum unter der Menge
 Und sie baten, den Sarg vorher noch öffnen zu lassen;
 Denn sie glaubten den Todten zu kennen. Als nun der Küster
 Hebt von der Todtenlade den Deckel, so rufen die Herren
 Beide zugleich: „Das ist der Captain Herr Janssen vom Siele,
 Denn wir haben ihn oft auf dem Markte in Husum gesehen.“
 Jetzt half Zeugen nicht mehr, und Onno bekannte nun Alles,
 Daß er Kemmer ermordet und Peter ins Wasser geworfen.
 Scharfer Verstand war das Beste an Onno. Er kam zu der Einsicht,
 Daß ein jedes Verbrechen, wenn noch so schlaue es ersonnen,
 Noch so entschlossen zu Ende geführt, auch Thorheit zugleich sei,
 Oder ein Wahnsinn faßt, und starb als reuiger Sünder.
 Wodurch wurde der Sünder belehrt? Durch geistlichen Zuspruch?
 Möglich. Doch ist ein Prediger noch, der mächtiger seine
 Stimme als alle erhebt. Der Tod ist's, der König der Schrecken,
 Ja, und die Reue war echt, denn sie dauerte fort, als der König
 Auf sein Gnadengesuch abschlägig beschieden. Er sagte:
 „Unser Monarch hat Recht, denn der schwarze Verrath an dem Freunde
 Ist noch zu milde bestraft durch den Tod von den Händen des Henkers.“

Martern ließ ich mich gern und mit glühenden Zangen mich zwicken,
 Könnst' ich dadurch erleichtern die Schuld, die jezt auf mir lastet.
 Und wenn Gott mich allein nach seiner Gerechtigkeit richtet,
 Bin ich verloren. Ich hoffe, wenn auch mit Zittern auf Gnade.
 Ich bin kein katholischer Mann und habe nicht Heil'ge,
 Welche für mich bei Gott fürbitten. Doch Kemmer, das weiß ich,
 Er, er wird mir verzeih'n und mir Gottes Vergebung ersuchen.
 Ja, das thut mein Kemmer. Er war der beste der Menschen.“
 Und ihm strömten dabei aus den Augen die heißesten Thränen.
 Aber sie konnten den Todten nicht wieder zum Leben erwecken.
 Möge so Jeder verderben, der Thaten wie diese verübt hat!

IX.

Edda.

Über was ist aus Edda geworden? So hör' ich Euch fragen.
 Darauf könnte ich so antworten wie Schiller, als Viele
 fragten: was ist aus Thekla, dem herrlichen Mädchen, geworden?
 Nur so lange sie lieben sind uns anziehend die Mädchen,
 Wie wir nach Nachtigallen nur fragen, so lange sie singen.
 Edda soll uns indeß nicht bei Nacht und Nebel verreißen,
 Und da ich hörte von ihrem Geschick, so bericht' ich darüber.
 Edda ging zwei Jahre um ihren geliebtesten Kemmer
 Tief in Trauer gehüllt, noch tiefere Trauer im Herzen.
 Kemmers mit eigener Hand sorgfältig gezeichnetes Schiff hing
 Wie ein Heiligthum an der Wand und schmückte die Wohnung.
 Immer noch schien es in glücklicher Fahrt, mit schwellenden Segeln,
 Edda hatte, so schien es, sie fallen gelassen auf ewig.
 Schmolz im März der Schnee und fand sie im Grase das erste
 Veilchen versteckt, so ward sie gerührt und sie dachte an Kemmer,
 Als er Geschenke noch nicht ihr anzubieten sich traute,
 Bracht' er ein Sträußchen gesammelt der frühesten Veilchen und reichte
 Ihr mit Erröthen es dar und Verlegenheit. Aber sie dankte
 Ihm für die Gabe so freundlich mit offenen herzlichen Blicken,
 Dunkelblau, wie das Veilchen, so war auch das Auge von Kemmer
 Und ihr war es, als sah' er sie an, da das Veilchen sie pflückte.
 Und dann weinte sie leise, doch trocknete rasch sie die Thränen,
 Wenn annahm die Mutter, der schon es der Trauer zu viel ward:
 „Willst Du Dich denn einkleiden als Nonne schon oder Beguine?
 Dazu bist Du zu jung, doch Jeder nach seinem Belieben.
 Ich will länger nicht mehr wie der Uhu sitzen im Alloch,
 Sondern des Lebens mich freuen, so lange mir noch es gegönnt ist.“
 Und sie verkehrte wie sonst mit den alten Bekannten des Hauses,
 fehlte auch nicht beim Schützenfest und nicht bei dem Eislauf.
 Als zwei Jahre nun um, was that sie, die lustige Wittwe?
 Abends suchte sie zusammen die Trauerkleider von Edda,
 Schloß sie im Koffer weg und legt ihr modische Kleider
 Hin vor das Bett. Was sollte am Morgen nun Edda beginnen?
 Und sie fühlte die Pflicht, sich den Wünschen der Mutter zu fügen.
 Als sie wieder sich zeigte in buntem und heiterem Kleide,

Da glück Edda dem Schmetterling, der soeben aus schwarzer Puppe hervorgefrohen sich wiegt in den Lüften des Frühlings. Und bald ward sie auch selbst von Schmetterlingen umganzelt. Aber wie sehr sich auch mühte der flatternde Schwarm der Verehrer, Sie blieb spröde und kalt für alte und junge Bewerber. Um Zureden der Mutter jedoch hat nicht es gelegen, Manchmal musterte sie die jungen Männer der Gegend, Welche sie würdig hielt, durch Edda's Hand zu beglücken, Und sie wußte an Jedem gar manches zu rühmen. Doch Edda lächelte nur und sagte: „Ich glaube Dir, Mütterchen, gerne, Was Du Liebes und Gutes erzählt von den Herren und zweifle Nicht im Geringsten daran, sie sind vortreffliche Leute, Aber ich mache mir nichts aus ihnen.“ Das war denn ein kurzer. Doch ein triftiger Grund und nicht leicht ihn zu befireiten. Mütterchen schüttelt' ein wenig den Kopf und schwieg auch ein Weilchen, Doch dann fuhr sie fort mit verdoppeltem Eifer und sagte: „Aber das kannst Du doch nicht von Jocko Ufena sagen, Daß Du den Herrn nicht magst, denn Du kennst ihn, Kind, ja noch garnicht. Hast ihn kaum noch gesehn und ein paar Worte gewechselt.“ Jocko Ufena war der Sohn und der einzige Erbe Eines beträchtlichen Hofes, der nah an dem Siel in der Marfch lag. Und war erst vor Kurzem von Reisen zu Hause gekommen Anzutreten das Gut, und er stach in die Augen der Wittwe. „Jocko ist, wie man sagt, Ostfrieslands tüchtigster Landwirth, Hat er doch eifrig studirt in Eldena oder was weiß ich, Und ist dann auf Reisen gegangen. Er brachte aus England Wresshire-Kühe sich mit. Das ist die vortrefflichste Rasse, Schwarz und weiß gefleckt, und man frent sich schon an dem Unbliß. Einen geräumigen Stall hat Jocko gebaut für die Rinder, Und so sauber und blank, man könnte küssen den Boden. Und dort kirnet man nicht mit der Hand; im Kreise herumgeht Immer ein Pferd und hält im Gange die Buttermaschine. Raslos ist er bemüht sein Gut in die Höhe zu bringen. Und erst seine Person! So stattlich, so höflich, so vornehm! Aber ich will ihn nicht loben, das hilft ja, Edda, bei Dir nicht, Denn Da gleichst mit Erlaubniß den ferkelchen, will man am Schwanz sie Rückwärts ziehen, so streben sie quikend, sich sträubend mit Leibes- Kräften nach vorn und laufen davon in der anderen Richtung.“ Ihr entgegnete drauf die verständige Edda und sprach so: „Mutter, Du sagtest, Du wolltest nicht Jocko Ufena loben Und hast doch, wie mir deucht, ihn mit vollen Backen gepriesen.“ „Nun, er verdient auch das Lob, das alle Leute ihm spenden, Und ich will Dir was sagen — Nun, Eddachen, spitze die Ohren! Jocko hat, Liebste, auf Dich ein Auge geworfen. Er sagte: „Sie ist die schönste und auch die gebildetste Dame des Ortes.“ „Das hat Jocko gesagt? Sobald nur Jemand zu meinen Gunsten ein Wörtlein sagt, so bildest Du, Mutter, Dir gleich ein, Daß er den Rock sich bürste und Glanzhandschuhe sich laufe, Um als freiersmann bei uns in die Thüre zu treten. Und wer weiß, ob es wahr ist. Man sagt im Orte so Manches.“

Eifrig erwiderte ihr, mit der Hand abwehrend die Mutter:
 „Aber ich hab' es ja, Kind, aus der zuverlässigsten Quelle;
 Denn mir hat es die Kaufmannsfrau am Markte berichtet,
 Und der hat es ihr Bäschen erzählt. Du kennst ja die Solke,
 Adergeschwister Kind; sie erfuhr es in der Apteke,
 Als sie dort vordrängte, um sich Räucherpulver zu kaufen
 Oder ob Magenmorsellen es war? Der Provisor erzählt' es
 Und der hat es gehört von der jungen Tochter des Hauses,
 Und der ward es vertraut von Focko's eigener Schwester.
 Also siehst Du, es kommt aus der lautersten, sichersten Quelle.
 Kind, ich weiß, was ich weiß. Auch hat ja Focko versucht schon
 Anzubündeln mit uns. Wir möchten die Ehre ihm schenken
 Ihn zu besuchen, so sprach er, um Haus und Hof zu besehen.
 Aber wir werden uns nicht wegwerfen, Edda, was meinst Du?
 Erst muß Focko bei uns aufwarten. So will es sich schicken.“
 Kaum war gesprochen das Wort, so trat ein Knecht in die Stube.
 Focko Ukena's Knecht mit der Kiepe auf dem Arme und sagte:
 „Eine Empfehlung vom Herrn, er erlaube sich etwas zu schicken.“
 Und was zog er hervor aus der Kiepe? Den riesigsten Hummer,
 Sechs Pfund schwer, und die Scheeren mit Moos und Muscheln bewachsen.
 Gappend zeigt er ihn auf, vor den Scheeren sich hütend. Von Farbe
 Dunkelbraun, obgleich ein französischer Dichter den Hummer
 Cardinal der Meere benannt, denn er hatte das Seethier
 Wohl nur gekostet gesehen, wo hochroth Hummer und Krebs sind.
 Während die Frauen das mächtige Thier, das kräftig die Glieder
 Regte, mit Staunen besehen, doch ohne zu nahe zu kommen,
 Klopft es und tritt Herr Focko herein, von der Wittwe bewillkommt,
 Welche die Hand entgegen ihm streckt und ihn also begrüßt:
 „Ei! Schön Dank, doch wie kommt Ihr dazu, mir den Hummer zu schenken?“
 „Habt Ihr vergessen, geehrteste Frau,“ so entgegnete Focko,
 „Was Ihr neulich gesagt? Ihr äßt nichts lieber als Hummer,
 Welchen Ihr kennen gelernt bei Eurem Besuche in Hamburg.
 Leider leben die Hummer ja nur an Felsenestadien,
 Und wir müssen ihn hier, an der sandigen Küste, entbehren.
 Doch er ist gestern gerathen den Fischern von Baltrum ins Schleppnetz,
 Jener gewaltige Kerl. So verschmäht nicht die kleine Verehrung“
 „Ei, wie aufmerksam und gefällig!“ so sagte die Wittwe,
 „Wüßt' ich nur gegengefällig zu sein.“ Ihr entgegnete Focko:
 „O, nichts leichter als das: beehrt uns mit Eurem Besuche.“
 Nun, man konnte doch nicht unhöflich sein, und so erschienen
 Mutter und Tochter denn bald im benachbarten Hof auf dem Marschland.
 Freundlich empfingen den lieben Besuch die Geschwister von Focko,
 Während er selbst auf dem Felde die Saemaschine probirte,
 Aber sie sandten nach ihm und mit freudegerötheten Wangen
 Kam er eilig herbei, willkommen heißend die Frauen.
 Und sobald sie ein wenig erquickt nach der Mühe des Weges,
 Galt es das Haus und den Hof und die Landwirthschaft zu besehen.
 Mehr wird nicht in der sächsischen Schweiz bewundert der Kuhstall,
 Als hier Focko's Bau, wo achtzehn prächtige Kühe,
 Sechs Ayrshire darunter, des reichlichen Futters sich freuten.

Dann ward der butternde Rappe beschaunt und die räumige Kammer,
 Wo man die schäumende Milch ausschüttet in gläserne Satten,
 Dicht aneinander gereiht, und es geht ein fließendes Wasser
 Mitten hindurch und erhält stets kühl und lustig das Milchhaus.
 Pferde und Schafe besah man sodann und sämtlichen Viehstand,
 Bis zu den Hühnern und Tauben herab und dem kollernden Eruthahn,
 Der schrammt über das Pflaster des Hofes mit gespreiztem Gefieder.
 Dann ward Hacken und Pflug und die Ackergeräthschaft besichtigt,
 Unermüdlisch ist Edda in Fragen und ruht nicht, bis daß sie
 Jegliches Werkzeug kennt und weiß wozu es gebraucht wird,
 So daß lachte das Herz im Leib bei dem innigen Antheil,
 Welchen die Holdeste nahm an jedem Geschäfte des Landmanns.
 „Ist sie nicht“ rief er begeistert nachher, „die geborene Landfran!“
 Auch am heitersten Tag geht unter die Sonne. Den ersten
 Stern sah blinken man schon am Himmel. Ihn schauen mit Freuden,
 Wenn sie lange gefastet, die Juden, sie dürfen dann wieder
 Speise genießen und Trank. Ungern nur erblickte ihn Sozzo,
 Denn nun ließen zurück nicht länger die Frauen sich halten,
 Die vom Nachhausegehen schon zweimal hatten gesprochen.
 Sozzo und beide Schwestern begleiteten sie bis zur Feldmark.
 Und nachdem sie versprechen gemußt bald wiederzukommen,
 Schritten in stillen Gedanken nun Mutter und Tochter der Stadt zu.
 „Nun,“ so unterbrach am Ende das Schweigen die Mutter,
 „Edda, was sagst Du zu Sozzo? Ist das nicht ein Mann, wie er sein soll?“
 Edda erwiderte drauf: „Man kann nichts gegen ihn sagen.“
 Das war nicht für die Mutter genug. „Warum denn so mundfaul?
 fertige mich doch so kurz nicht ab. Was hat denn für einen
 Eindruck Sozzo auf Dich gemacht?“ „Nun,“ sprach sie, „den besten.
 Und ich muß es gestehn, ich habe noch Keinen gefunden,
 Welcher so große Aehnlichkeit hat mit Kemmer wie Sozzo.“
 Damit wußte die Mutter genug und fragte nicht weiter.
 Und es erfüllte sich Alles, wie sie es im Geiste voraussah.
 Hochzeit wurde mit Pracht und Herrlichkeit wieder gefeiert,
 Wozu Berge von Kuchen die lustige Wittwe gebaden.
 Fröhlich wurde wie früher das freundliche Haus in dem Ziele
 Und bald war es belebt vom Geschreie der blühenden Enkel.
 Gärnet Ihr Edda, daß sie nicht all ihr Leben vertranert?
 Auch Jeanne d'Arc, die Heldin von Orleans, Ketterin Frankreichs,
 Endete nicht so romantisch, wie uns bisher es erzählt ward.
 Denn nicht ward sie als Heze verbrannt in Rouen auf dem Markte,
 Und nicht wurde die Asche noch warm in die Seine geworfen,
 Und sie starb auch nicht von Siegesfahnen umwaltet
 Unter dem rothigen Himmel mit schillerndem Regenbogen,
 Wie wir oft es gesehen auf sämtlichen Bühnen von Deutschland,
 Sondern sie reichte die Hand, wie die Kirchenregister beweisen,
 Einem begüterten Herrn aus der Nachbarschaft ihres Geburtsorts.
 Gönnet auch Edda, daß sie, die schuldlos Schweres gelitten,
 Glücklich noch gleich Jeanne d'Arc die Bestimmung des Weibes erreicht hat.



Kaulbachs Hunnenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen Raczynski.*)

Don

Hans Müller.

— Berlin. —

Die Volkspoesie, erschüttert von den ungeheuren Kämpfen der Römerherrschaft gegen die Barbaren während der Völkerwanderung, fand, um die Wuth dieser Kämpfe und Riesenschlachten zu bezeichnen, folgende Sage: Attila lieferte den Römern vor den Thoren Roms eine Schlacht, worin endlich nach langen Kämpfen Alles erlag, Freund und Feind. Als aber am Abend eines Schlachttages die Körper der letzten Helden gefallen waren, erhoben sich ihre Geister wieder über ihnen, und kämpften noch drei Tage und drei Nächte mit derselben Wuth wie im Leben. Man denke sich Rom nach Sonnenuntergang — Himmel und Ansicht der damals noch so prächtigen Stadt blutroth — den Contrast römischer und barbarischer Körper, Physiognomien und Costüme — der Erschlagenen — die Ähnlichkeit der Geistergestalten mit ihnen, die Todtenruhe der Ersten, die kriegerische Wuth der Letzten u. s. w. — ich glaube, hierin liegt der Stoff zu einem Bilde von ungemeiner Wirkung und Großartigkeit. Jedoch glaube ich, daß die große Schlacht nur angedeutet, oder nur eine Hauptgruppe zum Gegenstande der Darstellung genommen werden mußte.“

So lautet ein Briefchen, das Kaulbach eines Tages, in der ersten Zeit seiner Ehe, von dem Oberbauintendanten des Königs Ludwig I., Leo von Klenze, dem vielseitigen, kenntnißreichen Förderer seiner Kunst, erhielt und

*) Nach bisher unbenutzten Quellen.

zeitlebens aufbewahrt hat. Im rastlosen Drange, großes und größtes zu schaffen, suchte er seit Längem nach Stoffen außergewöhnlichster Art und hatte häufig im Kreise seiner hochgebildeten Gönner und Freunde rund gefragt, um irgend einen fruchtbaren Gedanken zu erhalten. Hier schien endlich etwas ganz Besonderes gefunden zu sein, das sofort seine Phantasie vollständig erfüllte. Schnell wurden die Quellen nachgeschlagen für die übrigens bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten wiederkehrende sagenhafte Vorstellung, nach welcher blutige Schlachten und Kämpfe durch den Tod der gefallenen Helden nicht beendet sind, sondern auch weiterhin in den Lüften fortgesetzt werden. Menze war durch Chateaubriand auf den Stoff aufmerksam geworden. Die wichtigste und ausführlichste darauf bezügliche Schriftstelle aber fand sich bei dem auch von ihm bezeichneten neuplatonischen Schriftsteller Damascius, der in einem Werke über mancherlei erstaunenswerthe Dinge, welches uns nur durch einen Auszug des Patriarchen Photius erhalten ist, in dem Leben des Isidorus von Gaza Folgendes erzählt (Photii Bibliotheca, ex recens. Imman. Bekker, Berolini 1824, pag. 339 b.): „In einer Schlacht, welche die Römer unter der Regierung Valentinians III. vor den Thoren von Rom gegen die Hunnen und ihren Anführer Attila lieferten, wurde auf beiden Seiten ein so gewaltiges Blutbad angerichtet, daß außer den Heerführern selbst und wenigen ihrer Trabanten keiner der Kämpfenden beider Parteien übrig blieb. Und“ — fügt er hinzu — „was das Wunderbarste ist, es heißt: da die Streiter gefallen waren und nun die Leiber von einander abließen, da setzten die Seelen den Kampf noch drei ganze Tage und Nächte fort, und fochten mit gleicher Wuth wie im Leben. Man sah und hörte die Schattenbilder auf einander losstürzen und mit den Waffen zusammentreffen.“

Der Patriarch Photius hat damit freilich eine Thatfache in die Geschichte einschmuggeln wollen, die sich niemals ereignet hat, da niemals ein Kampf Attilas vor den Thoren Roms stattfand. Nur von einer Sage kann die Rede sein, welche bestimmte geschichtliche Thaten in ihrer Weise umbildete und welche hier allerdings in echter Volksthümlichkeit das Hauptergebniß der Völkerwanderung versinnlicht, ähnlich wie ja auch die Sagen von den Niebelungen und Dietrich von Bern manche Bestandtheile der wirklichen Geschichte enthalten. Es handelt sich offenbar um die gewaltige Hunnenschlacht unter Attila gegen die Westgothen unter Theodorich, welche am 20. September 451 unserer Zeitrechnung auf den katalaunischen Gefilden bei Châlons sur Marne geschlagen wurde und welche nicht nur das Schicksal Roms, sondern dasjenige der gesammten europäischen Cultur entschieden hat. Dieses wichtige historische Ereigniß wurde nicht ohne tiefere Beziehung im Laufe der Zeit durch sagenhafte Erzählung vor die Thore Roms verlegt, und die innere poetische Wahrheit des Kampfes der Abgeschiedenen fand dort erst recht eine welthistorische Bedeutung.

Daß eine solche zusammenfassende und weitausschauende Vermischung

von Sage und Geschichte der Eigenart Kaulbachs besonders zusagte, ist wohl begreiflich. Von Tag zu Tag fühlte er sich immer mehr von dem Stoffe angeregt und versenkte sich ganz in die Ausführung, ohne jegliche Bestellung, ohne jede Aussicht einstweilen, für das vollendete Bild einen Käufer oder einen würdigen Platz zu finden. Es war eine jener Schöpfungen, die aus ureigenster Schaffenslust entstehen mußte, unter Ausschluß aller Nebenabsicht und Beeinflussung, aus reiner Freude an dem Kunstwerk, mit vollem Herzen gearbeitet und zunächst nur für die eigene künstlerische Befriedigung vollendet. Das hat Kaulbach selbst später in freudiger Erinnerung erzählt. Als er sich mit dem Gedanken des Bildes trug, ging er eines Tages zu Cornelius, auf dessen Autorität er damals noch Alles gab, und theilte ihm seine Idee, wie er die Geisterjagd malen wolle, mit. Cornelius aber erklärte sich auf das Entschiedenste dagegen, hielt ihm ernstlich vor, er habe erst kürzlich das „Narrenhaus“ und den „Verbrecher aus verllorener Ehre“ gezeichnet, Gegenstände, die ganz und gar nicht für die bildende Kunst geeignet seien, ein solcher Einfall sei auch der jener Geisterjagd. Das war wenig tröstlich, wenig aneifernd. Der junge Künstler kam verstimmt über das eindringliche Abmuthen des Meisters nach Hause, erholte sich aber sofort an sich selber und beschloß, die Hunnenschlacht doch zu malen, aber nun für Niemanden anders als für den — Kaulbach, obwohl es ihm keineswegs allzu gut ging und obwohl er in seinem jungen Hausstand darauf angewiesen war, vor Allem darauf zu sehen, daß klingende Erfolge eingeheimst wurden. Und rüstig ging er an die Arbeit. Die Fitterwochen der Ehe, die schönste Zeit seines Lebens, förderten seine rein künstlerische Empfindung und Gestaltung, abgeschlossen von dem lärmenden äußern Verkehr mit der Welt. Ohne jede Störung schritt die Zeichnung in meisterhafter Ausführung fort, frisch und fröhlich vollendete er sein Werk nur für sich, um sich Genüge zu thun — nur dem Kaulbach, wie er selbst versichert hat.

Unbeirrt von allem Dreinreden ist so die erste und phantasievollste seiner Darstellungen der hauptsächlichsten weltgeschichtlichen Zeitabschnitte entstanden, freilich noch ohne jeden Gedanken an eine spätere Fortsetzung dieser ihm eigenthümlichen Kunstgattung. Sie wurde auch noch bei weitem mehr von der Phantasie getragen als von dem Verstande, und nichts scheint hier schon mit bewusster Absichtlichkeit ausgeklügelt. Erst spätere Einwirkungen haben ihn zum Geschichtsphilosophen gemacht und von dem naiven Kunstschaffen entfernt. Erst das Uebermaß der Bildung seines Zeitalters hat ihn veranlaßt, seinen Werken eine allzu reichliche Ausstattung an Gelehrsamkeit zu geben. Diese Frage, die freilich erst bei des Künstlers späterem Schaffen vor Allem brennend wurde, kann hier nur flüchtig gestreift werden.

Was Kaulbach bei der Composition seiner Geschichtsbilder, von der Hunnenschlacht ab aufwärts oder abwärts, je nachdem man will, unbewußt empfand und fühlte, hat sein Freund Schüller ihm einmal (Schüllers Aufzeichnungen gemäß) auf einem abendlichen Spaziergange in Berlin (30. Sep-

tember 1854) auseinandergelegt, als die Rede darauf kam, wie einseitig ein so bedeutender Mensch und Künstler wie Cornelius, die große Idee Kaulbachs in der Hunnenschlacht aufgefaßt habe und wie häufig man überhaupt von vielen Seiten schiefe Ansichten über seine Richtung und Werke hören müsse. Schüller fand es lächerlich, daß man in solchen Werken und namentlich in der Hunnenschlacht etwas dem Historischen Gegenüberstehendes finden wollte. Er lieft darin die wahre Geschichte. Ihm wird diese Geisterschlacht zu einem allgemeinen Symbol der Geschichte an sich. Was wissen wir denn viel mehr von ihr, als das, was in den Wolken vorgeht? fragt er. Verhält sich unser Wissen von der Vergangenheit gegen die Realität der Dinge, wie sie wirklich waren, wohl viel anders als eine Spiegelung durch ein gestaubtes Glas? Ist diese Spiegelung nicht die subjective Auffassung des Einzelnen, ja ganzer Zeitalter und Nationen, von alledem, was geschehen und gewesen? *L'histoire est une fable convenue*, sagte Voltaire, und er hat in gewisser Hinsicht Recht. Gehen die Perserkriege und Schlachten von Marathon und Salamis nicht auch für uns so in den Lüften unserer Phantasie vor sich? und alles Große, was geschehen ist? Wissen wir mehr von dem eigentlich Realen wie die Dinge an sich waren, als die Hunnenschlacht der Geister von der blutigen Schlacht, die am Tage die Lebenden schlugen, uns darstellt? — In diesem Sinne ist Kaulbachs Werk für Schüller das große Symbol der Geschichte an sich. Es ist das Abstractum eines verklossenen undeutlich gewordenen Concreten. Was da geschieht, wiederholt sich allüberall! Der Kampf der Cultur mit der Barbarei, des Lichtes mit der Nacht, des einen Principis der Weltform mit dem anderen, des Lebens mit dem Tode. Das ist historisch, wahrhaft historisch, wahrer, gewisser als irgend eine Handlung, von der wir doch nicht wissen, ob sie sich so oder so zugetragen hat. Ja, man könnte sagen, daß die künstlerische Auffassung eines Factums, seine Darstellung der nackten Wahrheit, wie sie an sich gewesen ist, ebenso gegenüber steht, wie die Geisterschlacht der wirklichen, daß sie eben auch nur eine Spiegelung im Subjecte des Künstlers und Beschauers ist.

Soweit Schüller, und mit Rücksicht auf Kaulbachs erstes gewaltiges Schlachtenbild hat er gewiß nicht Unrecht.

Unter der lebhaftesten Betheiligung der allernächsten Freunde ist zunächst der kleine Carton der Hunnenschlacht im Januar 1834 vollendet worden. Es war dies eine Zeichnung von der peinlichsten Ausführung mit etwa zwölf Zoll großen Figuren, wie denn die meisten Kaulbach'schen kleineren Cartons auf das Sorgfältigste wie für den Stecher gezeichnet sind, und man kann wohl sagen, daß dieser Schatz des Kaulbach-Museums in München unter Kaulbachs Werken ziemlich an oberster Stelle steht. Klenze, der den ersten Anlaß gegeben hatte, interessirte sich begreiflicherweise besonders für die Arbeit, wenn auch Kaulbach von seinen Vorschlägen einigermaßen abwich. Er hat sogar den architektonischen Theil des Bildes selbst für den Maler entworfen und, nachdem die Zeichnung fertig war, ein Gemälde in derselben Größe bestellt. Die

beiden liebsten Hausfreundinnen des Kaulbach'schen Ehepaars, Frau Maler Heinzmann und Frau Staatsrath Hermann sagten dem jungen Meister in freudiger Bewunderung als treffliche Prophetinnen eine große Zukunft voraus und wußten sich kaum genug zu thun in freundschaftlichen Lobpreisungen. Frau Hermann wurde auch auf dem Bilde verewigt, denn die ergreifende Frauengestalt in der untersten Gruppe rechts vom Beschauer, welche voll verückter Begeisterung in die Geisterischlacht hinausblickt, hat Kaulbach ihr in einem Augenblicke nachgebildet, als sie sich in somnambülem Zustande befand. Aufrichtig und wahrhaft war auch das rückhaltlose Lob der näherstehenden Maler und Künstler, denen Kaulbach seine Schöpfung zeigte, und er freute sich umsomehr darüber, da diese nicht nur aus persönlicher Neigung, sondern aus wirklichem Verständniß zu urtheilen verstanden. Freund Louis Nher erklärte sofort, das Werk sei eines der wenigen Erzeugnisse der neueren Kunst, die auf die Nachwelt kommen würden. Morgenstern, Vollmer, Neureuther waren nicht weniger voll Begeisterung und Entzücken. Thaeter, der ein Jahr später das Blatt zu stechen bekam, schrieb schon während Kaulbachs Arbeit an Nietischel: „Von Kaulbach sah ich außerordentlich schöne Zeichnungen! Die eine, das Stück einer Schlacht, fiel mir auf wegen der ungeheuren Composition, der lebendigen Darstellung, der wunder schönen, meisterhaften Zeichnung. Alles, Alles ist nobel und edel daran.“

Und in der That, handelte es sich hier um keine blinde, voreilige Bewunderung. Jeder, der den kleinen Carton zu sehen bekam, wurde gewahr, daß da ein Kunstwerk ersten Ranges heranreife, welches kühnlich neben den besten Werken der Zeichenkunst bestehen konnte. Das Urtheil über die Hunnenschlacht, gleichviel, ob es sich um die erste Ausführung oder die späteren Bearbeitungen handelt, ist sich denn auch in allen Kreisen ziemlich allgemein treu geblieben.

Sehr deutlich spricht der vielseitige Inhalt des Bildes zu dem Beschauer.

Im nächtlichen Halbdunkel liegt — den Hintergrund des Bildes ausfüllend — die ewige Stadt Rom, ein gewaltiges Meer von Burgen und Bauten, überragt von dem riesigen Grabmal des Kaisers Hadrian, der moles Hadriani, woraus später die Engelsburg wurde. Dazwischen erheben sich die Tempel des Capitols. Die Stadt ist allenthalben noch mit trockigen Ringmauern umgeben, woran sich in kühnen Bogen das Aquaeduct nach den Bergen hin anschließt. Im Vordergrund dehnt sich das weite Schlachtfeld aus, auf welchem Römer und Hunnen miteinander um die Welt Herrschaft gerungen haben, nahe vor den Thoren der Riesenstadt, die seit jeher das Ziel unzähliger Barbaren gewesen ist, wohin sich Jahrhunderte lang die heutigetierigen Blicke erobderungslustiger Volksstämme hingewendet haben, als wollte man den Römern ihre eigene Herrschsucht vergelten. Der Kampf auf der Erde ist beendet. Der Tod hat seine grausige Ernte gehalten. Kriegerische Greise und Jünglinge, Weiber und Kinder, Pferde und Waffen bedecken die blutige Wahlstatt, Freund und Feind neben einander, doch in

der Anordnung, daß zur Linken mehr die Römer und zur Rechten die Hunnen gruppiert sind. Alles ist erschlagen. Zwei ganze Völker haben sich gegenseitig aufgerieben. Eine Schaar römischer Jungfrauen und Matronen schwebt links in aufgelöstem Schmerz einher, eine Fülle wunderbarer Schönheit und Bewegung, der Gegensatz des Lebens zu dem starren Tode. Sie stellen durch ihre Klage auf ergreifende Weise den allgemeinen großen Jammer über den Untergang der beiden Völker dar, und erinnern gewissermaßen an das Klagelied zum Schlusse der Nibelungen. Aber nicht thatloses Weinen allein ist ihr Theil. Heldenmüthig und leidenschaftlich rütteln sie die gefallenen Krieger auf aus dem Todeschlase, um sie zu neuem Streiten anzuspornen, indem sie hinauf in die Lüfte zeigen, wo der Kampf der Geister auf das heftigste weitergeführt wird. Selbst im Tode soll Haß und Rache nicht Ruhe finden. Auch bei den Hunnen sehen wir machtvolle Weiber, welche den erneuerten Kampf der Männer unterstützen und schüren. Es sind die kühnen Frauen, welche den Siegeszug der Barbaren begleitet, sie zur Tapferkeit angetrieben oder selbst malkurenhaft zu Schild und Schwert gegriffen haben. Eine junge Frau, das Kind an der Brust, ist auf dem Schlachtfelde geblieben und noch ganz vom Banne des Todes befangen. Eine andere herrliche weibliche Gestalt hat den Oberkörper behutsam erhoben und starrt mit geistesabwesendem Gesichtsausdruck in die Lüfte, gleichsam im Starrschlase die wunderbaren Dinge erschauend, die dort oben vor sich gehen. Daneben ermannt sich schon ein riesenhafter Riese mit wallendem Haar und Barte, im Halbschlase das Schwert aus der Scheide reißend, und ein anderer wickelt sich aus seinem Mante gleisterhaft wie aus einem Leichentuche heraus. Langsam erwachen ringsum auf beiden Seiten die Krieger aus dem schweren Schlase. Gewohnheitsgemäß greifen sie an das tapfere Schwert und ziehen in die Lüfte zu neuem Kampf und Streit empor. Halb träumend, schlaftrunken und mit bleiernen Augenlidern schweben sie nach oben, anfangs noch nicht ganz der irdischen Schwere entkleidet. Aber je mehr sie hinauf kommen, um so leichter fliegen sie, um so fesselloser schließen sie sich den Streitern des Geistesreichs an, um so wilder und wahnsinniger nehmen sie an der grimmigen Raserei des überweltlichen Kampfes theil. Meisterhaft ist der Uebergang vom finstersten Todeschlummer bis zum erregtesten Schlachtgetümmel in einzelnen Abstufungen versinnlicht. Auf der Seite der Römer sehen wir die Helden herankommen, sieggewohnt selbst im Traume und in geschlossener Schlachtreihe. Das sind wirklich antike Gestalten, edel, stolz, selbstbewußt, ruhig dem Feind ins Auge blickend, vertrauend auf einheitliche Zucht, eingedenk der überlieferten Siegesgewißheit, klug und bedächtig sich aneinanderfügend unter einen höheren Willen. Da ist Einer wie der Andere, nur Wenige heben sich besonders hervor. Ein Jüngling zieht einen älteren Mann empor, an dessen Schild, der rückwärts hängt, wiederum weitere Schlafende sich anklammern. In weitem Mantel gehüllt, die Lanze auf der rechten Schulter, schreitet ein Anderer sieggewiß wie der Unsterblichen Einer durch die Lüfte einher. Es steckt etwas Göttliches, Klassisches in allen diesen Gestalten. Auf der Seite der Hunnen dagegen ist mehr Wü-

heit, Zerfahrenheit und Einzelheit vertreten. Da löst sich eine wüste Kriegergestalt aus dem Gewirre der Leichen los, mit geschlossenen Augen und offenem Munde, gleichsam noch schnarchend, die schlaffen Glieder aufrichtend, bewußtlos aber unwillkürlich sich dem Geisterzuge anschließend. Ein Anderer kaum von der Erde erstanden sucht die verschlafenen Augen mit der Hand zu schirmen, um seinen schönen Siegestraum weiter zu träumen. Ein eisgrauer Barbe singt und spielt seine Kampflieder eintönig und gespensterhaft fort. Ein reckenhafter Barbare trägt die schwerlastende Fahne. Einige kommen mit Pfeilen und Speeren und graufigen Stoßwaffen herbei, andere wieder reiten auf den Schultern der Genossen heran, unzertrennlich auch noch im Tode von dem Sattel, getreu nach der Väter Sitte. Alle, Freund und Feind, werden sie so getrieben von einer geheimen geistigen Gewalt, Alle sind wirkliche Geister, die ihr seltsames, eigenartiges Wesen in den Wolken weitertreiben, die aber durchaus nichts Unwahrscheinliches, nichts Unnatürliches haben, sondern vollständig erklärlich sind, weil sie uns naturgemäß erscheinen. In diesen Schatten und Schemen ist nichts Mystisches oder Uebernatürlichromantisches. Diese nächtlichen Gebilde aus der Geisterwelt sind einfach passend, verständlich und klar und entsprechen ganz unserer Vorstellung und Erinnerung. Inhalt und Charakteristik sind von einer gleich großen künstlerischen Vollendung. Es erhellt schon aus dem Gesagten, wie unvergleichlich der Unterschied der gegeneinandergestellten Völker versinnlicht wird. Auf der einen Seite die Vertreter sorglich gepflegter Cultur, auf der anderen das ungezügelte Naturvolk. In wohlgeordneter, edler und gemessener Haltung schweben die Römer heran, wenn auch in schwächerer Kraft, ernst und bewußt auf ihre Bildung und Schulung vertrauend, einsichtsvoll den Befehlen des Führers gehorchend, auch im Geisterreiche Willenskraft und Gemeinfinn bethätigend, die den Tod überdauern und beinahe den Schein des Lebens verleihen. Wie wilde, mordgierige und blutdürstige Raubvögel aber erscheinen ihnen gegenüber die vermorrenen, sich überstürzenden Schaaren der Hunnen, wuthentbrannt, Schrecken und Schauern verbreitend, kreischend und tobend im wüsten Gewühle, und dennoch sieht man auch ihnen Allen sofort an, daß sie, so kriegerisch und kraftvoll, so lebhaft und erregt sie erscheinen, dennoch keine lebenden Wesen mehr sind. Man erkennt in ihnen den ewigen Schlaf, das dumpfe Träumen, die irre Verstörtheit. Die aufstrebenden Schaaren vereinigen sich von beiden Seiten nach der Mitte hin hoch in den Lüften zum Kampfe, und hier wird der Blick des Beschauers mit einem wirklich genialen Kunstgriff auf die beiden Heerführer gerichtet. An der Spitze der Römer schwebt der Imperator — man hat ihn als Aëtius Honorius oder Theodorich gedeutet — in gebieterischer Haltung und Gestaltung heran, gewohnt an Herrschen und Siegen, mit lang wallendem Barte, das blanke Schwert in kampferprobter Hand, den edlen klaren Blick fest auf den Gegner gerichtet, in würdiger, hoheitvoller Größe. Ihm gegenüber raft Attila in wilder Aufregung und Bewegung, zornig und kampfgierig die Geißel schwingend,

die ihm den Namen Gottesgeißel gegeben, im Gürtel das gefürchtete heilige Schwert, und rückwärts gewandt mit funkelnden Augen die Geister zur Schlacht herbeischreiend, jeder Zoll ein Barbar, ein Tyrann, ein Despot, der rücksichtslos seinen Willen durchzusetzen gewohnt ist. Und damit die beiden Gestalten der Führer desto deutlicher und imposanter hervortreten, läßt der Künstler sie nicht einzeln für sich erscheinen, sondern von anderen Geistern getragen. Dadurch wird außerdem nicht allein eine besondere malerische Schönheit bewirkt, sondern auch Gelegenheit zu tiefsinniger historischer Charakteristik gefunden. Der römische Feldherr wird unter der Achsel von zwei jugendlichen blonden Gestalten gestützt, die er zugleich mit dem Schilde beschützt; diese beiden kraftstrotzenden Germanenjöhne geben ein sprechendes Bild, wie die sinkende greisenhafte Größe des Römerthums sich auf die frische Kraft der Deutschen anlehnen muß. Atila aber ist von seinen Hunnen bezeichnend genug, nach alt hergebrachter Sitte, auf den Schild erhoben worden, auf dem er wie auf festem Boden weitausschreitet zum Kampfe. Ein gespenstischer Schein umgiebt seine Gestalt, die in der Geschichte ja wie ein schreckliches Gottesgericht gegen die übercultivirten Völker angesehen wurde. Doch dieser Schein muß erblaffen vor einem helleren, strahlenderen Lichte, welches hinter dem Römerfeldherrn aufgeht, ohne Präension, ohne Aufdringlichkeit, aber sicher, sieghaft und überzeugend in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, ein Ausblick in die fernste Zukunft. Da wird von einem Jüngling das inhaltsschwere Panier des heiligen Kreuzes, das Symbol des Christenthums, herbeigetragen. Tief empfunden ist die Art, wie er das strahlenpendende Gotteszeichen trägt. Er fühlt die Schwere, die Verantwortung, die Bedeutung. Zwei Andere helfen ihm von unten stützen, den Kopf nieder gebeugt, um nicht geblendet zu werden, und auch der Jüngling selbst läßt einen weiten Mantel über das Haupt einhervallen, dadurch ehrfurchtsvoll verhüllt gegen das himmlische Licht, während er verklärt und vertrauensvoll in der edelsten, weihvollsten Stimmung einhererschwebt.

Zwischen, unter und über den beiden Heerführern tobt der wildeste Kampf, und der Künstler schürt denselben wirklich mit unerhörlicher Phantasie. In dichtem Durcheinander und Handgemenge morden sich die Männer unter heiserem Geschrei, in thierischer Rohheit und Raserei, ein wüster, unentwirrbarer Kneuel, ein verschlungenes Gemengel und Gemetzel, in dem die Feinde sich gegenseitig in die Schwerter stürzen und sterben. Ebenso meisterhaft wie zur Linken und Rechten des Bildes das leichte Emporschweben dargestellt ist, erscheint hier das Fallen, Sinken und Hinunterpoltern der neuerdings erschlagenen Krieger, in allen möglichen Verfürzungen, aber naturwahr, ohne Zwang und Uebertreibung. Mitten in dem Gewirr erhebt ein junger Krieger, den der Vater sorglich in seinem Mantel schützen will, die Hände betend zum heiligen Kreuze, von dessen Licht er Segen und Rettung erhofft. Die göttlichen Strahlen des Christenthums brechen sich über den Trümmern der alten Welt Bahn in das Gemüth der germanischen Naturjöhne, welche durch die Vorsehung bestimmt sind, sich an der Lehre Christi

zu halten, sie zu pflegen und zu verbreiten. Unten auf der Erde aber im Hintergrunde erheben sich gleichfalls Geister vom Schlachtfelde, Greise, Weiber und Kinder, die entsetzt vor dem Kampfe fliehen und den Thoren der Stadt zuweilen. Nur eine wohlgebaute Jünglingsgestalt, aller Gewandung entkleidet, wendet sich von der flüchtigen Menge ab und schwebt gleichfalls, von Muth und Kampflust beseelt, zu den lustigen Streitern empor.

Das ist in großen Zügen das Hauptsächliche, was uns Kaulbach in dieser Meisterschöpfung zu erzählen und zu schildern weiß. Ohne große historische Vorkenntnisse und Erläuterungen verstehen wir leichtlich, was er sagt, und mit unwillkürlichem Zwang versenken wir uns immer tiefer in die reiche, inhaltvolle Composition, indem wir neben den Hauptmomenten immer neue, immer eigenartige, immer geistvolle Nebendinge gewahren, die uns fesseln und festhalten.

Der kleine Carton zeigte übrigens sofort, daß es sich hier nicht wie bei dem Narrenhaus und dem Verbrecher aus verlorener Ehre um eine Zeichnung handelte, die als solche ihren Abschluß gefunden hätte und nun durch Reproductionen in gleicher Größe bekannt gegeben werden könnte. Stoff, Composition, Inhalt und Anlage forderten energisch eine Ausführung im großen Stile des Historienbildes, eine monumentale, wahrhaft würdige Uebersetzung in einer dauernden Wandmalerei. Der Gedanke an eine solche mochte dem Künstler von vornherein vorgeschwebt haben, trotzdem daß er nur für sich zu schaffen sich vornahm, und als die Zeichnung vollendet auf der Staffelei stand, da war denn auch die erste Frage, wo sich der uneigennütige Besteller und die geeignete Stelle der Ausführung finden würde.

Kaulbach machte, nach seiner eigenen Mittheilung, in erster Linie dem König Ludwig das Angebot, ihm die Hunnenschlacht unentgeltlich im großen Maßstabe al Fresco auszuführen und verlangte nur einen passenden Raum und die Aufstellung eines Gerüstes. Aber der König kam zu keinem Entschlusse, und der Künstler sah sich in seinen Hoffnungen bitter getäuscht. Als das Anerbieten abgelehnt wurde, schwankte er sogar, wie er später erzählte, in dieser traurigen Lage lange hin und her, ob es nicht besser wäre, den Pinsel gänzlich mit dem Grabstichel zu vertauschen und in Zukunft seine Compositionen selbst in Kupfer zu stechen, um so mehr, da er selbst in seinen Arbeiten keinen bestimmt ausgesprochenen Farbensinn fand, wohl aber Freude an guter Form und Reichthum an Ideen, und da er auch in München keine Möglichkeit sah, sich in dieser Beziehung zu vervollkommen, weil die dortigen Historienmaler durchaus keine Vorstellung von Farbe, Betonung und Haltung eines Bildes besaßen und Meister sowohl wie Gesellen nur in Formen und nicht in Farben dachten. Schmerzliche Zweifel nagten wie so oft an seiner Seele.

Dann wurde der Carton in dem erst kurz zuvor begründeten Kunstverein zu München ausgestellt. Es sei nebenbei hinzugefügt, daß 1834 gleichzeitig mit der „Geister Schlacht“, wie das Bild allgemein genannt wurde, auch von seinem Bruder Karl Kaulbach eine Statuette des Directors Cornelius

— stark der Rauch'schen Goethestatue nachgeahmt — ausgestellt war, welche der Bildhauer für zwei Kronthaler verkaufte.

Ein Sturm der Begeisterung brach los, als das eigenartige Werk des jungen Malers in weiteren Kreisen bekannt wurde. Die Phantasie und Kühnheit des Vornurfs, die Meisterschaft der Arbeit nahm Künstler und Laien in gleicher Weise gefangen. Kaulbach war mit einem Schlage ein berühmter Mann geworden. Das Stuttgarter Kunstblatt (1. Februar 1834) erklärte sofort in einem Berichte aus München: „So viel auch neuerer Zeit Talente aufgewachsen und so sehr uns die Kraft des Genius erquicket — die Hoffnung auf eine wirkliche Weiterbildung in der Kunst unserer Tage geht uns zuerst vor dieser Zeichnung hell auf. Möge kein feindliches Geschick diese Hoffnung, die hier fast allgemein ausgesprochen wird, zu Schanden werden lassen. Ueberraschend ist alles, was sich unseren Blicken darstellt, reiche, kühne Phantasie, Leichtigkeit der Production, Adel der Formen, Gestalten und Bewegungen, Charakteristik, Gedanke, Alles von Innen herausgeschaffen, nichts hineingetragen, wirkliche, lebendige Künstlerschaft.“ Und im October desselben Jahres brachte dasselbe Kunstblatt einen eingehenden Aufsatz von G. H. v. S. über die volle Bedeutung der neuen Kunstschöpfung, und auch hier wurde das denkbar höchste Lob gespendet. Man fand, daß der Künstler seinen Gegenstand mit ganzer Gewalt des Geistes erfaßt habe, daß er bei allem Drange der Phantasie sein ganzer Herr gewesen sei, in klarster Begeisterung, ohne sich nur einen Augenblick über die Schranken führen zu lassen. Alle stimmten darin überein, daß er in Jeglichem, was zur Zeichnung gehört, unübertrefflich sei. Er bediente sich der Form mit Freiheit und sei in ihren schwierigsten Ansichten und Bewegungen in einem Grade Meister, daß ihm schwerlich darin der höchste Rang streitig gemacht werden dürfte. Sein plastischer Sinn für Schönheit, eine klare Charakterisirung, seine zweckmäßige Anordnung ohne Wiederholung, die Berücksichtigung alles Nothwendigen für das Ganze fand die ausgesuchteste Anerkennung.

Nach solchen Urtheilen sollte denn auch endlich der gütige Besteller nicht mehr auf sich warten lassen. Der Künstler hat selbst häufig von diesem für ihn so wichtigen Ereigniß erzählt und damit einen Einblick in jene Zeit und seine persönlichen Verhältnisse gestattet. Zu Hause ging es mitunter knapp genug zu, und er dachte oft mit der treuen Gefährtin über die mißliche Lage nach. So wurde das Werk nicht selten zum Schmerzenskind. Man mußte sich gestehen, daß die Arbeit ohne Auftrag bei aller Freude und Liebe am Schaffen dennoch unter mannigfachen Sorgen und aussichtslosem Kummer entstanden war, und manches Mal sahen Beide nicht ohne Bangen in die nächste Zukunft. An einem Sonntagnachmittag im Sommer des folgenden Jahres 1835 saßen sie beisammen in ihrer bescheidenen Wohnung der Lerchenstraße (jetzt Schwanthalerstraße) und hatten gerade ihr dürftiges Mittagsmahl verzehrt, in dem es oft am Nöthigsten fehlte, da hörten sie plötzlich eine Equipage am Hause vorfahren. Das war dazumal in München noch ein Ereigniß. Die Fenster der umliegenden Häuser öffneten sich, und neugierige Köpfe

jahren hinaus. Kaulbach berichtete den Vorfall gern seinen Kindern, obwohl nach den Erinnerungen des Betheiligten die Sache anders vor sich ging, und fuhr dabei fort: „Die Mutter mußte natürlich auch hinausschauen, doch als wir hörten, wie ein Herr, der aus dem Wagen gestiegen war, frug: ‚Wohnt hier der Maler Kaulbach?‘ da ging ich doch auch hin, um den sonderbaren Kaul zu sehen, der sich nach mir erkundigte. Nachdem der Fremde mehrfach von den Leuten falsch gewiesen worden war, hörten wir ihn endlich die enge Treppe heraufstolpern. Bald kam eine Karte ‚Graf Raczyński, Berlin‘. Der Name war damals viel genannt, auch in München. Der reiche Kunstliebhaber hatte also von mir gehört und kam, sah und — kaufte, und unser Glück war gemacht.“

Athanasius Graf Raczyński (1788—1874), der warmherzige preussische Diplomat, Kunstfreund und Kunstschriftsteller war eine jener seltenen Erscheinungen, die alles wirklich Schöne und Hohe lieben und loben, während die meisten Kunstliebhaber nur das zu schätzen pflegen, was sie als Eigenthum besitzen oder selbst gemacht haben. Er hatte den Carton der Hunnenschlacht gesehen, wohl auch viel darüber gehört und gelesen und in der ihm eigenen Begeisterungsfähigkeit ein außerordentliches Interesse für den Künstler gewonnen. Voll Bewunderung sprach er sich nun über die Skizze aus und fragte sofort, ohne viel Umschweife, ob Kaulbach es übernehmen wolle, dieses Bild groß in Del für ihn auszuführen. Das war eine große, unerwartete Ueberraschung. Des Künstlers heißester Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Voller Freude willigte Kaulbach ein und beklagte nur, daß er zur Vollendung eines so großen Werkes keinen Raum finden werde. „Dafür lassen Sie mich nur sorgen,“ sagte Raczyński, „in einigen Tagen bringe ich Beiseid.“ Und wirklich in kürzester Zeit erhielt Kaulbach auf des Grafen Betreiben von König Ludwig das Atelier am Lehel, eine große Remise, wo schon ein Bildhauer, Namens Leeb, beschäftigt war, zur ferneren Wirksamkeit eingeräumt und hatte damit die Gelegenheit, sofort an die Ausführung des Auftrages zu gehen.

Dieses bald vielberühmte Kaulbach'sche Atelier am „Lehel“ oder wie die Münchener sagen am „Lechel“ im Nordosten der Stadt in der St. Anna Vorstadt gelegen, gehörte zum Besiz der königlichen Civilliste und wurde dem Künstler leihweise überlassen. Es war ein hoher, feuchter Parterre-Raum inmitten eines großen Geländes, ganz in der Nähe des englischen Gartens. Leeb erhielt durch Alenze sofort den Auftrag, seinen Arbeitern den Durchgang zu verbieten, das Lokal möglichst ruhig und staublos zu halten und überhaupt ganz allein mit Kaulbach dort zu arbeiten, damit der Maler keinerlei Störung erlitt. Kaulbach richtete sich denn auch alsbald häuslich ein und hat dieses Atelier lange Jahre hindurch mit seinen Schülern Ascher, Reichmann, Fritz Kaulbach und anderen benutzt, bis er im Jahre 1849 Akademiedirector wurde und seinen großen Atelierraum in der Akademie bezog. Ein Atelierdiener wohnte unten im Lehel, den Kaulbach scherzweise den Hofgärtner Karl nannte. Dem Garten wurde nämlich besondere Aufmerksamkeit geschenkt und neben den ausgesuchtesten Pflanzungen allmählich eine vollkommene Menagerie dort

ingerichtet, die dem Künstler und Thierfreund eine große Freude bereitete. Kaulbach hat an den dort von ihm gezogenen Thieren, insbesondere Füchsen, Pfauen, Tauben, Hühnern, die Studien zum Reinecke Fuchs gemacht. Das eigenartige Lokal wurde von einheimischen wie fremden Künstlern viel besucht und bald eine Sehenswürdigkeit Münchens ebenso wie sein späteres Atelier in der Akademie. Hin und wieder gab es auch heitere Feste und italienische Nächte in dem Garten, besonders wenn fremde Künstler, wie einmal sein alter Lehrer Mosler aus Düsseldorf, zu feiern waren. Auch König Ludwig I. war oft halbe Tage mit Lola Montez, die der Künstler malte, im Atelier am Sehel.

Daß Kaulbach das gemeinschaftliche Arbeiten mit Leeb unter einem Dache häufig als Störung ansah und ansehen konnte, trotz der Verordnungen Klenzes, ist begreiflich. Sein Streben ging also darauf hinaus, alleiniger Herr und Meister in dem Hause zu sein. Im December 1837 wendete er sich mit dem Hinweis darauf, daß durch die ihm gnädigst verliehene Hofmalerstelle viele und talentvolle junge Maler seinen Unterricht wünschten und in seiner Werkstätte unter seiner Leitung zu arbeiten beehrten und er selbst Kraft und Eifer habe, Schüler zu bilden, an den König um ein geeignetes Lokal, da es ihm an Platz mangelte, er schlug daher unmaßgeblich das ganze Gebäude zur Ueberlassung vor, von dem er bereits jetzt einen Saal inne habe. Etwas später bot sich der Künstler sogar an, dem Bildhauer Leeb auf seine eigenen Kosten ein anderes Lokal zu miethen, wenn er das ganze benützen könne. Dieser Vorschlag wurde angenommen, als aber der Maler nachmals auch um Nachlaß der Entschädigung bat, verfügte der König, daß es bei derselben zu bleiben habe. Doch erhielt Kaulbach am 6. Juli 1841 durch Cabinetsordnung des Königs die Eröffnung, daß er vom 1. October laufenden Jahres, so lange der König nicht anders verfüge, für das ihm angewiesene Arbeitslokal an den Bildhauer Leeb nunmehr die Hälfte des demselben bezahlten jährlichen Betrags von 175 Gulden, also künftighin nur 87 Gulden 30 Kreuzer bezahlen dürfe, wobei sich der König ausdrücklich ausbehielt, alle auf das Lokal sich beziehende Verfügungen jederzeit wieder zurück zu rufen.

Um zu Raczyński zurückzukehren, so muß auf das Bestimmteste betont werden, daß dessen Gönnerschaft für den Künstler von der allerfolgenreichsten Bedeutung werden sollte, und daß der Graf von dem dankbaren Kaulbach'schen Hause auch alle Zeit geradezu als der Begründer des Kaulbach'schen Glückes angesehen worden ist, da er nicht allein durch eigene große Bestellungen und Bilderankäufe für seine Privatgalerie die Verhältnisse des Malers erheblich aufbesserte, die mannigfachen Anregungen gab und lebenslange Freundschaft bewies, sondern auch voll wahrer Kunstbegeisterung und wärmster Verehrung die Hauptlebensarbeit Kaulbachs, die Ausführung der großen Gemälde im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin, vermitteln half. In der That hat selten ein Künstler einen hochherzigeren und treueren Protector gefunden, und ein näheres Eingehen auf dieses schöne Verhältniß ist gleichzeitig ein Ehrendenkmal für den vortrefflichen Kunstfreund, das der Biograph des Malers als eine Pflicht anzu-

sehen hat. Kaulbach war andauernd von herzlichster Achtung und Erkenntlichkeit für den freimüthigen Gönner erfüllt und hat ihm niemals seine erste Förderung vergessen. Noch in späteren Jahren schrieb er: „Sie, hoher Herr, waren ja der Erste, welcher mein ernstes Streben und Ringen in der Kunst erkannten. Mit Ihrem scharfen Blick durchschauten Sie, wozu in der Kunst ich befähigt bin. Durch Ihre großartige Bestellung wurde ich in den Stand gesetzt, in der Kunst eine Laufbahn zu betreten, wonach ich mich seit Jahren sehnnte.“

Sehr schnell entwickelte sich zwischen Raczyński und Kaulbach ein wirklich freundschaftliches Verhältniß, aus Neigung, Dankbarkeit und Verständniß zusammengesetzt. Der Graf blieb monatelang in München und schrieb denjenigen Theil seines bekannten kunstgeschichtlichen Werkes, der über München handelt, in Kaulbachs Wohnung.

Raczyński war auch, wie er erzählt, gegenwärtig, als Cornelius nach seiner Rückkehr aus Italien, im Jahre 1835, zum ersten Male bei Kaulbach den fertigen Carton der Hunnenschlacht sah. Der Meister betrachtete schweigend das Gemälde, erkannte den Werth desselben, bevor er noch den Gedanken gefaßt hatte, welcher in diesem Werke herrscht — wie der Graf erzählt — bemächtigte sich alsbald der Bedeutung des Gegenstandes und sagte dann: „Nun begreife ich,“ aber er hatte die ganze Darstellung und den Ausdruck der einzelnen Gestalten schön gefunden, bevor er nach dem Gegenstande gefragt hatte. Offenbar hat ihn also doch die Ausführung des Stoffes, den er einstmals so dringlich abgerathen hatte, im höchsten Grade gefesselt.

Um dieselbe Zeit zeichnete Kaulbach auch das Porträt Raczyński's, ganze Figur in sitzender Haltung, den Arm auf die Stuhllehne gestützt, die Rechte nach links ausgestreckt, und schenkte die Zeichnung dem Grafen, der das ihm theuere Geschenk hoch hielt und seiner Sammlung einverleibte. Das treffliche Stück ist, wie alle Kaulbach'schen Arbeiten für den Grafen mitsammt der Raczyński'schen Galerie in der Berliner National-Galerie untergebracht.

Nachdem der Auftrag auf die Hunnenschlacht gegeben war, in einem Kiesenumfang von 17½ Fuß Höhe und 22 Fuß Breite, bestellte sich der Künstler die große Leinwand in Dresden. Der gewaltige Malzwillig mußte besonders gewoben werden, kostete auch die stattliche Summe von hundert Reichsthalern und gelangte nur mit umständlicher Spedition nach München. Später ließ der Künstler auch die Leinwand für die Zerstörung Jerusalems noch von Dresden kommen, bis er mit dem dortigen Lieferanten in Differenzen gerieth.

Am 24. August 1835 um 4 Uhr hat dann Kaulbach, wie Raczyński in seinem Katalog gewissenhaft registrirt, die große Zeichnung der Hunnenschlacht auf der Leinwand begonnen.

Ein ziemlich geschäftsmäßiger Briefaustausch betreffs der Bedingungen hatte vorher stattgefunden, wie denn Raczyński peinlich auf Regel und Ordnung hielt. Nachdem Klenze „großmüthig“ sein Prioritätsrecht abgetreten hatte, weil er des Grafen Bestellung für die Kunst und den Künstler angemessener erachtete, schrieb Raczyński:

„München, den 20. Juni 1835.

„An den Historienmaler Herrn Kaulbach.

„Sie haben die Ausführung der Hunnenschlacht in einem großen Delbilde in Zeit von höchstens drei Jahren für mich übernommen, wofür ich Ihnen 4500 Reichsthaler Preuß. courant zahlen werde. Die Länge des Bildes wird nach meiner genauen Angabe zwischen 21 und 22 Berliner Fuß in der Länge messen.

„Sie haben mir versprochen, bis zur Vollendung dieses Bildes keine anderen Arbeiten zu übernehmen.

„Sobald Sie das Bild zu malen anfangen werden, werde ich Ihnen 500 Reichsthaler und von 6 zu 6 Monaten ein gleiches Quantum zahlen, es sei denn, daß Sie verhindert wären, verhältnismäßig zu diesen Zahlungen und zu dem festgesetzten Termin von drei Jahren mit der Arbeit fortzufahren. Sollte durch unvorhergesehene Hindernisse, Zufälle oder durch Ihren Willen die Arbeit in drei Jahren nicht vollendet sein, so stände es frei, das Bild in dem Zustande zu übernehmen, in welchem es alsdann befindlich wäre, ohne daß ich mehr zu zahlen hätte, als was bis dahin an Vorschuß entrichtet worden wäre.

„Sollte inzwischen mein oder Ihr Tod eintreffen, so müßten die Verbindlichkeiten von den Erben, in sofern sie ausführbar sind, erfüllt werden, nämlich, daß die Meinigen das Bild übernehmen und die oben bedingten Zahlungen leisten müßten, und die Ihrigen das Bild in demjenigen Zustand übergeben müßten, in welchem es alsdann sich befinden möchte, ohne mehr zu fordern, indem für das vollendete Bild 4500 rth. stipulirt sind, für das unvollendete so viel nur, als an Vorschuß gezahlt worden.

„Ich bitte mir schreiben zu wollen, ob Sie mit mir einverstanden sind, und mir eine Abschrift dieses meines Schreibens zuzustellen.

Hochachtungsvoll ganz der Ihrige

A. Graf Raczyński.“

Kaulbach ging auf den Vertrag ein, erfüllte ihn aber nicht in allen Theilen, so daß schließlich der Besitzer kein ausgeführtes Delgemälde, sondern nur die bekannte braunschattirte Untermalung erhalten hat.

Nach Berlin zurückgekehrt machte Graf Raczyński auch hier nach allen Seiten hin Propaganda für den plötzlich berühmt gewordenen Künstler und legte, wo er nur konnte, seine Bewunderung für dessen Talent an den Tag. Die vornehme und gebildete Gesellschaft erfuhr vom Grafen zuerst über das aufgehende Gestirn. Er sorgte, daß bei dem Kunsthändler Ruhr ein Exemplar des Narrenhauses auf mehrere Wochen ausgehängt wurde, welches viel Aufsehen machte, immer eine Menge Menschen zum Anschauen anzog und auch einige Male verkauft wurde. Nicht aber allein mit Wort und That, sondern auch mit der Feder trat der Graf für die Bedeutung seines neuen Freundes ein, und es ist keine Frage, daß er auch hierdurch dem Künstler außer-

ordentlich genutzt hat. Er schrieb in seine, gerade in Vorbereitung befindliche Kunstgeschichte eine besonders günstige Charakteristik Raulbachs und nahm neben Andern eine Gruppe aus dem Narrenhause auf. Dieses bereits mehrfach genannte Buch von Raczyński über die neuere deutsche Kunst (*Histoire de l'art moderne en Allemagne*, t. I—III, Paris, Jules Renouard, 1836 bis 1841. Gleichzeitige deutsche Ausgabe von Friedr. Heinr. von der Hagen, 3 Bände, Berlin. Auf Kosten des Verfassers) erregte begreiflicherweise die größte Aufmerksamkeit der zeitgenössischen Künstler. Als ein thatkräftiger Förderer der bildenden Kunst hatte der Graf, begünstigt durch seine guten Verhältnisse, nicht allein die meisten besseren deutschen Künstler durch Aufträge ausgezeichnet, sondern auch einen regen Verkehr mit ihnen begonnen und immer größere Künstlerkreise zu persönlichem Umgange an sich gezogen. Natürlich strömten ihm immer neue Schaaren zu, um seine Bekanntschaft zu machen, um mit Aufträgen bedacht und — auch in seinem Buche nicht vergessen zu werden. Allen kam der lebenswürdige Kunstenthusiast mit der größten Gutmüthigkeit entgegen, und so geschah es von selbst, daß seine Kunstgeschichte neben vielem Hervorragenden auch manches kleine Licht allzu sehr berücksichtigt hat und vielfach einen mehr persönlichen, gönnerhaften als kritischen Ton einschlägt. Aber darüber wird der Werth des Buches keineswegs bestritten werden. Außer seinem wahrhaft großen Herzen und einem allzeit freudigen Opfermuth für Kunst und Künstler besaß Raczyński jedenfalls eine entschiedene künstlerische Naturbegabung, umfangreiche Bildung und Uebung, Geschmac, Feindsigkeit und klaren gesunden Menschenverstand, und sein Urtheil traf durchgängig das Richtige, wenn auch zuweilen mit einiger Ueberschwänglichkeit. Sein Einfluß als Rathgeber und Lobpreiser der classischen Kunst ist auf viele damalige Künstler sehr bedeutend gewesen. Sein Verdienst für die neuere Kunstforschung ist unleugbar. Man darf nicht außer Augen lassen, daß sein kunsthistorisches Werk für damalige Verhältnisse einzig in seiner Art war, daß Vorarbeiten so gut wie ganz fehlten und daß in der Berücksichtigung seiner persönlichen Beziehungen zu den einzelnen Künstlern auch wiederum viele zuverlässige Wahrheit und Genauigkeit für die Zukunft enthalten war, und so ist denn das Buch bei allen Mängeln und Schwächen ein wichtiges und unentbehrliches Hilfsmittel der neueren Kunstgeschichte geworden. Während der erste Band nach allgemeinen Vorbetrachtungen und einem kurzen Abriß über die Geschichte der Malerei sich mit Düsseldorf und dem Rheinlande befaßt — nebst einem Anhang, Auszug nach Paris — und der dritte Band in buntem Wechsel die Kunstverhältnisse in Berlin, Dresden, Hamburg, Mecklenburg, Weimar, Halberstadt und Göttingen bespricht, auch in einem Anhang über Ausflüge nach Holland, Belgien, England, Schweiz, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark und Nord-Amerika berichtet, ferner eine treffliche Abhandlung Rumohrs über den Einfluß der Literatur auf die neueren Kunstbestrebungen der Deutschen enthält, währenddem ist der zweite Band vor Allem der Kunst gewidmet, die in München, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg, Karls-

ruhe, Prag und Wien ihre Blüthe feiert und bringt einen Anhang: Ausflug nach Italien von Ernst Förster. Die Münchener Künstler sind mit besonderer Liebe behandelt, die größten wie die kleinsten, und es ist feststehend, daß der Graf in München selbst viele Hülfe und Beeinflussung während der Arbeit erhielt, sowohl für den Text wie namentlich für die Illustrationen und den beigefügten Atlas. Cornelius und Kaulbach nahmen Beide großen Antheil an der Ausführung des Werkes. Es ist wohl anzunehmen, daß ihnen der Text des Ganzen zur Begutachtung und etwaigen Verbesserung vorgelegt wurde. Cornelius ließ wenigstens im November 1835 durch Kaulbach den Grafen bitten, in seiner Biographie die Stelle zu streichen, wo erwähnt würde, daß der alte Director Langer den jungen Cornelius zum Goldschmied hätte machen wollen; er meinte, die Langer seien schon genug gezüchtigt worden, es sei nicht nöthig, ihnen solche alten Fehler wieder von Neuem vorzuhalten!

Kaulbach besorgte die Vermittlung der Kupferstiche und Holzschnitte, ertheilte mancherlei gute Rathschläge und war in jeder Weise für Raczyński bemüht. Von seiner Hand rühren auch die Zeichnungen zu dem Titelblatte des zweiten Bandes her, — von J. C. Voedel mit geringfügigen Abänderungen gestochen, — die in der gräflich Raczyński'schen Sammlung aufbewahrt werden. Es sind dies im Original vier Blätter, eine Allegorie, ein ornamentirter Figurenfries und die Porträts von Cornelius und Schadow, Thorwaldsen und Schinkel.

Die beiden ersten Entwürfe schickte Kaulbach am 12. November 1835 dem Grafen aus München zu, und damit begann ein ziemlich reger Briefwechsel, bei welchem der Künstler mit wenigen Ausnahmen seiner Frau in die Feder dictirte. Er gab selbst Erläuterungen zu den Skizzen: 1. zu einem Frieze der vorstellt, wie die Harmonie, die aus dem sonnigsten Tag hervorgegangen ist, von den Ungeheuern der Nacht, die wieder von Genien gebändigt werden, angefochten wird. 2. Die Poesie oder auch Venus Urania, kurz die Beförderung alles Hohen und Schönen in Kunst und Wissenschaft, die die Malerei und Bildhauerei umschlingt. Humoristisch schreibt er dazu: „Im Vorgefühl meines künftigen Ruhmes habe ich unwillkürlich mein Bildniß hingemacht (an welchem eben die Muse beschäftigt ist, um ihm größere Vollendung zu geben). Bei diesem Gedanken bekam mein Gesicht einen behaglich, freudestrahlend verklärten Ausdruck, welcher auf dies Bildniß überging, aber diese meine Apotheose wird Ihnen, Herr Graf, etwas zu voreilig bedünken. Im Vorgefühl dieses Tadel's habe ich noch einen Felsblock beigelegt, aus dessen harter Schale ein anderer süßer Kern, ein anderes Früchtchen herausgemeißelt werden kann. Die Gruppe läßt aber auch noch andere Auslegungen zu, z. B. die Bildhauerei wendet ihren Kopf fragend zur mittleren Figur hin, ob sie dem grinzenden Kobold mit dem Hammer den gottlosen Mund zusiegeln soll, oder ihm auch eins auf die hochmüthige Nase geben u. s. w. Stoßen Sie sich nicht, Herr Graf, an die ungeheuren Fleischportionen in den Skizzen, ich würde rathen, es in der Ausführung beizubehalten, es wirkt besser aus der Entfernung gesehen.“ Diese anmuthige Allegorie, in welcher die Muse, von einer Sternenglorie umstrahlt, mit

ausgebreiteten Schwingen, die in dem Werke vorzugsweise berücksichtigten Künste in ihren Schuß nimmt, zeigt links die Malerei mit Stab und Pinsel hingelagert, von einem Genius als Farbenreiber begleitet, und links die Bildhauerkunst mit Meißel und Hammer, an einer schräg stehenden Hermenbüste thätig, von einem Genius gestützt. Neben dem kleinen Farbenreiber stehen die Verse:

Fruchtlos vergeudest Du Fleiß und deckst die Weinwand mit Farben.
Handwerk bleibt jegliche Kunst, verweigert die Muse den Bund.

Ueber dem Bildhauerputten heißt es:

Meißelst du künstlich auch Glieder, geschmückt mit den edelsten Formen,
Deine Gebilde sind Stein, wenn sie nicht der Genius belebt.

Die „göttliche Birchpfeifer“ lieferte, wie Kaulbach dem Grafen satirisch schrieb, die Verse mit den uncorrecten Pentametern auf den zwei Täfelchen und fügte noch hinzu:

Ein Schelm nur thut mehr als er kann, drum nimm diese dürftigen Verse:
Sieh der Wille war gut, aber die Feder zu schwach!

Die Skizze hat auch für ein von Michael Schter ausgeführtes Wandgemälde im Treppenhaus des ehemaligen gräflich Raczyński'schen Palais gebient.

Die vier großen Meister für das Titelblatt entwarf Kaulbach mit ziemlich freier Charakteristik. Cornelius im Mantel steht mit ernstem, strengem Blick neben Wilhelm Schadow, der mit Rollen und Pinsel in der Rocktasche vermittelt der Finger eindringliche Erklärungen zu geben sucht, während der Mantel von der rechten Schulter hinunterfällt — eine nicht mißzuverstehende Hindeutung auf den Unterschied der beiden Männer. Auf einem zweiten Blatte sieht man Schinkel im einfachen Arbeitsrock, die Hände übereinanderkreuzend mit Stift und Buch, den linken Fuß auf einen Stein gestellt, und hinter ihm nach links Thorwaldsen, die Linke an die Brust gelegt und die Rechte auf die Statuette des Jason aufgestemmt. Kaulbach fand selbst, daß die Zeichnungen nicht genug im Stil gehalten, zu genreatig aufgefaßt seien, „aber die Ursache dieser mißlungenen Apotheosirung sei, glaube er, die, daß er zwei von den Herren zu gut und die zwei anderen fast gar nicht kenne.“ Verbesserungen seien leicht zu machen.

Mit der Fortführung der Hunnenschlacht ging es inzwischen nur langsam voran, obwohl er eine Farbenskizze begann — die nach langen Jahren 1890 in das Stuttgarter Museum gelangt ist, — und auch die beste Absicht hatte, das große Bild in eifrige Behandlung zu nehmen. Cornelius wollte ihm nach Schluß der damaligen Ausstellung den großen Saal der Akademie dafür einräumen, einmal weil das für Kaulbach bestimmte Atelier noch an Raummangel litt, dann aber auch, weil der Künstler sich in dem ungesunden Gebäude anhaltend krank fühlte und immer von der Gicht geplagt wurde. Der Senat der Akademie aber verweigerte die Erlaubniß dazu, und der Künstler wartete vergeblich mehrere Monate auf den Bescheid.

Man war damals an der Münchener Akademie sehr schlecht auf Kaulbach zu sprechen. Ein Aufsatz in der „Zeitung für die elegante Welt“ hatte

in dieser Zeit in manchen Kreisen große Verstimmung hervorgerufen. Es war darin mit vieler Bitterkeit auf die bevorzugte Stellung der älteren Münchener Künstler hingewiesen, die ihre Professorenämter als Sinecuren verwalteten und alle Aufträge an sich rissen, während die jungen, aufstrebenden Talente das Nachsehen hätten. Die Professoren seien allerdings Künstler, die vor einem Jahrzehnt unter die großen ihres Geschlechtes gezählt und deshalb vom König zu einflussreichen Stellungen berufen wären. Seit dieser Zeit sei aber ein junger Nachwuchs üppig emporgeschossen, der auch die Gelegenheit zur Manifestirung des Talentes wahrgenommen habe, anfangs zur Freude und Ehre der Professoren, dann aber zur Bestürzung der ganzen Akademie, da sie dieselben ganz und gar zu überwachen drohten — und in diesem Tone ging es fort mit einer Reihe derber und deutlicher Wahrheiten. Obwohl nun dieser Artikel thatsächlich von den Brüdern Rohmer verfaßt war, — ebenso wie die vorausgegangenen und folgenden Briefe aus München, die scharf und treffend die dortigen Zustände beschreiben, sowohl die bürgerlichen, wie wissenschaftlichen und künstlerischen, — so wurde dennoch, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, an eine Betheiligung Kaulbachs geglaubt, der längere Zeit ein großes Interesse namentlich für den hochbegabten, leider später zu Grunde gegangenen, älteren Rohmer gehabt hat. Und gegen Kaulbach ergoß sich eine Zeit lang der ganze Zorn der Angegriffenen. Es soll sogar ein obrigkeitlicher Ausweisungsbefehl gegen den Künstler beschlossen gewesen sein, als der König immer begeistertere Urtheile über die Hunnenschlacht hörte und zur Einsicht gelangte, daß er selbst den größten Schaden litte, wenn ein solcher, vielversprechender Meister voreilig des Landes verwiesen würde. Aber die Verstimmung der Herren Professoren, namentlich von Seiten Schnorrs und Schlott- hauer's, war nicht so schnell verrauht. Mit dem ersteren besonders hatten auch sonst allerhand Reibereien stattgefunden. Cornelius wünschte endlich, wie Kaulbach dem Grafen schrieb, daß er sich zuerst mit Schnorr und seiner Wetterschaft versöhnen möchte, und Kaulbach fand das in der Ordnung. Er hätte es auch ohne diese Aufforderung gethan, und schrieb einen höflichen Brief, die vergangenen Händel zu vergessen. Trotzdem aber fand der Senat, daß für ein so großes Bild kein Platz sei, verweigerte endgültig das bequeme Lokal, und Kaulbach mußte trotz der ungünstigen Jahreszeit bei dem Bild- hauer Leeb bleiben. Er ließ nun dort mehrere Statuen entfernen, strich die Wände mit einer dunklen Farbe an und freute sich schließlich, „nicht zwischen den Philistern auf der Akademie zu sitzen.“ Des Morgens früh mit Tages- anbruch ging er mit Freund Thäter, der unter seiner Aufsicht die Hunnen- schlacht stach, hinaus und tauschte mit keinem König, wie er schrieb. „Ich bin in meinem Leben noch nicht so glücklich gewesen wie jetzt an meinem Bilde, ein Seelenfriede zieht in mich ein, wie ich es nie empfunden habe. Denn was ich mache, wird gut, unser Herr Gott hat mir die Kraft dazu gegeben. Und Ihnen bester Herr Graf, habe ich alles dies zu danken, tausendfachen Dank für diese mir ruhmbringende Arbeit.“ Mit Thäters

Schöpfung war Raulbach außerordentlich zufrieden. Er berichtete dem Grafen, der Stich würde sehr schön, er zeichne die Conturen mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit, jeder der es sähe, freue sich über die Arbeit. Die klare Ausführung und Einfachheit bei der großen Vollenbung jeder Figur sei vortrefflich. Sein eigenes Wirken beschreibt er sehr anschaulich. Die Leinwand stellte ihn sehr zufrieden, sie war sehr körnig grundirt, von vortrefflich festem Gewebe. Bruder Carl pauste die Conturen durch. Er selbst begann die unteren Figuren mit kräftigem Braun zu untertuschen. Dabei erscheinen ihm die unteren Gruppen fast zu kolossal, obwohl sie nur lebensgroß sind. Von dem schwertziehenden Hunnen hofft er, daß er dem Grafen besser gefallen würde. Freund Thäter sitzt ihm den ganzen Tag zur Seite und radirt. Zur Erläuterung des Beisammenseins schickt Raulbach eine Skizze nach Berlin, die beiderseitigen Porträts, in Mäntel gehüllt mit ungeheuren Filzschuhen, wie sie eben ihr Frühstück verzehren, Karrikaturen, die den Grafen sehr belustigten. Klenze kommt häufig zu Besuch und äußert große Freude über das fortschreitende Werk. Cornelius und seine Professoren aber haben nichts von Bedeutung gesagt. Endlich kamen sie und boten den Frieden an, da die Akademie doch mit dem Künstler keine dauernden Zwistigkeiten haben wollte, und Schnorr war höflich und liebenswürdig. So wurde Friede und Versöhnung geschlossen, wenn auch nicht für die Dauer. Es wurde ein neues Atelier zugesagt, und im Oktober 1836 ward endlich das Leebische Atelier auf Befehl des Königs ganz zum Atelier Raulbachs eingerichtet.

Alle diese Dinge interessirten den Grafen auf das Lebhafteste. Die Mißhelligkeiten mit den Akademikern ereiferten ihn sehr. Ironisch fragte er einmal: „Wie steht es mit Ihrer Liebe für die Akademie und die Professoren? Lassen Sie dieses Gefühl nicht in eine Abgötterei ausarten. Ihre Demuth ist dessen fähig. Sie wissen, wie es denen gegangen ist, welche ein goldenes . . . ich weiß nicht was . . . angebetet haben, von Schlangen wurden sie angefallen und gebissen.“ Er war empört über die Art, wie man in München gegen Raulbach verfare und will es gar nicht zulassen, daß Cornelius, Schlottbauer und die Akademie seinen Aufschwung hemmen möchten. Ein solches „niederträchtiges Verfahren von Vorstehern der Kunst gegen das Gedeihen derselben“ halte er für unmöglich und setze er nicht einen Augenblick voraus. Ihn wundere es nur, daß man der Hunnenschlacht nicht genug Wichtigkeit beilege, und daß man nicht alles Erdentliche daran setze, um die Schwierigkeiten, welche sich bei der Einräumung eines Lokals für ihn in den Weg legten, auf alle mögliche Weise zu beseitigen. Er lud ihn deshalb ein, im Sommer oder schon im Spätfrühjahr 1836 nach Berlin zu kommen. Daß Raulbach auch dort Widersacher finden würde, könne er ihm zwar nicht verhehlen, aber so viel sei doch gewiß, daß er die Hunnen in seiner Bildergalerie ungestört werde vollenden können. „Wissen Sie wohl, daß ich jeden Tag von Ihnen spreche — schreibt der neue Freund — zuweilen von Ihnen träume und beinah immer recht freundlich an Sie denke?“ Selbst der Raulbach'schen

Rühe erinnert er sich mit Freuden. „Solche Hühner wie bei Ihnen gegessen werden, giebt es hier gar nicht. Mein ästhetisches Maul läuft mir über, wenn ich daran denke. Nicht wahr, wenn ich nach München zurückkehre, dann nehmen Sie mich in Kost? Ich thue Gleiches, wenn Sie mich und Ihre übermüthigen Hunnen hier besuchen werden, was in Qualität abgehen wird, soll in Quantität ersetzt werden.“ Ueber die! Maßen erfreuen ihn die Zeichnungen für sein Buch. Er schreibt darüber: „Mein hochbewundelter und herzlich geliebter Herr Kaulbach. Ich kann es mit Worten nicht beschreiben, in welches Entzücken mich Ihre Zeichnungen versetzt haben. Ich lachte, ich schrie, ich war außer mir vor Freude. Um Gottes willen, leben Sie recht lange. Ihre Zukunft ist glorreich für Deutschland. Sie werden Großes leisten, und ich werde es mir immer zur Ehre und zum Ruhm anrechnen, daß ich Ihnen einen Auftrag gegeben, der Ihr schönes Talent in ein würdiges Licht stellen wird. . . . Es freut mich, daß Sie mit der Akademie Frieden geschlossen haben. Möge er doch von Dauer sein! Sie werden gewiß das Ihrige dazu beitragen, der Friede ist zum Glück nöthig.“ An Thäter schreibt er einmal aus Berlin den 2. Juni 1836 über die Hunnenschlacht: „Bei der Beschauung dieser ungeheuren Schöpfung wird mir schwindlig, denn es gehört wahrlich eine nicht gewöhnliche geistige Kraft und Ausbildung dazu, um in dieser Arbeit Kaulbach zu folgen und ihn zu fassen. Beinahe möchte ich mich in Hinsicht des Bildes derselben Besorgniß hingeben, eine weit längere Zeit auf die Ausführung desselben verwendet zu sehen, als die, welche festgesetzt wurde. So viel ist gewiß, daß wenn es fertig wird, und Kaulbach an der Malerei nicht scheitert, der Ruhm für Kaulbach, für seinen Meister, für König Ludwig, für München, für Deutschland, für das gegenwärtige Jahrhundert beipielslos sein wird. Möge der Himmel ihm beistehen!“

Bei alledem aber ließ der begeisterte Kunstmäcen seinen eigentlichen Auftrag nicht außer Acht, als ob er im Geheimen ahnte, daß das Werk nicht so fortschritte, wie er es wünschte. Unablässig steht ihm das bestellte Bild vor Augen, dessen Vollendung er kaum zu erwarten vermag. Er bittet um Nachricht, ob Kaulbach mit der Farbenskizze zufrieden sei und ob er mit dem großen Bilde den Anfang schon gemacht habe. Am liebsten möchte er recht bald nach München hinüberfliegen und den Künstler nur ein Stündchen an dem Bilde malen sehen können, aber das sei wohl noch zu früh und von den todtten Hunnen sei wohl noch keiner auferstanden. Endlich sieht er im Juni 1836 die Hunnen mit so viel Freude und Bewunderung wieder, als wenn er sie noch gar nicht gekannt hätte. Seine anhaltende Beschäftigung mit dem Gegenstande geht so weit, daß er die für Kaulbach bestimmten Briefe in der Folge nicht mehr wie üblich an den Kupferstecher Thäter adressirt, sondern mit der einfachen Aufschrift versieht „Bei den Hunnen zu erfragen.“ Er wünscht dann selbst zur Vollendung des Uebertuschens des Gemäldes auf kurze Zeit nach München zu kommen und ist ängstlich besorgt, daß keine andere Arbeit die kostbare Zeit den Hunnen entziehen möchte.

Auch wissenschaftlichen Rath läßt er dem jungen Meister zugehen. So schreibt er den 5. Juni 1836: „In Beziehung auf die Gesichtszüge des Attila dürfte Ihnen vielleicht folgende Notiz nicht uninteressant sein. Jornandes in seinem Werke über die Gothen XXXV jagt von ihm:

Der Kopf größer wie gewöhnlich	capite grandiori
Kleine Augen	minutis oculis
wenige Haare im Barte.	rarus barba
mit weißen Haaren untermischt	canis aspersus
Affen-Nase oder Stumpfnase	simo naso
Braun im Gesichte oder von der Sonne verbrannt	teter colore
Auf seinem Gesichte Abkunft gemalt.	originis suae signa referens.

Betreffend seiner Abkunft ist es nicht unwichtig zu wissen, was die Gothen in ihrem steten Haß gegen die Hunnen erzählen, nämlich: daß sie von den Atraienen oder Hergen der Gothen abstammen, die wegen ihrer bössartigen Zaubereien, auf der Wanderung der Gothen nach dem schwarzen Meere, von diesen in die Wüste vertrieben wurden, sich dort mit den Geistern der Wüste begatteten und die Hunnen in ihrer scheußlichen Mißgestalt ausbrüteten.“ Dauernd wacht auch Raczyński darüber, daß sich Raulbach eine gute Gesundheit bewahrt. Als er erfährt, daß sich der Künstler zu sehr anstrengt und seine Gesundheit darunter leide, fordert er ihn dringend auf, sich zwei Tage in der Woche der frischen Luft oder, wenn schlechtes Wetter sei, einer fröhlichen Gesellschaft zu weihen. Ein Amerikaner, der Raulbach gesehen und von seiner Arbeit ganz enthusiastisch sei, habe ihm deswegen geschrieben und auch Andere hätten ihn schon darauf aufmerksam gemacht. „Beflüte Sie Gott vor Kränkung und Leiden,“ ist fast der stete Ausklang seiner Briefe. Auch auf den October 1836 stellt er seinen Besuch in Aussicht und bittet den Maler, ihm dann ein warmes Quartier zu mietthen, Schlafzimmer nebst Salon, Bedientenstube und kleiner Küche, Matratzen, verwahrte Fenster und Thüren, einiges Küchengegeschirr auf fünf bis sechs Wochen. Späterhin wiederruft er diese Bestellung und will sich mit einem Zimmer im Gasthof begnügen, da er doch nicht lange in München verweilen könne, vermuthlich weil die Cholera dajelbst, wenn auch leise, aufgetreten war. Er freut sich sehr auf das Wiedersehen, das sich allerdings verzögert. „Was helfen mir Ihre fetten Hühner“ — bemerkt er — „Sie haben gewiß keine guten Kartoffeln, und wenn Sie keine Kartoffeln haben, so kann ich doch bei Ihnen nicht essen; ich will Ihnen ein paar mitbringen. Mein theuerster Herr Raulbach, der Anfang dieses Briefes zeigt Ihnen, daß ich übermüthig geworden und wissen Sie, warum ich es geworden? weil mich Ihr freundlicher Brief sehr erstaunt und weil ich den Tag nahen sehe, wo ich Sie und unsere Hunnen sammt dem guten Thäter, der sie alle sticht, umarmen werde!“

(Schluß folgt.)

„Jungfräulich ist die Natur, primitiv die Menschen! Jahrhunderte alte Bäume, eine dicke verwachsene Vegetation, reichliche, wilde Gewässer, ein rauher Boden, Nachstellung wilder Thiere, ein gleichartiger Wechsel der Naturerscheinungen — kurz, der Mensch verliert sich in dem Chaos des Reichthums der Erzeugnisse, wird nur von seinem Instincte belebt, ist in ewigem Kampfe mit Allem und Allen — und vornehmlich gegen seines Gleichen. So ist der schwarze Bewohner Centralafrikas.

Er ist Jäger und Solbat, unbeforgt um Morgen, der Arbeit des Bodens abgeneigt, mit beschränkten Wünschen und wenig Bedürfnissen. Sein Dasein geht in Kämpfen und gegenseitiger Vernichtung auf. Die Kriege führen neue Gräuelt des Hasses unter den Stämmen herbei, und dieser, schon durch Ueberlieferung überkommen, wird immer wilder und unversöhnlicher. Das Gefühl der Liebe für die Kinder während der Jahre der Kindheit und die Achtung der Erwachsenen für die Eltern und die alten Leute ist fast allgemein. Die geistige Entwicklung ist eine rasche und scharf markirte, aber sie läßt rasch nach und beschränkt sich auf den engsten Kreis. Die Leute haben eine ungezügelter Phantasie, eine Lebhaftigkeit, die an Wahnsinn streift. Singen zur Mando- line, tanzen, sich betrinken sind tägliche Beschäftigungen. Tanzend feiert man die Geburten; auch die Todesfälle beklagt man unter Tängen.

Jede Neugierde regt auf; die Neugierde für alles Unbekannte ist lebhaft, auf- reißend. Die Bewunderung für das Schöne ist tiefgeföhlt und wird enthusiastisch an den Tag gelegt. Ein Schwarzer, der einen Vogel halbtobt von einem Flintenschusse getroffen herabfallen sah, wollte in das Rohr der Waffe schauen; es war ihm der Verdacht gekommen, daß das ein Lager von Vögeln sei und er wollte das Räthsel lösen. Anfänglich gedankenvoll und ruhig geworden, machte er seiner Spannung in lärmender Heiterkeit Luft. Die Eigenschaft des Spiegels, das Bild wiederzugeben, macht sie staunen, zwingt sie zum Nachdenken und quält sie. Der Besitz einer Flasche ist für sie Grund berechtigten Stolzes. Von Natur aus mißtrauisch, fügen sie sich einer Meinung mehr aus Schlaubeit, als aus innerer Ueberzeugung.

Sie lieben ihre Unabhängigkeit, ja sie sind eifersüchtig auf dieselbe; wenn sie ge- zwungen werden, einer Partei zu folgen, so studiren und spioniren sie, um schließlich auf Seiten des Stärkeren zu stehen“.

Inhaltlich geht das Buch Casati's von seiner Abreise von Mailand im December 1879 aus und reicht bis zur Ankunft der Stanley'schen Expedition an der Ostküste Afrikas. Es ist aus zwei Gründen später als man wünschte, im Buchhandel erschienen: Der Verfasser, welcher durch König Tschua von Unjoro aller seiner Papiere beraubt worden war, mußte einen großen Theil seiner Tagebücher aus dem Gedächtnisse her- stellen und wurde außerdem durch die Krankheit seines Freundes Emin Pascha in Sansibar und dann in Kairo durch die ägyptische Regierung, von der er die An- zahlung des rückständigen Gehaltes bewirken wollte, fünf Monate lang in Afrika aufge- halten, bevor er sein Vaterland wieder sehen konnte.

Das Buch ist prächtig und künstlerisch ausgestattet.

H. J.

Ferdinand Kerz.

Weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebularhypothese. Ein Nachtrag. Leipzig und Berlin. Otto Spamer, 1888. 127 und VIII Seiten gr. 8° mit 3 Tafeln. M. 3.

Zweiter Nachtrag. Ebenda 1890. 66 und IV. Seiten gr. 8°. M. 1,60.

Seit einer Reihe von Jahren sucht Ferdinand Kerz in Darmstadt einer von ihm aufgestellten kosmogonischen Theorie Eingang zu schaffen. Er bezeichnet seine Lehre als weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebularhypothese, also jener bekannten Theorie von der Entstehung unseres Planetensystems aus einer durch ungeheure Hitze gewaltig aus- gedehnten Sonnen-Atmosphäre heraus. Kerz möchte diese Theorie weiter führen dadurch, daß er die Entstehung jener großen Hitze und die Bildung der Planeten sammt ihren Monden u. s. w. ableitet aus dem Sturze einer etwa fünfhundertfachen Erdmasse auf die Sonne. Die einzelnen Theile unseres Planetensystems ergeben zusammengenommen

etwa das 434fache der Erde; Kerk rundet dies ab auf das Fünfhundertfache der Erde, berechnet, mit welcher Geschwindigkeit diese Masse gegebenen Falls auf die Sonne stürzen müßte und bestimmt die durch den Zusammenprall erzeugte Hitze für den in die Sonne stürzenden Körper auf etwa 220 Millionen Celsiusgrade. Diese Temperaturerhöhung bewirkt, daß die fünfhundertfache Erdmasse in Gas übergeführt wird. Das Gas breitet sich im Weltraum bis jenseits der Neptunbahn aus und geht endlich „in einen äußerst verdünnten und kalten Zustand“ über, welchen Kerk als vierten Aggregatzustand in Vorschlag bringt^{*)}. Zugleich aber auch hat diese „Nebularmasse“ eine Drehung von West nach Ost erhalten, weil jener die Erde an Größe fünfhundert mal übertreffende Körper die Sonne nicht in der Mitte, sondern auf der westlichen Seite getroffen hat. Es bildet die Nebularmasse ein die Sonne einschließendes Rotationsellipsoid. Von diesem Rotationsellipsoid lösen sich innerhalb der kurzen Zeit von 35 Jahren eine Anzahl von Schalen ab, welche an den Polen der Umdrehungsachse am dünnsten, in der Gleicherebene am dicksten sind. Jede der Schalen giebt einem Planeten, in einem Falle auch der Gruppe der Planetoiden den Ursprung. Denn indem die Schalen sich ablösen, gewinnen ihre Theile Bewegungen gegen die Aequatorebene hin, sie müssen folglich dort zusammenstoßen und sich zuletzt zu Planeten oder Planetoiden zusammenballen. In ähnlicher Weise leitet Kerk die Bildung der Monde, die Entstehung der Saturnringe u. i. w. ab, ebenso erklärt er aus seiner Hypothese heraus die Erscheinungen der Sternschnuppen, Kometen, des Polarlichtes, Zodiacallichtes u. s. w. Kerk ist Dilettant und erklärlicherweise geneigt, die abfällige Beurtheilung oder die Nichtbeachtung seiner Ansichten seitens der Fachgelehrten der „Fünfteler“ in die Schuhe zu schieben. Allein es ist ihm auch jetzt, wo er in der ersten der eingangs genannten Schriften eine mehr wissenschaftliche Darstellung gegeben hat, nicht gelungen, seine Theorie annehmbar zu machen. Es haften ihr zu viel bedeutende Mängel an, es spricht zu viel erdrückend gegen sie. Damit fällt wohl auch der eigentliche Werth der zweiten Schrift, welche in gemeinverständlicher Behandlung eine Verbreitung der Kerk'schen Lehre „durch die gebildete Laienwelt“ bewirken soll. Anfang wird diese Lehre in Laienkreisen vielleicht finden, denn dort ist man — es sei nur an Falb erinnert — gerade jetzt etwas geneigt, Speculationen über kosmische Vorgänge Glauben zu schenken, auch wenn diese Speculationen von der Wissenschaft als nicht stichhaltig bezeichnet werden müssen.

Lt.

^{*)} Also erster Aggregatzustand: fest, zweiter: tropfbar flüssig, dritter: gasförmig, vierter: gasförmig, aber äußerst verdünnt und kalt!

Bibliographische Notizen.

Shakespeare'sche Probleme. Plan und Einheit im Hamlet. Von Adolf Gelber. Wien, Carl Konegen.

Die fesselnd und anregend geschriebene Arbeit zeugt von ernstem Streben nach wirklichem Verständniß der Hamlettragödie. Der Verfasser verweilt weder bei Erörterung der Vorgeschichte, noch bei der Gestaltung der Charaktere (Weides kann ja erst aus den Erörterungen im Drama erkannt werden!), sondern er achtet aufmerksam auf den Gang der Handlung, wie er Scene vor Scene dem durch keine Vorurtheile beirrten Zuschauer entgegentritt.

Es gelingt ihm vorzüglich, einen zusammenhängenden und an jeder Stelle psychologisch begreiflichen Fortschritt der Handlung nachzuweisen; trapp und klar wird Plan und Zusammenhang der Tragödie dargelegt S. 274. Mit vollem

Rechte sieht der Verfasser in der Gebetscene (Act III., 3) den bedeutungsvollsten Wendepunkt der Handlung, nämlich die Stelle, an welcher der jetzt von der Schuld des Königs überzeugte Hamlet wirklich handeln könnte, aber es unterläßt aus einer von Leidenschaft getriebenen und vernunftwidrigen Erwägung; aus dieser Unterlassung entwickelt sich folgerichtig der tragische Fortgang und Ausgang der Handlung. Zur Erreichung des vollen Verständnisses malt der Verfasser sich den Fall aus, daß Hamlet in dieser Scene nicht zurückgewichen wäre, sondern heroisch gehandelt hätte, und erörtert dabei auch die Möglichkeit, daß er nicht in gerechtem heroischen Hass den König getödtet, sondern in gerechter heroischer Milde (S. 271) ihn zur thätigen Reue emporgeführt und in ein Kloster geschickt hätte.

Diese Ausführung ist natürlich nur hypothetisch und durch kein Wort des wirklichen Hamlet veranlaßt; wo freilich in den schön geschriebenen Reden S. 263 und 264 die Dichtung von William Shakespeare aufhört und die von Adolf Selber beginnt, das kann der nicht ganz shakespearefeste Leser nur mit einiger Mühe erkennen. Wir hoffen aber in der That, daß die Schrift viel zur richtigen Würdigung der Hamlettragödie als eines einheitlichen Kunstwerkes beitragen wird. Sehr reich ist auch — wenn wir noch einige Einzelheiten hervorheben sollen — die Hinweisung auf die dem englischen Publikum Shakespeares noch in klarer Erinnerung lebenden Vorgänge aus der Geschichte der Maria Stuart S. 82 ff., sowie die für manche Kritiker noch nicht überflüssige Erinnerung an den religiösen Standpunkt der Zuschauer, welche den Hamlet zuerst auf der Bühne sahen.

Josef Levinsohn, selbst ein bedeutender Schauspieler, hat der Schrift Selbers warm empfehlende Begleitworte auf den Weg gegeben.

Heinrich Farel. Ein elsässischer Roman von L. Spach. Deutsch bearbeitet von Hermann Ludwig. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

L. Spach hatte diesen Roman 1834 in französischer Sprache unter dem Pseudonym Louis Lavater in Paris erscheinen lassen. Das Buch machte damals Aufsehen durch die Kühnheit, mit welcher der Verfasser wirkliche Ereignisse verwerthete, wie durch die Offenheit, mit welcher er intime Vorgänge des ehelichen Lebens darlegte und durch die Unbefangenheit, mit welcher er Pariser Sittenzustände besprach. Dann aber wurde der Roman vergessen; der Verfasser selbst, der noch eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit entfaltete, und zwar gegen das Ende seines Lebens mit immer entschiedenerer Hinnegung zum deutschen Wesen, besaß kein Exemplar; Niemand in Strassburg kannte den Roman mehr. Es war Wilhelm Scherer, welcher bald nach seiner Uebersiedelung nach Strassburg, 1873, durch eine gründliche und feinsinnige Besprechung (wieder abgedruckt in seinen „Vorträgen und Aufsätzen“) die Aufmerksamkeit von Neuem auf das bereits verschollene Buch lenkte. Jetzt wird es zum ersten Male in deutscher Bearbeitung von H. Ludwig (v. Jan) dem Publikum dargeboten.

Um literarhistorischen Interesse können

wir dem Herausgeber dankbar sein. Es ist für seine Zeit und sein Ursprungsland sehr charakteristisch, dieses Jugenwerk eines talentvollen Schriftstellers, der neben der stets bewahrten Liebe, zu seiner elsässischen Heimat eine Mittelstellung zwischen deutscher und französischer Bildung erkennen läßt und der einerseits unter dem Einflusse von George Sand steht, andererseits Goethes „Wahlverwandtschaften“ in bedeutungsvollen Zügen nachseufert. Eine andere Frage aber ist es, ob das Buch durch seinen bleibenden ästhetischen Werth diese Wiederbelebung verdient hat. Gewiß sind alle Charaktere scharf gezeichnet und — abgesehen von einigen Uebertreibungen — lebensvoll und in sich consequent dargestellt; der glatte Weimann und gewissenlose Genuß mensch Wangenheim; sein Compagnon, der elsässische Fabrikant; zwei junge Frauen, die eine von ihrem Gatten nicht verstanden, die andere von dem ihrigen in der bedenklichsten Weise für seine Zwecke als Werkzeug gebraucht; der lutherische Landpastor und die anderen Nebenpersonen. Aber die Konflikte, welche in Bezug auf die religiöse, gesellschaftliche, eheliche Gemeinschaft zwischen diesen Personen entstehen und die Handlung des Romans bestimmen, muten uns ganz fremdartig an; für uns würde auf der einen Seite etwas mehr Zutrauen und Verständigkeit, auf der anderen etwas weniger zwecklose Schurkerei und etwas weniger Beschränktheit in solchen Kreisen selbstverständlich sein, und dann würden alle die furchtbaren und sittlich verlegenden Endergebnisse der Handlung vermieden werden. Einen großen Genuß wird den heutigen Lesern die Lectüre dieses Buches schwerlich bereiten. Die meisten werden den Roman ebenso unbefriedigt bei Seite legen, wie dies wahrscheinlich mit einem großen Theile unserer heutigen französischen Romane und Novellen der Fall sein wird, wenn diesen nach weiteren 50 Jahren eine neue Ausgabe beschieden sein sollte.

Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen von Adolf Bichler. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Das neueste poetische Erzeugniß des greisen Dichters, das uns hier beschäftigt, spiegelt eine Charaktereigenschaft wieder, die Jeder, der ihn kennt, schon längst an ihm schätzen gelernt hat, und die ihn dem Herzen des Lesers immer wieder auf's Neue näher bringt, das ist die innige Liebe zur Heimat. Bichler liebt seine Tiroler

Berge von ganzer Seele, und ob nun seine poetischen Geschichten auf der deutschen oder auf der welschen Seite sich abspielen, immer merkt man, daß sein Herz dabei ist. Und weil er die Leute, welche er schildert, in ihren Anschauungen und Lebensgewohnheiten so genau kennt, weil er mit ihnen empfindet und denkt, so sind sie auch alle lebensvoll und lebenswahr. Der Leser sieht sie in Fleisch und Blut vor sich stehen und weiß sich sofort in ihre Gedanken und Gefühle hineinzufinden. Und darin eben besteht die Fähigkeit des echten Dichters. Gestalten wie „Fra Serafico“ und der „Bagger Franz“ gehören zu dem Besten, was die moderne Epik geschaffen und gestaltet hat. Aber nicht nur moderne Figuren gelangen ihm, die er mit fräftigen Umrissen zu zeichnen, und an deren sorgfältigen Ausgestaltung er sein feines Charakterisierungstalent zu messen versteht, auch Walladenstoffe weiß er meisterlich zu verarbeiten, wie in „der ewige Jude“, „der Tod des großen Pan“; und zuweilen schlägt er auch lyrische Töne an, die in ihrer Einfachheit, Frische und unbedingten Natürlichkeit wiederum zum Besten gehören, was die poetische Sintfluth seit Langem auf den Büchermarkt geschwemmt hat. Gedichtbücher fliegen dem bedauernswerthen Kritiker heutzutage buchstäblich dudenweise zu, aber es ist wirklich niederdrückend, zu sehen, wie dreist die absolute Unfähigkeit sich überall vordrängt und ihren Schund durch den Druck zu verewigen trachtet. Da ist es denn eine wahre Erholung, wenn man nach zwanzig solcher lyrischen Sündenregister endlich wieder einmal auf ein Buch stößt, wie Biehlers „Neue Marksteine“. Dies sei unsern Lesern auf's Wärmste zur Lectüre und besonders zum Ankauf empfohlen.
F.-G.

Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hofmann. 3 Bde. Berlin, Gebr. Paetel.

Der Roman versetzt uns in das westpreussische Städtchen Marienburg und in die Zeit des russischen Krieges von 1812. Der Aufschwung gegen die französische Uebermacht bereitet sich vor, und sein stärkster Hebel ist der Kant'sche Pflichtbegriff, der in preussischen Gemüthern zur treibenden Macht geworden ist — sowohl bei dem Widerstande gegen die Fremdherrschaft, als bei der Gestaltung ihres persönlichen Lebens. Dieses Grundthema erscheint mannigfach variiert in den im Romane zusammengeführten Personen;

häufig schimmert durch den Ernst der dargestellten Lebenskämpfe die Komik des Widerstreites hindurch, welche sich beim Zusammentreffen der idealistisch = philosophischen Geistesrichtung starrer Naturen mit den Gewohnheiten und Anforderungen der Wirklichkeit ergibt. In diesen Partien des Romans zeigt Hans Hoffmann von Neuem seine Meisterschaft als Humorist; die Darstellung des Titelhelden erinnert an die plastische Komik von Cervantes und auch ein Sancho Panza in Gestalt eines emeritirten Ritters fehlt diesem Don Quixote nicht. Auf eine Analyse der reichen Handlung des Romans sowie auf eingehende Schilderung der durchweg scharf gezeichneten Charaktere müssen wir hier verzichten. Am meisten aus dem Geiste jener Zeit heraus sind wohl die Frauencharaktere gestaltet, während es bei den männlichen Figuren an übertriebenen, ja an Karrikatur steienden Zügen nicht fehlt. Der Charakter des Phyllis bietet — auch abgesehen von der Frage, ob ein solcher Arzt um 1812 in dem Landstädtchen an der Mogat denkbar sei — selbst dem aufmerksamen Leser ein nicht ganz leicht zu lösendes Räthsel. Aber originelle Gestaltungskraft und die Gabe anziehender Darstellung hat der Verfasser von Neuem glänzend bewährt. Auch locale und provinzielle Züge sind mit geschickter und lundiger Hand angebracht. O.

Die beiden Fiedler. Roman aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges von Peter Philipp. Wien, C. Konegen.

Leben, Lieben und Kämpfen zweier fahrenden Spielleute und Sänger — von denen der eine, Felig, mit dem Ritter der Wagner'schen „Meister-singer“ manche Züge gemein hat — in der bewegten Zeit zu Anfang des 16. Jahrhunderts bildet den Gegenstand der fesselnd geschriebenen Erzählung. Auch die saubere und gefällige Ausstattung und der correcte Druck ist lobend anzuerkennen. O.

Harte Herzen. Zwei Erzählungen von Anton Freiherrn von Persall. Gena. — Raufenkampf. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Das vorliegende Buch ist ein bedrucktes Beispiel dafür, wohin ein Schriftsteller von ansehnlicher Begabung und ursprünglich eigener Phsyognomie kommen kann, wenn er nicht seinem Talente und seinem künstlerischen Gewissen folgt, son-

bern dem verdothenen Geschmack des Kackköpfigen, weichherzigen und kraftlosen Haupttrusses der großen Welt zu Liebe sich zu Concessionen herbeiläßt, die offenbar seiner eigenen Ueberzeugung ebenso sehr entgegen sind, als den unantastbaren Regeln der Kunst.

Das erste der beiden in dem Buche enthaltenen Stücke, Gens, eine Erzählung aus dem bayrischen Hochlande, verdiente ein groß angelegtes und mit Meisterhand ausgeführtes Kunstwerk genannt zu werden, wenn der Verfasser durch den Schluß nicht das Ganze verdothen hätte. Die Erzählung schildert einen tragischen Conflict im häuerlichen Leben. Die Charaktere sind mit großem Scharfblick erkannt und so treu und naturwahr gezeichnet, so lebendig befeelt, daß die Illusion den Leser niemals freiläßt, daß er sich vielmehr mitten unter diese oberbayrischen Bauern verfeßt fühlt, mit ihnen empfindet und denkt, sich freut und leidet.

Und diesen schönen Erfolg der Erzählerkunst hat der Verfasser mit eigener Hand zu nichte gemacht, indem er dem Conflict nicht den von selbst sich ergebenden, einzig möglichen Ausgang ließ, sondern einen widerlich sentimentalen Familienblätterchluß daran setzte, der sich etwa ausnimmt, wie ein Puppenkopf auf einer Apollostatue.

Der deutschen Familienmutter und ihrer höheren Tochter wird dieß wahrscheintlich gefallen; wer aber nur einen Funken künstlerischen Verständnisses besitzt, wird sich angewidert davon abwenden. — Das zweite Stück, „Rasentampf“, eine Erzählung aus der kalifornischen Goldzeit, steht durchweg nicht auf der Höhe des ersten. Es führt dem Leser eine Reihe Bilder aus dem kalifornischen Trapper- und Goldsucherleben vor Augen, die allerdings zum Theil ein lebhaftes Colorit aufweisen und von warmer Naturempfindung zeugen, aber die darin auftretenden Menschen haben doch so wenig Ursprüngliches, ihre Beziehungen zu einander sind auch hier wieder theilweise so von weicherlicher Sentimentalität durchdrungen, daß man sich nicht in ein halbwildes Land, sondern in ein deutsches Nährstüd mit kalifornischen Decorationen versetzt wähnt. Wir vermeiden es sonst gern, bei der kritischen Würdigung eines Buches, eine Parallele zu den Werken anderer Autoren zu ziehen, aber gerade bei dem Bestreben Verfalls, die exotische Scenerie mit besonders grellen Farben zu

malen, wird der Leser unwillkürlich an Bret Hartes unvergleichliche Erzählungen erinnert, die ohne großen Apparat mit ungesuchter Einfachheit ihn die kalifornische Landschaft so lebendig vor Augen zu stellen wissen, wie das Bild einer heimatischen Gegend. Auf die Bret Hartesche Meisterschaft, mit wenigen Strichen einen Charakter scharf zu zeichnen, wollen wir hier gar nicht kommen. Daß wäre zu grausam gegen den deutschen Autor.

F.-G.

Ideale und Irrthümer. Jugenderinnerungen von Karl v. Hase. Vierter Abdruck.

Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte von Karl v. Hase. Zweiter Abdruck. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Wie von dem gewaltigen katholischen Theologen Döllinger eine Reihe bedeutungsvoller Essays („Akademische Vorträge.“ München, L. F. Wed.) auch dem weiteren Publicum mit Recht zugänglich gemacht worden sind, so bietet auch von dem großen protestantischen Kirchenhistoriker Karl von Hase dieselbe Verlagsbandlung, bei der seine wichtigsten wissenschaftlichen Werke erschienen, dem Kreise aller Gebildeten zwei herzerfreuende Gaben.

Das erste, schon bei Hases Lebzeiten erschienene Buch enthält höchst anziehende Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, aus dem Leben des Schülers und später des Leipziger und Erlanger Studenten, der noch als Tübinger Privatdocent wegen der früheren Theilnahme an den burschenschaftlichen Bestrebungen — die kaum Jemand edler und jugendfrischer erfaßt hatte als er — auf den Hohenasperg wandern mußte; sodann aus dem Streben und Wirken des sächsischen Gelehrten bis zur rühmlichen Berufung nach Jena (1830), wo er fast 60 Jahre in schönster Wirkksamkeit verleben sollte.

Das zweite Buch ergänzt inhaltlich das erste, indem es die Eindrücke einer 1829 gemachten Reise nach Italien in Briefen an die schon damals gewonnene, aber nach Klopstocks Art als „die künftige Geliebte“ bezeichnete Braut und spätere Gattin widerspiegelt. Diese Briefe waren auf den Wunsch der Betheiligten bei ihren Lebzeiten ungedruckt geblieben und erst 1890 von dem Sohne des Verfassers veröffentlicht; es erscheint jetzt bereits im zweiten Abdruck. In der That haben diese Reisebriefe, in denen der vielseitige

und hochgebildete Mann das in Natur, Kunst und Volksleben von Italien Geschaute der verständnißvollen Freundin schildert, einen bleibenden Werth; sie bilden ein würdiges Gegenstück zu den jetzt leider fast vergessenen Briefen Herders an Caroline Fladland, seine Braut und spätere Gattin.

Ein treffliches Bildniß Hases aus dem Beginn der Jenaer Zeit schmückt das erste, die Nachbildung eines Portraits von Pauline Härtel aus dem Jahre 1820 das zweite Buch. P.

Naturgeschichte des Teufels, von A. Graf. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. med. H. Teuscher. Jena, Herrn. Costenoble.

Der Teufel ist ein so wichtiger und bedeutsamer Factor in der Geschichte der Entwicklung unserer Kultur, daß es sehr verwunderlich erscheint, wie nicht schon längst Jemand auf den Gedanken verfallen konnte, ihm ein besonders Studium zu widmen. Zwar haben sich alle Kulturhistoriker mehr oder minder mit ihm zu beschäftigen gehabt, — Gustav Freytag z. B. widmet ihm in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ ein eigenes Capitel, — aber seine vollständige „Naturgeschichte“ zu schreiben, ist doch bisher noch Niemandem eingefallen. Und doch fällt dieselbe mit der allgemeinen Kulturgeschichte fast zusammen. Das Unternehmen des Verfassers war daher ebenso schwierig wie umfangreich. Er hat es aber vollständig zu bewältigen verstanden und ein äußerst schätzbares Werk geliefert. Daß er sein Buch nicht in der trockenen Manier gelehrter Forschung geschrieben, sondern einen frischen Erzählerton angeschlagen und auch den Humor hat mitsprechen lassen, scheint uns ein ganz besonders rühmenswürdiger Vorzug, zumal da dadurch dem wissenschaftlichen Werthe und der historischen Vollständigkeit kein Eintrag geschehen ist. Er theilt die Geschichte des Teufels von seinem Ursprung an mit, charakterisirt seine Persönlichkeit, classificirt die verschiedenen Teufel nach ihrem Aufenthalt, ihrem Rang und ihren besonderen Eigenschaften, beleuchtet die mannigfaltigen Aufgaben, Beschäftigungen und Liebhabereien des Teufels von ihrer ernsten und heiteren Seite, kommt auf seine Familienverhältnisse zu sprechen, widmet ein besonderes Capitel den Teufelspacten, ein anderes der Zauberei, und zwei der eingehenden Beschrei-

bung der Hölle, und schließt, nachdem er sich eingehend mit den Niederlagen des Teufels befaßt und dieselben durch viele Beispiele aus Geschichte, Sage und Legende illustriert hat, seine Geschichte mit dem Ende des Teufels ab, das demselben nach einem langen, geschäftigen und unruhigen Leben die Wissenschaft endlich bereitet hat. Das Buch zeugt von erstaunlichen Kenntnissen und einem wahren Bienenfleiß des Verfassers. Trotz seines unbestreitbaren wissenschaftlichen Werthes ist es doch weit davon entfernt, sich als wissenschaftliche Abhandlung zu geben. Es ist populär gefaßt und von der ersten bis zur letzten Seite äußerst fesselnd geschrieben, so daß der Wunsch, den der Verfasser in der Einleitung ausspricht, es möge ohne Anstrengung, aber nicht ohne Wohlgefallen gelesen werden, zweifellos in Erfüllung gehen wird. F.-G.

Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Aeltervaters 1752 bis 1773. Herausgegeben von Helene v. Hülsen. Berlin, Gebr. Paetel.

Biographische Aufzeichnungen und Briefe, welche in die Lebensführung und Denkweise eines Offiziers der Friedrichianischen Armee interessante Einblicke eröffnen. P.

Mein Onkel Benjamin. Von Claude Tillier. Deutsche Ausgabe von Ludwig Rau. Stuttgart. Neeger'sche Verlagsbuchhandlung.

Dieses Buch gehört zu den Schätzen der Weltliteratur, es wird sobald nicht veralten, und überall, wo Sinn für echten, gebiegenen Humor vorhanden ist, willkommen geheßen werden. Was unserer modernsten Literatur so sehr abgeht und sie so unerquicklich erscheinen läßt — der Mangel einer großen Persönlichkeit, die aus dem Kunstwerke selbst zu dem Leser spricht, hier ist sie vorhanden. Auf jeder Seite des Buches spüren wir den Hauch der großen Seele des Verfassers. Sein Humor ist von einer Tiefe und Weite des Gesichtskreises, wie wir ihn bei einem Franzosen selten antreffen. Ein kurzes Leben voll Kummer und Entbehrung, das dem Dichter beschieden war, hat seinen Charakter nicht gebeugt, sondern gestählt und zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen der französischen Literatur werden lassen. Das Buch ist zu bekannt, als daß wir hier näher auf seinen Inhalt eingehen brauchen. Bemerkt sei nur

noch, daß es von Ludwig Pfau vorzüglich übersezt und mit einer vortreflichen biographischen Einleitung versehen worden ist. Die äußere Ausstattung ist sehr geschmackvoll und entspricht dem gebiegenen Inhalte des Buches.

Verse. Von Theodor Euse. Berlin, A. Ascher & Comp.

Es ist eine wahre Freude für den Recensenten, wenn er unter der großen Zahl von Bänden lyrischer Dichtungen, die alljährlich auf den Büchermarkt gebracht werden, endlich einmal ein Buch findet, das ihn fesselt, das ihn nicht losläßt, das er lesen muß von Anfang bis zu Ende. „Verse“ theilt der neue Dichter bescheiden seinen stattlichen Band, der mehr enthält, als Verse, nämlich Gedichte und zum Theil sehr gute Gedichte. Man sieht es dem jungen Dichter zwar noch an, aus welcher Schule er kommt, viele seiner Gedichte tragen deutlich den Stempel des Meisters, er ist die Bahn gegangen, welche folgende Namen bezeichnen: Goethe, Uhland, Eichendorff, Heine, Renau, Mörike, Storm, und gerade seine selbständigen Gedichte beweisen, daß es die rechte Bahn gewesen, die er eingeschlagen hat. Der echte Dichter soll uns in seine Stimmung zwingen; wie er es thut, das ist ein ewiges Räthsel, das auch der gelehrteste Aesthetiker niemals ergründen wird. Wir wissen nicht, warum die einfachsten Vierzeilen mitunter die zartesten Saiten unserer Seele berühren und erklingen machen; wir wissen nicht, warum gerade diese Zusammenstellung von Worten, die wie zufällig aussieht, uns so mächtig ergreift; wir wissen nur, daß es eben ein Dichter sein muß, der dieses Zaubers fähig ist, der die Wünschelruthe besitzt, von welcher Eichendorff singt:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst Du nur das Zauberwort.“

Theodor Euse besitzt diese Wünschelruthe sicherlich und er wird sie hoffentlich mit immer größerer Meisterschaft zur Anwendung bringen. Sobald er sich ganz auf sich selbst verläßt. Nicht selten begegnen wir in seinen Gedichten noch Wendungen, die fast wörtlich dem Einen oder dem Anderen der oben genannten Dichter angehören, ohne daß es mir hierbei einfiele mit dieser Bemerkung den Vorwurf des Plagiats zu erheben. Vergleichen ist nur zu natürlich und läßt sich in Storm's Gedichten ebenso nachweisen wie in denen seiner großen Vorgänger.

Fragen wir nach den Gegenständen, die Euse besingt, so müssen wir sagen, es sind dieselben, welche alle echten Dichter besungen haben und die sie auch in Zukunft immer besingen werden, d. h. Alles, was Menschenherz bewegt. Er sagt es in seinem schönen Widmungsgeicht selbst, wovon sein Buch wiedertönt:

„Es löbt nur von den ewig alten Dingen,
Die blühen und vergehn und wieder blühen
Und erst bei dem dereinstigen Verglängen
Der Sonne sich zu Gott hinüberzuwenden.“

Dazu ist er ein Meister der Form, die er in den verschiedensten Gattungen handhabt. Wir setzen statt jeder weiteren Kritik — indem wir dem Leser rathen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen — eines der kleineren Gedichte zur Probe hierher:

Nur seine Worte, daß der Traum verweht —
Ein selig stummes Aneinandererschmiegen,
Das ist die Sprache die das Herz verlicht;
Das andre sind nur kalte, blaß: Lügen.

Wer weh noch morgen, was er heute sagt,
Und wer noch heun', was gestern er gesprochen?
Der Schwur, den heute Deine Lippe magt,
Hat morgen Luft schon oder Echem gedrohen.

Doch was die Hände losend mir vertraut,
Der Lippen heißes Aneinanderdresen,
Der Glanz, der leucht aus Deinen Augen blaut —
Das redet mehr und das wird nicht vergessen . . .

Und dann: kennst Du den Grund der Majestät,
Der 'wgen Anmuth, die dem Marmor elgen?
Es lebt, Du fühlst es — doch den Mund umweht
Ein Hauch von tief geheimnißvollem Edweigen.

Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen von Leo Nikolajewitsch Tolstoj. Genehmigte Uebersetzung von Raphael Böwensfeld. Berlin, Richard Wilhelm.

Dieses neueste dramatische Werk des großen russischen Dichters zeigt ihn noch im Vollbesitze seiner poetischen Kraft. Die Vorzüge Tolstoj's, seine wunderbare Gabe der Menschen Darstellung, seine Fähigkeit zu charakterisiren, so daß man die geschilderten Menschen lebhaftig vor sich sieht, daß sich uns die geheimsten Regungen ihres Innern offenbaren, tritt in dem vorliegenden Lustspiele wieder glänzend zu Tage. Es ist eine Satire auf den Spiritismus, und insofern der Titel des Stückes eigentlich nicht richtig gewählt. Denn wenn der Spiritismus auch vornehmlich in den höheren Ständen Eingang gefunden hat, so ist er doch keineswegs als eine Frucht der Bildung und Aufklärung anzusehen, deren nachtheilige Folgen der Dichter in seinen letzten Schriften nachzuweisen versucht. Sehen

wir aber ganz von der Tendenz ab, die den Dichter zur Abfassung des Stückes bewogen haben mag, so müssen wir zugeben, daß wir es mit einem hervorragenden Erzeugniß der römischen Muse zu thun haben. Namentlich das niedere Volk, die Bauern und die Dienerschaft, sind dem Dichter vortrefflich gelungen; ihre Schilderung nimmt auch den breitesten Raum in dem Lustspiele ein. Man muß sich nur wundern, daß Lofstoj bei der ländlichen

Beschäftigung, der er sich jetzt hauptsächlich hingiebt, noch Zeit und Kraft gehabt zu einem so feinen poetischen

Die Uebersetzung von Raphael Lenz, einem der gewiegtesten Kenner der russischen Sprache und Literatur, ist wie ein Original und verspricht bei der Gesamtausgabe von Lenz' Werken, die Löwenfeld veranstaltet, auf welche wir später ausführlich kommen.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatschrift. Herausg. von J. Kürschner. 1891. Heft 2, 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Baltestrem, Eufemia Gräfin, Zur Attaque! Heitere Geschichten. Dresden, Verlag des Universum. **Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes** No. 477-490: Alfred Steiner, Galizische Ghetto-Geschichten und Bilder. Lessing, Hamburgische Dramaturgie. Bret Harte, Der Pfegling der goldenen Pforte. Deutsch von Paul Heichen. Claude Tillier, Mein Onkel Benjamin, deutsch von Theodor Bergfeldt. E. Th. A. Hoffmann, Das Majorat. Jules Verne, Eine Idee des Doctor Ox. Deutsch von Karl Albrecht. Franz Freiherr von Gaudy, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. Halle, O. Hendel.

Bornemann, W., Plattdeutsche Gedichte. Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. 8. Aufl. Lieferung 1. Berlin, R. v. Deckers Verlag.

Brücke, E., Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. Mit 29 Holzschnitten von H. Paer. Wien, W. Braumüller.

Drammond, H., Pax Vobiscum. Deutsche autoris. Ausgabe 1.—6. Auflage. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen & Klasing.

Gedan, K., Ein Mörder. Schauspiel in einem Aufzuge. Basel, B. Schwabe.

Hamerling, R., Der König von Sion. Illustr. von A. v. Roessler u. H. Dietrichs. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Der wirtschaftliche Haushalt der deutschen Familie. Zweite Aufl. Leipzig, F. Reinboth.

Himmel und Erde. Illustr. naturwissenschaft. Monatschrift. Herausg. von der Gesellschaft Urania. 1891, März. Berlin, Herm. Paetel.

Hohenfeld, H., Elisabeth von Ungarn. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Mutze.

Kelter, H., Fr. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“. Eine Studie. 3. verm. Aufl. Mit einem Portr. Paderborn, F. Schöningh.

Knottz, K., Geschichte der Nordamerikanischen Literatur. Zwei Bände. Berlin, H. Lützenöder.

Körner, Fr., Die weltgeschichtlichen Kämpfe des Alterthums nebst geographischen und kulturgeschichtlichen Bildern. Gotha, Fr. A. Perthes.

Kühn, W., Goethes Leben und sein Faust. Eine Untersuchung. Berlin, Mayer & Müller.

Leitner, O. v., 1888 bis 1891. Soziale Briefe aus Berlin. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen. Drittes Tausend. Berlin, Fr. Pfeiluticker.

Litten, J., Der Maledichter. Eine literarische Humoreske. Elberfeld, Baedeker'sche Buch.

Ludwigs Otto, Gesammelte Schriften. Liepzig, 1. 2. Leipzig, Fr. W. Granow.

Mayer, E., Handbuch der Astrologie. Berlin, R. v. Deckers Verlag.

Mielke, R., Die Revolution in der bildenden Kunst. Berlin, J. Bohné.

Nansen, Fr., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. Uebers. Mit 160 Orig.-Abbild. und 4 Kartenbeilagen. Lieferung 9. 10. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Napolski, St. v., Karl Weise, ein Sänger des Herzens des Volkes. Berlin, M. Schöningh.

Peters, C., Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Mit Vollbildern und Textabbildungen. Dem Portr. des Verfassers nach Franz Lenbach und einer Karte. Viertes Tausend. München, R. Oldenbourg.

Rokitansky, V., Ueber Sängen und Singen. Wien, A. Hartleben.

Scheidlein-Weirich, C. v., Aus dem Irrsinn. Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Irrfälle. Mit einem Vorwort von Fr. Schöningh. Wien, A. Bauer.

Schwebel, O., Aus Alt-Berlin. Stille Ecken und Winkel der Reichshauptstadt in kulturhistorischen Schilderungen. Mit 308 Illustr. Berlin, Lützenöder.

Siedte, Bilder und Landschaften aus aller. 1891. Heft 2. Zürich, J. Laurencin.

Strecker, K., Familie Knappe. Roman. Leipzig, W. Friedrich.

Stiecker, R., Die Behandlung der Nervenkrankheiten. Gemeinverständlich dargestellt. Leipzig, Otto Weisert.

Wachenshusen, H., Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreissig Kriegs- und Friedensjahren. Band II. (Schluss). Strassburg, Strassburger Druckerei vorm. R. Schultze.

Wechsler, E., Karl Frenzel. Mit Frenzels Porträt. (Die moderne Literatur in biographischen Einzel-Darstellungen I.) Leipzig, W. Friedmann.

Wichmann, Fr., Lydia. Blätter der Erinnerung. Leipzig, R. Clausner.

Wolzogen, E. v., Die kühle Blonde. Bei Sittenbild. Zwei Bände. (Engelhorn's Roman-Bibliothek. VII. Jahrg. Band 1.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Zoeller, E., Die Universitäten und technischen Hochschulen. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre Bedeutung in der Cultur, gegenseitige Stellung und weitere Ausbildung. Berlin, W. Ernst & Sohn.

Zur See. Herausg. von v. Henk u. E. N. Mit über 100 Original-Illustr., 2 Karten, 1 Flaggentafel. Lieferung 7—9. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenicke in Breslau. Schließliche Buchdrucker, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schöningh, Breslau. Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt Uebergangsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1891er. Frische Füllung. 1891er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

—
Sprudel . . 5820 R
Mühlbrunn . 40 .
Schlossbrunn 418 .
Thermsbrunn 471 .
Neubrunn . . 473 .
Markbrunn . 346 .
Felsenquelle . 47 .
Kaiser-Luis-Qu. 334 .
Kaiserbrunn . 391 .
— ♦♦ —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte

—
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.

—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.
— ♦♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und
Krügen :—

15,822,000 in 1889,
17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 57. — Heft 170.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Mai 1891.

**15.
Jahrgang.**

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
John Paulsen in Kopenhagen. fran Larsen's Sohn. Erzählung	155
Josef Schuhmann in Rom. Ginseppe Gioacchino Velli. Ein römischer Dialektdichter	174
Paul Lindau in Berlin. Ferdinand Lassalles Tagebuch. II.	184
Hans Müller in Berlin. Kaulbachs Hunnenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen Raczynski. (Schluß)...:	212
Udalbert Meinhardt in Hamburg. Literarisches Märchen	234
Hermann Sudermann in Berlin. Im Volksgarten	244
Georg Irmer in Hannover. Die dramatische Behandlung des Wallensteinstoffes vor Schiller...	248
Julius Petri in Berlin. Christus am Kreuz. Novелlette	262
Clemens Sokal in Wien. Ein moderner Heldenfang. „L'argent“ von Emile Zola	270
Bibliographie.	278
<small>Haus's Werke. (Mit Illustrationen.) — Leo N. Tolstoj's Gesammelte Werke. — Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. — Herzog Albrecht von Preußen.</small>	
Bibliographische Notizen	283

Hierzu ein Portrait von Hermann Sudermann.
Radirung von Ludwig Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von
Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter) in Hamburg. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.)

Figure 1

4
3
2
1
0
9
8
7
6
5
4
3
2
1
0



Samuel Schottlaender

Österreichische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

How to

Ein deutsches

Handbuch

Paul Arnold

Verlag von

W. F. Arnold

1907

IVIL 2366. 1907. 1907. 1907. 1907.

1907. 1907. 1907. 1907. 1907.

1907. 1907. 1907. 1907. 1907.

1907. 1907. 1907.

1907. 1907. 1907. 1907. 1907.



Handwritten signature or text, possibly "Schottlaender".

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

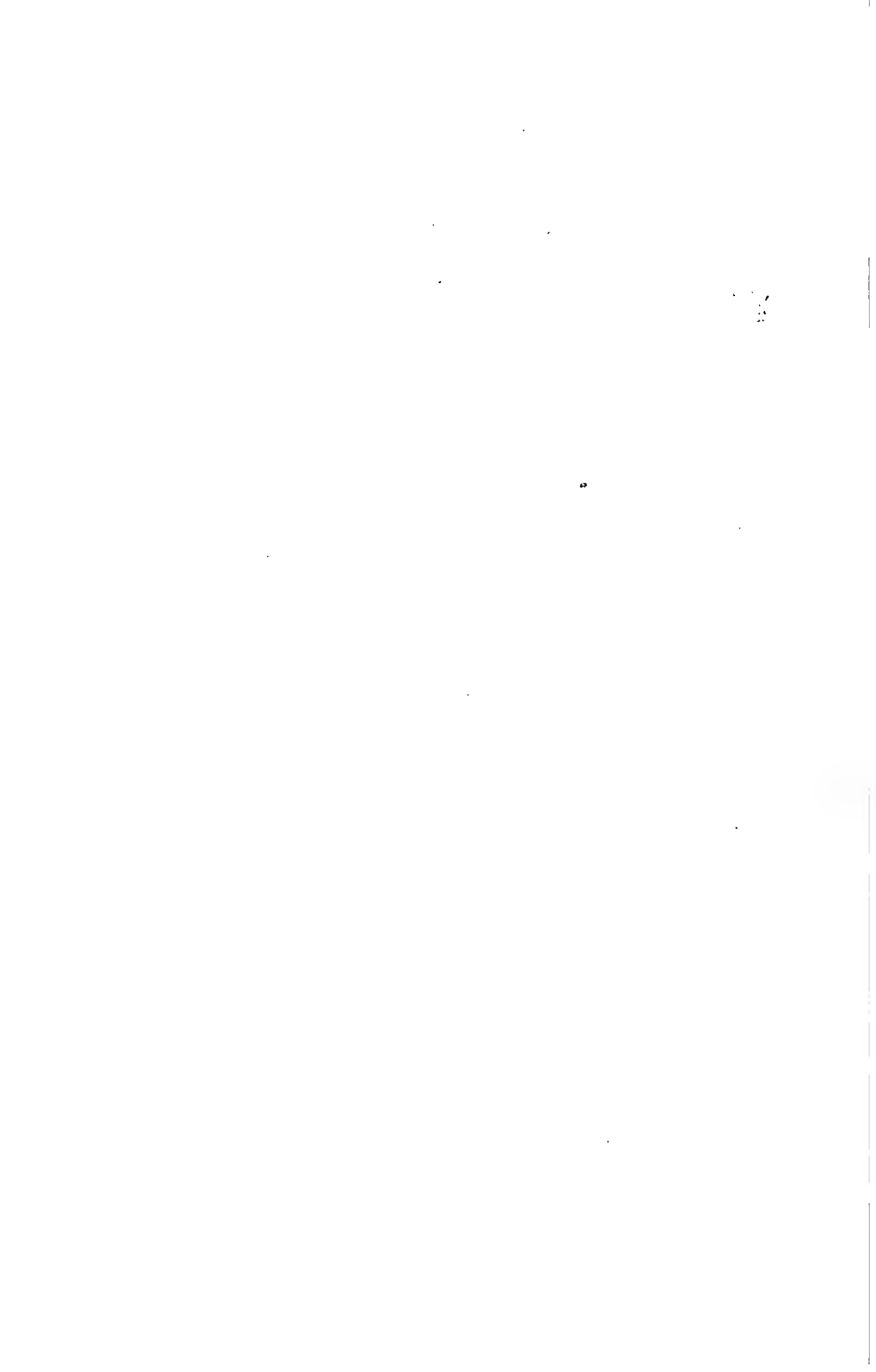
· LVII. Band. — Mai 1891. — Heft 170.

(Mit einem Porträt in Radirung: Hermann Sudermann.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.





Frau Larsen's Sohn.

Erzählung.

Don

John Paulsen.

— Kopenhagen. —

Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Brausewetter.



ie war nur eine Handelsfrau; sie verkaufte Äpfel, Kuchen und Brustzucker. Sommers und Winters, in strömendem Regen, in Sommengluth und Schneetreiben saß sie mit ihren Körben auf demselben Platz draußen vor dem Theater, durch eine vorspringende Wand ein wenig geschützt.

„Schnupf-Bolette“ nannten sie die Gassenjungen, da sie fleißig aus ihrer Dose ein Prieschen nahm — aber anständige Leute redeten sie Frau Larsen an. Das war ihr richtiger Name.

Im Sommer trug sie ein verschoffenes, carrirtes Zickkleid, eine schmutzige, schwarze Schürze und einen runden Hut, welcher dem der Frauen von Amager*) ähnelte. Im Winter war ihre Kleidung noch merkwürdiger. Dann hatte sie große, mit Stroh gefüllte Holzpantoffeln auf den Füßen und war in die verschiedenartigsten Kleidungsstücke und alte Lumpen so eingehüllt, daß man kaum die Spitze ihrer rothen erfrorenen Nase entdecken konnte. Sie erinnerte in ihrer soliden Einpackung an den kupferrothen Kaffeekessel an ihrer Seite, welcher dicht in Lappen eingewickelt war, um warm erhalten zu werden.

In ihrer Winterkleidung ähnelte sie übrigens mehr einem Manne, als

*) Insel gegenüber Kopenhagen mit reichem Gemüsebau.

einer Frau. Unter dem dicken, grauen, um den Leib geknüpften Langshawl, über dem umfangreichen Fiestrock, trug sie eine alte, blaue Duffeljacket, welche ihrer verstorbenen Ehehälfte gehört hatte, um den Hals ein großes, buntes wollenes Tuch, so wie es die Seelente tragen, und ihre mystische Kopfbedeckung mit Kinnschutz und Ohrenbinde hatte die Form eines Helms.

Ihre Stimme klang heiser und wurde von Husten unterbrochen. Ihr Gesicht war grob und kräftig und von jenem blaurothen Kolorit, welches den Droschkentuschern eigenthümlich ist, die bei jedem Wetter im Freien thätig sind. Die grauen, etwas hervorstehenden Augen zeichneten sich auch nicht gerade durch Schönheit aus — aber der Blick in ihnen überraschte durch eine milde Gutmüthigkeit.

Diese Frau mußte ein weiches Herz haben.

Sie wäre „scheußlich“, meinten die Gassenjungen, eine richtige Eule — und plagten sie auch nach besten Kräften. So wußten sie, daß sie nicht gut hören könne. Wenn sie an ihren Körben vorbeikamen, blieben sie also stehen, zeigten auf die Nessel und fragten: „Was ist die Uhr?“ — „Zwei für einen Schilling,“ antwortete sie. Dann lachten die kleinen Schelme aus vollem Halse und liefen davon, ohne etwas zu kaufen.

Aber Frau Larsen ließ sich durch ihre Neckereien wenig anstecken. Sie wurde nicht böse. Mit einem Lächeln, welches nachsichtig und gut wie das einer Mutter war, sah sie ihnen nach — und nahm ruhig eine Prieze Schnupftabak.

Sie hatte selbst einen Sohn — aber das wußten ihre langbeinigen Plagegeister nicht — einen einzigen Sohn, welchen sie vergötterte. Wenn sie geduldig die Unverschämtheit der Gassenjungen ertrug, wenn sie daßen und in Schneetreiben und Winterkälte mild lächeln konnte, dann kam es daher, daß ihr Mutterherz warm und getreu war. Sie dachte stets an ihren lieben Jens Christian.

Wenn er es nur gut hatte und in der Welt vorwärts kam, dann mochten sie ruhig mit Fingern auf sie zeigen und sie die „Schnupf-Bolette“ nennen.

Leider machte ihr der Sohn bereits Sorgen — aber er blieb ihr dennoch gleich theuer.

Er war Contorist in einem „feinen“ Geschäft, aber was hatte sie nicht durchzumachen gehabt, bis er es so weit gebracht hatte.

Der Vater starb, als Jens Christian acht Jahre alt war. Er war Reiffischlägergejelle gewesen. Die Wittwe blieb jedoch nicht mit ganz leeren Händen zurück. Der Mann hinterließ ein unansehnliches Holzhäuschen mit einigen kleinen, schiefen Stufen. Das Erdgeschoß vermietete Frau Larsen, und sie selbst bewohnte den Bodenraum, auf welchem sich zwei kleine Kammern mit schrägem Dach befanden. Die Miethe, welche ihr die Zimmer einbrachten, in Verbindung mit ihrem einträglichen Handel, machten es ihr möglich, sich auch als Wittve gut durchzuschlagen.

Sie hätte das Ihrige auf dem Trocknen, meinten die Nachbarn.

Das Erste, was sie nach dem Tode ihres Mannes that, war, daß sie den kleinen Jens Christian aus der Volksschule nahm und ihn in eine bessere Schule schickte, wo er „etwas Ordentliches“ lernen könnte und mit den Kindern „ordentlicher Leute“ zusammen kommen. Frau Larsen hatte in ihrer ersten Jugend in „feinen Häusern“ gedient, und seit dem lag ihr die „honetto ambition“ im Blute. — Wenn sie die Mittel hatte, das theure Schulgeld für Jens Christian zu bezahlen, warum sollte sie es dann nicht thun? Ihr Sohn war so hübsch und klug und hatte so nette Manieren, daß er unter all' die „einfachen Jungen“ nicht hingehörte, welche sich unten an den Brücken herumtrieben.

Er würde einmal etwas Großes werden, dessen war sie sicher. Und dann würde er seiner armen Mutter Alles reichlich vergelten, wie sie sich für ihn abgemüht und abgeplagt hatte. Denn Gemüth besaß er.

Großes Aufsehen erregte bei den Nachbarfrauen der Sommermorgen, da Jens Christian in zierlichem Anzug, schwarzer Bluse und weißem Leinen-tragen, mit blanken Stiefeln auf den Füßen (die Kinder der Nachbarn gingen alle in Holzschuhen) durch die armen Gassen stolzirte, mit hübsch eingebundenen Büchern und einem langen, polierten Lineal unter dem Arm. Sein blondes Haar war mit Wasser in einer Locke zur Wange vorgekämmt, und die kleine Nase hob er in die Höhe.

Jens Christian sollte seinen vornehmen Schulgang beginnen.

Frau Diriks, welche an ihrem Fenster stand und ihre kümmerliche Geranie begoß, wollte er nicht einmal grüßen — und doch war sie immer so gütig gegen ihn gewesen und hatte ihm so manche Kleinigkeit, wie Goldpapier, Spielzeug und Knallerbsen geschenkt.

„Sieh, sieh!“ murmelte sie. „Der Sohn von der Schnupf-Bolette wird stolz! — Na, sehen wir, wie lange die Herrlichkeit dauern wird.“

Jens Christian zeigte sich indessen als ein tüchtiger Schüler. Er wurde halb nach einer höheren Klasse versetzt.

Frau Larsen triumphirte. Aber die Nachbarn blieben deshalb ebenso böse. Frau Larsen hatte ihrem Sohn nämlich verboten, mit ihren schmutzigen und unartigen Kindern zu spielen. Er hätte in der Schule feinere Freunde bekommen. Namentlich war Frau Diriks wüthend. War ihr Olaf etwa nicht ebenso gut wie der gepukte Jens Christian? Was für eine Unverschämtheit! — Frau Larsens Mann war nur ein einfacher Handwerker gewesen — das wußte Gott und Jedermann — und sie selbst war jetzt bis zum gemeinen Handelsweib heruntergekommen, während Frau Diriks mit einem — königlichen Postboten verheirathet war und also zum Beamtenstande gehörte. Außerdem war sie mit Michaelsen verwandt, welcher den großen Bäckerladen auf dem Markte besaß.

Je größere Fortschritte Jens Christian in der Schule machte, desto hochmüthiger wurde er — und desto mehr sah er seine einfache und unwissende Mutter über die Achsel an. Allein sie merkte nichts, sie war glücklich,

wenn sie nur in seiner Nähe sein und ihn von seinen tüchtigen Lehrern erzählen hören und sein Censurbuch studiren konnte, in dem nur gute Zeugnisse zu finden waren.

Abends, wenn er seine Arbeiten machte, strickte sie für ihn Strümpfe, indem sie einen alten Psalm vor sich hinsummte. Aber wenn dann Jens Christian mit finsterner Miene vom Buche aufblickte, schwieg sie erschreckt. Bisweilen nahm sie die alte schwarze Rage, welche zu laut schnurrte, mit sich und ging in die Küche hinaus, damit der Sohn allein und ungestört mit seiner Arbeit sein könne.

Er vermied es stets, mit seiner Mutter zusammen auf der Straße gesehen zu werden. Einmal, als er ihr mit ihren Körben unterm Arm begegnete, — leuchtend und schweißend kam sie daher und sah in ihrem alten Anzug recht häßlich aus — sprang er in einen Thorweg hinein und verbarg sich dort, bis sie vorüber war. Wenn sie am Sonntag, wo sie sich bisweilen freimachte, ihn aufforderte, mit ihr spazieren zu gehen oder sie zur Kirche zu begleiten, fand er tausend Entschuldigungen, um ihrer Gesellschaft zu entgehen. Er hätte soviel auf zum Montag zu lernen, oder er hätte Kopfschmerzen, oder er wollte einen seiner Schulkameraden besuchen.

Dann ging die Mutter allein — ihr war ein wenig schwer um's Herz, aber da sie von der Liebe des Sohnes überzeugt war, vergaß sie bald die traurigen Gedanken und freute sich bei der Erinnerung, wie gerade und hübsch ihr Jens Christian gewachsen war, wie gutes Zeugniß ihm die Lehrer gaben, und wie ihn die neue Sonntagsjacke mit den blanken Knöpfen kleidete. Ja, sie hatte sie manche saure Stunde und manchen kostbaren Schilling gekostet, diese Jacke — aber dafür war er auch so freudestrahlend gewesen, als er sie bekam. Er lief sogleich zum Spiegel und musterte sich, sowohl von vorn, als von hinten — und dann wollte er sie auch Wochentags anziehen, aber das verbot sie ihm. Er mußte Maß halten mit dem Staat. Er wäre doch auch kein Bürgermeisterssohn.

Die Schule, welche er besuchte, lag weit von seinem Heim entfernt, und unter seinen Kameraden war beinahe keiner, welcher wußte, daß er der Sohn der „Schnupf-Bolette“ sei, denn sie wohnten alle in dem entgegengesetzten Theil der Stadt, wo die Schule lag.

Er erzählte es keinem; das ließ er wohl bleiben.

Vor dem Platz am Theater, wo die Mutter mit ihren Körben saß, hatte er eine so furchtbare Scheu, daß er immer einen großen Umweg machte, wenn er nach Hause ging. Und immer schlich er sich mit rothen Backen und mit Herzklopfen an dem Stand der Mutter vorbei, wenn die Umstände ihn dazu nöthigten. Man hätte meinen können, er hatte etwas Böses gethan. Einmal entdeckte ihn die Mutter und rief ihm freundlich mit ihrer heiseren Stimme nach: „Jens Christian, komm her, Du sollst einen feinen Kuchen bekommen!“ — aber er that, als wenn er nichts hörte und rannte davon, indem ihm das Herz bis in den Hals hinauf klopfte.

Eines Nachmittags traf er einen seiner Kameraden in der Nähe des Theaterplatzes. Derselbe hatte gerade sein Taschengeld bekommen und wollte nun flott sein und für Jens Christian etwas spendiren.

„Laß uns zur Schnupf-Bolette gehen!“ sagte er, „und Aepfel kaufen.“

Jens Christian wurde bis an die Haarwurzeln roth. Sollte er den Unverschämten ersuchen, den Mund zu halten, ihm offenbaren, daß die Frau, welche er verspottete, seine Mutter sei, welche ihn so lieb hatte und so schwer für ihn arbeitete? Nein, nein, er konnte dieses Bekenntniß unmöglich über die Lippen bringen! Er würde vor Scham sterben.

„Ich habe keinen Appetit auf Aepfel,“ antwortete er leise — und sagte dem Kameraden adieu, indem er die entgegengesetzte Richtung einschlug.

Am Abend desselben Tages schenkte die Mutter ihm ein kleines Saffian-Notizbuch, welches er sich lange gewünscht hatte. Da sah er sie unsicher an — und dunkel rührte sich etwas in seinem Kinderherzen. Er hatte sie heute ja verleugnet. —

Das jährliche Examen kam und die Eltern der Schüler waren eingeladen, demselben beizuwohnen. Frau Larsen freute sich so auf dieses Fest. Sie wollte an dem Tage ihre Körbe im Stiche lassen und sich ein „ordentliches Kleid“ anziehen, um Zeuge von Jens Christians Triumpfen zu sein, wenn er niemals „stecken blieb“, sondern dem Lehrer auf die schwierigsten Fragen antworten konnte. Aber Jens Christian bat sie so hübsch zu Hause zu bleiben. Er würde so ängstlich sein, wenn die Mutter dasäße und ihm zuhörte, sagte er, er wäre nicht an ihre Anwesenheit in der Schule gewöhnt, außerdem wäre sie ja auch schwerhörig, so daß sie nichts von dem Allen verstehen würde, er aber würde in der Verlegenheit Alles vergessen, was er könnte, Alles, was er mühsam im Laufe des Jahres gelernt hatte — und das könnte doch wohl nicht ihr Wunsch sein?

Die Mutter seufzte — und wanderte mit ihren Körben zum Theaterplatz, anstatt das festlich geschmückte Schullocal zu besuchen.

Aber wie sie am Abend strahlte, als sie erfuhr, daß ihr lieber Jens Christian der Erste in der Klasse werden würde. Sie gab ihm ein blankes Vierschillingstück, und sein Abendbrot wurde leckerer als gewöhnlich. Er bekam Buttergrütze mit Rosinen darin, sein Lieblingsgericht.

Es war an einem Winterabend um die Zeit der Dämmerung, wenn die Laternen angezündet werden. Jens Christian kam aus der Schule, es war sehr kalt, ihm froren Hände und Füße, und um schneller nach Hause zu dem warmen Kachelofen zu kommen, unterließ er es, den gewöhnlichen Umweg zu machen und schlich sich an dem Stand der Mutter vorbei. Plötzlich blieb er klopfenden Herzens stehen. Er entdeckte ein paar Gassenjungen, welche sich damit belustigten, nach der wunderlichen Kopfbedeckung der „Schnupf-Bolette“ Schneeballen zu werfen. Sie zielten nach derselben, trafen aber ihre Nase und ihre Wangen. Jens Christian schraubte vor Wuth, ballte die Hände zusammen, wollte hervorstürzen und seine Mutter vertheidigen,

aber da geschah es in demselben Augenblick, daß einer seiner jungen, „feinen“ Schulkameraden vorüberkam — und er blieb unbemerkt auf derselben Stelle stehen, die geballten Hände in den Hosentaschen, ohne den Muth zu haben, Partei zu ergreifen.

Ein Schutzmann näherte sich. Die Jungen ergriffen die Flucht, während die Mutter ihr Gesicht vom Schnee reinigte. Nun erwachte Jens Christian wie aus einem Traum, er sprang den Jungen nach, packte den kleinsten, einen kleinen Bengel von fünf bis sechs Jahren, und bearbeitete seine Ohren so, daß der Kleine jämmerlich anfang um Hülfe zu schreien.

Aber was nützte es, daß der Kleine seine Züchtigung bekam? Er selbst, Jens Christian war es, der sie verdient hatte. Heute hatte er abermals seine Mutter verleugnet — und diese Verleugnung war schlimmer als die erste. —

„Bist Du krank, Jens Christian?“ fragte ihn die Mutter an demselben Abend. „Du siehst so blaß aus, mein Junge.“

„Nein, mir fehlt nichts, Mutter,“ sagte er, betrachtete eine Secunde ihr bläulich-rothes, gutmüthiges, erfrorenes Gesicht — und beugte sich dann tief, tief über seine Bücher herab.

„Du lernst zu viel, Kind,“ sagte die Mutter. „Wirklich zu viel.“

Aber diese Nacht schlief Jens Christian nicht so ruhig, wie sonst. Noch war er nicht ganz verborben, noch gab es in dem Kinderherzen weichere Saiten, welche bei einem guten Worte, bei einem liebevollen Blick erbeben. . . . Bitterlich bereute er seine Feigheit Warum war er eine solche Memme gewesen und hatte nicht gewagt, seine Mutter zu vertheidigen? Warum hatte er wie ein Fremder dagestanden und war ruhig Zeuge davon gewesen, wie man sie zum Besten hatte?

Er lag mit geschlossenen Augen da und rief sich die peinliche Scene in's Gedächtniß zurück. Er erinnerte sich des Blickes der Mutter, als die Jungen sie mit Schnee warfen. Wie voll ruhiger Nachsicht derselbe gewesen, beinahe lächelnd — sie hatte kleine Kinder ja so gern — und doch hatten die harten Schneeballen ihr sicherlich wehe gethan, sie geschmerzt und gebrannt, und das kalte Schneewasser war an ihrem bloßen Halse herabgetröpfelt. — Resignirt hatte sie sich den Schnee abgeschüttelt und dann eine Prieße Schnupftabak genommen. Dieser letzte Zug rührte ihn besonders, er wußte nicht warum — aber plötzlich brach er in Thränen aus Da entsann er sich der biblischen Erzählung von dem Apostel, welcher seinen Herrn und Erlöser so jämmerlich verleugnete — sie hatten dieselbe gerade in der Religionsstunde durchgenommen — und er weinte noch mehr und noch bitterer.

Er gelobte feierlich sich selbst, daß er sich niemals mehr seiner Mutter schämen wollte.

Am nächsten Morgen empfand er das Bedürfniß, der Mutter im Stillen Abbitte zu leisten, ihr eine Liebesong oder ein freundliches Wort

zu geben — aber ein falsches Gefühl des Stolzes hielt ihn davon zurück. Die Situation war ihm auch zu nüchtern dazu. Die Mutter stand in ihrer alten blauen Duffeljacket und dem alten Wollshawl und spülte die Kaffeetassen ab.

Sald darauf wurde es ihm klar, daß sein Geheimniß nicht mehr wohl bewahrt war. In der Zwischenstunde gerieth er mit einem Kameraden in Streit. Das eine Wort gab das andere. „Geh Du nur nach Hause und schnupfe an Deiner Mutter Körben!“ sagte schließlich der Kamerad und gab ihm eine Ohrfeige.

Jens Christian wurde roth wie Blut, in seiner Verlegenheit dachte er nicht einmal daran, sich zu vertheidigen. Aber von dem Tage an wurde er eigenthümlich demüthig seinen Kameraden gegenüber und suchte ihnen alle möglichen kleinen Dienste zu leisten. — —

Dann nahte die Zeit der Confirmation heran. Er ging ein halbes Jahr zum Unterricht, und es zeigte sich, daß er viel Nutzen aus seinem Religionsunterricht in der Schule gezogen hatte. Der Pfarrer klopfte ihm ein paar Mal auf die Wange und lobte ihn für seine geschickte Auslegung von einigen schwierigen Schriftstellen.

Der große Tag näherte sich.

Wie ihm davor graute, wie er zitterte. — Ach, dieser schreckliche Confirmationstag! — Es war nicht die öffentliche Prüfung in der Kirche, wovor er Furcht hatte, denn er konnte seinen Pontoppidan*) aus- und inwendig — nein, er fürchtete sich, weil er sich an diesem Tage, zum ersten Mal, öffentlich an der Seite seiner Mutter zeigen sollte. Er konnte seinem Schicksal nicht länger entgehen. Nach altem Brauch begleitete nämlich die Mutter ihren Sohn zur Kirche — und die alten Bürger fanden, das wäre ein guter und hübscher Brauch. Waterhaus und Kirche schlossen gleichsam eine höhere Vereinigung.

Aber der Weg von Jens Christians Wohnung bis zur Domkirche war weit. Er mußte viele Straßen der Stadt passiren. — Die ganze Welt würde dann erfahren, daß die „Schnupf-Bolette“ seine Mutter war.

Ach diese Schande, wie sollte er sie nur vermeiden? Er grübelte und grübelte, fand aber keinen Ausweg. In seiner Noth betete er zu Gott, seine Mutter möchte an dem Tage krank werden, nicht gefährlich, bat er, nur ein Bißchen, genug, um sie von der Kirche fernzuhalten.

Und doch war die Mutter gerade in diesen Tagen so rührend gut gegen ihn. Sie schenkte ihm Vaters alte silberne Uhr, welche bis dahin wie eine Reliquie an der Wand über der Commode gehängt hatte, ein Gegenstand von Jens' ständiger Bewunderung und Begehren, und bei Schneider Madsen bestellte sie für ihn einen recht feinen schwarzen Anzug, Jacke, Weste und Hosen. Und jeden Abend im letzten halben Jahr hatte sie für ihn genäht

*) Herausgeber des norwegischen Katechismus.

und gestrickt. Er würde soviel Strümpfe und Hemden bekommen, meinte die Mutter, als kaum ein Prinz hatte.

Der Confirmationstag brach an. Ein klarer Märztag! Jens Christian war an diesem Morgen früher auf als gewöhnlich. Bereits um sechs Uhr war er in vollem Staat, rein gewaschen und pomadisiert. Er stand lange vor dem kleinen caputen Spiegel und betrachtete seinen neuen, schwarzen Anzug, die Uhrkette und die kleine, goldene Schlipfnadel, welche die Mutter ihm geschenkt hatte. Mit Wohlbehagen bemerkte er, daß ein kleiner, dunkler Schatten von Flaum über seinen Lippen lag. Nun war er ja bald ein erwachsener Mann.

Die Toilette der Mutter nahm längere Zeit in Anspruch. Frau Larsen war ja auch so gar nicht gewöhnt „im Staat“ zu sein. Sie fühlte sich am wohlsten in ihrer alten Handelsfrauentracht. Aber wenn sie sich einmal ausputzte, that sie es auch gründlich.

Jens Christian wurde ganz verblüfft, als sie hereinkam. Und mit dieser Vogelischeude sollte er durch die ganze Stadt wandern! — Das wurde ein wahrer Spießruthenlauf. Alle würden sich nach Ihnen umkehren und lächeln; dessen war er sicher.

Es war noch zur Zeit der Krinolinen, und Frau Larsen wollte in ihrer Sonntagskleidung gern der Mode folgen. Sie trug einen wahren Riesenballon von steifem Fischbein unter ihrem schwarzen Wollkleide und über die Schultern ihren alten Brautshawl, welcher ursprünglich weiß gewesen, nun aber von Alter vergilbt und mit grünen Palmen und rothen Rosen in den Ecken verziert war. In den Ohren hatte sie ein paar lange Korallengehänge und auf dem Kopf eine Art von Haube, mit alten, rauschenden Spitzen und langen, flatternden Bändern von bunter Farbe. Um das Gesangbuch hatte sie zierlich ihr großes, weißes Taschentuch gefaltet, welches ganz feucht von Eau de Cologne war, welche sie reichlich darauf gegossen hatte.

Strahlend und feierlich war ihre Miene. Man konnte ihren Augen ansehen, daß sie geweint hatte — aber diese Thränen waren leicht und milde gewesen, wie ein Frühlingsregen.

„Gott segne Dich, Jens Christian!“ sagte sie. „Wie hübsch Du bist!“ fügte sie hinzu und berührte vorsichtig seine feinen Kleider. „Jetzt ähnelst Du Deinem Vater.“

Die Glocke begann bereits mit langen metallreichen Schlägen zu läuten. Von einzelnen Nachbarhäusern sah man Confirmanden bescheiden heraustreten, begleitet von festlich gekleideten Eltern und Geschwistern. Die Glocke läutete noch immer, die Kirchengänger füllten die Gasse — und der Sonntag wurde doppelt feierlich, meinte Frau Larsen. Sie mußte ihr Eau de Cologne duftendes Taschentuch auflösen und sich die Augen wischen. Herr Gott, daß ihr Mann so zeitig abberufen werden mußte! Wenn er jetzt am Leben gewesen und diesen Freudentag mit ihr erlebt hätte!

„Bist Du noch nicht fertig, Jens Christian?“ fragte ihn die Mutter, während er wie im Traum dastand. Er hatte weiter keinen Vorwand, die Wanderung aufzuschieben, und mit einem Seufzer machte er sich fertig, der Mutter zu folgen.

Der Himmel war blau, mit silberweißen Wolken am Horizont, die gewaltigen Fjällen (Berge) standen glitzern wie nach einem Bade, die Erde war feucht, sodaß die Schuhe leichte Spuren in ihr zurüßließen, es wehte der Südwind, sodaß die Flaggen, welche auf den Schiffen im Hafen aufgehißt waren, lustig flatterten und über der ganzen Stadt lag die sonnen-glänzende, arbeitslose, schläfrige Stille des Feiertages.

An der Seite der Mutter ging Jens Cristian die Gasse entlang. Er war verschämt und doch stolz, er fühlte sich als bedeutende Person, er spielte zum ersten Mal in seinem Leben eine hervorragende Rolle. Dieser Tag war ihm zu Ehren, dem Confirmanden, für ihn wehten diese Flaggen und läuteten die Glocken.

Die Nachbarfrauen standen am Fenster auf Posten, um die Vorüberkommenden zu mustern. Hinter ihrer Geranie stand Frau Diriks, und es kam Jens Christian vor, als wenn sie ihm höhnisch zulächelte. Die Krinoline der Mutter war auch so unförmlich und zudem an einer Stelle entzwei, so daß das Fischbein durch das Kleid durchzubringen suchte — und ihre langen, bunten Haubenbänder flatterten wie ein Nothsignal weit hinter ihr her.

„Mutter, ich muß wieder nach Hause zurück! Ich habe mein Gesangbuch vergessen.“

„Bist Du verrückt, Junge? — Du wirst sehen, wir kommen zu spät.“

„Sicher nicht. Geh' Du nur voraus zur Kirche, Mutter, während ich nach Hause laufe und das Buch hole. Ich werde Dich an der Kirchenthüre schon wiederfinden.“

„Nein, nein, Kind. Ich warte hier auf Dich. Ich verlasse Dich nicht, bevor Du wohlbehalten in der Sakristei bist. Spute Dich nur!“

Die Glocken läuteten schneller und schneller, als wenn sie in athemloser Angst nach jemand riefen.

Jens Christian begann mit verlegenem Gesicht in seiner Jacktasche herumzujuchen.

„Ich glaube, ich habe es doch,“ rief er mit erheuchelter Zufriedenheit — und zog das Gesangbuch aus der Hintertasche hervor.

„Gott sei Lob!“ sagte die Mutter. „Aber wie kannst Du so gedankenlos sein? — Na vorwärts!“

Nach diesem mißglückten Fluchtversuch ging er neben der Mutter weiter. Sie erreichten die belebte Hauptstraße, welche Jens Christian besonders fürchtete. Er eilte, ohne sich umzusehen, mit hastigen Schritten, mit schamglühenden Wangen dahin. Die schwarzen Lederhandschuhe, welche ihm viel zu groß waren, waren in die Luft hinausgepreßt, sein pomadisirtes gelbes Haar

glänzte in der Sonne, und die neuen blanken Schuhe knarrten bei jedem Schritt, welchen er auf dem Boden machte.

„Geh nicht so schnell, Kind,“ sagte die Mutter keuchend und richtete an ihren Haubenbändern, welche der Wind verwickelt hatte. „Ich kann Dir kaum folgen.“

Aber schämte er sich im Stillen über seine Mutter, so war sie zum Entgelt dafür so glücklich über ihn. Mit strahlender Mutterfreude betrachtete sie ihn hie und da von der Seite. Wie schlank und männlich seine Gestalt in dem neuen Anzug eines Erwachsenen war, und wie vornehm er aussah! — Der liebe Jens Christian! Sie mußte sich bezwingen, um nicht in ihrem überwältigenden, jubelnden Stolz den Vorübergehenden zuzurufen: Das ist mein Sohn! Sehen Sie ihn doch an, wie fein und hübsch er ist. Das ist mein Sohn! — —

Als Jens Christian confirmirt war, verließ er die Schule und bekam eine Anstellung in einem der ersten Geschäfte der Stadt. Er brachte nämlich von seinen Lehrern die vorzüglichsten Zeugnisse über Fleiß und Tauglichkeit mit.

Frau Larsen war im siebenten Himmel. Gott sei Lob, nun war ihr Sohn obenauf! Nun war sie für all' ihre Anstrengungen belohnt, für alle Mühe, welche sie sich mit seiner Erziehung und Ausbildung gegeben hatte. Nun würde sein Glück, ohne ihre weitere Hilfe, von selbst weiterrollen.

Nach Verlauf einiger Jahre, in welchen Jens Christian als Lehrling in jenem Geschäfte gewesen, bekam er eine feste Anstellung und gutes Gehalt. Frau Larsen dankte wieder Gott. Aber ihre Freude verschwand bald, da der Sohn ihr erzählte, daß er jetzt von Hause fortziehen wollte, er wollte der Mutter nicht länger zur Last fallen. Bei Kaufmann Helland auf dem Markte hatte er ein hübsches, möblirtes Zimmer gemiethet, und Mittag und Abendbrot würde er in einer Restauration essen, in der seine Collegen sich zu treffen pflegten.

Frau Larsen weinte und bat ihn so hübsch bei ihr wohnen zu bleiben. Was sollte denn aus ihr werden, wenn er fort war? All' ihr Glück hatte darin bestanden, daß sie, nachdem sie den ganzen Tag bei ihren Körben gewesen, sich gemüht und geplagt hatte, ihn des Abends in der gemüthlichen Bodenkammer zu treffen, seine liebe Stimme zu hören, eine Pfeife für ihn zu stopfen, eine Kunst, welche sie gut verstand, sein Abendessen zu bereiten und es ihm in jeder Weise gemüthlich zu machen. Wenn er guter Laune war, pflegte er ihr laut aus den Zeitungen vorzulesen, während sie selbst mit einem Strickzeug in der Hand darsaß — und diese friedlichen Abendstunden waren das Schönste in ihrem Leben gewesen.

Aber weder Thränen noch Bitten halfen. Jens Christian hielt an seinem einmal gefaßten Beschluß fest.

Nun kam eine traurige Zeit für Frau Larsen. Sie sah ihren Sohn beinahe niemals, aber desto mehr hörte sie von ihm reden. Er gehörte

jezt zu den „flotten“ jungen Leuten der kleinen Handelsstadt, er ging elegant gekleidet, ritt jeden Sonntag spazieren und trieb sich des Abends im Theater und den Cafés herum. Daß er ein fleißiger und gerngesehener Gast in dem Etablissement war, in welchem die dänischen Sängerinnen auftraten, wußte sie auch. — Frau Diriks behauptete, Jens Christian mache um derselben willen „dumme Streiche.“ Eines Abends hätte er zum Beispiel für die ganze Sängergesellschaft Champagner gespendet.

Wenn es mit Jens Christian nur nicht schief ging! Er war so leicht zu verlocken. — Und diese dänischen Frauenzimmer waren so gefährlich.

Sie hatte solche Lust, ihn in seinem neuen, feinen Zimmer am Markte aufzusuchen, aber eine dunkle Furcht, daß sie dort nicht gern gesehen wäre, hielt sie davon zurück. Dann kam Jens Christians Geburtstag. Sie hatte für ihn ein kleines Sophakissen genäht, die langen, einsamen Abende auf der Bodenkammer, wo sie so mutterseelenallein saß, sein Bild betrachtete, welches ihm so ähnlich war, mit Sehnsucht an ihn dachte und weinte, so daß die Thränen die Seide beschmukten.

Um die Mittagszeit verließ sie ihren Stand, um ihm das Kissen zu bringen. Sie erwartete, er würde allein zu Hause sein. Vorsichtig lauschend stand sie vor seiner Thür. Der Klang froher Stimmen, Lachen und das Klirren von Gläsern drang zu ihr hinaus. Eine Menge junger, lustiger Gratulanten hatte sich bei Jens Christian eingefunden. Sie hörte die Stimme ihres Sohnes, er lachte lauter als die andern, und dann brachte er einen Toast aus, welcher lärmenden Beifall fand. Frau Larsen aber verbarg ihr Geburtstagsgeschenk unter ihrer alten Schürze und schlich wie ein Dieb die Treppen hinunter und zum Hause hinaus.

Was hatte sie unter all diesen frohen, feinen Fremden zu suchen? Sie war ja nicht einmal im Staat, sondern hatte ihr dickes Alltagskleid an. Sie würde Jens Christian nur geniren.

Die Zeit verging. Jens Christian stieg in der Gunst seines Principals immer höher. Er war nun sein Bevollmächtigter, seine rechte Hand geworden. Er war Mitglied des alten, ehrwürdigen Clubs „Freundschaft“ geworden, in welchen man nur nach stattgefundener Ballotage aufgenommen werden konnte, und außerdem gehörte er dem feinsten Ballverein der Stadt an. Ein Gerücht wollte wissen, daß er heimlich mit der schönen Tochter seines Principals, der achtzehnjährigen Emma, verlobt wäre.

Mehr als einmal stand Frau Larsen vor dem Balllocal, rieb ihre erfrorenen Hände und stampfte mit ihren Holzpantoffeln im Schnee, während sie nach den strahlenden Fenstern hinaufstarrte, an welchen tanzende Figuren gleich leichten Schattenpiegeln vorüberflogen. Wie schön die Musik doch war und wie die großen Kronleuchter doch strahlten! Und dort oben im Festsaal weilte ihr eigener Jens Christian unter Studenten und goldgestickten Lieutenants, unter den hübschen jungen Damen in weißen seidernen Kleidern mit Rosen und Spitzen. Ach, wenn er erst einmal mit Fräulein Lund ver-

heirathet war! Das war eine gute Partie, der Vater war reich, Emma seine einzige Tochter, und das ganze Geschäft würde dann einmal auf Jens Christian übergehen.

Ob er sie dann, seine alte Mutter, zu sich in's Haus nehmen würde? Nein, das that er wohl kaum. Sie hatte nicht die Manieren und das Benehmen, um mit seinen Leuten verkehren zu können. Jens Christian schämte sich ihrer wohl ein Bißchen — das hatte sie in der letzten Zeit wohl bemerkt — und darüber wunderte sie sich auch nicht. Nein, sie war auf ihn deswegen durchaus nicht böse. Herrgott, es mußte ja ein Unterschied in der Welt sein! Er war nun so hoch emporgestiegen, ging vertraulich mit all' den Großen um und kannte Amtmann und Schreiber — aber sie war dieselbe, die sie früher gewesen, die alte unansehnliche Bolette, welche kümmerlich ihr Brod verdiente, indem sie Früchte und Kuchen verkaufte. Wenn er nur nicht ganz seine Hand von ihr abzog, sondern sie hie und da auf ihrer Bodenkammer besuchte, sie bei dem theuren Mutternamen nannte und ihr einige freundliche Worte gab, dann wollte sie schon zufrieden sein. Die Hauptsache war ja, daß es ihm in der Welt gut ging. Was aus ihr, dem alten Gerippe, wurde, das blieb sich schon gleich. Sie war abgenutzt und müde wie ein alter Droschfengaul und würde bald in der Erde verscharrt werden, ohne daß sie Jemand vermissen würde. Die Thränen liefen in der Winternacht still die Backen der Frau Larsen hinab. — Aber die Tanzmusik dort oben klang noch lustiger.

Sie wollte vor dem Local warten bis der Ball zu Ende wäre. Vielleicht bekam sie dann einen Schimmer von Jens Christian zu sehen. Sie hatte ihn noch niemals in Gala gesehen, in Frack und weißem Schlips und Perlkнопfen in den Manchetten — und das wollte sie so gern. Es war ja ihr eigener Sohn.

Wenn Jens Christian hie und da in der Dämmerung zu ihr hinaufgeschlichen kam, geschah es stets nur, um Geld von ihr zu „borgen.“ — Frau Larsen konnte das nicht begreifen. — Wie war es möglich, daß er, der ein so hohes Gehalt in dem Geschäft bezog, der sauer verdienten Schillinge seiner armen Mutter bedürfen konnte? Allein sie hatte nicht den Muth, ihn danach zu fragen. — Sie bemerkte nur, daß er so bleich und angestrengt ausah, daß er in der Noth war — und sie gab ihm Alles, was sie zur Hand hatte, bald zwei Thaler, bald drei, bald fünf. — Eines Sonntag Abends, als sie etwas außerhalb der Stadt zu thun hatte, traf sie Jens Christian Arm in Arm mit einem rothhaarigen, herausgeputzten Frauenzimmer, welches laut und unanständig lachte.

Die alte Mutter schüttelte bekümmert den Kopf. Sollte Frau Diriks Recht haben?

Wieder kam Jens Christian, um von ihr Geld zu „borgen.“ Da er von Kindheit an alle seine Wünsche erfüllt bekommen hatte, glaubte er, die Mutter wäre wohl mit Geld versehen, sie „hätte mehr auf dem

Boden der Kiste, als sie die Welt merken lassen wollte.“ Aber die Mutter hatte diesmal nicht einen Schilling im Hause, er hatte sie völlig ausgezogen.

Jens Christian fühlte sich beleidigt, er warf der Mutter vor, sie liebte ihn nicht, sonst würde sie ihm wohl in seiner Verlegenheit geholfen haben.

Frau Larsen stand einen Augenblick in Gedanken versunken, als wenn sie etwas Wichtiges überlegte, dann öffnete sie die alte birkene Commode mit den vielen kleinen Schubladen und zog ein Sparkassenbuch hervor über das ersparte Geld, welches ihr in Zukunft, wenn sie krank im Bett liegen mußte und nicht arbeiten konnte, helfen sollte.

Dreißig Thaler standen darauf. Das gab sie ihm. Er eilte mit dem Buche fort, ohne ihr einmal zu danken. Aber ein paar Wochen darauf war Frau Larsen nahe daran, wegen restirender Steuer auf ihr Häuschen ausgepfändet zu werden. — Sie hatte nichts, um dieselbe zu bezahlen.

Frau Larsen zerbrach sich den Kopf, wie sie ihre schlechten Finanzen verbessern könnte. Die Einnahme von ihrem Handel genügte nicht mehr. Sie war, um ihrem Sohne zu helfen, bei dem Hörter und Schlächter in Schulden gerathen. Sie mußte etwas Neues ausfindig machen.

Ihre Nachbarin, die alte Waren, welche kürzlich gestorben war, hatte in der letzten Zeit ihren Lebensunterhalt dadurch verdient, daß sie Fischkuchen bereitete und sie in den Schuppen unten am Hafen verkaufte, wo sich die Seeleute aufhielten. Die warmen delicatesen Kuchen fanden immer guten Absatz, das Bier und der Schnaps schmeckten doppelt so gut, wenn man gleichzeitig ein Stück von ihnen abbisß.

Wie wenn sie denselben Erwerb versuchte? Des Tages konnte sie gut bei ihren Körben sitzen und abends ging sie zum Hafen hinunter und bot ihre Waaren den Matrosen feil? Sie konnte ja gut Beides besorgen.

Frau Larsen wurde bald in den Brantweinrampen drunten am Hafen gerade so beliebt, wie es die alte Waren einmal gewesen. Ihr warmer Kübel wurde äußerst schnell seines Inhaltes entleert. Sie nahm bisweilen einen Schnaps, welchen die freundliche Wirthin ihr bot, oder einen Magenbitter, aber niemals ging sie über's Maß hinaus. Die Seeleute hatten darum auch großen Respect vor ihr.

Eines Abends, als Frau Larsen in allen alten Rneipen gewesen, ohne daß der Handel sonderlich ging, und sie noch einige Kuchen in ihrem Kübel übrig hatte, bekam sie die Idee, eins der feineren Cafés in der Seestraße zu besuchen. Vielleicht konnte sie dort den Rest verkaufen? Die wohlgekleideten Herren, welche darin saßen, konnten vielleicht auch Appetit haben auf einen ihrer frischen, nach Cardamome duftenden Kuchen.

Sie trat mit ihrem Kübel in der Hand herein, nachdem sie sich im Vorflur ihrer schmutzigen Holzpantoffeln entleert hatte, und verneigte sich demüthig bei der Thür. Das Café bestand aus zwei großen, hellerleuchteten Räumen, welche ineinandergingen. In dem hintersten waren mehrere jüngere

Herren um ein Billard gruppiert. In dem ersten saßen einige Gäste an kleinen Tischen, tranken Bier und lasen Zeitungen.

Ehe Frau Larsen ihr Anliegen vorbringen konnte, kam ein naseweiser Kellner auf sie zu und wies ihr ohne Weiteres die Thür. Sie mußte wissen, daß man nicht das Recht hätte, sich hier hineinzudrängen, der Wirth hätte alle Bettelei und allen fremden Handel in dem Local verboten.

Frau Larsen begann in ehrerbietigem, ein wenig prahlendem Ton die Güte ihrer Waare anzupreisen. Die Kuchen „zergingen einem im Munde“, jagte sie. „Der Kellner lächelte verächtlich und murmelte etwas wie „Schweine-Fraß.“ Aber Frau Larsen raffte all' ihren Muth zusammen, nahm den Deckel von dem Kübel und bot ihre Kuchen dem Zunächststehenden an. Der Kellner faßte sie nun brutal am Arm, erjuchte sie, sich „davonzuschieeren“ und stieß einige Schimpfsworte über „alte betrunkene Weiber“ aus. Nun wurde Frau Larsen ganz wüthend — sie hatte gerade an diesem Abend einen Magenbitter bei der Wirthin zum „Anker“ bekommen — und sie trat streitbar hervor, setzte den Kübel fort und hielt ihre rothe, große, geballte Faust dem Kellner gerade unter die spitze Nase. Er sollte sich in Acht nehmen, sie zu beleidigen und mit gemeinen Beschuldigungen zu kommen, sie wäre eine ehrliche und solide Frau und keine Säuferin, das möchte er sich merken!

Der Kellner drohte ihr mit der Polizei. Wenn sie jetzt nicht freiwillig ging, würde er den Schutzmann rufen — und diese Drohung wurde von einem Stoß begleitet, welcher sie dazu brachte, gewaltjam gegen den großen Eckstank zu taumeln.

Sie rieb ihren schmerzenden Arm und sah sich nach Hülfe um. Die Gäste des Cafés hatten ihre Zeitungen und ihr Bier vergessen und folgten neugierig dem spannenden Auftritt. „Ergeben Sie sich nicht, Petersen!“ rief ein junger Bursche dem Kellner zu. Er hoffte auf einen Faustkampf! Wie amüsant würde es nicht sein, den kleinen Kellner und das dicke Weib einander in die Haare fahren zu sehen!

War unter den Anwesenden denn nicht einer, welcher ihr half? Sie sah sich wieder um, der Blick verweilte bei jedem einzelnen Gast. Warum sollte sie wie eine Diebin behandelt werden, sie hatte ja nichts Böses gethan.

Aber, großer Gott, sah sie auch recht? War das nicht ihr Sohn, ihr eigener Jens Christian, welcher dort in Hemdsärmeln am Billard stand, das Queue in der Hand. Er war leichenblau, seine Finger umklammerten krampfhaft das Billard-Queue, während er sich so dünn als möglich machte, um unbemerkt zu bleiben.

Sie warf ihm einen langen, langen Blick voll Bitten und Schmerz zu, aber er vermied ihr Auge und wandte sich fort. In demselben Augenblick sank ihre ganze kräftige Gestalt zusammen — es war, als wenn eine Kugel sie mitten in's Herz getroffen hätte — der Kopf fiel nach der Schulter herab, während eine große Thräne langsam über die wetterdurchfurchte Wange hinabließ.

Schnell verließ sie das Café und vergaß in der Verwirrung ihren Rübel mitzunehmen. Der Kellner warf ihr ihre Holzpantoffeln nach.

Jens Christian wollte sie nicht mehr kennen! — Ihr eigener Sohn! — Herr Gott, wie ein Mensch sich verändern konnte! — Daß er sich ein Bißchen ihrer schämte, hatte sie schon lange geahnt, aber sie so geradezu zu verleugnen — so ganz die Hand von ihr abziehen — ruhig zuzusehen, wie sie verhöhnt wurde, — sie nicht im Geringsten gegen all' diese Fremden zu vertheidigen, — sie war doch seine Mutter . . . Hatte er denn keine Spur von Herz? Nein, das hatte er nicht! Er war grausamer, als die wilden Jungen des Raubthiers — denn die liebten doch ihre Mutter . . . Aber er, er! —

Mit unsichern Schritten, wie eine Betrunkene, wanderte sie durch die Gassen, ohne Ziel und Zweck. Bisweilen blieb sie plötzlich stehen und drückte die Handknöchel gegen die Stirn. Es sauste und brauste darin so, als wenn etwas in Stücke gegangen wäre. Der bestimmte Gedanke, nach dem sie rettungsfuchend griff, entglitt ihr und schwebte formlos hinaus wie der Nebel eines Novembertages . . . Wenn sie nur nicht verrückt würde. Sie betete zu Gott, daß er gnädig ihren Verstand bewahren möchte.

Der Regen strömte vom dunklen Himmel hernieder, die Laternen flackerten im Winde und streckten gleichsam hinter ihr die Zunge aus. Unter einem Treppenabsatz lag ein kranker Hund und heulte.

Weinend, unverständliche Worte vor sich himmelmelnd und wie wahn-sinnig mit den Händen fuchend, wanderte sie wie im Traume weiter und kam aus der Stadt heraus, in ein Villenviertel hinein, welches sie nicht kannte. Müde sank sie auf einer Bank nieder. Und nach und nach kam Ruhe über sie.

Ach, sie selbst hatte das verschuldet, nun sah sie es ein — nun, da es zu spät war. Gerade dadurch, daß sie ihm eine höhere Bildung gab, hatte sie ihn von sich entfernt und künstlich eine Kluft zwischen ihnen herausgebildet. Von dem Augenblick an, daß Jens Christian aus dem Kreise von Seinesgleichen herausgerissen wurde und in die „feine“ Schule kam, war er ein ganz anderer geworden, nicht mehr so gut und liebevoll gegen sie, als früher. Warum hatte sie ihm damals auch verboten, mit den Nachbarkindern zu spielen, weil sie schmutzig und barfuß waren? Die Eitelkeit, welche sie selbst bei ihm auf so viele Arten genährt hatte, wurde nun ihre Strafe, ihr Fluch!

Ja, sie war eine liebevolle, aber keine kluge Mutter gewesen. Sie hatte, ohne sich dessen in ihren Gedanken bewußt zu sein, ihn gelehrt, die Leute nach dem Schein, nach der Kleidung, die sie tragen, zu beurtheilen, sich vor den Vornehmen zu beugen und die Armen und Einfachen gering zu achten — und ach, allzu gut hatte er sich diese Lehre eingeprägt und sie ausgeübt.

Wenn sie ihn in den dürftigen Verhältnissen gelassen hätte, in denen er geboren und seine Eltern gelebt hatten, wenn sie ihn niemals aus der Volks-

schule herausgenommen hätte? — Ja, das wäre wohl das Beste gewesen. Frau Diriks' Oaf war jetzt ein tüchtiger Schmiedegeselle, geachtet und beliebt bei aller Welt. Er schämte sich wahrlich nicht seiner Mutter. Jeden Sonntag konnte man ihn mit Frau Diriks untergefaßt gehen sehen. Entweder gingen sie zusammen zur Kirche oder sie wanderten in's Freie hinaus. Und alle Beide hatten gleich vergnügte Gesichter.

Mitternacht war vorüber. Sie fror vor Kälte, erhob sich, schüttelte sich die Regentropfen ab und wandte wieder zur Stadt. Ein Schutzmann wurde auf die wunderliche, nasse und zerzauste Gestalt aufmerksam, er sprach sie an und fragte sie streng, wo sie zu Hause wäre. Schlaf vom Unglück, wie sie war, entsann sie sich im ersten Augenblick nicht ihrer Adresse und gab etwas Unverständliches zur Antwort. Der Polizist wurde in seiner Vermuthung bestärkt, daß sie berauscht wäre und wollte sie mit Gewalt auf das Polizeiamt führen. Aber sie bat so hübsch, daß er sie endlich losließ. Sie hätte keinem Menschen was zu Leide gethan, meinte sie, sie würde schon nach Hause finden, wenn er sie nur in Ruhe ließ.

Mißtrauisch sah der Polizist ihr nach. Und doch war in ihrer bebenden Stimme etwas gewesen, was ihn unwillkürlich gerührt hatte. Die arme Frau, sie mußte viel gelitten haben. — —

Aber seit diesem Tage begannen die Nachbarfrauen über Frau Larsen zu lästern. Es ginge mit ihr zurück, sagten sie. Sie sähe so bleich und schlecht aus, hätte wenig Kräfte, so daß es ihr Anstrengung bereitete, ihre Körbe hin und zurück zu tragen. Die kleine Karen Marie mußte ihr oft dabei helfen. Einige zischelten, Frau Larsen tränke im Geheimen; aber Frau Diriks behauptete, sie litte an der Selbstsucht. Aber die Strafe verdiente sie so hoffärtig, wie sie über ihren vornehmheitskranken, herausgestuften Sohn war, welcher auf der Straße nicht einmal ordentliche Menschen grüßen wollte.

Schüchterne Gerüchte begannen indessen über Jens Christian umzulaufen. Er richtete sich zu Grunde, hieß es, um einer dänischen Sängerin willen. Da gab es große Wagentouren auf das Land, Soupers mit Champagner und kostbare Geschenke von Toiletten und Schmuckstücken.

Wo er das Geld für all' seine Ausgaben herbekam, konnte Niemand begreifen.

An einem Montag war Frau Larsens Platz beim Theater leer. Die Gassenjungen suchten sie vergebens und wunderten sich sehr über die Abwesenheit der „Schnupf-Bolette“. Was konnte das bedeuten? Es war das erste Mal, daß sie an einem Wochentage fehlte.

Jens Christian war arretirt worden. Sein eigener Principal hatte ihn wegen Unterschlagung und Wechselfälschung angezeigt. — Endlich wurde das Urtheil in der Sache gefällt. Es lautete auf ein paar Jahre Zuchthaus.

Der Platz am Theater blieb auch ferner unbesetzt. Frau Larsen lag mit starkem Fieber zu Bett. Der letzte Stoß war zu stark für sie gewesen. — Die kleine Karen Marie pflegte sie in ihrer Krankheit.

Als sie wieder gesund war und mit ihren Körben am Arm sich mager und abgezehrt die Gasse entlang zum Theater schleppte, stand Frau Diriks, wie gewöhnlich, am Fenster. Sie grüßte theilnahmvooll nach Frau Karfen hinunter, deren großes Mißgeschick sie gerührt und die alte Feindschaft in ihrem Herzen verblüßt hatte; aber es kam Frau Karfen vor, daß so viel verborgener Spott und Schadenfreude in ihrem Gruß lag, daß sie ihn nicht erwiderte, sondern verschämt ihre Augen niederschlug. Ja, nun lag sie, wie sie sich gebettet hatte! Sie war auf ihren einzigen Sohn so stolz gewesen, hatte sich gebrüstet und die Nachbarinnen über die Achsel angesehen — und nun saß Jens Christian im Zuchthaus hinter Schloß und Riegel.

Wie oft schlich sie sich nicht Abends mit trauerbeschwertem Herzen um das große graue Steingebäude mit den Eisentrailen vor den Fenstern herum, indem sie darüber grübelte, hinter welchem Gitter ihr Jens Christian saß. — Sie hatte den Aufseher gebeten, ihn besuchen zu dürfen, es war ihr aber verweigert worden.

Dann kam der Weihnachtsabend. In einem kleinen Päckchen hatte sie einige wenige Gegenstände, von denen sie meinte, daß er sie brauchen könnte, eingepackt, ein Stück feine Seife, eine Scheere, einen Kamm, ein Gesangsbuch, ein paar warme wollene Jacken und Socken, welche sie selbst gestrickt hatte, und ein kleines Federmesser, welches er als Junge besessen und welches sie seither aufbewahrt hatte. Sie grüßte den Aufseher und bat ihn, ihrem Jens Christian das Päckchen zu überreichen. Das war ihr geringes Weihnachtsgeschenk für ihn. Der Aufseher prüfte genau den Inhalt des Päckchens, nahm die Scheere und das Messer heraus, da sie als verbotene Sachen betrachtet wurden und versprach ihr, die übrigen Gegenstände dem Sohne zu geben. Mit vielen Danksagungen und Wünschen zum frohen Weihnachtsfest verließ ihn Frau Karfen. Jens Christian blieb also den heiligen Abend, der ihm in den unschuldigen Tagen der Kindheit so lieb gewesen war, nicht ganz allein; eine Erinnerung an das Heim, an die Mutter, an das verschwundene Glück würde ihm Gesellschaft leisten. —

Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Die Strafzeit war vorüber. An einem Vormittag zur Frühlingszeit wurde Jens Christian entlassen. Aber er fürchtete sich die bekannten Gassen bei hellem Tageslicht zu durchschreiten und bat um die Erlaubniß, sich in dem Versammlungszimmer des Gefängnisses aufhalten zu dürfen, bis es dunkel wurde.

Die Mutter hatte an diesem Tage ihre Körbe im Stich gelassen, sie war vom frühen Morgen an zu Hause gewesen und die Nacht vorher hatte sie nicht geschlafen. Nun saß sie am Fenster und wartete auf ihn in furchtsamer Freude, in Angst und in unmuthiger Sehnsucht nach dem Wiedersehen.

Als die Uhr sieben war, klopfte es leise an die Thür.

Jens Christian stand vor ihr.

Herr Gott, wie verändert er war. Sie erbehte am ganzen Körper, als sie ihn sah, stand von ihrem Stuhl auf, sank aber kraftlos wieder

zurück, ihre Lippen bewegten sich, es kam aber kein Willkommengruß über dieselben. Alle Schönheit, auf welche sie so unvernünftig stolz gewesen war, war nun fort. Sein unheimlich mageres Gesicht hatte die trockene gallgelbe Farbe, welche die Gefängnisluft giebt, das Auge war müde und glanzlos, mit dunklen Schatten darunter, die früher so glatte Stirn war voller Falten, und sein hübsches blondes Haar, welches an den Schläfen bereits begann grau zu werden, hatte man in entstellender Weise ganz kurz abgehauen.

Aber dann überwand das starke, unauslöschliche Muttergefühl alle anderen Eindrücke. „Jens Christian!“ rief sie — und in der nächsten Secunde lag er an ihrem Herzen, auf den Knien vor ihr, den Kopf in den Schooß gedrückt, so, wie er oft in den Tagen der Kindheit gelegen hatte, wenn er ihr seine kleinen Sünden beichtete — in den ersten Tagen der Kindheit, als er noch in die Volksschule ging und den Unterschied von Reichthum und Armuth, vornehm und gering nicht kannte.

Ja, nun war er wieder der Jhrige! Vergessen waren all' die dazwischenliegenden Jahre voll eiteler Hoffnungen und großer Leiden. Nun war auch kein Unterschied mehr zwischen ihnen, nun, da er mit Schande bedeckt war, schämte er sich ihrer nicht mehr. Sie war wieder seine einzige Zuflucht, seines Herzens Vertraute, seine alte, liebe, hülfreiche Mutter.

Er drückte ihre alten, Spuren der Arbeit tragenden, Hände in die seinigen, er weinte und flüsterte so viele schöne Gelübde von Besserung in der Zukunft, er wollte ein anderer Mensch werden, sagte er — aber sie konnte vor Rührung kaum ein Wort hervorbringen, und strich ihm nur liebevoll über den mißhandelten Kopf, und ihre strömenden Thränen fielen wie ein warmer Regen auf denselben herab.

„Armer Jens Christian!“

Er bekam wieder seine alte Bodenkammer und schlief diese Nacht zum ersten Mal seit vielen Jahren ruhig wie ein Kind — aber er ruhte ja auch unter dem sicheren Dach der Mutter, mit den von der Kindheit her bekannten Bildern an der Wand.

Am nächsten Morgen fragte die Mutter ihn, was er nun zu thun gedächte.

Er senkte muthlos den Kopf — er wußte es nicht, er hatte nicht an die Zukunft gedacht.

„Du mußt natürlicherweise hier aus der Stadt fort, 'so schwer es mir auch fällt, mich von Dir zu trennen, gerade jetzt, da ich Dich wieder bekommen habe . . . Aber der Sohn der Frau Larsen“ — die Mutter richtete sich stolz empor — „soll hier nicht wie ein Auswurf unter seinen alten Kameraden herumwandern.“

„Wie meinst Du, Mutter?“

„Die Schwalbe“ (das war der Name eines großen Auswandererschiffes) „geht nächste Woche ab; reise mit ihr nach Amerika, Jens Christian! Vielleicht wird es Dir drüben besser gehen —“

„Das möchte ich gern, Mutter, aber wo bekomme ich das Geld her?“

„Das habe ich,“ sagte sie mit berechtigtem Selbstgefühl, ging zur Commode hin und nahm das Sparcassenbuch heraus, welches sie in seiner Gefängniszeit von Neuem gefüllt hatte. „Während Du dort drinnen saßest,“ — sie zeigte in der Richtung nach dem Gefängniß hin — „habe ich gespart und gespart und jeden Schilling beknaufelt.“ Sie reichte ihm das Buch. „Glaubst Du, daß dies genug Reisegeld ist, Jens Christian?“

Es standen fünfzig Thaler darauf.

„Ach Mutter, Mutter!“ rief er zu Thränen gerührt. „Wie soll ich Dir das Alles vergelten?“

„Du sollst drüben wie ein ordentlicher und braver Mensch leben, früh und spät arbeiten und an Deinen Gott und Deine alte Mutter daheim denken. Und kommst Du drüben gut vorwärts, dann schreibe nach mir. Bei der ersten Botchaft komme ich. Ich komme nächstes Jahr zu Dir oder im Jahr darauf, oder noch später einmal. Ich werde schon Geduld haben und warten —“

„Die Schwalbe“ dampfte langsam aus dem Fjord hinaus. Der Himmel war blau und frühlingsslar, die norwegische und amerikanische Flagge wehte von der Mastspitze in dem frischen Nordwind. Die Passagiere standen auf Deck, dicht an einander gedrängt, und grüßten zum letzten Mal mit Hüten und wehenden Taschentüchern ihre Freunde und Verwandten in dem alten Lande.

Auf der Brücke war außer den Abschiednehmenden eine Menge Neugieriger und Gleichgültiger, Lastträger, Gassenjungen, Dienstmädchen, welche empfindungslos für die Wehmuth der Situation, lachten und scherzten und kritische Bemerkungen über die Passagiere machten. Für sie war die Abfahrt eines Auswanderungsschiffes nur eine amüsante Abwechslung in der Einförmigkeit des kleinstädtischen Lebens.

Ein Stück von diesem Haufen entfernt, in einer Ecke der Brücke stand eine alte Frau in verschossenem, carrirtem Zikleide mit einer schwarzen Schürze und einem alten Sonnenhut auf dem Kopfe. Sie starrte dem Schiffe nach, starrte und starrte, während unaufhörlich Thränen über ihre mageren Wangen herabflossen. Und als das Schiff schließlich hinter der hervorspringenden Spitze des Fjälls verschwand, konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Sie zog die alte Schürze vor's Gesicht und brach in ein lautes jammern des Schluchzens aus, welches gar nicht aufhören wollte.

Aber die Gassenjungen zeigten mit Fingern auf sie und lachten. Das war ja die „Schnupf-Bolette.“





Gioseppe Gioacchino Belli.

Ein römischer Dialektdichter.

Don

Josef Schumann.

— Rom. —

Der Fremde, der durch das Studium der Straßennamen seine geschichtlichen Erinnerungen aufzufrischen pflegt oder bereit ist, neue Namen kennen zu lernen, die er zunächst für Localberühmtheiten hält, findet unter den neuen Straßen Roms auf dem rechten Tiberufer eine mit dem Namen Gioacchino Belli. Der erste Vorname des römischen Satirikers, von dem Heyse bereits 1878 30 Sonette übersetzte, war indessen Giuseppe; den Namen Paul Gioacchino legte er sich in seiner Schriftstellerperiode zu, da ihm keiner seiner fünf oder sechs Vornamen genügte. Geboren in der ewigen Stadt am 7. September 1791 als Sohn wohlhabender Eltern, die aber in den Fährlichkeiten der Revolutionszeit und später durch häusliches Unglück ihr Vermögen einbüßten, lernte er in früher Jugend als Doppelwaise das Leben von seiner drückenden Seite kennen, indem er froh sein mußte, im Dienste der Regierung und reicher Herren provisorisch verwendet zu werden. Eine Zeit lang hatte er ein dürftiges Unterkommen in einem Kapuzinerkloster, mußte Privatunterricht ertheilen und Proceßacten abschreiben, 1816 heirathete er eine noch junge reiche Wittve, die ihm von Cardinal Consalvi eine kleine Sinecure auswirkte; er hatte nun Zeit, seine Kenntnisse zu erweitern, lernte lateinisch, französisch und englisch und machte einige Reisen in Italien. 1827 wurde er mit vollem Gehalt pensionirt. 1837 verlor er seine Frau und kam in schlechte Verhältnisse, so daß er Cardinal Lambruschini und Papst Gregor XVI. mit Versicherungen eines loyalen Unterthans und frommen Katholiken um eine bessere Stelle anging. Schließlich brachte er es im Staatsdienst zu einer nach römischen Begriffen der voritalischen Zeit recht einträglichen Stellung in der Verwaltung der öffentlichen Schulb. Nach den von

ihm hinterlassenen Aufzeichnungen war er seit dem Anfang der 20er Jahre der liberalen Sache zugethan. Natürlich mußte er seine Gesinnungen geheim halten und am allerwenigsten hätte er sich zur Vaterschaft seiner politischen Sonette bekennen dürfen. Verschiedene nach Oben keinen Anstoß erregende Sonette declamirte er mit großem Erfolg auch vor Prälaten und Cardinälen. Gedruckt hat er mancherlei, aber nur sehr wenige Sonette in römischer Mundart; etwa 200 derselben liefen handschriftlich um; einzelne der unter dem Volk üblichen Varianten sind treffender als die Lesarten des Dichters. Die erste Ausgabe erschien 1865/66; ein Freund von ihm, Monsignor Tizzani, der auf den Bischofssitz in Terni verzichtet hatte, veröffentlichte mit Anderen 796 Sonette mit jenen Verstümmelungen und Aenderungen, welche die Rücksicht auf die päpstliche Censur gebot. Derselbe Freund hatte der von Belli hinterlassenen Vorschrift, die Sonette nach seinem Tod zu verbrennen, glücklicherweise nicht entsprochen; übrigens hätte Belli von 1849 bis zu seinem am 21. December 1863 erfolgten Tod durchaus die Zeit dazu gehabt, 1869 besorgte Luigi Morandi eine Ausgabe von 30 Sonetten; eine von 200, in die sich etwa 15 unechte unter dem Namen Bellis umlaufende eingeschlichen haben, druckte er 1870 bei Barbèra in Florenz.

Ein bei Perino in Rom erschiener Neudruck ist im Wesentlichen eine fehlerhafte Wiedergabe der ersten Ausgabe 1865/66. Nach dem Fall der päpstlichen Herrschaft kam Morandi in den Besitz sämtlicher Autographen der Sonette und eines Manuscriptes, wie es wohl einzig in seiner Art in der Literaturgeschichte dasteht. Belli hatte außer einer Vorrede und den Daten der Entstehung bei fast allen, sämtliche Sonette mit recht eingehenden sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen, was auch nach der scherzhaften Aeußerung eines verstorbenen Philologen die griechischen und römischen Klassiker hätten thun sollen.

Morandi hat nicht versäumt, noch viele andere Punkte, die zur Verdeutlichung der Situation beitragen, aufzuhellen, wobei es bisweilen sehr mühevoller Nachforschungen bedurft hat. Die erste Gesamtausgabe*) bringt in sechs mäßigen Bänden chronologisch geordnet mehr als 2150 Nummern; der sechste Band enthält diejenigen Sonette, die nicht in Aller Hände kommen sollen, außerdem 13 apokryphe und 20 in italienischer Sprache abgefaßte. Einige Sonette in römischer Mundart mögen verloren gegangen sein; zwölf hat der Herausgeber ausgeschlossen, weil sie nach seiner Ansicht nicht zu der Versicherung des Dichters stimmen, daß er nie habe obscön sein wollen.

Belli war sich der Bedeutung seiner Schöpfungen wohl bewußt. Nachdem er nach und nach seiner Form Meister geworden, sprechen seine Sonette genau so, wie das römische Volk spricht und wie es schreiben würde, wenn es das Schreiben gelernt hätte. Verschiedene seiner Sonette, auch einige seiner schönsten, hätten in jeder Epoche geschrieben werden können und nur der geschulte Philologe hätte vermocht, an der Sprache der Dichtung die Zeit ihrer

*) Città di Castello bei S. Lapi tipografo-editore 1886—89.

Entstehung zu erkennen. Das Auszeichnende Belli's ist, daß er mit vollem Bewußtsein die Epoche widerspiegelt, in der sie entstanden; in diesem Sinne sind sie eine Geschichte der römischen Plebs im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts, wie sie das genaueste Studium in den Documenten nicht deutlicher hervorbringen könnte. Einerseits zeigen sie uns, wie das gemeine römische Volk fühlt und denkt, wenn es unter sich ist und nicht über den beschränkten Kreis der gewöhnlichen Bedürfnisse hinausstrebt; andererseits schildern sie auch die Lage der höheren Klassen, soweit sie das naturwüchsige Urtheil der niederen Stände erreicht. Wie kam nun Belli dazu, seine poetische Thätigkeit so früh aufzugeben? Auch wenn wir keine bestimmten Angaben hätten, das Datum der Sonette belehrt uns, daß die Politik ihm den Mund geschlossen hat. Nach der Wiederherstellung des Kirchenstaates gab es drei Jahrzehnte lang gar kein öffentliches Leben außerhalb der amtlichen Kreise, und nun hatte man nach der Wahl Pius IX. und besonders im Jahre 1848 viel zu viel Politik. Belli war als ein Gemäßigto-Liberaler mit den Ausbreitungen der zur Republik drängenden Radikalen nicht einverstanden. Ueber die Ermordung des Grafen Rossi, den er nicht einmal persönlich kannte, vergoß er bittere Thränen. Ein Freund von ihm erzählt, er habe die Republikaner rothe Jesuiten geheißt. Vom Jahre 1848 haben wir darum kein einziges Sonett; das letzte der Sammlung, vom 21. Februar 1849 ist familienhaften Charakters. So scheint es, kann seine lange vor der Rückkehr des Papstes von Gaeta vollzogene Bekehrung zur Sache der Reaction keinen Schatten auf seinen Charakter werfen.

Belli führt mit einem Schläge die Person oder die Personen des Gesprächs ein, der thatsächliche Vorgang wickelt sich gebührender Maßen ohne Zuthun des Dichters ab. Bei einigen ist zumeist der Schluß des Sonettes epigrammatisch, bei den meisten ist der ganze Verlauf dazu angethan, unser Interesse zu erregen, da wir sehen, daß die Betreffenden selbst in dem Gespräche ganz aufgehen. Entweder sprechen alle Personen die römische Mundart oder die eine spricht italienisch oder etwas, was für italienisch gelten will. Eine beliebte Form ist es, die Reden wiederzugeben, ohne daß wir uns in Folge des gut gewählten Inhalts den Kopf zerbrechen müssen, wie die Rollen vertheilt sind, es heißt einfach: „er sagt,“ wie eben das Volk sich ausdrückt. Besonders schön sind solche Sonette, in denen eine einzelne Person so spricht, daß über die Zwischenreden, die Antworten und selbst die Geberden des Andern kein Zweifel aufkommen kann.

Wer weiß, daß es im römischen Volk außer den Wissen, die von der Staatsverwaltung abfielen und der Fremdenindustrie gar wenig zu verdienen gab, wird sich nicht wundern, daß das Zahlenlotto in unseren Sonetten eine hervorragende Rolle spielt. Von einem Courier, der durch Arezzo geritten, lassen sich die Diener des russischen Gesandten die bereits gezogenen Nummern mittheilen und kaufen eilig alle verfügbaren Loose auf, aber der hat sie schon angeführt, keine ihrer Nummern ist unter den am Morgen darauf ausgehängten (2, 33). Von einem Mönche, der sich durch mehr Wunder als Christus

verrichtet habe, die Heiligsprechung verdient (2, 331), wird das Unmögliche berichtet, er habe einer Frau im Keller drei Nummern gegeben und sie habe eine Quinterne gewonnen. Die Schwierigkeit, gute Nummern zu bekommen, wird oft betont; ein Sonett (2, 218), das uns auch deshalb interessant ist, weil wir seine Entstehung aus einem längeren Gedicht verfolgen können, erzählt, wie man nach Mitternacht nach vorherigem Gebet zur Kirche San Giovanni Decollato wandern muß, in deren Kirchhof die Aufgehängten ihre letzte Ruhe finden. Was man daselbst und auf dem Wege dahin hört, muß in dem Traumbuche nachgesehen werden, wo alle realen und unrealen Dinge ihre entsprechende Lottonummer haben. Man wird auf sich selber böse, wenn man die Sprache des Schicksals nicht verstanden hat und anstatt der gespielten andere Nummern herauskommen, die man von Rechtswegen hätte spielen müssen; man flucht auf die ganze Einrichtung des Lottos und selbstverständlich fehlt es nicht an Zweifeln der Loyalität des Lottounternehmens. Das gewonnene Geld wird an einem Sonn- oder Feiertag alsbald vergeudet. Reichliches Essen und Trinken wäre indessen nichts, wenn man nicht mit Freunden und Freundinnen, alten und neuen, zum Thor hinausführe. Auch läßt man sich nicht zweimal zum Wischen von Wein auffordern, wenn etwas herausgekommen ist. Zu den lebhaftesten Sonetten gehört das „eilige Geschäft“ (4, 324). Der Diener, der einem Anwalt seines Herrn Proceßdocumente zu bringen hat, aber in der Geschwindigkeit mit einem offenerzigen Bekannten ein kleines Gespräch über das Lotto anknüpft, hört die gute Mär, daß der letztere etwas gewonnen und verschiebt um des Trunkes willen seinen dringlichen Besuch auf morgen.

Gegen das Ende der Fastenzeit wurden während mehrerer Katechismusstunden des Nachmittags alle öffentlichen Lokale geschlossen; wenn man nirgends etwas für den Magen bekomme, gehe man zum Zeitvertreib in die Kirche (4, 147). Mit der Religiosität des Volkes sehen wir, ist es nicht weit her, obschon es alle Functionen gewohnheitsgemäß mitmacht und sich fürchtet, auf der Liste derjenigen Excommunicirten zu stehen, die am 25. August am Hauptportal der Kirche S. Borromeo auf der Tiberinsel angeschlagen wurde (5, 164). Der Nachweis, zum Abendmahl gegangen zu sein, wird in verschiedenen Kirchen erworben und gegen Entgelt an Künden und Andere abgetreten (3, 32). Das Fluchen war und ist dermaßen im römischen Volk (und in anderen Theilen Italiens) eingewurzelt, daß alle kirchlichen und Polizeiaacte nichts fruchteten. Noch zu Anfang der 60er Jahre wurde in Terracina ein Gotteslästerer mit dem Maulkorbe öffentlich ausgestellt. 1828 hatte der Cardinal-Erzbischof von Imola gegen die Gotteslästerer verfügt: wenn es ein armer Plebejer ist, werde er zum ersten Mal an die Kirchenthüre gebunden, das zweite Mal durchgepeitscht, das dritte Mal soll er ins Buchtthaus kommen und ihm die Zunge durchbohrt werden. Es ist gewiß aus dem Leben gegriffen, wenn ein Vater u. a. seinem Sohn sagt, sich tüchtig zu wehren, statt eines Diebes deren zwei zurückzugeben, beim gemeinschaftlichen

Trunk den Andern nichts zu lassen und ihm schließlich empfiehlt, da das Christenthum eine gute Sache sei, in der Tasche stets ein geschliffenes Messer und den Rosenkranz zu tragen (1, 73). Die Streitigkeiten und das Vorrecht, bei den Processionen die Fahnen der Bruderschaften tragen zu dürfen, wurden nicht immer mit der Faust allein erliebt, auch das Messer wurde dabei gebraucht. Als nach einem bei einer solchen Gelegenheit vorgekommenen Todschlag das Gerücht umlief, der Papst habe das Mitführen der Fahne verboten, meinte Einer (3, 383), da sei es doch besser, das Allerheiligste wegzulassen. Wenn eine Bruderschaft in einer entfernten Kirche vor den Thoren, etwa zu St. Sebastian ihre Andacht verrichtet, so hat einer der Brüder die keineswegs leichte Aufgabe, für die nöthige Menge an Speise und Trank zu sorgen, wegen deren man es nicht verschmäht, sich an auswärtige Bezugsquellen zu wenden (5, 242). Ueber den Zustand, in dem man heimkehrt, schweigt die Geschichte. Der Rausch ist in Italien keineswegs so selten, als von Nordländern, die im Süden gereist sind, behauptet wird, nur hat der Weinrausch, so lange kein Messer bei der Hand ist, weniger Folgen als der Bier- oder Branntweindrausch. In den Zeiten Bellis war das Weinsälschen noch nicht eingeführt, man schenkte und nicht immer aus demselben guten Faß. Von den zwei Lobgefängen auf den Wein (1, 128 und 5, 397) schließt der erste mit der bei deutschen Romfahrern populären Behauptung: Der Est Est Est ist ein wahres Paradies. Das römische Volk trinkt nicht, um sich seine Sorgen vom Halse zu schaffen, denn es fällt ihm nicht ein, Sorgen zu haben, es trinkt, weil ihm das Trinken schmeckt, auch versucht mehr als Einer, der sich nicht wohl fühlt, durch fortgesetztes Trinken Doctor und Medicin zu sparen.

Belli, der sich mit den von ihm dargestellten Personen identificirt, verdankt seinen Ruhm hauptsächlich seiner Geschicklichkeit, die Dinge von ihrer lächerlichen Seite zu zeigen, allein er hat auch als wahrer Dichter von Gottes Gnaden die Gabe, die Dinge in ihrer Gegenständlichkeit zu sehen und ohne den Anspruch, unser Urtheil beeinflussen zu wollen, zwingt er uns seine Anschauungen auf. Zwei der dem Erdbeben gewidmeten Sonette (das Sachregister im ersten Band erleichtert die Auffindung der behandelten Gegenstände) sind von einer Klarheit in der Darstellung der Vorgänge, wie wir sie von einem Professor der Physik nicht besser erwarten; in einem dritten, in dem der Satiriker erwacht, ruft die erschreckte Frau eine Nachbarin mit den Worten an: Macht auf, o Gott, die Lampe läuft über.

Wenn die Madonna der Minerva sich nicht der Sache annimmt, wird heuer gar nichts wachsen, in der Campagna ist allgemeines Beflagen, da die Pferde, die Ochsen und die Schafe verdürsten (4, 88). Was umgekehrt andauernder Regen ist, könnte man bei einiger Fähigkeit der Phantasie aus dem Sonett 2, 71 lernen, daß wir dem ebenfalls sehr gelungenen, mit einem Anhang versehenen (2, 416) vorziehen. „Das gute Wetter“ nebenan nimmt sich beinahe so fröhlich aus, wie in der Wirklichkeit.

Wie drückend der Sommer in Rom sein kann, zeigt uns das Sonett 2, 420; die Wirkung des Winters, wenn der Triton des Springbrunnens auf Piazza Barberini seine Eisperücke aufsetzt, findet man zwei Seiten vorher. Man sieht, wenn Belli sich vornahm, gewisse Naturerscheinungen oder was ihn sonst anregte, zur Darstellung zu bringen, befriedigt er seinen poetischen Drang an demselben Tag oder bald darauf; andererseits kommt öfters nach Jahren erst zu einem bereits fertig gestellten Bilde das Gegenbild.

Eine besondere Klasse von Genrebildern schildert die verschiedenen Berufsstände. In Erinnerung, daß die Satire gegen den Clerus Jahrhunderte alt ist, halten wir es nicht für nöthig, die vielfachen Auslassungen Bellis oder vielmehr der Tausende von Römern, deren Wortführer er ist, gegen die Welt- und Klostergeistlichkeit anders als im Vorübergehen zu erwähnen. Bekanntlich lag die gesammte Verwaltung des Kirchenstaates in den Händen von Geistlichen; sogar die Anwälte trugen geistliches Gewand. Wer sich über die Förmlichkeiten und Kosten eines Reisepasses unterrichten will, lese Band 4, 309 nach, erinnere sich jedoch, um nicht ungerecht zu sein, der Sitten und Gebräuche im vormärzlichen Deutschland. Original dürfte sein, daß 1829 einer armen Frau aus Recanati der Heimat Leoparbis der Aufenthalt in Bologna unter sagt wurde, weil der dortige Cardinal-Legat, derselbe, der später in einem öffentlichen Schriftstück alle Liberale kurzweg Diebe hieß, verordnet hatte, im Interesse des einheimischen Dienstpersonals dürfe niemand von auswärts angenommen werden. Die erste Eisenbahnstrecke im Kirchenstaat, nämlich die von Rom nach Frascati wurde im Jahre 1857 eröffnet. Um einem anerkannten Privatunternehmen nicht zu wehe zu thun, nicht etwa um die Pferde zu schonen, hatte man unter dem vorhergehenden Pontificat Gregor XVI. den Vetturini verboten, mehr als eine gewisse Strecke im Tage zurückzulegen. J. B. zwischen Rom und Ascoli Piceno, wohin man in zwei Tagen hätte kommen können, mußte man sechs Tage unterwegs sein; zu den 10 Wegstunden von Viterbo nach Rom mußte man zwei Tage brauchen; sonst zahlte der Kutscher 10 Thaler Strafe und bekam achttägiges Gefängniß.

Die Droschken-Kutscher der ewigen Stadt (auch heute noch ein des Studiums würdiger Typus) zogen das Wasser auf ihre Mühle und hielten eine in der ersten Zeit Pius IX. geplante Verminderung der Feiertage für einen Jacobinerstreich, denn der Festtag sei für die Kutscher, was für die Pfarrer die Epidemie (5, 357). Ueber die Fremden machen sie sich lustig, als ob dieselben taub wären, oder kein Wort Italienisch verstünden. Die neu anlangenden Milorbi, deren Sparsamkeit ihnen verhaßt war, hielten sie für Narren, die nicht wüßten, wen und was sie bewunderten. Der Kutscher ist verständiger als all die Engländer, die es so eilig haben, die Gemälde Raphaels zu betrachten und zu bewundern, das Verdienst ist des Farbehändlers, der ihm die guten Farben verkauft hat (2, 244). Und warum fahren sie den weiten Weg zum Wasserfall bei Terni: wegen des bischen Wassers? wenn es wenigstens Wein wäre. (3, 163).

Belli ist im Laden und in der Werkstatt zu Hause. Dem Schuster, der einem Kunden die engen Stiefel aufschwächt und einem andern beweist, daß die Halbstiefel nicht zu weit sind, glauben wir im Leben begegnet zu sein. Ein anderer Jünger Crispins ist gegen die Unsitte des Wagenfahrens. Die anderen Thiere haben ja auch kein Cabriolet; wenn er auch nur drei Tage Papst wäre, würde er schon die Sänften bei Todesstrafe verbieten. Alle müßten zu Fuß gehen und Schuh und Stiefel zerreißen (2, 395.). Prächtig ist der Hutmacher, der gar nicht mehr weiß, wo der bestellte Hut hingerathen ist, aber verspricht, ihn am nächsten Morgen nach Hause zu schicken; verlassen Sie sich darauf, als ob sie ihn schon auf hätten. Der Dofenhändler macht dem weitgereisten Herrn, der so gut zu wählen wisse, sein Compliment: Material und Form seien gleich vortrefflich, im schlimmsten Falle sei er immer da. Und im Sonette nebenan erinnert er sich nicht mehr, die Dose verkauft zu haben, der Kunde habe sie wahrscheinlich fallen lassen. Die Dose war fehlerlos, wer kaufen will, muß die Augen offen halten, die Welt ist nicht für die Dummen geschaffen; die Waare, die aus dem Laden fort ist, nehme er nicht wieder (5, 75). Dem Maurermeister ist die Entdeckung des Blitzableiters eine Sünde gegen die Natur; der Matrazenmacher bringt eine oder zwei Wanzen hinein, damit man ihn bald wieder rufen müsse. Der gemüthliche Zinngießer hat die richtige Liebe zu seiner Arbeit, die ihres Gleichen nicht in der ganzen Stadt finde; der Käufer soll sich nur anderswo umsehen und ihm bei gleichem Preis den Vorzug geben. Ein Krämer im Kaffeehause giebt sich die größte Mühe, daß man ihm etwas zulege, will aber auf alle Fälle etwas Geld lösen; Gott weiß, um wie viel es zu theuer ist, aber die Bitte, nicht weiter zu erzählen, wie wenig er bezahlt hat, muß die Kinder in Sicherheit wiegen. Wie der Hausfrevler von den Spitzbuben Kaufleuten in den Läden spricht, sein Christenthum betont, da der Jude nur Schund verkaufe, der Preis überführe den letzteren, das ist aus dem Leben gegriffen und aus einem Gusse dargestellt. Nicht übel ist der Vorschlag des Speisewirthes, der sich über den verringerten Verdienst in der Fastenzeit ärgert, der Cardinal-Vicar sollte lieber anstatt des Verbotes der Fleischspeisen den dritten Theil des Rosenkranzes beten lassen. Der Weinwirth hingegen ist durchaus für die Fastenspeisen eingenommen; wenn er Priester wäre, müßte man das ganze Jahr Salzische essen, das wäre ja auch im Interesse der Weinbauern. Das Sonett „Domenica beim Gemüsegärtner“ zeigt die Magd, die sich die Lunge herausredet, um für 10 italienische Pfennige (= 8 deutschen) wenigstens so viel Salat zu bekommen, daß man ihn auch sieht, wenn er gepunkt ist. Die Ruhmredige, die sich nie anführen läßt und stets billig einkauft, wobei die Versicherung des Verkäufers, nichts zu verdienen, nicht fehlen darf, ist meisterhaft gezeichnet (3, 306).

Wenn wir uns nicht selbst bedienen können, bedürfen wir gut geschulter Hülfe. Belli lehrt uns die römischen Diener in den großen Häusern kennen, zunächst den „Decan“, den ältesten Diener, der nicht wenig darauf stolz ist, daß er im Vorzimmer die Befehle der Herrschaft erwartet, deren Gespräche

er erforderlichen Falls belauscht, um sich danach zu richten und es jedem in der Familie zu Dank machen zu können. Er weist nicht nur den anderen Dienern die Geschäfte zu, hält das Register der Besucher in Ordnung, schweigt und lügt als Mitwisser „discreter“ Geheimnisse seiner Herrschaft, sondern merkt sich auch diejenigen Besucher, die kein Trinkgeld geben, sehr gut, um sich bei der nächsten Gelegenheit zu revanchiren, z. B. eine Bestellung nicht auszurichten. Nicht umsonst heißt man höflicher Weise auch die gewöhnlichen Diener Decane. Der Kutscher hält sich selbstverständlich für besser als die gewöhnlichen Livreebedienten, die auf der faulen Bank sitzen, verfängliche Dinge mitansehen, wenn nicht gar begünstigen, dem Herrn die Stiefel ausziehen müssen, während er die edelsten Thiere der Welt leitet und das Leben seines Herrn in der Hand hat (2, 232). Es ist künstlerisch gar kein übles Bild, wenn er bei Regen und Kälte auf den Schluß des Theaters wartet, in dem seine alte Herrin sich belustigt, während sie, wie er meint, zu Hause im Spiegel sehen könnte, daß man mit weißen Haaren auf die Vergnügungen der Welt verzichten soll. Viel harmloser ist der Koch, selig im Bewußtsein, daß Latein, Mathematik, Juss, Medicin nur albernes Zeug sind, am Herd allein zeige sich das Talent. Als sein früherer, so beliebter Herr keinen Koch mehr hielt, blieb ihm auch nicht ein einziger Freund treu. Häufig ist die Klage, daß der schwere Dienst, da jeder seine besonderen Bedürfnisse habe, ohne Unterbrechung fortgehe, man könne sich nicht einmal ausschlafen und bekomme nur die Ueberbleibsel vom Essen. Die löbliche Gewohnheit, der Dienerschaft Legate auszusetzen, stachelt die Neugierde, nach Eröffnung des Testaments zu erfahren, wie viel es eigentlich sei. Hätte der außer dem Hause schlafende Diener des Prälaten, der ihm in jeder Krankheit eine Pension verspricht, das Geld, um seine Hausmiethe zu bezahlen, würde er vielleicht nicht um den Tod seines Herrn und künftigen Wohlthäters beten (2, 384).

In den Großstädten kommen wir nachgerade dazu, die Namen unserer Nachbarn erst aus der Localchronik zu erfahren, wenn nämlich irgend etwas in unserer unmittelbarsten Nähe vorgefallen ist. Die moderne Gesundheitslehre mag immerhin jeden Tag deutlicher lehren, wie sehr wir von dem guten Willen, von der Reinlichkeit und von der musikalischen Begabung der Nachbarn und Mitbewohner abhängen. Schon Belli läßt eine unglückliche Frau erfolglos auf die Polizei gehen, weil ein Er vom frühesten Morgen an bis spät in die Nacht sein Wohlgefallen an seiner häßlichen Singstimme an den Anderen ausläßt; auf der Polizei sagt man, er sei bei sich zu Hause. Und diejenigen, die über unseren Köpfen hüpfen und tanzen und weil sie so gut wie wir die Miethe bezahlen, keine Rücksicht kennen! Nicht zu sprechen vom Rauch, der aus der Küche unter uns kommt. Gleich ein paar Rachen der Nachbarin kommen ungerufen in die Wohnung, belustigen sich, als wären sie vom Porzellanwaarenhändler angestiftet, verunreinigen die Betten und zertraben sogar das Kind. Da kommen wir noch besser mit der unpünktlichen Nachbarin aus, die ohne unsere Hülfe gar nicht kochen könnte; leih-

weise erbittet sie sich hintereinander ein Töpfchen, ein wenig Peterfilie, ein bißchen Gewürz, eine Pfanne, ein Stückchen Knoblauch, ein wenig Speck und ein Tröpfchen Wein (4, 302).

Wenn wir uns recht erinnern, erzählt nur ein Sonett in drei Tempi, wie er ihr aufpaßt, sich erklärt und sie heirathet. Wie sich hingegen die Mädchen und die Wittwen ihre Anbeter beneiden, ist wiederholt dargestellt. Mannigfaltigkeit und Kraft der dabei gebrauchten Schimpfwörter muß im Original studirt werden. Einmal ist das letzte Wort der Erzürnten: dich heirathet nicht einmal der Teufel, ein anderes Mal: um dich zu heirathen, muß man einen Magen haben wie ein Arzt, ein drittes Mal: der Ihrige sei gewiß nicht schwindstüchtig, nur die Wuth, ihn nicht haben zu können, mache die Andere so reden, sie habe sich ihn mit aller Vorsicht ausgewählt, er habe die Kraft, Samson zu Boden zu strecken. Mergerlich ist es, wenn der Geliebte immer den Tag der Hochzeit hinauschiebt. Noch ärgerlicher, wenn andere Mädchen das Glück haben, tüchtige und wohlhabende Männer zu finden und die eigene Tochter Keinen zu fesseln weiß. Zum Glück giebt es Mütter, welche die nöthige Initiative haben. Man vergleiche z. B. die Lobpreisung der Tochter und die Frage an Sor Piuccio, wann er heirathen wolle (5, 420). Das Mädchen mag über die Versprechungen des Künftigen glücklich sein, auch wenn seine Einnahmen ganz bescheiden sind; die Mutter wehrt sich gegen den mittellosen Freier, dessen Familie nicht einmal Leintücher im Bette habe. In der Ehe des römischen Volks geht es nach Belli sehr positiv zu. Wenn sich die Frau, welcher der Mann seit langer Zeit keinen Pfennig mehr gegeben hat, einen aushelfenden Freund zulegt, so ist dieser meistens höflicher als der Eheherr und sie spricht bisweilen mit Freundinnen recht offenherzig von diesem Verhältniß. Die Untreue des Weibes, das größeren Luxus treiben will, als die Einnahmen des Mannes gestatten, schildert Belli nicht minder als die Erbärmlichkeit des zufriedenen Hahnreiß. Eine Frau spricht klar mit einem Mädchen, das mit ihrem Ehemann kokettirt, eine andere oder auch dieselbe mit ihrem Ehemann selbst, sie wolle nicht vor Langerweile sterben; mit dem Offengesicht einer Freundin habe er Zeit, spazieren zu gehen; wenn er mit ihr gehen solle, habe er immer Geschäfte; sie sei zu jung, um ein solches Leben zu führen. Nach dieser drohenden lernen wir eine verzweifelte Gattin kennen, die hilflos und arm zu Hause sitzt, während er mit Freunden im Wirthshaus esse und in's Theater gehe; sie wolle lieber sterben als so leiden; warum habe sie ihrer Mutter, die Alles vorausgesagt habe, nicht gefolgt (4, 325). Pathetisch ist die Klage der „Frau des Spielers.“ Seitdem ihn der Spielteufel erfaßt, habe er nicht nur ihre Mützigkeit verthan und das ganze Haus geleert. Zu ihrem Schrecken ist er jüngst ohne Jacke nach Hause gekommen und sie ist schwanger, womit soll sie ihr Kind wickeln? Und wieder ist es die Rücksicht auf das Kind, mit der die erschreckte Frau den wüthenden Mann, der mit einem Messer davon eilen will, zurückzuhalten versucht, damit das lieblich schlafende

Kind beim Aufwachen den Vater nicht vermisst (4, 109). Wenn die Frau nicht geduldig ist und ausgebeht, so giebt der Mann wohl zu, daß er ihr im Reden nachsteht, kündigt ihr auch nach Verlauf von so viel Zeit, als man zu einem Erbe braucht, die kommenden Folgen, Prügel an. Sie antwortet ihm dann bisweilen mit einem Teller in's Gesicht und verlangt Brod, wenn nicht für sich, für die armen Kinder, die vor Kälte und Hunger zu Grunde gehen.

Wer an der Hand der Belli'schen Sittenschilderung über die römischen Frauen aburtheilen wollte, untersuche vorher etwas genauer, was sie als Mütter sind — der Ankläger Belli wäre hier ein Bewunderer, wenn er eben nicht sein Urtheil verbürge. In seiner Objectivität hat er jene Frau nicht vergessen, die keine Kinder will, zuerst weil ihr Schwangerschaft und Entbindung nicht recht ist, sodann weil die Kinder so viele Arbeit machen und Schrecken verursachen, schließlich weil die Töchter gefährliche Wege einschlagen und die Jungen Taugenichtse werden (2, 411). Man betrachte die Sonette 4, 310/311, wie die Mutter ihr Kind bewundert, das vor der Familie seine erste Geschicklichkeit zeigt; wie geduldig ist sie, obschon sie der Last des Stillens fast erliegt. Eine andere Mutter ist ganz vergnügt, daß ihr noch nicht 2½-jähriger Knabe, den sie übrigens noch trinkt, schon fluchen kann, wie ein Erwachsener, auf der Straße die Kiesel herauszuziehen sucht und alle Hoffnung giebt, er werde f. Z. der ganzen Nachbarschaft zu thun geben.

Hochberühmt ist „Die Bettlerin“ mit ihren nackten Kindern, deren Vater im Spital liegt, während sie selber unter der Bank eines Verkäufers im Freien schlafen müssen (2, 116). „Die Wittve mit sieben Kindern“, von denen übrigens eins gestorben ist, berichtet mit Ergebenheit, was sie alle treiben; dem Jüngsten, der in die Schule geht, ist eine ganze Strophe gewidmet, sie selbst sticht Strümpfe, bis ihr die Mutter Gottes weiter hilft.

Man hält die Kinder zur Wildthätigkeit an; das römische Volk ist allem Anschein zum Troß äußerst gutmüthig. Die Väter sind meistens rauh und lassen sich von Niemand in die Erziehung hineinreden; es ist ihr Blut, jagen sie von ihren Kindern. — Unfeine Worte vertragen sich mit stolzer Gefinnung; es ist für sie und ihre Nachkommenschaft ein Ruhm, Römer zu sein, wenn auch sie keinem Kritiker Rechenschaft über die Bedeutung der ewigen Stadt geben können. Belli zeigt uns mehrfach, wie ungezogen die Kinder sind, sie klettern, wohin sie nicht sollen, sind unfolgsam, wollen nicht die Suppe essen, benehmen sich bei Tische gar zu schlecht, nicht einmal während des Rosenkranzes können sie sich ruhig verhalten; die Mutter schämt sich vor den unten wohnenden Nachbarn, die mittelst eines Stockes an den Plafond schlagen, um zur Ruhe zu gemahnen; die Furcht vor dem abwesenden Vater hält sie nicht mehr im Zaum, man brauchte die Geduld eines Heiligen; Christus nehme euch alle zu sich, ruft die gute Mutter voll Aetger, aber welche Besorgniß hat sie, wenn die Kinder krank sind oder auch nur weniger gut aussehen, man lese z. B. das Sonett: „Die Mutter des Jägers.“



Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

Paul Lindau.

II.

Dem jungen Ferdinand Lassalle war durch seine bösen Schülerstreiche der Aufenthalt in Breslau vollkommen verleidet, und sehr wider den Willen seiner Eltern, die den ungewöhnlich befähigten Knaben studiren lassen wollten, ging er mit endlicher Zustimmung seines Vaters Anfang Mai 1840 nach Leipzig, um auf der dortigen Handelsschule, die officiell „Deffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig“ heißt, sich zum Kaufmannsstande vorzubilden. Sein Vater hatte ihn nach Leipzig begleitet und ihn dort bei Karl Gottlob Hander, dem Director einer Privatschule, in Pension gegeben. Das Haus lag damals noch „vor dem Thore“ in der Ostvorstadt. Inzwischen ist da die Nürnbergerstraße angelegt, und auf dem Grunde des alten Hauses ein anderes erbaut worden (Nr. 11 der genannten Straße). Hander unterhielt in der innern Stadt, in der Universitätsstraße, in dem sogenannten Paulinum, einem academischen Gebäude, eine Privatschule, aus der später das Reichmann'sche Institut hervorgegangen ist, das heute noch besteht und von Kindern der besten Familien besucht wird.

In der ersten Zeit fühlte sich Ferdinand bei seinem Hausvirth und in dessen Familie überaus wohl. Er findet nicht genug Worte des Lobes für die lebenswürdige menschenfreundliche Art, mit der ihm Herr und Frau Hander entgegenkommen. Aber dieser freundliche und friedliche Zustand währt nicht lange. Schon am 7. Juli schreibt er von seiner Pensionsmutter: „Das Blatt hat sich schrecklich gewendet. Um einer Kleinigkeit

willen zankt sie, heßt ihren Gemahl auf mich. O Weiber, Weiber, wer kennt euch! Ich war so gut!" Und fünf Monate später, Anfang December, spricht aus seinen Aufzeichnungen geradezu glühender Haß gegen die einst so verehrte Frau Wirthin. Er nennt sie eine „wurmfstichige, verblühte Roje von der Centifolienart" und macht dazu den Wortwitz: „cent folies, hundert Dummheiten" seien ihr zu eigen; aber sie sei noch schlechter als dumm. Und auch Rector Hander selbst wird von dem jungen Menschen in verächtlichster und wegwerfendster Weise behandelt.

Noch schlimmer gestaltet sich sein Verhältniß zu den Lehrern der Handelschule. Die öffentliche Handelslehranstalt wurde durch die Kramerinnung, einer seit 1477 bestehenden, im jüngsten Jahrzehnt aber aufgelösten Corporation, im Jahre 1831 ins Leben gerufen. Sie steht also jetzt im sechszigsten Jahre ihres Daseins. Das Schulgebäude war von 1832 bis 1890 das Haus am Königsplatz Nr. 10. Neuerdings ist die Anstalt in ihr neues prächtiges Heim an der Löhrstraße, unweit des alten Stadttheaters, übergesiedelt. Nach Auflösung der Kramerinnung übernahm die Handelskammer die Unterhaltung und Fortführung der Handelslehranstalt. Der Schulvorstand wurde gebildet durch die Vorsteher der Kramerinnung, die „Herren Kramermeister," ferner „die Handlungsdeputirten" als Vorstände der Kaufmannschaft und den Director.

Es versteht sich, daß Lassalle auch jetzt wieder behauptet, das Opfer der auserlesenen Bosheit von Seiten seiner Lehrer zu sein. Er leidet beinahe an einer Art von partiellem Verfolgungswahnsinn. Er ist immer im Recht, die Lehrer haben immer Unrecht. Das Schauspiel aus der Breslauer Secundanerzeit wiederholt sich hier, nur noch in sehr verstärktem Maße. Namentlich auf den Director Schiebe hat er es abgesehen. Er bezeichnet ihn als unfähig, kriechend, unwürdig, grob, rachsüchtig, feige, kurzum als Muster des Pädagogen, wie er nicht sein soll. Er haßt diesen Director Schiebe aus vollem Herzen, und gerade wie früher verschwört er sich auch hier hoch und theuer, an seinem Feinde dereinst Rache zu nehmen.

Die sehr einseitige Schilderung, wie wir sie in den Aufzeichnungen des mißvergnügten Handelschülers finden, stimmt nun allerdings keineswegs überein mit dem Andenken, das der im Jahre 1851 in seiner Vaterstadt Straßburg im 72. Jahre verstorbene August Schiebe bei Allen, die ihn näher kennen gelernt haben, hinterlassen hat. Schiebe wird als ein wohlwollender, gerechter, tüchtiger und gelehrter Mann gerühmt. Er hielt streng auf Disciplin. Dem Collegium des Schulvorstandes, den Kramermeistern und Handelsdeputirten gegenüber wahrte er seine Directorenrechte mit großer Entschiedenheit. Er ist der Verfasser einiger tüchtiger handelswissenschaftlicher Schriften. Daß er Lassalle nicht leiden konnte, wollen wir gern glauben. Und von einem noch lebenden Lehrer aus derselben Zeit ist unserm Gewährsmann, Herrn Dr. Whistling in Leipzig, bestätigt worden, daß Director Schiebe Lassalle besonders scharf in den Zügel zu nehmen be-

liebt habe. Lassalles keckes Auftreten veranlaßte ihn oft in der Lehrer-Conferenz zu herber Kritik. Er nannte in seiner derben Art Lassalle einen unverkämten Lämmel. Lassalle war nun wirklich ein sehr unbequemer und schlechter Schüler. Sein Hauswirth Hander schrieb in der That an den alten Lassalle nach Breslau: Ferdinand wäre vorlaut, naseweis, lüderlich und anmaßend. Lassalle giebt das mit großer Objectivität wieder und macht dazu die lakonische Bemerkung: „So mache ich also meinem Vater noch immer keine Freude.“ (5. Juli.)

So wenig schmeichelhaft das Hander'sche Zeugniß über den Handels-schüler ist, so zutreffend scheint es zu sein. Gerade wie in Breslau bummelt er auch in Leipzig, und gerade wie dort leidet er auch hier an chronischem Geldmangel. Er macht wieder seine kleinen Tauschgeschäfte, verkauft seine Bücher und contrahirt Schulden. Besonders wird der Schneider eines seiner Freunde besteuert, von dem er sich von Kopf bis zu Fuß neu einkleiden läßt, denn er legt Werth darauf, anständig auszugehen.

Das übertriebene Selbstgefühl des jungen Burischen erstarkt immer mehr. Er nennt es den „schönen, festen Glauben an mich.“ Er vergleicht sich mit dem todtten Adler, der auf dem Felde liegt, und dem Raben, Eßtern und sonstiges verächtliches Geflügel — darunter sind nämlich die Lehrer zu verstehen — die Augen auspicken und das Fleisch abnagen. Aber er fühlt dann neues Leben in sich und erhebt sein rauschendes Gefieder. „Krächzend entflohen die Raben und Eßtern, ich aber schwang mich auf zur Sonne.“ (11. März.)

Wegen seines ungehörlichen Betragens wird er in der Schule mit den härtesten Strafen belegt. Er wird vor das Gesamtcollegium, die Synode, geladen und erhält drei Wochen Hausarrest. Die Lehrer wüthen in ihm einen gefährlichen Menschen. Der Director erklärt, daß er nur auf die Gelegenheit warte, um diesen bedenklichen Cumpfan, der die Disciplin der Schule untergrabe, zu ermittiren. (22. März.)

Der junge Lassalle, der immer mit dem Munde vorweg war, wird natürlich von seinen Mitschülern dazu ausersehen, einem scheidenden Lehrer im Namen der Klasse einige Worte des Dankes und des Abschieds zu sagen. Lassalle hat keine Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Er spricht aus dem Stegreif, und er macht, wie aus seinen Mittheilungen hervorgeht, auf die Klasse und auch auf den Lehrer einen tiefen Eindruck. Das Datum des 19. December 1840 ist in der Biographie Ferdinand Lassalles festzuhalten, denn an diesem Tage hat er seine Jungfernsrede gehalten.

Der eigenthümliche Zug im Charakter Ferdinands, von dem wir schon in seinen Breslauer Aufzeichnungen verschiedene Zeugnisse aufzuführen hatten: das leidenschaftliche, wahrhaft unheimliche Verlangen, Diejenigen, die ihm weh gethan haben, bis zur Vernichtung zu verfolgen, entwickelt sich mit der Zeit immer mehr und mehr. Mit „Flammenschrift“ will er unauslöschlichen Haß in sein Inneres eingraben; er will heiße Rache nehmen und

schwört es „bei Gott und dem Teufel.“ (8. Juli.) Wenn er sich nicht rächt, will er verdammt sein so lange er lebt. Mit alttestamentarischer Verebtsamkeit bekräftigt er an einer andern Stelle seine Rachegeübde: „Keine Freude möge mich erquicken, kein Lächeln meine Wange berühren, kein Trost mir im Unglück bleiben. Ich will verflucht sein in den tiefsten Abgrund der Hölle, kein Sonnenstrahl möge mich erfreuen, keine Hoffnung mir werden im Unglück. Verachtung sei mein Loos hienieden, und drüben treffe mich die Strafe des Meineids.“

Leidenschaftlicher als je regt sich in ihm der kampfesmuthige Jude, der seinen ungerechten Bebrückern und Verfolgern gegenüber mit dem Schwerte in der Hand sich seine Rechte erkämpfen soll. Seiner Meinung nach hätten die unglücklichen Juden von Damascus die Stadt an allen Ecken anzünden und den Pulverturm in die Luft sprengen sollen, um sich mit ihren Peinigern zu tödten. „Feiges Volk!“ ruft er aus, „Du verdienst kein besseres Loos! Der getretene Wurm krümmt sich, du aber bückst dich nur tiefer! Du bist zum Knecht geboren!“ (21. Mai 1840.) Daß man mit den Beschuldigungen auftritt, die Juden brauchten zu ihrem Osterlamm Christenblut, scheint ihm anzudeuten, „daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der That durch Christenblut uns helfen werden.“ (30. Juli.)

Während seines Aufenthaltes in Leipzig überfiel den jungen Lassalle oft ein starkes Heimweh, eine mächtige Sehnsucht nach den Seinigen. Die liebenswertheste Einzelheit im Charakter Ferdinand Lassalles ist seine echte und innige Liebe zu den Seinigen, besonders zu seinem Vater. Er, der keine Autorität respectirt, spricht von seinem Vater immer nur in den Ausdrücken der tiefsten Ehrerbietung und der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Wenn er einen dummen Streich begangen hat, so quält ihn das nur seines Vaters wegen, und nur der Gedanke, daß er seinem Vater Kummer bereiten werde, hält ihn von noch dümmeren ab. Die oft recht häßlichen Dissonanzen, die in diesen Aufzeichnungen angeschlagen werden, klingen schließlich immer verfühnlich aus in die reinen Accorde der Kindesliebe, der Liebe zu seinen Anverwandten. Auch mit seiner Schwester Friederike hat er sich völlig ausgesöhnt, und ein vollkommener Umschwung ist in seiner Stimmung zu Gunsten des Bräutigams Friederikens, seines Veters Ferdinand Friedland, eingetreten. Jetzt hat er für Friedland nur noch Ausdrücke der wärmsten Anerkennung, ja Bewunderung darüber, daß dieser so gefeierte Mann die großen Verhältnisse der französischen Hauptstadt verläßt, um sich aus dem „tristen Breslau“ seine Braut zu holen.

Auch für schwärmerische Jugendfreundschaft bleibt Ferdinands Herz warm und empfänglich. Der Verkehr mit seinem besten Freunde Isidor Gerstenberg hat sich zwar durch die örtliche Trennung etwas gelockert, aber die Gefinnungen sind die alten geblieben. Hier in Leipzig schließt er sich besonders an Wilhelm Becker an.

Ernst Johann Wilhelm Becker gehörte zur Lehrlingsabtheilung der

Handelslehranstalt. Als Lehrling beziehentlich Volontair war er im Geschäft eines Espebiteurs angenommen. Becker's Eltern waren wohlhabende Leute in Berlin. Der Vater hatte wohl ein Bankgeschäft. Der junge Mann verfügte über reiche Mittel, konnte sich also allen Comfort gönnen und noble Passionen, wie Reiten und dergleichen, pflegen. Er ließ denn auch in Gesellschaft Lassalles und Zanders viel Geld draufgehen. Director Odermann erinnert sich Becker's als eines recht leichtlebigen Jünglings, der sich z. B. nicht bedachte, einen eben mit großen Kosten angeschafften Frack sehr bald für einen Spottpreis an einen Tröbder zu verkaufen. Also auch ein „Berliner Windjack“, wie Director Schiebe sich gern ausdrückte.

Außer an Wilhelm Becker hatte sich Lassalle noch besonders an Robert Zander angeschlossen, der vor einigen Jahren in Oesterreich gestorben ist. Dieser Freund Lassalles war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Kramers, der in „Hohmanns Hof“, einem stattlichen Grundstück in der Peterstraße, sein Geschäft hatte. Robert führte seine Freunde Lassalle und Becker in seine Familie ein. Roberts Schwester, Rosalie, war Lassalles erste Schülerliebe, während Wilhelm Becker für die andere Schwester, Antonie, schwärmte. Lassalle schrieb an Rosalie Zander zahlreiche Briefe und widmete ihr Gedichte. Die Briefsammlung fand sich noch beim Tode Rosaliens vor, wurde aber dann vernichtet. Lassalle hat das Andenken an die Familie Zander bis in seine letzten Jahre bewahrt. Noch bei seiner letzten Anwesenheit in Leipzig stellte er Nachforschungen danach an und bedauerte, ihre Spur nicht finden zu können. Rosalie blieb unvermählt. Sie starb am 25. August 1876, etwa achtundfünfzig Jahr alt. Sie ist auf dem Friedhofe zu Neuditz, dem jetzt einverleibten Vororte Leipzigs, begraben.

In Leipzig hatte Ferdinand Lassalle kaum andern Umgang, als mit seinen Mitschülern. Mit den meisten stand er nicht gerade auf gutem Fuße. Die in den nachstehenden Blättern vorkommenden Namen sind daher fast ausschließlich Namen von Lehrern und Schülern der Leipziger Handelsschule. Wir theilen also zunächst eine genaue Liste des Lehrercollegiums mit, wie es im Schuljahre 1840/41 zusammengesetzt war, und zwar in der Reihenfolge nach dem Eintritt der Lehrer ins Amt:

1. Schiebe, August, Director. Handelswissenschaft. (Trat 1850 in Ruhestand. Starb 1851.)
2. Nischwitz, Chr. Fr. Adolph. Deutsch, Geschichte, Geographie.
3. Schierholz, Ad. Chr. Leopold. Kalligraphie, Arithmetik.
4. Eiche, Fr. August. Zeichnen.
5. Dr. Feller, Fr. Ernst. Handelswissenschaft. Neuere Sprachen.
6. Flügel, Chr. Gottlieb. Naturgeschichte, Französisch.
7. Hülße, Jul. Ambros. Mathematik. (Abgegangen December 1840. Starb als Geh. Regierungsrath und Vortragender Rath im Ministerium des Innern zu Dresden 1876.)

8. Heuschkel, Christian Gottlieb. Deutsch. (Starb nach fünfundsiebenzig-jähriger Lehrthätigkeit an der Anstalt 1860.)
9. Erdmann, Karl. Chemie.
10. Dr. Odermann, Karl Gustav. Handelswissenschaft, Arithmetik. (Nachmals Director der Handelslehranstalt. Lebte im Ruhestande in Dresden.)
11. Courvoisier, Frédéric. Französisch. (Lebt noch in Leipzig als Privatlehrer.)
12. Dr. Michaelis, W. Jul. Herm. Mathematik.
13. Weinlig, Dr. med., Chr. Albert. Physik und Mechanik. (Nachmals Geh. Regierungsrath im Ministerium des Innern zu Dresden.)
14. Dr. Barker, William John. Englische Sprache. (Trat nach Schiebes Rücktritt aus, starb als Privatlehrer.)

Lassalle war Schüler der Klasse II., höhere Abtheilung. Die Schülerliste ist folgende:

1. Becker, Ernst Johann Wilhelm, aus Berlin.
2. Demlich, Joseph Louis, aus London.
3. Silenstein, Gustav Eduard, aus Werbau.
4. Fritsch, Louis Heinrich Theodor, aus Gr.-Glogau.
5. Georgi, Carl Robert, aus Mülau. (Bruder des derzeitigen Oberbürgermeisters in Leipzig.)
6. Glier, Carl Alexander, aus Klingenthal.
7. Gosling, Friedrich Wilhelm Bernhard Carl Hermann, aus Osnabrück. (Lebt noch als Chef eines Handelshauses in seiner Vaterstadt.)
8. Hasselbach, Adolf Anton Wilhelm, aus Berlin.
9. Hestye, Thomas Johanneßen, aus Christiania.
10. Hestye, Thomas Thomassen, aus Christiania. (Vetter des Vorigen. Seit 1857 norwegischer Consul in der Schweiz.)
11. Hengstmann, Carl Paul Friedrich, aus Berlin.
12. Hughes, George, aus Dresden.
13. Kerckieg, Erich Friedrich, aus Osnabrück. (Lebt noch als Leiter eines Pianoforte-Magazins in New-York.)
14. Kindermann, Gustav Reinhard, aus Bichopau.
15. Kräger, Carl Heinrich Adalbert, aus Benshausen.
16. Lassal, Ferdinand, aus Breslau.
17. Lesser, Bernhard Ludwig, aus Landsberg a. W.
18. Levijon, Edmund, aus Br.-Minden.
19. Mannberguer, Fedor, aus Strassburg. (Ist Bankier in Paris.)
20. Nathanson, Joseph, aus Warschau.
21. Pickford, Eduard Middleton, aus Heidelberg. (Namhafter national-ökonomischer Schriftsteller und Journalist.)
22. Richter, Adolf Bruno Woldemar, aus Leipzig.
23. Simons, Eduard, aus Elberfeld.
24. Tamm, Simon, aus Muggesfelde.

25. Belf, Ernst Eduard von, aus Dresden.

26. Zander, Friedrich Robert, aus Leipzig.

Es ist uns gelungen, eine Abschrift des Schulzeugnisses Lassalles zu erlangen, das uns sehr charakteristisch zu sein scheint. Obgleich die Leistungen eigentlich vorzügliche sind, wird doch der Vermerk gemacht, daß der Schüler noch mehr hätte leisten können.

Lassal, Ferdinand, Breslau.

Kalligraphie	1 b.
Deutsche Sprache	1.
Französ. Sprache	2.
Englische Sprache	2.
Arithmetik	1 b.
Kopfrechnen	1 b.
Zeichnen	3.
Physik	2.
Mathematik	1 b.
Handelswissenschaft	1 b.
Geschichte	1 b.
Geographie	1 b.

Verhalten.

Sollte noch mehr
leisten. Will scharf im
Auge behalten sein.

Zusatzbemerkung des Directors.

Blieb weg August 1841.
War weder von den Lehrern
noch von den Schülern ge-
achtet.

Aus dieser sehr bezeichnenden Schlußbemerkung geht hervor, daß Lassalle sich gar nicht abgemeldet hat. Er hatte seinen Vater inzwischen zweimal gesprochen und ihm in eindringlichster Weise auseinandergesetzt, daß er sich in der Wahl seines Berufes getäuscht habe, daß er zum Kaufmann nicht taue, daß er studiren müsse. Er sagte damit seinem Vater nichts Unerwartetes, denn der alte Heyman Lassal hatte immer gewollt, daß Ferdinand studiren solle. Seine Eltern riethen ihm ab, als er Kaufmann werden wollte, und freiwillig, ja gegen den Willen seines Vaters, entsagte er „jedem ästhetischen Leben, um Ladenschwengel zu werden“. Dieses wichtige Geständniß, das einen allgemein verbreiteten Irrthum über Lassalles Jugend berichtigt, befindet sich unter dem Datum des 3. August verzeichnet. Wir verweisen auf diese Aufzeichnung ganz besonders. Es war einfach die Noth gewesen, die Angst vor der Entdeckung seiner Schülererschwindeleien, die ihn aus Breslau weggetrieben hatte, und seine Erklärung, daß er Kaufmann werden wolle, war eigentlich auch nur eine Nothlüge. Er gesteht sogar mit aller Ehrlichkeit, nachdem er kaum ein Vierteljahr die Handelsschule besucht hat, daß er seine Zukunft nicht im Kaufmannsstande erblicke, daß er bloß

diese gelegentliche Beschäftigung ergriffen habe, um den Breslauer Wirren zu entinnen, daß er aber dem Zufall, oder lieber der Vorsehung, wie er jagt, vertraut, daß sie ihn aus dem Comptoir herausreißen und auf einen Schauplatz werfen werde, auf dem er wirken könne. Er vertraut seinem festen Willen, sich mehr um die Freiheit, als um die Waarenpreise zu kümmern und „heftiger die Hunde von Aristokraten, die dem Menschen sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concurrenten, die den Preis verschlechtern, zu verwünschen.“ „Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben!“ fügt er hinzu.

Schon in diesen Aeußerungen erkennt man, wie schnell sich Lassalle in den letzten Monaten entwickelt hat. Und jetzt berühren wir den Punkt, der das werthvollste dieser jugendlichen Aufzeichnungen bedeutet, der die Veröffentlichung, die wir veranstaltet haben, rechtfertigt, der es uns gestattet, die Aufmerksamkeit der Leser für dieses Tagebuch eines Halbjünglings in Anspruch zu nehmen. Wir ersehen aus diesen Blättern, wie Lassalle als noch nicht sechszehnjähriger junger Mensch mit vollkommenster Klarheit das Programm seines zukünftigen Wirkens entwirft, und wie sich in ihm der Entschluß zur Unerbittlichkeit festigt, dieses Programm ungeachtet aller Schwierigkeiten unbedingt durchzuführen, auf jede Gefahr hin, selbst auf die Gefahr des eigenen Untergangs. Es hat geradezu etwas Unheimliches, wenn man diese mit männlicher Festigkeit niedergeschriebenen Seiten des halbwachsenden Jünglings liest. Wir verweisen besonders auf die Aufzeichnungen unter den Daten des 24. August, 26. August 1840, des 2. Februar 1841 und vor allem auf die Nachschrift, die den Schluß unserer Aufzeichnungen bildet und etwa in den Mai 1841 fallen dürfte.

Lassalle, der entschieden aristokratische Neigungen in sich hat, trotz aller revolutionär-demokratisch-republikanischen Gesinnungen (19. Juli), der mit Fiesco sympathisirt und erklärt: wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein“, fühlt als schlichter Bürgersohn grimmigen Haß gegen diese Aristokraten und will dem Aristokratismus den Todesstoß versetzen. Er will den Völkern die Freiheit verkünden, „und sollte ich im Versuche untergehen!“ Und er schwört es bei dem Gott über den Sternen. Er will nach Paris gehen und von dort aus Worte zu allen Völkern der Erde schicken, daß die Fürsten zähnelappern sollen. Ja, das will er thun, „der Handlungsdiener, der Ellenreiter! Aber der Handlungsdiener wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen!“ Er hegt Träume, die er sogar diesem Buche nicht anvertrauen mag. Und sein Freund Isidor Werftenberg soll mit ihm kämpfen und siegen. „Denn siegen müssen wir in dem Kampfe, den ich zu kämpfen gedanke! Siegen muß das Licht und die Finsterniß weichen!“ Und der Vorwurf, daß ein entlaufener Handlungsdiener sich als Messias der neuen Freiheit aufspiele, soll fürder nicht gegen ihn erhoben werden. Er sieht ein, daß er, so schwer es ihm auch fallen mag, seinen Vater von der Nothwendigkeit, die Laufbahn noch einmal zu

wechseln, überzeugen, daß er unbedingt studiren muß. „Fester und immer fester wird der Gedanke in mir, zu studiren, einem höheren Bewußtsein, einem edleren Zwecke Geist, Kräfte, Streben zu widmen, wenn's sein muß, zu opfern. Gott, Gott, sage mir, was soll ich thun?“

Diese Krisis währt nur wenige Tage. Heyman Lassalle besucht seinen Sohn, und nun findet zwischen den Beiden die entscheidende Unterredung statt. Lassalle entwickelt seinem Vater gegenüber mit der feurigen Beredsamkeit der tiefsten Ueberzeugung, daß er als Kämpfer mit dem Schwerte des Wortes und der Schrift, als Kämpfer für die Freiheit handeln und, wenn es das Schicksal so fügt, seinen Untergang finden will. Er will die Völker erleuchten und aufklären. Er entwaffnet alle Bedenken des vorsorglichen und ängstlichen Vaters. Und, seltsam genug! immer spukt im Hintergrunde die Schreckensgestalt eines tragischen Ausganges. Schon als er Festsunde nimmt, schreibt er: „Man kann nicht wissen, ob man nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch von ihr zu machen.“ Und hier, als er mit seinem Vater sich ausspricht, regt sich in ihm der Gedanke, daß er als Märtyrer der guten Sache fallen werde. Aber der Gedanke schreckt ihn nicht. Er muß kämpfen, sollte er auch zum Märtyrer werden! „Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampf! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zwecke gegeben, nicht betrügen will! Weil ich mit einem Worte nicht anders kann!“

So bildet denn dieses Tagebuch ein wenn auch mit vielem kindischen Gewäsch und manchem unnützen Zeug durchsetztes, doch für den jungen Lassalle in mannigfacher Beziehung sehr bezeichnendes und für dessen agitatorisches Wirken bedeutungsvolles Vorwort zur Biographie eines der wichtigsten Urheber der jetzigen socialistischen Bewegung.

Mit dem Berichte über die Unterredung mit seinem Vater verlieren die Lassalle'schen Aufzeichnungen den Charakter des eigentlichen Tagebuchs, und an dieser Stelle haben wir die Veröffentlichung abgebrochen. Die folgenden Seiten sind gefüllt mit der Beschreibung einer Ferienreise und mit Citaten, die Lassalle aus verschiedenen Schriftstellern zusammengestellt hat. Vielleicht werden wir von diesen Seiten noch einige für die Veröffentlichung herausgreifen. Unserm Zwecke aber ist durch die Herausgabe des Nachstehenden genügt.

Wir haben schließlich nur noch zu bemerken, daß wir den Text des zweiten Abschnitts eben so gewissenhaft behandelt haben, wie den des ersten. Wir haben Unerhebliches gestrichen, überflüssig Anstößiges gemildert, im Uebrigen aber den Wortlaut vollkommen unverändert gelassen.

Herrn Dr. Karl W. Whistling in Leipzig, der uns über die Personalien und Zustände in der Leipziger Handelschule werthvolle Aufschlüsse verschafft hat, sind wir noch zu besonderm Dank verpflichtet. P. L.

Der Handelschüler in Leipzig.

Mai 1840 bis Mai 1841.

Obwohl ich immer gewünscht hatte, aus Breslau wegzukommen, so wurde mir doch sehr weh ums Herz, als ich von meiner guten, zärtlichen Mutter, von meiner geliebten Schwester, von allen meinen Tanten, Onkeln und Cousinen, die alle gekommen waren, noch einmal mich zu sehen, mich trennen mußte, — als ich Abschied nahm von unseren Leuten, die ebenfalls fast Thränen vergossen. Auch von Isidor mußte ich Abschied nehmen, auch meinen Pylades mußte ich zurücklassen, nur mein geliebter Vater blieb bei mir. „Aber auch er begleitet mich nur bis an meinen Bestimmungsort, dann muß ich mich auch von ihm trennen,“ dachte ich, und meine Augen wurden feucht.

Ich übergehe meinen Aufenthalt zu Berlin, der reich an Vergnügungen aller Art war. Ich führe nicht die Sehenswürdigkeiten auf, die ich in Augenschein genommen. Ich sage bloß, daß ich noch keine so seligen Tage verlebt habe, wie diese in Berlin. Ich flog von Amüsement zu Amüsement, von einem Theater ins andere. Wichtig ist, daß Joel Meier, ein ungemein reicher und sehr renommirter, als ausnehmend klug bekannter Seidenfabrikant den Vater permodirte, mich nach Leipzig zu geben.

Ich begleitete also meinen Vater nach Leipzig. Den vierten Tag unserer Ankunft ging ich zu Herrn Director Schiebe, mich einschreiben zu lassen. Doch hatte der Vater noch keine ihm zusagende Pension gefunden. In der Klasse selbst ist es sehr leicht, fortzukommen, und es gelang mir schon, mich in Einigem auszuzeichnen. Alles trägt das Gepräge der Freundlichkeit und scheint die bösen Prophezeiungen Adolph Dyhrenfurths, die er mir auch in Leipzig wiederholte, Lügen zu strafen.

Uebrigens amüfire ich mich bis jezt recht gut in Leipzig, und begreife gar nicht, wie mir Samuel davor so bange machen konnte. Unter Andern wurde meinem Vater auch vorgeschlagen, mich zu einem gewissen Herrn Gander, Director einer Realschule zu Leipzig, in Pension zu geben. Wir waren draussen in seinem Logis (er wohnt in einem herrlichen Garten vor dem Thore), und Alles, was wir sahen, der Herr selbst, seine Frau, die Kinder, die Stuben, entzückte uns. Bis jezt hatte ich noch zu keiner der vorgeschlagenen Pensionen sonderliche Lust gefühlt. Diese aber gefiel mir ausnehmend. Der Herr Rector versprach, meinem Vater in Hinsicht des Preises zu schreiben, und so schieden wir. Am andern Tage erschien ein Billetchen des Herrn Directors, der die ungeheure Summe von vierhundert Thalern verlangt. Herr Rothe, den der Herr Director Schiebe dem Vater empfohlen hatte, verlangte bloß zweihundertfünfzig Thaler, und dies war Vater schon zuviel. Aber da ihm die Pension bei Herrn Gander ausnehmend gefiel, und er mich da mit Recht am Besten aufgehoben glaubte, so that er, was ich gar

nicht erwarten konnte; seine Zärtlichkeit siegte über das Bedenken, und so schwer sie ihm auch werden, er einigte sich mit Herrn Director auf den Preis von dreihundert Thalern. Jeden Tag lerne ich mehr einsehen, wie gut mein Vater ist, den ich so sehr gekränkt habe.

Ich bin bereits an zehn Tage bei Herrn Director Gander, wo ich mir sehr gut gefalle. Die Frau Director ist eine ungemein gemüthliche, wirklich herzensgute und dabei eine kluge und geistreiche Frau, Herr Director auch ein sehr guter Mann. Meine Stellung in diesem Hause ist wirklich ausgezeichnet. Ich werde nicht betrachtet, wie anderswo ein Knabe von fünfzehn Jahren, sondern wie ein erwachsener junger zwanzigjähriger Mann. Das Geld, das mir mein Vater gelassen, ist ausgegeben, und ich habe um neues gebeten.

Von jetzt an will ich wieder Tag für Tag einschreiben.

Donnerstag, 21. Mai.

Abends beendete ich die „Wahlverwandtschaften.“ Ich weiß nicht, ich kann diese Ottilie nicht lieb gewinnen, so sehr sie auch der Dichter herausstreicht. Ich sehe in ihr bloß einen ganz gewöhnlichen Charakter.

Später las ich Frau Director „Clavigo“ vor. Es ist doch seltsam, daß sich die Natur so sehr in Extremen gefällt, daß sie es so sehr liebt, Wesen zu schaffen, die so stark und so schwach sind. Dieser Mann, der sich bloß durch eigene Geisteskraft vom Staube so hoch hinaufgeschwungen hatte, der durch sein Genie die Bewunderung eines Königreichs erregte, der sich durch seine Thaten als großer Mann legitimirte, dieser auf der andern Seite so schwach, so kleinlich, so ganz ohne eigenen Willen. Wahr sagt der Franzose: „Les extrêmes se touchent.“

Abends brachte mir der Bruder von Madame Director den Bericht über die Juden in Damascus. O, es ist schrecklich zu lesen, schrecklich zu hören, ohne daß die Haare starren und sich alle Gefühle des Herzens in Wuth verwandeln. Ein Volk, das dies erträgt, ist schrecklich, es räche oder dulde die Behandlung. Wahr, fürchterlich wahr ist folgender Satz des Berichterstatters: „Die Juden dieser Stadt erdulden Grausamkeiten, wie sie nur von diesen Parias der Erde ohne furchtbare Reaction ertragen werden können.“ Also sogar die Christen wundern sich über unser träges Blut, daß wir uns nicht erheben, nicht lieber auf dem Schlachtfeld, als auf der Tortur sterben wollen. Waren die Bedrückungen, um deren willen sich die Schweizer einst erhoben, größer? Gab es je eine Revolution, welche gerechter wäre, als die, wenn die Juden in jener Stadt aufständen, sie von allen Ecken anzündeten, den Pulverthurm in die Luft sprengten und sich mit ihren Peinigern tödteten? Feiges Volk, du verdienst kein besseres Loos! Der getretene Wurm krümmt sich, du aber bückst dich nur tiefer! Du weißt nicht zu sterben, zu vernichten, du weißt nicht, was gerechte Rache heißt, du weißt nicht dich mit deinen

Feinden zu begraben und sie im Todeskrampf noch zu zerfleischen! Du bist zum Knecht geboren!

Donnerabend, 23. Mai.

Heut wurde die Schulbibliothek eröffnet. Da ich etwas von Corneille begehrte, meinte Schiebe, das verstünden wir noch nicht. Ja, das glaube ich, die Schüler seiner dritten Klasse verstehen ihn freilich nicht.

Ich bin so kindisch oder so kindlich geworden, ich bin so gesunken oder so gestiegen, daß ich bereits wieder Vergnügen am Ballspiel finde.

Sonntag, 24. Mai.

Abends, nachdem wir von alten Jungfern und Möpseu eine Zeit lang geschwätzt hatten, äußerte ich — ich weiß nicht, wie ich auf das Thema kam —, daß ich ein Jahr so unnütz verliere, daß ich wohl reif und überreif für die zweite Klasse wäre, und was für Kinder, für Ignoranten in die dritte Klasse aufgenommen würden. Frau Director gab mir Recht und rieth mir, mich selbst an Schiebe zu wenden, oder ihm durch meinen Vater schreiben zu lassen. Ich verwarf Beides. Eine Aufforderung von mir, mich zu examiniren, könnte Schiebe ignoriren, ins Lächerliche ziehen. In meinem Vater wollte ich erst nicht diese Idee erwecken. Wozu, wenn sie nicht realisirt würde? So waren wir Beide einig, daß Herr Director sich an Schiebe wenden solle. Als dieser aber nach Hause kam, bewies er mir sonnenklar, daß dies wegen einer gewissen Eifersucht und Schiebes eigensinnigen despotischen Alleinherrschens mir nichts nützen würde. Er wollte durch Flügel und Feller Schieben bearbeiten.

Dienstag, 26. Mai.

Als ich heut Schiebe fragte wegen eines englischen Lehrers, so verbot er mir, ohne Grund englisch zu lernen. Tyrann! Wir bekamen Censuren. Einige, welche die Besten waren, erhielten sie nicht, sondern Schiebe schickte sie ihren Eltern. Unter dieser Zahl war auch ich.

Als wir später Schiebe fragten, zeigte er uns Copien. Meine war wirklich gut. Doch sagte mir Schiebe: „Bei Dir habe ich noch ein Anhängsel gemacht. Du hast einen zu großen Dünkel. Du willst Voltaire lesen und verstehst ihn doch nicht. (So?) Du denkst, Du weißt wunder was, alter Lassal.“

„Sie entschuldigen,“ entgegnete ich, „ich kann mit Sokrates sagen: ich weiß, daß ich nichts weiß.“

Da war ich schlecht angelaufen.

„Ein Kaufmann, der von Sokrates und Cicero spricht,“ sagte Schiebe, „wird gar bald seinem Bankerott entgegengehen.“ Welche Dummheit!!

Verbrießlich lief ich weg. Unten stand Heuschkel, der mir wirklich gut ist. Ich erzählte ihm den Auftritt. „Das hätte ich Ihnen im Voraus

sagen können. Herr Rector liebt das nicht. Von mir haben Sie die beste Censur der Klasse.“

Mittwoch, 27. Mai.

Ich erfahre von Herrn Director Hander, daß Schiebe ihm etwas habe sagen lassen. Hander will nicht heraus, will sich Einsicht in die Sache verschaffen. Aus seinen und der Frau Director Reden setze ich mir zusammen, Schiebe habe Herrn Hander Strenge anempfohlen. Ich sei vorlaut, eingebildet, thäte Aeußerungen. Es habe ihm sehr mißfallen, daß ich Voltaire haben wollte und sagte: ich weiß, daß ich nichts weiß. Herr Director hat mich, mich gegen die Schüler in Acht zu nehmen; ich hätte Aeußerungen gethan, die zu Schiebes Ohr gekommen wären; ich sollte mich gegen keinen Schüler aussprechen. O Adolph, Adolph!

— — — Am andern Morgen ließ mich Herr Director Schiebe rufen und zeigte mir an, daß er mich und einen Andern nach der zweiten Klasse setzen wolle. Wer war glücklicher als ich! Doch durch die Nachhilfestunden, die nun eintraten, wie durch die viele Arbeit wurde ich verhindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen. Auch verlor ich den Schlüssel dazu und habe mir erst einen neuen machen lassen. Viel ist und Wichtiges in der Zeit vorgefallen: mein Verhältniß in der Schule hat sich geändert, meine Lebensweise; mit Herrn Director Hander bin ich auch schon über die Flitterwochen, gebe viel Geld aus zc. Doch werde ich Alles dieses, wenn ich noch einmal darauf zurückkommen sollte, deutlich auseinandersetzen und nachholen. Von jetzt beginnt mein täglicher Bericht.

Donnerstag, 18. Juni.

Ich kann wirklich nicht recht darüber ins Klare kommen, warum ein Becker, Nathanson*) über mich lachen. Weil ich lächerlich bin? Oder weil sie Narren sind?

Meine französische Arbeit ist mit „médiocrement“, die von Moewes, bei gleich viel Fehlern, mit „passable“ unterzeichnet. Wenn es wahr sein sollte, was ich vermuthete, daß — — —

Freitag, 19. Juni.

Heut empfing ich einen Brief von Isidor voll von Wit, Geist und Liebe. Doch war darin die Hiobspost, daß wir nichts gewonnen haben. O Schicksal, Schicksal, warum hast du mir das gethan! Wo blieb der Traum meiner Schwester? Inliegend schickte er mir einen Thaler, weil ich meine Geldnoth ihm geschrieben. Er ist, wie er schreibt, selbst sehr auf dem Sande, da er zehn Thaler in der Lotterie verloren. Das Geld erfreute mich nicht

*) Schüler der Handelslehranstalt G. D. W. Becker aus Berlin, Joseph Nathanson aus Warschau.

Es ist zu wenig, um Effect zu machen. Ich habe in anderthalb Monat dreizehn Thaler ausgegeben; was soll ich mit einem anfangen? Aber dieser Beweis seiner Liebe rührte mich tief. „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein.“ Es ist doch ein wonniges Gefühl, einen Freund zu haben, der Einen versteht, Einen aufzufassen vermag, und ich habe einen solchen Freund in meinem Ifidor.

Heut habe ich Brief nach Hause geschrieben. Drinnen ein Aufsatz über's Schwimmen, der hat sich gewiß gewaschen.

Sonnabend, 20. Juni.

Nachmittag ging ich auf Schimmelsteich*). Es ist dies ein ganz eigenes Vergnügen für mich, und Ifidor hat Recht, wenn er sagt, er beneide mich um einen Ort, wo ich ungestört melancholisch sein könne. Der Wind ging heut sehr stark, und es war ungemein schwer, gegen den Wind zu fahren, welcher den Rahn wie einen Kreis in die Runde drehte. Tief betrückte es mich, daß der alte Mann verabschiedet ist, weil er, wie sein unbarmherziger Herr sagt, sich das Trinken angewöhnt habe. Ich freute mich immer so über diesen Ueberrest der großen Armee, und wenn ich hörte, mit welcher Begeisterung er von Napoleon sprach, so schwärmte ich mit ihm. Nun ist der alte Mann fort, hungert vielleicht und weiß nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll. Diese Idee verdrub mir alle Freude, und ich war ordentlich mit dunkler Ahnung erfüllt, daß mir etwas begegnen würde. Des Windes wegen konnte ich den Rahn nicht gut lenken und wurde fortwährend an das Ufer getrieben, wo die Bäume mit ihren vorstehenden Zweigen mich gleichsam packten und zu sich heranzogen. Mein Boot fuhr sich jede Minute fest, kippte beständig, und es fehlte oft nur ein Haar, und ich wäre hinausgefallen.

Sonntag, 21. Juni.

Heut empfing ich einen Brief von meinem Vater. Mit welcher Hast erbrach ich ihn! Ich konnte seinen Inhalt freilich nicht ahnen. Er enthielt lauter Vorwürfe, von denen keiner gegründet war, und von denen mich ein jeder tief, tief verletzte. Zuerst beklagte sich Vater, daß meine Briefe so kurz wären, und der von Herrn Burchardt**) ihm überbrachte Brief war es doch allein, und die übrigen füllten alle einen oder mehrere Bogen an. Weiter sagte er: ich lese seine Briefe mit Nachlässigkeit, beantworte sie zerstreut, weil ich ihm das Gedicht nicht geschickt, noch keine Eintheilung meiner Stunden gegeben und auch ihm noch nicht gesagt, ob ich die drei Thaler zurückgegeben, worum er mich schon dreimal gefragt habe. Gerade das Gegentheil fand

*) Ein Vergnügungsort am Floßplatz, auf einer Insel, Buen retiro genannt, inmitten des großen Teiches eines früheren Landgutes, Schimmelsgut. Dieser Teich wurde zu Gondelfahrten benutzt und im Winter zum Schlittschuhlaufen. Alljährlich hielt dort die Fischerinnung von Leipzig ihr „Fischerstechen“, ein beliebtes Volksfest, ab.

**) Burchardt hatte auf seiner Durchreise Ferdinand in Leipzig aufgesucht.

statt, ich hatte dreimal geschrieben und gefragt, nie Antwort auf diese Frage erhalten, und erst vierzehn Tage darauf, als ich nicht mehr im Stande war, bekam ich den Befehl. Vor Allem aber legte es mir mein Vater zum Verbrechen aus, daß ich gegen Herrn Burchardt habe verlauten lassen, ich möchte Hundsfarren nach Breslau kommen. Bisher wußte ich noch nicht, daß es einem Kinde zum Verbrechen angerechnet werden kann, seine Eltern sehen zu wollen. Ueberdies hatte ich zu meinem Vater noch nicht davon geschrieben, und mein Vater, der es bloß vom Hörensagen wußte, nahm den Punkt so gereizt auf und schalt mich darüber so! Ich möchte meinem Vater seine Frage zurückgeben: „Ist das wohl Recht?“ Ich brach gleich nach Beendigung des Briefes in Thränen aus. Ich fühlte mich so allein. Diese Stimmung wurde dadurch noch genährt, daß ich Heines Gedichte, die stets so innig meine Seele bewegen, las. Besonders bei dem einen Gedicht: „Einst zogen nach Frankreich zwei Grenadier“, die waren in Rußland gefangen“ x., zerfloß ich in Thränen. Sie rührte mich so tief, die Liebe, die Treue jenes alten Kriegers gegen seinen großen Kaiser, und meisterhaft hat Heine dessen Schmerz geschildert in den Worten: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“ Ich weiß nicht, wen ich in diesem Gedichte am meisten bewundern soll: Napoleon, den Grenadier, oder Heine, den großen Dichter.

Mittwoch, 24. Juni.

Heute war die Säculärfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Philippsohn*) besuchte mich früh. Ich verkaufte Fritz meine schlechte alte Uhr für zwanzig Groschen, und wir gingen nun, uns den Zug ansehen zu können. Philippsohn und ich, wir pflanzten uns auf dem Markt auf, rings umgeben von zwiebelduftenden Höckerinnen, deren spitze Ellbogen ich im Verlauf des Vormittags manchmal in meinen Seiten zu fühlen die Ehre hatte. Ich glaube, ich will lieber mit einer ganzen Legion Teufeln anbinden, als mit einer solchen „Dame von der Halle.“ Ich war wirklich zu beklagen. Mein Strohhut, von dem immerwährenden Regen ganz naß, wurde zugleich von der Sonne gebraten, und ich mußte Rippenstöße und Ausdünstungen von allen Seiten, wenn auch nicht ungerochen, doch ungerächt ertragen.

Endlich nahte der Zug. Meine Erwartungen waren aufs Höchste gespannt und wurden gänzlich getäuscht. Zuerst kamen in geborgten Fracks und Hosen die Lehrer von einigen Schulen angezogen und darauf in bunter Reihe dumme Jungen hinterdrein. Hinterher ein Musikchor. „Zwölf winddürre Musiker führen den Reihn, blind Fiedelweib stolpert wohl hinterdrein.“ Auch wurde jeder Totaleindruck dadurch gestört, daß jeder Zug einzeln kam und man nun immer eine halbe Stunde warten mußte bis die andere Innung an den Circus kam. Die Musiker hätten den Marsch spielen sollen: „Immer langsam voran, immer langsam voran, daß die österreichische Land-

*) Philipp August Philippsohn aus Cassel, war 1840 Schüler der dritten Klasse.

wehr nachrücken kann.“ Darauf kamen die Studenten, die aber eher spanischen Reitern und Lohndienern als Studenten glichen. Besser machte sich der Senat, der mit dem Rector magnificus in Hermelin gekleidet vorherzog. Auch die Drucker, die nachher kamen und in conspectu populi setzten und druckten und gossen, machten sich gut. Ebenso Gutenbergs Standbild. Halb zerdrückt und zerquetscht kam ich nach Hause.

Mit Philippssohn machte ich einen Tausch: seinen neuen Atlas-Schlips gegen meinen alten Pfefferrohrstock und zwölf gute Groschen, die ich ihm schuldig blieb. Der Esel! Es hat Heine Recht, wenn er sagt: „Meine besten Freunde sind die Narren. Wenn ich einen kennen lerne, so freue ich mich königlich und kann gleich berechnen, wieviel Honorar ich aus einem solchen Narren herauschreiben kann. Sie müssen mir unentgeltlich zum Modell sitzen.“

Freitag, 26. Juni.

Ich ging heut Nachmittag mit Fritz nach Pfaffendorf. Da ich kein Geld hatte, gab mir Monsieur le directeur einen Thaler, und von Fritz borgte ich acht Groschen. Wir waren nicht lange draußen, so begann das Wettrennen. Doch wurden wir bei dieser Gelegenheit getrennt. Ich suchte Fritz bis achteinhalb Uhr und konnte ihn nicht finden. Ich ennuyirte mich daher, doch hatte ich noch keinen Sou ausgegeben. Da traf ich in einer Restauration zwei Handelschüler, Kräger und Olier*), halb benebelt. Vor ihnen stand eine leere Weinflasche und anderthalb Grogggläser. Bald kam auch Siegmund dazu. Wir legten zusammen, à Person zwölf Groschen, und ließen eine Flasche Champagner geben. Siegmund empfahl sich, wir tranken, da zum Champagner das Geld fehlte, eine Flasche Lunel, und Kräger, der bereits ein Schwein war, soff noch einen steifen Grogg. Wir machten dabei höllisch Lärm und brachten beständige Toaste auf Gesundheit der Handelschule aus. Nun gingen wir zum Feuerwerk. Berauscht war ich, berauschter Olier, doch der Berauschte war Kräger, der lange Bengel. Ich empfand dabei gräßliche Schmerzen der Niere, denn mein ganzes Geld bis vier Groschen war fort. „Meine guldernen Ducaten, sagt, wo seid ihr hingekommen,“ sumnte ich, während Kräger schrie: „Ihr seid Alle lumpige Kerls, ganz lumpig! Ich will keinen Lunel, Champagner will ich! Ihr seid Lumpenhunde!“ Olier, bei dem es auch schon gewaltig zu dämmern anfing, gab sich alle Mühe, ihn zu halten. Wir kamen an die Tribüne. Kräger lief uns mit Gewalt weg. Wie ich später erfuhr, fiel er hin und wurde von einem Communalgardisten nach Hause gebracht. Olier setzte sich hin und wurde seetrank. Auch bei mir zeigten sich die Folgen des Champagners, aber auf ganz andere Art. Ich wurde poetisch. Ich tanzte umher und schrie: „Bacchus soll leben! Wo seid ihr Mänaden! Her mit dem

*) Siehe die oben mitgetheilte Liste der Lassal'schen Mitschüler.

Thyrjusstab, umrankt von strotzenden Reben! Auf, feiert das Bacchanal! Vivat Champagner! Champagner soll leben! Vivat Champagner! Es leben die Frauen! So, füllt den Becher! Komm, Apoll, komm, lauf, Dichtergeist! Bist mir doch unterthan Bruder Apoll sammt dem donnernden Jupiter. Aber wo bist Du, alter Silenus?“ Dazwischen jubelte ich: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!“

„Zum Donnerwetter, Herr! Treten Sie mir nicht die Füße ab,“ ertönte eine Stimme. Sogleich kam meine Besonnenheit, mein Rausch schwand. Ich machte mit dem Herrn mit den abgetretenen Füßen Bekanntschaft, und siehe da, es war ein Schuster. Wir trugen den eingeschlafenen Glier nach Hause. Nachher ging ich, um das Schusterlein zu belohnen, mit ihm ins Café Français und gab auch noch die letzten vier Groschen aus. Wäre ich nicht Handelschüler, hätte ich ein schönes Gedicht auf Champagner gemacht, aber so!

Sonabend, 27. Juni.

Ich hatte große Lust, ins Theater zu gehen, da Madame Neumann-Haizinger in „Stille Wasser sind tief“*) und „Eist und Phlegma“**) auftritt. Aber woher Geld? Da nahm ich die Bücher der dritten Klasse, die ich nicht mehr brauche, und ging mit Fritz zu Freund Antiquus, der mir zehn gute Groschen gab. Abends ging ich ins Theater.

Sonntag, 28. Juni.

Heut kam wieder ein Brief meines Vaters, doch plein d'amour, obgleich er meinen durch M. Zadig noch nicht erhielt. Abends nahm mich Herr Director mit ins Theater, wo Theaterschau gegeben wurde. Am meisten gefiel mir, oder vielmehr, am tiefsten ergriff mich „Nathan der Weise.“

Montag, 29. Juni.

Heut bei Tisch kam die Rede auf Heine. Herr Director raisonnirte wie gewöhnlich auf ihn. Als wenn . . . doch . . .

Dienstag, 30. Juni.

Heut ist Fritzens Geburtstag. Da ich ihm zwölf Groschen, ebenjoviel an Philippjohn schuldig bin und für meinen Rock acht Groschen bezahlen muß, und überdies Fritz, wenn auch nur eine Kleinigkeit schenken wollte, so ging ich mit meinem dicken Scheller zum Antiquar. Allein schon schlug es siebendreiviertel, um acht mußte ich in der Finkenb urg sein bei Herrn Dr. Feller. Mit den dicken Büchern konnte ich mich nicht schleppen. Mein

*) Lustspiel in vier Aufzügen von Fr. L. Schröder.

**) Posse in einem Aufzug von L. Angely.

Entschluß war schnell gefaßt. Ich gab sie, da sie schon etwas zerseht waren, dem gegenüberwohnenden Buchbinder, sie einzubinden. Als ich nach Hause kam, kam Frau Director, ich weiß nicht wie so, auf ein mir unangenehmes Gespräch. Ich hatte ihr nämlich, als ich Freitag Abend halb nolun nach Hause kam, gesagt, ich hätte keinen Heller mehr. Gleichwohl ging ich Sonnabend ins Theater. Nun wollte sie immer wissen, woher ich das Geld hätte, denn daß ich mir es geborgt, wollte sie mir nicht glauben. Sie warf mit lauter anzüglichen Nebenarten, wie „Kaupekn“*), „man weiß, wie es die jungen Leute machen, wenn ihr Vater kommt,“ um sich herum. Wahrscheinlich ist es, daß sie ein Gespräch von mir mit Fritz behorcht hat. Sie spricht auch davon, Schierholz etwas sagen zu wollen, von Bücherverkaufen. Ei, ei, Madame, ist es so weit gekommen? Dann muß ich anfangen, aus einer andern Tonart zu pfeifen.

Donnerstag, 2. Juli.

Ich führte heut ein recht ernstes Gespräch mit Moewes**), und dieser versicherte mir, was ich auch glaube, daß mir mein vieles Sprechen manchmal Unannehmlichkeit bereite und schade.

Freitag und Sonnabend, 3. und 4. Juli.

Nichts weiter, als daß ich anfang, Eisners „Wichtige Tage . . . Napoleons“ zu lesen. Das ist doch noch kräftige Sprache und Unwillen gegen die Despotie der Tyrannen. Man sollte kaum glauben, daß bei einem Deutschen die Liebe zur Freiheit so groß sein kann. Herrliches Buch!

Sonntag, 5. Juli.

Heut empfang ich Brief von meinem guten, guten Vater! Und mit dem Brief neue Beweise seiner Liebe. Herr Director war von dem Schreiben, daß er erhalten, so gerührt, daß er mir versicherte, so einen Vater wie den meinigen gäbe es in der Welt nicht mehr. Das ist wahrlich wahr! Gleichwohl hat Herr Director Hander meinem Vater geschrieben, ich wäre vorlaut naseweis, läderlich, anmaßend. So mache ich also meinem Vater noch immer keine Freude.

Montag, 6. Juli.

Ach, ich weiß nicht, wie mir ist. Mich übersfällt eine solche Vangigkeit nach Vater, Mutter und Schwester, daß ich jedesmal, wenn ich an meine liebe Heimat denke, in Thränen ausbrechen muß. Ach, mein Vater, kennstest Du die Wehnuth, die mein Herz beschleicht, das Sehnen, das mich ergreift,

*) In heimlicher Weise Tauschgeschäfte machen.

**) Karl August Moewes aus Berlin, gehörte der ersten Klasse an. Er wohnte beim Lehrer Karl Erdmann mit Becker zusammen. Ein echtes Berliner Kind oder, wie Schiebe gern sagte, „Berliner Windsack.“

Du würdest gestatten, daß ich nach Breslau komme! Ich würde Dich, Geliebter, meine Mutter, meine Schwester, meinen Freund sehen. Hier wird die Luft immer schwüler, ich befinde mich gar nicht mehr wohl. Anfeindungen aller Art bringen auf mich ein. Niemand, dem ich in Liebe an die Brust sinken kann. Ach, meine Eltern, wohl sind die Worte meines Vaters wahr, als ich Breslau zu verlassen wünschte: ich würde mich noch oft dahin zurückkehren.

Dienstag, 7. Juli.

Immer mehr gehen mir die Augen auf. Ach, in welchem andern Lichte erscheint mir jetzt Frau Director! Ihr Benehmen gegen mich ist ein feindliches. Das Blatt hat sich schrecklich gewendet. Um einer Kleinigkeit willen zankt sie, heßt ihren Gemahl auf mich. O Weiber, Weiber, wer kennt euch! Ich war so gut!

Mittwoch, 8. Juli.

Was muß ich hören! Kann es wahr sein? Und es ist wahr, schrecklich wahr! Philippsohn hat mir erzählt, Frau Director habe neulich bei Tempel*) diesem in Gegenwart seiner Frau, vier Fremden, ihm (Philippsohn) und Pickford**) gesagt: ich verkaufe meine Bücher; gewiß wüßte sie es nicht, doch sie will suchen, auf die Spur zu kommen, um, wenn sie es gewiß weiß, es an Schierholz zu melden.

Das ist also dieselbe Frau, die ich so sehr liebte. O, wie reut mich jede Liebkosung, die ich an sie verschwendet, und die mir aus der Tiefe meines Herzens kamen. Noch kann ich sie bei mir entschuldigen. Sie kann gesprächsweise, ohne üble Absicht es gesagt haben. Ich werde nachforschen. Aber wenn ich sie nicht rechtfertigen kann, dann will ich es mit Flammenschrift meinem Innern eingraben, und unauslöschlicher Haß soll so lange in meinem Innern glühen, bis ich Gelegenheit finde, Rache, heiße Rache zu nehmen. Ich schwöre es bei Gott und dem Teufel. (Notabene aus späteren Tagen): Sie ist gerechtfertigt.***)

Donnerstag, 9. Juli.

Es ist wahr, schrecklich ist es, daß es Wahrheit ist, und in Wahrheit, es ist schrecklich! Ja, sogar noch mehr. Ich höre von Philippsohn — und es können nicht Lügen sein, — daß sie bei Tempel gesagt habe zu Herrn Director, ich prügte die Kinder, ich — o lügnerisches Weib! — ich betrage mich gegen sie ungeberdig, und daß sie Alles gethan habe, Herrn Director aufzuheken. Und sie ist doch gegen mich so gütig, lächelt so süß! O, wie wahr ist es, daß ein Weib sich nicht durchschauen läßt.

*) Dr. Tempel, Hauswirth von Philippsohn, nachmals Archidiakonus.

**) S. die Schülerliste.

***) Mit anderer Handschrift und Tinte.

Freitag, 10. Juli.

Herr Director hat etwas verlauten lassen in Betreff der Kinder. So scheint es also wahr zu sein, daß sie mich verleumdet!

„Fort in meine stille Kammer!
Mich verzeihet noch die Muth.
Fluch der Welt und ihrem Jammer!
Fluch der ganzen Menschenbrut!“

Wem soll ich glauben, wenn dieses Weib, das ich so liebte, wahrhaft liebte und nicht nur Schmeichelte, wenn dieses Weib mich betrogen hat! Doch er beobachtet noch immer sein früheres Betragen, ist gütig und offen, rund heraus gegen mich. Aber beim Teufel! ich will kein Urtheil mehr fällen, nachdem ich so betrogen. Auch Philippsohn kehrt die gemeine Seite her und mahnt mich dringend, drohend, er werde es in der Schule erzählen. Ueber den Lumpenhund! Ich will ihm sein Geld ins Gesicht werfen, ihn anspucken und kein Wort mehr mit ihm reden.

Sonntag, 12. Juli.

Ich war im Theater. Loewe spielte den Hamlet. O, wie gelten die Worte in mir wieder: „Ich will es aufschreiben, daß Einer lächeln kann und doch ein Schurke sein!“ Ich war von der Wahrheit dieser Worte, die so treffend auf meine Lage angewandt werden konnten, so hingerissen, daß ich sie hätte laut wiederholen mögen. Loewe spielte ausgezeichnet und gab den Hamlet, wie sich ihn Shakespeare gedacht haben mag. Dieser Hohn, dieses Nachherdangen, diese Verachtung des ganzen elenden Menschengeschlechts. „Sein oder Nichtsein,“ sagt Shakespeare. Ob ertragen, ob durch Widerstand kräftig vernichten. Nichtsein! rufe ich. Nichtsein! ruft jede Faser an mir.

Montag, 13. Juli.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mit meinen Mitschülern so schlecht stimme, da ich doch Keinen beleidige und mich bestrebe, Jedem gefällig zu sein. Bürgte mir nicht mein Isidor und so manche andere Person dafür, ich würde auf den närrischen Gedanken kommen, daß ich ein Narr bin.

Sonnabend, 18. Juli.

Die Ferien sind angegangen. Alle Handelsschüler sind verreist: die zu ihren Eltern, die ins Gebirge, die in die große Stadt. Nur ich, ich allein bin dazu verdammt, hierbleiben zu müssen. Vier ganze Wochen! Zwar hat mir mein Vater das Schwimmen erlaubt. Will ich mich aber vier ganze Wochen mit Schwimmen amüsiren, werde ich zuletzt eine Ente werden.

Sonntag, 19. Juli.

Ich war im Theater. Loewe gab den Fiesco. Bei Gott, ein großartiger Charakter, dieser Graf von Lavagna! Ich weiß nicht, trotzdem ich

jetzt revolutionär-demokratisch-republicanische Gesinnungen habe wie Einer, so fühle ich doch, daß ich an der Stelle des Grafen Lavagna ebenso gehandelt und mich nicht damit begnügt hätte, Genuas erster Bürger zu sein, sondern nach dem Diadem meine Hand ausgestreckt hätte. Daraus ergibt sich, wenn ich die Sache bei Licht betrachte, daß ich bloß Egoist bin. Wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein. So aber, da ich bloß ein schlichter Bürgersohn bin, werde ich zu seiner Zeit Demokrat sein.

Montag, 20. Juli.

Ich las heut Lessings Meisterstück, „Nathan den Weisen“. Was ich dabei fühlte, als ich von solchem Meister so meisterlich mein Volk vertheidigen sah, läßt sich denken. Und ob ich es gleich hundert und aberhundert Mal gelesen.

Dienstag, 21. Juli.

- Daß noch kein Brief von Isidor kommt!

Donnerstag und Freitag, 23. und 24. Juli.

Ziel nichts vor, außer daß ich meinem Vater schrieb und ihn um Geld bat. Herr Director hat mir bereits schon zehn Thaler gegeben, von meinem Vater habe ich sieben erhalten, und das Alles in zweieinhalb Monaten. Ich weiß nicht, wie das Michaeli mit dem Berechnen werden wird.

Ich lese Börnes Briefe, die mich ungemein ansprechen. Wenn man sieht, was für ein großer Kerker Deutschland, wie Menschenrechte mit Füßen getreten werden, wie dreißig Millionen Menschen von dreißig Tyrannen gequält werden, so möchte das Herz weinen ob der Dummheit dieser Leute, die ihre Ketten nicht zerreißen, da sie es doch könnten, wenn sie nur den Willen hätten. Ich bewundere Börne. Wahr ist, was er sagt, wahr seine Verwünschungen gegen Deutschlands und Europas Tyrannen, die Asiens Despoten nichts nachgeben. Aber seine Worte: „Kein europäischer Fürst ist so verblendet, daß er glaubt, seine Enkel werden seinen Thron besteigen,“ diese Worte muß ich leider bezweifeln. Es muß ärger werden, ehe es besser wird.

- Sonntag, 26. Juli.

Philippsohn erscheint mir als ein großer Lügner. Darum fange ich auch an, an dem, was er mir von Frau Director erzählt hat, zu zweifeln. Doch habe ich mir einen Thaler von ihm gepumpt. Ich war mit Fritz auf Schimmels Teich, und dieser hatte das Unglück, zweimal in den Teich zu fallen und sich dabei seine neuen schwarzen Hosen zu zerreißen. Sic transit gloria mundi.

Dienstag, 28. Juli.

Heut kam Herr Director zurück und brachte mir ein sehr schönes Glas mit. Das hat mich wirklich gefreut.

Mittwoch, 29. Juli.

Die kleine Marie ist bedenklich krank. Die Leute geben sie auf, ebenso die Doctoren, ich aber nicht. Frau Director ist jetzt seit einiger Zeit gegen mich die Güte selbst. Ich habe ihr also Unrecht gethan, und Philippjohn hat sie schändlich verleumdet. Nous verrons.

Donnerstag, 30. Juli.

Wieder die abgeschmackten Geschichten, daß die Juden Christenblut brauchten. Dieselbe Geschichte wie in Damask auch in Rhodos und Lemberg. Daß aber aus allen Winkeln der Erde man mit diesen Beschuldigungen hervortritt, scheint mir anzudeuten, daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der That durch Christenblut uns helfen werden. Aide toi et le ciel t'aidera. Die Würfel liegen, es kommt auf den Spieler an.

Sonabend, 1. August.

Heut hatte ich die erste Schwimmstunde. Schweiß und Mühe hatte es mir genug gekostet, es dahin zu bringen. Ich schwimme täglich und besuche auch Schinnels Teich sehr häufig. Dieses Vergnügen, obgleich sehr solid, ist dennoch ganz und gar nicht billig. Ueberhaupt, ob ich gleich nicht Billard spiele und zu keinem Conditor gehe, gebe ich doch viel Geld aus. Ich habe seit meines Vaters Abreise bloß für meinen Bedarf an Taschengeld zwanzig Thaler gebraucht, wobei zwar auch die menus frais keine geringe Rolle spielen. Aber was thut's? Meinem Vater und Isidor habe ich heut geschrieben.

Sonntag, 2. August.

Ich las Goethes Kenien. Unter seinen „Weissagungen des Vasis“ ist mir folgendes Distichon sehr wahr und epigrammatisch erschienen:

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun laßt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht, was ihr verlangt, geschieht.“

Montag, 3. August.

Ich lese Wilhelm Meister. Sonderbar. Ich glaube bis auf einige Abweichungen mich in Meister geschildert zu sehen. Auch ich stand vor drei Monaten an diesem Scheidewege. Auch mein Herz lebt nur für die Kunst, die ich lassen mußte, scheinbar lassen mußte, um mir ein Gewerbe zu erwählen. Aber welcher Unterschied! Ihn drängten Vater und Mutter und Freunde, von seinen sogenannten „Träumereien“ abzulassen, und zogen ihn zum Kaufmannsstande hinüber, und dennoch entrann er dem Zwang und ergab sich der Kunst. Ich aber habe, obgleich meine Eltern abriethen und

mich zum Studiren bewegen wollten, freiwillig jedem ästhetischen Leben entsagt, um Ladenschwengel zu werden. Und doch wußte ich das Alles auch damals. Aber das macht, ich stand überhaupt sehr frühreif, auch frühzeitiger am Scheidewege, und wenn mich nicht Eltern drängten, so drängte mich meine damals überaus schreckliche Lage, der ich um Alles in der Welt enttrinnen wollte. Ich sah ein, ich konnte das Gewebe von Lügen nicht lange mehr fortführen, es ging nicht. Ich wollte das Gymnasium und Breslau fliehen, noch ehe der Betrug entdeckt war. Aber er wurde entdeckt, und dann war es zu spät, zurückzutreten. Und, um wahr zu sein: ich glaube keineswegs gezwungen zu sein, einem öffentlichen, ästhetischen oder politischen Leben zu entsagen. Ich habe bloß vor der Hand eine Beschäftigung ergriffen, und ich glaube fest, der Zufall, oder lieber, die Vorsehung, wird mich aus dem Comptoir herausreißen und mich auf einen Schauplatz werfen, auf dem ich wirken kann. Ich traue auf den Zufall und auf meinen festen Willen, mich mehr mit den Mäusen, als den Haupt- und Strazzabüchern, mich mehr mit Hellas und dem Orient als mit Indigo und Runkelrüben, mehr mit Thalien und ihren Priestern, als mit Krämern und ihren Commis zu beschäftigen, mich mehr um die Freiheit, als um die Waarenpreise zu kümmern, heftiger die Hunde von Aristokraten, die dem Menschen sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concurrenten, die den Preis verschlechtern, zu verwünschen. Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben.

Mittwoch, 5. August.

Was man gefürchtet, ist eingetroffen. Die gute Marie ist heut früh um fünf Uhr hinübergeschlummert. Morgen wird sie secirt und Freitag begraben.

Donnerstag, 6. August.

Folgendes eröffnete Herr Director mir heute. „Lassal,“ sagte er zu mir, „ich betrachte es als eine Schickung, daß Sie in mein Haus gekommen sind. Ich hatte damals keine Idee, Pensionärs zu nehmen, und ehe ich's mich versah, waren Sie schon bei mir. Sie wissen selbst, wie wenig Platz ich habe. Meine Toni, das arme kranke Kind, die früher in Ihrer Stube lag, muß jetzt auf dem Vorjaal schlafen. Den Sommer über geht das, und ich dachte, bis zum Winter wird sich noch ein Plätzchen ausmitteln lassen. Aber weder meine Frau noch ich sind das im Stande gewesen, weil jeder Platz schon zu sehr in Anspruch genommen ist. Nun war ich, da ich es nicht über mein Gewissen bringen kann, Toni im Winter auf dem kalten Vorjaal wimmern zu lassen, entschlossen, Weihnachten Ihrem Vater zu schreiben, daß, so leid es mir auch thue, ich Sie nicht länger behalten kann. Jetzt macht der liebe Gott selbst Platz. Marie stirbt, und Platz ist da.“

Ich habe hier Stoff genug, um drüber nachzudenken.

Freitag, 7. August.

„Kabale und Liebe“ wurde gegeben. Ich war im Theater. Doch zuerst hat es auch mich Kabale gekostet, die acht Groschen zu erhalten.

Sonntag, 9. August.

War im Theater, wo die „Hugenotten“ gegeben wurden. Die Musik ist wirklich über alle Begriffe herrlich. Das Lied des alten Marcel erfüllte mich mit einem unwillkürlichen Schauer. Jedes Mal, wenn er schrie: „Piff, paff, puff!“

„Mordet sie,
Würget sie,
Piff paff puff!
Schlachtet sie
Brennet sie,
Piff paff puff!
Bratet sie,
Foltert sie!“

und dabei leidenschaftlich gesticulirte, die grauen Haare selbst vor Zorn sich zu röthen schienen, hatte seine ganze Gestalt etwas Dämonisches.

„Auch Weiber verschonet nicht.
Vertilgt sie in Eil!
Ein jammerndes Weibsgesicht
Bringt euch um's Heil.
Vergießet mit Kraft und Muth
Ihr roßiges Blut!“

Und nun die Wiederholung obiger Verse. Wer das hörte und sich in jene Zeit hineindachte, dem mußte schauern. Holzmiller als Raoul genügte mir nicht. Er war zerstreut und ließ beständig seine Blicke in eine Paterreloge fallen. Wahrscheinlich war da ein lieber Gegenstand. Ich erwartete nun, er würde, um das gut zu machen, die herrliche Romanze: „Zwei Augen sah ich“ x. um so besser singen, allein ich täuschte mich. Er sang es ohne Feuer und Ausbruch, und ebensowenig legte er einen genügenden Schmelz hinein. Bloß bei dem Refrain:

„O Luft, o Luft,
Zu ruhn an ihrer Brust!“

hatte sein Gesang etwas Liebliches, Melodisches, und seine Mienen waren berebt. Dabei sah er aber immer nach jener Loge. Wahrscheinlich richtete er an die darin befindliche Schöne jene Worte. Demoiselle Schlegel als Valentine sang ausgezeichnet. Die Musik in dieser Oper hat etwas, das mich ungemein anzieht. Bei einigen Stellen der Ouvertüre hätte ich den ganzen Abend verweilen mögen. Uebrigens erinnerte sie mich an die schöne Zeit, als Schiff in unserm Hause jene Melodien spielte. Ob ich diesen Menschen je in meinem Leben noch einmal wiedersehen werde?

Montag, 17. August.

Heut fing die Schule wieder an. Ich befinde mich besser als vor den Ferien. Das dumme Gerede hat aufgehört. Ich habe, weil ich keine Reise gemacht, eine Reisebeschreibung von einem Winkel meiner Stube bis zur Stubenthür aufbekommen.

Dienstag, 18. August.

Heut bekam ich Brief von Isidor, in dem er mir auf meine Bitte seine Liebesgeschichte erzählt. Das klingt nun so sentimental. Aber weil er dieser amour wegen mit seinem Herrn, dessen Verwandte sie ist, in Collision gerieth, so hat ihm sein Onkel in Hamburg eine Stelle zu Manchester verschafft, wohin er in Kurzem abgeht. So lagern sich also hunderte von Meilen zwischen mir und meinem besten Freunde, meinem andern Ich.

Mittwoch, 19. August.

Mit Fritz vertrage ich mich jetzt recht gut. Er ist ein sehr gemüthlicher guter Junge, dem es gar nicht an Verstand fehlt.

Donnerstag, 20., Freitag, 21., Sonnabend, 22., Sonntag, 23. August.

Nichts Bemerkenswerthes, außer daß ich einen Brief nach Hause schrieb und in diesem zwei Gedichte für die Hochzeit meiner Cousine Dorothea Friedländer mit Herrn Schwebel, die am 23. gefeiert wird. Sonntag ging ich mit Fritz auf Schimmels Teich, ganz wie gewöhnlich.

Montag, 24. August.

Ich weiß nicht, ich empfinde eine unnennbare Sehnsucht nach meinen Eltern. In mir kämpfen jetzt zwei Extreme. Ich möchte in die Welt hinausstürmen, dort mit eigener Hand mein Glück erringen, und wiederum giebt es Augenblicke, in denen mir nichts wünschenswerther erscheint, als die friedliche Stille zu Hause in dem Kreise der alten Bekannten. Ebenso kämpfen in meinem Innern zwei andere Extreme. Soll ich klug, soll ich tugendhaft sein in meinem Leben? Soll ich den Mantel nach dem Winde hängen, den Großen schmeicheln, mir durch seine Intriguen Vortheile und Ansehen erscheuchen, oder soll ich wie der trozigste Republikaner an der Wahrheit und Tugend halten, alles Andere nicht beachten und nur darauf ausgehen, dem Aristokratismus den Todesstoß zu versetzen? Aber nein, ich will, obwohl ich auch dazu Talent hätte, kein lächelnder feiger Hofschanze werden! Ich will den Völkern die Freiheit verkünden, und sollt' ich im Versuch untergehen. Ich schwöre es bei dem Gott unter den Sternen, und Fluch mir, wenn ich je meinem Schwur untreu werde!!!

„Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein abliges Geschlecht.“

Und es wird und es muß noch dahin kommen! Doch vorher werden noch Ströme von Blut, von Pöbel- und Fürstenblut fließen. O Frankreich, Land meiner Sehnsucht, Land meiner Träume! Ach, wie zieht es mich hin zu dir! Bei dir wohnt die Freiheit, du hast dir sie erkämpft. Doch noch legtest du die Waffen nicht ab. Du sahst ein, was noch gethan werden muß, und läßt dich nicht einschläfern von den Versprechungen perfider Aristokraten.

Dienstag, 25. August.

O, mit wie anderen Augen sehe ich jetzt die Handelsschule an! Die meisten meiner Mitschüler gehen ab. Wir sind sechsunddreißig in der zweiten Klasse, und davon bleiben keine zehn, die Anderen gehen alle Oftern ab. Während in der dritten Klasse vierzig, in der zweiten Klasse sechsunddreißig stets waren, waren in der ersten nie mehr als zehn. Die Eltern sehen, wenn ihre Söhne zwei Jahre auf der Schule waren, ein, daß ihre Erwartungen im Ganzen getäuscht wurden. O, ich wollte, ich könnte meinen Vater überzeugen! Auf jeden Fall werde ich es versuchen und ihm klaren Wein einschenken.

Mittwoch, 26. August.

Ueberhaupt thut es mir leid, daß ich nicht weiter studirt habe. Es ist mir jetzt klar geworden, daß ich Schriftsteller werden will. Ja, ich will hintreten vor das deutsche Volk und vor alle Völker und mit glühenden Worten zum Kampf für die Freiheit auffordern. Ich will nicht erschrecken vor dem drohenden Augenzucken der Fürsten, ich will mich nicht bestechen lassen von Bändern und Titeln, um ein zweiter Judas die Sache der Freiheit zu verrathen. Nein, ich will nicht eher ruhen, bis sie bleich werden vor Furcht. Von Paris aus, dem Lande der Freiheit, will ich wie Börne das Wort zu allen Völkern der Erde schicken, und alle Fürsten sollen Zähneklappern und einsehen, ihre Zeit ist gekommen. Und doch, welche Hindernisse habe ich mir nicht selbst in den Weg gestellt! Wie werden meine Widersacher höhnen über den entlaufenen Handlungsdiener, der die Elle mit der Feder vertauscht. Selbst meine Anhänger werden Furcht haben, sich mir anzuvertrauen, und „Handlungsdiener!“ „Ellenreiter!“ wird es aus allen Ecken zischen. Aber mit den Thronen müssen auch die Vorurtheile brechen, und der Handlungsdiener wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen.

Sonabend, 29. August.

Heut sollte Vogelschießen sein. Da es aber ausfiel, so ging ich mit Becker und Hasselbach*) nach Gohlis und von da ins Rosenthal. Becker ist von der Seite, wie er sich heute zeigte, sehr vernünftig, und es läßt sich gut mit ihm harmoniren. Ich besuchte ihn gegen Abend, und wir wurden recht vertraut.

*) S. die Schülerliste.

Dienstag, 1. September.

Mein Isidor ist gekommen! O, wer beschreibt meine Freude! Ich kann es nicht. Aber leider war sie kurz und flüchtig wie jede Freude im menschlichen Leben. Schon Mittwoch früh reist er ab. Gander nahm ihn freundlich auf, das muß ich dankend anerkennen. Ueberhaupt habe ich es in vieler Beziehung besser als irgend ein Handelsschüler; wenn er nur ein bißchen weniger launisch, nur nicht gar so unverträglich wäre!

Mittwoch, 2. September.

Heut hatte ich mit Courbassier (Lehrer Courvoisier) Streit, der sehr übel hätte ablaufen können. Ach, es gefällt mir nicht auf der Handelsschule, und ich bedauere von Herzen, daß ich hergekommen bin. Das viele Geld ist umsonst ausgegeben, denn wenn ich wirklich Kaufmann werden wollte, so könnte ich privatistirend in einem Jahre mehr lernen, als hier in zwei Jahren, und mit weit weniger Kosten. Nicht ich allein, alle Handelsschüler bedauern, daß sie hergekommen sind.

Sonntag, 6. September.

Der heutige Tag sollte folgenreich für mich werden. Herr Director pflegt nämlich in seinen Scherzen sehr unangenehm zu werden. Er nennt mich dann stets „er“ und giebt mir sogenannte Jagdhiebe, worüber mich Philippsohn, der einmal dabei gegenwärtig war, schon aufzog. Auch heut that er es. Ich will mich aber selbst im Spas nicht prügeln lassen und sagte ihm ganz ruhig, wenn auch mit einem etwas strengen Blick: „Herr Director, vergessen Sie sich nicht.“ Diese wenigen Worte nahm er ungemein übel und rief einmal über das anderemal aus: „Wart, den will ich drücken, der soll das bereuen, den will ich von nun an drücken, wie ich nur kann!“

Mein Gott! das ist der Mann also, der vorgiebt, mich mit Liebe zu behandeln. Drücken? Ich habe wohl gehört, daß ein Vater sein Kind straft, aber drücken? Geflissentlich suchen, mir das Leben zu verbittern, das ist eine feindliche Stimmung, und demgemäß muß ich mich von nun an betragen.

Montag, 7. September.

Ich habe einen Brief von meinem geliebten Vater bekommen. Er schreibt mir, er habe sich geängstigt, so lange von mir keine Nachricht zu erhalten. O, dieser gute, liebevolle Vater! wie er mich liebt! Aber ich fühle es, ich werde ebenfalls nie Jemand mehr lieben können, als ihn und meine Mutter. Wenn ich ihn doch glücklich machen könnte!

Dienstag, 8. September.

Ich fange an, Hasselbach auf meine Seite zu ziehen. Dieser arme Junge wird von Becker und Moewes schrecklich behandelt, es wird ihm förm-

lich das Leben verbittert. Da gestellte sich bei mir Mitleid zur Klugheit, ich trat laut auf gegen solche Behandlung und nahm ihn in Schutz. Was natürlicher, als daß er sich freute, einen Beschützer zu finden und stolz darauf war, daß ich ihn, den Gedrückten, Verspotteten, meines Umgangs und, wie der Narr glaubt, meiner Freundschaft widme. Haha, Becker und Moewes lachen drüber, sie wissen nicht, welchen Zweck ich habe, wie ich diesen Hasselbach nutzen will.

Mittwoch, 9. September.

Ich habe jetzt in einiger Zeit viel von Heine gelesen, als da: „Der Salon“, „Französische Zustände“, „Gedanken über Deutschland.“ Dann Börnes „Franzosenfresser“. Ich liebe ihn, diesen Heine, er ist mein zweites Ich. Diese kühnen Ideen, diese Alles zerschmetternde Kraft der Sprache! Er weiß so leise zu kispeln wie Zephyr, wenn er die Rosen küßt; feurig und glühend weiß er die Liebe zu schildern; er beschwört sanfte Sehnsucht, zarte Behmuth in uns herauf und ebenso den unbändigsten Zorn. Alle Gefühle und Regungen stehen ihm zu Gebot, seine Ironie ist so treffend, so tödtlich. Und dieser Mann ist abgefallen von der Sache der Freiheit! Und dieser Mann hat die Jakobinermütze von seinem Haupt gerissen und einen Treffenhut auf die edlen Locken gedrückt! Und doch, ich glaube immer, es ist sein Spott, wenn er sagt: „Ich bin royalistisch, ich bin kein Demokrat.“ Es scheint mir Ironie zu sein und ist es vielleicht. In seinen „Französischen Zuständen“ sagt er, als er den Tod der sechzig Republikaner bespricht, die beim Begräbniß des Generals Lamarque umkamen: „Ich ging traurig über die Stätte, wo der Aufruhr stattgefunden. Der Boden war getränkt von dem edelsten Blut Frankreichs. Bei Gott! ich wollte lieber, ich und alle meine Mitgemäßigten lägen auf dem Platz, als diese sechzig edlen Republikaner.“

Sonntag, 13. September.

Mittag war schrecklicher Lärm. Gander, der bisher nicht mit mir gesprochen hatte, fing an, sich wüthend mit mir zu zanken. Ich war auch entschlossen, nicht nachzugeben. Da aber meine Eltern Dienstag über acht Tage kommen, so wollte ich meinem Vater keinen Verbruch machen und gestand, daß ich mich übereilt hätte. Raun hatte ich das Wort gesagt, so nahm Gander meine Hand, schüttelte sie und sagte, es wäre ganz beim Alten, er wäre wieder mein bester Freund. — — —

(Schluß folgt.)





Kaulbachs Hunnenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen Raczynski.*)

Don

Hans Müller.

— Berlin. —

(Schluß.)



Kaulbach beruhigte den Grafen nach Kräften über sein körperliches Wohlergehen und über die Fortschritte des Bildes. Den 19. September 1836 schrieb er, daß es mit seiner Gesundheit gut stehe, er habe ein zähes Leben, könne manchen Puff vertragen, seine Figur sähe freilich öfters etwas kränklich, angegriffen aus, er sei aber recht gesund, namentlich jetzt, nachdem er mit seiner kleinen Familie einige Tage auf dem Lande verbracht habe. Die Untertuschung des Bildes sei in wenigen Wochen fertig. Er freue sich sehr auf die Ankunft Raczynskis. Das würde ein Festtag für ihn sein. Er sei sehr gespannt, ob ihm die Veränderungen und Zusätze im Bilde gefallen würden. An Fleiß habe er es nicht fehlen lassen, er habe bei jeder Figur mit der größten Sorgfalt den Charakter sowie auch die Schönheit einer jeden Form auszubilden gesucht, auf die malerische Haltung des Bildes dagegen noch keine Zeit verwendet, die Form schien ihm zuerst am wichtigsten, und so habe er jetzt bloß für die gute Färbung zu sorgen. Einen Monat später, am 28. October 1836, meldete er, das Bild sei fertig untertuscht, und er sei bereits an der Farbenskizze. Er erwarte nun sehnlichst den Grafen. Die Cholera sei die unschädlichste von der Welt, sie zupfe hier und da einmal einen an der Nase, treffe aber keinen bis zum Tode, der boshafte Charakter dieser Krankheit, wie er sich in Rußland zeigte, sei vor unserer gebildeten Welt sehr zahm geworden.

*) Nach bisher unbekannten Quellen.

Auch von neuen Plänen machte er dem Grafen Mittheilung, die in diese Zeit fielen und eine große Aussicht in die Zukunft eröffneten. Vor einigen Wochen, also im Sommer 1836, sei eine Fürstin Radziwill in München gewesen, eine sehr liebenswürdige Dame und große Kunstfreundin, und habe ihm ein großes Delbild, die Zerstörung Jerusalems durch die Römer, bestellt, welches er erst nach einigen Jahren anfangen könne. Ferner hatte Kaulbach eine Skizze zu einer Löwenjagd im Atelier stehen, die er, angeregt durch eine Menagerievorstellung gelegentlich eines Münchener Volksfestes, entworfen hatte und in größerem Maßstabe auszuführen gedachte. Leider ist es niemals hierzu gekommen, da der treffliche Entwurf auf unglückliche Weise verdarb und zu Grunde ging.

Endlich nach Verlauf von zwei Jahren, nachdem Raczyński wieder in München gewesen war, verlangte es den kunstbegeisterten Grafen denn doch einmal, Thatständliches über Kaulbachs Erfüllung des Contractes und die endliche Vollendung seiner Arbeit zu erfahren, da es immer mehr den Anschein gewann, als käme der Maler über die Untertuschung nicht hinaus und als ob er mit der farbigen Ausführung des Bildes durchaus nicht vorwärts und fertig werden könnte. In der That wurden auch Aussprüche des Künstlers bekannt, die das Gefühl seiner damaligen Unfähigkeit in der Delmalerei auf das Deutlichste kennzeichnen. So hatte er zu vertrauten Freunden mehrfach geäußert, es sei ihm bei der Arbeit so, als wenn die Figuren die Hände erhöhen und ihn bitten wollten, sie nicht zu coloriren. Der Graf war in großer Noth. Die darauf folgenden Verhandlungen sind bemerkenswerth für die Geschichte des Bildes wie für Kaulbachs künstlerisches Schaffen, nicht minder aber auch für den Charakter der beiden Männer. Raczyński bat zuerst einmal ernstlich den Kupferstecher Thäter, ihm Nachricht über die Hunnen zu geben, weil er wisse, wie ungern Kaulbach selbst schreibe, und ersuchte auch den Maler, dem Freunde zu sagen, wie es damit stünde. Kaulbach hatte nämlich plötzlich den Entschluß gefaßt, die Untertuschung für sich zu behalten und ein ganz neues Bild zu beginnen. Die Leinwand dafür wurde bestellt, und so war also nach zwei Jahren eigentlich noch nicht ein Strich für den Besteller fertig. Dieser verlegte sich zunächst aufs Bitten: „Sie haben Zartgefühl, Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie finden selbst, daß mein Verfahren in dieser Sache wohlthätig auf Ihre Existenz und auf Ihren künstlerischen Ruhm gewirkt hat, daß ich freundlich und rechtlich verfare. Gewiß werden Sie die von Ihnen übernommenen Verpflichtungen nicht als leere Phrasen ansehen und sie unbeachtet lassen. Seien Sie folglich gerecht gegen mich, haben Sie Mitleiden mit mir, und glauben Sie, daß auch Ihnen daran gelegen sein muß, mich nicht gar zu übel zu behandeln.“ Zur selben Zeit wendete sich Raczyński am 30. Mai 1837 an den Grafen Dönhoff in München um Auskunft über Kaulbach, da er die Nachricht erhalten habe, daß dieser an dem Bilde gar nicht arbeite, er wolle aber alle Mittel der Güte erschöpfen, ehe er die gesetzlichen Donnerkeile auf ihn schleudere. Er bat, Graf Dönhoff möge schonungs-

voll, ohne Klatscherei zu erzeugen, aber ernstlich mit Kaulbach reden, daneben den Professor Hermann, der sehr liirt mit Kaulbach sei, auffordern, sich seiner anzunehmen. Auch an den damals in München ansässigen Landsmann Kaulbachs, den Dichter Heinrich Stieglitz, wendete sich Raczynski und bat ihn bei dem Künstler zu wirken. Alles in Allem sah er sich in der Idee, die sich ihm schon während seines letzten Aufenthaltes in München unwiderstehlich aufgedrungen hatte, bekräftigt, Kaulbach sei gar nicht mehr ernstlich damit beschäftigt, das Bild für ihn auf die festgestellte Weise und zur verabredeten Zeit zu liefern. Er begreift, daß dem Genie Alles was ins Recht, ins praktische Leben, in sociale Verbindlichkeit hineingreift, einigermaßen fremd sei, dafür müßten denn die Freunde mit aufrichtigem Rathe bei der Hand sein. Kaulbach würde gewiß sagen, er brauche Studien, sei mit seinen Ideen noch nicht im Reinen, es müsse besser werden, er sei ermüdet und müsse sich an einem anderen Gegenstand erholen, aber damit könne der Besteller sich nicht fernerhin abspesen lassen.

Den 1. Juni 1837 schrieb Kaulbach endlich selbst nach Berlin, daß der Inhalt von Raczynskis Brief ihn sehr traurig gestimmt habe. Es seien falsche, infame Gerüchte allerdings auch in München verbreitet, als ob Kaulbach mit Raczynski in einen Proceß verwickelt wäre, da er das Bild der Gunnen, an den König verkauft hätte — „der es allerdings gern besitzen möchte“ fügt er hinzu. Er begreift nicht, wie man etwas derartiges von ihm sagen kann, da er seinerseits durchaus keine Veranlassung dazu gegeben hat. „Diese verfluchten Verläumder, man läßt mir hier in München keine Ruhe!“ Er würde nie vergessen, was er dem Grafen zu danken habe, der der Begründer seiner jetzigen Existenz sei. Er habe mit allem Fleiß an den Malstudien gearbeitet, sehe aber immer mehr ein, daß, soll die Vollendung des Bildes nicht auf eine fabrikmäßige Weise übereilt werden, dies nicht in dem übereingekommenen Termin geschehen könne. In zwei Sommern wäre es unmöglich, obgleich er mit der Farbe des Bildes im Detail sowohl wie im Ganzen durchaus im Reinen sei, welches sowohl seine Farbenstudien wie seine Farbenskizze beweisen könnten. Die Studien seien nothwendig gewesen, füllten auch die Zeit aus, da die neue Leinwand aus Dresden bis zur Stunde noch nicht gekommen sei. Er macht nun den Vorschlag, statt zwei Sommer vier Sommer zur Vollendung des Bildes zu benutzen. Wenn das aber nicht anginge, so bietet er die vollendete Untertuschung an und als Entschädigung ein ausgeführtes Bild von der Zerstörung Jerusalems, das allerdings noch zu machen wäre.

Inzwischen schrieb auch August Graf Dönhoff auf Erkundigung bei Professor Hermann hin, daß Kaulbach in der That wegen des nassen Wetters nichts mehr gearbeitet habe, er sei auch physisch und moralisch nicht im Stande, den Contract einzuhalten, und müsse vier statt zwei Sommer haben. Hermann sei sehr unzufrieden mit Kaulbach und dränge auf einen neuen Contract. Es fehlt auch nicht an einigen Fiebern auf die Künstler, die launen-

haft, unzuverlässig, unpraktisch seien und sich mit Kunst über alle bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse hinwegsetzten. Im Uebrigen fanden es alle Münchener Künstler, die Dönhoff sprach, besser, wenn Raczyński nicht auf der Ausführung in Oelfarben bestehen würde, da sie zweifelten, daß das Bild dann einen so guten Effect machen würde wie in dem jetzigen Zustande. Auch Fürst Metternich, auf der Durchreise durch Dönhoff auf Kaulbach aufmerksam gemacht, war ganz erfüllt von der großartigen Untermalung.

Raczyński gab sich mit diesen Berichten keineswegs zufrieden. Am 6. Juni 1837 ging er dem Maler energischer zu Leibe und schrieb:

„Es sind keine Gerüchte, theuerster Herr Kaulbach, auf die sich meine Besorgnisse in Hinsicht des Bildes gründen. Ich glaube, Sie haben mich als einen Mann kennen gelernt, der einer selbständigen Ansicht fähig ist, und da ich einen Monat in München zugebracht, so habe ich mich auch nicht auf Gerüchte zu beschränken gehabt, sondern habe den Stand der Dinge selbst beurtheilen können.

„Die Beschaffung einer Leinwand, wenn Sie die durchaus haben wollten, die Farbenskizze, die Studien, konnten alle im Winter besorgt werden, stattdessen wird jetzt die Leinwand erwartet und in den längsten und schönsten Sommertagen das Uebertragen auf eine andere Leinwand vorgenommen, wo dann die günstigste Jahreszeit vorüber sein und das Malen bis zum künftigen Jahre ausgesetzt wird. Ich verlange nicht, daß Sie fabrikmäßig die Sache übereilen, ich wünsche nur, daß Sie dabei bleiben und die Absicht täglich befehlen, die von Ihnen übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Mein Leben ist nicht versichert, und ich möchte gerne von dem, wozu ich Recht habe, Genuß und Freude erlangen.

„Ich möchte gerne andere Vorschläge anhören oder selbst machen, ich würde aber dadurch die bestehenden Rechte vergeben und könnte doch auf die Erfüllung der neueren durchaus nicht rechnen, daher ich auch entschlossen bin, meine Verbindlichkeiten bis zum letzten Augenblick pünktlich zu halten und dann am Schlusse des dritten Jahres zu sehen, was Rechtens sein wird und was billigerweise nachgesehen werden kann.

„Wollen Sie die Untertuschung jetzt gleich mir zukommen lassen, ohne die andere Leinwand abzuwarten, so will ich gerne die an Sie bis jetzt gezahlten 2000 Thaler als die dafür Ihnen zukommende Zahlung ansehen. Ich müßte aber Ihr Jawort in drei Wochen und die Untertuschung bis zum ersten August erhalten. Diesen Vorschlag gründe ich auf folgende Berechnung:

„4500 Rthaler waren für die Arbeit von drei Jahren stipulirt. Es kommen also auf einen Monat 125 Rthaler. Sie haben von 24. August bis Ende September gearbeitet, nämlich dreizehn Monate und eine Woche, ich will aber vierzehn Monate rechnen, da noch am Himmel etwas zu machen übrig bleibt. Für diese vierzehn Monate kämen Ihnen 1750 Rthaler zu, ich will dagegen 2000 Rthaler zahlen. In diesem Falle würde ich gern

noch die Löwenjagd bei Ihnen in derselben Größe wie die Zeichnung ist, bestellen und würde Ihnen dafür 1500 Rthaler nach Vollendung zahlen.

„An die Zerstörung Jerusalems kann ich nicht denken, erstens weil ich keinen Platz habe, um solche aufzustellen, und zweitens weil ich nicht glaube, daß ich die Vollendung dieses großen Werkes erleben würde. Sie haben mir immer gesagt, theuerster Herr Kaulbach, daß Sie mir Ihre ganze Zeit in diesen drei Jahren aufopfern wollten. Ich habe es immer abgelehnt und freue mich, wenn die Hunnen nebenbei Ihnen Früchte tragen, aber ich verdiene wohl, daß Sie mich nicht ganz unberücksichtigt lassen.

„Ich bitte Sie, theuerster Herr Kaulbach, in diesem Briefe nichts anderes zu suchen und zu finden, nur die große Bewunderung und Liebe, welche mir Ihr Talent einflößt und den sehr natürlichen Wunsch, mir Freude und Genuß von einer Sache zu verschaffen, die mir rechtlich und billig zukommt. Daß ich lieber das Bild unvollendet zu haben wünsche, als vier Jahre darauf zu warten, das können Sie für gewiß annehmen und zwar, weil schon vier Jahre an sich eine lange Zeit ausmachen, die mir Niemand garantiren und erfüllen kann und zweitens, weil mir Niemand die Erfüllung des zweiten Versprechens verbürgt. Ich hatte und habe noch Projecte für Sie, die Ihnen Nutzen bringen würden und ich glaube, viel Nutzen. Ich spreche sie nicht aus, weil ich für nichts und widernichts keine Verbindlichkeiten auf mich laden will. Aber Sie kennen mich genug und glauben gewiß, daß wenn Sie mich nicht gar zu sehr rücksichtslos behandeln, ich meine größte Freude daran finden werde, die Liebe und Hochschätzung zu bewähren, welche Sie mir seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft eingeklebt haben und welche tief in meiner Seele eingegraben sind.

A. Raczyński.“

Hierauf theilte Julius Thaeter am 20. Juni 1837 dem Grafen im Auftrage Kaulbachs mit, daß sich dieser entschlossen hätte, auf Anrathen vieler Freunde, die einstimmig die Untertuschung der Hunnen für zu gut hielten, um darauf zu malen, das Ganze auf einer anderen Leinwand noch einmal zu malen und, da der Graf sich auf keinen längeren Zeitraum einlassen wolle, den ersten August spätestens das untertuschte Bild, wie der Graf es kenne, abgehen zu lassen, wie leid es ihm auch sei, sich davon zu trennen. Was der Graf in Bezug auf die Zahlung gesagt hätte, sei zu nobel, als daß er es annehmen könne, er werde deshalb noch schreiben.

Kaulbach selbst erklärte: „Ich sehe täglich mehr ein, daß dieses Bild gemalt werden muß, und zwar kann dieses nur in Berlin geschehen, weil es nothwendig ist, daß ein Bild von solcher Größe, in dem nehmlichen Locale gemalt werde, in welchem es hunderte von Jahren beschaut wird. Diese Erfahrung werden Sie schon an der bloßen Untertuschung machen, was für andere Wirkungen ein verändertes Licht hervorbringt.“ Raczyński sah diese Nachricht als die glücklichste an, welche ihm werden konnte, stellte ihm, wenn er das Bild in Berlin malen wolle, alle Bequemlichkeiten in seinem Hause zur Verfügung und überließ ihm die Wahl derjenigen Monate, die ihm am

angenehmsten sein dürften, was ganz gleichgültig sei, da die Galerie im Winter geheizt würde. Er geht noch weiter: „Oder Sie malen für mich die Löwenjagd in der Größe der Zeichnung und bestimmen selbst den Preis, wo ich alsdann mit der Vorschußzahlung gern fortfahren will, oder Sie sagen, wie viel Sie für die Zeichnung von Jerusalem haben wollen in der Größe wie die erste Zeichnung der Hunnen.“ Es spricht für das feine künstlerische Verständniß des Grafen, wenn er freimüthig gesteht, daß er sich nicht entschließen könne, dies letztere Sujet für ein Delgemälde zu bestimmen, denn er sah mit rechtem Blick die Gefahr der späteren Kaulbach'schen Kunststrichtung und Programm-Malerei voraus, die gerade mit der Zerstörung Jerusalems begann. „Es ist ein complicirter Gegenstand, nicht anders verständlich, nur wenn er explicirt wird. Genug, es mag ihn ein Anderer als Gemälde zu besitzen wünschen, ich thue es nun einmal nicht, aber die Löwenjagd als Gemälde kann etwas ganz Vorzügliches werden, sowie auch meine Hunnen, weil bei diesen mehr Einheit vorhanden ist, als in jenem Jerusalem, obgleich selbst die Hunnen nach meinem Dafürhalten weit mehr als Fresco als für Delmalerei geeignet sind.“ Schließlich giebt er noch seinem Wunsche Ausdruck, wie gern er am 4. August, dem Geburtstage des preussischen Königs, das Bild in Berlin ausstellen möchte — aber vielleicht sei es nicht möglich, Kaulbach möchte thun, was er könne.

Der Künstler konnte sich aller dieser Freundschaft nicht verschließen und machte endlich seine Gegenvorschläge, wie man zugeben muß, voll größter Bescheidenheit und Selbstlosigkeit. Er hatte anscheinend selbst die Lust und die Kraft verloren, seine Hunnenschlacht bis zu dem übereingekommenen Termine fertig stellen zu können, und wollte sich nun ein für alle Mal mit den bereits bezahlten 2000 Thaler für die Untertuschung und für die Löwenjagd zusammen begnügen. Aber der edle Kunstfreund läßt sich auf ein so großmüthiges Anerbieten nicht ein und schreibt den 30. Juni 1837.

„Mein theuerster Herr Kaulbach.

„Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, wie tief mich die edlen Gefinnungen ergriffen haben, die sich in Ihrem Briefe aussprechen. Es soll Ihr Schaden nicht sein. Was ich einmal gesagt habe, steht fest, und ich nehme nicht nur mein Wort nicht zurück, sondern ich muß Sie bitten, mir die Erfüllung meines Versprechens zu gestatten. Sie handeln edel, lassen Sie mich wenigstens gerecht sein und meinem Worte treu bleiben. Sie sollen am 24. August als Angeld auf die Löwenjagd 500 Rthaler erhalten und wenn Sie mir die Zahlung erleichtern wollen, so stellen wir fest, daß die zweite Zahlung von 500 Rthaler über ein Jahr und die dritte ein Jahr später erfolgt. Es wird mich freuen, wenn ich die Löwenjagd früher erhalte, als der letzte Zahlungstermin, aber diese Verpflichtung brauchen Sie nicht zu übernehmen. Ich bitte, lesen Sie diesen meinen Brief dem Professor Hermann vor, damit er sich mit mir dessen, was nun fest steht erfreue. Ich

glaube wahrlich, daß es Ihnen zur Ehre gereicht so gehandelt zu haben, wie Sie es gethan, indem der von Ihnen ausgegangene und von mir entschieden abgelehnte Vorschlag, sich mit den 2000 Thaler für die Untertuſchung und für die Löwenjagd zu begnügen, ebenſoviel Beſcheidenheit als Selbſtverleugnung an den Tag legt. Mit den herzlichſten Wünſchen für Ihr und Ihrer lieben Familie Glück und Wohlbefinden verbleibe ich

Ihr Freund

und ergebenſter A. Raczyński.“

Zu dem gewünſchten Termine konnte das Gemälde nun bedauerlicherweiſe wieder nicht nach Berlin gelangen. Am 20. Auguſt 1837 ſchrieb Raulbach, daß er das Bild eher überſendet haben würde, wenn nicht König Ludwig hätte ſagen laſſen, er wünſche die Hunnen vor ihrer Abreiſe noch einmal zu ſehen. Darauf mußte gewartet werden, und ſo erſchien die ganze königliche Familie eines Tages, dem König Attila die Abſchiedsviſite zu machen. Die Löwenjagd will Raulbach, wie er hinzüſügt, wenn ſie dereinſt fertig iſt, als Andenken geben. Auf keinen Fall will er von einer Bezahlung etwas wiſſen.

Anfang September ging das Bild endlich nach Berlin ab und wurde mit größtem Jubel empfangen. Die Verſtimmung über die Verzögerung verlor ſich vollkommen. Raczyński ſchrieb in ſeinen Katalog: „Jedenfalls bin ich ihm Dank ſchuldig, denn von Allem, was ich beſitze, gewährt mir dieſes Werk, auch in ſeinem jetzigen Zuſtande, die größte Freude, und ich glaube auch damit das ſchönſte künſtleriſche Erbtheil für meine Nachkommen zu hinterlaſſen.“ Das Gemälde erhielt eine zwei Zoll breite goldene Leiſte und wurde in Raczyński's Hauſe, in einem großen Saale, in einer neuerbauten — wie Kugler ſchrieb — prachtvollen, höchſt geräumigen Gemäldegalerie nur einen Fuß über der Erde aufgehängt, eine der beiden Seitenwände gänzlich ausfüllend. Bei näherer Vergleichung ergaben ſich keine weſentlichen Veränderungen gegen den kleinen Carton. Nur waren einzelne Geſtalten mit größerer Klarheit der Bewegung und Linienführung ausgeführt und einige Lücken der größeren Dimensionen halber durch untergeordnete Figuren ausgefüllt worden. Die Wirkung war natürlich durch den großartigen Maßſtab erhöht. Mit beſonderer Liberalität — wie die Berliner dieſes anerkannten — öffnete der Graf ſeinen Saal unentgeltlich für das größere Publikum und ließ die weitesten Kreiſe Antheil an dem neuen Kunſtwerk nehmen. Wie erwartet bekam er denn auch nur das Lobenswertheſte zu hören; man ſah, daß ſein geſamnter übriger Kunſtbefitz durch dieſes eine Bild bei weitem in Schatten geſtellt ſei. Freilich erhoben ſich auch vereinzelte Stimmen von ſolchen, die ihm das Werk nicht gönnten, die die Anſicht ausſprachen, ein ſo gewaltiges Gemälde gehöre nicht in Privatbeſitz, ſondern in ein königliches Gebäude oder Nationalmuſeum. Der Beſitzer ſelbſt war über die Maßen erfreut und ſtolz auf das endlich erlangte Eigenthum und äußerte ſich in bewundernden Superlativen.

„Mein theuerster Herr Kaulbach, ich befinde mich nun seit einigen Tagen in dem Besiz Ihrer vortrefflichen Geisterschlacht. Es ist nach meiner Ansicht das vollkommenste Werk unserer Zeit und selbst aller Zeiten. Wenn auch Wenige die Courage haben, sich so positiv auszusprechen, und die Meisten zurückhaltend sind, wenn sie die Gefahr ahnden, sich zu compromittiren, so ist doch die Begeisterung allgemein. Bis jetzt haben Wach, Schorn, Wendemann, Magnus und viele weniger bekannte Künstler das Bild gesehen, und ihre Begeisterung spricht sich unverhohlen aus. Von Neid ist gar nicht die Rede; nicht das geringste Symptom dieses traurigen Gefühls läßt sich bis jetzt blicken. Ich bleibe bei dem, was ich früher empfunden: Attila dürfte größer sein, der fliehende Römer müßte zurück und im Schatten gehalten werden, der Priester, welcher getragen wird, auch im Schatten gehalten werden. Diese Bemerkungen ändern mein allgemeines Urtheil nicht, und es ist das größte und schönste was die Kunst aufzuweisen hat. Ich glaube nicht, daß Sie sich je wieder daran machen, aber wenn Sie Lust haben sollten, so biete ich Ihnen die Hand dazu. Hier können Sie es malen so viel Sie wollen. Ich lasse hier, wenn Sie einmal den Entschluß dazu fassen, die Leinwand aufspannen und die Zeichnung durchpausen. Ehe aber zu Werke geschritten wird, muß alles feststehen und schriftlich aufgesetzt werden, damit ich genau weiß, was ich für Verpflichtungen übernehme. Gott erhalte Sie und die Ihrigen. Nehmen Sie nochmals meinen Dank an und die Versicherung meiner Bewunderung und meiner Freundschaft.

A. Raczyński.“

Der Maler Wach nahm sofort Anlaß, direct an Kaulbach zu schreiben.

„Hochgeehrter Herr Kaulbach.

„Ich kann es mir nicht versagen, ohnerachtet ich nicht so glücklich bin Sie persönlich zu kennen, Ihnen zu sagen mit welchem Interesse und mit welcher Bewunderung ich Ihr schönes Bild betrachte, welches sich jetzt im Besiz des Grafen von Raczyński befindet. Wie glücklich, daß dieser reichhaltige, wenig gekannte Gegenstand Ihnen zuerst bekannt geworden ist, es wird nach Ihnen Niemand versuchen, ihn zu bearbeiten; der ist fertig für alle Ewigkeit. Das Zusammentreffen dieser beiden Gewitter in den Wolken; die Hunnen so trefflich in ihrer Natur und ebenso charakteristisch gegenüber die alte römische Civilisation, es kann nicht meisterhafter ausgedrückt sein, wie es hier lebendig in den schönsten Formen vor uns steht. Mit innigem Vergnügen habe ich gerade diesem Formenwesen nachgespürt und mich ergötzt an der tiefen Empfindung der Formen in ihren mannigfaltigsten Wendungen und öfter in verteuftelt schwierigen Verkürzungen. Genug es ist vortrefflich, und obgleich ich von Herzen wünsche, Sie möchten noch recht viele Werke erschaffen, so können Sie auch jetzt aufhören, für Ihren Ruhm ist dies genug, man wird nicht fragen, was Sie gemacht haben, wenn man Ihren Namen hört, mit dem Incognito hat es ein Ende. Ich könnte unter diesen Brief Ihnen eine Reihe von Unter-

schriften setzen, die dasselbe Urtheil über Ihr Bild haben, und es würden einige Namen darunter sein, die Ihnen gewiß einiges Vergnügen machen würden. Wir sind dem Grafen von Raczyński den größten Dank schuldig, dies Bild hierher versetzt zu haben. Nun höre ich, daß Sie eine Farbenskizze dazu gemacht haben. Wie schön wäre es, Sie geben sie dem Grafen auch. Er sagt mir, er würde mit Vergnügen Ihnen 300 Thaler dafür geben. Sollten Sie sich nicht dazu entschließen können? Es würde einen doppelten Nutzen haben, einmal daß das nicht getrennt ist, was von rechtswegen zusammen gehört, und zweitens, daß wir sehen, wie Sie sich die Farbe gedacht haben, welches bei den vielen verschiedenen Meinungen darüber, ob es nicht in dieser bloß conventionellen eintönigen Haltung am besten ist u. s. w., den Ausschlag geben würde.

„Ich schließe mit der Wiederholung meiner aufrichtigen Hochachtung und lege Ihnen die Angelegenheit mit der Farbenskizze noch einmal an's Herz.

Ihr ganz ergebenster Diener

Berlin, den 3. Oktober 1837.

B. Bach.“

Ein anderes Lob kam von Seiten eines herzlichen Freundes älterer Zeit des Malers Engelbert Seiberk. Dieser schrieb:

„Lieber Raulbach!

„Als ich hörte, daß Deine Hunnenschlacht unvollendet hier ankommen würde, ward mir, aufrichtig gesagt, etwas bange um Deinen Ruhm, weil ich von der tadelbüchtigen Mehrzahl unserer Berliner, welche bekanntlich Wiß und Weisheit allein gefressen, die Bemerkung fürchtete, Du seiest an der Ausführung des kolossalen Werkes gescheitert. Nun habe ich heute bei dem Grafen Raczyński das Bild, welches dieser, überglücklich im Besitze desselben, jedem mit großer Freundlichkeit zeigt, gesehen und muß Dir in der Freude meines Herzens über Deine Arbeit und die Anerkennung, welche sie findet, jetzt auch gleich schreiben, daß ich den guten Berlinern Unrecht gethan, da das allgemeine Urtheil, welches ich bis jetzt gehört habe, dahin lautet, daß die Gestalten selbst durch ein Tizianisches Colorit nur verlieren könnten. Die Leute haben recht, es ist schön, daß man eigentlich gar nichts darüber reden kann. Das Staunen ist stumm, deshalb wäre es lächerlich, wenn ich für meine Person der Bewunderung, welche ich Deinem Geiste zolle, nach Worten suchen wollte, so wie es Verrath an Deiner Schöpfung wäre, auf diesem Blatte von Anderem zu reden, deshalb begnüge ich mich, Dir diese wenigen Zeilen mit den herzlichsten Grüßen zukommen zu lassen, die Dir hoffentlich willkommen sein werden von

Deinem

aufrichtigen und dankbaren Freunde

Engelbert Seiberk.

Berlin, den 19. September 37.“

Die Tageszeitungen sowohl wie die Kunstblätter brachten enthusiastische Berichte über das neue Werk. Die angesehensten Kunstcritiker äußerten sich in überschwänglicher Weise. Friedrich Förster sagt in „Ost und West“: „Seit Michel Angelo sein jüngstes Gericht malte, sei in keines Malers Phantasie eine großartigere Composition empfangen und von der Hand keines Meisters die menschliche Gestalt in Flug und Sturz, lebend und todt, träumend und wachend, in Kampf und Ruhe, Anstrengung und Ermattung, durch alle Schattirungen der Leidenschaft hindurch mit so jede Schwierigkeit beherrschendem Griffel gezeichnet, hingeworfen, hingeschleudert möchte man sagen, worden als in dieser Zeichnung von Kaulbach“. Fr. Rugler nannte die Hunnenschlacht im „Museum“ ein Werk, das zu den ersten Leistungen unserer Zeit gehöre, „welches die Bedeutsamkeit der in unserer Zeit vorhandenen Kräfte abschätzen läßt wie wenig andere Werke der Kunst und welches keinen Vergleich mit den Leistungen der Vorzeit zu scheuen hat.“ Der Berliner Correspondent des Cotta'schen Morgenblattes für gebildete Leser stellte die Hunnenschlacht sogar über die massenhaften Hauptbilder der italienischen und flandrischen Schule. So gebiegen und reich der Veroneser, so schwellend und von üppiger Kraft der Fürst der Niederländer sei, hier sei mehr. „Der Geist hat diese Massen durchdrungen und gelichtet. Neben der Großartigkeit athmet uns der Hauch der Vollendung an, und in dem wildesten Schlachtgemetzel herrscht eine Schönheit und ein Adel, der an gar keine bekannten Schlachtgemälde erinnert; denn selbst Raphaels Maxentiuschlacht ist, so groß sie an sich sei, in ihrer Aufgabe etwas Geringeres.“ Das Bild reiche weit hinaus über Alles, was die neuere Malerei geleistet, ja nur versucht habe. Dies sei nicht das Urtheil eines Enthusiasten, sondern das der Kenner wie des Publikums. In der königlich privilegierten Berliner Zeitung (Professor v. d. Hagen) hieß es „Berlin sei um ein Kunstwerk reicher geworden, welches zu den größten Hervorbringungen der neueren Malerei, ja der Malerei überhaupt gehört.“ Ebenso sprach sich Gruppe in einem längeren bewundernden Aufsatz in der Preussischen Staatszeitung aus. Auch auswärtige Blätter wie die „Morning Post“ brachten sofort ruhmvolle Artikel über die Hunnenschlacht. Ausdrücklich und allgemein erklärte man, daß die Darstellung auch in der gegenwärtigen, wenn auch farblosen Ausführung als ein abgeschlossenes Werk zu betrachten sei, keineswegs als eine Untermalung, obzwar die Farbe wohl noch manches neue bedeutsame Element der Belebung hinzugetragen haben würde. Kaulbachs Name war in aller Mund. Auch erschienen alsbald eine Reihe von Gedichten auf die Geister Schlacht.

Das Gemälde sollte nicht lange an demselben Orte verbleiben, aber dauernd mit dem Namen seines Bestellers verknüpft sein. Raczyński, der gerade in den nächsten Jahren seine Sammlungen erheblich erweiterte, immer größeren Raum für deren Unterkunft benötigte und schließlich ein eigenes Museumsgebäude haben wollte, erhielt durch Rabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 30. März 1842 die Abtretung des Grundes und

Bodens am Königsplatz genehmigt, wo im Jahre 1844 ein stattliches Palais errichtet wurde. Er schloß ferner am 19. Mai 1847 einen Contract mit dem Domänenfiscus ab, nach welchem er sein Galeriegebäude auf eigene Kosten erbauen, erhalten und bei Zerstörung wieder herzustellen hatte. Auch mußte er die Bilder fortwährend darin belassen und sollte das Etablissement und die Gemälbegalerie seinem am 24. December 1825 errichteten Majorat Oberzisko (Oberzyzko) in der Provinz Posen einverleiben. Die Sammlung bleibt demzufolge mit allem, was zu ihr gehört, Eigenthum des jeweiligen Besitzers des Fideicommisses, darf niemals veräußert werden und fällt nach dem Aussterben seiner Nachfolger im Majorat in den unbeschränkten Besitz des königlichen Hauses von Preußen. Infolge der Veräußerung des Terrains an das Deutsche Reich hat dann das Palais im Jahre 1884 wieder niedergelegt werden müssen, um dem neuen Reichstagsgebäude Platz zu machen. Von Raczyński's altem Hause und der damit vereinigten Galerie befindet sich in der Raczyński'schen Sammlung eine aus dem Jahre 1852 stammende Zeichnung von Eduard Gerhard. Das Haus wurde 1866 und 67 nach beiden Seiten erweitert. Ueber dem Anbau wurden 1869 Statuen angebracht von Schadow, Rauch, Thorwaldsen, Schinkel, Carstens, Overbeck und Kaulbach, modellirt von den Bildhauern Franz, Drake, Ende, Baejer und Stürmer (Kaulbach), gebrannt in der Tonfabrik von March.

Die Kunstsammlungen sind seit dem 2. April 1883 seitens der preussischen Staatsregierung in Verwahrung und Verwaltung übernommen worden und haben ihre einstweilige Aufstellung in fünf besonderen Räumen der National-Galerie erhalten.

Auf diese Weise ist die Hunnenschlacht also keineswegs — wie Kaulbach hoffte — hunderte von Jahren an derselben Stelle bewundert worden. Der Raumangel in der Nationalgalerie ließ es sogar nothwendig erscheinen, das übergroße Gemälde späterhin aufzurollen und im Keller des Gebäudes niederzulegen, da man sich überdies mit der Wiederholung des Bildes im Treppenhause des Neuen Museums begnügen zu dürfen vermeinte.

Auch die Farbenskizze der Hunnenschlacht ist später an einen andern Platz gekommen, als ursprünglich in's Auge gefaßt war. Raczyński wollte sich zwar, wie Wachs Brief zeigt, nicht mit dem Bilde begnügen, sondern versuchte auch durchaus diese Skizze zu haben. Wenigleich Kaulbach behauptete, daß dieselbe keine 300 Thlr. werth sei, so gäbe er sie doch gerne dafür und bäte ihn, ihm solche zu gönnen. Der Maler aber kam trotz allem Zureden nicht zum Entschlusse, sich davon zu trennen und hat sie zeitlebens behalten, und erst 1890 ging die interessante Farbestudie auf langes Betreiben Rustiges hin in den Besitz der Stuttgarter Staatsgalerie über.

Raczyński hat dem Künstler seine Weigerung niemals nachgetragen, sondern sich auch weiterhin als echter Freund und Gönner bewährt. Freilich mußte er ihm gerade damals einen Wunsch abschlagen. Er konnte ihm keine Abdrücke von der Hunnenschlacht mehr weggeben, die Kaulbach erbat, da die

Platte keine größere Anzahl von Abdrücken ausgehalten haben würde, als die, welche die Zahl der Exemplare seines Werkes erforderte. Ueberhaupt — so schrieb er — gehe der Verkauf des Werkes sehr langsam und die Würze, welche seinem Werke die Hunnen sichern, dürfe er nicht vergeuden, er verliere aus Eifer für die Kunst schon viele tausende Thaler und es habe Alles seine Grenzen.

Der Briefwechsel nahm seinen Fortgang. Getreulich berichtete der Graf über die Begeisterung, welche die Arbeit Kaulbachs in Berlin erweckte, schickte ihm die glänzenden Recensionen der Berliner Zeitungen und nannte ihm auch deren Verfasser. Auch Geschenke wurden ausgetauscht. Der Künstler erhielt unter Anderem einen kostbaren „Ehrenpelz“, und der Graf wurde mit manchem werthvollen Stiche und Drucke bedacht. Die Freundschaft nahm in der Folge einen immer herzlicheren Charakter an und bereitete allmählich die Beziehungen Kaulbachs zu Berlin vor. Raczyński schickte mehrfach einflußreiche Personen mit Empfehlungen nach München zu Kaulbach, darunter einen Kunstliebhaber, Bankier Fränkel, den Grafen Pourtalès, „den Kenner und Besitzer einer der ausgezeichnetsten Gemäldeansammlungen in Paris“, dann auch am 4. Juli 1841 den Professor Wichmann, „einen der tüchtigsten Bildhauer“ — wie er schreibt — der sich freue Kaulbachs Bekanntschaft zu machen und ihn porträtiren wolle. „Niemand auf Gottes Erdboden macht ähnlichere Büsten und faßt sie schöner auf. Es ist von seiner Seite keine Speculation, denn er ist ein reicher Mann, sondern aufrichtige Bewunderung für Ihr Talent. Ich würde Sie hassen, wenn Sie ihm nicht sitzen wollten, denn die kleine Wollstedtsche Medaille genügt mir nicht und statt mir Ihre Züge in's Gedächtniß zurückzurufen, wessen es nicht bedarf, verwischt er sie.“

Ebenso schickte Kaulbach Freunde zum Grafen, unter Anderen den Dr. von Glehn, der 1840 den Winter mit seiner Frau in München verbracht und Manches nach der Zerstörung von Jerusalem copirt hatte.

Seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. richtete auch Kaulbach, wie viele andere Künstler und Gelehrte, mit Interesse sein Augenmerk auf Berlin, von wo ihm Raczyński mancherlei Bemerkenswerthes mittheilen konnte. Am liebsten wäre er einmal selbst nach der preussischen Hauptstadt gereist, wo damals ein immer regeres künstlerisches Treiben begann. Er hatte den Grafen mehr und mehr auch als ehrlichen Kenner schätzen gelernt und sehnte sich — wie er schrieb — oftmals sehr, sich mit Raczyński wieder einmal mündlich besprechen zu können, um seine Meinung über das Eine oder Andere im Gebiete der Kunst zu hören. Aber es waren außerdem andere Pläne und Rücksichten im Spiele, wenn er sich ernstlich mit dem Gedanken einer Reise nach Berlin beschäftigte. Darüber giebt ein Schreiben des Grafen andeutungsweise Aufschluß:

„Ich habe Ihren lieben Brief nicht gleich beantwortet, weil ich zuvor etwas horchen wollte. Ihre Ankunft und Ihr Bleiben in Berlin würde gewiß sehr gerne gesehen werden, aber der König kann, wie Sie wohl begreifen

werden, es nicht wünschen, daß es scheine, als suche er an sich zu ziehen, was seinem Schwager, dem Könige von Bayern, behagt, was dessen Lande und Hauptstadt Ehre bringt. Das ist eine Rücksicht, welche beachtet zu werden verdient und die ich um so ehrbarer finde, als ich gar nicht zweifle, daß unser König Ihre Tüchtigkeit im vollen Maße würdigt. Nun eine zweite Rücksicht, die nicht minder wichtig ist und die mich hindert, Ihnen zu rathen, München zu verlassen. Unser König hat gewiß Geist, Verstand und Kunstsinn in einem hohen Grade, und doch finde ich, daß im Gebiete der Kunst hier Vieles geschieht, was ich nicht nur nicht zweckmäßig finde, aber was ich schlechtweg gar nicht begreife. Was ist der Auftrag, welchen Cornelius erfüllt? . . . Er wird mit der Ausführung der Schinkel'schen Compositionen beauftragt. Solche sollen, ihrer Bestimmung gemäß, die Fassade des Museums schmücken. Nun müssen Sie aber wissen, was diese Compositionen sind. Sie sind sehr sinnreich als Decorations- Zeichnungen, als architektonische Verzierungen schön zu nennen, sie sind aber nicht das Werk eines Historienmalers und bei allem poetischen Aufschwung, welcher sich darin erblicken läßt, und manchen gewaltigen Scenen und Bewegungen, die darin vorkommen, ist das ganze idyllisch, weich, ich möchte beinahe sagen schwach. Ueberhaupt Cornelius mit der Ausführung einer fremden Composition beauftragen, scheint mir seine Natur verkennen und Kräfte vergeuden, welche zu den fruchtbringendsten gehören, die unsere Zeit aufzuweisen hat. Wie vortrefflich könnte nicht dasselbe Ziel erlangt werden, wenn man diese Sache dem Hiltensperger aufgeben möchte oder auch Neureuther und noch zwanzig anderen? . . . Glauben Sie nicht, daß ich Schinkel gering schätze. Er ist als Architekt, als Leitstern des Geschmacks, als Mann achtbar, bedeutend; aber Schinkels Compositionen von Cornelius ausführen zu lassen, scheint mir die unbegreiflichste Sache in der Welt. Zwar soll er die Sache nur leiten, aber es ist gar nicht die Rede davon, ihm andere Arbeiten aufzugeben, und dann bleibt ja der Hauptzweck seines Hierseins die Ausführung der benannten Composition. Es ist ferner die Rede, ihn mit der Reorganisation der Akademie zu beauftragen. Ich halte den Cornelius nicht für den Mann, welcher sich mit administrativen Geschäften abgeben kann, und ich halte die hiesige Akademie für einen unheilbaren Kranken. Es wäre so einfach, dem Cornelius einen angemessenen Wirkungsbereich anzuweisen. Ich würde ihm einen Saal öffnen im Schloß, in der Universität oder in der Akademie und würde ihm sagen: „Male!“ Auch würde ich ihn auf jede Weise auszeichnen, damit die Röter nicht bellen, denn die Berliner Röter und alle möglichen Röter (vom Cap Nord bis zum Cap der guten Hoffnung) bellen nur, wenn die Macht, sie möge König oder Pöbel-Gunst heißen, nicht schirmt. Was ich von der Akademie gesagt habe, bedarf auch noch einer Erläuterung. Die jungen Leute haben da Gelegenheit zu lernen, und in dieser Hinsicht ist sie von Nutzen, aber die vier Fünftel der Professoren sind furchtbar schwach, und es herrscht unter ihnen ein Gevatterchaftsgeist, der, wenn er nicht im Zaune gehalten

wird, Alles gern in seine eigene Wichtigkeit hineinziehen möchte. Man lasse die Akademie lehren, aber man lasse nicht zu, daß sie ihren Einfluß auf die Kunstausstellung, auf die Bestellungen, auf andere Künstler, die nicht derselben angehören, auf Düsseldorf zc. übe, denn was sie berührt, wird morisch.

„Die Bippmannsche Erfindung ist mit 500 Rthaler lebenslänglicher Pension belohnt worden. Es ist eine der größten Mystificationen, die je einem Menschen-Kinde gelungen ist. Ich habe gestern die Composition des Cornelius, die er für mich vorgenommen hat, gesehen. Es giebt keine Worte für die Freude, welche mir dieser Anblick gewährt hat.

„Schließlich: ich freue mich auf Ihren Edelknappen und lebe in der Hoffnung, daß, wenn sich alles entwickelt und unser hochherziger und kluger Herr Zeit haben wird, alles zu ordnen, alles in Gang zu bringen, Ihre Ankunft hierher von selbst durch das Schicksal herbeigeführt wird und Sie uns angehören werden.

Ihr Freund und wärmster Anhänger

A. Raczyński.

Berlin, den 12 Mai 1841.“

Man sieht, Raczyński sah mit vorurtheilslosen, klugen Augen und wollte vor allem, daß nichts Voreiliges von Seiten Kaulbachs geschah. Aber er war in der nächsten Zeit offenbar unablässig bemüht, für seinen Schützling irgend einen geeigneten Posten zu finden und ihn nach Norddeutschland zu ziehen. Schon am 11. October 1841 weiß er ihm sogar mit einem ziemlich positiven Antrage zu kommen. Er schreibt: „Man hat mir aufgetragen, folgenden Vorschlag an Sie zu richten: „Möchten Sie wohl der Gründer einer Kunst-Lehr-Anstalt in einer großen nordischen deutschen Stadt werden? . . . Sie können sich dabei Riga, Stettin, Lübeck, Danzig, Hamburg, Königsberg oder Mitau denken, nur darf ich Ihnen den Ort nicht nennen, bis man die Hoffnung hat, daß Sie auf diesen Vorschlag eingehen wollen. Daß sich damit die Idee der Gründung einer abgesonderten Malerschule verbinden läßt, wird Ihnen wohl einleuchten: für mich nehmlich sind die zwei Begriffe von Kunst-lehranstalt und Schule verschieden. Auch ließe sich damit rühmliche ausübende Wirksamkeit vereinigen. Mit Freuden entledige ich mich dieses Auftrages, in welchem ich die Anerkennung Ihrer Größe erblicke, und bitte Sie, mir Ihre Freundschaft zu bewahren und der meinigen versichert zu sein.“

Hieraus wurde nun freilich nichts, da sich Kaulbach inzwischen immer mehr in München gefesselt sah und bald darauf auch dort selbst das gewünschte Feld einer vollen Thätigkeit fand, fast ganz in den Fußtapfen von Cornelius, dessen Popularität an der Hsar einigermaßen erkaltet war.

Der Graf aber sollte selbst für längere Zeit die preussische Hauptstadt verlassen, während sein Einfluß daselbst freilich nachhaltig blieb. Am 18. December 1841 wurde Raczyński zum Gesandten in Lissabon ernannt und bekleidete diesen Posten vom 13. Mai 1842 bis zu Anfang des Jahres 1848.

Hierauf übernahm er am 26. April 1848 die Gesandtschaft in Madrid, blieb dort bis 26. August 1852 und trat dann aus eigener Initiative von allen politischen Angelegenheiten zurück, um mit den höchsten Würden ausgezeichnet, von da ab gänzlich in Berlin und auf seinen Gütern sein übriges Leben zu verbringen.

Auch während seines Aufenthaltes in Portugal und Spanien bewahrte Raczyński seinem „heißgeliebten“, „bewundernten“, „göttlichen“ Freunde Kaulbach treues Andenken und warme Freundschaft. Die Briefe sind zwar seltener und mehrfach nur Empfehlungsbriefe. So bittet er am 31. März 1843 den Meister, sich des Marquis von Bianna, eines Granden von Portugal anzunehmen. Dann schickt er ihm am 19. August 1844 einen jungen portugiesischen Künstler, Thomas Fonseca, der sich nach München begeben will, um seine Studien fortzusetzen. „Wenn er Kraft genug besitzt, um sich unter Ihnen auszubilden, so bitte ich Sie inständigst, aus Freundschaft für mich, sich seiner anzunehmen. Vor 300 Jahren hat hier der deutsche Einfluß Wunder gethan. Während die Regierung immer noch Rom herunterblickt, dessen portugiesischen Jüngern und ihrem Vaterlande wenig Nutzen von dort entsprossen ist, will ich beweisen, daß nur in Deutschland die Kunst jetzt wirklich ein nationales und urkräftiges Leben gewonnen hat. Der junge Mann hat Talent und viel Lust. Er ist ein eleganter Zeichner. Die Eleganz wird der historische Anhänger hoffentlich bald verlernen und wird den Ernst bald zu würdigen verstehen. Ich bitte, nehmen Sie sich seiner an. Er spricht italienisch und französisch. Werden Sie sich mit ihm verständigen können?“ Wiederholt erkundigte er sich nochmals nach seinem jungen portugiesischen Freunde und bittet denselben zu protegiren, der „Laugenichts oder vielmehr Faullenzler“ schreibe weder an seinen Vater noch an ihn. Noch im Mai 1846 fragte Raczyński sowohl die Gräfin Pappenheim wie Meister Kaulbach, ob er den jungen Fonseca nunmehr nach Berlin reisen lassen könne.

Von der rührenden Sehnsucht des Grafen nach dem Freunde giebt ein Brief vom 2. Januar 1845 bereites Zeugniß, in welchem er sich bereits auf ein Wiedersehen in sieben Monaten später freut. „Mein theurerer und aus ganzer Seele bewunderter Freund, ich habe Ihnen meine Ankunft in München für Anfang August anzukündigen. Es pocht mir das Herz im Busen bei dem Gedanken, daß ich Sie und Ihre große neue Schöpfung sehen werde. Der Himmel wäre grausam, wenn er mich dieses Glück nicht genießen ließe. Es drängt sich mir dabei der Gedanke auf, daß Sie den Edelknaben wenn auch nur so vollenden könnten, oder das fehlende hinfizziren, daß die Leinwand nirgends unbedeckt bleibe. Ich wäre gar zu glücklich, wenn ich den Knaben bei mir hätte. Ich will ihn kosen und pflegen wie mein eigenes Kind.“

Inzwischen war Kaulbach in Folge seiner „neuen großen Schöpfung“ — die Zerstörung von Jerusalem, — durch den Auftrag Friedrich Wilhelms IV. für

das neue Museum ausgezeichnet worden. Raczynski, welcher den Charakter seines Freundes wohl kannte, schreibt in demselben Briefe von Lissabon hierüber: „Die Bestellung meines königlichen Herrn ist Ihrer würdig. Wenn ich mir einen Rath erlauben dürfte, so würde ich sagen: Vermeiden Sie die Tages-Manien und die politischen und religiösen Zwiste in den zu wählenden Gegenständen. Es giebt der großen Momente von allgemeinem Interesse genug. Tragen Sie zur Aufregung nicht bei, sie ist ohnehin groß genug. Es wird Sie Niemand verdächtigen, sich zu derselben nicht erhoben zu haben, es wird vielmehr ein Jeder einsehen, daß sie dieselben überragen, daß Sie der ewige, für alle Zeiten große, von der Gegenwart Unabhängige sind. Sind Sie aber von der Gegenwart ergriffen, so ist besser, daß Sie in derselben verbleiben und sich von derselben begeistern lassen, denn in der Kunst ist besser Fanatismus als Kühle. Die Vernunft leidet darunter, aber die Kunst gewinnt.“

Das ließt sich, als habe der Graf die Zwistigkeiten vorausgesehen, die sich später wegen des sechsten Museumsbildes für Kaulbach erheben sollten. Das Reformationsbild ist, um dies gleich hier beizufügen, niemals nach Raczynskis Geschmack gewesen. Es sind darüber erregte Worte gewechselt worden. Einmal geriethen Beide auf einem Spaziergange unter den Linden in so heftigen Streit, daß sie mit den Armen in der Luft herumschlugen und die Leute rechts und links stehen blieben. Bei solchem Anlaß nahm der offenerherzige Graf kein Blatt vor den Mund, ebenjowenig wie der Künstler.

Zu den früheren Arbeiten Kaulbachs hatte Raczynski unterdessen auch noch den Hirtenknaben erworben (den 24. Juni 1845 für 500 Thaler), den Kaulbach als eine Frucht seiner vielen italienischen Studien nach dem lebenden Modell aus Rom mitgebracht hatte und welchen die Kritik als eine der besseren Arbeiten des Meisters anzusehen pflegt, was Farbe und rein malerische Behandlung betrifft. Der Künstler scheint etwas besorgt über die Ankunft dieses Bildes in Lissabon gewesen zu sein. Raczynski beruhigte ihn darüber am 8. Mai 1846. „Mein theuerster, göttlicher Freund, der Hirtenbua ist nicht gerollt, sondern erfreut sich eines Rahmens und wurde gleich nach seiner glücklichen Ankunft aufgepannt. Seien Sie also unbekümmert. Er wird wohl gefroren haben, aber die Tränen, die Sie ihn vergießen lassen, können nur der Trennung von seinem Schöpfer oder dem Umstande, daß er nun mir angehört, gelten, nicht aber dem Gerolltsein, oder gar den Mäusen und Spinnen, denen er hat preisgegeben werden sollen.“ Auch in diesem Jahre 1846 kommt der Graf noch von Lissabon aus auf die guten Hühner zurück. „Sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin“ — so schreibt er — „daß ich Hühner im Hause mästen lasse, aber keine einzige von diesen Bestien will so werden wie die, welche ich an Ihrem Tisch die Ehre hatte kennen zu lernen. Das waren Hühner! Das waren Zeiten!“ In der Revolution des „tollen Jahres“ hat dann der Graf, wie er Kaulbach bei seinem Aufenthalt in Berlin 1849

öfter erzählte oder aus den schriftlichen Berichten seiner Beamten mit „Thränen in den Augen“ vorlas, ungeheurere Verluste erlitten.

Wenige Jahre später erhielt Kaulbach den Auftrag von Raczyński, ihm eine Wiederholung des allegorischen Bildes „die Sage“ aus dem Treppenhaufe des neuen Museums in Del auszuführen, an welchem der Graf große Freude empfand. Doch stammt das Bild nur zum geringsten Theile von Kaulbach selbst, der damals überhäuft mit Arbeiten schon häufig die Hilfe seiner Genossen in Anspruch nahm. Man weiß das Nähere darüber aus Raczyński's Katalog. Kaulbach's Sage, 8½ Fuß hoch 7½ Fuß breit, wurde 1850 für 1500 Thlr. bestellt und 1852 ausgeführt, nicht nach der Mauer des Treppenhauses, sondern nach dem Carton mit einigen Modificationen, namentlich am Halse, welchen Kaulbach verlängerte. Den Hauptantheil an der Ausführung hatte Julius Muhr, während Kaulbach nur zum Schluß sich drei Tage hindurch mit der Vollenbung beschäftigte, an manchen Stellen dicke Farben auftrug, an anderen lasirte, zumeist am Kopfe. Das Colorit ist hier in Folge der Delfarbe kräftiger und tiefer als auf dem Wandgemälde im Museum. Am 24. September 1854 führte Kaulbach an Ort und Stelle in der Galerie in Raczyński's Gegenwart noch einige Retouchen und Lasirungen aus und legte so die letzte Hand an das Werk. Ueber das Delgemälde selbst machte Raczyński von Madrid aus mit Kaulbach einen Vertrag, indem er gleichzeitig die Wiederholung der Hunnenschlacht im neuen Museum gestattete:

„Herr Direktor von Kaulbach und ich sind darüber einig geworden, daß er die Saga für mich in der Größe der Fresko-Malerei des neuen Museums oder größer, wenn es ihm beliebt und der vorhandene Raum es zuläßt, in Del ausführen wird. Der Preis ist auf 1500 Rth. festgesetzt. Der Termin ist ein Jahr.

„Gegen die Wiederholung der Hunnenschlacht in dem neuen Museum, kann ich, glaube ich, gesetzlich nichts haben, und würde auch, wenn ich dürfte, schon darum nichts haben, weil es der König will. Im Gegentheil, es freut mich, daß dieses Kunstwerk auf alle mögliche Weise vervielfältigt wird, daher ich auch den Herrn von Kaulbach autorisirt habe auf seine Kosten und zu seinem Nutzen meine Hunnenschlacht stechen zu lassen, wobei ich jedoch ausdrücklich erkläre, daß ich mich nicht verpflichte, andere Vervielfältigungen desselben Gegenstandes zu unterfagen. Diesen Vorbehalt spreche ich darum aus, weil ich mich keiner Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht aussetzen will.

Ich habe dies dem Herrn von Kaulbach am 21. Juli 1851 gesagt, und er hat mir beigestimmt.

Madrid, den 30. October 1851.

A. Raczyński.“

Schon am 9. Juni 1847 hatte der Graf bewilligt, daß Kaulbach die Hunnenschlacht auf seine eigene Rechnung stechen ließ. Das Bild dürfe aber nicht heruntergenommen oder aus der Galerie entfernt werden. Am 22. April gab er dann zum zweiten Male Erlaubniß der Wiederholung, und Kaulbach

übertrug den Stich dem Kupferstecher Jacobi für Dunder. Der Graf schrieb selbst in seinen Katalog: „Der Maler Strähuber hat die Jahre 1854 und 1855 damit zugebracht, in meiner Galerie für den Kupferstecher Jacobi eine sehr ausgeführte Sepia-Zeichnung dieses Gemäldes zu verfertigen. Die Zeichnung ist das non-plus-ultra der Zeichenkunst: der ängstlich treuesten und zugleich meisterhaftesten Ausführung. Herr Jacobi hat 1857 diese Zeichnung für den Verleger des Museums, Herrn Alexander Dunder, gestochen.“

In die Reihe der weltgeschichtlichen Gemälde zu Berlin wollte die Hunnenschlacht Vielen nicht recht passen. Man erkannte in derselben wohl die historische Bedeutung der Völkerverwanderung, den Kampf des barbarischen Heidenthums mit dem hinstorbenden Rom und seiner heidnischen Cultur, das gegenseitige Sichaufreiben heidnischer Mächte. Man vermiste aber den Gegensatz desjenigen Elementes, das nun als Erbe der Zukunft auf der dem Untergang anheimfallenden Vergangenheit sich erhob. Man habe überhaupt in dieser Geisterschlacht weder ein wirkliches geschichtliches Ereigniß, noch selbst die allegorische Verbildlichung einer weltgeschichtlichen Katastrophe, sondern nur den ganz willkürlichen Inhalt einer phantastischen Ueberlieferung. Das ist aber keineswegs vollauf zuzugeben. Deutlich genug ist auf das Christenthum hingewiesen, welches triumphirend die Weltherrschaft antreten wird.

Während der langen Jahre, die Kaulbach an den Wandgemälden des Berliner Museums gearbeitet hat, suchte er sich anfangs regelmäßig eine bescheidene Privatwohnung. Als aber der Graf wieder in Berlin ansäßig war, mußte er fast immer in dessen Palais am Königsplatz absteigen. Als merkwürdiges Zusammentreffen ist zu verzeichnen, daß die erste Wohnung, die Kaulbach 1847 in Berlin fand, in dem Hause Potsdamerstraße 120, später von der königlich akademischen Hochschule der Musik in Besitz genommen wurde und daß auch das Raczyński'sche Haus, in dem Kaulbach nachher wohnte, eine Zeit lang von derselben Hochschule benutzt worden ist. Wie gern Kaulbach auch jedes Mal die Einladungen Raczyński's annahm, so hatte er doch mitunter ein peinliches Gefühl, die große Gastlichkeit des Mäcens so häufig in Anspruch zu nehmen. Der Graf wollte aber davon nichts wissen, wenn der Künstler Einwendungen machte, und schrieb ihm einmal im Sommer 1864, als es darüber zu Auseinandersetzungen gekommen war: „Wie können Sie Ihr Wohnen bei uns so unrichtig auffassen? Wie ich das verstehe, werden Sie aus folgender Aufschrift ersehen:

„Hier hat Wilhelm von Kaulbach während des Entstehens seiner großen Werke im Treppenhause des neuen Museums (1854 bis 1864) zu meiner großen Ehre und Freude oft gewohnt.

A. Raczyński.“

„Sie werden sagen: „Kolossale Eitelkeit.“

Wenn der Graf Raczyński abwesend war, was später im Sommer gerade sehr häufig geschah, so hatten die Diensthoten auf seine Anordnung

Alles zu thun, um dem Künstler den Aufenthalt, fern von seiner Familie, möglichst leicht und angenehm zu machen. War Raczyński in Berlin, so mußte Kaulbach, wenn möglich, täglich zu ihm essen kommen und das Tischgespräch bildeten dann die alten Zeiten. Dabei war auch viel von neuen Recepten die Rede. Aber nebenbei wurde des alten Hühnerrecepts immer wieder gedacht. Auch manchen Abend verbrachte Kaulbach zum Thee bei seinem Freunde — „was mir durchaus nicht unangenehm ist“, schrieb er nach Hause.

Bis in das höchste Alter hinein blieb Raczyński Kaulbachs treuester Freund und Bewunderer, unwandelbar in seiner Begeisterung und Liebe für die Kunst. Auch nachdem die Berliner Bilder fertiggestellt waren, welche ja jeden Sommer den reichsten Anlaß zu persönlichem Verkehr gaben, bestanden die Beziehungen zwischen München und Berlin ungeschmälert fort. Raczyński führte den preussischen Gesandten Baron von Werthern im Februar 1867 in Kaulbachs Haus ein, welcher bald ein ähnlicher Bewunderer des Künstlers werden sollte und bei Kaulbachs Jubiläum 1874 eine zündende, Aufsehen erregende Rede hielt. Mit jugendlichem Feuer weiß sich Raczyński noch im Januar 1868 für Kaulbachs Veda, „das theuere schöne Geschenk“, zu begeistern: „Ich finde Ihre Veda großartig, und als Zeichnung das Vollkommensie was man sich denken kann. Die Actualität des entscheidendsten Moments durchzuckte mich, trotz meiner 80 Jahre. Ich fürchte, mich cynisch ausgedrückt zu haben — wir wollen lieber sagen erotisch — klingt besser.“

Wie alle alten Leute erinnert er sich mit Vorliebe der ältesten Zeiten, da sie sich zuerst kennen lernten. Aber schon früher habe er seine Donau gekannt, die er bei Weitem für das schönste Werk in den Arkaden des Münchener Hofgartens hielt. Und dann schreibt er: „Mit welcher Wonne habe ich in Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin — Sie waren ausgegangen — zum ersten Male die für Alenze bestimmte erste Zeichnung der Hunnenschlacht mir angesehen . . . bis zum Berrücktwerden davon ergriffen, bezaubert gewesen! . . . oder war es Comödie, da doch der große Nidel pag. 181, mich gar nicht für fähig hält, die deutsche Kunst zu würdigen, zu verstehen oder sind wohl Ihre Werke und Sie nicht deutsch? Als Kunstliterat ist mir doch Nidel noch lieber als Waagen, Rugler und viele seiner Collegen — er ist ein G . . . , aber er lügt nicht wesentlich oder absichtlich und von Cornelius spricht er wie es sich gebührt. Als Philosoph ist er langweilig.“ Wahrhaft rührend wirkt es, wie der alte Mann allen Dank von sich weist, als ihm einmal Frau Kaulbach, welche mit ihrem Manne den Grafen als Begründer ihres Glückes betrachtete, in diesem Sinne ihre herzlichst zugethane Freundschaft erklärt: „Ich habe mir meine Begeisterung für Ihren Herrn Gemahl nicht gegeben, sondern er hat sie geweckt. Seine Hunnenschlacht oder der Girtentnabe sind für mich und für meine Nachkommen eine Illustration. Wie viel mehr sind diese Werke werth, als das was ich dafür gegeben. Ohne meine Bestellung wäre Ihr Herr Gemahl geworden, was er ist, denn Gott

hat ihn so groß geschaffen. Unsere Freundschaft ehrt nur mich. —“ Ja, es scheint, als wenn Raczyński's Bewunderung und Verehrung für Kaulbach noch weiter wüchse. Am 16. Januar 1869 schreibt er nach München: „Ich muß seine lebensgroße Statue besitzen, im Freien, von gebranntem Thon, bald, nämlich im Laufe des Frühjahrs oder spätestens Ende Juli. Gibt es in München eine schöne Statuette von Ihrem Herrn Gemahl im Handel, mit der Sie, was Charakteristik, Haltung, Eigenthümlichkeit, Interesse und Aehnlichkeit anbelangt, zufrieden sind, so bitte ich Sie, solche (der Kürze wegen gegen Postvorschuß) anzukaufen und mir gleich zu schicken. Ich würde dann dieselbe von Blaeser oder Drake lebensgroß ausführen lassen, oder wenn ein tüchtiger Bildhauer in München das übernehmen will, und Sie einen Thonfabrikanten kennen, der, — wie hier March — das Brennen versteht, so könnte Alles in München besorgt werden. Aber da müßte ich zuvor die Statuette sehen, oder wenigstens eine Photographie davon. Die Statue müßte 6 Fuß 3 Zoll im rohen Thon hoch sein. Die Statue würde alsdann, nach dem geschehenen Brennen, auf die natürliche Größe schwinden.“ Frau Kaulbach schickte denn auch alsbald die Statuette von Stürmer, die den Künstler in sitzender Figur darstellt und welche dem Grafen recht gut gefiel; wenn auch die Verhältnisse des Körpers nicht ganz richtig seien, so sei sie doch ganz Natur, einfach und ungeschminkte Actualität. Sie wurde im Speisesaal aufgestellt, damit er sie immer vor Augen haben konnte.

Im Spätherbst 1870 ging der Graf trotz seiner streng katholischen Richtung sogar mit der Idee um, in den Besitz der „wundervollen Composition“ des Peter Arbues, dieses gewaltigen Kampfbildes gegen die Jesuiten und die Inquisition, zu gelangen. „Drei Mal habe ich schon meine Antwort entworfen,“ so schrieb er nach München „und wieder verändert, bis ich endlich einjah, daß dieses Vorhaben rein unsinnig ist. Nicht die Tendenz, welche in der Composition vorherrscht und welche, wie Sie wissen, mir widerstrebt, hält mich zurück, weil ich um Ansichten Anderer in Religion und Politik mich nicht kehre, sondern, weil ich zu alt bin, um auf das Bild zu warten und weil der Raum in meiner Galerie es nicht zuläßt. Dem letzteren Argumente ließe sich wohl abhelfen durch Verkleinerung der Figuren, so, daß das Bild nur einen Raum von 8 Fuß Höhe und Breite einnehmen möchte, aber meine bereits verlebten 82 Jahre sind nicht abzukürzen.“ Auch im folgenden Jahre, als der Kunsthändler Merkel bereits im Besitze des Cartons des Arbues war und denselben in Berlin in einem königlichen Gebäude ausstellen wollte, kam er nochmals auf seinen Wunsch zurück, dieses große Werk zu besitzen. Freilich würde er dann in seinem Katalog gesagt haben, wie sehr er diese Composition bewundere, aber wie wenig er sich der Tendenz anschließe. Auch will er sich jetzt keinesfalls in die Verhandlungen wegen der Berliner Ausstellung mischen. Das Bild habe in München zu viel Agitation verursacht, als daß er beitragen möchte, Gleiches in Berlin hervorzurufen. Das ändert allerdings durchaus nichts an der

Bewunderung für Kaulbach. Für jedes geringste Zeichen von ihm bezeugt er seinen Dank. „Wie lieb, wie gütig die vier Zeilen Ihres Herrn Gemahls!“ schreibt er an Frau Josephine. Ebenso dankbar ist er für jedes aufmerksame Geschenk, das ihm der Künstler zugehen läßt. Jede neue Sendung bereichert die Mappe, die Kaulbachs Werke enthält. Viele geschenkte Zeichnungen hängen unter Glas und Rahmen an den Wänden und befinden sich gebunden in seinen Manuscripten. Kaulbach ließ auch keinen Weihnachten vorübergehen, ohne dem großmüthigen Protector Reproduktionen oder Cartons zuzuschicken, so noch in den letzten Zeiten den Nero und den Carton zum Glasgemälde in Edinburg. Dann auch fremde Arbeiten, wie die Horstelt'schen Randzeichnungen, von denen er glaubte, sie seien so vortrefflich, daß die Engländer und Franzosen, welche in diesem Genre doch Unglaubliches leisteten, niemals mehr Virtuosität, Bravour, Geschick und Kenntniß entwickelt hätten.

Kaulbach war es auch, welcher Racynski's Interesse auf den jugendlichen Hans Makart richtete. Er hatte nämlich, bestrickt von der Farbenpracht der neuen Schöpfungen, schon 1868 das dreitheilige Bildchen „Elfenreigen“ gekauft und schickte es dem gräflichen Freunde zur Ansicht. Wie er vermuthete, täuschte er sich auch nicht über den Eindruck des Bildes, welches das Entzücken des enthusiastischen Greises dermaßen erregte, daß er, wie er schreibt, „seine Wonne gar nicht schildern kann. Das mache ihn ganz confus, so was sei noch nicht dagewesen, Genie, Geschmack, unvergleichliches Colorit, nie gekannte Richtung und Effect, Traum, Hexerei, etwas mit Rubens verwandt, aber viel feiner und zarter, das könne kein Anderer erreichen, er fürchte nur das Nachdunkeln, nur Weniges habe er auszuzeigen.“ Er bestellt denn gleich auch dem jugendlichen Künstler eine Wiederholung des mittleren Bildes, die Königin von Elfen getragen, während ihm die beiden Gruppen rechts und links, trotz der bezaubernden Farbenwirkung, Bedenken in Beziehung auf Zeichnung, Eindrücke und Geschmack verursachen, und hofft auf baldmöglichste Fertigstellung des Gemäldes, das er gern noch vor seinem Tode besitzen möchte. Bevor noch das Bild begonnen werden konnte, erwarb der Graf von Makart ferner zum Preise von zweihundert Thalern die freilich recht verworrene Originalskizze der Centauren, die auch ein Obdach bei Kaulbach gefunden, und von welcher vorher kein vollendetes Bild existirte, obwohl er offen erklärte, daß er das Bild nicht verstünde. Die Elfenkönigin erhielt er am 27. Februar 1870 und reichte sie hochentzückt neben die Hauptstücke seiner Galerie ein, obwohl er den großen Gegensatz erkannte. Er zahlte 500 Thaler dafür. Anhaltend blieb seine Bewunderung für Makart, wenn er auch durch die Pest von Florenz ein wenig ernüchtert wurde, als dieselbe im Februar 1869 in Berlin bei Sachsse ausgestellt war. Die erste Abtheilung fand er schön, wie er nach München schrieb, genialisch, wunderbar, die zweite möchte er nicht umsonst haben, die dritte, theilweise schön, theilweise nicht, das Colorit sei lange nicht so reizend als in dem Reigen der Elfen und in der mittleren Abtheilung die Fleischgruppe beinahe ekelhaft.

Vor einem aber sei Maſart geſichert, vor Vergleichung. Er ſtehe allein da in Richtung, Phantaſie, Empfindung, Farbe und ſelbſt Styl.

Auch die Bekanntschaft Pilotys verdankt Raczyński dem Freunde Kaulbach und fand in dem Künſtler, deſſen bedeutendſte Arbeiten er ſchon früher kennen gelernt hatte, „einen liebenswürdigen Mann, eine wohlthuende Erſcheinung“, als dieſer im Dezember 1868 nach Berlin kam. Die größte Sehnsucht hatte der alte Herr nochmals ſelbſt nach München zu reiſen, um den bewunderten Freund zu umarmen. „Wenn mir mein hohes Alter, der Tod oder die Geſundheit keinen Strich durch die Rechnung machen, ſo werde ich Sie im Frühjahr beſuchen. Wie würde mich das glücklich machen,“ ſo ſchreibt er faſt in jedem Winter. Und auch jetzt noch gedenkt er der guten Küche von Frau Joſephine. Wie früher die Hühner, ſo ſpielen jetzt eine Kalbskeule und „als ſchönſte Erinnerung dieſer Art“ die Dampfknudeln des gaſtlichen Künſtlertiſches eine Rolle in ſeinen Briefen.

Noch vor dem treuen Gönner ſollte der Künſtler das Zeitliche ſegnen. Er ſtarb den 7. April 1874 an der Cholera. Der Tod Kaulbachs wurde dem alten Grafen telegraphiſch mitgetheilt, der ſofort ein herzliches Schreiben an die Wittwe ſandte und durch den Verluſt ſeines ſo hochverehrten Freundes auf das Tieſte erſchüttert war. Man hoffte auf ſeine Mitwirkung bei den Ehren, die man dem Todten erwies. Zum Gedächtniß Kaulbachs wurde nämlich gleich im April 1874 eine Ausſtellung ſeiner Schöpfungen im großen Rathhausſaale zu Nürnberg veranſtaltet, wozu auch der Graf um Beſchickung angegangen wurde. Raczyński weigerte ſich indeſſen, ſeinen Beſitz nach Nürnberg zu ſenden, zeigte ſich dagegen bereit, eine beſtimmte Summe Geldes beizutragen, auf Ungewiſſheiten ließe er ſich nicht ein. Der Beſuch dieſer kurzen Ausſtellung war ſehr ſtark, es erſchienen weit über 5000 Perſonen. Der Reinertrag von nahezu 1000 fl. wurde als Grundſtock eines Stipendienfonds für talentvolle deutſche Künſtler unter dem Namen Kaulbach-Stiftung beſtimmt.

Nicht lange überlebte Raczyński den Freund. Vier Monate nachher 21. Auguſt 1874 ſtarb der hochbetagte Greis an einer Lungenlähmung in Berlin und wurde in der Erbgruft des gräflichen Hauſes auf dem St. Hedwigskirchhofe beigeſetzt.





Literarisches Märchen.

· Von

Abalbert Meinhardt.

— Hamburg. —

Bekanntlich kommen in einer jeden Neujahrnacht, mit dem ersten Glockenschlage der zwölften Stunde, auf der breiten gläsernen Treppe, die vom Himmel herunterführt, in hellen Schaaren die weißen Englein herabgestiegen, große, gefüllte Säcke tragend, aus welchen sie für das kommende Jahr allen Leuten ihre Gedanken zuertheilen. Die einen bringen strengeren Glauben, die nächsten veränderte freiere Sitten; wieder andere Weltverbesserungsträume, neue Ansichten, neuen Geschmack; kurz Alles was wir armen Menschen so im Laufe der nächsten zwölf Monde denken, fühlen, erstreben werden. Wo die Treppe beginnt, da stehen drei Erzengel, untersuchen den Inhalt der Säcke, mischen, sichten und weisen einem Jeden sein Theil zu. Es geht dabei so eilig her, wie — nun ungefähr wie in einer großstädtischen Postanstalt um die gleiche Neujahr-Mitternachtsstunde. Da freilich kann es wohl geschehen, daß einmal so ein kleines Versehen mit unterläuft. Zum Beispiel, daß ein Brief, der nach St. Paul im Staate Minnesota bestimmt war, in der guten Vorstadt von Hamburg St. Pauli abgeliefert wird und umgekehrt. Oder, daß die Glückwünsche für den jetzigen Herrn Minister durch einen unberechenbaren Zufall dem vorigen — für welchen das Schreiben böse Liebe enthält — am Morgen ausgehändigt werden.

Nun ja, das passiert wohl bei uns Menschen, wenn auch nicht oft. In der Postexpedition der Engel geht es unendlich viel sicherer her und zugleich stiller. Es wird nicht gesprochen, nicht ausgerufen, man hört kein Geschrei.

Von oben begleitet eine sanfte, unsagbar liebliche Musik das fleißige Geschäft. Und unter den feierlichen Klängen wallen die seligen Flügelnaben in ihren langen weißen Gewändern paarweise vorüber, liefern ihre Säcke ab, empfangen andere und ziehen die Treppe herabwärts und weiter, wohin ein Wink mit den Augenlidern, ein Fingerzeig des Erzengels sie weist: die einen gen Norden, die anderen gen Süden, dahin und dorthin. Sie bringen Jedem etwas Neues, denen in den Städten ein wenig mehr, denen auf dem platten Lande etwas minder, oder auch das, was vielleicht vom Vorjahre übrig geblieben. Und Einzelnen, Auserwählten, ein Quantum, so groß, daß eine ganze Provinz behaglich damit auskommen könnte. Und wieder Anderen ein armes Restchen. Und Jedem das Seine.

Die drei Erzengel haben denn auch alle Hände voll zu schaffen. St. Raphael, der Tobiasbegleiter, fährt sich in der Erregung manchmal in sein lockig Haar. St. Gabriel, dem Verkündiger mit dem Lilienstengel, dem hilft seine Länge an zwei Enden zugleich nach dem Rechten sehen zu können. St. Michael, der streitbare Kämpfer, der Lindwurmbezwinger, kennt Dank der Verehrung, die ihm an so verschiedenen Punkten des Erdenrundes seit Jahrhunderten geworden, alle Länder und deren Sitten; er ist's, der bestimmt, was einem jeden Volk gebührt, der dafür sorgen muß, daß 'nur bei Leibe nicht uns Deutschen etwas von der leichter fassenden, beweglicheren geistigen Grazie der Franzosen, daß ihnen wenig von der soliden Moral zuertheilt wird, um derentwillen wir selbstzufrieden uns so sehr viel besser dünken; — als ob nicht die Menschen hier wie dort eben Menschen blieben trotz aller der schönen, zur Schau getragenen Moralität! — Doch wie gesagt, der Erzengel kennt all' solche nationale Schwächen. Er weiß, daß jenseits der Grenze Kamine, hier Racheöfen im Gebrauch sind und daß danach schon die Temperatur verschieden, bei welcher ein jedes Geistesproduct an's Tageslicht tritt. Deshalb überlassen die Genossen ihm hierin auch allein die Führung.

Sind nun alle Boten endlich abgefertigt und fortgezogen, so athmen die drei auf und reiben sich vor Vergnügen die Hände. Und das himmlische Orchester spielt noch einmal so schön und noch zweimal so heiter. Aber, ach, — meist ist's eine Täuschung, zu denken daß die Arbeit gethan sei. Kommt da, just wenn die Erdenuhren zum letzten Schlage sich rüsten wollen, einer noch, ein schöner Knabe mit lockigem Haar, tiefdunklen Augen, die irgendwo in den Sternen schweifen und einem edelstolzen Gesichte. Die schlohweißen, goldgesäumten Flügel scheinen ihn allein zu tragen. Seine feinen, nackten Füße berühren die Wolken kaum, da er langsam im Takte heranschwebt.

Das ist der Poetenengel, der allen dichtenden Menschenkindern ihr schmerzlich Sehnen, Talent, Genie, ihren Geistesfunken bringt. Mancher zwar dichtet ohne den allermindesten Funken. Aber, — Du lieber Himmel! — kann denn ein Engel, und noch dazu ein so sehr zerstreuter, kann denn so einer an Alle denken? Es kommt wohl vor, daß ein Dichter, dem er früher

Schätze brachte, dies Jahr leer ausgeht. Nun, dann heißt's eben gut haushalten mit dem Vorrath an gesundem Menschenverstande, den ein Jeder hienieden erhält. So ein kleines Restchen von Geist findet sich auch wohl noch im Winkel. Und der Ruhm, den ältere Gaben reichlich erzeugten, bleibt bestehen; und der Name, den sie vielgenannt machten, wird gefeiert, ob auch seit dem einen Phönix recht wässerige, gewöhnliche Entlein dem verehrten Hirne entchlüpfen sind. — Manchmal geht's auch umgekehrt. Der Engel gewährt zuerst nur ein kleines, schwaches Fünkchen im hastigen Vorüberreifen. Aber in einem der folgenden Jahre fällt es ihm ein, gerade demselben armen, einsamen, jungen Dichter seinen reichsten Schatz zu spenden. Dieser schreibt nun, was einem Anderen Ruhm und Lorbeer erworben hätte. Doch es ist zu spät. Er ist ja längst classirt, beurtheilt und — verurtheilt worden. —

Nun geschah es einmal, — es ist so lange noch nicht her, — daß der schöne Poetenengel in der Neujahrsmitternachtsstunde sich wieder veripäpöte, mehr als je früher.

„Immer bist Du der Allerletzte!“ zürnte Raphael, da er ihn kommen sah.

„Gieb her, was Du hast,“ rief Gabriel und streckte den langen Arm nach dem Sack aus, der recht wohl gefüllt war.

Sanct Michael überflog mit dem Blick, so schnell er's nur konnte, die einzelnen Päckchen und schüttelte den Kopf dazu: „Wieder Alles verkehrt! Kannst Du denn niemals Methode lernen? Das da gehört ja nach England, dies nach Italien, und jenes andere . . . Das willst Du doch nicht den Franzosen bringen? — So, nun ist's besser geordnet, nun geh nur, 's ist höchste Zeit. Aber nächstes Jahr, daß Du's Dir nur merkst, erwarten wir Dich zur rechten Stunde und mit richtig sortirten Sachen.“

„Ich will's versuchen,“ murmelte der schöne Engel und neigte das Haupt vor den strengen Worten, daß ihm seine langen, schwarzbraunen Locken bis auf die Augen niederfielen, ja bis auf die heiß errötheten Wangen. Mit dem letzten Mitternachtschlage stieg er die gläserne Treppe hinabwärts.

Und Michael, der noch eben so herb und so tadelnd gescholten, lächelte wie eine zärtliche Mutter, wenn ihr Lieblingskind von ihr geht. „Er ist doch der Beste von Allen. Was werden nur die Menschen sagen, wenn sie erst sehen, was für Gaben er ihnen bringt!“

Jener aber, so empfindsam und so leicht verleglich, wie es ja auch die ihm Schutzbefohlenen sind, das genus irritabile poetarum, flüchtete auf seinen lautlosen Sohlen aus dem Angesichte der Himmelswächter, und da er drunten angelangt, breitete er seine Schwingen aus zum eiligen Flug über Länder und Meere. Weil ihm aber bei St. Michaels scharfen Worten eine Thräne ins Auge gekommen, sah er nicht recht, wohin er sich wandte, flog viel zu tief, der Erde zu nahe, stieß mit dem gabengefüllten Sack an eine hochragende Kirchturmspitze, der Sack zerriß, und mit blizendem Gefunkel, wie ein Sternschnuppenfall stürzten alle seine Geschenke zu Boden nieder.

Hier unten, auf unserer lieben Erde, war gerade Thauwetter eingetreten.

Da lagen verstreut in dem häßlichen Gerinne der Geist der Dichter und der Denker, ihr Glanz getrübt von geschmolzenem Schnee, von irdischem Schmutz. Mit gerungenen Händen stand der Engel, bleich, verzweifeln. Eben klang an demselben Kirchthurm, der das Unheil angerichtet, die Glocke aus. Ein Summen, Singen, schwebte nachhallend hin ob den Häusern. Mit seinen Engelsaugen sah er, was kein Mensch erkannt haben würde, wie die crySTALLENE Treppe zum Himmel hinaufschwand, Stufe um Stufe sich zurückzog, während die drei Erzengel Hand in Hand zur Höhe kehrten. — Was nun? ihnen folgen? eingestehen was ihm geschehen? wieder ihren Tadel hören, sich sagen lassen, — und das mit Recht! — daß er seine Schützlinge, des himmlischen Herrschers liebste Kinder geschädigt habe, sie auf ein Jahr, ein ganzes Jahr ohne Lichtfunken gelassen, ohne Geist, gemeinen Trieben, gemeinen Träumen hingegeben? Nein, nein, unmöglich! Er durfte es nicht. Er war dazu eingesetzt und bestallt den Menschen die Poesie zu bringen. Waltete er so schlecht seines Amtes, so würden die himmlischen Gerichte, — wer weiß, — einen Anderen für ihn ernennen, ihn seiner Würde und Ehre entkleiden, als unfähig, so hohe Aufgaben zu erfüllen. Und dann, und dann . . . Seiner goldenen Schwingen beraubt, im Troß unter Anderen, einer von Vielen, sollte er alltägliche Güter gleichmäßig, regelrecht vertheilen, nach Rang und nach Würden, wie's seine Vorgesetzten ihn hießen? Er konnte es nicht, er wollte es nicht! Und zusehen, wie vielleicht ein Anderer an seiner Statt die höchsten Geschenke Anderen darbot, seine Lieblinge leer ausgehen ließ? . . .

Der schöne Engel scheuchte rasch die quellenden Tropfen von seinen Wimpern. Er hob den Kopf hoch und warf einen Blick hinauf zum Himmel, halb Troß, halb Bitter. Dann breitete er seine Flügel weit, daß die droben nicht sehen sollten, wie er schauernd, mit vor Ekel zitternden Fingern seine ausgeschütteten Gaben aus dem Schlamm und Schmutze auflaß.

Doch sie alle zu vertheilen, versagte der Muth ihm. Kaum die Hälfte, — so schämte er sich seines Thuns, — ließ er hinieden und trug den Rest zurück zum Himmel, zu versuchen, ob es ihm nicht gelingen könne durch fleißige Arbeit, durch eifriges Putzen seinen Schätzen die ursprüngliche, glänzende Reinheit wiederzugeben.

„Du kehrst spät und gingst weit,“ so sagten die Erzengel, da er heimkam, „an Deinen Kleibern klebt schwärzliche Erde. Armer Freund, ruhe, ruhe Dich aus, daß Du den Menschen zum nächsten Jahre wieder so holde Gaben spendest, sie zu trösten, zu erheben, über ihr Menschenleid und Noth.“

Er aber schlüpfte ohne Antwort, ohne die Augen aufzuschlagen, vorüber an dem goldenen Throne, um dessen Stufen die Drei standen.

Und das Jahr rollte seinen runden Kreislauf, Mond um Mond. —

In der folgenden Neujahrsnacht kam der schöne Poetenengel pünktlich wie nie und zugleich mit allen Anderen. Gabriel that seinen Sack auf. Es strömte ihm eine Lust entgegen, daß er zurückwich. — „Was ist denn das?“

„Das ist der Erdgeruch,“ sprach der Engel, „das Neuste, was ich den

Menschen bringe. Hat doch Michael immer schon mich gedankenlos gescholten, weil ich wenig wählte und suchte, wohin ich meine Gaben trug. Diesmal dachte ich's besser zu ordnen. Zu jedem Himmelsfunken band ich ein Erdenstäubchen, echt, natürlich, da gehoben, da entflammt, wo der Dichter wohnt."

Raphael wollte das neue Product prüfend noch genauer betrachten. Aber Michael, immer ernst und immer beschäftigt, winkte seinem Liebling Gewährung. — „Laßt ihn nur," sprach er zu den Genossen, „er weiß, was er thut, er bringt jedem Gutes. Wir wollen das eine Mal ihn nicht tadeln, wo er rechtzeitig kam, wie wir's wünschen."

So stieg er denn in der Schaar der Gabenträger zu unserem Erdenball hernieder. Aber ihm war nicht leicht wie jenen und fröhlich zu Muth. Denn er hatte den hehren Hüttern die Wahrheit verborgen. Nicht freie Wahl war's was ihn seine Geisteslichter mit irdischem Schlamm beschweren ließ. Er hatte sich genug bemüht sie reinzuwaschen. Doch wenn er schon meinte sie wieder ganz blank gescheuert zu haben und sie froh in seinen Sack that, so trübten die Schmutzspuren, welche noch in denselben haften geblieben, sie wieder neu. Also konnte er nicht anders, die verdorbenen Himmelsgaben mußte er, wie sie einmal waren, den Menschen austheilen.

Und wieder rollte geruhig ein Jahr seinen Kreislauf ab.

„Wie ist mir denn," sprach Gabriel, der Begrüßende lächelnd, da er in der Neujahrsnacht abermals mitten unter der Schaar der Engel den goldbeschwingten Poetenbeschützer herankommen sah, „täusche ich mich nicht, bist Du's denn wirklich? Sag', wie ist Dir die Natur verändert worden, daß Du Pünktlichkeit gelernt hast, Methode, Ordnung, Alles was wir an Dir vermißten?"

„Versprach ich denn nicht, mich zu bessern?" versetzte leise der Gefragte. Er sah nicht auf dazu. Seine Augen standen voll Thränen. Seine Wangen brannten vor Scham.

Raphael hatte den Sack schon geöffnet. „Wieder der Erdgeruch," sagte er hustend und bog den Kopf zurück und hielt sich das feine Engelsnäslein zu. So sah er denn nicht, was für wunderliche Sachen da zusammengepackt lagen: Geist für Aerzte und Chirurgen, tastende Untersuchungsfreude, Verstand für Kaufleute, für Polizisten, für Krämer, Handwerker.

Weil der Kummer und Gram um seine geschändeten Geistesfunken dem Poetenengel die Schwingen gelähmt, also daß er nichts zu schaffen vermochte, hatte er, um das Fehlende zu ergänzen, von den anderen himmlischen Boten sich ausgeborgt, was jeder gerade entbehren konnte.

Und da er die gläserne Treppe hinabstieg, den Sack auf dem Rücken, der viel zu schwer war für seine zarten Schultern, da blickten ihm die drei Erzengel nach.

„Ich weiß 'nicht,'" sagte Raphael, „seit er vernünftig geworden ist, pünktlich, regelrecht, wie wir es wünschten, gefällt er mir nimmer. Fast will

mich's bedünken, als sei er nun derselbe wie Alle und habe nichts mehr voraus vor den Anderen."

"Wie schwer er dahinkeucht," sprach Gabriel mit Seufzen; "seht nur, von seinen schönen Schwingen scheint das Gold halb abgefallen, seine Füße haften am Boden und der Saum seines weißen Gewandes ist kothbespritzt."

Michael aber gab keine Antwort.

Die Erzengel halten scharfe Aussicht, ob ihre Untergebenen genau das ausführen, was sie befohlen. Und wenn sie auf den Poetenengel etwas weniger Obacht geben, so ist's, weil sie seine himmlische Art der ihren so nah, so anverwandt glauben, daß sie vermeinen durch seine Vermittelung könne hinieden nichts angeregt werden, als was auch ihnen genehm und recht sei. Nun geschah es aber damals, daß Michael, der Menschenkenner einen häßlichen neuen Zug an manchem Erdenkinde bemerkte. Die Drei besprachen sich traurig darüber, wie es möglich, daß so gährende Gistropfen heimlich den Erdenbewohnern in's Blut gedrungen, ohne daß ihrer einer drum wußte.

Raphael, der Sanfte flagte und vergoß Thränen. Gabriel, der Fromme, wandte verachtend sich ab von der Erde, wie sie abfiel von Treu und von Glauben. Aber Michael, der Held, der hier unten Meistgeehrte, stand gestützt auf seinen Speer und schaute und schaute und dachte und dachte.

Die armen Menschenkinder gingen gebückten Hauptes dahin und unfroh. Die Jungen lachten über die Alten, die noch Ideale besaßen, für Ideen kämpfen wollten. Die Volksbeglucker hielten Neben, auf daß man von ihnen viel reden sollte. Die Maler vergaßen der Farbenfreude, sie malten graue, nebelblasse, häßlich krankhafte Gestalten, eine lichtlos kalte Welt. Die Bildner entweichten den edlen Marmor, der ihnen geliebt war, Götter zu schaffen, indem sie bunt geflickte Lumpen, gestricktes Armengewand daraus machten. So Einer ein Verbrechen begangen, meinten die schwächlich weicherzigen Richter achselzuckend, er handle eben nach seiner Art, sein Vater sei wohl ein Spieler gewesen, der Großvater ein Trinker; da liege es ihm so im Blut, er müsse morden. — Aber nicht nur, um streng zu strafen hatten sie den Muth verloren — noch mehr um zu lieben. Der Jüngling fand, seine Leidenschaft sei nur eine Wallung des Blutes, die durch ein niederschlagendes Pulver vergehen werde, wie Alles im Leben. Um gerade dieses, dieses Mädchen zu erringen, sollte er Kämpfe und Entbehrungen auf sich nehmen? Dazu spürte er wenig Lust. Eine andere würde es wohl auch thun, die ihm mehr Geld, bessere Connerzionen zubrachte. Und überhaupt, — sei's denn wünschenswerth, daß noch mehr, immer mehr dieser armen, kranken, nur zum Sterben geborenen Menschlein ungefragt in die Welt gesetzt würden? Er zum Mindesten wolle nicht die Verantwortung, brauche die Sorge nicht auf sich zu nehmen. Er habe schon mit sich allein genug zu thun. Praktischer blieb es und bequemer nur an sein eigenes Behagen zu denken. —

Und Michaels Stirn umwölkte sich strenger, und seine Augen sandten

Blicke, feurig, sengend, Alles durchbohrend. Und er sah nicht nur, was die Menschen thaten, er sah was sie planten, was sie dachten, und — was sie lasen.

Da wußte er's mit einem Male, wie nun schon seit Jahren die Dichter geschrieben.

Die Erzengel nämlich im Himmel droben gehen noch weit schneller und summarischer zu Werke, als je ein Kritiker hier auf Erden. Ein Blick — und sie kennen Inhalt und Tendenz von Allem, was nur auf der Leipziger Messe vertrieben wird. Ein Neigen des Ohrs, — und sie wissen, welchen Einfluß die Bücher haben, vernehmen es, was gesprochen wird aller Orten.

Zwei Männer trafen sich auf der Straße einer großen Stadt, eben in dem Augenblicke, da Michael mit seinen Genossen hinunterschaute. Der eine blutjung, der andere älter, aufrecht, ernst, mit tiefliegenden Augen, grau-geporenstem langen Barte, ein Dichter- und Denkerantlitz. Und der junge, ein rechtes geschniegeltes Modepüppchen, lächelte begrüßend, streckte zwei kühle Finger herablassend aus.

„Nun, mein Lieber, wie ich höre, haben Sie wieder ein Buch verfaßt? Ich las es zwar noch nicht, — lese niemals, was Andere schreiben, höchst überflüssig. — Aber ich fürchte, es werden's auch sonst nicht viele lesen, wenn es wieder so vieux jeu ist, wie Ihr letztes.“

„Leider,“ murmelt jener. „Wüßte ich nur, wie ich anders schaffen könnte! Ich gab mein Bestes, die Menschen zu erfreuen und heben.“

„Das ist es eben,“ lacht der bartlose Gefell, „man merkt's Ihnen an, Sie schreiben zu Ihrem eigenen Vergnügen, wie zu dem der Anderen.“

Der ernste Mann schaut staunend auf: „Und — was sollte ich sonst thun? was thun denn Sie?“

„Ich! Nun, das ist denn doch etwas anderes. Daß ich zum Vergnügen der Menschen schreibe, das hat wohl Niemand noch von mir gedacht. Den Meisten schaudert es, wenn sie mich lesen. Und es ist auch eine schauderhafte Arbeit, sage ich Ihnen, so viel Details, soviel widerwärtige Thatsächlichkeiten zusammen zu klaben.“

„Aber — was ist Ihr Zweck bei der Arbeit? Ihre Absicht?“

„Mein Zweck?“ er zuckt die Achseln, „Lieber, ich will das Leben darstellen wie's ist.“

„Wozu, wozu! Das Leben, wie's ist, mit seinen Kleinlichkeiten, seinem einformig gleichen Tagwerk, der gemeinen Nothdurft des menschlichen Leibes an Speis und an Trank, kennt jeder selbst, lebt jeder täglich. Das schwarz auf weiß gedruckt zu lesen, kann einen Menschen nicht bessern noch ändern. Jene, die Büchernahrung begehren, thun es, wie mich dünken sollte, sich zu zerstreuen: durch Thränen, durch Grauen vielleicht, am liebsten durch edles, herzbefreudendes Lachen über ihre Alltagsmisere sich fortheben zu lassen.“

„Schon möglich. Aber was kümmert das mich? Sie sehen es ja, ich habe Erfolg. Meine Bücher werden gelesen. Und was noch weit mehr ist —

sie werden gekauft. Darum schreibe ich so, photographisch, wie es Mode ist heutzutage.“ —

Dieses Gespräch vernahmen die Erzengel droben, die hehren Drei, wo sie standen zu Füßen des Thrones. Und sie tauschten einen Blick nur.

„Wie es Mode, heutzutage!“ sagte Raphael.

„Woher kommt denn solche Mode, wie können Gedanken drunten entstehen, die wir nicht durchließen, nicht prüften!“ rief Gabriel zornig.

Und Michael senkte schmerzlich seufzend sein stolzes Haupt. „Er hat uns betrogen,“ sagte er leise, „er unser Aller Stolz und Liebling. Er hat seine reinen Himmelsfunken in den Schmutz der Erde fallen lassen.“ —

Es ward ein großes Gericht berufen unter den Engeln. Alle jene, die der Menschen Denken und Hoffen zu lenken haben, kamen zusammen. Die geflügelt leichten Knaben, welche Liebessehnen wecken; die stolzen Gefellen, die Ehrfurcht und Herrschbegier erregen; die stillen Gestalten, die des Wissens kostbare Schätze geheimnißvoll hüten; die Schützer des Glaubens, die Bringer der Freude, die Boten menschenbefreienden Fortschritts, sie Alle, Alle nahten in Scharen, ordneten sich nach ihrem Wesen, gleich zu gleich, und standen in weiten, weiten Kreisen, feierlich still. Auf allen Gesichtern lag es wie Trauer und über die weißen Himmelsgewänder war ein grauer Schleier gebreitet, schwer und trüb.

Da nahte der Poetenengel, der schönste von allen, der Vielgeliebte. Sie gaben ihm Platz, sie ließen ihn durch. Als er zu Füßen des Thrones gelangt war, auf dessen unterster goldener Stufe die drei Erzengel Wache hielten, da mußte er die geblendeten Augen niedersinken. Er fiel auf die Knie und hob seine gefalteten Hände flehend, wortlos.

Es herrschte Schweigen im weiten Kreise.

Und Michael schwang sein Schwert, daß es blitzte, in feurigem Strahlenrund rings um sein Haupt. Er war der Ankläger. Zornig zählte er die Sünden des Frevlers her: „Wir trauten ihm, er hat uns betrogen, hat sein hohes Amt gemißbraucht. Gesandt eine Ahnung von unserem Himmel den Erdbewohnern hinabzutragen, befallt die Beschwerten aufzurichten, die im Finsternen Wandelnden auf leichten Schwingen göttlicher Phantasie zu heben in das Reich des Lichts, hat er die goldenen Himmelsfunken gegen gemeinen Staub vertauscht, verderbt, entweiht. Und das Saatkorn, das seiner Dichtkunst Samen in die Menschengemüther gepflanzt, das schoß auf in wilden Halmen. Er hat der Jugend die Träume genommen, dem Alter den Frieden, der Liebe das Glück. Herr, so Du gerecht bist, wirfst Du ihn strafen, seines Amtes ihn entkleiden, daß er verbannt den Himmel meide.“

„Hinab, hinab, er sei verstoßen!“ tönte es im dumpfen Chor.

Der Engel beugte sein Haupt immer tiefer. Glühende Tropfen brennender Thränen quollen ihm aus seinen schönen Augen. Und keiner trat, von Allen die zugegen waren, an seine Seite, seine Vertheidigung zu führen.

„Verzeihung,“ stöhnte er; „ich habe gesündigt, ich weiß es wohl. Da ich verwirrt von Eurem Tadel, beschämt, gekränkt hinabwärts schwebte, ist

mir mein guter Saß zerrißen, die Poesie in den Staub gefallen. Kann ich dafür, daß ich so betrübt war? Daß mir das Herz zu Freud und Schmerzen leicht bewegt wird? daß ich über dem heißen Empfinden alles Andere vergesse? Ihr machtet mich so, Ihr Himmelsmächte; Ihr gabt mir mein Amt, um dieses meines Wesens willen; verstoßt mich nun nicht, weil ich bin, den Ihr erschaffen, aller Erbdpoeten Urbild."

"Und gehört es zu der Dichter Sein und Wesen, daß sie lügen?" entgegnet Raphael ihm mit Zürnen. "Trogst Du uns nicht, als Du hinabstiegest und häßliche, irdische Triebe vertheiltest, anstatt der idealen, reinen?"

"Ja," spricht der Engel; "wir trügen uns selbst, wie wir Andere täuschen. Jene Schreibenden dort unten glauben die lautere Wahrheit zu zeigen, indem sie einzig das Unschöne schildern. Und sie wissen es doch und sie sehen es täglich, daß Welt und Leben vielfältig sind, nicht immer im Schmutze untergehen. Wir wollen das Gute, wir Alle, Alle, wollen es so heiß, so innig, glauben daran mit festem Vertrauen, auch im Schlamm, auch durch alles Schlechte, am meisten, wo wir am verderblichsten wirken. Wißt Ihr's denn nicht, Ihr Allesschauenden, wie ich mich mühte, wie ich strebte, die Himmelslichtfunken von dem irdischen Rost zu säubern? Der Rost kam wieder, immer wieder. Und da ich zagend die also mißgefärbte Waare den Menschen hinabtrug, befürchtend sie würden mich schmähen wie Ihr's thut, da — da gefiel sie ihnen gut. Sie erkannten sich selber im Spiegel der Dichtung. Und sie verstanden diese neue, menschliche, gemeine Sprache besser, weit besser denn jene feierlich classische, die man hier oben loben würde. Ich soll die Staubgeborenen, so spricht Ihr, beglücken, hinwegtäuschen über ihr tägliches Leid? Gelingt mir das eher mit Erdenklängen, als mit den reinsten Sphärentönen, wie dürft Ihr mich strafen, so mir's nur gelingt!"

So vertheidigte sich der Verklagte. Und alle Engel und die Erzengel schauten erwartend hinauf zu der Wolke ob dem Throne, zu der unsichtbaren, höchsten, allentkenden Macht, der sie sämmtlich unterthan waren.

Da wuchs dem holden Poetenengel aus dem Schweigen rasch wieder der Muth. Von seinen Augen, die eben noch voll Thränen standen, ging ein schelmisch Leuchten aus. Um seine Lippen zuckte es wie Lächeln. "Du, Michael," rief er, "Gestrengster der Strengen, bitt' Du für mich! In all' meinem Gram blieb Dich nicht zu kränken immer mein Streben. Ich trug von meiner besleckten Waare das Beste, das Glänzendste, gegen Westen, trug davon gen Osten und mehr noch zum eisigen Norden hinauf. Aber in das Reich der Mitte, in dem sie sich nach Deinem Namen benennen, brachte ich nichts. In all' dieser Zeit mußten sie sich mit dem Abfall behelfen, von der Nachahmung dessen zehren, was ich Anderen, den Nachbarn gegönnt. Sie, die das Volk der Dichter einst hießen, haben nun in so manchem Jahre nicht einen, einen Himmelsfunken neu von mir erhalten. Michael, so dachte ich Dein!"

"Er dachte Deiner!" ruft die Menge, die leicht bewegliche, die immer dem zuletzt laut Redenden Recht giebt, ob er Ankläger sei oder Sünder, —

„er hat dem braven Volk der Mitte auch nicht den kleinsten, eigenen, neuen Geistesfunken spenden wollen. Michael, bitt' Du für ihn!“

Und der Erzengel steht im Zweifel: „Herr, entscheide! Ist sein Frevel darum minder, weil er meinem Herzensvolke nur mittelbar schadet? Soll die Poesie auf Erden so irdisch bleiben? Darf ferner seines Amtes walten, wer das Himmelslicht in den Staub warf?“

„Gieb Antwort, Herr!“ — und: — „Gnade, o Gnade!“ so tönt es im Kreis.

Die goldene Wolke ob dem Throne leuchtet still. Ein Schweigen lagert über Allen, Cherubim und Seraphim. Der Poetenengel preßt seine Stirn an die kalte Stufe zu Michaels Füßen. Und alle Liebe und alles Leid, die je Menschen fühlten, die Dichter je sangen, schwellt ihm das Herz.

Da tönt es von droben in hehren Klängen, in wunderbaren Harmonien. Und der Urtheilspruch wird verkündet von einer unsichtbaren Stimme:

„Die Poesie, die gottgeborne, kann keine irdische Beimischung schänden. Wenn sie eine Zeit verderbt schien, immer wieder und immer wieder leuchtet ihr Licht durch Staub und Schlacken, unverlöschbar. Darum geduldet Euch. Um eine kleine, kleine Weile wird er neue Lichtstrahlen hinuntertragen, helle, welterfreuende, reine. Der eingesetzt ward sein Amt zu verjehen, soll es nimmer und nimmer verlieren.“

„Hallelujah, der Herr hat entschieden!“ sangen die Chöre; „der eingesetzt ward zu hohem Amte, soll es verwalten für und für.“

So war der Gerichtstag im Himmel beendet.

* * *

Da sich also die lieben Engelein droben gebulden müssen, bis der Rost, von den Himmelsfunken abgeseuert, die Poesie wieder rein leuchten läßt, was sollten wir armen Menschenkinder wohl Anderes thun? — Wir folgen ihnen und warten es ab. —





Im Volksgarten.

Don

Hermann Sudermann.

— Berlin. —

Tagüber sank ein Regen fein und prickelnd
Zur Erde nieder. Nun am Abend klärte
Der Himmel sich und wieder schien die Sonne,
Sich langsam aus den Wolkentüchern wickelnd.
Es war der Sabbathgruß, den sie gewährte.
Und siehe! Lenzeslust und Maienwonne,
Die sich verkrochen in des Tages Trauer,
Erfüllten neu die Welt mit süßem Schauer.

Da ward auch ich des Grillenfanges satt
Und einsam, wie gewöhnlich, zog ich aus,
Um Frieden und Erquickung mir zu suchen.
In unsrer alten Philosophenstadt,
Dicht an dem düstern Festungswalle drauß,
Kenn ich den allerschönsten Ort: Weißbuchen
Und junge Birken, schlank und zart, Spiräen
Und Flieder hold darein gemischt, ergrünen
Im Thale dort zu lieblichster Gemeine,
Dieweil vom Berg, umschwärmt von grauen Krähen,
Wachsam ein Har, gehaunt aus düstern Steine,
Hinausschaut zu des Meeres fernen Dünen.

Dort rast ich gern, wiewohl in unsrer Fama
Sich Gnuß mit Abscheu ob des Ortes streitet;
Das stille Thal, des Berges grüne Stufen,
Sie schauten, sagt man, schon manch rohes Drama,
Und junge Damen, sind sie unbegleitet,
Geh'n rasch vorbei. Es ist der Ort verrufen.

Was scheert es mich? Blick um Dich trunk'nes Auge
Und schau, wie leis mit seinen goldnen Flügeln
Der Sonnenstrahl sich senkt ob Thal und Hügeln.
Damit die Seele seinen Abglanz fange,
Schau, wie er jedes Blättlein taubeseuchtet,
Mit seinem Schimmer zauberisch durchleuchtet,
Und wie die Knospen, die noch harren müssen,
Sich schauernd dehnen unter seinen Küssen.
Komm Sabbathruhe, daß ich dich gewinne,
Laß' dich mit Kenzesandacht eng verschwiftern
In meine räthselvolle Seele nieder;
Du, Nachtigall, sing' leiser deine Lieder,
Keif' wie der Wind, der rings im Laube flüstert,
Dieweil ich meine stillen Träume spinne.

Da plötzlich — was ist das? Welch wüthes Brüllen
Von rauhen, heisern Stimmen füllt die Luft,
Als hätt' der Kenz das wilde Heer entzügelt!
Und näher kommt's und näher! Noch verhüllen
Es mir die Zweige, doch wie Brantweindunst
Dringt's schon heran. Da hörch! Nun wird geprügelt,
Man jauchzt und freischt, miaut und bellt und wimmert!
Und wiederum Gesang: Ein Totenlied,
So schmutzig, wie's die Gasse je vernommen!
Nun kommen sie! Her durch die Zweige schimmert
Ein Pöbelhauf, wie man ihn allzeit sieht,
Unreife Bursche noch, doch ganz verkommen,
Verlottert schon an Leib und Seele. Grauen
Erfasste mich. Ich sprang empor und wollte
Dalet nun sagen dem geliebten Orte,
Doch nah'n sie jezt, und wie sie mich erschauern,
Da stehn sie still vor mir, und sieh! es rollte
Wie Kinnsteinfluth ein Schwall unfläth'ger Worte,
Halb Scherz, halb Hohn, doch ekelhaft zumal,
Ob meinem Haupte hin. Da fiel mir ein:
„Sind das Geschöpfe, die ich Brüder nannte?
„Wohnt auch in ihnen gleiche Lust und Qual
„Wie sie Natur in meinen Busen bannte?
„Was ist's, das mir mit jenen noch gemein?“

Ich fragte mich und wußt' es nicht zu sagen.
 Und einer nahte mir, als wollt' er schlagen;
 Ich sah ihm ernst in's Auge und — erschraf.
 Denn in dem Blick, der lodernd auf mir lag,
 Da glomm ein Glanz gottsel'ger Trunkenheit
 Von jener Flamme, die in Lenzestagen
 So heiß, so sehnsuchtsreich in uns erglöh't,
 Und in dem Drang nach Glück, nach kühnem Wagen
 Wie Opferfeuer aus dem Aug' uns sprüht.

Ich schämte mich, denn pharisäerhaft
 Erschien ich mir, und still ging ich von hinnen,
 Das Haupt gesenkt. Mein Denken war erschlaft
 Und neuen Muth sucht' ich zu neuem Sinnen.

Da ward mein Auge aufgethan: Ich schaute
 Die jungen Bursche, denen ich begegnet,
 Dereinst auf ihrem Todtenbette liegen,
 Den Einen, dem vor Arbeit nimmer graute,
 Und der verstanden, selbst sich obzusiegen,
 Wenn arm zwar, doch von Weib und Kind gesegnet,
 Die weinend um sein Schmerzenslager stehn
 Und nun noch seinen Segen sich erstehn;
 Den Andern, der im Ringen unterlegen
 Und nichts wie Kaster auf des Lebens Wegen
 Sich eingeheimst, und der — mich pakt ein Gran'n,
 Den alten Fluch getreulich zu vererben
 Dereinst in Schmach geboren hinter'm Zaun,
 Auch hinter'm Zaune jezt in Schmach muß sterben.

In Beider Aug' welch' überirdisch Glänzen!
 Wie Widerschein von lang verschollnen Lenz'en?
 Vielleicht, daß mit dem Nachtigallenlied,
 Mit Blumenduft und Sonnenschein im Bunde
 Erinnerung an diese Sabbathstunde
 Durch ihre sterbensmüde Seele zieht!

Sie ahnen nichts mehr von dem Schmutz, der Rohheit,
 Dem wilden Drang, der sich in Unflath fühlte,
 Der jenen Wand'rer frech mit Hohn begossen;
 Was sie erlebt, das glänzt in lichter Hoheit
 Als Traum des Glücks, von Sternenglanz umflossen,
 Bis Alles dann die Noth von hinnen spülte.
 Sie waren jung noch, wild in Sinn und Mienen.
 Und ach! der Lenz sprach gar zu heiß mit ihnen.

Ja wohl, so ist's! Zu einem Jeden spricht
 Der Lenz in seiner Sprache, die verständlich
 Ihn klingt und die er kennt von Kindheit Beinen,
 Und nur wir Andern, wir versteh'n sie nicht,
 Sonst wüßten wir sehr wohl: Das, was unendlich
 Uns Menschen trennt, das gerade müßt' uns einen.

Wann wird der Frühling durch die Lande geh'n,
 In dem die alten eis'gen Schranken brechen,
 In dem die Seelen eine Sprache sprechen
 Und alle Menschenbrüder sich versteh'n?





Die dramatische Behandlung des Wallensteinstoffes vor Schiller.

Von

Georg Armer.

— Hannover. —

Die eifriger und gewissenhafter man in der letzten Zeit den historischen Boden durchmisst, auf dem die tragische Gestalt des Friedländers sich erhebt, und je mehr man aus diesen Forschungen die einsame Größe dieses eigenartigen Mannes zu würdigen gelernt hat, der bei allen Mängeln eines herrsch- und rachsüchtigen Charakters seine historische Umgebung noch um Haupteslänge überragt, desto mehr wird in weiteren Kreisen die Thatfache interessiren, daß es keinen geschichtlichen Stoff giebt, der so frühzeitig und so oft der Gegenstand dramatischer Behandlung geworden ist, wie die Geschichte Wallensteins. Dabei kann es nicht zweifelhaft sein, daß gerade die dramatische Dichtung Schillers es war, welche die deutsche Geschichtsforschung erst zu neuem Schaffen auf dem Gebiete der Wallensteinfrage angeregt hat; und ebenso wenig läßt es sich leugnen, daß in jenem Meisterwerke deutscher Dichtung das Bild Wallensteins weit wahrheitsgetreuer getroffen ist, als in irgend einer Biographie der Geschichtsschreiber vor Schiller. Es war die Divinationsgabe eines echten Dichters, die hier unbewußt — man vergleiche dagegen die Schilderung Wallensteins in Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ — in großen Zügen nahezu das Richtige traf, und ein nachträglicher Dank der Poesie für den Mann, der mitten im Triebwerk ränkevoller Politik und unter dem Kriegslärm der Waffen den Sinn für bildende Kunst, für die Wissenschaften und selbst — für die Poesie sich zu bewahren gewußt hatte. Als unter Anderen nach der Blutnacht in Eger auch Wallensteins Kanzler von Elz in Untersuchung gerieth, sagte er in seinem Zeugenverhöre, wie es noch heute im Burgarchiv zu Wien aufbewahrt wird, aus, daß Wallenstein an seine in Sagan zu gründende Universität die hervor-

ragendsten Gelehrten seiner Zeit ohne Unterschied der Religion hatte berufen wollen, so Voppius von Alzema und Goldast; kein Geringerer als Hugo Grotius sollte dort Geschichte lehren, und für den Lehrstuhl der Poesie war — Martin Opitz von Boberfeld bestimmt. Allen diesen großartigen Plänen, die, auf dem Boden der kirchlichen Toleranz erwachsen, für die Entwicklung deutscher Wissenschaft von höchster Bedeutung gewesen sein würden, machte die Katastrophe von Eger mit einem Schläge ein Ende. Welche ungehemmte Entwicklung würde Böhmen unter diesem organisatorischen Genie ersten Ranges genommen haben!

Erst jüngst ging wieder durch die größeren Tagesblätter die Notiz, daß schon zu Lebzeiten Wallensteins seine Thaten in einem Drama dem Publikum vorgeführt worden seien; es wurde als Jahr 1634 und der Ort der Auf- führung Madrid genannt. Die Thatfache ist ohne Zweifel richtig, nur ist hinzuzufügen, daß die Persönlichkeit des Friedländers bereits einige Jahre früher in Deutschland selbst dramatisch bearbeitet worden war. Die älteste dramatische Dichtung, welche sich mit Wallenstein beschäftigt, ist ein „Komödien- Spiel“ von Philaethes Parrhasiastes (Bartholomäus Anhorn), welches bereits im Jahre 1631 lateinisch im Druck erschien und die Befreiung Pommerns von Lastlev (Wallenstein) darstellte. Zwei Jahre später, im Jahre 1633, erschien eine zweite dramatische Behandlung desselben Stoffes von dem Professor der Theologie am Gymnasium zu Stettin Dr. Johann Micraelius (geb. 1597 in Köslin, gest. 1658 zu Stettin) unter dem Titel: „Agathander pro Sebastia vincens et cum virtutibus triumphans, Pomeridos et Partheniae continuatio“. „Ein new Poetisch Spiel von dem siegreichen Helben Agathander (König Gustav Adolf von Schweden), welcher um der bedrängten Sebastia und anderer allemannischer Nymphen willen wider die beyden Wütriche den Contill (General Tilly) und den Lastleven (Wallen- stein) herrlich sieget und mit der himmlischen Eusebia und andern Tugend- Frauen im Lande der Lebendigen triumphiret, angestellt im Wintermond des dritten Jahres nach der Befreiung Pomeris“. Beide Stücke behandeln von protestantischem Standpunkte aus nur eine einzelne Episode aus dem Leben Wallensteins, die Besetzung der deutschen Küste an der Ostsee und die Verjagung des kaiserlichen Heeres durch den König von Schweden; sie sind ganz in dem schwülstigen, tendenziösen Stile geschrieben, der die zahl- reiche Flugchriftenliteratur jener bewegten Zeit auszeichnet.

Mehr biographisch und umfassender muß jenes Drama gewesen sein, welches im Jahre 1634 in Madrid unter dem Titel „Von des Generals Friedländer Komödie“ aufgeführt worden ist. Im Jahre 1630 entschloß sich der Kammerrath des Herzogs von Württemberg Hieronymus Welsch zu einer Reise durch die Länder Europas und nach Jerusalem, welche 11 Jahre währte, und deren Beschreibung im Jahre 1659 zu Nürnberg im Druck erschienen ist. Welsch hielt sich im Sommer des Jahres 1634 in Madrid auf, besuchte alle Sehenswürdigkeiten der spanischen Hauptstadt und versäumte

es auch nicht, den Stiergefächten und den Theatern beizuwohnen. „Es pflegen auch die spanischen Herren,“ erzählte er bei dieser Gelegenheit, „ihre Zeit mehrmals mit Spielen, und oftmal um viel und großes Geld, hinzutreiben; insonderheit aber werden täglich schöne Komödien gehalten, die man um ein geringes Geld kann zu sehen bekommen. Zu derselbigen Zeit hat es sich begeben, daß an einem Donnerstag man in einer solchen Komödie des kaiserlichen Generals von Friedland und Wallenstein heroische Thaten nach dem böhmischen Krieg und Union-Wesen, item seine Erlassung uf eine Zeit lang und dann die Wiederantrittung des kaiserlichen Generalats, auch daß hierdurch die schwedische Macht gedämpft und vernichtet worden, agirt, und also darbei seine Person und heroische Kriegsactiones viel mehr, als in der Wahrheit es jemals gewesen, erhebt, groß gemacht und also belobt, daß Männlichen in der ganzen Stadt darvon zu sagen wußte. Es sein aber am folgenden Sonnabend mit der ordinari Post von Wien nachvermelte Avisa einkommen, nemlich: Nachdem der Herzog von Friedland bei der römisch kaiserlichen Majestät, sonderlichen von der hispanischen Botschaft, für verdächtig angebracht und verklagt worden, er auch mit seinem untergebenen officiern eine nachdenkliche Bündniß getroffen und wider kaiserlichen bevelch die Armada in die kaiserliche Erbländer in's Winterquartier gelegt. Darbei es dann sehr schwer und hart hergangen, und Niemand verschont geblieben, daß dahero zwo unterschiedliche kaiserliche Patenta herauskommen, darinnen ermelter Friedland in die Acht erklärt, und denselben niederzuwerfen befohlen worden.“ Es folgt nun die Erzählung von Wallensteins Ermordung am Abende des 15./25. Februar 1634 im Hause der Wittwe Ursula Pachhelbel in Eger, wie sie die offiziellen kaiserlichen Berichte enthalten haben, und am Schluß einige Worte über den Einfluß, den diese Nachricht auf jene Komödie in Madrid gehabt hat: „Um solcher einkommenen Zeitung willen,“ heißt es, „hat man die obvermelte Komödi von dem General Friedländer (so den folgenden Sonntag wieder gehalten werden sollen) freilichen nicht mehr halten dürfen, sondern es ist sein Lob in die allgerößte Schmach und Verachtung verändert worden.“ Wir haben es hier also bereits mit dem staatlichen Verbot eines Theaterstückes aus politischen Gründen zu thun.

Aber alle diese bisher angeführten dichterischen Arbeiten über Wallenstein können nicht als dramatische Behandlungen des Wallensteinstoffes bezeichnet werden, denn ihnen allen fehlte der recht eigentliche Kernpunkt, der Tod Wallensteins, und ohne diesen können theatralische Aufführungen aus dem Leben desselben nichts weiteres als Darstellungen von Bildern aus der Zeitgeschichte gewesen sein, denen der Reiz des tragischen Conflicts gefehlt hat. Wohl aber ist es möglich, daß gerade jenes Madrider Schauspiel mit seiner nach der Katastrophe in Eger für die spanisch-katholischen Kreise unangenehmen Verherrlichung Wallensteins einem katholischen Dichter die Anregung zur dramatischen Bearbeitung des tragischen Endes des Friedländers gegeben hat. Es war dies Nicolaus de Vernulz (v. Vernulaeus), geboren am 10. April 1583

zu Robelmont im Herzogthum Luxemburg, gestorben am 6. Januar 1649 zu Löwen. Unzweifelhaft war Nicolaus de Vernulz einer der gefeiertsten lateinischen Dichter seiner Zeit — man nannte ihn nicht anders als die Säule der Universität Löwen —, und in der That zeichnen sich seine Dramen, die mit ihrer ernststen Lebensphilosophie an die Werke Senecas erinnern, vor den Dichtungen seiner Zeitgenossen dadurch vortheilhaft aus, daß Vernulz sich von dem schwülstigen Pathos frei hielt, der diese heute für uns fast unlesbar macht, und daß er ferner seine Stoffe nicht aus der sagenhaft verschwommenen, grauen Vergangenheit entnahm, sondern aus der Zeitgeschichte, wie sie die damalige Welt entweder selbst miterlebt hatte oder doch aus der unmittelbaren Erzählung einer früheren Generation noch kannte. Unter seinen Tragödien interessieren uns Deutsche vor Allem zwei, weil ihre Stoffe später der größte deutsche Dramatiker, Friedrich von Schiller, meisterhaft behandelt hat, die Jungfrau von Orleans und Wallenstein. Für die Erreterin Frankreichs begeisterte sein katholisches Priesterthum Vernulz, zur dramatischen Behandlung der tragischen Gestalt des Herzogs von Friedland bestimmte ihn das von ihm bekleidete Amt eines königlich spanischen Hofhistoriographen. Es ist ja bekannt, wie sehr den Höfen zu Wien und Madrid nach jener Blutnacht in Eger daran lag, der entsetzten Welt zu beweisen, daß der Mord Wallensteins ein Act der Gerechtigkeit gewesen sei; diesen Motiven entstammen jene offiziellen Anklageschriften, die in den Jahren 1634 und 1635 in Wien erschienen sind. Und ohne Zweifel hat Vernulz dem spanischen Hof jenen früheren theatralischen Lobeserhebungen Wallensteins gegenüber mit seinem Drama einen nicht weniger angenehmen Dienst erwiesen, als der bekannte Unterhändler Szynia Rasin mit seinen Enthüllungen über den todtten Friedländer. Und doch muß man dem Dichter die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinem Drama aus Wallenstein nicht das Zerrbild eines blutdürstigen Tyrannen, wie ihn viele der damals erschienenen Schriften darstellten, gemacht, sondern versucht hat, seinen endlichen Abfall vom Kaiser aus psychologischen und politischen Gründen zu erklären. Der Gang der Tragödie ist ebenso klar wie einfach und hält sich im Wesentlichen streng an die Geschichte; frei erfunden ist nur der böse Geist Wallensteins, sein Ablatus Valgus. Das Stück holt etwas weiter aus, indem es mit Wallensteins Stellung in den böhmischen Winterquartieren nach der Schlacht bei Lützen, die der Dichter als einen Sieg der katholischen Waffen auffaßt, beginnt. Durch den Rückzug nach Böhmen ist der General dem Kaiser verdächtig geworden, und der Ketzere hat Befehle ergehen lassen, die Armee zu theilen; damit beginnt der Conflict in der Brust Wallensteins, und in einem Dialog mit dem Astrologen Seni (Sener) tritt der innere Kampf zu Tage:

Voll Unruh' ist mein Geist, und jäher Schrecken
Durchschüttelt das Gebein, heiß raht das Blut
Durch meine Abern, und der Phantasie
Gebilde wirren mich, und schwankend

Wird mein Blick und Gang. Nichts Gutes birgt
 Des Herzens Unruh, und vergeblich ring' ich,
 Der Seele Ruhe wieder zu gewinnen,
 Damit nicht wantend wird mein Will' und Entschluß.
 O schaue güt'ger Sternenlenker droben
 Das wilde Gähren meiner heißen Brust,
 Den Sturm im Geiste und mein banges Herz!
 Kann ich zurück noch treten? Nimmermehr!
 Das Vaterland in Banden schreit zu mir,
 Es treibt mich stürmisch fort die eig'ne Kraft!

Unsere Leser werden aus dieser recht bezeichnenden Stelle der Dichtung, sogleich erkennen, daß Bernulz dem Charakter Wallensteins in der Tragödie das Reckenhafte, was denselben in der Weltgeschichte auszeichnet, nicht genommen hat, und wie er sich bemüht, trotz seiner spanisch-katholischen Anschauung seinem Helden gerecht zu werden. Wie Schiller läßt er Wallenstein, bevor er den entscheidenden Schritt zum Abfall thut, zwischen der Pflicht gegen seinen Kaiser und Herrn und dem Ehrgeiz schwanken, der ihn verblendet und ihm vorpiegelt, daß er zum Retter Deutschlands berufen sei.

Die folgenden Aufzüge beschäftigen sich mit jener denkwürdigen ersten Abrede der kaiserlichen Generale zu Pilsen am 12. Januar 1634, bekannt unter dem Namen des Pilsener Schlusses, die in Wien so böses Blut gegen Wallenstein erregte, und die Schiller zum Mittelpunkt seiner „Piccolomini“ gemacht hat. Trčka, Rinsky, Flow und Neumann, die bösen Geister an der Seite Wallensteins, stellen dem Generalissimus den goldenen Hut von Böhmen in Aussicht. Wallenstein versucht umsonst Piccolomini, der treu zum Kaiser steht, zu gewinnen, und läßt ihn von sich ziehen, um Albringen und Gallas zu holen. Im fünften Acte tritt dann die Katastrophe ein und wird im Wesentlichen ihrem geschichtlichen Verlauf gemäß geschildert.

Am meisten wird uns die Frage nach dem Zusammenhange der Tragödie Bernulz' mit der Wallenstein-Trilogie von Schiller interessieren. Dabei kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß Schiller die Werke seines Vorgängers gelesen und studirt hat. Schon die Gesamtauffassung von der Persönlichkeit Wallensteins bei Bernulz ähnelt außerordentlich dem Helden der Trilogie, aber noch weit weniger können einzelne Stellen in beiden Dichtungen ihre natürliche Verwandtschaft verleugnen, obgleich dieser Umstand noch mehr bei der Behandlung der Figur der Jungfrau von Orleans durch beide Dichter hervortritt. Man vergleiche nur die oben angeführten Verse von Bernulz und den ersten Monolog in „Wallensteins Tod“:

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
 Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
 Die That vollbringen, weil ich sie gedacht?“

und am Schluß:

„Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
 Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
 Die mir die Umkehr thürmend hemmt!“

und man wird sich überzeugen, daß unter den vielen Quellen, welche Schiller für seinen Wallenstein studirt hat, auch die Werke Bernulz' gewesen sind. „Aber das Verhältniß Beider zu einander,“ sagt Alfred Meißner in einer seiner „Historien“ sehr treffend, „ist wie das eines Zeichners, der den Kernpunkt einer Situation mit wenigen Linien hinwirft, und eines Malers, der dieselbe Idee in einem farben- und figurenreichen Bilde versinnlicht. Am einfachen Spalier aus Holzstäben, das der Eine aufgerichtet, hat der Andere Neben hinaufgezogen und die feurigsten Trauben wachsen lassen. Der Eine ist ein Seefahrer, der im Vorbeieilen eine Küste sieht und seiner Karte einzeichnet, der Andere ist ein Eroberer, der dort eine Stadt gründet!“ Dies Urtheil von Alfred Meißner über das Abhängigkeitsverhältniß zweier Geistesarbeiten von einander ist heute um so interessanter, weil eben ein Unbekannter aus dem Nichts seiner Vergangenheit heraus nach den Vorbeeren greift, die des todtten Meißners Schläfe umwinden.

Eine genaue Bestimmung über das Jahr, in welches die Wallenstein-dichtung Bernulz' fällt, läßt sich nicht geben; aber man wird nicht allzusehr fehlgreifen, wenn man sie in die Jahre 1636 oder 1637 setzt, also in die Zeit gleich nach dem Erscheinen der offiziellen Anklageschriften des Wiener Hofes gegen den ermordeten Wallenstein. In der Zeitbestimmung ist man mit einer anderen Dramatisirung des Wallensteinstoffes glücklicher daran, dafür weiß man aber sonst von diesem Drama so gut wie nichts. Es ist dies das Trauerspiel „Wallenstein“ von dem evangelischen Pastor und als Kirchenliederdichter bekannten Johann Rist, das schon vor dem Jahre 1638 gedichtet, aber erst 1647 in Druck gegeben und bisher nicht wieder aufgefunden worden ist. Rist wirkte als Prediger in der Gemeinde Wedel in Stormarn, stiftete den Schwanenorden an der Elbe, wurde von Kaiser Ferdinand III. 1644 zum Dichter gekrönt und 1653 wegen seiner poetischen Verdienste gar in den Adelsstand erhoben. Daß sein Werk über Wallenstein gänzlich verloren gegangen ist, ist um so mehr zu bedauern, als es die erste dramatische Behandlung dieses Stoffes von Seiten eines Protestanten gewesen ist. Uebrigens erwähnt Rist im „Lustgarten“ selbst dieses seines Dramas „Wallenstein“ neben einem gleichfalls verloren gegangenen vaterländischen Schauspiel von ihm „Gustav Adolf“.

Wie populär die tragische Geschichte des Friedländers in wenigen Jahren in ganz Deutschland geworden war, zeigt der Umstand, daß kurz nach dem dreißigjährigen Kriege, als die etwas geordneteren Zustände im Reiche den Sinn für theatralische Vorstellungen zunächst in den größeren Städten wieder aufleben ließen, das Volkstheater aus Wallenstein schon ein Repertoirestück für seine Bühnen gemacht hatte, und kurze Zeit später sich auch der deutsche Puppenspieler des interessanten Stoffes für sein Miniaturtheater bemächtigte. Der bestimmteste Nachweis, den man über diese Thatsache besitzt, besteht in einem Theaterzettel, der im Jahre 1834 — also gerade 200 Jahre nach der Egerer Mordnacht — in einem handschriftlichen Exemplar der bekannten

Gommer'schen Chronik von Cosmus von Simmern gefunden und damals in den Baltischen Studien abgedruckt worden ist. Man hat aus dem Todesjahre des Verfassers dieser Gommer'schen Chronik — 1650 — den Rückschluß machen wollen, daß dieser Theaterzettel spätestens in diesem Jahre gedruckt worden sei, und demnach die Aufführung des „Wallenstein“ vor dieser Zeit schon stattgefunden haben müsse. Wäre diese Folgerung richtig und hält man an die Angabe des Theaterzettels „Montag, den 3. September“ fest, so könnten nur drei Jahre für diese Aufführung in Berlin in Frage kommen: 1635, 1640 und 1646. Aber man hat dabei ganz übersehen, daß dieser Theaterzettel auch von einem späteren Leser der Chronik etwa als Lesezeichen eingelegt sein kann. Ich schließe aus dem ganzen Inhalte des Zettels jedoch, daß er nicht viel später als 1650 gedruckt sein wird. Des hohen Interesses wegen möge sein Inhalt hier Platz finden:

Montags, den 3. September:

Soll denen respective hochgeneigten Liebhabern der Teutschen Schauspiele zu sonderbarem Wohlgefallen präsentirt werden:

Die Welt-bekannte Historie
von dem
Thyranischen General Wallenstein.

Personen:

- | | | |
|--|---|---------------------|
| 1) Ferdinandus I., Römischer Kaiser. | 13) Terzli } | Böhmische Grafen. |
| 2) Ferdinandus II., König von Ungarn. | 14) Rinski } | |
| 3) Mathias Gallas } | 15) Ilow, Wallensteins Marschall. | |
| 4) Graf Questenberg } | 16) Obrister Lesle } | so den Wallenstein |
| 5) Albertus Wallenstein, Herzog von Friedland. | 17) Obrister Gordon } | und seine Creaturen |
| 6) Dessen Gemahlin. | 18) Rapt. Buttler } | töbten. |
| 7) Friedrich } | 19) Neumann, Wallensteins possirlicher Rittmeister. | |
| 8) Albertus } | 20) Der Koch. | |
| 9) Isabella, Kammerfrau bei Wallensteins Gemahlin. | 21) Ein voller-besoffener Reuter. | |
| 10) Herzog von Weymar. | 22) Ein Page. | |
| 11) Amika, dessen Tochter. | 23) } | Die Henker. |
| 12) Graf von Arnheim. | 24) } | |

Summarischer Inhalt:

Act 1, Sc. 1. Der Kayser rüftet sich wider Wallenstein, weil er von seinem generalat nicht abweichen wilk, zum Kriege; befiehet sowohl dem Gallas eine Armee wider ihn aufzubringen, als auch den Questenberg nach Ungarn zu schicken, um etliche Hülfsvölker herzuführen. Sc. 2. Wallensteins Kriegs-Officerer verwundern sich, daß ihr großer General resigniren soll, und haben deswegen allerlei Anschläge. Sc. 3. Nachdem Wallenstein selbst zu ihnen kommen, und von allen beklagt worden, beschließen sie, sich wider den Kayser aufzulehnen und niemand anders als ihren General davor zu erkennen, woben Neumann possirlich mit prahlet. Wallenstein schicket Ilow nach dem Herzog von Weymar und Grafen Arnheim, eine Allianz mit ihnen zu machen. Sc. 4. Rittmeister Neumann giebt dem jungen Alberto einen Berweis, daß er sich in die Isabella verliebet und unterrichtet ihn, wie er sie auf andere Manier zur Affektion

bringen soll. Sc. 5. Albertus will zwar bei Isabella Neumanns Rath sich gebrauchen, aber auf ihr demüthiges Anrathen wird er wieder auf andere Gedanken gebracht.

Act. 2, Sc. 1. Nachdem Wallenstein mit den Bundesgenossen conferirt, beschließt er auf das Geschwindeste, seinen Anschlag in's Werk zu setzen. Sc. 2. Rittmeister Neumann unterrichtet den jungen Friedrich, wie er sich bei Amilia seiner Liebsten verhalten soll. Sc. 3. Der Herzog von Weimar berebet seine Prinzessin Tochter, den jungen Friderich zu ehelichen, der auch durch allerhand Liebskosen sich bei ihr auf's Beste insinuiert. Sc. 4. Leske, Gordon und Buttler tragen Bedenken, dem Wallenstein wider den Kaiser beizustehen und beschließen vielmehr, solche Verrätherey zu entdecken. Sc. 5. Der Kaiser und König von Ungarn scheuen des Wallenstein Mein- und machen sich parat, ihm zu widerstehen. Sc. 6. Leske, Gordon und Buttler offenbaren dem Kaiser des Wallensteins Verrätherey und versprechen Sr. Majestät, ihn hinzurichten.

Act 3, Sc. 1. Friedrich fährt fort, Amilia zu seiner Liebe zu persuadiren, die sich auch ihm als seine Gemahlin ergiebt. Sc. 2. Wallenstein verwundert sich über seiner Söhne Liebes-Affairen, wobei Neumann mit scherzet. Sc. 3. Friedrich kommt mit Amilia und bittet um Hochzeit mit ihr zu machen. Sc. 4. Leske, Gordon und Buttler offenbaren dem Wallenstein, daß sie von dem Kaiser ernannt seynd, ihn zu tödten, und stellen sich, als ob sie ihm am allergetreuesten wären. Sc. 5, 6, 7. Der junge Albertus liebtet die Isabella, Friedrich verweist ihm solches; sie kommen darüber mit dem Degen zusammen, werden aber von Neumann auf possirliche Art geschieden und wieder vereinigt.

Act 4, Sc. 1. Friedrich hat Albertum bey Wallenstein verrathen wegen der zur Isabella gehenden Liebe, die Gemahlin bittet vor ihm, wird aber von Wallenstein abgewiesen. Sc. 2. Wallenstein verweist auf's Grausamste dem Alberto seine Liebe, er aber rechtfertigt sich auf's Beste. Sc. 3. Die Gemahlin bezüchtigt die Isabella Diebstahls, Wallenstein befehlet, sie aufzuhängen. Als aber Albertus einen Henker, der sie angreifen will, ersticht, wird er gleichfalls von Wallenstein in der Furie hingerichtet. Sc. 4. 5. Ein lustiges Interjuncium von dem Koch und einem besoffenen Reuter, welche Wallenstein will hängen lassen. Sc. 6. Wallenstein befehlet seinen kleinen Pagen, Niemand zu ihm kommen zu lassen, als ihn aber der Page auf der Herzkönigin Befehl aufwecket, wird er von ihm erstochen. Sc. 7. Leske, Gordon und Buttler insinuihren dem Wallenstein nach Eger, und Gordon überreicht ihm die Schlüssel zu derselben Festung.

Act 5, Sc. 1. Leske, Gordon und Buttler tractiren den Wallenstein nebst seinen Kreaturen auf's Beste, und wie der Wallenstein wegen Melancholen Abschied nimmt, fahren doch die Andern fort und machen sich mit Singen und Trinken recht lustig, bis sie zuletzt noch eine Gesundheit trinken, woben Terzky, Rinski, Ilaw und Neumann von den Andern erschossen und weggeschleppt werden. Sc. 2. Wallenstein wird auf seinem Bette beunruhigt von den Geistern der von ihm Ermordeten, worüber er in Todesgedanken geräth, doch aber wieder einschlummert. Sc. 3. Gordon kommt nebst Leske und Buttler heimlich geschlichen und giebt dem Wallenstein mit der Partisane einen Fang, worüber er sich noch zuletzt als ein sterbender Löwe erzeiget.

Nach dieser Hauptaction soll zur Kurzweil beschließen ein lustiges Nachspiel, genannt „Die drei seltsamen Berge“.

Der Schauplay ist auf dem Berlinischen Rathhause, und wird um 4 Uhr angefangen.“

So weit dieser alte Berliner Theaterzettel, der an der Ausführlichkeit nichts zu wünschen und darüber keinen Zweifel übrig läßt, daß dieses Wallensteinstück mit Schillers Werke beinahe gar nichts gemein hat. Hat Schiller seine Thekla nur dichterisch umgestaltet und in seinem Mar Piccolomini nur aus

dem Neffen Octavio, Joseph Silvio Piccolomini, genannt Mar, der im Porträt noch heute im Schlosse zu Nachod zu sehen ist, und im Jahre 1645 bei Jankau in Böhmen den Heldentod fand, den Sohn desselben gemacht, so haben wir es in diesem Volksstücke mit den völlig freien Erfindungen von zwei Söhnen Wallensteins und einer Tochter des damals kaum dreißigjährigen Herzogs Bernhard von Weimar zu thun. Andererseits erhebt sich dies Theaterstück doch schon weit über die gewöhnlichen Darstellungen tagesgeschichtlicher Ereignisse, indem es den Versuch macht, die geschichtlichen Thatfachen durch eingeknüpft Liebesintriguen zu würzen. Die Figur Wallensteins selbst ist freilich dabei zu der Caricatur eines blutdürstigen Wütherichs geworden, und die historische Größe des Friedländers bleibt völlig unbegriffen. Am Interessantesten ist ohne Zweifel die Behandlung des Rittmeisters Neumann, der bei Wallenstein die Stellung eines Geheimsecretärs einnahm, und über dessen Persönlichkeit und Thätigkeit man erst aus den demnächst zu veröffentlichenden Untersuchungsacten gegen die Anhänger Wallensteins etwas mehr Licht als bisher gewinnen wird. Neumann übernimmt in dem Volksstücke die Rolle des Hanswurst; und in der That wird keine Figur aus der Umgebung des Friedländers zu einer solchen Verwendung mehr sich schicken, als dieses sein Factotum Neumann, der seine Hände in allen Dingen stecken hatte und mit seiner losen Zunge überall voran war, vielleicht Seni ausgenommen, der in seiner komischen Gravität als Sterngucker nach dieser Seite heute nicht minder wirksam auszunutzen wäre. Sonst verräth das Stück entschieden den Einfluß der englischen Schauspieler, die ihre Stücke frühzeitig nach Deutschland gebracht haben. Die Forderungen der Einheit des Ortes und der Zeit sind von unserem Dichter völlig vernachlässigt und, der Wechsel der Decorationen wird auf dem Berliner Rathhause kaum weniger naiv gewesen sein, als in London zu Shakespeares Zeiten. Die Schlussscene unseres „Wallenstein“ erinnert zudem frappant an eine Shakespeare'sche Vorlage, an die Traumszene in „Richard III.“, wo jenem blutdürstigen Murrpator des englischen Königsthrons in der Nacht vor seinem Tode die Geister der von ihm Erschlagenen drohend erscheinen. Ganz so geschieht es auch Wallenstein, bevor die Mörder eintreten. Unser Dichter mußte offenbar aus der Praxis, wie wirksam die plastische Darstellung des Traumes auf der Bühne ist, namentlich wenn die Schrecken desselben in den folgenden Scenen sich verwirklichen; auch bei der Figur des Clarence hat Shakespeare dies Mittel mit großem Erfolge verwendet.

Zu der nämlichen Zeit, also gleich nach dem dreißigjährigen Kriege, hatten sächsische, hochdeutsche Comöbianten ihren Thespiskarren im Westen Deutschlands, in Bremen aufgerichtet, und unter ihren Theaterstücken befand sich ebenfalls ein „Wallenstein“. Das Theater war in Capitän Rielsens Hause auf der Langenstraße, und diese Schauspieler waren wohl die Ersten, welche den plattdeutschen Collegen in der eigenen Heimat Concurrnz machten. Man erfährt nur den Titel des Stückes: „Der verrathene Verräther,

oder der durch Hochmuth gestürzte Wallenstein, Herzog von Friedland, eine weltberufene, wahrhaftige und schauwürdige Materie“ und die Schlußverse des Theaterzettels:

„Den das Glück hoch erhoben,
Wird gleich einem leichten Ball,
Oft bald hin und her geschoben,
Bis ihn kürzt ein hoher Fall.
Wen Hoheit nicht genüget,
Und höher nur fliehet,
Als ihm ist erlaubt,
Durch schreckliches Fallen
Wird solcher betäubt.
Der Himmel kann Tyrannen nicht vertragen,
Der Hochmuth muß selbst sich darniedererschlagen.“

Ob diese sächsischen, d. h. ober-sächsischen Schauspieler nach derselben Vorlage wie die Berliner gespielt haben, ist sehr zweifelhaft. Durch einen Theaterzettel der Hamburger Bibliothek, den Otto Rüdiger veröffentlicht hat, und welcher vom 26. Juli 1720 datirt ist, ist es dagegen festgestellt, daß der Berliner Wallensteinert sich bis in das 18. Jahrhundert hinein jugkräftig erhalten hat; denn auch dieser Hamburger Theaterzettel enthält die beiden Söhne Wallensteins, Friedrich und Albert, die Tochter Herzog Bernhards von Weimar, Amilia, die Kammerjungfer Isabella und Neumann als Hanswurst. Der Kopf des Theaterzettels lautet:

„Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung
werden heute Freytags, den 26. Julii (1720)

Die Königl. Böhlnischen und Churfürstlichen Sächsischen privilegirten Teutschen Hofcomödianten denen respective Herren Liebhabern kürleuser teutscher Schauspiele mit einer sehenswürdigen und modesten Haupt-Aktion aufwarten, betittelt:

Das seltsame Leben und gewaltfamer Todt
Alberti von Wallenstein,

Herzogs von Medlenburg und Friedland, gewesenem kaiserlichen Generalissimum. So geschehen zu Eger in Böhmen anno 1634. Mit Arlequin, einem kurzweiligen Offizier.

N. B. Und da diese Geschichte fast einem jedem wird bekannt sein, als hat man vor unnöthig erachtet, den Inhalt derselbigen beizusetzen.“

Dagegen scheint ein Wallensteinstück „Das große Ungeheuer der Welt, oder das Leben und Todt des ehemals gewesenem Kayserlichen Generals Wallenstein, Herzogs von Friedland mit Hans Wursten“ mit dem Berliner Text nichts gemein zu haben. Es wurde am 29. October 1736 ebenfalls in Hamburg und zwar, wie der Theaterzettel sagt, von den „Hoch Fürstl. Walbedischen privilegirten Hochdeutschen Sächsischen Hofcomödianten mit lebendigen Personen“ aufgeführt, aber auch von diesem Wallensteinstücke ist uns ein Text nicht erhalten geblieben.

Die Annahme liegt sehr nahe, daß diese Wallensteinstücke des Volks-

theaters auch von den deutschen Puppenspielern für ihre Miniaturtheater benutzt worden sind, aber es mangelt auch hier an einem Texte, der auf unsere Zeit gekommen wäre; bei der Faustdichtung sind wir in dieser Beziehung entschieden besser daran. Doch läßt sich wenigstens die Thatfache selbst zweifellos durch das Repertoire des Puppenspielers Michael Daniel Drey feststellen. Drey kam im Jahre 1666 aus Dänemark nach Niederjachsen und spielte im September desselben Jahres in Lüneburg; unter den Theaterstücken, die er mit seinen Puppen den Lüneburgern vorführte, erscheinen als besonders bemerkenswerth ein „König Lear“, ein „Doctor Faust“ und ein „General Wallenstein (Wahlstein)“. Leider verräth die Aufzeichnung der Stücke über ihren Titel hinaus nicht das Geringste, und so ist man vorerst noch auf die Hoffnung angewiesen, daß sich in irgend einem Stadtarchive gelegentlich Näheres über „Wallenstein“ auf dem Puppentheater findet.

Im Jahre 1769 kam in Nürnberg eine deutsche Uebersetzung der Geschichte Wallensteins des Gualdo Priorato von Dr. Vink heraus und sie war es offenbar, welche das Interesse für die tragische Gestalt des Friedländers unter den Geschichtsfreunden und Dichtern Deutschlands von Neuem anregte; man hat nicht weniger als vier größere dramatische Werke über Wallenstein in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von 1781 bis 1792 in der deutschen Literatur zu verzeichnen. Sie alle sanken zurück in das Nichts der Vergessenheit vor dem Meisterwerke Schillers, wie die Sonne am Morgen die kleinen Gestirne der Nacht verjagt und für das menschliche Auge unsichtbar macht; es finden sich diese dramatischen Dichtungen nur noch auf großen Bibliotheken in einigen Exemplaren, selbst in Berlin und Göttingen ist nur je eine derselben, die von Halem, vorhanden. Der Zeit nach ist von ihnen das Schauspiel „Albrecht Walbstein“ von Steinsberg das älteste; es erschien schon im Jahre 1781 zu Prag im Druck. Der Verfasser war Theaterdirector in Prag und Regensburg und hat eine ganze Reihe von Schauspielen, darunter auch einen „Otto von Wittelsbach“ geschaffen. Zwei Jahre später 1783 erschien in Gotha eine zweite dramatische Bearbeitung des Wallensteinstoffes im Druck und zwar anonym unter dem Titel „Der Baron von Wallenstein“, ein militärisches Schauspiel in 5 Aufzügen, welches die besondere Eigenthümlichkeit hat, Wallenstein als Geist auftreten zu lassen. Endlich brachte das Jahr 1792 noch ein drittes fünfactiges Trauerspiel über Wallenstein von dem Prager Buchhändler Komarek; dieser fruchtbare böhmische Dramatiker hat übrigens neben seinem „Wallenstein“ auch einen „Faust“ geschrieben.

Von entschieden höherem dichterischen Werthe als die drei genannten Dramen ist das Schauspiel „Wallenstein“ von Gerhard Anton von Halem, welches im Jahre 1786 in Göttingen erschien, nachdem die ersten Scenen der Dichtung bereits ein Jahr früher in Voie's „Deutsches Museum“ abgedruckt worden waren. Halem stand in den nächsten Beziehungen zu den Göttinger Dichtern und zu Graf Friedrich Leopold von Stolberg, war aber

auch mit Nicolai und Wieland befreundet. Zur Zeit, als sein Drama „Wallenstein“ erschien, war er Regierungsrath in Oldenburg und stand damals im 36. Lebensjahre. Seine Zeitgenossen rühmen, diesem fast ganz vergessenen Dichter einen sehr ausgebildeten Sinn für Form, große Leichtigkeit in der Darstellung und eine ungewöhnliche umfassende und vielseitige Belesenheit, besonders auf dem Gebiete der Geschichte nach. Für seine gewissenhaften historischen Studien spricht nichts mehr als die Vorrede zu seinem „Wallenstein“. „Wallenstein,“ führt Halem dort aus, „sei dem Kaiser weit länger, als die meisten Geschichtsschreiber (damals) annahmen, treu geblieben. Nur das offene Mißtrauen des Kaisers habe ihn zum Verrath fortgerissen. Er, Halem, habe versucht, diesen historischen Wallenstein in seinem Drama darzustellen.“ Und dieser kritische Zug ist in der That der leitende Gedanke des Dichters bei seiner dramatischen Arbeit geworden; er hat, um diesen Zweck zu erreichen, weiter ausgeholt, als Schiller. Während dieser die Entwicklung der Ereignisse, die zur Katastrophe von Eger führten, in den kurzen Zeitraum von etwa drei Monaten (Dezember 1633 bis Februar 1634) zusammengefaßt, beginnt das Drama Halem's bereits mit den Verhandlungen Wallensteins mit dem Fürsten Eggenberg wegen Wiederübernahme des Obercommandos der kaiserlichen Truppen, wie sie im November und December des Jahres 1631 sich abspielten. Ohne Zweifel war demnach die Absicht Halem's, in seiner Dichtung ein historisches Charakterbild von dem großen Friedländer zu geben, wie es Shakespeare in seinen Königsdramen zu bieten pflegt. Wie bei dem großen Britten, so reihen sich auch bei Halem, die einzelnen Ereignisse episodentarig aneinander, nur fehlt seinem Drama der natürliche Ritt: die packende Lebenswahrheit Shakespeares. Das Liebespaar bei Schiller Thekla und Max Piccolomini fehlen bei Halem ganz. Dagegen erscheinen bei ihm Gertrude, die Mutter Wallensteins und sein guter Geist, und ein kleiner Sohn desselben, Wilhelm; doch scheinen diese beiden Figuren nur zu dem Zwecke da zu sein, um dem Dichter Gelegenheit zu einer Familienscene nach dem Muster Goethes in seinem „Götz von Berlichingen“ zu geben. Die tragische Entwicklung, wie sie sich in Schillers Werke aus dem Charakter und der Stellung Wallensteins ergibt, fehlt im Wesentlichen bei Halem; auch kann dafür die sehr oberflächlich skizzirte Liebesintrigue zwischen Piccolomini und Teresa, der Gattin Wallensteins, nicht entschädigen. Piccolomini selbst erscheint, wie bei Schiller, als der geheime, aber ärgste Feind des Friedländers, während dieser das festeste Vertrauen auf ihn setzt, weil der welsche Graf mit ihm unter dem Einflusse desselben Planeten geboren ist. Es entspricht dies übrigens den Thatfachen, wie sie sich aus dem Briefwechsel Piccolominis mit Gallas und Aldringen ergeben. Wie bei Schiller, so warnt auch bei Halem Graf Trčka Wallenstein vergeblich vor diesem falschen Freunde. Seni, dem Sterndeuter Wallensteins, ist in beiden Stücken dieselbe Rolle zugetheilt: er inaugurirt hier wie dort die politische Thätigkeit Wallensteins und ist am Ende der Erste, welcher aus den Sternen das nahende

Verhängniß lieft. Im Gegenjah zu Schillers Anordnung geht die Ermordung Wallensteins auf offener Bühne vor sich, und zwar ist es Gordon, der viele Wohlthaten von dem General empfangen hat, und ihrer vergessend, das Henkeramt selbst an seinem Wohlthäter vollzieht. Buttler tritt mehr zurück, ist aber ganz und gar der wenig achtungswerthe Charakter, wie ihn die Geschichte kennt. Die werthvollste und dramatisch wirksamste Scene aus Hales Dichtung ist ohne Zweifel die Episode, in welcher der zum Tode verwundete, ritterliche Pappenheim den Friedländer vor seiner Ehrjucht warnt; hier erhebt sich auch die Sprache des Dichters zu höherer Kraft.

Nur vor dem entscheidenden Schritte Wallensteins, der ihn vom Kaiser für immer trennen soll, läßt Halem die Mutter Wallsteins zu diesem warnend sagen: „Du wirst der Held eines Trauerspiels dereinst sein!“ und der Friedländer antwortet: „Das sei ihm schon recht, vorausgesetzt, daß das Trauerspiel auch gut sei!“ Wir hoffen, daß Halem dies Wort Wallsteins nicht auf sein Drama bezogen hat, denn das würde eine schwere Täuschung für ihn gewesen sein. Sein Drama ist nichts weiter als eine literarhistorisch interessante Vorarbeit für Schillers Meisterwerk; und wenn wir auch nicht ganz so weit in unserem Urtheile wie Goethe und Schiller gehen wollen, die Halem zu jenen Schriftstellern zählten, die den Geschmack des Publikums im Argen hielten, so läßt sich doch nicht weglegen, daß dem Dichter schöpferische Kraft, Ursprünglichkeit der Empfindung und lebendige Naturwahrheit so gut wie gänzlich mangeln. Seine Dichtungen bewegen sich alle auf der ausgetretenen Bahn des Conventiellen, und für einen dramatischen Dichter ist diese die gefährlichste, denn sie führt zu der schlimmsten Eigenschaft eines Dramas, zur Langweiligkeit.

Höchst wahrscheinlich ist es, daß Schiller dies Werk seines Vorgängers gekannt hat, es würden sich manche auffallende Züge, die beiden Dramen gemeinsam sind, sonst nur schwer erklären lassen; zudem muß man annehmen, daß Schiller ebenso fleißige literarhistorische Studien gemacht hat, wie heute ein zeitgenössischer Dichter. Denn man glaube nur ja nicht, daß man die Meisterwerke unserer Literatur allein dem Genie ihrer Verfasser verdankt, einen nicht unwesentlichen Beitrag dazu hat auch ihr Fleiß geliefert.

Das Werk Schillers hat seinen Weg fast in alle Sprachen der gebildeten Nationen gefunden. Schon im Jahre 1800 übersezte Coleridge die Piccolomini und Wallsteins Tod in's Englische, und dieser ersten Uebersetzung folgten noch drei: von Thornton, Walfington und Dr. Buchheim. In das Französische wurde Wallstein zuerst im Jahre 1808 von Benjamin Constant übersezt; seinen Fußtapfen folgten nicht weniger als neun Andere, dem Alter nach in folgender Reihenfolge: Barante (1834), Vefrancois (1837), Villeneuve (1837), Taffart (1837), Marmier (1840), Jalateuf (1854), Régnier (1859), Braun (1864), Gottler (1875). Die italienische Literatur besitzt eine Uebersetzung von Wallsteins Lager von Richard Ceroni (1844) und zwei Uebersetzungen von Wallsteins Tod von Vergani (1838) und

Vazzani (1843), die polnische zwei von Raminsti (1832—1834) und Sabowski (1875), die czechische — Wallenstein ist von den Tschechen immer als einer ihrer Säulenheiligen angesehen worden — eine von Kolár; ja Wallensteins Lager ist sogar in's Lateinische (von Griesinger 1830) und — in's Stenographische übertragen worden (von Wendtland 1875).

Daß Wallenstein auch in eine Oper verarbeitet worden ist, werden nur sehr Wenige von unseren Lesern wissen. Das Libretto hatten Panzachi und de Lauzières nach Schillers Trilogie gearbeitet, und Ruiz hatte es in Musik gesetzt. Am 4. December 1877 wurde sie zum ersten Male im Communal-Theater zu Bologna aufgeführt, ohne daß sie sich auf die Dauer auf der Bühne hätte halten können. Bekannt ist bei uns in Deutschland die Composition von Rheinberger „Wallenstein, ein symphonisches Tongemälde.“ Unter den einzelnen poetischen Stücken aus der Trilogie Schillers haben die Componisten besonders an dem Reiterliebe aus dem Lager und dem Liede der Thekla „Der Eichwald brauset“ Gefallen gefunden; sie sind sehr oft und in mannigfaltiger Form in Musik gesetzt worden.

Außer verschiedenen Bearbeitungen der Trilogie Schillers kenne ich selbstständige dramatische Arbeiten über Wallenstein nach Schiller nur zwei; die eine ist von dem Franzosen Diadières (geb. 1792 gest. 1858), welche im Jahre 1829 in Paris gedruckt worden ist, die andere von Wilhelm Meinhold, der aber nicht den eigentlichen Wallensteinstoff, sondern nur ein hervorragendes Ereigniß aus seinem Leben behandelt hat, die Belagerung Stralsunds unter dem Titel „Wallenstein und Stralsund,“ ein geschichtlich-heroisches Schauspiel in fünf Aufzügen, gedruckt im Jahre 1846.

Ganz besonders reich ist die deutsche Literatur an Romanen, Novellen und Erzählungen, die sich die Geschichte Wallensteins als Tummelplatz der Phantasie ausgewählt haben; nach dieser Seite hin ist ohne Zweifel die gediegenste Arbeit der umfangreiche historische Roman „Waldstein“ von Heinrich Raabe. Dazu hat sich um die geheimnißvolle Gestalt des Friedländers, namentlich in seinem böhmischen Heimatlande bereits ein Sagentreis gebildet, dessen weitere Ausdehnung auch die umfassendsten Wallenstein-Studien der Gegenwart nicht stören werden. Daran aber, daß die historische Persönlichkeit Wallensteins eine so volkstümliche, wie sie heute ist, geworden ist, hat gerade Schillers Trilogie den wesentlichen Antheil gehabt; und sie ist es auch, die den reizvollen Zauber immer in lebendiger Kraft erhält, um stets neue Forscher in den Bann der Wallensteinstudien zu ziehen.





Christus am Kreuz.

Novellette.

Don

Julius Petri.

— Berlin. —



Samstag. Soeben ward der Nachmittags-Gottesdienst ausgeläutet; ein unharmonisches Getöse. Denn die Glocken waren in grellen Dissonanzen zusammengestellt, damit es dem Menschen schon von vornherein recht weinerlich und wehmüthig um's Herz werde.

Aus den altersgrauen Portalen der halb romanisch, halb gotischen Kirche strömte die Menge; zahlreicher als gemeinhin. Sie zogen zusammen heimwärts schwarzgekleidet, mit ernstern und strengen Gesichtsfalten. Hier und da eine Aeußerung über die gehörte Predigt. Candidat Meiners hatte geredet. Er war sonst der Liebling Aller; aber die Predigt heute — ?! — Wie das wohl kam? — Er mußte krank gewesen sein; gewiß. Seine Stimme klang ja ganz heiser und er hatte so gar keinen Schwung. Einmal war er sogar stecken geblieben; fast eine Minute lang. Das war doch nie bei ihm vorgekommen! . . .

Am Hauptportal stand Sophie Eichler, die Tochter des Pastors. Eine lange, schmale Gestalt in glattem, schwarzem Kleide; ein unschönes, langgezogenes Gesicht mit kleinen, aber durchdringenden, schwarzen Augen. Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen. Aber das fest am Kopfe liegende Haar war fast völlig gebleicht.

Sie erwartete den jungen Geistlichen und trat mit ihm den Heimweg an. Denn auch er hatte seine Wohnung im Predigerhause. Der kaum mittelgroße Mann mit dem bartlosen Gesicht und dem straffen, gelben Haar schritt fast wie ein Kind an ihrer Seite.

„Was geht mit Ihnen vor, Richard?“ fragte sie.

„Was mit mir vorgeht?“ gab er erstaunt zurück und sah zu ihr auf.

„Ja. Sie sind in der letzten Zeit nicht mehr der Alte; und heut' weniger denn je.“

„Wie meinen Sie das?“ sprach er; „ich verstehe Sie nicht, Sophie!“
— Aber sein Auge suchte verwirrt den Boden.

Sie antwortete nicht gleich und sah mit ihrem klugen Lächeln auf den Freund herab.

„Sie wissen also wirklich nicht, was ich meine?“

Er erröthete. „Verzeihen Sie mir!“

Schweigend schritten sie weiter bis zum Pfarrhaus.

„Richard,“ sagte sie, als er ihr die Thür öffnete, „wollen Sie mir nicht vertrauen? Wir haben uns doch in der Zeit unseres Beisammenseins stets verstanden. Und Sie wissen, daß ich die beste Freundin Ihrer Mutter war!“

Sie stand in dem halbdunklen Hausflur und ergriff seine Hand. Er aber vermochte wie ein Kind die Worte nicht zu finden.

„Später?“ fragte sie.

Er nickte und stieg langsam die Treppe hinan.

In seinem Zimmer angekommen, legte er hastig den Talar ab und warf ihn über eine Stuhllehne. — Da lag noch die offene Bibel. Er schlug sie zu und warf sie in den Bücherschrank. Die Darstellungen aus der heiligen Geschichte an den Wänden, die Büste Luthers auf dem Esstisch, Alles, was ihn an seinen geistlichen Beruf erinnerte, regte ihn auf. Er hätte es zertrümmern mögen! — Mit hastigen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder.

Es klopfte. Ein junges Mädchen trat ein mit einer Schale Kaffee in der Hand. Fräulein Sophie schickte es ihm herauf, weil er doch nicht ganz wohl sei. Sie würde ihn beim Vater entschuldigen.

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und blies gedankenlos die grauen Dämpfe von dem heißen, braunen Trank. Seine Hand zerbröckelte das Backwerk.

Langsam schlürfte er. Er war der Freundin dankbar, daß sie ihm den Familienkaffee erspart hatte. Ein frommes Gespräch mit dem alten Pfarrer wie hätte er es in diesem Zustande führen können?

Wieder begann er sein unruhiges Auf- und Niederwandern. Aber die Wände, die ihn so dumpf und eng umschlossen, bedrückten ihn. — Er ergriff Hut und Stock und stürmte hinaus.

Grau spannte sich der Himmel aus über den Straßen, auf denen die Feiertagsstille lagerte. Nur dort scheuerte Frau Rüstige ihre Fensterbretter. Sie war eine eifrige Katholikin und rächte sich dafür, daß ihre Nachbarin während der vorjährigen Frohnleichnamsprozession die Fenster gepußt hatte. . . .

Vald hatte er die Stadt im Rücken. Er wanderte die Chaussee entlang. Sein Schritt war hastig. Er vermied es, die Menschen anzuschauen, die ihm entgegenkamen.

Erst als er durch ein Gehölz auf einen Seitenweg einlenkte, begann er ruhiger zu werden und seine Gedanken zu sammeln.

Rückschauend überblickte er sein Thun und Lassen der letzten Wochen. Was war es, das ihn mit unsichtbarer Gewalt drängte und stieß von dem Wege, auf dem er bisher so zufrieden einhergeschritten?

Er vermochte es nicht zu entdecken. Aber fast unwillkürlich versetzte er das erste Aufdämmern des unbehaglichen Empfindens und der schwülen Stimmung, die jeder großen Wandlung vorausgeht, in die Zeit, da er als Hüfsprediger in die Gemeinde und das Haus des Pfarrers Eichler eingetreten.

Nicht als ob er einem Angehörigen der Familie etwas vorzuwerfen hätte. Er ward von allen mit Liebe und Achtung behandelt. Zu jedem einzelnen stand er in dem besten Verhältniß.

Der ehrwürdige Pfarrer liebte ihn wie einen Sohn, vertraute ihm in Allem und Jedem. Er betrachtete ihn schon als seinen Nachfolger im Amt, wenn er bei dem baldigen fünfzigjährigen Jubiläum seiner Ordination sich in den Ruhestand zurückziehen würde . . .

Dann Sophie, seine kluge Freundin, ihr sollte er gram sein? — Und ebenfowenig ihrer jüngeren Schwester, der lieblichen Bertha; so grundverschieden auch die Mädchen waren . . .

Bertha, das sinnige, blonde Kind! Denn wie ein Kind, so unberührt, so ansehend war sie noch, trotzdem sie einige Jahre mehr zählte, als er selbst. Sie war klein im Verhältniß zu den Riesengestalten des Vaters und der Geschwister. Blaue Augen, überreiches, blondgewelltes Haar. Das einzige der Kinder, das nach der Mutter geartet war. Die aber hatte bei der Geburt der Tochter ihr Leben lassen müssen.

Fast unwillkürlich war dem jungen Geistlichen der Gedanke aufgestiegen, eine solche Gattin werde ihm in seinem Berufe mit Liebe zur Seite stehen. Und in Stunden der Selbstzufriedenheit war er geradezu entschlossen, um ihre Hand anzuhalten, falls er zum Pfarrer gewählt werde. Und das war kaum zu bezweifeln. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß er nicht zurückgewiesen werde.

Aber in dieser Stunde ward ihm die dunkle Ahnung, die bislang manchmal auf ihm gelastet, zur klaren Gewißheit: Er stand mit all seinem Denken und Fühlen dem gegenüber, was im Pfarrhause für hoch und heilig galt.

Die geistige Atmosphäre sagte ihm nicht zu. All die vielen altüberkommenen Sitten und Bräuche, die dort herrschen, die Menge der gemeinsamen Gebete und Andachten, so ehrwürdig alles beim ersten Bekanntwerden ihm erschien, jetzt vermochte er es nicht anders als eine starre, verknöcherte Form anzusehn, welche ein individuelles Empfinden zurückdrängte und ertödtete. Er selbst war ein tief religiös angelegter Mensch. Aber gerade das bewog ihn, sich mehr auf sich selbst zu verlassen, als sich schwach an ein aufgerichtetes Dogma anzuklammern. Im Pfarrhause aber rüttelte man nicht an dem Bestehenden. Alles ging seinen ewigen, unveränderlichen Gang in den ewigen, unveränderlichen Bahnen.

Das Extrem hatte den Widerspruch in ihm geweckt.

Aber es war noch etwas anderes dabei. Ohne daß er das bezeichnende Wort zu finden vermochte, summten ihm eine Reihe von Aeußerungen im Ohr, die er, er wußte nicht wann noch wo, aufgefangen und ohne sie irgendwie für wichtig anzusehen, doch halb im Gedächtniß behalten hatte. Er sann und grübelte, ihnen Form zu geben; und allmählich gewannen sie faßbare Gestalt. Ein feines, kluges Lächeln fand sich ein; überlegen, ironisch fast; wem gehörte es doch an, dieses Lächeln? — Da, wie durch einen Blitz erhellt, da ward ihm alles klar und sichtbar: Sophie, sie war es!

In einem andern Lichte erschien sie ihm plötzlich, die greise Jungfrau, die mit freisinnigen Ideen im orthodoxen Waterhause dastand, 'die alle Regungen ihres Geistes verschließen mußte, um den Frieden der Ihrigen nicht zu stören. —

Er sah sie, wie sie mit ihm im Garten wandelte, überlegenen Geistes seinen Worten lauschend. Er sah sie vor sich Abends am Familientisch, wenn Bertha heilige Schriften vorlas; denn sie selbst war wegen der Härte ihrer Stimme dazu nicht tauglich. Ab und zu von ihrer Handarbeit aufblickend, ließ sie die kleinen schwarzen Augen forschend umherwandern, um auf dem Gesichte der anderen den Eindruck zu lesen, den die Worte der Schrift hervorbrachten . . .

Und dann, wenn das Gelesene besprochen ward . . . Sie warf hin und wieder eine Bemerkung in die Unterhaltung, die von Niemand beachtet wurde und vielleicht auch nur in dieser Vorausicht ausgesprochen war . . .

In einem Augenblick sammelte der junge Mann all diese Erinnerungen. Er gedachte der Worte der Freundin auf dem heutigen Heimweg. Er gedachte daran, wie sie ihn bei einer Stelle der Predigt so merkwürdig angeschaut, daß er in Verwirrung gerieth und stockte, . . . und er wußte jetzt, daß er in Sophie eine Geistesverwandte besitze, die ihn eher verstand, als er sich selbst.

Das machte ihn froh. „Ich war die beste Freundin Ihrer Mutter!“ Diese Worte fielen ihm wieder ein; und sie thaten ihm wohl, als stehe die Mutter selbst ihm zur Seite und gebe ihm den Segen zu dem Entschluß, zu dem ein dunkles Etwas ihn drängte.

Eine sonst nie empfundene Entschlossenheit überkam ihn; eine unruhige Bewegung in seiner Brust, Verschiebung aller Verhältnisse. Und schneller und schneller flog und flog es ihm vorüber, wie dem Reiter die Landschaft. Herüber, hinüber gingen die Gedanken wie im Schwindel. Jetzt suchte er noch einmal sich anzuklammern an das überlieferte Wort, jetzt warf er Alles von sich, Alles, und erklärte für reine Fabel, was er bislang geglaubt und gelehrt hatte. Die quälende Unruhe. Bald schritt er hastig dahin, bald blieb er stehn und bohrte den Stock in die Erde, warf den feuchten Sand des Weges auf, bis die darunterliegende trockene Schicht emporstäubte.

Seine Schritte lenkten sich zu dem schönsten Aussichtspunkte der Umgebung, den er oft zum Ziel seiner Spaziergänge gemacht hatte. Eine stattliche Buche am Waldestrand auf einer Anhöhe. Er lehnte sich ermattet an

den glatten, glänzenden Stamm, kreuzte die Arme über der Brust und blickte gedankenlos in die Weite. Eine Erschlaffung war über ihn gekommen.

Von dem Graubraun der gepflügten Acker und dem schmutzigen Grün-gelb der Wiesen hob sich schon hier und dort ein Feld ab mit dem angenehm saftigen Grün der sprießenden Winterfaat. Die Bäume, Eichen, Pappeln, die einzeln im Feld verstreut standen, trieben noch kaum eine Blätterknospe hervor; doch das Zweigwerk der niederen Büsche war schon grünlich umschleiert. Dunkel stand der Kiefernwald zur Linken. Einige weißstämmige Birken zeichneten sich ab wie helle Kreidestriche auf der Kohlenzeichnung. In der Ferne erhob sich langsam gleich einer lagernden Wolkenwand ein Höhenzug. Gradlinig zog sich der Kamm dahin und zeichnete sich scharf vom helleren Himmel ab.

Oft hatte der junge Geistliche an dieser Stelle gestanden. Mechanisch suchten seine Augen das ferne Ziel, zwei Punkte, die sich oben auf dem Höhenrücken erhoben. Er wußte, links stand eine Linde, rechts eine Windmühle. Und heut glaubte er zum ersten Male in dieser weiten Entfernung die Flügel der Mühle sich drehen zu sehn.

Die kleine Beobachtung rüttelte seine Geister wieder auf. Er strengte sein Auge an, um zu unterscheiden. Er kam zu keinem Ziel, aber einmal geweckt, blieb ihm seine Aufmerksamkeit. Eine unbefangene Freude an dieser spärlichen Natur ergriff ihn. Er schaute um sich hind und erspähte und betrachtete das kleinste Anzeichen des nahenden Frühlings mit dem innigsten Interesse. Die eben sich entfaltenden Blättchen des Weißdorns mit den feinen, röthlichen Spitzen; die Ruchstaude mit den grünstäubenden männlichen und den tiefrothen kleinen und feinen weiblichen Blüthen; ein goldüberfäeter Weidenbusch. — Schlanke goldgelbe Blätterknospen der Buche; der Ahorn, dessen lichtgrüne doldenförmige Blüthen ihn dicht, fast wie ein Laubdach überdeckten. — Hier eine Fläche voll von eben erblühten weißen Anemonen, dort die ersten gelben Primeln und ein schüchternes Veilchen unter der Hecke. . . .

Weiter und weiter schritt er. Ihm war, als sei ihm heute erst das Auge für die Natur aufgegangen. Ein ruhiges, reines Gefühl erfüllte ihn. Er fühlte sich frei von Allem, was eben noch in ihm gekämpft hatte. So kleinlich diese Worttüftelei, wo die weite Natur doch in einer so verständlichen Sprache redete!

Wieder stand er still und betrachtete halb andächtig, halb neugierig das Gewimmel eines Ameisenhaufens. Dies Leben, dies Treiben! So geregelt, so organisirt; fast wie in einer Großstadt. — Welch' merkwürdiger Hochmuth doch den Menschen trieb, daß er Jahrtausende lang sich abgesondert hatte aus dem allgemeinen großen Leben der Natur, daß er wähnte, für sich allein ein Sonderdasein zu führen! — Nein, ein's ist alles Leben, ein geheimnißvoller Drang, der sich in tausend und abertausend Formen darstellt!

Er schritt den Weg entlang, den Ameisen folgend, die in Reihen am Rande hin- und wiederzogen bis zum Ende des Gehölzes.

Er blickte auf, überschaute die Wiesen, die sich vor ihm ausbreiteten und wandte sich wieder zurück. . . .

Ein lähmender Schreck durchzuckte ihn.

Zwischen einer Eichengruppe und dunklem Fichtengebüsch, das sich zu ihm hin öffnete, stand es plötzlich vor ihm, das Bild des gekreuzigten Christus. Die hageren Arme spannten sich nach beiden Seiten, schlaff hing die dürre Gestalt herab, das leidensmüde Haupt senkte sich zur Brust. Reste eines verwelkten Blumenkranzes lagen über der Dornenkrone, die Enden einer vergilbten Stechpalmenguirlande, die über die Kreuzesarme gelegt war, flatterten im Winde. Aber frische Blumenspenden an der Fußbank unten am Kreuz.

Der junge Geistliche stand und starrte hinauf zu dem hageren, elend-geknichteten Mann dort oben, dessen Todestag die Christenheit heute beging. Sein Blick hing an dem leiddurchfurchten, vom Regen verwaschenen und gebräunten Angesicht. Und wie er stand und hinaufstarrte, da schien das brechende Auge des Erlösers Leben zu gewinnen; und sein Blick, glühend heiß, senkte sich herab und brannte ihm hinein bis tief in die innerste Seele.

Die Gedanken waren ihm gefesselt. Er fühlte eine leidenschaftliche Erregung in sich, ohne zu wissen weshalb und wohin. Aber plötzlich quoll es in ihm auf, bittere Vorwürfe, grimmiger Hohn gegen den Mann, vor dessen Bild er stand; gegen den Mann, der jetzt zwei Jahrtausende die Menschheit beherrschte, ihr seine Gesetze vorschrieb; gegen den Mann, der jede freie Lebensregung hemunte, der alles Denken und alles Thun des Menschen einzig für sich in Anspruch nahm. Freiheit, Freiheit wollte der Mensch; er gab ihm ein unerfüllbares Gesetz! Was that's, daß er seine unerschöpfliche Gnade dem in Aussicht stellte, dessen Kräfte nicht ausreichten! — Nicht Gnade, Gerechtigkeit! — Wer hatte denn die Sünde in die Welt gebracht? Gott, der Allmächtige, von dem alle und jede Kreatur geschaffen! Er hat den Keim des Bösen wie des Guten in des Menschen Brust gesenkt; und nun will er sein Geschöpf strafen, weil das Eine stärker in ihm ist als das Andere?! —

Auslachend reckte der junge Geistliche die Hand zum Kreuze empor und wollte sich zum Gehen wenden. Aber wieder blieb sein Auge auf der Knechtsgestalt haften und wieder traf ihn der sterbende Blick des Gekreuzigten. — Er hat gelitten, er hat geduldet, sprach es in ihm, weshalb, wofür? —

Eine heiße Blutwelle ergoß sich über sein Angesicht. Er stand und starrte hinauf, unverrückt, unbeweglich. — Wie ein bitteres Unrecht, eine schwere Schuld gegen dies erhabene Wesen erschienen ihm die Gedanken, die er soeben gehegt. Wer für seine Ueberzeugung den qualvollsten Tod erleiden konnte und ohne einen bitteren Gedanken dem Leben entsagte, mußte der nicht ein Wesen, sei es Mensch, sei es Gott sein, dem sich ein schwacher Erdgeborener anvertrauen konnte? — Trug denn der Reine, Unbefleckte die Schuld, daß übereifrige Jünger seine Worte zum starren Dogma geprägt hatten, zum tyrannischen Gesetz? — Nein, nein! Du Christus, bist die reinste und schönste Erscheinung alles Lebens. Ein Schritt von Dir fort ist ein Schritt zum Bösen. Du bist, wie Du selbst gesagt, der Weg zur Wahrheit, und ich kniee nieder und bete Dich an . . .

Der Geistliche breitete in Entzückung die Hände zum Kreuze aus. Er wollte sich niederwerfen am Fuße des Crucifixes; aber wieder hielt ihn das blaushimmernde Auge des Heilands mit unerklärlicher Gewalt zurück. Er faltete die Hände und starrte hinauf, andachtsvoll, doch ohne Gedanken. Und plötzlich tauchte die Frage in seiner Brust auf und er stellte sie laut an das Christusbild: „Warum wurdest Du an's Kreuz geschlagen?“

Er konnte nicht glauben, nicht fassen, daß durch den Tod des einen die Sünde aller gebüßt sein sollte. Er konnte nicht glauben, daß hier für immer der höchste Punkt der Weltentwicklung erreicht, und den Nachlebenden nicht noch ein anderes, weiteres Ziel geblieben sei: Das höchste Glück des Menschen ist ja nicht der Besitz der Wahrheit, sondern das Ringen nach ihr. —

Und er starrte hinauf, als könne das geschnitzte Bild die Antwort geben. Ein Windstoß fuhr einher und riß dem Bild die letzten vertrockneten Blumen vom Haupt. Die Enden des Stechpalmenfranzes flatterten hin und her und schlugen in das leidende Angesicht.

„Warum wurdest Du an's Kreuz geschlagen?“

Warum?

Er begann das Leben und Leiden des wunderbaren Menschen zu überdenken, das in dem Crucifix versinnlicht vor ihm stand. Sein Leben, den Kampf der neuauftauchenden Ideen gegen den alten jüdischen Dogmatismus, den Kampf, der in irgend einer Form stets fortgekämpft ist, so lange die Erde steht, den Kampf des gährenden, lebenden Gedankens gegen die umschließende, beengende Form . . .

Er sann und sann . . .

Und da ward es ihm plötzlich offenbar, daß auch er diesen Kampf soeben kämpfte, daß auch in ihm die frische eigene Ueberzeugung gegen die altehrwürdige der großen Masse streite.

Wie eine Erleuchtung kam es über ihn. Christus ist in den Tod gegangen für seine Ueberzeugung, verfolgt vom Glaubenswahn der Menge. Er hat gesprochen: „Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach!“

Folge mir nach!

Und nicht Die sind die Nachfolger des Erhabenen, die in ängstlichem Hasten an dem geschriebenen Wort der inneren Stimme Schweigen gebieten, sondern die unbefümmert um die Anfeindung der Welt mit dem großen Wegweiser Christus sich mühen und kämpfen, um durchzubringen zu dem Licht, das unbestimmt und durch Wolken verschleiert in der Ferne schimmert.

Das Recht ist überall, wo die Ueberzeugung ist.

„Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach!“

Mit fliegendem Athem, die Hände gefaltet, stand und stand der junge Geistliche und starrte hinauf zu dem Christusbild.

Der Abend senkte seine ersten, dämmerigen Schleier herab. Aber dicht über dem Horizont brach die Sonne durch einen Wolkenstreifen und vergoldete von unten auf den grauen Himmel, wie ein Feuer das hohe Gewölbe einer

mächtigen Kirche. Die westliche Landschaft zeichnete sich dunkel ab wie ein Gemälde vom goldenen Grund.

Langsam versank die glühende Scheibe. Grau und grauer lagerten sich die Schatten über die Ebene. Das Lachen des Spechtes, der kreischende Ruf der Elster erklang noch einmal aus der Ferne. Eine Schaar Krähen flog herbei und bevölkerte die kahlen Bäume, Nachtruhe dort zu halten. Abendläuten im nahen Dorf; feierlich leise Schwingungen andachtsvoll verklingend . . .

Tiefer und tiefer senkten sich die Schatten. Kaum hob sich noch das Kreuz von den dunklen Stämmen ab. Die Finsterniß schlug ihren Mantel über die Flur.

Tiefaufathmend wandte sich der junge Mann zum Gehen. Ein feiner Regen kam vom Himmel herab. Ganz leise rieselte, raschelte er durch das dürre Laub, das eine vor dem Wind geschüttelte Eiche noch von dem Vorjahr zurückbehalten hatte.

Und stärker und stärker rauschte es hernieder. Aber langsam, achlos des Wetters schritt der Wanderer zur Stadt zurück, deren flimmernde Lichter vor ihm auftauchten.

Als er die Thür des Wohnhauses öffnete, ging eben Sophie mit ihrem langen, unhörbaren Schritt durch den Hausflur.

Ueberrascht blieb sie stehen, als die regentriefende Gestalt eintrat.

„In solchem Zustande, Richard?“ fragte sie staunend.

Er schritt auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Aber wo waren Sie denn?“ fuhr sie besorgt fort; „konnten Sie denn nicht Schutz vor dem Regen suchen?“

„Ich habe eine Vision gehabt!“ sprach er langsam, mit lächelndem Munde.

Sie sah ihn groß an.

„Eine Vision?“

„Jawohl. Christus ist mir erschienen.“

„Christus?“

„Jawohl. Er hat mir meinen Lebensweg gezeigt.“

„Ihren Lebensweg?“

„Jawohl. Ich werde Sie bald verlassen.“

„Verlassen? Uns?“

„Jawohl. Denn ich kann nie der Amtsnachfolger Ihres Vaters werden.“

Sie ergriff seine beiden Hände und blickte ihm lange in das muthige blaue Auge.

„Verlassen! Uns! Mich!“ sprach sie bewegt. „Und doch sind wir uns ja in Wahrheit erst jetzt begegnet!“



Ein moderner Heldenfang. „L'argent“ von Emile Zola.

Von

Clemens Sokal.

— Wien. —

Die berühmte Roman-Serie Rougon-Macquart nähert sich ihrem Abschlusse. Seit Jahren verkünden die indiscreten Freunde Emile Zolas dem neugierigen Lesepublikum des großen Romanciers, der Zeitpunkt sei gekommen, in welchem dieser daran gehen werde, die beiden Schlußbände seines Werkes zu schreiben: den „militärischen Roman“, welcher die Endkatastrophe des zweiten Kaiserreiches behandelt und den „wissenschaftlichen Roman“, der die Summe aus allen vorangegangenen Bänden ziehen und die darin ange deuteten Vererbungstheorien näher ausführen soll.

Dann hat der berühmte Realist sein literarisches Hauptunternehmen vollendet und er kann auf seinem Landgute zu Médon in Ruhe seinen Kohl pflanzen. Allerdings hat er, wie seine Jünger erzählen, zu dieser beschaulichen Muße keine Lust. Er gedenkt vielmehr die Welt von Neuem zu überraschen, indem er in völlig veränderter Gestalt vor sie hintritt. Er will sich einen neuen Styl schaffen, seine Compositionsweise von Grund aus ändern, er will ein neues Feld für seine Thätigkeit suchen, er denkt daran, die Bühne, auf der es ihm bisher so schlecht ergangen, mit einem literarischen Staatsstreich zu erobern, er träumt davon, eine neue Methode von Geschichtsschreibung zu entdecken und von seiner Muse überhaupt für immer Abschied zu nehmen — — —

Bei all diesen Zukunftsplänen vermag sich Zola von seinem großen Lebenswerke doch nicht so leicht zu trennen. Er hat sich die Aufgabe gestellt, das moderne Leben im Rahmen seines Bildes ganz zu umfassen und da ist es kein Wunder, wenn ihm dieses Bild immer unvollständig erscheint und wenn von Jahr zu Jahr ein neuer Plan und ein neues Buch sich vor die angekündigten Schlußbände schieben. Das jüngste Werk, womit er soeben vor uns hingetreten, ist auch einer solchen Erweiterung des ursprünglichen Programms entsprungen.

Vor einem Jahre ungefähr wurde Zola während einer seiner Fahrten von Paris nach Médon vom Berichterstatter eines französischen Blattes, welcher die gute Idee hatte zum berühmten Romancier in's Coupé zu steigen, über Inhalt und Tendenz seines neuesten Werkes befragt, das er kaum begonnen hatte.

„Ich will,“ — so lautete damals die Antwort — „ein Buch schreiben, in welchem das Geld die Hauptrolle spielt. Ich will die Bedeutung des Geldes im modernen Leben nach allen Seiten hin erschöpfend darstellen. Aber glauben Sie nicht, daß ich zu denjenigen gehöre, welche donnernde Philippiken gegen das schöne Metall loslassen. Mein Buch soll im Gegentheil ein Loblied auf das Geld sein —“

Ein Loblied auf das Geld! Diese Ankündigung war wohl geeignet, die Leser des großen Realisten zu verblüffen, die bis dahin in seinen Werken das Geld stets im Zusammenhange mit den niedrigsten Instincten der menschlichen Natur gesehen. Das Staunen mußte nur steigen, als man erfuhr, daß dieser Roman des Geldes eigentlich ein Roman der Speculation werden sollte und daß Zola als Thema seines Lobgesanges sich die traurige Geschichte des berücktigten Bontoux'schen Krachses erwählt hatte.

Aber gerade die Kühnheit dieses Unternehmens mußte der ungestümen Natur des Romanciers zusetzen. Die oft angeklagte vielverleumdete Börse in den Mittelpunkt seiner Handlung zu stellen, sie mit poetischem Glanze zu umkleiden, die Hauptpersonen einer schwindelhaften Gründung, die Urheber einer entsetzlichen Katastrophe, bei deren Anblick ein nüchternes Menschentind nur den Gedanken haben kann, sich die Taschen möglichst fest zuzuhalten, als moderne Heroen darzustellen, — das erschien Zola in hohem Grade verlockend. Ist doch der große Realist trotz seiner literarischen Methode, welche ihn auf Schritt und Tritt zu nüchterner Reinalerei, zu breiter Ausmalung des trivialen Alltagslebens zwang, im Grunde genommen und seiner innersten Natur nach stets ein Freund des Ungewöhnlichen und Grandiosen geblieben, ein Romantiker im Realismus, ein Schilderer mächtiger Katastrophen, gewaltthamer Actionen und hat er doch trotz all seiner Theorien niemals Bedenken getragen, dieser Vorliebe sogar die Wahrscheinlichkeit zu opfern, wie dies unter vielem Andern auch die bluttriefende Handlung seines letzten Werkes beweist. So mußte er auch an seinem neu erwählten Stoffe vor Allem das Gewaltige sehen: — den tollen Tanz der Millionen, welche von einer kühnen Hand in Bewegung gesetzt, durcheinandertaumeln, bis sie in ihrem Zusammensturze tausende von Existenzen begraben.

Und nicht nur das Thema, auch die handelnde Hauptperson konnte der eigenthümlichen Auffassung des kühnen Romanciers sympathisch erscheinen. Dieser abenteuerliche Speculant, welcher in seiner ausschweifenden Phantasie gigantische Pläne umherwälzte, welcher aus Nichts emporgestiegen auf die Eroberung der ganzen finanziellen Welt losging — er verschmolz sich in der Einbildungskraft des Schriftstellers mit einer anderen Gestalt, welche ihn seit jeher auf das Lebhafteste beschäftigt hat. Diese Gestalt kehrt in immer wechselnder Form fast in jedem der Romane Zolas wieder, sie ist gewissermaßen der Grundtypus jener zahllosen Reihe von Erscheinungen, mit denen der große Romancier seine Werke bevölkert hat. Es ist dies der Mann, dessen Geist von unerfülllichem Ehrgeiz verzehrt wird, in dem ein unstillbarer Durst nach Macht, nach Genüssen aller Art, eine nie befriedigte Begierde nach äußerem Erfolg, eine schier übermenschliche Kampflust, brennt. Dieser Mann taucht im großen Romancyclus stets von Neuem auf, und fast immer in derselben Weise. Er kommt aus einem entlegenen Winkel Frankreichs, aus einer kleinen Provinzstadt, wo sein Drang in jahrelanger Unthätigkeit sich allmählich zur Kraft einer fixen Idee gesteigert hat — aller Hülfsmittel entblößt, landet er in Paris.

Hier, im Mittelpunkte des modernen Lebens sieht er alle Ziele, nach denen er in ehrgeizigen Träumen so oft gegriffen, dicht vor sich und sieht sich doch durch eine unübersteigbare Kluft von ihnen getrennt. Sein sehnächtiges Verlangen wird zu düsterem Grimm, mit krampfhaft gespannter Willenskraft macht er sich zur Eroberung dieser Welt auf, deren Grenzen ihm verschlossen scheinen, je unerreichbarer das Ziel, desto starrer wird sein trotziger Entschluß! — Hat Zola Etwas aus seinem eigenen Wesen in diese mächtige Gestalt hinübergeworfen, ein Theil seiner eigenen Erinnerungen aus einer harten Jugendzeit, aus einem jahrelangen grimmigen Kampfe um den literari-

schon Erfolg? Wir möchten es fast glauben, wenn wir seine Vergangenheit in den Aufzeichnungen seiner Freunde betrachten, — die Geschichte jener Jahre, in denen er als unbekannter Scribent mit unbeugbarer Ausdauer Schritt für Schritt auf dem einmal betretenen Wege vordrang, unter härtesten Entbehrungen, mit journalistischer Handwerksarbeit kümmerlich sein Dasein fristend und dennoch stets von jener trotzigsten Zuversicht beseelt, welche ihm als Lohn all dieser Mühen früher oder später den ersehnten Triumph verhieß: die Eroberung des literarischen Paris. — Wie dem auch sei, jener Typus des kühnen Eroberers ist ihm immer der liebste geblieben und er hat ihn ohne Unterlaß variiert wie ein Maler, dem die Züge eines zu besonderer Stunde erspähten Gesichtes ohne seinen Willen stets unter dem Pinsel wiederkehren. Bald ist es ein ehrgeiziger Priester, der eine ganze Stadt seinem Einfluß unterjochen will und dann heißt er Abbé Mouret, bald ist es ein rücksichtsloser Staatsmann, dem es um politische Macht zu thun ist und dann heißt er Eugène Rougon. Vor Allem aber ist es der Mann, welcher dem mächtigsten Mittel zu Einfluß und Genuß nachjagt, dem Reichthum. In dieser Form führt er verschiedene Namen, aber am kräftigsten hat ihn Zola vor Jahren schon in einer Gestalt verkörpert, die er nunmehr auch in den Mittelpunkt seines jüngsten Werkes gestellt hat.

Dieser Mann heißt Saccard. Er ist die Hauptperson des zweiten Romanes in der Serie der Rougon-Macquart („La curée“) und dort erfahren wir auch seine Vorgeschichte und die Anfänge seiner bewegten Laufbahn. Aber vorher schon hat uns Zola in einer Novelle („Nantas“) einen Theil jener Lebensgeschichte in besonderem Rahmen vorgeführt, — so sehr fesselte ihn seit jeher die Gestalt dieses seines Lieblingshelden.

Saccard kommt aus Blassans nach Paris. Er hat Nichts mitgebracht, als seinen Ehrgeiz und den festen Vorsatz in kurzer Zeit reich zu werden, ganz unermesslich reich. Er bedarf nur eines Punktes, auf dem er Fuß fassen könnte, um zu den Höhen emporzuklimmen, von denen er träumt, — aber diesen Punkt vermag er eben nicht zu finden und im grimmigen Gefühle seiner Ohnmacht durchstreift er die Straßen dieses Paris, welches er sich unterthänig machen will. Ein eigenthümlicher Zufall giebt ihm endlich das Mittel in die Hand, wonach er sucht, allerdings ein Mittel, nach dem nicht Jeder greifen würde. Ein reicher Mann bietet ihm die Hand seiner Tochter an, nebst einem stattlichen Vermögen als Mitgift. An diesem unerwarteten Glück klebt jedoch ein Makel, das Mädchen, dessen Hand Saccard angetragen wird, hat einen Fehltritt hinter sich und er soll die Folgen mit seinem Namen decken. Er besinnt sich nicht lange, greift zu und steht nun auf der ersten Stufe der Leiter, die ihn emporführen soll. Mit dem Gelde, das er jetzt besitzt, stürzt er sich zuversichtlich in den Kampf und — er siegt. Seine nimmer rastende Phantasie gebiert einen Plan nach dem andern, seine kühnen Speculationen bringen die gewaltigsten Umwälzungen in Paris hervor, er ist reich und mächtig. Aber nur eine kurze Weile dauert die Herrlichkeit, die unersättliche Leidenschaft Saccards hat die Grundlagen seines Werks untergraben, — ein unglücklicher Augenblick stürzt ihn wieder in jene Tiefe zurück, aus der ihn der Zufall emporgetragen. Er ist wieder Wittwer und wieder arm, er steht genau auf derselben Stelle, auf der er vor Jahren stand und es bleibt ihm nichts übrig als sein Spiel von Neuem zu beginnen. Er wird es thun, denn seine Kraft ist ungebrochen und das Mißlingen hat nur die Fähigkeit seines Entschlusses gesteigert.

In diesem Augenblicke erfährt Zola die Hauptgestalt seines jüngsten Werkes zu Beginn der Handlung. Das ist der Mann, wie er ihn braucht, um eine ganze Armee von Millionen in Bewegung zu setzen, um das Gold in Strömen durch alle Seiten seines Buches fließen zu lassen und eine sieberhafte Atmosphäre des Geldbrausches darin zu schaffen, welche uns ganz vergessen läßt, daß es außer dem edlen Metall noch andere beachtenswerthe Dinge auf der Welt und im Gesellschaftsleben giebt. Aber nicht genug daran, der große Romancier hat den Typus seines Helden noch eine Steigerung erfahren lassen. Er hat das Wesen Saccards gewissermaßen destillirt, bis nichts davon zurückgeblieben ist, außer den Eigenschaften und Trieben, die er für seine Aufgabe braucht.

Dieser Saccard ist nicht mehr der Mann, welcher dem Genuße und der Macht in Form des Geldes nachjagt, er ist ein fabelhaftes Geschöpf, welches das Geld um des Geldes willen erstrebt, sein Drang ist eine Art von Monomanie, welche ihn treibt Millionen ohne Unterlaß auf Millionen zu häufen, kurz dieser Zola'sche Held ist eine Abstraction: der Speculant an und für sich und ohne irgend welche sonstigen irdischen Beimengungen.

Der Vorkämpfer des Realismus ist hier wieder in seinem Ungefühle über alle Grenzen der Wahrheit und Natürlichkeit hinausgegangen, aber solche Ueberschwänglichkeiten setzen uns bei ihm nicht mehr in Erstaunen. Einer der geistreichsten französischen Kritiker, Jules Lemaitre, hat über das vorliegende Buch des berühmten Romanciers, seinen Nord- und Blutroman, gesagt: es sei ein Epös aus vorfinstlichen Zeiten. Dieses eigenthümliche Urtheil läßt sich ebenso gut auf die meisten Werke Zolas anwenden. In jedem begegnen wir solchen Gestalten, welche in der naiven Einfachheit ihres Fühlens und Wollens, in der elementaren Kraft ihrer Instinkte gar nicht mehr an die complicirten, widerspruchsvollen Wesen erinnern, wie sie die Gegenwart hervorbringt, sondern auf jene vorhistorischen Zeiten zurückweisen, in denen der Mensch ohne Schwanken und Widerstand der Natur gehorchte, die mit der Stimme seiner Triebe gebieterisch zu ihm sprach. Im Rahmen eines modernen Gesellschaftsbildes sehen solche Gestalten wie phantastische Ungethume aus und trotz des Lebens, das der Autor ihnen einzuhauchen versucht, merkt man ohne Mühe, daß man es mit abstracten Personificationen zu thun hat, die er seiner Idee zu liebe geschaffen.

An solchen Figuren ist das jüngste Werk Zolas besonders reich. Schon die nächste Hauptgestalt, die er dem Helden, um den Grundgedanken deutlich hervorzuheben, an die Seite gestellt, gehört zu derselben Kategorie. Es ist der Ingenieur Hamelin, der Mann der Wissenschaft und des modernen Fortschrittes. Er steht so vollständig im Banne seiner fixen Ideen wie Saccard unter der Herrschaft der seinigen. Alles, was wir aus dem innern und äußern Leben Hamelins erfahren, beschränkt sich mehr oder weniger darauf, daß er seit Jahren rastlos der Verwirklichung eines genial ersonnenen Planes nachgeht: er will die Schätze Asiens für Europa erschließen, er hat ein vollständiges Netz von Schiffslinien und Eisenbahnen entworfen, welches einem kühnen Unternehmer die Herrschaft über das Mittelmeer und den östlichen Welttheil sichert, er hat auf jahrelangen Reisen Silbergruben und Kohlenwerke entdeckt, welche der Ausbeutung harren.

Natürlich ist Hamelin dabei, wie dies Erfinder und Entdecker, seit Romane und Theaterstücke geschrieben werden, zu sein pflegen, scheu, unbeholfen und durchaus unfähig seinen Gedanken im praktischen Leben Haltung zu verschaffen. Es ist auch selbstverständlich, daß er und Saccard einander finden, um sich gegenseitig zu ergänzen. Saccard öffnet dem kurzichtigen Mann der Forschung die Augen, er zeigt ihm das Mittel, welches seinen Ideen zum Leben verhelfen kann: die Speculation. Der kühne Speculant hat zugleich für sich selbst den Weg gefunden, der ihn zu seinem Ziele führen soll, die Zauberformel, welche ihm die Millionen zuküßen lassen muß. Eine Actiengesellschaft wird gegründet, um für die Pläne Hamelins das nöthige Capital herbeizuschaffen und — wir treten in jene Welt des Geldes, die Zolas Buch zu schildern unternommen.

Daß der berühmte Romancier bei solchen Schilderungen mit pedantischer Genauigkeit vorgeht, ist bekannt. Er hat uns die Darstellung jener Welt versprochen, die um die Million gravitirt, und er ist ein genauer Mann, der sein Versprechen bei Heller und Piennig einlöst. Nichts darf an seinem Bilde fehlen, es muß vollständig sein wie ein guter Catalog. So finden wir denn darin vor allem eine erschöpfende Musterkarte von Millionären jeder Sorte. Obenan der Großmillionär Gundermann, das Haupt der berühmten Dynastie von Millionären, — es ist leicht zu errathen, daß Rothschild gemeint ist, — der unumschränkte Herrscher in diesem Reiche des Goldes, der unermüdet auf die Vermehrung seiner Macht bedacht ist, und eiferfüchtig jede neu entstehende Nebenbuhlerschaft bewacht. Als Gegenstück zu dieser Verkörperung des ewig

wachsenden Capitals: die Gestalt der Herzogin von Orvieto, der Wohltäterin en gros, welcher ihr Mann ein rasch zusammengerafftes Vermögen von dreihundert Millionen zurückgelassen und die diesen sündhaft erworbenen Reichtum nun als unerschöpflichen Goldregen über die dürftige Welt ausstreut. Hierauf in langer Reihe die Schaar der Millionäre geringerer Art, zwanzigfache, zehnfache und auch — die Bedauernswerthen! — einfache Millionäre, Millionäre mit schmutzigen und mit reinen Händen, Millionäre, denen es darum zu thun ist ihren Reichtum auf lustige Weise loszuwerden, und solche, die es vorziehen ihre Millionen zu vermehren.

Nach den Millionären kommt die noch größere Zahl derjenigen, die es werden wollen, vom braven Kaufmann angefangen, der sein mühsam erworbenes Vermögen auf's Spiel setzt, um es zu verzehnfachen bis zum kleinsten Rentier hinab, den die Lockungen des Kurszettels zu Hause nicht schlafen lassen. Die Reihe setzt sich in's Unendliche fort, und über diesem Gewühl, welches sich der Pforte des Reichtums fieberhaft zu drängt, über diesen zahllosen Köpfen, deren Zügen die gleiche Leidenschaft, den gleichen Stempel aufgedrückt, schwebt wie ein Raubvogel über dem Schlachtfeld, die Gestalt des Geldagenten Busch, der seine Opfer belauert, eine augenblickliche Nothlage, einen Schmutz-fleck in der Vergangenheit des Bewachten benützt, um im rechten Moment als sein Verhängniß vor ihn hinzutreten. Er hat auch in Saccards Vorleben einen solchen dunklen Punkt erspäht; die Verführung eines armen Mädchens, ein Kind, welches diesem längstvergessenem Verhältniß entsprungen und im tiefsten Pfuhl des Pariser Glens und Lasters verkommt.

Dadurch werden wir zu jener anderen Welt hinübergeleitet, welche zu dem von Zola geschaffenen Bilde die dunkle Folie herzugeben hat. Hier der blendende Glanz des Goldes, dort das Glend in seinem Schmutz: den wirkungsvollen Contrast durfte sich der wohlberedende Romancier nicht entgehen lassen und er läßt uns daher mit einem jähen Sprung die ganze Weite der Luft durchmessen. Nachdem wir in Millionen herumgewatet, stehen wir mit einem Male, wenn auch nur für einen Augenblick, mitten im Jammer einer Zinskaserne aus der ärmsten Vorstadt von Paris. Wir sollen dort nach dem Sohne Saccards suchen, aber wir wissen, daß dies nur ein Vorwand gewesen ist uns hinzuführen, weil dieser Sohn im Buche und der Handlung desselben doch eigentlich nichts zu thun hat. Dafür haben wir die Gelegenheit unsere Umgebung zu beobachten und mit einem jähen Colophoniumblitz wird diese ganze dunkle Welt beleuchtet, um im nächsten Augenblick in ihre Finsterniß zurückzusinken.

Mitten in dieser theatralisch unheimlichen Beleuchtung sehen wir die Gestalt des Socialisten Sigismund Busch auftauchen, wie eine düstere Drohung des neuen Welttheiles gegen den andern. Der schwindstüchtige junge Mann, welcher in einem ärmlichen Stübchen der Gegenwart entrückt, weltbeglückende Umsturzpläne entwirft, das ist der äußerste Endpunkt dieser Figurenreihe. Sein Haß gegen das Gold ist ebenso glühend und ebenso uneigennützig, wie die eigenthümliche Leidenschaft, die der Held des Buches für das edle Metall empfindet; er ist der verkörperte Gegensatz zu Saccard.

Wir sehen, an Vollständigkeit läßt die Zusammenstellung, die Zola uns bietet, nichts zu wünschen übrig. Wir haben eine ganze Welt von personificirten Argumenten, welche für und gegen das Geld vorgebracht werden könnten, vor uns und diese Welt ist nach den Gesetzen der Symmetrie und des Contrastes sorgfältig geordnet. Man könnte den künstlichen Aufbau eines Zola'schen Romans mit der Compositionsweise Richard Wagners vergleichen. Selbst die „Leitmotive“ fehlen bekanntlich in keinem größeren Werke des realistischen Romanciers. In dem gegenwärtigen ist es die Schilderung der Börse, welche immer wiederkehrend, stets von Neuem variiert, den Grundton des Buches angiebt. In solchen Schilderungen, welche die nüchternste Description in ein mächtiges Stimmungsbild zu verwandeln wissen, ist die Virtuosität des großen Realisten hier wie anderwärts bewundernswerth und unerreichbar. Wir sehen das verhängnißvolle Gebäude, in welchem die großen Schlachten der Millionen gegen ein-

ander ausgefochten werden, immer wieder vor unseren Augen auftauchen. Bald liegt es in voller Mittagsgluth vor uns mit lärmendem Lehen erfüllt, bald ist es eine todtte Steinmasse im trüben Nebel eines Winterabends; wir sehen es von außen und von innen in all seinen Theilen, ja selbst von oben herab wird es uns einmal aus dem Fenster eines Nachbarhauses gezeigt, damit nur nichts an der Genauigkeit der Darstellung fehle!

Dieses Gebäude steht im Mittelpunkte der Begebenheiten, die sich nun vor uns abspielen. Es ist der große Magnetberg, der die Saccard'sche Millionen mit unwiderstehlicher Macht an sich heranzieht und zugleich, wie wir voraus wissen, die Klippe, an welcher der kühne Speculant früher oder später zerschellen muß. Wie dies Schicksal sich langsam vorbereitet, läßt sich mit seinen Einzelheiten, die hier in Ziffern befehen, nicht wohl in Kurzem wiedergeben. In seinen großen Zügen ist der Gang der Dinge derselbe, wie wir ihn aus dem täglichen Leben kennen und wie Zola ihn an dem traurigen Fall, der ihm als Modell diente, fand.

Das Unternehmen, welches durch die Speculation in's Leben gerufen wurde, wird durch die Speculation in seinen Grundlagen untergraben. Die Actien der Saccard'schen Gesellschaft erreichen Dank dem kühnen Spiele, das der geniale Speculant betreibt, bald eine schwindelnde Höhe. Da erwacht die Eifersucht des großen Capitals. Sundermann, der Geldkönig, fühlt seinen Thron erschüttert und waffnet sich zum Kampfe gegen Saccard. Der Sieg ist ihm sicher, denn lange schon hat Saccard den sicheren Weg verlassen, der ihn nicht zu seinem erträumten Ziele führen könnte; trotz aller Warnungen Hamelins hat er das Unternehmen auf jene abschüssige Bahn geleitet, auf welcher jeder Schritt es dem Abgrund näher bringt. Einen Augenblick lang hält das Werk des Speculanten den Angriffen seines Gegners stand, Saccard genießt seinen Triumph mit vollen Zügen, — dann stürzt der haltlose Bau zusammen, tausende von Existenzen unter seinen Trümmern begrabend. Saccard und Hamelin zählen selbst zu den Opfern, denn sie waren nur die uneigennütigen Diener ihrer Ideen, oder vielmehr ihrer fixen Ideen und haben es unterlassen, vor der Katastrophe für die eigene Rettung zu sorgen. Der Strafe, welche die Justiz über sie verhängt, vermögen sie sich noch rechtzeitig zu entziehen: sie fliehen in's Ausland, Saccard, um sein mißlungenes Spiel an einem andern Orte wieder aufzunehmen, Hamelin, um wieder im Verborgenen zu forschen und gigantische Pläne zu entwerfen.

Und die Moral der Geschichte? Denn der Roman Zolas hat eine Moral, die er uns selbst im Voraus angekündigt und auf die er an mancher Stelle seines Buches nachdrücklich hinweist. Um sie unzweideutig aussprechen zu können, hat der realistische Romancier, der es vermeidet, in eigener Person zu moralisiren, jenen beiden Hauptgestalten eine dritte an die Seite gestellt, eine der eigenthümlichsten Frauengestalten, die er je geschaffen.

Es ist dies Caroline, die Schwester Hamelins, welche Saccard liebt, ihm helfend und mahnend zur Seite steht und großmüthig zu verzeihen weiß, als sie zum Schlusse sich und ihren Bruder durch den wahnsinnigen Ehrgeiz des Speculanten in Schande und Unglück gestürzt sieht. Diese Frau hat, so sonderbar dies auch klingen mag, ihre eigene symbolische Bedeutung in dem Buche. Wir würden sie wohl selbst nicht errathen aber Zola hat in resoluter Manier unserem Scharfsinn nachgeholfen. Das mächtige Gesellschaftsbild des großen Realisten erinnert in dieser Beziehung merkwürdig an jene mittelalterlichen Gemälde, jene tief sinnig naiven Allegorien, auf denen jede einzelne Figur eine Tugend oder ein Laster vorstellt und dem Beschauer ihren Sinn auf einem Papierstreifen erklärt, der ihr aus dem Munde geht. Saccard ist eine Verkörperung der Speculation — dies wird uns oft genug ausdrücklich gesagt, sein Bundesgenosse Hamelin ist die Personification der Forschung und des Fortschrittes und auch Caroline ist mehr als ein gewöhnliches Frauenzimmer, wie wir erfahren. In dieser Gestalt hat die Symbolik des Buches ihren kühnsten Wurf gewagt, aber hier ist es auch dem

Autor gelungen, statt einer feelenlosen Abstraction ein wahrhaft lebendes Wesen zu schaffen.

Dieses Weib mit jugendfrischen Zügen unter schneeweißem Haar, welches frühe Sorgen im Alter von kaum dreißig Jahren so gebleicht haben, mit einem Körper von unzerstörbarer Kraft und Schönheit, mit einem Gemüthe von bewunderungswürdiger Elasticität, das sich durch jede Verbüsterung zu neuem Sonnenschein durchlämpft und aus äußeren und inneren Stürmen nur gestärkt hervorgeht, ist eine lebenswahre Erscheinung von eigenthümlichem Reiz, aber diese wahrhaft poetische Figur ist zugleich eine Allegorie auf — das Leben selbst, die ewig unzerstörbare Lebenskraft, welche jeder Gefahr Trotz bietet.

Auf diesen Standpunkt müssen wir uns stellen, um das Urtheil zu begreifen, das Zola über seinen Helden fällt und in den Mund Carolinens legt. Sie vergeißt dem Speculanten all' das Unheil, dessen Urheber er war und ertheilt ihm feierlichst die Absolution von all seinen Sünden.

„Die Speculation, das Spiel“ — so heißt es ungefähr am Schlusse des Werkes — „sind für den Fortschritt der Menschheit dasselbe, was die Süßigkeiten der Liebe für ihre Fortpflanzung. Ohne die Liebe wäre die Welt längst ausgestorben, ohne die Speculation und ihre Leidenschaft würde sie keinen Schritt vorwärts thun. Wer wollte ihnen beiden da noch das Uebel und die Weiden zum Vorwurf machen, die sie über den Einzelnen manchmal bringen? Aus all dem vorübergehenden Ungemach geht die Lebenskraft des Ganzen ungeschwächt hervor; durch verheerende Katastrophen unberührt schreitet die Welt siegreich der Zukunft entgegen —“

Das ist die Vertheidigungsrede für die Speculation, zu der Zola folgerichtig gelangt ist, indem er von einer Lobrede auf das Geld ausging. Es ist unnöthig, hier zu prüfen, zuzustimmen oder zu widerlegen; diese Gedanken sind, wie man ohne Mühe erkennt, weder neu noch für alle Zeiten gültig, aber wir pflegen es einem Anwalt auch nicht übel zu nehmen, wenn er im Eifer für seine Sache ein wenig über das Ziel hinausschießt. Der Autor des „Germinal“ würde bei kühlerem Blute wohl selbst die Tragweite seiner jetzigen Behauptungen auf das richtige Maß eingeschränkt haben.

Aber gilt das Plaidoyer auch für den Speculanten? Ist Saccard darum weniger schuldig, weil er eine culturhistorische Nothwendigkeit ist, ein treibendes Rad im Mechanismus unserer Zeit? Hier ist Zola von jener echt modernen Auffassung ausgegangen, die Alles entschuldigt, was sie begreift, die den Verbrecher freispricht auf Grund von statistischen Tabellen, welche die Gesetzmäßigkeit des Verbrechens nachweisen. Oder hat vielleicht dem großen Romancier jene leicht begreifliche Sympathie des Autors für seinen Helden einen schlechten Streich gespielt und ihm seinen Saccard als einen modernen Heros dargestellt, während wir trotz der Millionenaureole in dem kühnen Abenteuerer nur den Mann sehen, der sich frischen Muthes über den Unterschied von Rein und Dein hinwegsetzt?

Doch dies ist nicht der Maßstab mit dem ein Werk Zolas gemessen werden soll. Der große Realist bleibt stets Gesellschaftsschilderer und nicht die Idee ist es, die seinen mächtigen Gemälden Werth verleiht, sondern die Gluth der Farbe, die Kraft der Zeichnung. Ob ihm daher sein Lobhymnus auf das Gold gelungen ist oder nicht, wir bewundern die Meisterschaft, mit der er vorgetragen wurde.





Berichtigung zu dem Artikel:

Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen auf griechischem Boden.

„Nord und Süd“, Heft 167, Februar 1891.

Der Redaction ist folgendes an den Herausgeber dieser Zeitschrift gerichtete Schreiben des Herrn Geheimen Ober-Baurath F. Adler in Berlin zugegangen:

Hochgeehrter Herr Doktor:

In der von Ihnen herausgegebenen Monatschrift: „Nord und Süd.“ (Februar-Heft 1891.) Heft 167, Seite 218 steht wörtlich folgendes:

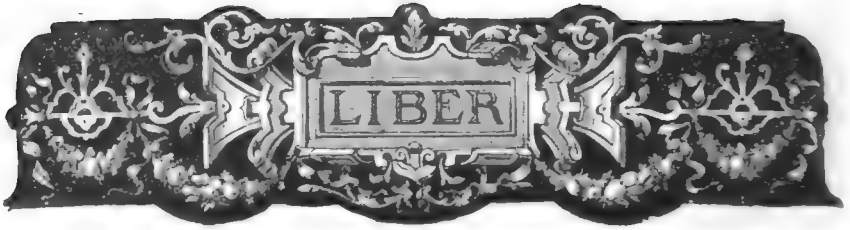
„außerhalb der Akropolis erhebt sich seit der Mitte des Jahres 1888 das nach den Plänen Zillers von Schugros erbaute Museum der Olympia-Alterthümer, deren Aufstellung unter der Leitung des Bildhauers Grüttner, eines Schülers von Schaper vorgenommen worden ist.“

Hier liegt ein Irrthum des Herrn Verfassers vor, gegen den ich im persönlichen wie sachlichen Interesse Einsprache erheben muß. Das in Olympia am Fuße des Druba-Berges stehende Museum ist, nachdem der zweite von zwei meinerseits vorgelegten Entwürfen die Genehmigung Seiner Majestät Georg Königs der Hellenen erlangt hatte, unter meiner Oberleitung durch meinen Schwiegersohn Dr. Dörpfeld und den Regierungs-Bauführer Siebold in den Jahren 1884—87 erbaut worden. Ich selbst habe es im Frühjahr 1887 nahezu vollendet gesehen und seine feierliche Uebergabe hat noch im selben Jahre stattgefunden.

Genehmigen Sie u. s. w.

F. Adler.
Geht. Oberbaurath.





Illustrirte Bibliographie.

Haußs Werke. Mit mehr als 300 Illustrationen hervorragender deutscher Künstler. Herausgegeben von Dr. Caesar Flaishen. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Erste Lieferung.

Seitdem Wilhelm Hauff, ein kaum zum Manne gereifter Jüngling, von frühzeitigem Tode dahingerafft wurde, sind mehrere Generationen von erzählenden Dichtern und Schriftstellern in Deutschland erstanden und wieder entschwunden, unter denen sich größere Talente befanden als er und die doch heute vergessen sind, während Hauff noch immer ein Liebling des deutschen Volkes, insbesondere der deutschen Jugend ist. Wer greift heute noch nach einem Bande der großen Erzähler Tieck, Fouquet, Arnim! ja selbst so viel gelesene Autoren wie Hoffmann, Sternberg u. s. w. die mit Hauff in der gleichen Epoche auftraten, finden kaum noch Anklang; des großen, jetzt ungenießbaren Jean Paul garnicht zu gedenken! Nur Chamisso's „Peter Schlemihl“ und Gidenborff's lebenswürdiger „Lugenerich“ sowie Immermann's unvergänglicher „Oberhof“ erfreuen sich auch heute noch einer Popularität, die derjenigen Hauffs gleichkommen dürfte.

Wodurch ist es Hauff, der den meisten der oben genannten Dichter an schöpferischem, ursprünglichem Talente nicht gleichkommt, gelungen, sich im Gedächtniß der deutschen Nation so frisch zu erhalten?

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden, wenn ich zunächst einen rein äußerlichen Grund dafür angebe. Als Voltaire im Alter die große Reihe von Bänden seiner Schriften vor sich sah, soll er seufzend ausgerufen haben: mit soviel Gepäc kommt man nicht auf die Nachwelt! Dieses Wort enthält viel Wahres. Jean Paul, Tieck, ja sogar der große Walthers Scott sind diesem schweren Gepäc erlegen, — Hauff mit seinen wenig umfangreichen „sämmlichen Werken“ wurde immer wieder von Neuem aufgelegt und gern in die Hand genommen; er, der in seinem Hauptwerke, dem „Richtenstein“, doch nur ein Nachahmer Walthers Scotts gewesen war.

Neben diesem äußerlichen Grunde sind es aber gewiß auch innere Vorzüge, die dem jungen Dichter einen so großen Anhang verschafften und ihn auch heute noch genießbar erscheinen lassen.

Es ist vor Allem die Frische und Natürlichkeit seiner Darstellung, der gemüthliche Bauderton, über den er verfügt, dem man ohne jede geistige Anstrengung zuhören kann. Dann aber auch die tiefe, echte Gemüthlichkeit seines urdeutschen Wesens, die aus allen seinen Schriften zu uns spricht; der leichte glückliche Humor, die naive Fröhlichkeit und gesunde Lebenslust, mit der der Dichter die Welt anschaut. Die



Eintritt Elys und seiner Tochter auf den Basenball. Aus: Hauff's Werke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

jugendliche Persönlichkeit Hauffs mit seiner unverdorbenen Seelenreinheit und geistigen Frische kommt in seinen Schriften zum vollkommenen Ausdruck. Darum wirken sie auch hauptsächlich auf die Jugend und die breiteren Schichten des Volkes.

Wenn man bedenkt, daß die Schaffenszeit des Dichters kaum drei Jahre gedauert hat, so muß man erstaunen über seine Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit. Die Leichtigkeit, mit der er schuf, wäre ihm bei längerem Leben vielleicht verhängnißvoll geworden, so

aber hat der frühe Tod den Dichter vor jener Vielschreiberei bewahrt, der selbst viel größere Talente zum Opfer gefallen sind. Er wird auch noch ferner ein Liebling der Deutschen bleiben, der Dichter des „Bichtenstein“, der reizenden „Märchen“ und der „Phantasien im Bremer Rathskeller“.

Georg von Scharf über dem Bichtenstein, den alten Ritter von Bichtenstein auf der Zugbrücke.
Aus: Hauff's Werke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Das Unternehmen der „Deutschen Verlags-Anstalt“ in Stuttgart, Hauff in einer Prachtausgabe mit Illustrationen berühmter deutscher Zeichner erscheinen zu lassen, kann daher nur mit großer Freude begrüßt werden, zumal die bisher vorliegenden Proben Vorzügliches versprechen. Wir behalten uns vor bei weiterem Vorschreiten des Werkes auf dasselbe zurückzukommen.

Leo N. Tolstoj's Gesammelte Werke.

Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Lieferung I—IV.
Berlin, Richard Wilhelm.

Daß Graf Leo N. Tolstoj zu den interessantesten literarischen Erscheinungen der Gegenwart gehört, ist eine kaum noch bestrittene Thatsache, gleichzeitig aber wächst die Erkenntniß: Je eingehender man sich mit den Werken des Dichters beschäftigt, je tiefer man eindringt in die Gedankenwelt, die Tolstoj durch seine Werbekraft eröffnet, desto schwerer ist es über seine Eigenart das letzte Wort zu sprechen! Daß der russische Dichter, der in allen seinen bedeutendsten Schöpfungen sich Fragen der Zeit und der Menschheit zum Stoffe gewählt und sie in uneingeschränkter Drastik und mit dem vollen Muth der Wahrheit behandelt, zu den modernen Realisten gezählt wird, ist ebenso natürlich wie es gewiß ist, daß seine Beurtheilung eine einseitige geblieben, wenn man glaubt Tolstoj's Schaffen, seiner Natur nach, hierdurch völlig gerecht geworden zu sein. Tolstoj ist gleichzeitig Idealist bis zu einer äußersten Grenze, bis dahin, wo schon der Illusionär beginnt. Er neigt in seiner Ätze häufig bis, wir möchten fast sagen, zu marottenhafter Ueberschwänglichkeit, und derselbe Dichter, der in absoluter Souveränität sich über alle durch Sitte und Verkommen gebotene Zurückhaltung hinwegsetzt, um Menschen und Lebensverhältnisse, die er charakterisiren will, in unbedingter Verständlichkeit klar zu legen, führt uns mit seinen Ueberzeugungen auch in jene Regionen, wo Empfindung Alles ist, und jede Vorstellung zur Allegorie wird. Vielleicht ist es gerade diese Proteus-Natur ohne Gleichen, die dem Einsiedler von Jasnaja Poljana das lebhafteste Interesse der Gebildeten aller Nationen zuwendet; seine große dichterische Bedeutung entspringt, nach unserem Dafürhalten, einer anderen Eigenschaft. Tolstoj besitzt die Gabe der Beobachtung in einem wahrhaft bewundernswerthen, schier divinatorischen Umfange! Er ist ein meisterhafter Anatom der Seele, deren leiseste Regungen, jedes Zittern und Schwingen, Alles ist ihm offenbar; die allerintimsten Vorgänge, die wir, sei es aus irgend einer Scheu, oder — aus Eitelkeit, uns selbst nicht klar zu machen pflegen, dem genialen Blicke des Dichters entzieht sich nichts! Er erkennt Alles, er begreift Alles und zieht dann mit unerbittlicher Folgerichtigkeit die logischen Resultate. Leo Tolstoj mag als Künstler vom ästhetischen Standpunkte aus verschiedenartiger Beurtheilung unterliegen, als großartigen Psychologen, wird man ihn immer gelten lassen müssen! Es ist, als ob er mit einem „zweiten Gesicht“ begabt wäre für alle Vorgänge im Menschenherzen, und wie er dann zu deuten und zu sünden versteht, die Kraft und Lebhaftigkeit seiner Schilderungen, läßt ihn uns allein schon als einen Dichter von Gottes Gnade erkennen. So ist uns das Unternehmen, seine gesammelten Werke, in eine methodische Reihenfolge zu bringen und in trefflichster Uebersetzung, dem deutschen Volke darzubieten, ein sehr willkommenes, weil wir überzeugt sind, daß trotz des Reichthumes unserer eigenen Literatur, die Werke Tolstoj's, in solcher Uebersetzung, d. h. so völlig dem Empfindungs- und Gedankengange des Dichters angepaßt, eine große Wirkung zum Guten ausüben können. Man lese doch nur die ersten Lieferungen dieser Gesamtausgabe, die unter der Bezeichnung: „Lebensstufen“, „Kindheit“ und den größten Theil des „Knabenalters“ umfassen. Der Uebersetzer, Raphael Löwenfeld, belehrt uns, daß die „Lebensstufen“ nach des Dichters Idee ein ganzes Menschenleben in der Form der Selbstschilderung behandeln sollten, daß aber dieser große Plan nicht gänzlich zur Ausführung gekommen, daß nur die „Kindheit“ und das „Knabenalter“ vollendet worden sind, während die Jünglingsjahre Fragment geblieben, und das Mannesalter überhaupt nicht geschrieben worden ist. Was uns aber von den ersten beiden Lebensabschnitten vorliegt, das läßt uns Tolstoj's hervorragendste dichterische Eigenschaften schon deutlich erkennen. Als Held der Erzählung wird uns zwar Nikolaj Irtieniew, ein junger Russe aus vornehmerm Hause genannt, der uns autobiographisch berichtet, doch wird man nicht fehl gehen, wenn man hier eine Art von Reichte des Dichters selbst erkennt. Außerdem aber ist Nikolaj Irtieniew überhaupt ein Typus: der Typus eines Knaben der besten Kreise unseres Zeitalters. Da ist's denn wahrhaft erquicklich zu lesen, mit welcher Feinfühligkeit die seelischen Vorgänge in dem Kindesherzen geschildert sind; und wie Verkündigungen des absolut Wahren klingt es, wenn der Dichter von solchen Höhepunkten des Kindheitslebens spricht, wie sie häufig genug sich ereignen, und so selten

richtig verstanden und gewürdigt werden. Aus den kleinen Zügen, mit denen uns von des Knaben Abschied vom Elternhause, von seinen Empfindungen bei dem Tode, an der Waise und beim Begräbniß der Mutter berichtet wird, sollen wir nicht nur deutlich des Dichters psychologische Meisterschaft erkennen, wir meinen, daß solche Schilderungen wirklichen didactischen Werth besitzen, und bedeutungsvolle Beiträge zum Studium der Menschenseele sind.

Es wird uns eine liebe Aufgabe sein, die weitere Folge dieser Gesamtausgabe der Tolstoi'schen Werke, immer mit directem Hinweis auf den Werth des gerade Gebotenen, verzeichnen und begleiten zu können.

A. W.

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel.

Herausgegeben von Karl Eggers. 2 Bände. Berlin, F. Fontane.

Selten wohl ist Künstlern so bald nach ihrem Tode eine gleich eingehende und liebevolle Lebensbeschreibung zu Theil geworden, wie sie die Brüder Eggers dem Meister Christian Rauch, Andreas Oppermann, dem großen Schüler Rauchs, Ernst Rietschel gewidmet haben. Zu beiden Werken — von der Rauch-Biographie erscheint fast gleichzeitig im selben Verlage der abschließende fünfte Band — gesellt sich nun als hochwillkommene Ergänzung der Briefwechsel der beiden Künstler, von Karl Eggers mit Unterstützung Oppermanns in umfänglicher Weise herausgegeben. Mit Recht weist der Herausgeber in seiner Vorrede darauf hin, daß ein Briefwechsel, wie der vorliegende, in der gesamten biographischen Literatur wohl beispiellos dastehen dürfte. „Einer der trefflichsten Künstler unserer Zeit beginnt denselben in seinem zweundfünfzigsten Lebensjahre mit seinem um achtundzwanzig Jahre jüngeren Schüler und setzt ihn ununterbrochen achtundzwanzig Jahre hindurch in umfänglichster Weise fort bis zu seinem Lebensende.“ Die Stellung der beiden Meister in der modernen Kunst bringt es mit sich, daß ihre Briefe zugleich wichtige Beiträge zur Kunst- und Culturgeschichte ihrer Zeit sind. Ein Blick auf das sorgfältig angelegte Register zeigt uns, wie viele Personen und Verhältnisse hier mehr oder minder eingehend erwähnt werden. Aber auch über dieses rein historische Interesse hinaus bietet die Lectüre der stattlichen zwei Bände reichen Genuß. Denn sie eröffnen uns nicht nur den Einblick in das Schaffen und geistige Streben zweier hochbedeutender Künstler, sondern lehren uns in ihnen auch die trefflichsten Menschen hochachten und lieb gewinnen. Wir sehen, wie aus den Beziehungen des dankbaren Schülers und Gehilfen zu seinem Meister im Laufe der Jahre sich ein auf gegenseitige Zuneigung und Hochschätzung begründetes Freundschaftsverhältniß entwickelt; wie der schlichterne Adept, der mit treuherziger Offenheit seine Atelierberichte an den abwesenden Lehrer schreibt, allmählich zum selbständigen Künstler heranreift, stets begleitet von dem herzlichen Wohlwollen und Verständniß des um so viel älteren Freundes. Hochinteressant ist es dabei zu beobachten, daß, während Rauch sich mit zunehmendem Alter immer mehr in einem eigenartig krausen, um Sachbau und Interpunction gänzlich unkümmerten Stil verliert, die anfänglich unbeholfene Schreibweise Rietschels sich fortgesetzt glättet und vertieft, bis zu jener ungezwungen gemüthvollen, aber doch künstlerisch vollendeten Beherrschung der Feder, welche uns bereits in den köstlichen, der Oppermann'schen Biographie einverleibten „Jugenderinnerungen“ des Künstlers entzückt hat. — Somit sei diese Publication, welche der Herausgeber mit einer aus den Quellen geschöpften kurzen Darlegung der Beziehungen beider Künstler zu einander bis zum Beginn ihres Briefwechsels eingeleitet hat, als werthvoller Beitrag zur deutschen Briefliteratur der allseitigen Beachtung auf das Wärmste empfohlen.

M. S.

Herzog Albrecht von Preußen.

Eine biographische Skizze. Festschrift zum 17. Mai 1890 von Karl Rohmeyer. Danzig, A. W. Kafemann.

Jeder Leser dieser kleinen Schrift — und wir wünschen ihr viele — wird den Eindruck haben, daß der Verfasser viel mehr über seinen Gegenstand weiß, als er giebt. Mit einer gewissen Kunst, weiß der Autor zu verhüten, daß die Fülle des Stoffes

die knappe Form nicht sprengt. Einer so reich begabten Individualität, einem von großen und schicksalsvollen Peripetieen erfüllten Leben auf dem spärlichen Raum von vier Druckbogen gerecht zu werden, das war schon an sich eine Aufgabe, der nur Wenige gewachsen sind. Und doch fehlt aus dem reich verschlungenen und eigenthümlich sich gestaltenden Lebensgeschick dieses Hohenzollern kein wesentlicher und charakteristischer Zug, und wenn nicht, wie leider Vielen, bei der Behandlung vaterländischer Geschichte die Phrase Bedürfnis ist, der wird seine Freude haben an der schlichten und doch nicht trockenen Zusammenstellung der Ereignisse und Züge, aus denen sich das Lebensbild zusammensetzt, und wird diese sprechenden Thatfachen um so mehr würdigen, als sonst in unseren Tagen die Historiographie, wenn sie auf die Hohenzollern zu sprechen kommt, einen gewissen höfischen Beigeschmack verspüren läßt. Was Ranke gelegentlich einmal von der nur durch Friedrich den Großen durchbrochenen mittleren Genialität dieser Dynastenfamilie anführt, die es aber verstanden hat, durch unablässige Thätigkeit und Unterordnung unter die Pflichten ihrer Stellung ungewöhnliche Schöpfungen zu Wege zu bringen, das charakterisirt Albrecht ganz vornehmlich. Wir rechnen es unserm Verfasser hoch an, daß er, wenn schon voll Anerkennung der unermesslichen Bedeutung, welche in Albrechts Anschluß an die reformirte Lehre, in der Säcularisirung Preußens, in der Gründung der Universität Königsberg, in der Schaffung einer Zuflucht für das protestantische Bekenntnis, in der Fort- und Durchbildung desselben durch eine lebensvolle, obgleich nicht immer ansprechende Theologie, dennoch die Höhe der ethischen und politischen Eigenschaften seines Helden nicht übertreibt. Mit gebührender Gerechtigkeit läßt er den Eindruck empfangen, wie öfters, ja meistens die Umstände und Verhältnisse mehr den Herzog trieben und trugen, als von ihm als erster Ursache hervorgerufen wurden, wie er aber mit hartnäckiger Stetigkeit den Richtungen nachging, die in seiner innern Ueberzeugung Wurzel gefaßt hatten. Sowie aber der Herzog und sein Lebenswerk eins der Hauptfundamente des späteren preussischen Königsstaats gewesen sind, so waren sie auch der Ausgangspunkt für die von da an immer deutlicher werdende Abnahme und Verkümmern der ungeheuren Machtfülle des polnischen Reiches. Einige Feherrücke zur Andeutung des Verhältnisses der herzoglichen Schöpfung zu den beiden slavischen Oststaaten würde auch „die Stizze“ ertragen haben. Sie fehlen nicht ganz, aber sie verlieren sich zu sehr in dem Farbensauftrag. Jedenfalls werden die Klarheit und Gedrungenheit der Darstellung dem Büchlein auch in weiteren Kreisen Freunde werben.

Bibliographische Notizen.

Die fittliche Weltordnung. Von Moriz Carrière. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, F. A. Brochhaus.

Die neue Auflage unterscheidet sich von der ersten, welche vor 14 Jahren erschien, nicht in wesentlichen Stücken, sondern nur durch verschiedene Erweiterungen, die einigen Abschnitten zu Theil geworden sind. Doch machen wir auf das Erscheinen derselben aufmerksam im Interesse aller Leser, welche die erste Auflage kennen und mit Theilnahme die Schicksale eines Buches verfolgen, das eines nachhaltigen Eindruckes auf jeden gebildeten Leser sicher ist. Daß sich dies Werk zahlreiche Freunde gewinnen mußte, war begreiflich, da es die philosophischen Ansichten, welche der Münchener Aesthetiker und Kunsthistoriker in seinen vorangegangenen, verbreiteten Schriften vertrat, in systematischem Zusammenhange darstellt

und wissenschaftlich, dabei aber allgemeinverständlich, zu begründen sucht. Sicher wäre es gerade für unsere Zeit ein nicht zu unterschätzender Gewinn, wenn die Stimme des geistvollen Vertreters einer idealistischen Weltanschauung von Neuem recht weithin vernommen würde.

W . . . e.

Geschichte des deutschen Volkes. Von David Müller. Dreizehnte verbesserte Auflage. Besorgt von Prof. Dr. Fr. Junge, Berlin. Franz Bohn.

Eine Empfehlung des längst bewährten Buches ist überflüssig. — Neu sind bei dieser Auflage die historischen Karten, die an entsprechender Stelle in den Text eingefügt sind, für Jeden, der sonstige Hilfsmittel nicht hat, gewiß sehr erwünscht. Neu ist ferner, daß die Erzählung, welche früher mit dem Jahre 1871 abschloß, bis

zur Gegenwart, ja, bis zum Alters- und Invalidengesetz fortgeführt ist, ein Umstand, der vielleicht für alle „Klebepflichtigen“ nicht ohne Interesse sein dürfte.
Wd.

Repetitorium der Geschichte der Philosophie. Von Dr. Raphael Roeder. Stuttgart, Carl Conradi.

Der jetzige Herausgeber von Schweglers altbekannter und bewährter „Geschichte der Philosophie“ will in dem vorliegenden kaum 200 Seiten starken Buche dem Leser die philosophischen Hauptsysteme ihren wesentlichen Punkten nach wieder in's Gedächtniß zurückrufen, indem er speciell die Studirenden, welche vor dem Examen stehen, im Auge hat. Hierbei wird nicht nur die Lectüre des Schwegler'schen Lehrbuches vorausgesetzt, sondern eine gleichzeitige und beständige Benutzung desselben durch die fortlaufenden Verweisungen darauf erfordert. — Nicht alle Theile sind gleichwerthig ausgefallen. Die Darstellung der alten Philosophie ist, obwohl ziemlich knapp, im Großen und Ganzen gut und übersichtlich, namentlich Sokrates und die 8. Periode (nacharistotelische Philosophie). In der Neuzeit — denn das Mittelalter ist nur durch eine tabellarische Uebersicht vertreten — verdienen die Einleitung zum Rationalismus und Descartes besondere Hervorhebung. Weiterhin sind die Systeme von Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel eingehender dargestellt, am ausführlichsten, nächst Kant selbstverständlich, und mit unbertrennbarer Vorliebe das des letztgenannten Philosophen, während für Schopenhauer und Hartmann nur auf Schwegler verwiesen wird. Im Allgemeinen ist es dem Verfasser wohl gelungen, dem schwierigen Stoff die nöthige Klarheit und Verständlichkeit zu verleihen. s. b.

Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses 1812—1815. Von W. A. Schmidt. (Aus dem Nachlaß herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlags-handlung.)

Daß die Schrift „weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus Beachtung verdient“, darf man dem Herausgeber gern zugestehen, ob sie dieselbe finden wird, ist dagegen sehr zweifelhaft. Die Untersuchung ist nach Anlaß und Zweck zu kritisch gehalten, als daß auch andere Leute wie Historiker ein inniges Behagen

dabei empfinden könnten, wenn sie dem scharfen, jedes Wort abwägenden Forscher in seine innerste Werkstatt zu folgen, in den Stand gesetzt werden. — Die allgemeine Bedeutung des Buches liegt darin, daß manche Urtheile in Treitschkes „deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert“ über Personen und Dinge gründlich berichtigt werden. So auch die — man möchte trotz Treitschke beinahe sagen — Mythe, daß Stein der Träger des deutschen Einheitsgedanken im modernen Sinne gewesen sei. Der große Staatsmann, so wird hier schlagend nachgewiesen, hatte durchaus nicht, weder 1812, noch auch später, eine immer klare Vorstellung von der zukünftigen deutschen Verfassung; wenn er bestimmte Gedanken in dieser Hinsicht hegte, so dachte er stets an das deutsche Kaiserthum vom 10.—13. Jahrhundert, alles Andere war auch bei ihm recht verschwommen und unklar. Mit dieser Berichtigung hängt auch der Zweck des Buches zusammen. Ohne daß es ausgesprochen wird, ist doch aus jeder Zeile herauszulesen, daß nicht begeisterte und begeistern sollende, nicht schillernde noch eine individuell gemodelte Geschichtsrhetorik die eigentliche Aufgabe des Historikers erschöpfe, sondern daß gerade auf dem so schwierigen Gebiete moderner Verfassungsfragen die unerbittlichen Gesetze historischer Forschung allein maßgebend sein sollten. — Man darf gespannt darauf sein, was Herr v. Treitschke zu dem Buche sagen wird. Wd.

Gymnasium und Universität. Von Eduard Zeller. Berlin, Hermann Paetel.

Der Stimme des hochverdieneten greisen Gelehrten dürfte in Fragen der Schulreform wohl ein besonderes Gewicht beizulegen sein. Sicher ist wünschenswerth, daß die inhaltsreiche, in sehr ruhigem Tone geschriebene Abhandlung, die zuerst in der „Deutschen Rundschau“ erschienen ist, recht viele aufmerksame Leser finde. In keiner anderen Broschüre dürften so gründlich und anschaulich die Unzuträglichkeiten geschildert sein, welche sich nach Einführung einer „Doppelwährung“ auf den Mittelschulen für den Hochschul-Unterricht ergeben würden. Vielleicht erscheinen hier und da die Ausführungen Zellers zu conservativ, da sie auf eine Vertheiligung des bestehenden, ja eine Zurückführung des älteren Vorrechts des humanistischen Gymnasiums hinauslaufen, welches allein geeignet sei, die richtige Vorbildung für die Universität

zu liefern. Aber die Mehrheitsbeschlüsse der Berliner Versammlung, auf welcher die radicalen Umstürzler so glänzend Fiasko gemacht haben, haben ihm Recht gegeben: und auf Grund dieser Beschlüsse ist ein gesunder, vorsichtiger Fortschritt möglich und zu erstreben. M.

Uriosto als Satiriker und italienische Portraits. Von S. Samojch, Minden i. Westfalen, J. C. C. Bruns.

Der Verfasser hebt in gewandter Darstellung die feine Ironie und Satire hervor, welche den Dichtungen Uriosto's auch für unsere sonst wenig der Romantik zugeneigte Zeit einen eigenartigen Reiz verleihen. Es folgt ein Aufsatz über Torquato Tasso, und sodann vier italienische Schriftstellerportraits aus neuerer Zeit; Leopardi, Salvatore Farina, Matilde Serao und Antonio Fogazzaro. Alle diese Studien sind geistreich und anziehend geschrieben. dr.

Die Seehäfen des Weltverkehrs.

Dargestellt von Josef M. v. Lehnert, Dr. Carl Zehden, Johann Holeczel, Dr. Theodor Cicalet und Alexander Dorn. Wien Volkswirtschaftlicher Verlag, Alexander Dorn.

Die Verfasser gingen von dem Gedanken aus, daß der überseeische Verkehr heute für jeden Staat, der in commercieller und industrieller Beziehung eine nur einigermaßen höhere Stufe erreicht hat, zu einer Wichtigkeit gelangt, wie er sie in gleichem Maße bisher nie befehlen hat. Sie hielten es daher für nöthig, den Angehörigen des Handels- und Industrie-Staates die Möglichkeit zu verschaffen, ihre Kenntnisse auf dem Gebiete des Seeverkehrs zu erweitern und alle Factoren, welche hierbei einen wichtigen Platz beanspruchen können, fortgesetzt und aufmerksam zu beobachten. Nächst der Schifffahrt selbst spielen nun im Seeverkehr die wichtigste Rolle gerade die Seehäfen, die Pforten, durch welche der große internationale Verkehr geht, und auch die Knotenpunkte, um welche sich seine lebhafteste Thätigkeit gruppirt.

Das vorliegende Werk, welches mit 400 Illustrationen und Hafenplänen ausgestattet sein wird, bietet nun dem Leser eine Reihe von Einzelschilderungen, welche aber doch insofern zu einem abgeschlossenen Ganzen aufgebaut sind, daß die Beziehungen der Seehäfen unter einander ihre richtige Würdigung gefunden haben. Jeder

Abschnitt enthält eine Schilderung der allgemeinen geographischen Lage, die Topographie der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten, eine kurze Skizze ihrer historischen und commerciellen Entwicklung, endlich statistische Angaben über Handel und Verkehr unter gleichzeitiger Berücksichtigung der wichtigsten Industriezweige des Ortes. Außerdem werden die betreffenden Küstenstriche und Meeresküste zwar kurz, aber richtig charakterisirt. Vor uns liegt zunächst der abgeschlossene erste Band, welcher alle wichtigeren Seehäfen Europas, sowie auch der asiatischen und afrikanischen Küsten des Mittelmeeres umfaßt; der zweite Band wird alle übrigen Seehäfen behandeln und im Verlaufe des nächsten Jahres fertiggestellt sein. Die sehr guten Abbildungen sind durchweg Original-Holzschnitte von sauberster Arbeit. Die Lecture des Buches empfiehlt sich somit nicht bloß für die Interessenten des Handels- und Gewerbestandes, sondern auch für Jeden, der sich über die geographischen Verhältnisse der Handelsplätze belehren lassen will. hj.

Tausend und ein Tag im Occident.

Von Ernst von Hesse-Wartegg. Leipzig, Carl Reikner.

In einem zweibändigen Werke veröffentlicht Hesse-Wartegg, dieser vorzügliche Kenner Amerikas, dessen vor einigen Jahren erschienenen Buch über diesen Erdtheil wohlbegründete Anerkennung fand, eine Reihe von Aufsätzen über das Culturleben in der neuen Welt, die obgleich in inhaltlichem Zusammenhang mit einander verbunden, doch jeder für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Der Verfasser verwahrt sich hinsichtlich des von ihm gewählten Titels dagegen, daß der Leser etwas Aehnliches erwarte, wie dies Bodensiedt in seinem Werke „Tausend und ein Tag im Orient“ geschildert hat, oder gar einen Anknüpfung an jenes poetischste aller Märchenbücher „Tausend und eine Nacht“. Der Titel ergab sich aus der einfachen Thatsache, daß des Autors Streifzüge jenseits des großen Wassers, ungefähr dem Zeitraum von tausend und einem Tage entsprechen. Wer würde auch von dem nächsten, dollarjagenden Amerika Schilderungen erwarten wie von dem märchenhaften, träumerischen Orient? Dennoch liebt sich Manches in dem Buche, obgleich ein Ausfluß der materiellsten Thatsachen, wie ein Märchenwunder, so z. B. das plötzliche, geradezu stierhafte Emporkwachen

von Städten an Orten, wo die moderne Schatzgräberei Gold in der Erde entdeckt hat, sei es in der Gestalt dieses edlen Metalls selbst, oder in der nicht minder werthvollen von Petroleum-Quellen; — auch manche Werke amerikanischer Ingenieurkunst grenzen an das Wunderbare, wie ja überhaupt der Erfindungsgeist nirgends so eifrig ist, wie in jenem Lande der Zukunft. Wer sich über amerikanische Zustände in leichter, feuilletonistisch-anmuthiger Form unterrichten lassen will, belehren und dabei unterhalten, dem empfehlen wir die Lectüre von Hesse-Wartegg's Werk. mz.

Geschichte der Nordamerikanischen Literatur von Karl Anork. Zwei Bde. Berlin, Hans Küstnöder.

Der Verfasser, der sich bereits durch eine Anzahl von Schriften und Dichtungen, die größtentheils das amerikanische Leben zum Gegenstand haben, vortheilhaft bekannt gemacht hat, bietet hier in zwei stattlichen Bänden eine auf gründlichsten Studien und reicher Sachkenntniß beruhende Geschichte der Nordamerikanischen Literatur von ihren Anfängen bis auf unsere Zeit. Das Werk ist vortrefflich geschrieben, frei von Trockenheit, ohne in's Ueberchwängliche zu verfallen. Man liest es mit Wohlbehagen von Anfang bis zu Ende und fühlt angenehm heraus, daß hier nicht nur ein Kritiker, sondern auch ein selbstschaffender Dichter zu uns spricht. Die äußere Ausstattung ist vortrefflich. Das Werk sei allen Literaturfreunden auf's Angelegentlichste empfohlen. e.

Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter, zusammengestellt von Franz Gysenhardt. Hamburg, Lucas Gräfe.

Die Aufgabe, die sich der kunstsinelige Verfasser in dem vorliegenden Buche gestellt hat, ist einfach: es ist eine geographisch geordnete Zusammenstellung der auf Italien bezüglichen lyrischen Dichtungen alter und neuer Zeit, also ein poetischer Wäbeler, in der alta Italia beginnend und in Sicilien schließend, recht geschmackvoll und hübsch ausgestattet, mit über dreihundert Nummern. Wir finden ein wenig Griechisch, recht viel Latein, Weibes mit beigefügter Uebersetzung, eine stattliche Reihe von italienischen Herrlichkeiten des schönen Vaterlandes, von Dante bis Giusfi, ferner Byron, Goethe, Platen &c. Sogar einigen Spaniern begegnen wir auf dieser Vergnügungsreise, aber auffallender

Weise nicht einem Franzosen — ist dies persönliche Abneigung des Herausgebers, oder bewusster Teutonismus? M.

Abriß der Entwicklungs-geschichte der Oper, mit literarischen Hinweisen. Von Emil Krause. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G., vorm. J. F. Richter.

Das kleine Werk (130 S. u. 80) kann zwar musikwissenschaftliche Bedeutung nicht beanspruchen, wird aber demjenigen, welcher sich durch die Lectüre einiger Stunden über die Entwicklung der Oper orientiren will, Belehrung und Anregung bringen. Einige Mängel und Irrthümer seien hervorgehoben. Die ersten Bestrebungen zur Gründung eines neuen Stils im Hause des Grafen Borbi zu Florenz, 1590—1600, fugten nicht, wie der Verfasser anzunehmen scheint, auf den alten Mystereien und Schäferspielen, sondern lehnten sich bewusst an die classische Tragödie an. Sehr vermissen wir die Mittheilung der Principien, von welchen die ersten Componisten des neuen Stils ausgingen, niedergelegt in den Quellen, insbesondere Gaccini's „Nuove Musiche“, Marco di Sulpizanos „Dafne“, „Peris“, „Euridice“, und der Art und Weise der Aufführungen der ersten Opern. Monteverde und Scarlatti sind nur mit je einer Oper (Orfeo bez. la Rosaura) genannt!! Die weitere Darstellung verliert an Uebersichtlichkeit dadurch, daß die Materie nicht dem innern Zusammenhange nach, sondern in äußerlicher Weise, nach Nationen, eingetheilt ist. Von einer nationalen Oper war im 17. und 18. Jahrhundert noch nichts zu spüren. Der Einfluß der italienischen, insbesondere neapolitanischen Schule war so vorwiegend, daß man, von Gluck und Lully allenfalls abgesehen, bis Mozart eigentlich nur von einer kosmopolitischen Oper auf italienischer Basis sprechen kann. So kommt es, daß manche Componisten ohne Rücksicht auf ihren wechselseitigen Einfluß gesondert besprochen werden (z. B. Mozart und Cimarosa). Die deutsche Oper, soweit sie an Mozart unmittelbar anlehnt, ist recht lückenhaft, so sind Winters „Zauberflöte“ (Zabymirib), Branikows Oberon, „Wenzel-Müllers“ „Das neue Sonntagskind“, Opern die ihrer Zeit Furor machten, u. a. m., unerwähnt. Erschöpfend behandelt scheint die neuere Zeit von Weber an bis auf die Gegenwart. Verdienstlich sind die Hinweise auf verschollene Werke, z. B. Jensen's „Erbin

von Montfort“, dankenswerth endlich die Angaben moderner Ausgaben älterer Werke.
H. G.

Ueber Sänger und Singen. Von Victor Notikansky. Wien, A. Hartleben.

In diesem Buche hat der Verfasser, einer der ersten Gesangsmeister Wiens, nicht etwa eine Methode schreiben wollen — seine Methode ist diejenige der alten italienischen Meister — sondern in einer auch dem Laien verständlichen Manier die langjährigen Erfahrungen seiner Sängers- und Lehrpraxis niedergelegt. Wenn nun auch schon so Manches von dem, was der Verfasser über Unterricht im Allgemeinen und Technik im Besonderen erzählt, vor ihm von Meistern alter und neuer Zeit gelehrt wurde, so findet sich doch Vieles von hohem Interesse, und auch das bereits früher Gelehrte immer wieder zu sagen, ist solange ein Verdienst, als es nicht auch in der Praxis zu unverrückbarer Geltung gelangt ist. Und leider wird in der Gesangkunst noch heute gefehlt gegen Sängungen, welche theoretisch seit Jahrhunderten feststehen. Schon die alten Meister (Tosci) betrachteten die Nachahmung eines guten Vorbildes als wichtigste Bedingung für den Unterricht. Heutzutage geben meist Capellmeister, nicht Sänger Unterricht! Auf Einzelheiten einzugehen ist mir ver sagt; hervorgehoben seien die trefflichen Bemerkungen über Stimme, Register, methodisches Ueben (ohne Instrumentenbegleitung!) Singen der Stimme, Coloratur und ihrer Bedeutung für die Stimmbildung, über das Athmen, Legato u. s. w. Des Verfassers Vorschritten über Portamento, welche er für durchaus neu hält, finden sich schon in einer französischen Schule vor 1679 (Bacilly, l'art du chant) für den Port de voix. Das Herausklagen des Lones (cercar il tuono) ist schon von Gaccini (1600) als „banal“ bezeichnet und schleppt sich als eine ewige Krankheit von Geschlecht auf Geschlecht fort! Nicht bestimmen kann ich der Verbannung der Sprachphysiologie aus dem Unterricht. Die Lautlehre wenigstens der deutschen und italienischen Sprache, der Vocalismus und Consonantismus derselben ist eine nöthige Hilfswissenschaft. Sehr gut lesen sich die Capitel: Auffassung, Nuance und die Aphoristica. Des Verfassers Begeisterung für Alice Barbi kann ich nicht theilen. Ich kann Handklid nur zustimmen, wenn er ihr vom deutschen Lied abräth. Das Buch schließt mit einer entbehrlichen Ab-

handlung über Diaet des Sängers. — In einer Zeit des Niederganges des bel canto wird dieses Buch, welches seine Wiederbelebung anstrebt, allen Freunden der Gesangkunst höchst willkommen sein! G.

F. A. von Kaulbach. Eine Auswahl von 30 der bedeutendsten Werke des Künstlers in Heliogravüre und Phototypie. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Die Werke F. A. von Kaulbachs haben durch ihre virtuose malerische Behandlung und den vornehmen Geschmack der Auffassung sich längst allgemeine Beliebtheit erworben. Das Unternehmen der Verlagsanstalt, nach einer vom Künstler selbst getroffenen Auswahl dreißig seiner hervorragendsten Gemälde durch angemessene Reproductionen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wird daher auf allgemeine Theilnahme rechnen können. In der Auswahl der Blätter ist das Hauptgebiet von Kaulbachs Schaffen, das Portait, ebenso berücksichtigt wie seine poesievollen Compositionen figürlicher und landschaftlicher Art, sowie die humoristischen Eingebungen der Künstlerlaune Aufnahme gefunden haben. Ueber die Vortrefflichkeit der Ausführung und die geschmackvolle Ausstattung brauchen wir bei dem wohlbegründeten Rufe der Verlagsanstalt kein Wort zu verlieren. M. S.

Ein Traum im Atelier. Von Carl Bang. Mit Abbild. von Alexander Rudolph Grönewald. München, Theodor Ackermann.

Ein etwas weilschweifig erzähltes culturhistorisches Märchen, das an die Geschichte eines alten Barometers anknüpft. Durch die eingestreuten, zum Theil ganz hübschen Bilder und die sauberen Illustrationen erhält das anspruchlose Büchlein ein gewisses Interesse. M. S.

Der Räuber von Hork. Roman von August Beder. 2 Bde. Jena, Hermann Cokenoble.

Der neueste Roman des kürzlich verstorbenen Dichters gewährt eine hochinteressante Lectüre. Tief hinein in das ideo Halbeland zwischen der Weiser und Niederelbe werden wir geführt; in farbenfrischer Anschaulichkeit wird das eigenartige Land mit seinen eigenartigen Leuten geschildert, und Alles ringsum erscheint uns wie plastisch gestaltet und belebt durch echte

dichterische Schöpferkraft. Hier, in einem kleinen Dorf, mitten zwischen Moor und Haide, hat sich einst ein graufiger Vorfall zugetragen. Ein Nord war unter eigenartigen Umständen geschehen, hatte seine Schauer und seine Schatten tief hinein in die Zeit geworfen, und weil er ein Geheimniß geblieben war, konnte der Pfarrer von Horst, der eigentliche Held der Handlung, der sich einer indirecten Mitschuld an dem traurigen Ereigniß zieh, eine tiefe Umdüsterung nicht verschrecken, und war ein alter, stiller Mann dadurch geworden. Es ist geradezu eine psychologische Meisterleistung, wie das Glauben und Zweifeln, das Hoffen und Fürchten in dieser Mannesseele geschildert ist. — Durch welche wunderbaren Zufälligkeiten endlich Alles entdeckt und aufgeklärt, und der Küster von Horst als Mörder erkannt wird, das erzählt uns hauptsächlich das Buch; wir lauschen oft in athemloser Spannung und folgen auch den einzelnen Epifoden mit regster Anteilnahme — kurz, August Becker weiß uns auch dieses Mal zu fesseln, zu interessieren und zu belehren, wie in seinen besten Dichterverken sonst.

A. W.

Phantasiën und Märchen. Von
Ffolde Kurz. Stuttgart, G. J.
Götschen'sche Verlags-Handlung.

Die Tochter Hermann Kurz' hat sich als Dichterin und Novellistin des Namens, den sie trägt, in vollem Maße würdig erwiesen. Die im vorliegenden Büchlein enthaltenen Märchen zeichnen sich durch originelle, tiefe Grundgedanken, hübsche poetische Einkleidung, graziosen Humor und schlagende Ironie aus. Das Büchlein ist als eine werthvolle, Verstand und Gemüth anregende Gabe einer Dichterin und Denkerin zu bezeichnen.

O. W.

Lustige Geschichten. Von Hans
Arnold. Stuttgart, Adolf Bönz
& Comp.

Der Humor der Verfasserin giebt sich zwar — im wahren Sinne des Wortes — nur mit Kleinigkeiten ab; aber da er ohne jede Präntension, ungezwungen und natürlich auftritt, macht er einen recht liebenswürdigen, wohlthuenden Eindruck. Das eigentliche Gebiet der Verfasserin ist die Schilderung der Kinderwelt, für deren Thun und Treiben, Idengegang und Gefühlleben sie ein überraschendes Verständniß zeigt und die sie von ihrer ergößlichsten Seite mit Glück zu erfassen weiß. Wo

sie über diese kleine Welt hinausgeht und es unternimmt, komische Charaktere oder Situationen erwachsener Personen zu schildern, wie in „Eine kleine Vergnügungsreise“, läuft ihr Humor Gefahr, bald an der Klippe der Schablonenhaftigkeit, bald an der der Caricatur zu scheitern. Doch wir legen damit einen strengeren Maßstab an diese harmlosen Geschichten, als nöthig und billig ist. Jedenfalls erfüllt das Buch ganz, was sein Titel verspricht. Es sind in der That „lustige“ Geschichten, die es bietet, welche uns eine angenehme, heitere Stunde bereiten und durch manche gute Beobachtung überraschen.

O. W.

Die Falkner vom Falkenhof. Roman
von Eufemia Gräfin Vassestrem.
Dresden, Verlag des Universum,
Alfred Hauschild.

Das neueste Werk der Gräfin Vassestrem ist ein nach altbewährtem Recept zusammengestellter Roman. Sowohl in der Heldin mit goldrothem Haar, welche ob eines ihr zugefallenen Erbes von einem mißgünstigen Verwandten mit Gift und Pistole heimtückisch verfolgt wird, als auch in dem alten Familiengesess, welches einst die Züge und den Namen jener Heldin getragen hat und aus erklärlicher Sympathie ihre Namensschwester vor allem Ungemach im Traume warnt, wird man un schwer alte Bekannte wiederfinden. Schließlich wird die vielgeprüfte Erbin, welche nebenbei das musikalische Genie eines Beethoven oder Mozart besitzt, mit dem Manne ihrer Wahl, einem Vetter vereinigt, was übrigens nach einer Prophezeiung der Ahnfrau nicht anders kommen konnte und durfte, damit das alte Geschlecht der Falkner vom Falkenhof nicht aussterbe. Und nachdem die Dynastie durch die Geburt eines Erben gesichert ist, kann der Leser das Buch beruhigt aus der Hand legen. Ein Verdienst der Verfasserin ist es, die Lectüre dieses Romanes, trotz der allzu abgebrauchten Figuren und Situationen durch ihre routinirte Geschicklichkeit zu einer recht interessanten gemacht zu haben.

III.

Der Brandstifter. Roman aus dem
Pariser Leben. Von Pierre Sales.
Deutsch von G. Neumann. 2 Bde.
Dreslau, Schlesische Buchdruckerei,
Kunst- und Verlags-Anstalt vorm.
S. Schottlaender.

Pierre Sales ist ein äußerst gewandter Erzähler von einer Erfindungsgabe, wie

man sie gegenwärtig sehr selten antrifft. Es giebt sicher wenig Romane, die von Anfang an den Leser so fesseln, ihn in so ununterbrochener, sich beständig steigender Spannung erhalten und ihn so befriedigend entlassen, wie Sales' Brandstifter. Die Fäden der an Effecten und Ueberraschungen, die aber alle genügend vorbereitet und motivirt sind, reichen Handlung sind so kunstvoll verschlungen und werden mit einer so frappirenden Geschicklichkeit wieder gelöst, daß der Leser beständig in Athem erhalten wird. Nicht unterlassen wollen wir, hervorzuheben, daß der Roman durchaus decent gehalten und als Familienlectüre bestens zu empfehlen ist, was bei einem französischen Roman besonders zu betonen nicht unnöthig ist. O. W.

Deutsch und Welsch. Ein Kampf um Lothringen. Von Gräfin Waudiffin. Leipzig, Georg Böhme Nachfolger.

Ein historischer Roman aus den letzten Zeiten des Herzogthums Lothringen; doch sind es weniger die politischen Vorgänge, als die socialen Zustände der höheren Stände in jenem deutschen Grenzlande welche die Verfasserin in ihrer Erzählung veranschaulicht. O.

Doctor Romnig. Das Geheimniß der Rupertsburg. Zwei Novellen. Von M. Corvus. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Der Ruf, welchen sich M. Corvus als Romanschriftsteller und Novellist erworben hat, wird durch seine beiden neuesten Schöpfungen befestigt und erhöht werden. Namentlich die erste kürzere Novelle verdient schon durch das schwierige bedeutungsvolle Problem, das der Verfasser mit kühnem Griffe erfaßt und in fesselnder Darstellung behandelt, die größte Beachtung. — Das der zweiten, breiter ausgeführten Novelle „Das Geheimniß der Rupertsburg“ zu Grunde liegende Motiv kann sich zwar an tiefer principieller Bedeutung und allgemein menschlichem Interesse nicht mit der Idee der ersten messen. Die Geschichte eines kleinen fürstlichen Hauses dürfen heute nicht eine gleiche Theilnahme beanspruchen, wie der Conflict zwischen Menschlichkeit und Berufspflicht, den Doctor Romnig durchkämpft. Aber die Handlung ist so geschickt aufgebaut, die Entwicklung der Charaktere und ihrer Leidenschaften so

wahr und psychologisch fesselnd, das Ganze so spannend anregend und in der Form so abgerundet, daß der Leser beständig den Geist und die Hand eines Meisters erkennt. O. W.

Die Wiedergeborenen. Erzählungen von J. J. David. Dresden. Heinrich Minden.

Bei der Verleihung des Gesamttitels, unter welchem der Verfasser die sechs Erzählungen dieses Buches vereinigt hat, schwelte ihm gewiß jene Stelle des Neuen Testaments vor, welche von der Wiedergeburt des Menschen handelt: „Es sei denn, daß der Mensch von Neuem geboren werde“ u. s. w., sowie die nähere, von Christus gegebene Interpretation dieses Wortes. In der That drehen sich diese Erzählungen um eine geistige oder moralische Wiedergeburt; sie gehen von dem Gedanken aus, daß oft der eigentliche innerste Kern des Menschen durch die Macht äußerer Umstände nicht zur Entfaltung kommt, ja, daß er sich oft in einer seiner angeborenen Seelenanlage entgegengesetzten Richtung entwickeln und in einer ganz anderen Lebensanschauung verweilen wie lange beharren kann, bis ein Zufall in entscheidender Weise umgestaltend auf ihn einwirkt, so daß die in ihm so lange im Schlummer gelegenen Kräfte plötzlich mit elementarer Gewalt, alle Schranken zertrümmern, sich Bahn brechen. Derartige Fälle verkörpern Erzählungen wie „Der neue Glaube“, „Die Tochter Fortunats“. Andererseits kommt es aber auch häufig vor, daß ein trügerisches Sehnen den Menschen plötzlich erfaßt und aus dem gewohnten, ihm angemessenen Lebenskreise zu verführen droht, bis ein entscheidendes Ereigniß ihm die Augen über seinen Bahn öffnet und ihn auf die rechte Bahn zurückführt, wie es dem hiederen Bildschnitzer, der gern ein zweiter Michel Angelo werden möchte, in der Erzählung „Olivenholz“ geht. Weber in dem ersten, noch in dem zweiten Sinne scheint uns der Haupttitel auf die Erzählung „Gold“ mit Fug verwendbar; denn hier tritt gerade die Wiedergeburt nicht ein; der Held geht an seinem Bahn zu Grunde, ohne von ihm geheilt zu sein. — Der Verfasser hat mit seinem Roman „Das Höfe-Recht“ die wohlwollende Anerkennung der Kritik gefunden, auch diese Novellen verrathen ein Talent, das eigene Wege wandelt. Die Darstellung zeichnet sich durch Schlichtheit, Kraft, Anschaulichkeit und einen Baconismus aus, der oft mehr

als alle Vereinsamkeit wirkt. Mitunter scheint uns aber diese Methode des Verschweigens und Errathenlassens zu weit getrieben. Der Verfasser läßt mehr die Thatfachen sprechen, als die durch sie erzeugten oder sie erzeugenden Seelenbewegungen. Eine so ungeheure, fast unbegreifliche Wandlung, wie sie z. B. Herr Vesturius in „Der neue Glaube“ durchmacht, verlangt unbedingt eine ganz ausführliche, sorgfältige Seelenmalerei, wenn wir an sie voll glauben sollen; einzelne Andeutungen genügen hier nicht. Die Erzählungen spielen sämtlich im Mittelalter oder um die Wende desselben, sollte sich nicht auch ein modernes Gewand für derartige Probleme, wie sie hier behandelt sind, eignen? O. W.

**Bibliothek der Gesamt-Literatur
des In- und Auslandes. Halle
a. d. Saale, Otto Hendel.**

Ein neues buchhändlerisches Unternehmen, das sich rasch und mit voller Be- rechtigung viele Freunde erworben hat. In hübscher Ausstattung, mit gutem Druck werden hier zum Preise von 25 Bfg. das Heftchen, hervorragende Werke aus allen Literaturen geboten. Jedes Heft ist mit einem Bildniß des betreffenden Verfassers geschmückt und enthält eine kurze biographisch-literarische Einleitung aus sachkundiger Feder. Wer auf billige Weise zu einer gediegenen Bibliothek gelangen will, dem wird durch dieses Unternehmen die beste Gelegenheit dazu gegeben. n.

**Die Geister vom Rörnberg. Ein
Sang von Ginst und Irkt. Von
G. Miesner. Berlin, A. Senff.**

Eine jener zahlreichen epischen Dichtungen mit lyrischen Einlagen, wie sie Julius Wolff in Mode gebracht hat; zwar führt uns dieselbe nicht, wie es Wolff mit Vorliebe thut, in die Zeit der Rugenscheiben; im Gegentheil, die Haupt-handlung spielt in der Gegenwart, und wenn der Verfasser in einer eingeschobenen Epifode uns in mittelalterliche Zeit führt, so thut er dies nur, um sie in Beziehung zur Gegenwart zu bringen und zu zeigen, daß die finsternen Gewalten, welche Geist und Herz in Fesseln schlugen, zwar auch heute noch mächtig sind, aber doch nicht mehr den Sieg über den muthig kämpfenden, freheitsdurstigen Geist erringen können. Während so in dem „Sange von Ginst“ das liebende Paar durch elterliches Nachge-

bot und kirchlichen Geisteszwang zu Grunde gerichtet wird, kommt in dem „Sange von Irkt“ das Liebespaar, dessen Schicksal im Uebrigen zu dem des ersteren Analogien bietet, schließlich doch an das ersehnte Ziel. Daß der Stoff dem Verfasser reiche Gelegenheit zu Tiraden gegen Pfaffenstrug und Geistesknechtschaft bot, ist aus dem Gesagten leicht zu errathen; und an diesen Stellen, wo die Tendenz sich unverhüllt zeigt, belebt ein etwas kräftigerer Pulschlag die farblose Dichtung, die über die portifische Dugendwaare nicht hervorragt. Hätte der Verfasser das Alles nicht ebenso gut in Prosa sagen können? Einzelne der eingestreuten Lieder wie: „Wir fühlen die Kraft wie den würzigsten Wein durch die Adern, die jungen, uns rollen“ u. s. w. haben uns noch am meisten angesprochen. O. W.

**Der Consul. Vaterländischer Roman
aus unseren Tagen von Fr. von Bülow.
Berlin, F. Fontane.**

Ein vaterländischer Roman, der in einer Hafenstadt am Indischen Ocean in Afrika spielt, das bedeutet also einen colonialpolitischen Roman allerneuesten Datums! Dieser Voraussetzung entspricht auch der Inhalt. Der Verfasser will uns den „Furor consularis“ von seiner menschlich begreiflichen und sympathischen Seite zeigen; er selbst steht zwar durchaus nicht mit kühler Objectivität über den Parteien, sondern ist im Herzen eifriger Colonialschwärmer, dennoch gipfelt die Tendenz seines Buches in dem Grundsatz, daß der wahre Patriotismus nur im Drangeben des eigenen Ichs besteht, in der Unterordnung unter das Ganze dient man seinem Vaterlande am Besten. Das Leben in der afrikanischen Hafenstadt ist recht ansprechend geschildert, wir begegnen dort Typen aller europäischen Nationen, welche durch ihre Mischung mit den ertotischen Elementen an eigenartigem Reiz gewinnen. Abgesehen von dem etwas sentimental vertöflerten Schlusse, hat uns die Lectüre des „Consul“ durchaus angesprochen. m.

**Il mio poema. Von Pietro Rodolfi
Bolognesi. Florenz, Successori
le Monnier.**

„Brani d'nn diario“ (Bruchstücke eines Tagebuches) nennt der Verfasser das in Rede stehende, nur einen kurzen Band umfassende Opus. Dasselbe erzählt in vierzig Gesängen von Leid und Freud' einer hochgefinnten Dichterseele. Nicht

was er erlebte, sondern wie er Erlebtes und Gesehenes in sich aufnahm, wie es ihn bald beseeligte, entmuthigte oder läuterte, sagt er uns. Alle Beziehungen des Lebens weis er in seinen Gesichtskreis zu ziehen, alle Saiten des Geistes und Herzens, die seit den Tagen des Aristoteles die Menschenbrust bewegten, anzustimmen; und die an herrlichen Naturschilderungen und treffenden Vergleichen überaus reiche Sprache erhebt sich an vielen Stellen — so namentlich im 5. Gesang (de amicizia) im 20. (scaturigini Quellen), im 31. (tenebre e luce) zu hohem Schwung.

Was die Form betrifft, so wählte Bolognesi einfache sechsfüßige Zeilen, ohne Strophengliederung und Endreim. Wer an die musikalisch volltönende Reimsprache italienischer Ritoricelli oder Alexandriner gewöhnt ist, den wird die etwas spröde Redeweise anfangs befremden; jedoch liest man sich ungemein rasch in die dem vorwiegend lyrisch-epischen Charakter des Werkes trefflich angepaßte Form ein. Soll „il mio poema“ in eine bestimmte literarische Kategorie eingereiht werden, so regt es entschieden zu Vergleichen an mit älteren Werken, wie: „Die Psalmen und das Hohelied der Hebräer“, „Dante's göttliche Komödie“, „Bacon's essays on man“ sowie an einige Klopstock'sche Oden; jedoch ohne die Symbolik früherer Tage und dem Leben der Gegenwart Rechnung tragend. Philosoph und Dichter streiten um die Palme, aber der Letztere behält schließlich die Oberhand, ist doch nach i m:

„Des Lebens Endzweck ja die Liebe.

„Sein bester Inhalt Kunst und Poesie.“

Das Ganze liest sich verhältnißmäßig rasch und verdient einen weiteren Leserkreis zu finden. M. S . . . n.

De Säch'sche Schweiz. Baderländ'sche Reim- und Farwen-Doesten von Edwin Bormann un den Malern G. Schulz und M. Joster. 1. Theil. Leipzig, Carl Jacobson.

Diese jüngste poetische Gabe Edwin Bormanns erscheint in wirklich ansprechendem Gewande durch die glücklichen Darstellungen von Künstlerhand. Eine stattliche Reihe Zeichnungen, Ansichten der interessantesten Punkte aus der Sächsischen Schweiz, in charakteristischer Auffassung flott und frisch hingeworfen, nehmen die Hälfte von den 16 Blättern des zierlichen Bändchens ein und bilden mit den Versen zusammen ein recht gelungenes, harmonisches Ganze, das man ebenjogut als Stimmungsbilder mit Text, wie als Gedichte mit Illustrationen bezeichnen könnte.

Die Verse bieten natürlich wieder den eigenartigen Humor von Bormanns sächsischen Dichtungen, jenen dankbaren Humor echter Dialectdichtung, in welcher durchaus nicht bloß die bekannte Mundart, nicht aus dem Hochdeutschen übertragenes Sächsisch, vielmehr die unverfälschte Auffassung und Ausdrucksweise des naiv-selbstbewußten, spießbürgerlichen Bildungsphilisters mit der ihr eigenen unfreiwilligen Komik die unfehlbar padende Wirkung hervorbringt. Wer also den Verfasser auf seiner „gemietlichen“ Wanderung an den reizenden Ufern des Stromes, welcher „sich Etwe schreibt“, begleiten will, der sieht sich gewiß in die heiterste Stimmung versetzt und freut sich unwillkürlich schon auf die Fortsetzung dieser „Doesten“, welche durch den Zusatz „1. Theil“ in Aussicht gestellt wird. Denn „Was ä gebodeter Sache is, Gibbt nie doch Säch'sch ä Begerneiß.“

W . . . e.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adler, G., Die Sozialreform und das Theater. Berlin, Walther & Apolant.

Art'l, St., Kritische Stunden. Schauspiel in einem Aufzuge. Dresden, E. Pierson.

Baumgarten, Fr., Italienische Frühlingstage. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Becker, K. J., Weltgeschichte. 3. Aufl. Neu bearb. v. W. Müller. Mit zahlreichen Illustr. u. Karten. Lief. 1. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Bergheffer, Chr. W., Die Einrichtung u. Verwaltung der freiherrlich Carl von Rothschild'schen öffentl. Bibliothek während der Jahre 1887 bis 1890. Mit 3 Lichtdrucken. Frankfurt a. M., J. Baer & Co.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Hrsg. v. Falkenhorst. Lieferung 16—24. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Bourget, P., Lügen. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Französ. von A. Hann. Budapest, G. Grimm.

Brand, W. J., Allerlei aus Albion. Leipzig, C. Reissner.

Brasitz, Fr., Ahirman. Aus dem Nachlass eines Wahnsinnigen. Danzig, C. Hinckorf.

Brète, Jean de la, Mein Pfarrer und mein Onkel. Autoris. Uebers. a. d. Französischen von N. Rümelin. Einzelhorns allgem. Rom.-Bibliothek VII. J.hrg. Band 14.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Burkhardt, C. A. H., Das Repertoire des Weimariischen Theaters unter Goethes Leitung 1781 bis 1817. (Theatralische Forschungen, herausg. v. B. Litzmann. Bd. I.) Hamburg u. Leipzig, L. Voos.

Böhme, E., das Geheimniß des Orgelbauers. Histor. Roman. Dresden, E. Pierson.

- Danz, W., Anna von Medici. Ein historisches Schauspiel in 4 Acten. Dresden, E. Pierson.
- Drucker, L., Der Hypnotismus und das Civil- u. Strafrecht. Wien, Manz'sche Hof-Verlagsh.
- Dukmeyer, Fr., Tolstoi, Prophet oder Popanz? Berlin, Ed. Teitzel.
- Dürw, J. v., Strahlender u. Reetzow. 2 Bde. Leipzig, C. Reissner.
- Ebersberg, J. S., Stammbuch-Aufsätze, Inschriften und Devisen für Denkmäler der Liebe und der Freundschaft. Erinnerungsblätter, Lebensansichten, Lehrsätze. 6. Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Eisler, H., Edelweiss. Lieder eines Bergfexen. Zweite Aufl. Wien, M. Breitenstein.
- Engel, E., Ausgewiesene und andere Novellen. Dresden, Verlag des Univers. Alfr. Hauschild.
- Edvös, J. Freiherr v., Der Karthäuser. Roman. 2 Bde. 8. Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Fels, R. v., Und doch — abergläubisch! Roman. Dresden, E. Pierson.
- Grüneberg, V., Martin Luther. Histor. Schauspiel in fünf Acten. Dresden, E. Pierson.
- Henk, D. v., u. E. Niethe, Zur See. Mit Illustr. Liefg. 10.11. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., (vorm. J. F. Richter).
- Holmblad, A. v., Professor Sylvan's junge Ehe und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Hübner, A. Graf von, Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Jellinghaus, H., Arminius und Siegfried. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Joachim, J., Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern. 2 Bde. Basel, B. Schwabe.
- Joachim, J., Erzlungene Sachen. Basel, B. Schwabe.
- Kallusky, M., Phönix. Eine Dichtung. Dresden, E. Pierson.
- Kingsley, Ch., Alton Locke, Schneider u. Dichter. Eine Autobiographie. Deutsch v. P. Spangenberg u. M. von Harbou. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Kleinwächter, Fr., Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehre vom Communismus u. Sozialismus. Wien, M. Breitenstein.
- Klenske, H., Handlexikon der Gesundheitlehre für Leib und Seele. 8. Aufl. Lieferung 1/2. Leipzig, E. Kummer.
- Krause, E., Abriss der Entwicklungsgeschichte der Oper mit literarischen Hinweisen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., (vorm. J. F. Richter).
- Larher, C., Physiologie der Modernen Liebe. Nachgelassene Fragmente, gesammelt und herausgeg. v. seinem Testamentsvollstrecker Paul Bourget. Einzig autoris. Uebers. von O. Dittrich. Budapest, G. Grimm.
- Lohmeyer, K., Herzog Albrecht von Preussen. Eine biogr. Skizze. Danzig, A. W. Kafemann.
- Lorn, H., Die Geheimrätin. Novelle. (P. von Schönthan's Mark-Bibl. Band III.) Berlin, H. Conitzer.
- Loose, E., Für's Album. Sprüche und Spruchgedichte. Zweite verm. Auflage. Wien, A. Hartleben.
- Ludwig, O., Gesammelte Schriften. Lieferung 3 bis 6. Leipzig, Fr. Willh. Granow.
- Menkes, H., Aus Roth-Russland. Zersplittert. Zwei Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Monrad, D. G., Aus der Welt des Gebetes. Deutsch von A. Michelsen. Gotha, Fr. A. Perthes.
- Nansen, Fr., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. deutsche Uebers. Mit 160 Orig. Abb. und 4 Karten. Lieferung 11—14. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
- Natze, H., Ueber Francis Bacon's Formenlehre. Leipzig, B. G. Teubner.
- Nepera, C., Die Schule und die soziale Bestrebungen und Gedanken über die Reform der Schule, insbesondere der Volksschulen. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
- Niemeyer, K., Schulreden. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Ohlrich, H., Das Jubiläum. Schauspiel in vier Acten. Dresden, E. Pierson.
- Programme des cours de l'université de Lausanne. Semestre d'été 1891. Lausanne, E. Benda.
- Rolandlied, Das. Ein altfranzösisches Epos. Uebers. v. E. Müller. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter).
- Raseler, G., Dathan's Zweifel. Ein alttestamentliches Transerspiel in fünf Aufzügen. Varel, J. W. Acquistapace.
- Sauer, A., Akademische Festrede zu Grillparzer's hundertstem Geburtstage. Prag, J. G. Calveche Hof- und Univ.-Buchhandlung.
- Sommer, J., Madeleine. Schauspiel in drei Acten aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71. Freiburg i. B., Joh. Elchlepp.
- Schott, S., Neue Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Tallerrand's Memoiren, herausg. mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Baglie. Deutsche Original-Ausgabe von Ad. Ebeling. Fünftes Tausend. Erster Band. Köln, A. Ahn.
- Taine, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. Autoris. deutsche Bearbeitung von L. Katcher. Dritter Band: Das nachrevolutionäre Frankreich. Erste Abth. Leipzig, Abel und Müller.
- Thelle, K., Bilder aus der Chronik Basachs u. seiner Thäler. Ein Stück rheinischer Orts- und Kirchengeschichte. Gotha, Fr. Andr. Perthes.
- Tilling, W. v., Von dem Rechte u. dem Werthe der Gymnasialbildung. Eine pädag. Studie. Neu Ausg. Leipzig, G. Böhme Nachf.
- Tilling, W. v., Die Liebe ist der Werth des Lebens. Leipzig, G. Böhme Nachf.
- Trute, W., Gedanken und Stimmen des Herzens. Geistliches und Weltliches in Gedichten. Dresden, E. Pierson.
- Ueber Rembrandt als Erzieher von einem Erzieher. Leipzig, Zangenberg & Himly.
- Voss, R., Der Mönch von Berchtesgaden u. andere Erzählungen. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. 7. Jahrg. Bd. 15.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Wickmann, Fr., Dichtungen und Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Wiesenebach, F., Die blinden Hessen. Eine sprachlich-historisch-heraldische Studie. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter).
- Wisnmann, H. v., Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Congo zum Zambesi während der Jahre 1888 und 1887. Mit 38 Abbildungen nach Zeichnungen Hellgreus und Klein-Chevaliers, sowie 3 Karten. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.
- Zmigrodski, M. de, La question de la femme c'est la question de la mère. Paris, L. Savatien.
- Zapp, A., Ausserhalb der Gesellschaft. Schauspiel. Berlin, R. Eckstein Nachfolger.

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenide in Breslau.
Schließliche Buchdrucker, Kunst- und Verlags-Anstalt normals S. Schottlander, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1891er. Frische Füllung. 1891er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58° 2
Mühlbrunn .	40
Schlossbrunn	41°
Theresienbrunn	47°
Koubrunn . .	47°
Marktbrunn .	34°
Felsenquelle .	47
Kaiser-Karl-Qu.	33°
Kaiserbrunn .	39°

—♦—

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen- Producte

**KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallirt.**

**KARLSBADER
Sprudel-Seife.**

**KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.**

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Uebersseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM"

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen
Krügen :—

15,822,000 in 1889

17,670,000 „ 1890

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890

THE APOLLINARIS COMPANY, Limited

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN



Band 57. — Heft 171.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juni 1891.

15.
Jahrgang.

Greslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Juni 1891.

Inhalt.

G. von Lieres und Wilkau in Berlin.	<i>Seite</i>
Der kleine Kög. Novelle	293
* * *	
* Fürstbischof Dr. Kopp	314
Paul Lindau in Berlin.	
Ferdinand Lassalles Tagebuch. (II. Schluß)	329
E. Siegfried in Kiel.	
Federzeichnungen aus Holstein. I. Die Wassermans	360
Detlev von Liliencron in Ottensen.	
Der schwermüthige König	387
Ola Hansson in Skurup.	
Meervögel. Novelle	391
Bibliographie.	423
<small>Meine zweite Durchquerung Aequatoriri-Africas (Mit Illustrationen.) — Schließen unter Friedrich dem Großen.</small>	
Bibliographische Notizen	427

Hierzu ein Portrait von Fürstbischof Dr. Kopp.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Botten mit je einer Kunstdrucke.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. G. Schottländer in Breslau.
(Das malerische Schweden. — Philippons gesammelte Schriften.)



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LVII (April bis Juni 1891), wie auch zu den früheren Bänden I—LVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlags-handlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schleßische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LVII. (April bis Juni 1891)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



5225



K. Hoff

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer in Breslau.

2000

2000

2000

2000

2000

2000

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

LVII. Band. — Juni 1891. — Heft 171.

(Mit einem Porträt in Radirung: Fürstbischof Dr. Kopp.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Der kleine Löß.

Novelle

von

G. von Tiersch und Wilkau.

— Berlin. —

Da sitzen sie wieder in dem Zimmerchen, das der Wirth der Offizierskneipe für sie abgesondert hält in weiser Würdigung der Ehre, welche der kleine Stamm von Gästen in gesetzter Lebensstellung durch sein allabendliches Erscheinen dem Unternehmen anthut. Stabsärzte und Majors, verheirathete Hauptleute und ältere Junggesellen in doppelt Tuch. Manchmal auch einer im bürgerlichen Kleide darunter, aber der dann, wenn nicht ein Vetter, doch ein guter Bekannter von irgend Jemandem im Kreise, eine anerkannte Persönlichkeit und eingeführt in die Gesellschaft. Man ist unter sich in dem Zimmerchen mit den Filzunterjaken und den Seideln auf dem blankbraunen Tisch. Man kann sich unterhalten, als ob da nebenan gar kein Saal wäre mit einem Hin und Her von Bekannt und Unbekannt, Lieutenants und Studenten, naseweiser Jugend und Fremden mit annoch unerforschtem Ursprung, Ziel und Gesinnung.

Das eben zieht sie an mit Allgewalt, diese Hauptleute, die auf die Compagnie, Compagniechefs, die auf den Stabsoffizier, Bataillonscommandeure, die auf den Etatsmäßigen warten.

Bütschen, ein Tollkopf, wie er ist, hat einen heute in der „Kreuzzeitung“ befindlichen Artikel über Unteroffizierprämien in Erwähnung gebracht, und einen Sturm der Meinungen heraufbeschworen, und während die Anderen bereits mit mehr oder weniger Entschiedenheit ihre Ansicht und ihr letztes Wort geäußert haben, sind Jßen und Pahlitz immer noch hart aneinander über den

Punkt, sodaß Heßentstekt es für angezeigt hält einen harmlosen Gesprächsstoff anzuschlagen.

„Was war denn gestern eigentlich los beim Oberst?“

„Abfütterung,“ sagt einer als Betheiligtergewesener mit Leidensmiene.

„Vierzig Personen, ein Mehrücken und wunderschöne Gesangsvorträge der jungen Damen.“

„Aber die Nichte ist charmant.“

„Ein Bild von einem Mädchen!“

„Ein bißchen der Schlag von Fräulein von Rauh aus Antschütz. Sie wissen, die im Kloster verschwand!“

„Im Kloster verschwand‘ ist gut ausgedrückt. Aber ähnlich?“

„Die Rauh hatte eine ganz andere Nase.“

„War auch nie so vornehm wie die Nichte.“

„Und überhaupt — —“

„Erlauben Sie, ist das jenes Fräulein von Rauh, das kurze Zeit verlobt war mit dem Hausner, der jetzt in B. beim Generalcommando ist?“ mischt sich Einer ein, der erst vor Kurzem aus dem Breisgau in die welsche Flur versetzt wurde und deshalb nicht ganz eingeweiht ist in die Geheimnisse der Provinz.

„Dieselbe.“

„Hatten Sie die Ehre?“

„Ich habe sie in Karlsruhe kennen gelernt, als sie kaum erwachsen war. Nicht wahr, es gab da eine etwas dunkle Geschichte?“

„Sehr dunkel.“

„Verzeiht‘ mal, Herrschaften, er schoß sich todt, und sie ging in’s Kloster! Mehr kann man eigentlich nicht von ihnen verlangen,“ ruft Jßen, der jetzt endlich von Pahlitz abgelassen hat, reckt sich und läßt seine Augen herausfordernd über die Umsitzenden schweifen.

Ein kurzes Schweigen erfolgt auf den Einwurf der bekannten scharf-klingenden Stimme.

„Es ist aber doch eine Schande, daß so etwas in unseren Kreisen überhaupt vorkommen kann. Nicht genug zu brandmarken! Wenn man denkt, ein Mensch wie Löß von Familie, von Gesinnung, von Erziehung und Aussichten — — ein Mensch, der das Alles wegwirft, mit der Kopfslosigkeit eines Schuljungen! Für Nichts. Leben, Zukunft, Ehre — — weg damit! Einer verrückten Passion nachgerast, bis Einem nichts bleibt als die Kugel vor den Kopf. Nur sich nicht beherrschen, nur nicht der Vernunft Gehör geben! Das ist eine Charakterlosigkeit, die ich nicht begreife. Solche Vorkommnisse in unseren Kreisen! Bedenken Sie nur, welche Waffe für die Socialdemokratie!“

Es ist der Hauptmann von Henner, der so spricht, mit einem so berechtigten Hervorquellen seiner vorstehenden Augen, einer solchen Ueberzeugungstreue in jeder Linie seiner untersehten Gestalt bis in die äußersten Zipfel seines blonden Vadenbartes hinein, daß man heinabe vergift, wie dieser

Mustermann sonst für einen nicht angenehmen Herrn gilt; hart nach unten, nach oben unterwürfig, und mit einer allseitig wenig beifällig bemerkten, schon nicht mehr löblichen, Verehrung für dralle Dienstinädchen.

„Natürlich!“ sagt Jßen. Weiter nichts; auch das so sacht, daß die Anderen ihn verwundert ansehen.

Sanftmuth ist sonst seine Weise nicht. Er ist ein besonderer Rauz, der Herr von Jßen. Biemlich groß und entseßlich mager. Beine, die entzweizubrechen drohen, eine Haut wie in der Sonne getrocknetes Leder, spize Züge, Fuchsaugen, einen ausnehmend langen und dünnen Schnurrbart mit wehmüthig niedersinkenden Enden, eine schmale Stirn, frumme Haltung, ergrauenbes Haar. Schön kann Jßen selbst in seiner ersten Lenzesblüthe nicht gewesen sein. Er ist Hauptmann erster Klasse und Junggefelte. Ein Junggefelte, der nicht in Gesellschaften geht. Wenn er sich nicht im Dienst befindet oder im Wirthshaus, sitzt er in seiner Klausur, die sich dadurch auszeichnet, daß sie sich nie für einen andern Sterblichen gastlich öffnet. Wie es darin aussieht, darf sich nur die Einbildungskraft ausmalen.

Für das weibliche Geschlecht hat Herr von Jßen ungefähr soviel Antheilnehmen wie für die Staatsverfassung der Lappländer. Das heißt gar keines. In seiner Zerstreuung rechnet er die hübschesten Mädchen beinahe über den Haufen, und er hat ein so schlechtes Gedächtniß für frauenhafte Anmuth, daß er neulich sogar verabshäumt hat seine Regimentscommandeuse auf der Straße zu grüßen.

Er ist kein Weiberhasser. Gott bewahre! Er steht auf dem Standpunkt vollkommener Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Wenn er seiner Wirthin nicht monatlich die Miethe und seiner Waschfrau die Rechnung bezahlen mußte, würde er vielleicht vergessen, daß es überhaupt Frauen auf der Welt giebt.

„Ein schrecklicher Mensch!“ flüstern die jungen Damen hinter ihm her. Das ist holden Kindern nicht zu verdenken, deren Sinn allerwege auf das Schöne gerichtet sein soll. Auch wagt die unternehmendste Ballmutter nicht den hartgesottenen Sünder anders als mit entsetzungsvollen Blicken zu bebelligen.

Denn man hat nie gehört, daß Jßen einen Angriff anders beantwortet hätte, als indem er seinen Gegner nachdrucksvoll in den Sand streckte. Und ein derartiger Erfolg würde doch eine peinliche Lage für eine würdige ältere Dame bedeuten.

Er ist „Kratzler“. Er hat nicht die schreckliche Eigenschaft immer selbstgehaltenen Reden zuhören zu wollen. Doch er vermag keine der seinen entgegenesetzte Ansicht zu hören, ohne sie anzugreifen, und keine der seinen entsprechende, ohne mit ausführlicher Begründung zu betonen, daß er das Gegentheil für verwerflich ansieht. Er hält nie den Mund zu dem, was ihm als unrichtig erscheint. Niemals. Gleichgültig dagegen, ob er mit seinem Einspruch die heiligsten Gefühle selbst eines Oberstlieutenants oder

Majors verkehrt, geht er gleichsam wie ein krähender Hahn mit Flügelschlägen und Schnabelhieben los auf Alles, was ihm nicht daseinsberechtigt erscheint. Kurzum, er ist ein Sonderling in diesem Zeitalter des Streberthums und der Liebedienerei.

Trotzdem wird sein Mißgeschick bei den Frauen, um das er wenig sorgt, durch Beliebtheit bei den Männern wettgemacht. Ja, Manche widmen ihm eine überschwängliche Hochschätzung, die ihn durchaus nicht angenehm berührt und die er gelegentlich mit ausgefuchter Deutlichkeit zurückweist.

Issen steht seine ganze Dienstzeit in demselben Regiment.

Wie weit er es noch bringen wird? Lieber Gott, wer will das wissen. Er selbst kümmert sich am wenigsten darum. Er geht seinen Weg, als habe er weiter keinen Lebenszweck als den, seine Meinung zu sagen und seinen Dienst zu thun, so lange man ihn denselben thun läßt, und ist stadtbekannt als ein seltsamer Hagestolz.

„Etwas nicht?“ fragt Henner, indem er sich mit Festigkeit aufrichtet. „Etwas nicht?“

„Gewiß,“ sagt Issen. Wieder ist die ungewohnte Ruhe in seinem Ton. „Sie haben in Allem Recht. Es ist nur, ich war dabei, wie es kam.“

„Und, Ihr Herren, war man dabei, sah man, wie so etwas zugeht — wie nicht unter einem tragischen Geschick, (das als Einzelfall ginge noch an!) sondern aus einer unglücklichen Verkettung ganz alltäglicher Dinge ein hoffnungsvolles Leben zu Grunde geht — dann ist das an sich so jammervoll, daß man den Teufel Lust hat, nachher noch tadelnde Zeichenreden zu halten.“

„Mir tritt es näher, wenn Einer an einer Lieutenantsliebe scheitert, als an einer Theaterverschwörung mit Dolchen und mit bengalischer Beleuchtung über dem Schlachtfeld.“

„Sie sind eingeweiht?“

„Ich habe die Entwicklung miterlebt.“

„Oh,“ spricht der Badenser, „das ist mir interessant zu hören. Ich hab' immer nur Gerüchte vernommen, und weil ich die Dame doch kenne. — Ich muß sagen, sie hat mir wohlgefallen und ich hab' nie begreifen mögen, wie so 'was hat mit ihr geschehen können. Sind Sie verpflichtet zu schweigen?“

„Ich? Durchaus nicht. Der Klatzsch hat die Sache lange in schlimmster Fassung an die Oeffentlichkeit gebracht.“

„Da bin ich neugierig,“ läßt Henner fallen.

Issen streift ihn mit kurzem Blick. „Gut, ich werd' erzählen,“ sagt er. „Aber vorher muß ich meinen Standpunkt retten, indem ich betone, daß ich die Geschichte selbst für unerhört halte. Für unentschuldigbar und was Ihr sonst noch wollt.“

Es zwinkert in Issens Gesicht. Er schlägt die Beine übereinander und beginnt:

„Laßt sehen, es ist nun zwölf, ja, fünfzehn Jahre her. Das junge Volk weiß nichts mehr darüber. Ihr Herren, soweit Ihr damals schon im

Regiment und überhaupt im Corps waret, werdet davon gehört haben, wie es in die Oeffentlichkeit drang. Ihr wißt, Fräulein von Raub war einige Tage verlobt mit unserem vortrefflichen Hausner, da gab sie ihm den Ring zurück, und zu derselben Zeit erschloß sich der Lieutenant von Löß in seiner Wohnung. Auch ist es erwiesen, daß Fräulein von Raub am Tage vorher den Lieutenant von Löß in seiner Behausung aufgesucht hat. Eine Menge Vermuthungen knüpften sich hieran; diese zwei Thatfachen waren festgestellt; gerade ausreichend, um neugierig zu machen wie, beim rechten Namen genannt, der Spectacel denn eigentlich zusammengehangen hat.

„Das war einfach genug.

„Das Stück spielte, das wissen Sie, in G., eine Bahnstunde von hier. Das Füsilierbataillon stand damals dort und ich in demselben, sowie auch Löß. Er war ein halb Jahr jüngerer Offizier wie ich und hat im Ganzen nicht voll drei Winter die Epauletten getragen. In den siebenziger Jahren traten wir Beide ein, in einer Zeit, als der große Krieg vorübergezogen war und der Gamaschendienst und das langsame Avancement wieder einsetzten; in dem Nest von G. gerade auch nicht erbaulicher als anderswo.

„Ein allerliebster Mensch war Löß. ‚Fischchen‘ nannten wir ihn mit Spitznamen. Bezeichnend für seine flinke Art wie für das Vergnügen, mit dem er im Strome des Lebens zappelte.

„(Er wurde überhaupt viel geadelt und ließ sich gut necken. Ohne daß jemals Einer versucht hätte, ihm zu nahe zu treten.)

„Eine zierliche Figur, die meinen Freund ewig bedauern ließ, daß seine Mittel ihm nicht erlaubt hatten, bei den Husaren einzutreten. Sie war wirklich etwas klein gerathen für einen Infanteristen. Ein Mädchengesicht; auf der Lippe einen Flaum, der niemals wachsen wollte. Dazu das Einglas in's Auge geklemmt, einen Gang von unglaublicher Firigkeit, einen hellen Kopf, eine gesellschaftliche Redheit und Wortfertigkeit, die ihn nie im Stiche ließ; immer aufgeräumt, höflich und verliebt. Und immer auf seine Kleinheit mehr noch scheltend als auf seine unbezahlten Rechnungen.

„Er galt für sehr brauchbar im Dienst und war der Liebling seines Hauptmanns. Ueberhaupt Einer von Denen, die Glück in ihrer Laufbahn haben, ohne daß sie sich jemals besonders darum mühen. Wenn er weiter gebient hätte, bin ich überzeugt, daß er sich eines Tages in einer einflußreichen Stellung befunden, und daß man halb überrascht gesehen hätte, wie der kleine Löß ‚ein großes Thier‘ geworden war.

„Sein Vater war zuletzt General a. D. gewesen, aber schon lange todt, die Mutter auch. Es machte mir aus Aeußerungen von Löß den Eindruck als ob das Familienleben seiner Eltern kein glückliches gewesen wäre. Die Frau war, glaube ich, viel jünger als der Mann und stark gefallsüchtig. Da mochte es oft nicht recht gegangen sein.

„Löß hatte ein kleines Vermögen, aber nicht soviel, als er brauchte. Grade leichtsinnig genug, um desto liebenswürdiger im Verkehr zu sein, sah

er das Geld immer um eine Kleinigkeit schneller durch die Finger rollen, als er es sich eingebildet hatte. Er spielte zuweilen, buchte auch sonst manche Allotria. Aber schlechte Anlagen hatte er nicht, und bei Allem, was er that, behielt er eine gewisse Ueberlegung, trotz allen Sprühfeuers, das in ihm steckte.

„An Anverwandten besaß er jetzt nur noch einen älteren Brnder, der reich verheirathet, ihm zuweilen Schulden bezahlte und noch öfter ermahnungsvolle Briefe schrieb. Fischchen nannte ihn abwechselnd 'seinen Lebensretter' und 'die schulmeisterliche Landplage', je nachdem gerade Geld oder Schreiben eingegangen waren. Jrgendwo saß auch noch ein Millionenonkel, den Löß in Zukunft einmal hätte beerben können.

„Löß war, wie gesagt, immer verliebt. Er machte chronisch schlechte Verse. Jedoch setzte er als Ueberschrift dazu nur 'an Sie', und das war weise im Hinblick auf die zahlreichen Herrscherinnen, die sich in seinem Herzen abwechselten, oder bis zu einem halben Duzend sich gleichzeitig in denselben zu vertragen hatten.

„Löß liebte gewöhnlich Drei auf einmal. Die Blonde neben der Braunen und über Beiden noch die Schwarze. Die Letzte gefiel ihm allemal am besten, und so gelangte er niemals zu den Zuckungen, die sonst bei Herzensangelegenheiten unvermeidlich sind. Er trieb den Teufel durch Beelzebub aus.

„Er war nie länger als einen halben Tag sentimental. War er am Abend 'total weg' von einer junonischen Hauptmannsgattin, so schwur er schon am andern Mittag, daß es kein bezaubernderes Geschöpf auf Gottes Erdboden gäbe als Amtmanns ältesten Backfisch.

„Nur jung und hübsch mußte das Frauenzimmerchen sein, im Uebrigen war ihm beinahe jede Schattirung recht.

„Eigentlich sonderbar, daß ich mich mit diesem Damenfreunde gefunden hatte und ihm nahegetreten war. Im Gegensatz zu ihm war ich der hölzernste Kerl, den man sich denken kann. Lang aufgeschossen, vom Bewußtsein meiner Gliedmaßen gedrückt, trocken und schweigsam wie ein Trappist, vor Allem, wenn ich nur den Kleiderzipfel einer Dame gewahrte. Ich habe sprechen eigentlich erst gelernt, als die Zeit der schönen Jugendeselei für mich vorüber war. Solange ich ein liebeweichs Herz besaß, war ich stumm wie ein Klotz. Das geht manchmal so.

„Die Damen hatten Löß gern. Von den Küchenfeen an, die einander anstießen, wenn er vorüberkam, und die er alle beim Vornamen kannte und grüßte, bis zu den jungen Mädchen aus der Gesellschaft, die sich in der Damenwahl beim Cotillon sozusagen um ihn rissen.

„Denn es gab damals Cotillons in S. Es ist ja an sich ein gottverlassener Ort mit seinen neuntausend Einwohnern, war es damals so wie heute. Doch ehe das Bataillon zurückgezogen wurde, fand man dort, aus Kreisgericht, Militär und ländlicher Nachbarschaft zusammengesetzt, eine Geselligkeit,

mit Allem, was dazu gehört. Es gab eine anerkannt herrschende Schönheit in der jungen Frau des alten Superintendents. Es gab ein Kleeblatt von hübschen Hauptmannsfrauen, eine immer lustiger als die andere, immer zusammenstehend, immer im Wettstreit um den neuesten Hut oder den interessantesten Verehrer. Es gab Gutsbesitzerstöchter aus der Gegend und junge Damen, die von auswärts zum Besuch kamen. Tanzfeste, mit welchen die Bemittelten prunkten, und magere Thees, mit denen Unbemittelte ihre Gäste abfanden, Liebhabertheater und Landpartien, Intriguen und Klatzsch, langathmige Neigungen, die aus Geldrücksichten ausichtslos waren, und manchmal sogar eine Verlobung.

„Also es gab eine Geselligkeit, und Löß stürzte sich hinein und hatte Glück in ihr. Insofern, als bald eine Feier, bei der sein belebendes, gottloses Mundwerk fehlte, als ertödtend empfunden wurde, und jedes junge Mädchen ihm strahlend entgegenjah. Wenn Löß nicht dabei war, ging es nicht, wenn Löß nicht da war, hatten sie nichts zu lachen.

„Und sie lachten so gern!

„In Folge dessen wurde Löß vom zarten Geschlecht mit einer Wärme behandelt, die nur den einen Stachel begriff, daß sie zu unverblümt war. Da lag's! Die Damen gingen weiter ihm als Anderen gegenüber, weil sie den kleinen Lieutenant nicht ganz für voll rechneten. Sie verzogen ihn wie einen Fagen, den man sogar einmal unbescheiden werden läßt. (Natürlich soweit es die Damen der Gesellschaft anlangte, immer nur unbescheiden im Rahmen des guten Tones.) Aber es nahm ihn Keine ernst. Von den Mauerblümchen hätte er vielleicht allenfalls eines zum Glühen bringen können. Aber von denen wollte er nichts wissen. Und von den Anerkannten that ihm einmal keine den Gefallen sich auch nur ein klein bißchen zu verfärben, wenn er vor sie trat.

„Er ließ es sich nicht merken, aber, eitel wie er war, wurnte es ihn tief. Er fieberte förmlich nach einer vollen Anerkennung, und ich glaube, er wäre bereit gewesen eine solche durch eine ernste Gegenneigung von, sagen wir, acht Wochen Dauer königlich zu belohnen.

„Alles vergeblich!

„Schließlich fand er sich in's Unabänderliche, küßte und liebte sich weiter durch in den unteren Tausenden und hegte aus Rache für Unerbitterlichkeit die oberen aufeinander, indem er jede Einzelne ahnen machte, ihr allein gehöre sein Herz, woraus natürlich Unzuträglichkeiten entstanden. Denn wenn sie ihn auch nicht wollte, ihr Eigenthum von einer Anderen beansprucht sehen, das duldete doch Keine.

„Gewiß genug war Löß schön für einen dreijährigen Lieutenant!

„Bis dann — —

„Eines Herbstes, als die Hasenjagd gerade besonders gut ausfiel, tauchte Fräulein von Rauh auf. Auch sie war Nichts, wenn nicht des Obersten, dann des Oberstlieutenants. Sie war aus Schlesien, aus dem Goldberg-

Kreis. Die Tochter eines Gutsbesizers von mäßigem Vermögen und zahlreicher Nachkommenschaft. Sie kam, um auf der Rückreise von irgendwoher auf drei Tage ihre Verwandten zu besuchen, und nach Weihnachten war sie immer noch da. Wie das so geht, wenn junge Damen aus ländlicher Einsamkeit einen Onkel besuchen, der noch im Dienst befindlicher Oberstleutnant ist und in einer Garnison steht, in welcher der Lieutenant mangels anderer Zerstreuungen für die Anziehungskraft höherer Töchter ein rührendes Verhältniß beweist.

„Sie fand es göttlich in G., die Thilda Rauh.

„Löß begegnete ihr zuerst in einer Abendgesellschaft bei einem verheiratheten Lieutenant, die mir öde vorkam.

„Löß, Schmeling und ich waren eben eingetreten und standen hinter den Flügel geklemmt.

„Löß stieß mich an, er sah die neue Erscheinung.

„Wer ist das?

„Ich Unglücks Mensch war natürlich unwissend wie ein neugeborenes Kind.

„Aber Schmeling konnte aufklären.

„Stell' mich vor!“ Diesmal mit einem Fußtritt.

„Nach zehn Minuten war er schon recht bekannt mit ihr, und im weiteren Laufe der Sache sah sich das gute Kind, sobald es ihr unheimlich wurde in der fremden Gesellschaft, verstoßen nach dem Retter, dem kleinen Lieutenant, um.

„Ja, die Mechthild Rauh!

„Gelegenheit sie zu beobachten hatte ich von Anfang an. Denn ich hatte damals einen kühnen Entschluß noch nicht gefaßt, den gesellschaftlichen Frohndienst noch nicht abgeschüttelt und erschien stumm und ergeben überall, wo ich befohlen worden war; begrüßte Jedermann mit tiefen Bücklingen, warf Tischchen und Theetassen um, stotterte unverständliche Antworten, wenn ich gefragt wurde, und stand Abende hindurch lebendes Bild an einem Racheofen oder einer Thür, indem ich die schönsten Betrachtungen darüber machte, wie Andere sich amüsirten. Nicht einmal tanzen konnte ich.

Sie war ein prächtiges Weib; zwanzig Jahre alt, hochgewachsen und von einem wahrhaft strotzend blühenden Körper. Sie hatte einen klassischen Kopf, blondes Haar und eine schwerfällige Figur. Sie lächelte mehr, als sie sprach, und trug mit Vorliebe einen rothen Rembrandthut. Ein Ungethüm, das ihr nicht einmal stand. Dieser Rembrandt gab zu denken.

„Auch jagte man, sie sei ein bißchen langweilig.

„Aber der Lieutenant verzieh Alles gern ihrem lieben Gesicht und den freundlichen Augen, mit denen sie Jeden ansah. Sie war angenehm anzuschauen, war eine neue Erscheinung und nicht anspruchsvoll. Das genügte, um sie in G. so geschätzt zu machen, daß die drei Hauptmannsfrauen sie mit scheelen Blicken betrachteten.

„Löß gab gegen seine sonstige Gewohnheit nie ein Urtheil über sie ab, wenn der Eine oder der Andere sie erwähnte. Aber mir fiel später auf,

daß er, war er mit ihr zusammen gewesen, den verbrachten Abend als recht erträglich belobte.

„Er zeichnete sie aus. Das war selbstverständlich, denn sie gehörte zu den hübschen Mädchen. Sonst schien er zu ihr zu sein wie zu Allen, keck, lustig, boshaft in seinen Bemerkungen über Andere. Gelegentlich auch ein bißchen boshaft gegen sie selbst.

„Sie erwiderte das mit lachender Nachsicht. Wie Fischchen es allerseits gewöhnt war.

„Daß ‚etwas los‘ war zwischen ihnen, merkte ich an einem Abend, an dem ich zwei Stunden hinter dem Ramin des Stabsarztes stand, während getanzt wurde. Fräulein von Raub sah gut aus und war viel beachtet; ein ausgeschnittenes Kleid zeigte ihre runden Schultern in verlockender Ansicht. Löß begegnete ihr zum dritten Mal.

„Er kam mit ihr angejagt und dicht vor meiner Ecke hörten sie auf und nahmen auf Stühlen Platz, ohne mich zu sehen, denn sie waren stark im Eifer des Gespräches.

„Sie spielen mit dem Feuer,‘ sagte Löß. Mit einer Ruhe, die so merkwürdig bei ihm war, daß ich mich verblüfft nach ihm umdrehte.

„Da saß er wahrhaftig wie ein Brahmine mit einem verteuelt ernsthaften Gesicht.

„Ach nein!“ sprach sie.

„Jemand holte sie zum Walzer.

„Löß zerrte an seinem Fläumchen, und ohne mich bemerkt zu haben, ging er quer über den Salon zu einer Andern und umstrickte diese mit feuriger Liebenswürdigkeit.

„Von da an merkte ich auf und fand, daß Löß zuweilen mitten zwischen lustiger Unterhaltung minutenlang in zerstreutem Schweigen brütete, um sich dann mit einem Ruck herauszureißen und wieder der alte Schwerenöthner zu sein.

„Darüber kam Weihnachten; ein Sylvesterball im Casino, und die Eisbahn.

Dann hielt Löß auf einem Spaziergang mir zum ersten Mal einen Vortrag über Mechthild Raubs Vorzüge.

„Löß, laß es Dir nicht Ernst werden! So viel ich weiß, bist Du nicht in der Lage — —

„Ich fühlte mich überlegen ihm gegenüber. Ich war neun Monate älter als er, und er war zum Sterben verliebt und ich nicht.

„Bewahre!“ Plötzlich warf er das Singlas in's Auge, stellte sich herausfordernd vor mich hin und schnatterte in seiner gewöhnlichen Art, mit der Zunge anstoßend:

„Mein Onkel in Frankfurt ist ein alter Mann.“

„Dies verblühte Geständniß seiner ernstestn Ueberlegungen kam nun wieder so lächerlich heraus, daß ich kaum meine Heiterkeit verbergen konnte.

„Du weißt ja gar nicht, ob sie Dich möchte.“

„Oho!“

„Er sah erboßt aus, aber dann wurde er nachdenklich. „Ich will Dir was sagen. Wer zuerst kommt, der hat Die. Sie ist nichts als Weib, und darum braucht sie nichts als einen Mann. Sie wird Den nehmen, der sie nimmt, und je fester er sie hält, desto mehr wird sie ihn lieben. Sie hat keine ausgeprägten Geistesgaben, keine Initiative, meinetwegen nicht einmal einen Charakter. Solche sind wie Wachs. Man kann Alles aus ihnen machen. Eine Pflichtvergessene, eine Magd, eine Schlafmütze, und wenn man gut zu ihnen ist, ein Ideal. Solche sind nie etwas anderes als die geliebte oder die unglückliche Frau. Aber was hat man denn davon, wenn eine Frau über die Philosophie des Unbewußten spricht? Das kann man ja auch anderswo hören.“

„Er sagte das verstandesmäßig und ganz leidenschaftslos, in der kühlen Art, die zuweilen wie ein Blitz bei ihm hervorbrach und anzudeuten schien, daß denn doch etwas mehr Reife in ihm steckte, als Löß für gewöhnlich hervorzuführen beliebte.

„Acht Tage später überraschte er mich mit der Bemerkung, sein Onkel in Frankfurt leide an Leberanschoppung.

„Wir gingen Beide nicht weiter darauf ein. Schön sind solche Vorherberechnungen ja nicht — — aber leider menschlich. Und ich spreche ja von Menschen!“

„Um diese Zeit fing Löß an bei der Mittagstafel mehr als sonst von unserem Mosel zu trinken und beim Nachtsich laut zu werden.

„Ja, es sah etwas in ihm, was ihn um und umkehrte!“

„Der ganze Offizierstisch wußte es schon. Weiß der Himmel, wie das immer zugeht! Einmal wollten sie ihn necken. Aber er wies es so kurz zurück, daß sie nicht wieder damit begannen.

„Im Januar gab der Oberstlieutenant sein Tanzfest. Das Eßzimmer war ausgeräumt (bis auf das Büffet, denn dieses war sehr schwer). Auf dem Flur neben der Hosthür saß, von Tannenzweigen verdeckt, die Musik, und im Kreise drehte sich die fröhliche Jugend.

„An diesem Abend geschah es, daß Hausner die Nichte des Hauses, Fräulein von Rauh, nicht nur zu Tisch führte, sondern auch den Cotillon mit ihr tanzte und einen rothen Kopf bekam, wenn er sie ansah.

„Dies Ereigniß machte in G. ungefähr dasselbe Aufsehen, als wenn in Berlin die Patti ein Concert giebt oder ein Dynamitattentat entdeckt wird. Das ganze Städtchen sprach am nächsten Tage davon; die Damen tauschten Besuche, um einander ihre Meinung über den Fall mitzutheilen.

„Wenn es nicht gerade Hausner gewesen wäre!“

„Aber der — —!“

„Wenn Löß ein verzogener Schmetterling, so war Hausner eine Perle, ein Menich wie Gold. Die Meisten von uns kennen ihn ja. Ein Charakter

von einer über alles Lob erhabenen Zuverlässigkeit und Lauterkeit; eine schöne Erscheinung, groß und dunkel; ein guter Gesellschafter, ein tüchtiger Offizier, nicht unvernünftig und damals schon Premier, ein Mann, auf dessen Auszeichnung jedes Mädchen stolz sein mußte.

„Wenn der sich einer Dame näherte, mußte man allerdings annehmen, daß etwas dahinter steckte. Bei seiner ruhigen Art war eine leichtsinnige Cour-macherei ein Ding, das nicht in Verbindung mit ihm zu denken war.

„Löß war außer sich. Nach dem Schluß des Festes blieben wir zwei noch eine Weile zusammen, und da tobte er sich aus.

„Todtschießen wollte er Hausner, sie, sich selbst.

„Löß, sei doch vernünftig!“

„Ich bin vernünftig.“

„Beruhige Dich!“

„Ruhig bin ich.“

„Endlich kam er von selbst auf sanftere Gedanken. ‚Er hat sie noch nicht,‘ sagte er hoffnungsvoll. ‚Vielleicht ist es garnichts! Und wenn er sie noch so sehr unschmachtet — wenn ich morgen anhalten könnte, würde ich sie ihm doch vor der Nase wegchnappen. Ich würde ihr das Jawort über dem Kopfe wegnehmen, und sie würde es geben und glücklich sein und in einer halben Stunde vergessen haben, daß jemals ein Hausner um sie herläufelte. Was ist sie denn? Ein Kind, ein Weib, ein Nichts. Sie würde mir in die Arme fallen.‘

„Diese Vorstellung schien ihm Erleichterung zu verschaffen, und er verbreitete sich noch eine Weile darüber, im Zimmer auf und abrennend wie ein Leu. Natürlich einer von der kleinsten Sorte.

„In der That bin ich sicher: obwohl Löß weder an äußeren, noch an inneren Vorzügen irgend an Hausner heranreichte, er hätte seinen Gegner geschlagen, wenn er, Löß, von den beiden derjenige gewesen wäre, der Weidhild Rauh heirathen konnte. Wie Hausner jetzt den Vorsprung hatte nicht wegen seiner persönl'chen Eigenschaften, sondern wegen seiner ernstlichen Absichten.

Nicht aus Speculation von Fräulein von Rauh's Seite. Sie hat nachher bewiesen, daß sie wenig genug von Vorherberechnung hatte. Jedoch, wenn Löß um sie warb, hätte sie sich eingebildet, er wäre der Eine für sie. Wäre schleunigst und heilig überzeugt gewesen, nie könne ein Anderer ihr Herz pochen machen wie er.

„Ich bitt' Euch, da ist solch' ein junges Mädchen! Steigend hat Alles es hingewiesen auf den künftigen Stand als Braut, Gattin, Mutter, seine Puppe, aufgeschnappte Bemerkungen der Eltern, der Vajen und Onkels, ein verlobtes Paar in der Bekanntschaft, das im siebenten Himmel zu schweben scheint, gelegentliche Erinnerungen der Mutter an ihre Brautzeit, die Goldschnittbändchen mit ihrem Inhalt von Mai und Minne, Bilder in schwarz und bunt, Musikstücke sammt ihren Titeln ‚Frühlingsahnung,‘ ‚Erste Liebe,‘

„Herzenswunsch“, „Frauenliebe und Leben“, die Romane mit ihren Gefühls- schilderungen, das Beispiel Anderer, die eigene Eitelkeit.

„Alles deutet hin auf den künftigen Beruf. Oder um es landläufig und mehr in der Auffassung junger Mädchen auszudrücken: auf die Liebe, auf zarte Gefühle, Nachtigallenschlag, wundervolles Herzklopfen, Anbeten und Angebetetwerden in erster Hand.

„Und wenn all' das schwiege, würde doch immer noch die Natur selbst sprechen, das zärtliche verständnißsuchende Herz, die Jugend.

„Eine wohlerzogene Dame liebt aber nur, wenn sie verlobt ist. Es wird sonst leicht compromittirend.

„Da sitzt nun das Ding mit seinem Ueberflus von Gefühl und Erwartung. Jedermann sagt, Liebe sei himmlisch. Gut, es will den Himmel! Und jetzt hält Einer an. Ist es da nicht natürlich, wenn der ohnehin bei jungen Mädchen nicht sehr entwickelte klare Blick ganz verloren geht? die Schwärmerei in's Ueberlaufen geräth und sich, passend oder unpassend über die Gelegenheit und das betreffende unwürdige Bräutigamshaupt ergießt, um es mit allen nöthigen Vorzügen zu verklären.

„Umfomehr je besser geartet, einfach, unerfahren und liebebedürftig das Mädchen ist.

„Die Selbstsüchtigen, die Eitlen und Kaltherzigen faßt es schon weniger.

„Und dann? Der Rest ist natürlich Sichfügen. Auch Entsagen. Aber wo in aller Welt ist er das nicht?

„Ich will nicht behaupten, daß es nicht auch andere Neigungen gäbe. Aber wenn ich neben schiefseinigen Bräutigams so oft strahlende Bräute sehe, denen man füglich besseren Geschmack zutrauen könnte, so finde ich bestätigt, daß die Gelegenheit zuweilen nicht nur Diebe, sondern auch — — Gefühle zu machen scheint.

„Insofern meine ich, daß es noch kein Tadel für sie ist, wenn ich annehme, daß unter veränderten Verhältnissen Löß bei Thilda Rauh den Vorrang gehabt haben würde. Sie war ein holdseliges, einfach empfindendes Geschöpf.

„Ist doch an sich selbst zu Grunde gegangen!

„Löß hätte sie bekommen, und sie hätten ihr demnächstige Seligkeit wegen beiderseitiger großer Jugend mehr in der bekannten Schattirung, „der glücklichen Kinder“ der Welt vorgeführt. Das wäre der einzige Unterschied gewesen.

„Wenn Löß nur über lumpige Zwanzigtausend verfügt hätte! Aber er verfügte nicht, und so mußte er zusehen, wie Hauszner und Thilda sich immer mehr einander näherten, wie Thilda verschämt wurde — — Armer Löß!

„Erst wollte er es nicht glauben, durchaus nicht. „Er hat sie noch nicht“, wiederholte er, und ich sah ihm an, wie dabei in seinem Gehirn Leber- anschoppung, Unfel und Liebe sich zu einem erbaulichen Ganzen vereinigten.

„Vielleicht würde Dein Unfel — —

„Enterben würde er mich.“

„So überlegten wir und waren unendlich wichtig und kindisch in unserm zweiundzwanzigjährigen Ermägen.

„Kindisch ja! jedoch trotzdem — —

„Löß vermochte es nicht über sich, jetzt die Gesellschaften zu meiden. Er ging immer wieder an die Orte, wo er Fräulein von Rauh treffen mußte, und erregte Befremden durch sein verändertes Wesen, sein schlechtes Aussehen, seine zerstreute und spitze Art. Einmal ließ er sich hinreißen, Fräulein von Rauh gegenüber eine nörgelnde Bemerkung über Hausner zu machen.

„Mechthild stand jetzt bereits derart mit Jenem, daß sie unwillig erröthete, Löß von oben bis unten maß und mit einer für Fischchen nicht sehr schmeichelhaften Betonung laut und deutlich sprach:

„Sie, Herr von Löß, urtheilen über Lieutenant Hausner?“

„Ueberzeugungstreue junge Dame!

„Sie, die Sie ihm nicht das Wasser reichen!“ lag darin.

„Löß sah sie beinahe haßerfüllt an. Ich glaube, er hätte sie in diesem Augenblick erwürgen mögen vor Liebe und Zorn.

„Er fing nun an Dummheiten zu machen, trieb sich die Nächte herum und spielte. Es lebten in der Nähe einige ledige Gutsbesitzer, mit denen that er sich zusammen. Von uns hätte keiner in dieser Weise mitgehalten, wir hatten nicht die Mittel und auch nicht Lust, uns die Hälse zu brechen. Wir waren alle solide Leute mit kleinen Zulagen.

„Läß' nur, es geht vorüber,“ sagte er, wenn ich ihm stumm in sein übernächtiges Gesicht sah. Dabei zuckte es in seinen blassen Mienen.

„Anfang Februar nahm Hausner den bewußten Urlaub zur Regelung von Familienangelegenheiten und nach einigen Tagen kam er strahlend zurück aus Schlesien. Er hatte Mechthild. Die Braut blieb vor der Hand noch da, weil irgend was daheim sie am Reisen hinderte. Ich weiß nicht mehr, was es ein Dammbruch, eine Ueberschwemmung, eine Masernepidemie oder was sonst. Anzeigen waren noch nicht verschickt, doch die Kunde von der stattgehabten Verlobung durchschwirrte die Stadt.

„Jeder wußte davon, nur Löß nicht. Endlich hatte er sich doch zurückgezogen vom Familienverkehr und kam nun nicht mehr zusammen mit mütterlichen Freundinnen, von denen sonst gewiß irgend eine es sich nicht hätte versagen können, ihm tropfenweise die Nachricht einzugeben. Den Kameraden war es peinlich, ihn aufzuklären, Jeder schob die Verpflichtung dazu auf den Andern.

„Wie er es erfuhr?

„Es war an unserm Mittagstisch. Es herrschte eine gezwungene Stimmung, denn aus Rücksicht auf Löß wagte Keiner die Neuigkeit des Tages zu berühren. An die wir doch alle dachten, denn für uns und die kleine Stadt war die Verlobung des Kameraden immerhin ein Ereigniß. Besonders da wir ihre Entstehung miterlebt hatten. Fischchen merkte nichts. Er war zerstreut wie jetzt immer und bildete sich ein, daß man ihn für vorzüglicher

Laune halten müsse, weil er manchmal ein paar Worte sprach, deren Zusammenhangslosigkeit er selbst nicht gewahrte. Und starrte immer wieder nach Hausners heut leeren Plaze. Endlich hielt er es nicht mehr aus:

„Wo ist denn der Schwarze heut?“

„Beim Oberstlieutenant.“

„Diner?“

„Nein.“

„Er trank sein Glas aus. Er wußte.“

„Bei den Andern war nun das Eis gebrochen. Man sprach von Hausner und seiner Braut, man tauschte aus, was Jeder wußte. Löß stürzte seinen Wein hinunter. Plötzlich sprang er auf und schlug an sein Glas. Der Tischälteste sah herüber, sagte aber nichts.“

„Meine Herren, wir befinden uns alle in der größten Freude“ begann Löß. „Unser allverehrter Hausner, ich verehere ihn so sehr, daß Verehrung“ schon gar nicht mehr das richtige Wort dafür ist, Verehrung nicht, aber Staunen, Unbehagen, Verblüffung — —“

„Schmeling fragte mit sehr deutlicher Betonung sein Gegenüber:

„Haben Sie schon von der Rede gehört, die der Oberst an die Hauptleute vom ersten Bataillon gehalten hat?“

„Drei, vier Stimmen antworteten, Löß war übertönt und der allgemeinen Aufmerksamkeit entrückt. Er sah sich um wie erwachend, wendete sich mit einer Verbeugung und einer gemurmelten Entschuldigung von Eichenichtwohl-befinden an den Tischältesten und ging. Niemand schien darauf zu achten, Niemand sprach von ihm, als er fort war. Sie hatten ihn lieb, und sie fühlten, es war Ernst.“

„Nur Schmeling flüsterte mir nachher zu: „Wollen Sie nicht nach ihm sehen? Er ist ganz entzwei.““

„Ich ging in Lößens Wohnung. Aber es war dort Alles zugegeschlossen, und weder der Herr noch der Burjsche zu finden.“

Am andern Morgen sah ich Löß von Weitem. Wir wollten beide in den Dienst und hatten es eil'g. So winkten wir uns nur mit der Hand zu. Löß schien ganz vergnügt zu sein, doch fiel es mir auf, daß sein Gang ungleichmäßig war.

„Mittags fehlte er bei Tisch. Er mochte eine Einladung haben. Dennoch erfaßte mich eine quälende Unruhe. Wir hatten einen Gast an der Tafel, ich konnte nicht früh weg. Als ich mich endlich losmachen durfte, und kaum, daß ich mir Zeit gegönnt hatte, Säbel, Paletot und Mütze zu nehmen, aus dem Hause stürzte, schlug die Stadtuhr ein Viertel auf fünf.“

„Es thaute. Es tropfte von allen Dächern. Ein Wetter, als wenn die Welt sich auflösen sollte.“

„Etwas sagte immerzu vor meinem Ohr: „Rasch!“ Ich hörte es so deutlich, daß ich mich umdrehte, ob da Jemand wäre.“

„Das Casino liegt draußen am Wall, Löß wohnte in einem der alten

Häuser hinter dem Markt. Wenn man nach dem Schützenhause wollte, mußte man da vorbei; ich glaube, jedes Kind in der Stadt wußte, daß hier der Lieutenant von Löß wohnte.

„Der Herr Lieutenant ist ausgegangen,“ sagte der Buriche.

„Dann werde ich warten, bis der Herr Lieutenant wiederkommt.“

Ich ging an dem glöckenden Kerl vorbei und suchte die Thür des Wohnzimmers zu öffnen. Etwas leistete Widerstand, die Thür schien von innen verschlossen zu sein. Aber ich stemmte, und der Riegel war wohl morsch. Die Thür sprang auf.

„Löß saß an seinem Schreibtisch, eine Menge Papiere vor sich, Rechnungen, vergilbte Schulzeugnisse, in den Ranten brüchig gewordene Briefe.

„Er sah mich groß an. Ich hatte zugeriegelt.“

„Verzeih! Laß’ Dich nicht stören! Ich warte gern.“ Ich setzte mich.

„So?“ Er schob die Papiere auf einen Haufen zusammen, legte sich zurück und starrte schweigend gradaus.

„Ich auch.“

„Du, ich hab’ wirklich zu schreiben,“ sagte er endlich gereizt. „Was willst Du eigentlich?“

„Dich besuchen.“

„Kannst Du nicht nachher wiederkommen?“

„Nein.“

„Er wollte heftig werden, besann sich aber und begann wirklich sich mit mir zu unterhalten. Immer in der durchleuchtenden Hoffnung, daß ich mich nun bald empfehlen würde.

„Thörichte Erwartung! Ich war fest entschlossen, Löß diesen Abend nicht mehr zu verlassen. Am besten war es, wenn ich mich irgendwo mit ihm festkneipte, bis er nicht mehr wußte, was er gewollt hatte. Es war keine Noth, daß ich selbst nicht nüchtern bleiben würde: ich vertrug mehr als er.

„Morgen mußte man dann weitersehen. Er würde es ja überwinden. Heut noch bin ich dessen gewiß, in einem halben Jahr hätte Löß die Geschichte vergessen gehabt, so sehr sie in ihm rumorte damals.

„Endlich wurde es ihm zu arg. ‚Thu’ mir den einzigen Gefallen und komme in einer Stunde wieder! Ich habe da einen Brief, der noch heute fort muß, und ich kann nicht schreiben, wenn mir Jemand auf die Finger sieht.“

„Vor diesem triftigen Grunde erhob ich mich. Aber es war nur, um einen Vorwand zu suchen. Ich dachte nicht daran, den Menschen mit dem verstörten Aussehen sich selbst zu überlassen. Seine Augen waren wie irr.

„Es schlug fünf.“

„Löß zuckte zusammen. ‚Geh’ doch nur!“

„In diesem Augenblick klingelte es draußen, zwei Mann von Fiischens Zug erschienen zum Strafrapport und erfüllten das Zimmer mit dem Commisgeruch ihrer Kleider und Stiefel.

„Hol sie der Teufel!“ schrie Löß.

„Ich stand am Fenster. Unten auf der Straße ging der Nachmittagsbriefträger. Seine Umhängetasche war leer, er war fertig mit dem Abtrag.

„Die Leute waren fort. ‚Du bist noch da!‘ machte Löß. Er war heiser wie vor Aufregung.

„Zehn Minuten nach fünf!

„Höre mich!“ fing ich an.

„Er war unfähig sich länger zu beherrschen, er stampfte wüthend mit dem Fuß auf.

„Ein scharfes Klingeln an der Außenthür. Löß stöhnte. Wir horchten Beide. Eine weibliche Stimme!

„Das hatte ich nicht erwartet!“ murmelte er, freidesahl, verzerrt und doch wie lächelnd.

„Raum hatte ich Zeit sein Schlafzimmer zu gewinnen. Aber die Thür konnte ich nicht mehr einklinken, denn da stand Fräulein von Raub schon auf der Schwelle der Bohnstube, glühroth, angstvoll und zornig, um den Kopf nur ein Tuch gewickelt, einen Regenmantel übergeworfen, in dem man bei sommerlichen Landpartien die Frau Oberstlieutenant öfter gesehen hatte; weggelaufen von Hause im ersten besten, was ihr zur Hand war, in kopfloser Hast noch zurecht und zuvorkommen.

Sie starrte über's ganze Zimmer, bis sie Löß sah, der vor ihr stand. Nun ließ sie ihn nicht mehr los mit den Augen.

„Löß, was haben Sie mir geschrieben!“ rief sie, trat mit zwei großen Schritten näher und schwenkte unter ihrem Mantel ein Brieflein hervor wie eine Fahne.

„Ihre Kleider waren bespritzt vom Schneewasser aus den Dachrinnen.

„Was um Gotteswillen dachte sie sich nur eigentlich? Nicht wahr, so fragt man sich jetzt, und wenn man die ganze Geschichte betrachtet. Ich glaub', sie dachte gar nicht, ging einfach impulsiv vor, sah, daß was in's Werk trat, was ihr fürchterlich war und was sie verhindern wollte. Und in ihrer Angst lief sie in's Feuer wie Schafe in den brennenden Stall.

„Denn ein Schäfchen war sie, so ausgewachsen sie sonst er schien mit ihren vollen Rundungen. Ein Kind . . . mit einem Wort ein wohlgezogenes Mädchen. Das hat Gefühle, weltläufige Formen, alles Mögliche. Nur nicht die Fähigkeit die Dinge, sich und Andere klar anzuschauen. Das läuft in's Wasser und denkt: Ach was, ich gehe darüber hin wie Petrus.“

„Item ein außer sich gerathenes Geschöpf, das mit einem großen Aufwande von Mädchenlogik den Muth zu diesem ungewöhnlichen Besuch in der Junggesellenwohnung gefaßt hatte, in der festen Hoffnung alle Kalenderheiligen würden sich vereinen, es unverfehrt und unbeobachtet aus den immerhin gefährlichen Räumen wieder hinauszubringen.

„Ja, Löß hatte ja keine Schildwache vor seiner Thüre stehen! Niemand würde was merken. Es handelte sich sozusagen um ein gutes Werk, ein

Gebot der Pflicht, um ein Menschenleben! Wenn's auch nicht ganz passend sein mochte. Löß würde sie doch nicht verrathen!!

„Ich gab mir natürlich alle Mühe, blind und taub zu sein. Erfolg hatte das nicht viel. Durch den Spalt der Thür hörte ich das nicht gedämpfte Gespräch, und im Spiegel neben mir sah ich doch unwillkürlich einen Schimmer der Gestalten. Wenn ich zartfühlender Jüngling auch aus dem Fenster stierte und meine ganze Aufmerksamkeit auf das schlechte Wetter zu richten versuchte, hinaus konnte ich nicht, obwohl eine Thür vom Schlafzimmer auf die Hintertreppe führte, denn die war verschlossen und der Schlüssel abgezogen.

„Ich hatte doch gesehen, wie es Löß anfaßte, als er die Stimme der Rauh vor seiner Thür hörte. Nun sagte er in der eifigsten Art, näselnd geziert, mit der Zunge anstoßend, wie im Ballsaal:

„In der That, gnädiges Fräulein, ich bin überrascht — —“

„Sie faßte ihn offenbar nicht. Diese Ruhe! Mein Gott, sie wollte ihn doch erschüttern! Es zerstücktete sie.

„Sie haben — — Wie? Haben Sie denn nicht — —?“

„Ich hab'.

„Löß, Herr von Löß! Nein!“

„Ich hab' und ich werde! Ja.“ Fischchen gerieth plötzlich in Fluß, zugleich in eine Bersekerwuth. Er sprach in dumpfen Baumentönen.

„Allerdings, ich stehe jetzt vor Ihnen wie ein blöder Thor. Ich hab' Ihnen geschrieben, um fünf, und ich bin noch. Ich bin abgehalten worden, abgehalten in der dümmsten Weise. Ach, daß ich . . . Auf Ehre, es war so. Was red' ich! Ich werd's beweisen!“

„Nein!“

„Ich fuhr nun doch herum und sah wie Fräulein von Rauh, ihrer selbst nicht mehr mächtig, sich dem aufgeregten Löß in den erhobenen Arm warf. Mit ihrem Körper deckte sie ihn gleichsam vor dem Nichts, mit ihren Armen hielt sie ihn zurück am Leben.

„Löß stand wie ein Stock mit seiner süßen Last. Am Ende mit sich selbst, am Ende!

„Aber ich wußte das damals nicht.

„Sie besann sich. Zitternd aufsteufzend löste sie sich von ihm, riß den obersten Knopf von ihrem Mantel auf, um Luft zu bekommen. Nun zuerst sah sie beschämt aus. Daß sie da herein gerannt war zu Löß, darüber war das gute Ding bisher nicht verlegen geworden. Aber daß sie eben . . . daß er . . . ihm am Halse! Nein, jetzt schämte sie sich. Sie seufzte wieder, wollte reden und zwang kein Wort hervor.

„Plötzlich fiel sie auf den Stuhl am Tische nieder und brach in Weinen aus. Das Haar hing ihr wirr um's Gesicht, ihre Thränen fielen auf den Regenmantel, auf die Platte des Tisches, flinkernd und blitzend. Und

während sie schluchzte, hatte sie doch noch Zeit, sich weiter zu schämen. Die Röthe stieg ihr immer höher empor am Nacken.

„Ein ungewöhnliches Bild war es schon, sonderbar zusammenhangslos. Auf Lößens schäbigem Stuhl das schöne Mädchen aus der besten Gesellschaft, weinend, außer sich, und ganz gleichgültig gegen den Verlust der wohl-erzogenen Ruhe, deren sie sich sonst befeßigte. Um sie her die Kahlheit der Junggesellenwohnung (wir waren damals noch nicht stilvoll eingerichtet), und Löß selbst in der krampfhaften Ballsaalhaltung, mit der er sich vor den Aeußerungen seiner an Irrsinn streifenden inneren Wuth — und Anderem zu retten suchte.

„Ein bißchen Gemeinverständlichkeit kam in das Bild, als Löß endlich natürlich nicht mehr so ungerührt bleiben konnte, um nicht die Hand der Weinenden zu ergreifen und zu streicheln.

„Sie ließ es sich gefallen. Lieber Gott, sollte sie ihn noch mehr aufbringen? Ja, sie weinte schwächer, und schließlich that sie ihr nasses Tücheln von den Augen, drückte es in der Rechten zusammen und sah Löß an. „Was denn nun aber?“

„Er sprach nicht, er schaute sie nur an. Sonderbar, sie vermochte es jetzt nicht mehr auszuhalten, sah verwirrt aus und blickte nieder.

„Sie haben Angehörige,“ sagte sie halb.

„Einen Bruder, dem es angenehm sein wird, wenn er meine Schulden nicht mehr zu bezahlen braucht.“

„Denken Sie an Gott!“

„Gott, der Mechthild Raub erschuf!“

„Nun raffte sie sich und redete bestimmt.

„Ich will Ihnen sagen, Sie zerstören mein Lebensglück. Ich kann Hausner nicht heirathen, wenn Sie das gethan haben. Ich brächte es nicht fertig. Ich würde mich todtfürchten bei dem Gedanken, Ihr Sterben hinge an mir und Hausner — — und der Zukunft.“

„Das war klipp und klar ausgedrückt. Aber Löß hatte immer noch Mechthilds Hand. Wieder wandte ich mich ab.

„Glauben Sie wirklich, daß ich Rücksichten nehmen würde, damit Sie Hausner heirathen können?“

„Was that ich Ihnen?“

„Sie wußten, daß ich Sie liebe.“

„Nicht so!“

„Nein, nur zum Spaß! Und es war ja auch erst nur Spaß. Aber Funke heute, Flamme morgen. — Ihr denkt, ich wäre ein Knabe!“

„Selbst jetzt erinnerte er sich daran.

„Sie antwortete nicht.

„Was aus mir wird, ist Ihnen im Grunde eins.“

„Nein.“

„Nicht?“

„Wieder keine Antwort.

„Thilda, Thilda, ich hatte Sie so lieb! Ich konnte nicht gehen, ohne daß Sie wußten warum. Ich kann nicht leben, wenn Sie den Heirathen, einmal, ein einzig Mal Deine Lippen — — Mechtild — —“

„Ein Schweigen.

„Muß ich sagen, daß ich nun doch hinüberstarrte und auch nicht wieder fortjah?

„Es war wohl unverantwortlich.

„Aber man bedenke, ich war über zwanzig Jahre und hatte mangels Initiative noch kein Mädchen geküßt! Ein sehnächtiger Stockfisch Alles in Allem.

„Ich schmachtete also in's Spiegelglas. Und sah zu meiner Ueber-
raschung, daß Löff Fräulein von Raub im Arm hielt, wie es schien schon seit längerer Zeit, daß es sichtlich in ihr schwellte, und daß sie in Fischchens Gesicht schaute wie verzaubert.

„Und nun begann er wieder, gedämpft, schwül, lautathmend, kaum fähig zu sprechen.

„Mechtild, geliebtes Weib, Du bist verloren. Du bist seit einer Stunde bei mir. Dein Ruf ist vernichtet, wenn ich es will. Glaubst Du nun, daß Du in der Gewalt dessen bist, mit dem Du spieltest?“

„Sie schrie rauh auf. Jetzt erst sah sie ihre Gefahr, die Lage. Sie starrte gradaus. Aber dann — — wehrte sie sich, wollte sie sich retten? Nein. Seltsame Wallung! Sie warf sich Löff an den Hals, stürmisch Brust an Brust drängend.

„Du — —!“

„Was Hausner! Was wußte sie von ihm! Ein so trefflicher Mensch wie der jagt der Braut gewiß keine Ueberschwänglichkeiten. Von der Ausstattung hatten sie gesprochen, von den losen Härchen, die Mechtild aus der Stirn streichen sollte.

„Der hier sprach von Liebe.

„Da schlug es zusammen über ihr. Was? Das Weib.

„Ihre starke Empfänglichkeit. Ihre einfache Natur, die nur empfinden konnte, nicht folgern.

„Wer hatte sie erweckt zum Bewußtsein? Löff!

„Wie jagt der alte Moses?

„Du sollst Dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das im Himmel, noch deß, das auf Erden ist.

„Leute, ideale Leute, wie Hausner machen sich aus der Braut ein Vollkommenheitsbild — ohne Blut.

„Das rächt sich. Die frömmste Lüge rächt sich.

„Wir brauchen offene Augen im Kampf mit dem Adam.

„Ein Raub, ja! Aber was ist Wahrheit?

„Löß befaß sich auf mich. Er kam zu mir herein. Den Finger auf der Lippe, reichte er mir den Schlüssel zur Hintertür.

„Er sah aus wie ein Mensch, der von Gott und allem Guten verlassen ist. Ich sehe ihn noch. Er stand mit dem Gesicht gegen das Fenster, und das Regenlicht zeigte jede Einzelheit seiner Erscheinung. Die Gestalt war in der Erregung haltungslos geworden. Die Augenhöhlen eingesunken, der Blick zerfahren, alle Züge erschlafft. Er war häßlich in der Leidenschaft.

„Löß — —!“

„Es war eine schauerhafte Lage für mich. Was sollte ich thun? Hineingehen und das Fräulein fortbringen? Ueberhaupt, was thut ein Dritter bei solcher Sache? Er thut am besten, wenn er garnichts thut. Je weniger Mitwisser das Ding hat, desto eher ist es möglich, daß es sich wieder eintrenkt.

„Außerdem standen mir die Haare zu Berge bei dem Gedanken, daß ich, Jßen, der überhaupt nie mit Damen sprach, bei dieser heiklen Angelegenheit eingreifen sollte.

„Morgen giebst Du mir den Schlüssel wieder,“ murmelte Löß.

„Ich sah ihn an — und ging. Soviel Albernese spielt mit in den traurigsten Verwicklungen: dies ‚Morgen‘ beruhigte mich. Wenn ich morgen Löß den Schlüssel wiedergeben sollte, konnte Löß doch morgen nicht — — todt sein.

„Nein, das Leben würde weitergehen über diese Stunde hinweg. Die Stunde würde vergehen; Löß, ich, die altgewohnten Verhältnisse würden bleiben. Das hieß, daß Alles noch verhältnißmäßig gut werden sollte.

„Ich war aufgeregt, ich konnte nicht klar denken.

„Indem ich die Hintertreppe herabstufte (sie war erschrecklich steil und dunkel), nahm ich mir vor Allem vor, Löß bei nächster Gelegenheit meine Meinung zu sagen. Die Geschichte ging mir denn doch über die Freundschaft. Die Braut eines Kameraden, die Nichte des Oberstleutenants!

„Ich konnte meine Mitwisserschaft gar nicht verantworten.

„Auch Lößens verrückte Ansprache gestern bei Tisch fiel mir ein. Man hatte sie nicht gehört scheinbar. Man hatte ihn geschont.

„In der Nacht schrat ich ein paarmal auf.

„Als mein Joseph am anderen Morgen eintrat, meldete er:

„Der Burche von Herrn Lieutenant von Löß hat den Schlüssel geholt.“

„Welchen Schlüssel? — Gabst Du ihn?“

„Befehlen ja, Herr Lieutenant.“

„Mir zitterten die Beine. Ich stürzte zu Löß.

„Eine Menschenansammlung war vor dem Hause. Ich kam schon zu spät. Er hatte sich erschossen.

„Am demselben Tage ging Fräulein von Rauhs Verlobung zurück. Warum?

Man mochte wohl einen Zusammenhang muthmaßen zwischen den Er-

eignissen. Beweise waren zunächst nicht da, indem ich sowohl schwieg als Hausner, der ja auch mehr oder minder eingeweiht sein mochte.

„Und der Bursche von Löß? Ich weiß nicht wie es kam, daß auch der nicht sprach.“

„Lößens Schulden wurden von seinem Bruder bezahlt. Auch die waren nicht so drängend, daß sie ihn erdrückt haben konnten. Der Selbstmord schien räthselhaft. Nur auf Geistesstörung zurückzuführen.“

„Erst nach einem halben Jahr drangen, Gott weiß auf welchen dunklen Wegen durch Dienstboten und Krämergeschwätz, Einzelheiten in die Deffentlichkeit, die sich so ziemlich mit der Wirklichkeit deckten, dieselbe sogar noch überboten. Zwischen Löß und Thilda sollte von langer Hand her ein Verhältniß bestanden haben, das dann schließlich das verdiente Ende mit Schrecken nahm. Und derlei Tollheiten mehr. Schneiderinnen und Ladendiener besprachen mit Schadenfreude das Exempel vom Verderb der vornehmen Welt, in der guten Gesellschaft war man bitter empört.“

„Es ging Niemand diesen Uebertreibungen auf den Grund. Hausner war auf seinen Wunsch versetzt worden, der Oberstlieutenant hatte fern im Osten ein Regiment bekommen. Fräulein von Rauh war verschwunden in einem Kloster der büßenden Schwestern in Südfrankreich.“

„Und was hätte eine Nichtigstellung denn hier viel thun sollen? Eine Schuld war da. Kein Gott half dagegen.“

„Aber — — So kam es.“

* * *

Jßen starrt erinnerungsverlunken in sein Glas.

„Ah, ich hab' die Worte nicht. Aber wenn Einer die Gabe hätte, die Menschen sehen zu lassen, wie die Irrungen entstehen — es ihnen zu zeigen, als ob sie dabei wären, wie so etwas empornwächst — der Mann würde mehr thun für den Frieden auf Erden, als alle Schwarzröcke der alten und neuen Zeit.“

„Ja,“ jagt Henner, „aber die Sache bleibt dieselbe. Unerhört. Wenn man denkt, ein Mensch von guter Familie! Ich kann wohl sagen, mir wäre das nie passiert.“





Fürstbischof Dr. Kopp.

Von

* * *

„Vir probus et sapiens“
Sen.

Ein richtiges Lebensbild des Bischofs von Breslau, Dr. Georg Kopp zeichnen will, muß vor Allem seine Blicke auf den Kulturkampf lenken, in welchem dieser Kirchenfürst eine hervorragende Rolle gespielt hat. Er selbst nannte in seiner Herrenhausrede vom 13. April 1886 das Ende desselben: „den welthistorischen Abschluß eines großen Streites“, und gab mit diesen Worten seinem Biographen einen Fingerzeig, wo der Kernpunkt der politischen, ja historischen Bedeutung Dr. Kopp's liegt, denn dieser welthistorische Abschluß wäre ohne die einflußreiche Mitwirkung desselben nicht zu Stande gekommen, oder wenigstens nicht so schnell erfolgt, wie es geschehen ist. Der Kulturkampf bildet den Hintergrund, aus welchem das Bild seines Wesens sowohl, als seiner Thätigkeit leuchtend hervortritt.

Heute, wo seit dem geschichtlich denkwürdigen Streite zwischen der Regierung und Kirche in Preußen fast zwei Jahrzehnte verflossen und durch die Veröffentlichung von Actenstücken die Geheimnisse von Ursache, Wirkung und Ende desselben enthüllt worden sind, kann man wohl die Frage: was diesen Kulturkampf veranlaßt hat? stellen und unbefangen beantworten.

Von kirchlicher Seite wird behauptet, daß der damalige Reichskanzler Fürst Bismarck, nachdem er die Gründung des deutschen Reiches vollendet, „die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts weiterführen und das infolge der Glaubensspaltung auch politisch zerrissene Deutschland unter einem evangelischen Kaiser zu einem festen Ganzen vereinigen wollte.“ Wenn dies gelungen, sollte der Herrscher dieses großen evangelischen Reiches die politische

und kirchliche Führung in ganz Europa übernehmen. Die römisch-katholische Kirche in Deutschland würde sich dann in eine preussische verwandelt und später zu einer deutschen Nationalkirche umgestaltet haben.

Die letztere Idee wäre, wenn sie Fürst Bismarck jemals gehegt und gepflegt, keine neue gewesen, denn sie wurde bereits im elften Jahrhundert vom Erzbischof Adalbert von Bremen, einem Grafen zu Wettin, auszuführen versucht. Dieser Kirchenfürst wollte nicht allein die deutsche katholische Kirche von Rom losrennen, sondern auch ein nordisches Papstthum, das ganz Deutschland, Großbritannien und die nordischen Königreiche umfaßte und dessen Metropole die Stadt Hamburg sein sollte, aufrichten. Er fand aber in dem Mönche Hildebrand, dem nachmaligen Papste Gregor VII. einen Gegner, welcher begabter, willenskräftiger und mächtiger als er, sein Unternehmen zu nichte machte. Wie ganz anders würden sich die kirchlichen und politischen Geschehnisse und die Geschichte von ganz Europa gestaltet haben, wenn an den Gestaden der Nordsee ein Papst geessen? Deutschland wäre die Reformation erspart geblieben.

Zum Beweise, daß Fürst Bismarck die Gründung eines evangelischen Kaiserthums im Gegensatz zum heiligen römischen Reich deutscher Nation, welches einst ein katholisch-theokratischer Staatenbund gewesen, beabsichtigte, wurde in der katholischen Presse eine Aeußerung desselben angeführt. Er machte sie am 13. September 1870 in Rheims, indem er sagte: „Die Franzosen sind innerhalb zweier Jahrhunderte fünfzehnmal in Deutschland eingefallen. Um Frankreich in die Lage zu versetzen, daß es nicht mehr angreifen könne, muß man es ganz ohnmächtig machen. Im Uebrigen haben die lateinischen Racen ihre Zeit hinter sich, sie sind im vollen Zerfall. Es bleibt ihnen nur noch ein Element der Kraft: die Religion. Wenn wir aber Herr des Katholicismus sind, werden sie bald verschwinden.“

Von Seite der Gegner der katholischen Kirche wurde dagegen die Fraction des Centrums als diejenige genannt, welche den Kulturkampf heraufbeschworen hat. „Gebildet und geführt von Männern, welche Bundesgenossen des römischen Jesuitismus sind, hat dieselbe alle Mittel kirchlicher und politischer Agitation in Bewegung gesetzt, um das Zustandekommen der Einheit Deutschlands zu verhindern. Sie hat sofort bei Begründung des deutschen Reiches denjenigen Gegensatz in den Vordergrund gestellt, welcher Deutschland am blutigsten zerrissen und seit mehr als dreihundert Jahren das deutsche Reich gespalten hat. Dieser Gegensatz ist der confessionelle, der Gegensatz von katholisch und evangelisch. Es heißt nichts anderes, als die Einheit mit der größten Spaltung beginnen, wenn man in einem politisch parlamentarischen Körper, welcher die deutsche Nation und deren Einheit repräsentiren soll, die politische Parteibildung auf der Basis der Confession vollzieht. . . Die deutsche Regierung wird sich entschließen müssen, Aggression mit Aggression und zwar gleichmäßig nach außen wie nach innen zu begegnen. . . War schon vor dreihundert Jahren in Deutschland das Deuththum stärker, als das

Römerthum, um wieviel mehr heute, wo Rom nicht mehr die Hauptstadt der Welt ist, und wo die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte eines deutschen Fürsten ruht.“

So lautete ein am 22. Juni 1871 in der „Preussischen Kreuzzeitung“ veröffentlichter Artikel, welcher, wie dessen Verfasser Geheimrath Wagner versichert, vom Reichskanzler „eigenhändig mit Correcturen versehen“ worden war.

Diese Kriegserklärung gegen die katholische Kirche erhielt zwei Jahre später die Sanction des Kaisers, welcher an den Papst am 3. Sept. 1873 schrieb: „Zu meinem tiefen Schmerze hat ein Theil meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisiert, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden confessionellen Frieden durch — staatsfeindliche Untriebe zu stören sucht.“

Die Centrumspartei wurde im Jahre 1852 vom katholischen Volke in Preußen zur „Vertheidigung seiner von der kirchenfeindlichen Regierung angegriffenen Rechte“ ins Leben gerufen und war im Laufe der Zeit wieder verschwunden, so daß sie während der Legislaturperiode 1867—70 kein Mitglied zählte. Als sie in den darauf folgenden, 1870—75 mit 53 und 87 Mitgliedern stark wieder aufstandte, schrieb der Breslauer Domcapitular Dr. Künzer: „Die Bildung der Centrumsfraction war, wie auch Herr Peter Reichensperger erklärte, ein politischer Fehler.“

Und der Pfarrer an der Sanct Hedwig-Kirche zu Berlin, Müller, erzählte in seinem „Märkischen Kirchenblatt“ vom 10. November 1888, daß nicht nur der Abgeordnete Peter Reichensperger, sondern auch — Dr. Windthorst „von der Reconstitution der katholischen Fraction abgerathen habe.“

Welche Wandlung in seinen Anschauungen mag Dr. Windthorst seit dem Tage durchgemacht haben, wo er diese Aeußerung gethan hat! Was wäre sein Schicksal als Politiker gewesen, wenn nicht die Centrumspartei, gegen deren Neubildung er gestimmt hat, ihn zum Führer wählte. Er verdankt ihr alles, seinen politischen Ruf und seine von allen Parteien anerkannte historische Bedeutung. Sie bot ihm, dem depössedirten Minister Hannovers die Arena, in welcher er siegreiche Turniere ausfechten durfte, und war zugleich die Leiter, auf der er zur sonnigen Höhe eines der besten Parlamentarier der Neuzeit emporfletterte.

Wir entdecken übrigens im Leben dieses Mannes noch eine ähnliche Wandlung, welche Zeugniß giebt, daß er zu Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn nicht der überzeugungstreue Katholik gewesen, als der er am Ende derselben gepriesen worden ist.

Er war kein Freund der Jesuiten und tabelte es offen, daß sie das Dogma von „der Unfehlbarkeit des Papstes“ in Scene gesetzt hatten; damals soll er seinem Aerger darüber durch das geflügelte Wort: „Ich werde für die Jesuiten niemals einen Finger krumm machen!“ Luft gemacht haben. Und gerade zwanzig Jahre später, nachdem er diese minder kirchliche Aeußerung gethan, bildete die Rückberufung des Jesuitenordens nach Deutschland seinen

Lieblingwunsch, für dessen Ausführung er nicht allein alle zehn Finger krümmte, sondern auch die wärmste Agitation trieb. Sie soll sogar seine Agonie in Anspruch genommen haben, denn die letzten Worte, welche aus seinen Lippen kamen, waren: „Ich fordere die Rückkehr der Jesuiten!“ Mit diesem Rufe hauchte er seine große Seele aus.

Da die Ansicht der katholischen Kirche über die Ursachen des Kulturkampfes mit der ihrer Gegner im schroffen Gegensatz steht, so mußte man eigentlich darauf verzichten, diese Frage klar und voll gelöst zu sehen, wenn nicht Fürst Bismarck selbst die Antwort darauf gegeben hätte. Er that dies wenige Tage nach dem Tode des Dr. Windthorst und zwar in einer Weise, welche sowohl das, was von kirchlicher, als auch das, was von Seite der Regierungsanhänger über die Entstehung des großen Kirchenstreites gesagt worden ist, — bestätigt. Er jagte:

„Unter Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung, vom Fortschritt bis zur äußersten Rechten nahm im Jahre 1871 die Regierung den Handschuh auf, der ihr durch die Bildung des Centrums, das eine wirksame Unterstützung bei den Jesuiten fand, hingeworfen wurde. In den Kämpfen des Centrums gegen die Regierung hat sich diese Anlehnung derselben an den in Rom mächtigen Einfluß der Jesuiten wiederholt wirksam erwiesen und die Berständigungsversuche, welche die Regierung dem Papste gegenüber machte, zu entkräften gewußt. Die Stärke der Windthorst'schen Position hätte sich an der päpstlichen Stütze nicht allein halten können, wenn ihm nicht die der — Jesuiten zu Gebote gestanden. Diese aber konnten sich mit der Entwicklung des neuen deutschen Reiches und der evangelischen Dynastie an der Spitze, nicht befreunden.“

Der Kampf begann mit einer Reihe von Gesetzen, welche wie Fesseln um den Leib der Kirche geschlungen wurden und die seelsorgerliche wie disciplinäre Wirksamkeit ihrer Bischöfe und Priester hart beschränkte; die ersteren erklärten in ihrer Collectiv-Eingabe vom 16. Mai 1873: „Die Maigesetze verletzten die Rechte und Freiheiten, welche der Kirche Gottes zustehen. Eine Anerkennung derselben wäre nicht allein einer Verwerfung des göttlichen Ursprungs des Christenthums, weil es das unbedingte Recht des Staates einräumt, das Gebiet des christlichen Lebens durch Gesetze zu bestimmen, sondern auch ein Verzicht auf alle historischen und positiven Rechte der Kirche in Preußen.“

Der Culturkampf, dessen schärfste und für die katholische Kirche verletzendste Spitze nach einem Ausspruche des Fürsten Bismarck nicht so sehr „in den meritorischen Streitobjecten,“ als vielmehr in der „zu subtilen juristischen Ausarbeitung der Kampfmittel“ lag, dauerte dreizehn Jahre. Ein düsteres Bild in der Geschichte des deutschen Volkes, dessen Schilderung nicht in den Rahmen dieser Lebensskizze paßt.

Während sich die katholische Kirche in Kampfesstimmung befand, wurde sie durch die Nachricht überrascht, daß der Fürstbischof von Breslau Dr. Heinrich Förster, ein Vorgänger des Dr. Georg Kopp, bei Anstellung

eines Pfarrers die Zustimmung der staatlichen Behörde nachgesucht und dadurch indirect die Maigesetze anerkannt habe.

Der Bischof von Breslau handelte damals in Uebereinstimmung mit Dr. Windthorst, welcher in einer Parlamentsitzung erklärte: „Der Friede zwischen Kirche und Staat läßt sich nur dadurch herstellen, daß man die Principien bei Seite stellt und sich dann zu vertragen sucht“.

Weiß, der Act des Bischofs und der Grundsatz des Mitgliedes der Centrapartei wurden von den deutschen Katholiken entschieden mißbilligt. „Der Kulturkampf ist ein Principienkampf,“ sagten diese, „und wer in einem solchen Kampfe ein Princip bei Seite stellt, der giebt es auf! Wenn wir dies gewollt hätten, so würden wir nicht die großen Opfer bringen, um unserem Princip, das der Freiheit der Kirche, zum Siege zu verhelfen!“

Der Reichskanzler Fürst Bismarck, welcher den von der katholischen Kirche „hingeworfenen Handschuh aufgenommen“ und den Kulturkampf begonnen hatte, war der erste, der ihr die Hand zum Frieden reichte.

Es geschah dies anfangs durch die Vermittelung der päpstlichen Nuntien zu München und Wien, durch Sendung des Herrn von Schöller nach Rom und später durch die Vorlage von „Friedensgesetzen.“

Welches waren wohl die Gründe, welche den Reichskanzler dazu bestimmten? Er hat sie in seiner Parlamentsrede, am 21. April 1887 offen kundgegeben:

„Wir können schweren Prüfungen entgegengehen, sowohl in auswärtigen Kämpfen, als auch in innern Kämpfen gegenüber Umsturzparteien verschiedener Kategorien. Mein Bedürfnis war es gewesen, ehe wir diesen Prüfungen ausgesetzt werden, alle inneren Streitigkeiten von uns abzuthun, die in der That entbehrlich sind. Und für entbehrlich halte ich den Kirchenstreit!“

Es war das Gespenst des Socialdemokratismus, das den Reichskanzler bewog, dem Kulturkampf ein Ende zu machen, denn er sah, daß ein Volk, welches seiner Priester und deren geistlichen Hülfe beraubt war, den Verführungen der Umsturzparteien preisgegeben sei. Und erkannte es auch ebenso klar, daß er gerade in der katholischen Kirche eine mächtige Bundesgenossin im Kampfe gegen die socialdemokratische und anarchistische Partei finden werde. Um das Unentbehrliche zu retten, verzichtete er auf das Entbehrliche; um seine Schöpfung, das neue deutsche Reich, vom Pestübel des Socialdemokratismus zu desinficiren, schloß er mit der Kirche, welche seit ihrer Stiftung die Hüterin der von Gott eingesetzten Ordnung gewesen ist, Frieden, indem er ihr die einstigen Freiheiten und Rechte wiedergab.

Welcher patriotisch gesinnte Deutsche wird in dieser Umkehr des Reichskanzlers etwas Anderes erblicken, als den Drang, für die Sicherheit und Größe der Nation zu sorgen, als die Erkenntniß, daß er den katholischen Staatsbürgern ein Unrecht zugefügt habe. Er gestand das Letztere in seiner Herrenhausrede vom 23. März 1886 selbst ein:

„Niemals ist der Friede dadurch erreicht worden, daß man ausschließlich mit Staatsgesetzen decretirte, womit der Katholicismus für seine confessionellen Aufgaben zufrieden sein mußte. Das Gesetz hat seine Gültigkeit, aber wenn wir es zwangsweise und ohne Rücksicht auf die Wünsche der Betheiligten durchführen wollen, so sind wir schließlich zu einem gewalthätigen Verfahren dauernd genöthigt. Wir schaffen die Conflicte als dauernde Institution.“

Ich wenigstens muß dem Versuch, unsere katholischen Landaleute gegen ihren Willen dauernd zu vergewaltigen, meine Mitwirkung verjagen.“

Der Friedensschluß des Reichskanzlers mit der katholischen Kirche erregte damals, je nach dem Parteistandpunkte der Zuschauer die Ver- und Bewunderung der deutschen Nation.

„Man muß gestehen, daß eine solche Erscheinung in der parlamentarischen Geschichte einzig dasteht und stets vereinzelt bleiben wird“, schrieb Dr. Jörg in den „Hist. pol. Blättern“. „Kein anderer verantwortlicher Minister ist denkbar, der die Vertretung einer solchen Umkehr nicht dem Nachfolger hätte überlassen und sich in die Stille des Privatlebens zurückziehen müssen. Nur Fürst Bismarck konnte das wagen.“

Jeder, der den Verlauf des Kulturkampfes mit vorurtheilslosen Blicken beobachtet hat, wird zur Ueberzeugung gekommen sein, daß der Reichskanzler in der Wahl der Personen, welche für die Ausführung der Maigesetze thätig sein sollten, nicht glücklich gewesen ist. Sie versuhren oft mit einer Härte und Rücksichtslosigkeit, welche an die Zeiten der Reformationskämpfe erinnerte.

Um so besser gelang es dem Fürsten Bismarck, den richtigen Mann zu finden, welcher ihm beim Friedensschluß mit der katholischen Kirche erfolgreich helfen konnte.

Es war dies Dr. Georg Kopp, der damals auf dem Bischofsstuhl zu Fulda saß.

Er wurde am 25. Juli 1837 zu Duderstadt, einer kleinen Stadt Hannovers geboren; seine Eltern, arme Weberleute, sandten ihn in die Bürgerschule seines Heimatortes und später, als Georg Fleiß und Freude am Lernen zeigte, auf das Progymnasium, wo er vom Jahre 1849 bis 1852 mit Auszeichnung studirte.

Durch die Vermittelung mehrerer Freunde, welche die guten Anlagen des Jünglings bewunderten und fördern wollten, konnte er das Josephs-Gymnasium zu Hildesheim besuchen, wo er vier Jahre zubrachte und mit Preisen gekrönt wurde. Trotz seiner zarten Gesundheit widmete er Tag und Nacht den Studien und bestand im Jahre 1856 das Abiturientenexamen mit Auszeichnung; obwohl er den Drang fühlte, die Universität zu besuchen, so fügte er sich doch dem eisernen Muß, sich bald selbständig Brod zu verdienen, und trat als Telegraphenbeamter in den Staatsdienst. Nachdem er zwei Jahre lang in Hannover und zu Neustadt am Rübenberg in einem Verufe gelebt hatte, der ihm keine Zufriedenheit brachte, entschloß er sich im Jahre 1858 zum Studium der katholischen Theologie und wanderte nach Hildes-

heim, wo er die philosophisch-theologische Lehranstalt besuchte und im Jahre 1861 Aufnahme in das Priesterseminar fand. Kopp ist ein neuer Beweis für die uralte Behauptung, daß das ganze Lebensglück eines Mannes von der Wahl des richtigen Berufes abhängt; und daß er ihn fand, verdankt er seinem eisernen Willen, der sich weder durch den Mangel an irdischen Glücksgütern, noch von der Aussicht in seiner jetzigen Stellung bald befördert zu werden abhalten ließ, sich dem Dienste der Kirche zu weihen. Es waren gewiß harte, an Entbehrungen reiche Jahre, welche er als mittelloser Student verlebte, nachdem er eine sichere Anstellung aufgegeben hatte; er fand aber volle Entschädigung dafür in dem Bewußtsein: „Dieser und kein anderer Weg führt mich zu einer Thätigkeit, an der ich volle Freude haben werde.“

Er empfing am 28. August 1862, dem Feste des großen Kirchenlehrers St. Augustin im Hilbesheimer Dom die Priesterweihe und reiste dann in seine Vaterstadt, um dort die erste Messe zu feiern. Seine erste Anstellung fand er als Schulvicar im Waisenhause zu Henneckenrode, und dann als Caplan in Dethfurth. Er zeigte in seinem Berufe als Seelsorger und Lehrer so viel apostolischen Eifer, milden Sinn, warme Verehrsamkeit und evangelische Klugheit, daß ihn der Bischof nach Hilbesheim berief und zum Assessor am Generalvicariat ernannte. In diesem arbeitsreichen Amte übernahm er noch die geistliche Leitung der Ordensschwestern an St. Ursula, welche sich mit dem Unterrichte von Mädchen beschäftigten und der Barmherzigen Schwestern; im Jahre 1870 zeichnete ihn Papst Pius IX. durch die Würde eines apostolischen Pronotar aus, und ein Jahr später, 1871, wurde er Domcapitular und Generalvicar der Diocese Hilbesheim. Obwohl Kopp erst 34 Jahre zählte, so zeigte er sich seinem Amte, in welchem er die Angelegenheiten des Bischofsprärogats leiten mußte, ganz gewachsen und stand als Rathgeber und Gehilfe seinem Kirchenfürsten zur Seite. Seine Thätigkeit fiel in die Zeit des Kulturkampfes, wo die Ordenschulen aufgehoben, die Niederlassungen der Mönche geschlossen, viele Pfarrer und Seelsorger wegen Nichtanerkennung der Maigesetze ihres Amtes entsetzt und selbst der Bischof, Dr. Wilhelm Sommerwerk, gemahregelt wurden.

So sah Dr. Kopp in den zehn Jahren seines Generalvicariats wenig frohe Tage, in denen er nicht nur persönlich litt, sondern auch von schweren Sorgen um seine Diocese bedrückt wurde. Er verlor in diesen traurigen Verhältnissen niemals Muth und Ruhe und ließ sich durch nichts aus seiner friedlichen und versöhnlichen Haltung bringen. Ein Mann, welcher viele Jahre lang an seiner Seite gewelt, schreibt über ihn:

„Georg Kopp ist ein Mann von kleiner Statur, wenig unterseht, aber von bewundernswerther Ausdauer und Entschiedenheit. Unthätige Ruhe ist seinem Körper ebenso fremd und unerträglich, wie seinem Geiste. Was der heilige Benedict in seiner Regel vorschreibt: „otiositas est inimica animi“, das hat die Natur ihm von Geburt an als innerstes Gesetz seines ganzen Wesens mitgegeben. Sein schönes, durchgeistigtes Antlitz, der sanfte Blick,

das freundliche Lächeln, das um seinen Mund spielt, gemahnen an den Lieblingsjünger Johannes. Er übt auf Alle, die mit ihm in Berührung kommen, eine so unwiderstehliche Gewalt aus, daß man, ohne sich darüber klar zu werden, schon im ersten Augenblick sich zu ihm hingezogen fühlt, ihn bewundert, ihm in Liebe ergeben ist. Die ihm natürliche Bescheidenheit und aufrichtig wohlwollende Deutlichkeit hat er unverändert beibehalten, auch nachdem er zu hohen Ehren und Würden gelangt ist."

Im December 1881 wurde Dr. Kopp durch ein päpstliches Breve zum Bischof von Fulda ernannt und wenige Tage später theilte ihm der Oberpräsident der Provinz mit, daß die preussische Staatsregierung nicht allein seine Wahl anerkenne, sondern auch die Commission zur Verwaltung des bischöflichen Vermögens aufgehoben habe und den Geistlichen die Staatszuschüsse wieder auszubezahlen werde.

Der neue Bischof richtete an den Kaiser ein Schreiben, in welchem er gelobte: „die ihm auferlegten Pflichten zum Wohle der Kirche und Staat treu zu erfüllen.“ Er schilderte die traurige Lage der Gläubigen der Fuldaer Diocese, welche ihrer Seelsorger beraubt seien und schloß mit den Worten, daß „die in ihrem Wirken freie Kirche die beste Stütze des Thrones und die wahre Freundin der leidenden Menschheit sei.“

Am 27. December wurde er am Grabe des heiligen Bonifacius, des ersten christlichen Glaubensboten Deutschlands, zum Bischof geweiht. In seiner ersten Predigt, welche er im Dome hielt, sprach er: „Wendet Euch ab von jenen grundstürzenden Lehren, welche das Eigenthum, die Ehe und alle Güter der Gesellschaft gefährden und die öffentliche Ordnung bedrohen. Wirkt mit Eifer dahin, daß Alle, die von Euch abhängig sind, von solchen Lehren sich abwenden.“

Es ist charakteristisch und dem Geist, von welchem Bischof Kopp erfüllt ist, bezeichnend, daß die ersten Worte, welche er an seine neue Heerde richtete, keine Klagen über den Kulturkampf und dessen Urheber, sondern nur eine dringende Mahnung enthielten! „Hütet Euch vor den Socialdemokraten und deren verwerflichen Lehren!“

Während er beim Festmahle, das nach der Bischofsweihe stattfand, Papst Leo XIII. und Kaiser Wilhelm I., „welche sich die Hände zum Friedenswerke gereicht“, feierte, begann er seinen ersten Hirtenbrief mit den Worten: „Ihr habt jetzt wieder einen rechtmäßigen Bischof, aber einen Bischof mit gebundenen Händen!“

Er gab sich über seine Stellung und Aufgabe keiner Täuschung hin. „Ich will den Heerden Hirten senden und sehe dabei nichts als Hindernisse; ich will die Lehre des Evangeliums verkündigen und die Gnadenmittel spenden lassen, und sehe die Reiben meiner Mitarbeiter sehr gelichtet.“

Trotzdem er ein Bischof „mit gebundenen Händen“ war, suchte er seine Pflichten treu zu erfüllen und entfaltete in den sechs Jahren, während deren er den Hirtenstab der Diocese Fulda trug, ein reiches Wirken. Nach Ver-

ständigung mit der Regierung errichtete er ein Convict für Gymnasiasten in Fulda und stellte die theologische Lehranstalt wieder her; außerdem gründete er neue Missionsanstalten und sorgte für die Wiederherstellung und den Neubau von zwölf Kirchen. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte er der Armen- und Krankenpflege zu, indem er neue Niederlassungen der Barmherzigen Schwestern stiftete, deren Haus in Fulda vergrößerte, eine Rettungsanstalt für Knaben in Sannerz und eine gleiche für Mädchen in Maberzell, sowie eine Herberge für Fabrikarbeiterinnen zu Fulda errichten ließ.

Sein heißer Wunsch, den er in seinem Hirtenschreiben aussprach: „Möge der Augenblick nicht fern sein, wo die Kirche alle ihre Wege zur Rettung der Völker vor den Bestrebungen und Verführungen der Umsturzparteien mit der des Staates vereinigen kann!“ ging bald in Erfüllung.

Im Januar 1886 wurde Bischof Kopp vom König in das preussische Herrenhaus berufen, und mit diesem Schritt in das parlamentarische Leben trat er in die Reihen der Männer, welche das Ende des Kulturkampfes herbeiführen sollten.

Seine Ernennung zum Mitglied des Herrenhauses erregte Aufsehen, denn Kopp war der erste katholische Kirchenfürst, welcher in diese Kammer berufen worden war.

Er ergriff als Herrenhausmitglied zum ersten Male das Wort in der Debatte über einen Gesetzentwurf zum Schutze des Deutschtums in den östlichen Provinzen, am 27. Februar 1886, und sprach von Vaterlands- und Friedensliebe.

„Die Liebe, das Interesse und der Sinn für die Würde und Größe des Vaterlandes, muß jedem Landeskinde innewohnen. Sie haben das Recht dieses ganz besonders von denen zu verlangen, welche kraft ihres Amtes berufen sind, die sittlichen Tugenden im Volke zu wecken und zu pflegen. Nun ist die Vaterlandsliebe eine rechte Tugend und sie wird genährt durch die Religion.“ Am Schlusse seiner Rede bezieht er sich auf den Propheten, „der nur die Füße schön finden will, welche sich auf dem Wege des Friedens befinden und welche den Frieden verkünden.“

Durch diese beiden Aeußerungen wollte Bischof Kopp klar und scharf sich selbst und seine Stellung dem Staate gegenüber zeichnen: „Ich bin ein Mann, der sein Vaterland liebt und als wahrer Jünger Christi Wege des Friedens wandelt.“

Die Rede machte Aufsehen und fand unter den Katholiken viele Billigung, weil Dr. Kopp offen erklärte, daß er nicht in den Reihen der streitbaren Bischöfe, deren erstes und letztes Wort: „Non possumus“ lautete, stehen wollte. Und vielleicht war es gerade diese Erklärung, welche den Reichskanzler auf Kopp aufmerksam machte, indem sie den Mann zeigte, der ihm beim Friedensschlusse mit der katholischen Kirche die beste Hilfe leisten werde.

Bischof Kopp liebte den Frieden mehr als den Kampf und trug in seiner Seele stets das düstere Bild der schweren Schäden, welche der Kultur-

kampf unter dem katholischen Volke angerichtet hatte. Von den 8711535 Katholiken, welche zu Beginn desselben in Preußen lebten und für deren Seelenheil 8439 Priester sorgten, waren 2148691 ganz oder theilweise ihrer Hirten beraubt; außer den Bischöfen von Gneien, Köln, Münster, Kulm, Ermland, Breslau, Limburg, Baderborn, Trier, Hildesheim und Osnabrück, welche im Gefängniß saßen, ihres Amtes entsetzt oder in ihren Residenzen gefängelt wurden, mußten noch 1770 Seelsorger ihre Herden verlassen.

Die Entchristlichung und der Niedergang des geistlichen Lebens nahmen immer mehr zu und die Gefahr, daß das Volk ohne Gnadenmittel gänzlich verwildern würde, schien unabwendbar. Die Kirche mußte daher ebenso — wie der preussische Staat aus politischen Gründen — um des Heiles von Millionen Katholiken willen, den Frieden wünschen und mit allen erlaubten Mitteln anzubahnen suchen.

Sie besaß in Bischof Kopp den berufensten Sendboten, der in der parlamentarischen Arena ihre Rechte und Ansprüche mit ebenso gewinnender Beredsamkeit, als kluger Entschiedenheit vertrat.

Als am 12. April 1886 der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze statt der Abgeordnetenkammer dem Herrenhause vorgelegt wurde, übernahm Bischof Kopp die Rolle des Centrums und führte sie besser durch, als dieses, weil er als Kirchenfürst zur Vermittelung zwischen Rom und Berlin geeigneter erschien.

Er nahm schon in der ersten Sitzung das Wort und schilderte mit Freimuth die Schäden des Kulturkampfes: „Dieser ist wie ein giftiger Mehlthau, welcher auf unserem ganzen Staatsleben ruht und alle kirchlichen und politischen Verhältnisse vergiftet. Wir können selbst der großen politischen Entwicklung, die unser Vaterland gewonnen, nicht froh werden. Dazu kommt, daß in diesem Kampfe die besten Kräfte des Staates verbraucht, daß die Lenker des Staates von den wichtigsten Angelegenheiten des Landes mehr und mehr abgezogen werden. Jeder Tag bringt neue Schäden und beweist nur, daß die Maitage des Jahres 1873 wahre Unglückstage für das Vaterland gewesen sind...“

Ueber den Werth der Vorlage äußerte er sich: „Alle Parteien sind des Haders müde, Alle suchen den Frieden, welcher den unseligen Verhältnissen ein Ende macht. Betrachten Sie die Vorlage und beantworten Sie dann die Frage, ob man mit derselben zum gewünschten Ziele gelangen kann? Ich muß diese Frage verneinen. Sie läßt noch zu viele Stacheln im Volke zurück, als daß dieses ein Friedensgefühl empfinden kann.“ Er schloß seine Rede mit einigen Worten, welche Zeugniß sowohl für seinen Mannesmuth, als auch für seine katholische Treue geben, die von seinen Gegnern angezweifelt worden war: „Die Gesetze, deren Aenderungen wir jetzt vornehmen wollen, haben der Kirche unveräußerliche Rechte genommen, und die Arbeiten, an denen wir jetzt sind, haben nicht zum Ziele: Concessionen, sondern — Restitutionen. Sie wollen dasjenige der Kirche zurückgeben, was ihr mit Unrecht entzogen ist. Worin besteht denn die Ehre des preussischen Staates? Ich finde

diese Ehre in dem Hochhalten der Devise: *Suum cuique*. Nun aber bitte ich Sie, mir es nicht zu verargen, wenn ich offen ausspreche: Die katholischen Unterthanen haben das Gefühl, als wenn ihrer Kirche gegenüber diese Devise nicht immer hochgehalten wäre, und das halten sie nicht für ehrenvoll. Ehrenvoll war der Tag nicht für den preussischen Staat, als man sich in einer hochgradig politischen Verstimmung hinreißen ließ, die Verhältnisse der Kirche einseitig zu ordnen."

Der Gesetzentwurf, über welchen verhandelt wurde, enthielt Bestimmungen, die, wie Bischof Kopp wußte, niemals die Genehmigung des Papstes finden würden, und darum brachte er Vermittelungs-Vorschläge ein, welche aber von der Herrenhaus-Commission abgelehnt wurden. Nachdem dies in Rom bekannt geworden, erließ der Papst eine Note, in welcher er erklärte, daß er sogleich, nachdem die neue Vorlage mit den Anträgen des Bischofs Dr. Kopp angenommen worden, die Bischöfe anweisen werde, der Regierung die Pfarrer für die gegenwärtig erledigten Pfarochien zu benennen. Mit dieser Note waren aber weder Herrenhaus noch Regierung zufrieden, und die Letztere ließ durch Herrn von Schölzer erklären, daß wenn der Papst nicht die ständige Anzeige zugestehet, die Anträge des Bischofs Kopp im Herrenhaus nicht angenommen werden würden.

In Folge dieser Mittheilung erließ der Papst am 4. April 1886 eine neue Note, durch welche er erklärte, daß er nach offizieller Zusicherung der Regierung über eine volle und unmittelbare Revision der Maigesetze die ständige Anzeige gewähren wolle.

Jetzt nahm das Herrenhaus in der Sitzung vom 13. April die Anträge des Bischofs Dr. Kopp mit überwiegender Majorität an. Dieser schloß damals die Rede, in welcher er seine Vorschläge befürwortete mit den Worten:

"Wir stehen vor einem welthistorischen Abschlusse eines großen Streites. Ich rufe Ihren ganzen Patriotismus, Ihre Friedensliebe an. Wir sehen, wie der große Staatsmann, der unsere politische Geschichte leitet, dem Oberhaupte der katholischen Kirche die Hand zum Frieden reicht; da wollen wir nicht an Kleinigkeiten herumäffeln . . . Sie werden, wenn Sie jetzt bei Seite treten, den Verdacht erwecken, den Kulturkampf verewigen zu wollen."

Die durch die Anträge des Bischofs Kopp abgeänderte Gesetzentwurf wurde auch vom Abgeordnetenhaus angenommen und erhielt am 21. Mai die Sanction des Königs.

Als Bischof Kopp am 17. April nach Fulda zurückkehrte wurden ihm von Priestern und Laien Huldigungen des Dankes für seine erfolgreiche Wirksamkeit im Parlamente dargebracht; und er erwiderte: daß er „hoffnungsvoll der weiteren Entwicklung der friedlichen Verhältnisse entgegen sehe, da Fürst Bismarck mit Rücksicht auf die inneren Verhältnisse des Deutschen Reiches den Frieden mit der Kirche wünsche."

Der günstige Verlauf, den die Behandlung der letzten Vorlage im Herrenhaus gefunden, und durch die Vermittelung des Bischofs Kopp gewonnen

hatte, bewog die Regierung den neuen Gesetzentwurf, welcher die Errichtung von theologischen Lehranstalten, die Anzeigepflicht, die Freigebung des Messelesens und Sacramentenpendens und die Zulassung bestimmter Orden betraf, wieder der ersten Kammer vorzulegen. Hier entwickelte Bischof Kopp abermals eine große Thätigkeit, indem er theils aus eigener Initiative und theils im Auftrage des Papstes und auf Ansuchen der preussischen Bischöfe einige Abänderungs-Anträge stellte, welche er mit großer Vereblichkeit begründete:

„Sie haben im vorigen Jahre,“ sprach er, „der katholischen Kirche wichtige Rechte und Freiheiten zurückgegeben und zum Theile die Fesseln gelöst, welche deren Wirksamkeit bisher gelähmt hat.“

Es gelang ihm in Bezug des Kernpunktes der Vorlage, das staatliche Einspruchsrecht bei Besetzung geistlicher Aemter, eine wesentliche Aenderung durchzusetzen, indem er die Anzeigepflicht nur auf die Pfarrer, und nicht auf die Pfarrverweiser beschränkte. Sein Antrag: das Messelesen und Spenden sämmtlicher Sacramente freizugeben, wurde mit dem Zusätze angenommen, daß nur die nicht zugelassenen Orden von dieser Freiheit ausgeschlossen sein sollten.

Gerade das Verbot des Messelesens und der Sacramentenpendung hatte das katholische Volk am tiefsten verletzt und zum Widerstande gereizt; und dazu kam noch, daß die Beamten, welche mit der Durchführung des Verbotes betraut waren, leider oft die Schranken der Klugheit und Humanität überschritten. So wurde ein Kaplan, der in einem einsam liegenden Kirchlein die Messe feierte, von einem Dorf in das andere gehehrt und endlich durch eine Schaar von fünfzig Ulanen gefangen. In einem schlesischen Dorfe trat ein Gendarm in die Kirche, öffnete die Thür des Heiligthums und trug den Kelch, welcher mit geweihten Hostien gefüllt war, auf das Landrathsamt, um sie dort von einem abtrünnigen Priester recognosciren zu lassen. Eine frevelhafte Dreistigkeit, welche später vom Minister des Innern streng getadelt worden ist.

Bei der Gelegenheit, wo Bischof Kopp für die Zulassung der Ordensvereine, welche in der Seelsorge Aushilfe leisten, im Dienste der christlichen Nächstenliebe stehen, die Erziehung der weiblichen Jugend leiten und ein beschauliches Leben führen, befürwortete, sprach er: „Es mag sein, daß eine moderne Auffassung in dem Ordensleben nur Schwärmerei findet. Aber man kann sie wohl ertragen, so lange sie nicht für Staat und Gesellschaft gefährlich ist. Es giebt für beide noch andere Gefahren. Wenn wir in das Leben hineinschauen, so finden wir, daß der größte Theil der Menschen heute für nichts weiter Sinn hat, als für Erwerb und für Erhaltung des Erworbenen. Sie haben vergessen, daß über dem irdischen Dasein ein anderes Dasein sich wölbt. Wir sehen, daß in der Welt ein Geist der Auflehnung gegen alle göttliche und menschliche Ordnung sich erhebt und daß eine breite Schichte der Menschheit bereit ist, nur in dem Umsturze alles Bestehenden ihr einziges Heil zu finden. Das sind die Gefahren, welche die menschliche Gesellschaft bedrohen und es ist nothwendig ein Gegengewicht zu schaffen.“

Dieses Gegengewicht finden wir in den Orden, welche in der Seelsorge dienen und die seelsorgerischen Kräfte gegenüber den Bestrebungen des Umsturzes verstärken, mit dem der weltliche Clerus allein nicht zu kämpfen im Stande ist. Und ferner die Orden, welche sich der christlichen Charitas widmen.“

Bischof Dr. Kopp hatte außerdem noch eine Reihe von Zusatzartikeln beantragt, von denen viele angenommen und wieder andere verworfen wurden, so daß er sich, als der Gesetzentwurf zur Schlußabstimmung gelangte, die Frage vorlegen mußte, ob er durch Annahme des Ganzen das, was von seinen Anträgen angenommen worden, retten, oder durch Verwerfung alle gethane Arbeit zu nichte machen sollte?

Er schloß seine Rede mit den Worten: „Es fällt außerordentlich schwer für mich, einen Entschluß zu fassen. Wenn ich für das Gesetz stimme, so setze ich mich in Gegensatz zu dem katholischen Volke, welches in manchen Punkten sich großen Besorgnissen hingiebt. Ich setze mich in einen Gegensatz zu meinen Collegen, welche glauben, in manchen Punkten nicht die Interessen einer geblühenden Diöcesanverwaltung befriedigt zu sehen. Aber wenn ich gegen das Gesetz stimme, so setze ich mich in Gegensatz zu der Friedensarbeit, welche zwischen Kirche und Staat angebahnt ist, und ich kann mir die Gefahr nicht verhehlen, daß ich vielleicht daselbe dann vereitle; und diese Verantwortung kann ich nicht übernehmen. Ich werde für das Gesetz stimmen.“

In der That würde durch das ablehnende votum des Bischofs von Fulda ein neuer Kulturkampf losgebrochen sein; Dank aber seiner Klugheit blieb er der Kirche und dem Staate erspart.

Mehrere Mitglieder des Centrums, welche weder mit der Haltung des Bischofs Kopp, noch mit der Annahme des Gesetzes durch das Herrenhaus zufrieden waren, bemühten sich den Papst zur Verwerfung der Vorlage zu überreden. Dieser aber erließ am 7. April 1887 an den Erzbischof von Köln, Philippus Krementz ein Breve, in welchem er sagte: „Zum Theil hat man sich bemüht, zum Theil bemüht man sich noch, jene Gesetze (die Mairgesetze) zu mildern, und wenn auch noch nicht Alles erreicht ist, was die Katholiken zu erreichen mit Recht wünschen, so ist doch manches festgestellt, wodurch ihre Lage besser wird. Da nun besonders mit Rücksicht auf die vom Herrenhause angenommenen Anträge des Bischofs von Fulda das beschlossene Gesetz ein Heilmittel vieler Uebel darstellt und den Zugang zu dem so lange und mühsam angestrebten Frieden eröffnet, so halten wir es für angezeigt, daß die Katholiken einem solchen Entwurf zuzustimmen nicht verweigern.“

Roma locuta — causa finita! ging in jenen Tagen der Ruf durch die katholische Kirche. Mit der päpstlichen Entscheidung ist die Streitfrage erledigt. Es gab aber noch viele Katholiken, welche die volle Schale ihres Zornes über Bischof Kopp ergossen und seine Vermittlerrolle auf das härteste verurtheilten. Damals mußte er, der um des verwaisten katholischen Volkes

und des Friedens willen sich rastlos bemüht hatte, schwere Verfolgungen, wie der Herr der Kirche, Christus, tragen; auch auf sein Haupt wurde der Dornenkranz verdamnender Worte gedrückt und ihm ein Schwamm voll Eßig und Galle in den Auslassungen der katholischen Presse geboten.

„Es ist in der Weltgeschichte wohl selten vorgekommen, daß eine siegreiche Armee gerade in dem Augenblick, wo sie im Begriffe steht, den Feind zur Uebergabe zu zwingen sich durch — diplomatische Ränke verrathen und verkauft sieht. Es ist dann nicht auffallend, daß die Soldaten vor aller Welt laute Klagen über die Diplomaten und ihre Umtriebe erheben, welche das, was sie siegreich errungen, um schändlichen Gewinn dem Feinde ausliefern. So und nicht anders ist die Stimmung des katholischen Volkes in Deutschland, und ein dumpfes Murren und Grollen geht jetzt durch seine Reihen.“

Bischof Kopp ertrug Alles mit gottfroher Ruhe, denn die katholischen Intransigenten schonten auch Papst Leo XIII. nicht.

„Der heilige Vater,“ schrieb ein katholisches Blatt, „hat im Gegensatze zu seinem Vorgänger Pius IX., im Gegensatze zu den preussischen Bischöfen, im Gegensatz zum Clerus, im Gegensatz zum katholischen Volke Preußens der Staatsregierung den Angelpunkt des Streites, die Anzeigepflicht zugestanden. Der Abgeordnete Dr. Windthorst hat in einer Volksversammlung zu Köln gesagt: das Centrum müsse einen Grabstein mit der Inschrift bekommen: ‚Von den Feinden nie besiegt, von den Freunden verlassen.‘ Diese Inschrift muß abgeändert werden und heißen: ‚Von den Feinden nie besiegt, von den Freunden nie verlassen, aber von dem Papste, für dessen Rechte wir 17 Jahre lang gestritten und gelitten, verleugnet.‘“

„In einer großen Bischofsstadt,“ so erzählte der ehemalige Redacteur der „Germania“, Dr. Majunko, „pflegte man alljährlich in einem katholischen Verein ein Leo-Fest zu veranstalten. Die Mißstimmung gegen Papst Leo XIII. war nun zu jener Zeit in dieser Stadt eine so große, daß der Vorsitzende des Vereins zu dem Leo-Feste im Jahre 1887 keinen Festredner aus dem zahlreichen Clerus des Bischofsstuhles finden konnte.“

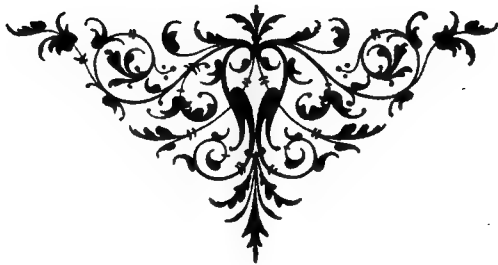
Papst aber und König dachten anders über die Rechtgläubigkeit und Tugenden des angefeindeten Bischofs von Fulda und der erstere berief ihn im Jahre 1887 auf den durch den Tod des Robert Herzog erledigten Bischofsstuhl zu Breslau. In dem Hirtenschreiben, welches Georg Kopp am Tage seiner Weihe, den 28. October, erließ, schildert er die Pflichten eines Bischofs; „es sind Liebe und Opfer im Dienste der Seelen“ und weist auf das Wort des großen Völkerapostels Paulus hin: „Allen bin ich Schuldner geworden!“

„So soll auch ich mein Amt auffassen,“ fährt er fort. „Euch Allen bin ich Schuldner geworden. Den Kindern, die ich wie den Augapfel hüten und für die ich meine Mitbürger begeistern soll, allen Einfluß, der ihnen möglich ist, den Kinderseelen zuzuwenden; den Jünglingen und Jungfrauen, welche die Hoffnungen der Zukunft, der Blüthengarten des Lebens, und leider von io

vielen Stürmen umtobt sind, Schuldner den Eheleuten, damit sie die christliche Ehe verwirklichen und die Schätze zeitlichen und ewigen Glückes sammeln, welche im Schoße derselben niedergelegt sind; Schuldner den Großen und Reichen dieser Erde, daß ich sie an den Tag der Abrechnung erinnere, an dem die Werke der Milde und Barmherzigkeit zur Geltung kommen. Schuldner den Armen und Geringen, damit sie nicht den Verführern ihr Ohr leihen und auf die Stimmen der Unzufriedenheit hören, sondern mit Gottvertrauen unter allen Kämpfen auf das Ziel hinblicken, das ihnen nach des Lebens Mühe und Noth entgegenwinkt. . . . So soll der Bischof Allen Schuldner sein und Allen alles sein. Lehrer den Unwissenden, Berather den Zweifelnden, Tröster den Betrübten, Arzt den Seelenkranken und Beschützer den Wittwen und Waisen. Die Parteiungen und Meinungen, welche die Menschen entzweien, sollen an ihn nicht heranreichen!"

Bischof Dr. Kopp hat während der drei Jahre, die er in Breslau weilte, die Versprechungen seines ersten Hirtenbriefes zur Wahrheit gemacht und sich voll als „vir probus et sapiens“ erwiesen.

Das beste Wort hat über ihn ein Andersgläubiger in Würde und Amt, der zu seinen politischen Gegnern zählt, gesprochen: „Bischof Dr. Kopp ist voll ruhiger Besonnenheit und einer, seinem innersten Wesen entsprechenden friedlichen Gesinnung und verständlichen Haltung.“





Ferdinand Saffalles Tagebuch.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen.

von

Paul Lindau.

(Schluß.)



ine lange Zeit wurde ich gehindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen, da meine Eltern nach Leipzig kamen. Viel hat sich in dieser kurzen Zeit geändert. Ich war so beglückt durch die Gegenwart meines Vaters, meiner Mutter, meiner Schwester. Ich wäre so gern wieder mit ihnen gezogen nach Breslau, aber das stolze Herz schämte sich, es zu gestehen, und es hätte mir auch nichts genügt. Mein Vater will, daß ich ausharre und ein Jahr in der ersten Klasse bleibe, um dann mit dem Zeugniß der Reife abgehen zu können. Sonst hätten ihm seine Opfer, die er mir gebracht, nichts genügt. Das viele Geld, das ich ihm kostete, und das ihm so schwer ankommt, das wäre ja herausgeworfen. Nein, es wäre undankbar von mir, meinem Vater diese Hoffnung zu vernichten, es wäre undankbar von mir, darauf zu bestehen, daß mich mein Vater von der Schule nimmt. Nein, und wenn ich noch so viel zu dulden hätte, ich will diese anderthalb Jahr standhaft ertragen.

Aber leider stehe ich, wie ich immer deutlicher sehe, bei Schieben sehr schlecht. Schierholz, dieser verfluchte Pedant, dieser verdamnte Klatscher, hat bei mir nicht Alles so gefunden, wie es nach seinem pedantischen Sinne gebührt. Uebrigens kann er mich schon länger nicht leiden, und so hat er mich denn beim Alten verklatscht. Diesen ärgert mein freies Wesen, diesen ärgert es, daß ich mich nicht unterdrücken lassen will, daß ich mich nicht sklavisch unterwerfe, und er giebt mir seinen Zorn bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Philippsohn ist auch gefallen, als Opfer des Schiebe'schen Despotismus. Er mußte abgehen, und jetzt noch verfolgt ihn Sch.'s Haß. Ach,

großer Gott, hielte mich die Rücksicht auf meinen Vater nicht, wie wollte ich hereinfahren in die ganze Wirthschaft, in die Lehrersippchaft, in diese schmeichlerischen Klatschmäuler, in diese intriganten, mantelhängerischen Schurken! O, wie wollte ich Schieben die Wahrheit sagen! Wie er sie noch nie gehört! Die Ohren sollten ihm saufen davon. Wie wollte ich ihm die Wahrheit sagen vor der ganzen Klasse, der ganzen Schule, dem ganzen Lehrpersonal! Ich wollte ihm sagen, wie er geliebt wird von seiner ganzen Schule, wie da Keiner ist, der ihm nicht schon geflucht hätte, wie da Keiner ist, der sich nicht schon selbst verwünscht hätte, der Handelschule wegen. Ich wollte erzählen, wie gerecht er ist, wie Alles bloß nach seinem Kopfe geht, wie er nicht auf Kenntnisse und Betragen sieht, sondern danach, ob man ihm schmeichelt, wie Jeder verloren ist, der nicht den Mantel nach dem Winde hängt. Ich wollte es ihm laut in die Ohren donnern, wie unter hundertzwanzig Handelschülern hundertzehn sind, deren innigster Wunsch es ist, daß die ganze Handelschule zum Teufel fahre. Wie Keiner ist, der ihn nicht schon mit vollem Recht einen ungerechten Schurken geschimpft hätte. Ich wollte es ihm sagen, ganz laut, wie er sein ganzes Lehrpersonal zu Spürhunden gebraucht, zu Mantelhängern, zu Spionen, zu Klatschmäulern, wie ängstlich er spionirt, als gälte es Staatsverbrechen zu bewachen, eine Verschwörung zu entdecken, aber nicht sechzehnjährige Jünglinge vor Fehlritten zu bewahren. O, ich wollte auf diesen despotischen Schurken mehr Wahrheiten häufen, als er je gehört noch hören wird. Ich wollte ihm so lange die Wahrheit in die Ohren brüllen, bis ihm sein Trommelfell platzte! Ich wollte es ihm sagen, und alle Schüler sollten es mir bestätigen, wie man nichts lernt auf dieser Schule, als sich blüden, kriechen, Schuldienern den Hof machen. Ich wollte ihn durch ein Nadelöhr jagen mit der Wahrheit und nicht eher aufhören, bis sie ihn taub machte.

Doch genug! Ich ändere es ja doch nicht mit meinem Unwillen, so gerecht er auch ist. Hier gilt es das „perfer et obdura“ der Stoiker zu befolgen. Ich sehe es deutlich, wie Schiebe mich haßt und darauf ausgeht, seine Wuth an mir auslassen zu können, wie ungerecht er gegen mich ist. Aber nur Geduld! Vielleicht kommt auch für mich die Stunde der Rache.

Auch mein Verhältniß zu Hause (bei Hander) gefällt mir gar nicht. Es sind da beständige Klatschereien zwischen Hander und Schiebe und Schiebe und Hander. Und nun die ewig geheimnißvolle Miene, mit der mich Hander stets warnt! Ach, es ist zum Davonlaufen! Es vergehen keine drei Tage, so kommt Hander nach Hause und fängt geheimnißvoll mit leiser Stimme an: „Hören Sie's, Lassal . . . Ich will's Ihnen gesagt haben, es ist was gegen Sie im Werk . . . Nehmen Sie sich in Acht . . . Um Gotteswillen . . . Na, ich kann nichts sagen . . . Wenn Schiebe will, so müssen Sie fort . . .“ &c. Und so bewegt er sich in nichts sagenden Nebensarten um sich selbst, macht mich wunder wie neugierig, spricht immer halbe Wörter, und am Ende ist nichts, gar nichts dahinter. Man möchte toll werden!“

Mit Mannberguer*) bin ich ein wenig bekannt geworden. Früher konnte ich ihn nicht leiden, und jetzt zieht er mich ungemein an. Ich finde ihn sehr liebenswürdig und gäbe was drum, wenn ich ihm einen Theil des Interesses einflößen könnte, das ich für ihn empfinde. Er hat mir die Marfeillaise gegeben, wofür ich ihm sehr verpflichtet bin; denn deutscher Muse ist es bis jetzt noch nicht gelungen, oder vielmehr, die deutsche Muse hat sich noch nicht daran gewagt, den Tyrannenhaß in so kraftvoller Sprache zu verabscheuen. Noch hat der Deutsche nicht gewagt, in feurigen Versen die Freiheit zu schildern; denn die Freiheit, die unsere deutschen Liberalen meinen, besteht darin, daß sie dem gnädigsten Landesfürsten Kraxfüße machen, seine Civilliste vergrößern zu können; höchstens wagen Sie einmal in allerhöchster Devotion mit furchtzitternder Stimme um ein wenig, ganz klein wenig Pressfreiheit zu bitten. Mit Recht sagt Börne, als einmal ein deutscher Gelehrter ein Buch über Pressfreiheit betitelte: „Die Pressfreiheit nach englischen und amerikanischen Grundsätzen bearbeitet“: „Wenn ich einmal über Pressfreiheit schriebe, ich würde anfangen: „Die Pressfreiheit, oder der Teufel holt euch Alle, Fürst, Volk und deutsches Land!“

Mit Becker bin ich ebenfalls näher bekannt geworden. Es läßt sich, wie gesagt, wenn man ihn nur näher kennt, gut mit ihm umgehen. Er ist von Gemüth, dabei lange nicht so egoistisch wie Moewes und, wie ich glaube, sogar wahrer Freundschaft fähig. Er ist in der ganzen Klasse der, den ich am Meisten suche. Ich gehe häufig mit ihm Willard spielen. Er besitzt eine Liebe für das andere Geschlecht, die ihn manchmal sogar brutal werden läßt, doch ist dies seltener und in weniger hohem Grade bei ihm der Fall, als bei Moewes. Ich weiß nicht, ich könnte um keinen Preis zu einem künstlichen Weibe gehen. Ich muß durch die Schönheit der Frau begeistert werden, ich muß lieben oder, was gleich ist, zu lieben glauben, ich muß eine bestimmte Person zu besitzen wünschen; nie könnte ich aber einem rohen, thierischen Triebe folgen. Das wäre mir zu roh. Ich würde Keinem verargen, wenn er die Reize einer Person, für die er brennt, zu besitzen wünscht und es dahin durch alle in seiner Macht stehenden Mittel — jedoch nur ehrenvolle — zu bringen wünscht.

Ich fange meinen täglichen Bericht an.

Dienstag, 10. November.

Heut wurde der Monatsbericht vorgelesen. Ich stand gegen mein Vermuthen bei keinem Lehrer drin, bloß Odermann hatte hineingeschrieben: „Lassal könnte sich manchmal mehr zusammennehmen.“ Bei Moewes hatte er geschrieben: „Macht gar keine Fortschritte.“ Bei Nathansohn: „Geht in seinem Wissen beständig zurück.“ Diesen Beiden thut der Alte nichts, sagt ihnen nichts, bloß auf mich, der doch lange nicht so hart getadelt wurde,

*) Siehe Schülerliste.

fuhr er mit einer unbegreiflichen Wuth los, sich ordentlich der Gelegenheit erfreuend, mich heruntermachen zu können, und befiehlt mir Sonnabend Nachmittag nachzuzeichnen. Bloß mich und Simons traf diese Strafe, denn obwohl noch fünfzehn weit härter und Viele gleich getabelt waren, so wüthete er doch bloß gegen uns Beide, da er uns nicht leiden kann. Aber die Ungerechtigkeit, besonders gegen mich — denn Simons war bei zwei Lehrern drin, ich aber bloß bei einem und auch bei diesem nicht als unfleißig oder störend, sondern Odermann hatte bloß geschrieben, ich könnte mich manchmal mehr zusammennehmen — war zu offenbar. Die ganze Klasse gab mir Recht.

Abends war Schillerfest, und im Theater gab man die Räuber. Die Dessoir sprach einen Prolog dazu. Es war zum Erbarmen, anzusehen, wie Wollraabe den Karl Moor gab. Er glaubte, die Kunst, die ihm fehlte, durch Schreien und die tiefe Bedeutsamkeit, mit der einige Stellen gesprochen werden müssen, durch Augenverdrehen ersetzen zu können. Schon sein Costüm war abgeschmackt. Reger hingegen gab den Franz ausgezeichnet.

Ehe ich ins Theater ging, ließ ich mir vor den Augen der Frau Director den Thaler, den ich mir von Frik geborgt hatte, wechseln. Zu borgen war ich genöthigt gewesen, denn Vater hat mir schon vierzehn Tage nicht geschrieben, mir also auch kein Geld geschickt. Frau Director wußte, daß ich keinen Pfennig hatte, denn ich hatte ihr meine Geldnoth Sonntag geklagt, und frug mich, woher ich den Thaler habe. Ich hätte ihr das wohl erzählt, denn es ist ja nichts Böses, einen Thaler von einem Freunde zu borgen, aber ihr argwöhnischer Ton verdroß mich. Ich gab ihr lachend zur Antwort, ich hätte nicht geglaubt, daß meine Börsenverhältnisse sie so interessiren. Als sie aber fortfuhr, in mich zu dringen, es, wie sie es nannte, zu gestehen, zuletzt auch sagte, sie könne sich's schon denken, so antwortete ich ihr: „Nun gut, so denken Sie sich's!“ und ging weg. Es ist zwar bloß eine Kleinigkeit, aber die Sache ärgert mich doch. Ich hätte Alles so leicht vermeiden können, wenn ich mir das Geld selbst gewechselt hätte. Aber weit entfernt, etwas Böses darin zu sehen, machte ich aus der Sache kein Hehl. Doch ich sehe wohl, man muß vor Allem den Schein meiden.

Mittwoch, 11. November.

Heut erhielt die zweite Klasse die Nachricht, einen Wink, der Alte wolle den Gallois nachsehen, ob wir die Vocabeln drüber geschrieben. Um elfenhalb kam der Alte. Wir hatten Alles ausgerieben, daß auch nichts mehr zu sehen war. Wie er aber bei meinem Nachbar ist, kommt mir die Lust an, zu sehen, ob er mich sehr haßt. Ich nehme also den Bleistift und schreibe schnell ein einziges Wort hin. Darüber konnte er im Grunde nichts sagen, doch schimpfte er nach Möglichkeit. Einige Minuten drauf rüde ich meine Mappe und er sieht meine Präparation, die ich, ohne dabei eine unredliche Absicht zu haben, unter die Mappe gelegt hatte. Nun hätte man die Wuth sehen sollen, wie Schiebe auf mich los fuhr. Eigentlich konnte er gar nichts

darüber sagen, denn man kann uns nicht wehren, eine schriftliche Präparation zu machen, wenn wir nur nicht corrigiren; und dies war, wie er selbst sah, nicht geschehen. Er aber hünzte mich müthend herunter. Darauf wandte er sich zu Courbassier [Courvoisier] und sagte: „Sehen Sie Monsieur, dem Richter dürfen Sie nicht trauen, denn er ist tückisch; diesem aber noch weit weniger. Das ist ein ganz verfluchter Heuchler (ich ein Heuchler!), dem kein Lehrer ein Wort glauben soll. Das ist ein ehrloser Heuchler, ein Schurke.“ zc.

Man denke, ich, der ich immer von Hander getadelt werde, daß ich so offen bin, ich ein Heuchler!

Ich versuchte ein Wort zu stammeln, wie so er eine solche Meinung gefaßt habe, aber der Alte ließ mich nicht zu Wort kommen.

„Verdammtter Heuchler!“ unterbrach er mich, „halt's Maul, oder ich werf Dich zur Thür hinaus! Gestern erst habe ich von Dir gesprochen, und da sagte ich, nächstens bekommst Du eine Ohrfeige, daß Dir der Kopf zurückbaumeln soll.“ Dabei hob er die Hand und blieb einige Zeit in einer solchen Stellung, daß ich wie die ganze Klasse glaubte, er würde sie mir schon geben.

Mich beschäftigte nur der eine Gedanke: wenn er mir eine Ohrfeige giebt, was soll ich thun? Soll ich sie ruhig hinnehmen, vor der ganzen Klasse diese Schande ertragen, oder sollte ich sie erwidern? Aber wenn ich das Letztere thäte, was würde mein Vater dazu sagen, mein armer Vater, dessen einzige Hoffnung ich bin, dem ich versprochen habe, Freude zu machen! Ach, ich sehe wohl, auf der Handelsschule werde ich dies Versprechen wohl nicht erfüllen können. Doch diesmal ließ es Schieber beim Drohen bewenden.

Als er fort war, erklärte die ganze Klasse, daß es eine niederträchtige Gemeinheit vom Alten gewesen; von allen Seiten kamen welche, mich zu trösten damit, daß es ihnen ebenso schlecht und noch schlechter ergangen. Selbst Hauptz, einer meiner größten Feinde, kam zu mir und sagte, ich sollte mich darüber hinwegsetzen, es ginge mir nicht allein so.

Hander fragte mich heute wieder über das Geld aus. Ich gab ihm dieselbe Antwort wie gestern. Dieser böse Narr aber erwiderte, er wolle es meinem Vater schreiben, und als er sah, daß das nicht zog, sagte er, er würde Schieber von meinen Pumpereien Anzeige machen.

Donnerstag, 12. November.

Ich schrieb meinem Vater heut die ganze Geschichte.

Dienstag, 17. November.

Heut erhielt ich Antwort von meinem Vater. Er tadelt, wie es vorauszusetzen war, mein Benehmen, — vorauszusetzen, nicht weil ich Unrecht hatte, sondern weil stets Eltern ihren Kindern Unrecht geben, wenn diese gegen ihre Lehrer auftreten. Ich erhielt Geld.

Donnerstag, 19. November.

Heut zeigte sich Schiebers Haß gegen mich wieder recht deutlich. Obermann hat sich nämlich in einem Briefe an Erdmann (Moewes' und Beders

Philister) darüber beschwert, daß Moewes und ich die Privatstunden in der Arithmetik unregelmäßig besucht. Erdmann hatte sich darauf mit Moewes heftig gezannt und war mit dem Brief zu Schiebe gegangen, wo er und Odermann uns über alle Begriffe verflatschten.

Raum war ich heut früh in der Schule angekommen, als ich hinunter zu Schiebe gerufen wurde. Wüthend schimpfte dieser auf mich und Moewes los. Er nannte uns Schlingel, unser Betragen flegelhaft zc. Odermann stand dabei und verleumdete uns immer mehr. Er sagte, wir hätten noch gar nichts gelernt, wüßten nichts und reizte Rectors Zorn noch. Dieser verbot ihm darauf, uns Stunde zu geben, und wenn wir einen Louisd'or für die Stunde bieten würden.

„Er mag selbst sehen, wie er fortkommt,“ sagte er von mir, „und wenn er nicht fortkommt, mag er zum Tempel 'naus!“

So??!!

Moewes überhäufte er mit noch mehr Schimpfwörtern, auch mußte dieser seines Betragens gegen Erdmann wegen vor die Synode. Schließlich gab er Odermann den Rath: wenn wir zu ihm kämen, sollte er uns mit Fußtritten regaliren und die Treppe hinunterwerfen. Zu mir sagte er darauf: „Deinem Vater werde ich nächstens schreiben. Ich warte nur, bis das Maß Deiner Sünden voll ist.“ O, du lieber Gott, wenn ich nicht wüßte, wie sehr sich mein Vater über Schiebes Verleumdungen betrüben wird, o was für einen Denktettel wollt' ich diesem Schurken geben! Einstweilen tröste ich mich mit dem Fischerlein: „Geduld, der Augenblick wird kommen.“*)

Freitag, 20. November.

Da heut des Bußtags wegen frei war, so ging ich mit Becker und Moewes spazieren. Auf diesem Spaziergang wurde mir die Gewißheit, daß Rector Schiebe die Juden nicht leiden kann. Moewes, der Donnerstag vor der Synode gestanden, erzählte nämlich Folgendes: Der Rector, nachdem er ihn (Moewes) ungeheuer runtergerissen hatte, fing zu den Lehrern an: „Fast möchte ich glauben, meine Herren, daß alle Berliner nichts taugen. (Becker und Hasselbach**), die anderen beiden Berliner, kann Schiebe ebenfalls nicht leiden.) „Sie erinnern sich,“ fuhr er stark betonend fort, „an die drei Juden (er meint die zwei Markwalds und Heng), die wir von dort hatten.“

Sonntag, 22. November.

Heut besuchten mich der kleine Demlich und der eigennützige K. Ich machte sie mit Orogk betrunken und ließ sie laufen. Was doch dieser K. ein gemeiner eigennütziger Kerl ist! Für zwei Groschen lauft er Einem ins Feuer, küßt einem die Füße, und umsonst hebt er seinen besten Freund nicht

*) Das Lied Masaniello aus der „Stumme von Portici“, mit dem das „Fischerlein“ seine Freunde zur Erhebung gegen die Bedrücker aufreizt.

**) S. Schülerliste.

auf, wenn er in der Rinne liegt. Dabei borgt er immer Geld und bezahlt nicht. Das Schönste ist, daß er glaubt, ich nehme seine Aeußerungen für baare Münze und daß er denkt, mir einreden zu können, er käme bloß aus Liebe und Freundschaft zu mir, während er nur kommt meines Abendbrotes halber. Der Esel! Er denkt mich anzuführen und ist doch selbst der Gefoppte. Er weiß nicht, daß ich ihn bloß darum um mich dulde, weil ich ihn brauchen kann.

Dienstag, 24. November.

Ich fühlte mich so unwohl, daß ich zu Hause bleiben mußte. Ich hatte die Mandelbräune. Der Hals schwoll mir an, und der homöopathische Arzt der Frau Director erklärte, daß ich mich zu Bett legen müßte. Er gab mir auch von seinen Pulvern, die ich zwar nahm, zu denen ich aber als Universalmediciner kein Zutrauen habe, da ich nicht einsehe, wie alle Krankheiten, die doch meist verschiedene Ursachen haben, durch ein und dasselbe Mittel geheilt werden können.

Mittwoch, 25. November.

Ich blieb heut im Bett und habe überhaupt die Aussicht, wenigstens acht Tage die Stube hüten zu müssen. Mein Vater schrieb mir. Ich würde, da ich beständig allein bin, große Langweile empfinden, wenn mich Jander nicht besuchte. Dieser wahrhaft gute, noch ganz unverdorbene Mensch scheint gegen mich aufrichtige Freundschaftsgefühle zu hegen, die nicht durch den Eigennutz, wie bei K., oder den Trieb, sich zu amüsiren, wie bei Becker, hervorgerufen sind.

Donnerstag, 26. November.

Ich beschäftige mich jetzt mit der Lectüre des genialen Byron.

Ich empfinde jetzt recht deutlich den Unterschied zwischen zu Hause und bei fremden Leuten. Während, wenn ich zu Hause das Bett hüten mußte, eine liebende Mutter nicht von meinem Bett wich, Schwester und Verwandte mich liebevoll umgaben und meines zärtlichen Vaters erste Frage, wenn er zur Thür hereinschritt, war: „Wie befindet sich das Jungel?“ läßt man mich jetzt ganz allein liegen, ohne sich um mich zu bekümmern, ohne nach mir zu sehen, außer in der Zeit, wo der Arzt kommt. Alle Viertelstunde muß ich auf die Gefahr, mich zu erkälten, aus dem Bett, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Verlange ich etwas, so muß ich aus dem Bett springen und zur Treppe gehen, Emilien zu rufen, die mir gewöhnlich erst, nachdem ich eine halbe Stunde zitternd vor Kälte da gestanden und sie in einem fort gerufen habe, Antwort giebt. Meine Nahrung ist Wasser-suppe, meine Behandlung die eines Hundes. Dabei raucht es heut in meiner Stube so, daß ein Gesunder die größten Kopfschmerzen bekommen würde, und als ich mich darüber beschwerte, daß mir der Rauch auf den Hals falle, gab man mir ganz gleichgültig die Antwort: das wäre nicht zu ändern, es raucht, weil der Wind geht.

O, wie sehr sehnte ich mich da nach Hause unter die liebenden Hände meiner guten Mutter. Aber das Sehnen war umsonst, und die Thränen, sie flossen vergebens über meine Wangen. Was übrigens das Stubenmädchen betrifft, so werde ich mir ihretwegen noch eine Gallenkrankheit zuziehen. So etwas Klatziges und Ungefälliges, Dummes, wie diese Emilie, habe ich noch nie gesehen. Dabei erkennt sie aber ihren Vortheil am meisten. Nie geht sie mir den kleinsten Gang, klatzt Alles; rufe ich sie, muß ich erst eine halbe Stunde warten, in- desß Niekchen sich ganz anders benimmt. Sie steht zwar zu tief unter mir, als daß ich mich mit ihr streiten sollte, aber Weihnachten will ich sie strafen.

Sonntag, 29. November.

Heut besuchten mich Plateau, Lehmann, Zander und der dumme Lefser. Da Lehmann, Plateaus Freund, in einer Weinhandlung ist, so kamen wir auf den Einfall, uns über seines Herrn Weine lustig zu machen, und besonders der Champagner war es, den wir bespöttelten, den wir nachgemacht nannten &c. Um uns zu beweisen, daß der Champagner, den seine Handlung beziehe, echt französischer sei, zieht L. den Pfropfen einer Champagnerflasche, den er zufällig in der Tasche hatte, heraus und zeigt uns den darauf befindlichen Stempel: „Perrier et fils“. Nachdem wir den Champagnerpfropfen besehen, nehme ich ihn und werfe ihn in die Stube mit dem Gedanken: „Wenn den Jemand findet, glaubt er, ich habe Champagner getrunken.“

Montag, 30. November.

Heut kam Frau Director zu mir, und nach vielen feinen Wendungen, in denen sie mich zu sondiren sucht, fängt sie endl'ich an: „Es ist Alles heraus, Sie haben Sonntag hier Champagner getrunken. Nicht?“ Ich, der ich natürlich darüber lachen mußte, gebe ihr, theils weil ich es für kein Verbrechen halte, Champagner getrunken zu haben, theils weil ich ihren sich klug dünkenden ungerathen Argwohn, der stets da, wo nichts ist, etwas ergründen will und beständig Geheimnisse voraussetzt, die zu erspioniren, um damit prunken zu können, ihre Sucht ist, — um diesen Argwohn also zu bestrafen, vollkommen Recht. Durch dies unerwartete Bejahen wurde sie augenscheinlich verduzt und in ihrer Meinung irre gemacht. Als ich aber bald darauf ihr erklärte, es sei dies nur ein Scherz gewesen, und es hätte Niemand daran gedacht, hier Champagner zu trinken, der Pfropfen wäre aber bloß durch Zufall zu uns gekommen, so hatte sie wieder die felsenfeste Ueberzeugung, ich hätte welchen getrunken. Was doch der Argwohn bössartig ist! Darauf hielt sie mir eine lange Rede, sagte auch, sie wolle es ihrem Mann nicht sagen, während ich doch bestimmt weiß, daß sie es dem und noch anderweitig klatzen wird. Ich antwortete ihr auch ganz höflich, sie möchte sich nicht incommodiren und es immerhin erzählen, wenn sie wolle.

Dienstag, 1. December.

Die Bull ist angekommen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich durch Krankheit gehindert würde, ihn zu hören.

Ich lese die „Briefe eines Verstorbenen“ von Fürst Büdler. Obgleich sich nicht leugnen läßt, daß sie geistreich geschrieben sind, so finde ich doch Börnes Urtheil sehr wahr: die Briefe wären todt. Kein Funken warmer Lebenshauch ist in ihnen.

Herr Schierholz besuchte mich heute, gerade als ich Klavierstunde hatte. Er visitirte nichts, sondern machte mir nur einen freundschaftlichen Besuch, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, tadelte mich liebevoll, daß ich mich nicht warm genug hielt, und ging. Unten ließ sich Frau Director mit ihm in ein langes Gespräch ein. Da mag sie ihm wohl von der Champagnergeschichte erzählt haben.

Mittwoch, 2. December.

Heut kam Zander*) und erzählte mir, daß ihn Herr Director Schiebe und Herr Schierholz streng inquirirt hätten, ob er bei mir Sonntag Champagner getrunken. Natürlicher Weise konnte er nichts gestehen, und die ganze Untersuchung führte zu keinem andern Resultat, als zu dem, Frau Director zu blamiren. Zander sprach ganz die Wahrheit, gab sogar an, wo man den Lehmann finden könnte. Auch Rindermann, der von Schierholz befragt wurde, wußte nichts, und so sah Schierholz selbst ein, daß hinter der Sache nichts wäre.

Für Hülfe wird gesammelt. Jeder Schüler der zweiten Klasse giebt zwei Thaler, um einen goldenen Pokal zu kaufen. Der einzige gerechte Lehrer, den die Schule besitzt, der sich nicht zum Spion herabwürdigte und den Unterdrückten beschützte, geht nun fort. Es wird hübsch werden! Sein Stellvertreter wird wahrscheinlich wieder eine Canaille sein.

Donnerstag, 3. December.

Heut hatte ich ein ernsthaftes Gespräch mit Herrn Director Zander. Er gestand mir offen, daß seine Frau ihm (*le pauvre diable*) jeden Tag und jede Nacht die Ohren müde heize und ihm keinen Frieden gönne. Sie beklage sich fortwährend über mich. Ich behandelte sie besonders in Gegenwart Anderer nicht mit dem schulbigen Respect. Ich erklärte dies ganz offen Herrn Director, sagte ihm, wie seine Frau stets in Gegenwart von Kameraden mich auszankte, wie ich das durchaus nicht dulden könne, noch viel weniger, daß, wenn sie meine Freunde, die doch gar nichts nach ihr zu fragen haben, selbst angriffe. Ich fragte ihn darauf, ob es etwas Böses wäre, mir in einem Töpfchen Rum zu wärmen, um aus meinem Thee Grogg zu machen. Und als er mit Nein antwortete, so sagte ich ihm, wie seine Frau damals, weil ich das gethan, also hereingestürzt wäre: „Was braut Ihr (meine Freunde) da? Das wollen wir uns verbeten haben!“

*) Ein Mitschüler, der erst vor wenigen Jahren in Wien starb. Von ihm sind die Hs. bezeichneten „Jugenderinnerungen an Ferdinand Lassalle“ in der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1877.)

Ebenso packte sie neulich Zander auf der Treppe an und fragte ihn, ob er zu mir ginge. Sehr höflich antwortete er: „Mit Ihrer Erlaubniß, ja.“ „Sind Sie auch Einer von denen,“ fragte Frau Director, „die oben solchen Lärm machen?“ Erstens machen wir keinen Lärm, und zweitens paßt sich diese Frage nicht, und wenn es nicht gerade Zander gewesen wäre, so hätte Frau Director eine derbe Antwort befehlen können. Herr Director Zander konnte mir nicht Unrecht geben; indeß sagte er mir, wenn seine Frau ihm ferner so in den Ohren läge, so könnte er sich nicht helfen und müßte, um Frieden zu erlangen, meinem Vater schreiben: „Hören Sie, Herr Lassal, so leid es mir thut, Ihr Sohn kann sich mit meiner Frau nicht vertragen, nehmen Sie ihn weg.“ Ich gab ihm ganz Recht, bedauerte ihn aber und sumimte dann:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmelsche Rosen ins irdische Leben.“

Frau Director mag sich aber vor mir in Acht nehmen, ich möchte sonst dieser wurmstichigen verblühten Rose ihren eigenen Dorn zu kosten geben. Von der Centifolienart ist sie indessen sicher, denn sie vereinigt in sich cent folies (hundert Dummheiten); nur ist sie noch zehnmal mehr schlecht als dumm.

Sonnabend, 19. December.

Heut gab uns Hülffe die letzte Stunde (von neun bis zehn). Um neundreiviertel erhalte ich einen Brief von Geibler, in dem er mir schreibt, da in der ersten und dritten Klasse Reden gehalten würden, so solle ich sprechen; im Namen der Secunda fordere er mich auf. Ich antworte nicht. Da schreibt mir Hauptig*) einer meiner erklärtesten Gegner, einen Brief mit derselben Bitte und dem Bemerken, wenn ich nicht sprechen wolle, so werde er es thun. Mir war die ganze Geschichte eine mißliche. Ich hatte nicht einmal zehn Minuten Zeit, mich vorzubereiten. Ich wollte die Aufforderung nicht annehmen, und doch konnte und wollte ich nicht abschlagen. Indes winkte ich Hauptig zu, er solle reden. Jetzt schlägt es, und Hülffe hält seine Abschiedsrede. Er ist fertig. Ich sehe mich um, ob Jemand auftreten und sprechen wird. Keiner rührt sich aber. Die ganzen hinteren Bänke winken mir zu. Schon will Hülffe sagen: „Erste Section ab!“ da erhebe ich mich, um die Ehre der Klasse zu retten und spreche. Was ich sprach, das weiß ich kaum noch, denn da ich ganz ex tempore sprechen mußte, so waren es nur Eingebungen des Augenblicks. Allein die Nührung Hülffes, der Beifall und der Dank der ganzen Klasse waren mir der Beweis, daß ich meine Sache gut gemacht haben mußte.

Abends kam Drnlich**) zu mir und sagt mir, daß Hülffe dem Alten erzählt, ich hätte eine Rede gehalten, die ihn sehr gerührt und ihm den Ab-

*) S. Schülerliste.

**) Ein Mitschüler aus Oberleitersdorf.

schied bedeutend erschwert hätte. Der Alte, fuhr er fort, soll hierauf wüthend geworden sein, um zwölf seine Goldlöthchen heruntergerufen und ihnen erklärt haben: das Blut habe ihm die Adern sprengen wollen, wie er gehört, daß ich gesprochen habe; die ganze Klasse und selbst die wenigen Guten wären Lumpenkerls; sie hätten rufen sollen: „Nieder! nieder! Lassal!“ Demlich versicherte mir das Alles, doch scheint mir die Sache kaum glaubbar. So viel Gemeinheit übersteigt meinen Horizont. Er jagte also, sie hätten dem abgehenden Hülfe Schmach anthun sollen und sich so pöbelhaft betragen, was er, wenn's einem Andern als mir gegolten, mit Recht auf's Strengste gerügt hätte.

Sonntag, 20. December.

Heut machte ich die Bekanntschaft der Zander'schen Familie. Seine Schwester R. interessirte mich ungeheuer. Sie ist hübsch, zum Küssen; aber ich bin leider noch nicht zum Küssen eingerichtet. Geduld, mon petit ami! Der Augenblick wird kommen. Uebrigens habe ich mich nach Kräften liebenswürdig gemacht.

Den dritten Brief von Isidor habe ich bekommen, ohne ihm zu antworten. Ich Undankbarer!

Montag, 21. December.

Heut, wie ich aus der Schule kam, sehe ich einen Brief an mich auf dem Tisch mit der Aufschrift „cito citissime!“ Hastig erbreche ich ihn. Er ist von meiner Schwester und von Lachs, die mir melden, Sonnabend, den 26. sei die Silberhochzeit meiner Eltern. Sie hätten mich um Alles in der Welt gern kommen lassen, wenn nicht der Frost sie davon abgehalten hätte, auch hätten sie verboten, es mir zu schreiben, damit ich keine Sehnsucht bekäme, nach Hause zu reisen, da dies der Kälte wegen nicht anging. Doch gab meine Schwester, klug wie immer, mir einige Winke: ich solle thun, was ich nicht lassen könne. Ach, es hätte dieser Winke nicht bedurft! Ich war fest entschlossen, um jeden Preis und in jedem Falle zu kommen. Aber welche Hindernisse stellten sich nicht in den Weg! Schiebe, der mich so haßte, sollte mich ohne ein Schreiben meines Vaters reisen lassen! Kaum denkbar! Und selbst meine Pflegeeltern, wenn sie nun anderer Meinung waren? Ich berief mich zwar auf den Brief, aber hätten sie diesen selbst gelesen, so würden sie außer einigen versteckten Winken nur Bedauern, daß ich nicht komme, gefunden haben.

Indeß, es gelang, und Hander wie seine Frau zeigten sich diesmal im besten Lichte. Ja, ich glaube, daß es mir ohne Hander schwerlich gelungen sein würde, Schiebes Erlaubniß zu erhalten.

Donnerstag Nachmittag saß ich auf dem Dampfwagen und flog Breslau zu.

Ich gehe über meine Reise hinweg. Sonnabend früh um sieben Uhr war ich in Breslau angelangt. O, welche Wehmuth ergriff mich, als ich

die geliebten Straßen und Thürme sah, die ich mich vor drei Vierteljahr so gefreut hatte zu verlassen. Ich stieg bei Onkel Friedländer ab, der nicht wenig erfreut war, mich so gleichsam aus den Wolken gefallen zu sehen. Schnell kleidete ich mich an und flog zu meinen Eltern. Die Freude meines Vaters, meiner Mutter und meiner Schwester zu beschreiben, übersteigt meine Fähigkeit. Besonders mein Vater war rein außer sich. Gerade er hatte die meiste Sehnsucht gehabt, mich zu sehen, und wollte sogar nach dem Feste zu mir heraufkommen. Sieben glückliche Tage verlebte ich hier. Meine Mutter wollte mich noch länger dabehalten, aber ich kannte Schieben zu gut und liebte meinen Vater zu sehr.

Die Heirath meiner Schwester mit Cousin Friedland ist jetzt fast entschieden, und man erwartet Ferdinand aus Paris.

Freitag, 1. Januar 1841.

Saß ich wieder auf dem Wagen, und fort ging's von den liebenden Eltern hin in die Region des Hasses.

Sonntag hatte ich Leipzig erreicht. Ich ging zu Zander, wo man mich sehr freundlich empfing. Ebenso besuchte ich Johnson und Nagelschmidt, die mir Geldbriefe, Ruchen und Sachen brachten.

Montag, 4. Januar.

Früh gleich ging ich zu Schiebe und überreichte ihm den Brief meines Vaters. Ich wurde sehr gnädig empfangen.

Dienstag, 5. Januar.

Abends besuchte mich Zander. Ich arbeitete mit ihm, und als ich aufstehen will, die Briefe holen, werfe ich die Lampe herunter. Sie zerbrach, sowie der Schirm und der Cylinder, und das Del ergoß sich auf den Erdboden. Zander und ich, wir liefen nach Thon und schmierten die Flecke ein.

Mittwoch, 6. Januar.

Als ich heut die Frau Director grüßte und anredete, bemerkte ich, daß sie ungemein lau war. Etwa der zerbrochenen Lampe wegen? Abends kam Zander in mein Zimmer und sagte, ich hätte mich mit Zander gebalgt, (so hat das Stubenmädchen Emilie — denn außer ihr war Dienstag Abend Niemand zu Hause — referirt) und dadurch die Lampe zerbrochen. Als ich ihm das Gegentheil versicherte, wollte er's nicht glauben und fügte hinzu: „Wir werden später darüber sprechen.“

Nachmittags war ich bei Zanders und amüfirte mich vortrefflich.

Donnerstag, 7. Januar.

Heut früh stehe ich etwas spät auf, will mich eilig anziehen, stoße an den Tisch an, das Licht fällt herunter, und der Leuchter zerbricht. Mittags

Komme ich nach Hause. Zander ist ganz einsilbig und spricht kein freundlich Wort. Endlich fängt er an:

„Nun, Zander kommt nicht mehr hinauf.“

Ich: „Warum denn?“

„Weil Sie sich mit ihm gebalgt haben, wie ungezogene Gassenjungen.“

Nun wissen Sie's gleich.“

Ich: „Glauben Sie mir, Herr Director, ich habe mich nicht gebalgt.“

Bei diesen Worten springt Zander wüthend auf, kommt auf mich zu: „Sie Flegel, Sie Grobian, Sie impertinenter, arroganter Junge Sie, wie können Sie so frech, so grob sein und sagen, Sie haben sich nicht gebalgt, wenn ich das Gegentheil behaupte! So sollen Sie mir nicht kommen, Sie dummer Junge Sie! Marsch, hinauf in Ihre Stube! Oben sollen Sie essen bis Ostern! Schieben werde ich es schreiben! Alles werde ich ihm sagen, Alles! O, ich weiß viel von Ihnen. Das soll er jetzt Alles erfahren.“

Ich versuchte ihn zu beschwichtigen, aber umsonst, ich reizte ihn nur noch mehr. Er stürmte hinter mir die Treppe herauf, und als er die schon eingemauerten Flecke sah, schrie er: „Ein Schweinigel sind Sie, wenn Sie's wissen wollen, Sie Esel Sie! Künftig werden Sie Ohrfeigen bekommen! Nun wissen Sie's gleich. Wenn Zander herauskommt, bekommt er ein paar Schellen.“

Darauf ging er. Einen Augenblick später kommt er mit dem Leuchter herauf. „Was war das für ein Betragen?“ „Es war ungeschickt von mir.“ „So! Na warten Sie nur, das sollen Sie büßen.“

Ich: „Nun, mein Gott, einen Leuchter zerbrechen ist doch kein Verbrechen!“

„Kein Verbrechen! Das sind die Heine'schen Ansichten, die Sie haben. (Ich warf ihm einen verächtlichen Blick zu.) Aber diesen Leuchter und die Lampe zeige ich Schieben. Warten Sie, Ihnen will ich's zeigen! Sehen Sie mich nicht mit diesem Blick an oder Sie bekommen ein paar Ohrfeigen, daß Sie zum Fenster rausfliegen!“

Jetzt war meine Geduld erschöpft. Krampfhaft griff meine Rechte nach dem Tintensatz, und schon wollte ich meiner Wuth und meinem gepreßten Herzen durch einen Wortstrom Luft machen, aber der Gedanke an meinen Vater ließ mich diesen Voratz aufgeben. Noch begreife ich nicht, wie ich so ruhig bleiben konnte, da ich wegen einer solchen Kleinigkeit so behandelt wurde, und ich glaube, wäre ich nicht kurz vorher zu Hause gewesen und hätte da gesehen, wie sehr mein Vater mich liebt, ich hätte nicht den Sieg über mich davongetragen. Aber der Gedanke an den Kummer, den ich, wenn ich mich revanchirt hätte, meinem Vater bereiten haben würde, hielt mich nieder. Ich begnügte mich also damit, ihn mit einem herausfordernden Blick anzusehen, und er ging fluchend aus dem Zimmer. Freitag und Sonnabend aß ich noch auf meinem Zimmer, dann aber, bedenkend, daß es so nicht bleiben könnte, wie Schieber mit Freuden, diese Gelegenheit, mich zu vernichten, ergreifen würde, wieviel Kummer meinem Vater daraus entstünde, that ich den

ersten Schritt und besuchte Schiebs auf seiner Stube. Ich gab nach, und wir versöhnten uns. Wer sich hierbei in einem schlechten Lichte zeigte, war seine Frau. Ich will ihr das auch nicht vergessen.

Mit Becker bin ich wahrhaft Freund geworden. Er gehört zu den Menschen, an denen man, je näher man sie kennen lernt, desto schönere Seiten entdeckt. Ganz das Gegentheil hiervon ist Moewes.

Montag, 18. Januar.

Heut war der denkwürdige Tag, an dem Becker und ich unser Freundschaftsbündniß durch Du und Du besiegelten.

Zander besuche ich oft. Ich fühle mich zu der schönen Rosalie sehr hingezogen und kann mit meinem Erfolg sehr zufrieden sein. Ich habe auch Becker dajelbst eingeführt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mein Tagebuch jetzt so lückenhaft führe. Der Grund mag wohl darin liegen, daß mir zuviel Bemerkenswerthes arrivirt und ich unmöglich Alles aufzeichnen kann. Hat man aber erst etwas stillschweigend übergangen, so reißt es ein. Indes ist es wahr, ich erlebe zuviel, um Zeit genug zur Beschreibung übrig zu behalten.

Ich muß sagen, daß mein Aufenthalt in Leipzig, die Schule ausgenommen, gar nicht unangenehm ist. Und auch die langweiligen Stunden in der Klasse werden mir durch meinen Freund Wilhelm Becker versüßt. Sonntag und Sonnabend füllen gewöhnlich Schlitten- und Whistpartien oder Besuche bei Rosalien aus, und so geht das seinen guten Gang fort, bis manchmal Schiebses Gemeinheit wieder unangenehm dazwischendonnet. Indessen habe ich mich einmal gewöhnt, den Kerl mit humoristischer Verachtung zu betrachten, und so mag er denn bellen! Schade nur, daß ich ihm das Beißen nicht wehren kann!

Indes wenn ich dran denke, daß Wilhelm Ostern nach Marseille geht, so möchte ich mich schon heut grämen. Grand Dieu! Was werd' ich dann anfangen! Obgleich mir manchmal bedünken will, daß Wilhelm mich lange nicht so liebt, wie ich ihn, so fühle ich dennoch, wie ich sozusagen verwaist sein werde, wenn er fort ist. Merkwürdig ist es noch heut, wie wir uns so zusammengefunden haben.

Wie ich in die zweite Klasse kam, wurde ich von fast Allen gehaßt, für insupportable gehalten, ausgelacht. Wenn mich nicht damals der schöne feste Glaube an mich selbst aufrecht gehalten hätte, so hätte ich Misanthrop werden müssen. Und siehe, gerade Jene, die am meisten lachen, sind jetzt meine besten Freunde. Wilhelm ist mein Freund, und Nathanson*) scheint es werden zu wollen.

An der Mehrzahl der Klasse liegt mir nichts. Von jeher lag mir nur an denen, die ich achte, und von denen ich weiß, daß Sie verstehen können. Wer mich nicht versteht, dessen Urtheil kann mir gleichgültig sein, und wenn

*) S. Schülerliste.

ein Solcher über mich schlecht urtheilt, so ist es gerade, als ob ein Schulknabe, dem Hasis' weise Sprüche in die Hände fielen, weil er die Sprache nicht versteht, mit Verachtung das Buch von sich schleuderte.

Ich will jetzt wieder mal versuchen, ganz regelmäßig mein Tagebuch zu führen und jeden Tag hineinschreiben.

Mittwoch, 17. Februar.

Heut Nachmittag gab Heuschkel meine deutsche Arbeit über „Freundschaftsregeln“ zurück. Ich hatte in dieser Arbeit die ganze Klasse der Philister und dummen Theoretiker auf das Heftigste angegriffen. Weit entfernt, Freundschaftsregeln aufzustellen, war meine Arbeit nichts als eine heftige Invektive gegen diejenigen, die sogar unseren Gefühlen Regeln vorschreiben wollen. Wie H. hereintrat, verlangte sogleich die Klasse, daß meine Arbeit vorgelesen werden sollte. Heuschkel ließ sich zuerst in eine Disputation mit mir ein, in der ich jedoch Sieger blieb*). Der idealen Begriffe wegen, die ich für die wahre edle Freundschaft aufstellte, nannten mich Einige überspannt. Die Armen! Wenn sie heut schon so nüchtern von der Freundschaft sprechen, was werden sie in einem Alter von fünfzig Jahren darüber sagen. Wenn sie schon heut nur jener spießbürgerlichen Freundschaft fähig sind, heut als kaum in's Leben getretene Jünglinge, wie engherzig werden sie als Greise sein! Ich bedauere sie, diese Menschen, die schon von ihrer Geburt an alte, bedächtige Philister sind.

Was mich aber schmerzte, war, daß auch mein Freund Wilhelm sich unter Jenen befand, die meine Verehrung für das Wort „Freundschaft“ Ueberspannung nannten. Und doch weiß ich, oder glaube ich wenigstens, er begreift mich. Es ist bloß Rederei, Scherz von ihm, mich überspannt zu nennen. Und doch, wüßte er, wie rauh dieser Scherz die zartesten Saiten meines Gemüthes verstimmt, er würde ihn lassen! Nicht um meinetwillen schmerzt es mich, es thut mir nur weh, ihn auf Augenblicke unter die gewöhnliche Masse zählen zu müssen.

Heut Abend spielte ich mit L., der zu mir kam, Whist. Eine solche Ehrlosigkeit übersteigt meine kühnsten Begriffe. Zu einem Menschen zu kommen, der mir gestern die Thür gewiesen hat! Das fasse ich nicht.

Ein widriges Gefühl ergreift mich, wenn ich Leute wie diesen und ähnliche betrachte. Denn ich sehe in ihnen die lebenden Gründe, warum das jüdische Volk so verachtet wurde. Solche Leute waren es, die es dahin brachten. Diese Niedrigkeit der Gesinnung, dieses Kriechende, diese Gemeinheit — pfui, welch abscheuliches Gemisch! Ich spreche mit L., erlaube ihm, mich zu besuchen, um Charaktere dieser Art studiren zu können.

*) Dieser Vorgang wird auch von Zander in der „Gartenlaube“ a. a. O. erzählt. Zander erinnert sich des poetischen Eingangs dieser Lassalle'schen Arbeit:

„Nicht wägen mit der Waage in der Hand
Läßt sich der Freundschaft golden heßes Band.“

Der einzige schöne Zug ist die dem Juden angeborene Gutmüthigkeit, die er in hohem Grade besitzt.

Sonntag, 21. Februar.

Nachdem ich mich mit Becker, Moewes und Hasselbach eine Stunde auf dem Thonberg*) gelangweilt hatte, besuchte ich, von meinem Wilhelm begleitet, eine befreundete Familie. Es war ein genußreicher Abend, den wir da verlebten. Der Zauber, den diese unschuldige, allen Künsten der Koketterie so fremde Tochter auf mich ausübt, ist grenzenlos, und eben, weil es Natur allein ist, die sie so reizend macht, ist sie doppelt liebenswürdig. Das Mädchen ist ganz zum Entzücken geschaffen. Diese blauen schmachtenden Augen, dieses Ebenmaß aller ihrer Züge, diese blendende Weiße der Zähne, diese schwellenden Lippen, diese sanfte Rundung des Kinns, dieser jungfräuliche Busen! O, sie ist wirklich schön! Und dabei so unschuldig, so lammfromm, so kindlich rein, so schüchtern und so zurückschreckend vor jeder bloßen Berührung des anderen Geschlechts.

Ich hatte wahrlich heute keinen Grund, „diem perdidit“ auszurufen.

Montag, 22. Februar.

Heut kam Brief von Isidor, der sich, wie er schreibt, in Hamburg recht wohl befindet. Dennoch verläßt er es zu Ostern, um nach Manchester zu gehen. Das Schicksal scheint uns unerbittlich trennen zu wollen, aber trotzdem will ich, wenn es geht — und es muß gehen —, sein Loos mit dem meinigen verknüpfen. Wenn meine schönsten Träume, die ich sogar diesem Buche nicht anvertrauen mag, wahr werden, dann geht es auch in Erfüllung, daß mein Isidor, sein Schicksal nur an das seines Freundes knüpfend, mit mir kämpft und siegt. Denn siegen müssen wir in dem Kampfe, den ich zu kämpfen gedenke! Siegen muß das Licht, und die Finsterniß weicht! Siegen wird der Verstand, die Vernunft, die göttliche, und mit ihren hellleuchtenden Blickstrahlen den Aberglauben und die Dummheit verschrecken, gleich wie der Tag die Nacht verschluckt!

Freitag, 26. Februar.

Daß noch immer kein Brief von zu Hause kommt, beunruhigt mich nicht wenig. Es wird doch, Gott behüte, Niemand zu Hause unwohl sein! Auch bekommen alle meine Pläne durch dies Ausbleiben jeglicher Antwort einen Strich à travers. Meine Fête, meine Reistunden, Alles wird dadurch verschoben und aufgehalten.

Auch daß Ferdinand noch nicht hier angekommen ist, will mir gar nicht gefallen. Ich weiß in der That nicht, was ich davon denken soll.

*) Der Name eines ländlichen Vergnügungsorts, das in neuerer Zeit eingegangen ist. Es lag an der Landstraße, die nach Probstheida führt, unweit des Napoleonsteins, des besuchtesten Schlachtdenkmals.

Sonntag, 28. Februar.

Heut kam etwas zum Ausbruch, worüber ich schon lange nachgedacht hatte. Meine Garderobe ist nämlich von der Art, daß ich schon unzählige Male ihretwegen von meinen Bekannten über die Achsel angesehen, von meinem Freunde Wilhelm, der mit Recht in jedem Stück und jeder Beziehung die Pflicht der Aufrichtigkeit, die er mir schuldig ist, erfüllt, aber ausgelacht und getadelt wurde.

Schon ehe ich auf die Handelsschule kam, war mein Vater ärgerlich, wenn er sah, daß ich auf die Kleidung viel gab, und hatte es sich zur Maxime gemacht, meinem Gang durchaus nicht nachzugeben. Er nannte es Eitelkeit zc., so daß schon früher dieser Gegenstand zu lebhaften Debatten Gelegenheit gab. So schlecht aber wie auf der Handelsschule war meine Garderobe noch nie gewesen: ihre Niederträchtigkeit zu beschreiben, so gewandt ist meine Feder nicht. Es sei genug, daß sie sehr oft Gelegenheit zu Bitten, dann Tadel und zuletzt Sarkasmen von Seiten Wilhelms gab. Was sollte ich thun? Selbst seinem besten Freunde gegenüber besitzt der Mensch kleine Eitelkeiten. Ich schämte mich, meinem Freunde W. zu gestehen: ich fühle das Bedürfnis, mich anständig zu kleiden, so gut wie er, und nur die Grille meines Vaters sei es, die mich zwingt, wie einen Gott auch nur einen und noch dazu sehr schlechten Rock zu haben. Ich machte es also wie der Fuchs mit den Trauben. Ich that, als läge mir an Kleidung nicht das Geringste, und erheuchelte mir auf diese Weise einen Cynismus, der meiner Seele nur allzu fremd ist. Ich bin kein Geck, kein Modenarr, werde mich aber dereinst stets auf das Sorgfältigste kleiden. Kleider machen Leute, ist einmal die Meinung des neunzehnten Jahrhunderts. Und es ist thöricht, wenn ein Mensch, der von den Menschen abhängt und von ihnen leben will, die Urtheile und sogar die Vorurtheile der Welt verhöhnt. Verachten mag er sie, bespötteln im Innersten seines Herzens, aber ihnen offen Troß bieten — nein, bei Gott nicht! dann ist er ein Thor.

Es gewährt gewiß Jedem einiges Vergnügen, wenn er sich fein gekleidet im Spiegel betrachtet. Wer sich aber um deswegen elegant kleidet, um sich im Spiegel zu gefallen, ist ein Narr und ein Geck. Anderen soll meine Kleidung gefallen. Ich kleide mich schön um Anderer willen. Und mein Vater hat Unrecht, wenn er mir darin wehrt. Uebrigens ist meine Garderobe so miserabel, daß selbst Frau Director mir mehrmals gesagt hat: „Wirklich, Lassal, wenn Ihnen nicht Alles so nobel stünde, sähen Sie aus wie ein Lump.“

Oft hatte ich das Alles schon überlegt, doch hatte ich wirklich darauf resignirt, mein Gulengefieder eher abzustreifen, als bis ich wenigstens etwas selbständiger wäre. Doch heute kam mir Dieu merci ein klügerer Entschluß.

Wilhelm hatte mich zu einem Besuch abgeholt und wartete ungeduldig darauf, ich sollte mir meinen Rock anziehen und mit ihm kommen. Aber den Rock anziehen, da lag eben die Schwierigkeit. Ich schämte mich, vor

den Augen meines Freundes jenen abgehackten Sonntags-, Arbeits- und Schlafrock anzuziehen. Ich schämte mich, wenn ich bedachte, in diesem Rock Nachmittag Damenbesuche zu machen.

In einem Augenblick sagte ich mir, was für und gegen den Gegenstand zu sagen war. Mit Bitterkeit kramte ich den Plunder, der im Schranke hing, zusammen, warf ihn W. hin und sagte: „Wähle einen Rock.“ W. stand da. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Doch ich unterbrach bald das Stillschweigen durch die Worte: „Komm mit mir zu Deinem Schneider.“ Wir gingen, und ich bestellte Rock, Hosen, Weste, dann auch Stiefel, so fein, als selbst W. es nur verlangen konnte. Und ich gab mir das feste Versprechen, von nun an stets um jeden Preis und auf jeden Fall durchaus fein zu gehen. Ich will dies Versprechen gerade kein frommes Gelübde nennen, aber ich werde es vielleicht um so fester halten, weil es kein frommes Gelübde ist.

Mittwoch, 3. März.

Ich fuhr mit Becker und Mozses Schlitten. Sehr ängstet es mich, daß noch immer jede Antwort von zu Hause ausblieb. Ich weiß gar nicht, welcher Ursache ich es zuschreiben soll.

Sonntagabend, 6. März.

Heut zeigte sich der Alte wieder einmal in seiner vollen Glorie. Er war wieder einmal ganz er selbst. Um zwölf Uhr kam er in die Klasse mit dem Monatsbericht. Ich war bei Courbassier (Courvoisier) als unruhig bemerkt. O, wie ließ da der Alte seinen Gefühlen freien Lauf. Charakteristisch war unter Anderm die Aeußerung: „Wart', bei der Censur will ich's Dir schon eintränken!“ Recht deutlich zeigte sich bei Wilhelm seine Gemeinheit. „Es ist mir ungeheuer lieb, daß Du abgehst. Dich brauchen können wir nicht,“ sagte er zu W. Und doch hatte er Alles angewandt, seinen Vater zu permoviren, W. noch hier zu behalten. „Von Becker und Lassal,“ erklärte er, „nehme ich auf keinen Fall das Stammbuchblatt (Beschreibung der Feier) an.“ Wahrlich, darüber würde ich mich wenig grämen. Doch will ich diese Ostern wenn mein Vater kommt, sehen, ob dieser Vorsatz gegen ein Abendessen im Hôtel de Bavière Stich hält. Was das Zeugniß betrifft, so habe ich keine Furcht. Im Wissen kann er mir nicht schlecht geben, ja sogar das „Gut“ nicht vorenthalten, und was er mir sonst einschreibt, soll mir einerlei sein.

Eines nur betrübt mich, nämlich die Furcht, mein Vater könnte sich betrüben. Doch hoffe ich mit Gottes Hülfe ihm Ostern einen kleinen Begriff geben zu können, was das für ein Mann ist, dieser Schiebe. Ich sage: einen kleinen Begriff, denn ganz kann das bloß einer seiner Schüler einsehen.

Es muß doch aber weit mit einem von uns Beiden, mit mir oder Schiebe, gekommen sein, daß, während er mich so schmählisch herunterhunkte, auch keine noch so leise Schamröthe meine Wangen überzog. Entweder bin

ich der ehrloseste Kerl von der Welt, oder Schiebe anerkannt für einen Lump, dessen Worte da sind wie der Hauch des Windes. Aber nein, ich bin nicht ehrlos, mir mangelt nicht Ehrgefühl. Aber des Alten Worte, sie können keinen Eindruck machen. Der beste Beweis liegt in dem Betragen der Schüler selbst. Wäre er nicht anerkannt für den ungerechtesten Schuft, hätten seine Worte nicht bei uns Allen weniger Gewicht, als das Lästern irgend eines Schandmaules, so hätten ja die Schüler schon vor mir zurücktreten müssen. Aber nein, sie näherten sich nur, indem sie mir zuriefen, mich über des Alten Worte hinwegzusetzen. Wirklich, diese Aufforderung ist nicht nöthig bei mir. Mag er reden vor der Hand! Einst will ich ihm schon das Maul stopfen.

Schneider Hoffmann brachte mir meinen neuen Anzug, und ich fand Gelegenheit, die Wahrheit des Sprüchwortes „Kleider machen Leute“ zu erproben.

Dienstag, 9. März.

Heut um neun Uhr erhalte ich ein Billet von meinem Cousin Ferdinand Friedland de Paris, in welchem er mir seine Ankunft hier anzeigt und mich bittet, so bald als möglich in sein Hôtel zu kommen. Drei unerträglich lange Stunden mußte ich mich gedulden, dann flog ich aber auch mehr als ich ging, zu meinem Cousin. Wir waren Beide höchlich erfreut, uns nach dem Zeitraum von fünf Vierteljahren wieder zu sehen. Nach den ersten Umarmungen besprachen wir unsere beiderseitigen Pläne. Eigentlich hatte Ferdinand ein kleines Recht, mir zu zürnen. Merkwürdig bleibt es, wie ich ohne äußere Veranlassung wieder zu meiner ersten Meinung zurückgekehrt bin. Zuerst, wie die Heirath in Vorschlag kam, war ich derjenige, der am allereifrigsten seine Stimme für Ferdinand erhob. Wie er von uns wieder abgereist war, änderte sich allmählich meine Meinung. Nicht daß etwa mein Interesse schwächer wurde, aber die vielen Verleumdungen, so wenig ich ihnen auch Glauben schenkte, mußten nothwendig Argwohn erwecken. Auch glaubte ich nicht, daß Riefken auf die Länge der Zeit ihrer Inclination für ihn treu bleiben würde. So kam es, daß ich sogar gegen ihn wirkte. Aber in Leipzig hatte ich wieder meine frühere Ueberzeugung, und bei dem entscheidenden Aufenthalt meiner Eltern hier habe ich wieder für ihn gesprochen und vielleicht nicht wenig zu der Entscheidung beigetragen, die eben jetzt meinen Cousin aus dem glänzenden Paris, aus dem Ministère, aus der Mitte aller Künstler und Gelehrten, Dichter und Staatsmänner rief, um in Breslau meine Schwester zu heirathen.

Er zweifelt, wie er mir selbst sagte, noch daran, daß aus der Partie etwas wird. Dies thue ich nun zwar nicht, doch sehe ich voraus, daß er noch viele Vorurtheile zu bekämpfen und viele Unannehmlichkeiten zu ertragen haben wird. Ihm thut es sehr leid, daß ich nicht mit nach Breslau kann, ihm zu helfen u. Mir thut es sowohl aus dieser, als auch aus mehreren anderen Beziehungen leid.

Was mich betrifft, so versprach Ferdinand auch meine Angelegenheiten zu ordnen. Wohl sieht er als ein Mann, der sich so lange in der glänzenden Welt bewegte, ein, daß ich nicht so fortleben könne, mit zwei Thalern den Monat.

Wie ich wieder um eineinhalb Uhr mich von Ferdinand trennen wollte, um in die Schule zu gehen, litt er dies nicht, sondern behielt mich bei sich unter dem Versprechen, es selbst bei Schieben zu verantworten.

Uebrigens weiß ich seit Michaelis mich nichts zu erinnern, das so wohlthuend auf mich eingewirkt hätte, als die Ankunft Ferdinands. Wenn man ein langes halbes Jahr unter Dummköpfen und Canaillen gelebt hat, ist es wirklich ein Glück, wieder einmal mit Jemand zusammenzukommen, von dem man verstanden wird.

Als ich Abends nach Haus kam, hatte ich noch ein langes Gespräch mit Hander. Er ermahnte mich, um Gottes willen behutsam zu sein. Ja, er war ehrlich genug, mir zu sagen: „Sehen Sie, Lassal, Sie stehen schon deshalb beim Alten schlecht, und es ist sogar der Hauptgrund, weil Sie bei mir sind. Es thut mir leid, daß ich die Ursache bin. Aber was soll ich machen? Schützen kann ich Sie gegen Schiebe nicht, und ich möchte mich um Alles in der Welt nicht in einen Kampf mit Schiebe einlassen.“

„Warum das? Sie haben doch keinen Grund, ihn zu fürchten.“

Da gab mir Hander die leider allzu wahre Antwort: „Nein, ich fürchte Schiebe nicht, aber in einem Kampfe mit ihm werde ich allezeit verlieren, denn ich kämpfe mit ehrlichen, er aber mit unehrlichen Waffen.“

Ich bat nun Hander noch, das Alles Oestern meinem Vater zu sagen, der mir nie glauben wolle. Er versprach es und ich begab mich zu Bett.

Gott, was liegt nicht Alles in den Worten Handers! Er, der unabhängige, freie, geachtete Mann fürchtet Schieben. Um wieviel müßte ich, sein Untergebener, sein gehäfter Untergebener, ihn fürchten! Und dennoch, weiß Gott, wie es kommt! ich fürchte ihn nicht ein bißchen.

Mittwoch, 10. März.

Ich flog zu meinem Cousin. Nachdem wir einige Stunden auf das Angenehmste verplaudert und wir uns gegenseitig unsere Lustschlösser hatten sehen lassen, gingen wir aus.

Unbegreiflich ist mir doch dieser Ferdinand. Ich habe eine sehr gute Idee gehabt, als ich ihn mit dem Chevalier de Seintgal verglich. Und so, wie Casanova, nachdem er an allen Höfen Europas die glänzendste Rolle gespielt, sich endlich zurückzog, um als armseiger Bibliothekar auf dem Schlosse des Grafen von Waldstein, von den Dummköpfen, die ihn nicht begreifen konnten, tausendfach angefeindet zu leben, so verläßt mon cousin Paris, Ehren, Würden, Berlioz, Heine, Salohs und weiß Gott was Alles noch, um in unserm tristen Breslau Calicot zu verkaufen an polnische Jüdchen.

Wir gingen zu Breittopf und Härtel, und dann geleitete ich meinen Cousin an die Handelsschule. Er ging hinauf, ich wartete unten. Schiebe

war, wie ich Ferdinand auch darauf vorbereitet hatte, sehr schlimm auf mich zu sprechen. Als aber Ferdinand ihn bat, zu entschuldigen, daß ich fehlte, es sei nur auf seine Veranlassung geschehen, so wurde Schiebe, der mich bis dahin für krank hielt, sehr zornig und nahm durchaus F.'s Verwendung nicht an.

Donnerstag, 11. März.

Heute ist Herrn Directors Geburtstag. Ich gratulirte ihm und begab mich dann in die Schule. Mit einem Entschuldigungszettel Ferdinands versehen, begab ich mich zu Schieben. Kaum wurde mich dieser gewahr, wurde er wüthend, sagte, weder Zettel noch Cousin gehe ihn was an, ich hätte gegen das Regulativ verstoßen und müsse um neun Uhr vor die Synode kommen. Das war zuviel. Das hieß die Pedanterei und den Haß auf's Höchste steigern. Ich begab mich in die Klasse, wo gleich die Schüler auf mich zu-eilten, doch ich zog mich mit Becker zurück und erzählte es ihm. Er empfahl mir vor allen Dingen stoische Ruhe.

Um neun Uhr wurde ich hinuntergerufen.

Ich trat ein. In der Mitte saß der Director, um ihn herum in einem Halbfreis sämmtliche Lehrer. Ich stellte mich dicht am Eingang hin mit zusammengefalteten Händen, die Augen zu Boden geschlagen. Während der ganzen Verhandlung war ich bemüht, alle die Gefühle, die mich wechselweise bestürmten, auch durch kein Zucken meines Mundes zu verrathen. Haß, Verachtung, Hohn, Aerger, Trauer, Wuth, Gleichgültigkeit wechselten in meiner Brust, doch verrieth nichts, was da drinnen vorging, und mit der größten Anstrengung zwang ich meine Gesichtszüge zu einer Ruhe, die schlecht zu meiner Lage paßte, bei einem Eintretenden aber gewiß dem Gedanken, ich stehe jetzt vor der Synode, widersprochen hätte.

„Immer näher!“ erscholl es. Ich trat einige Schritte vor, blieb aber in meiner vorigen Stellung und würdigte die ganze Versammlung auch keines Blickes.

Der Director las nun mein sogenanntes Verbrechen vor und erklärte, daß er auf meinen Cousin nicht die geringste Rücksicht nehme. Nun fing ein Schauspiel an, das wirklich im wahren Sinne des Wortes sehenswerth war. Schiebe, Schierholz und, was mich am meisten ärgerte, Feller waren die Sprecher, die Andern schwiegen. Diese drei aber lösten sich unaufhörlich ab. Trotz der unbeschreiblichen Verachtung, die ich empfand, wurde ich doch ganz wehmüthig. Mir kam vor, ich wäre ein todter Adler und läge auf dem Felsde, und es kämen die Raben und die diebischen Elstern und all das ver-ächtliche Geflügel, und pickten mir die Augen aus und nagten mir das Fleisch von den Knochen. Plötzlich aber fing ich wieder an mich zu regen, es kam Leben in mich, und ich erhob mein rauschendes Gefieder. Krächzend entflohen die Raben und Elstern, ich aber schwang mich auf zur Sonne.

Aus diesen Träumereien weckte mich unangenehm der Haß des Alten. Gott, was raisonnirten die nicht zusammen! Kein gutes Haar ließen sie an

mir. Ich wurde für heuchlerisch, betrügerisch, schlecht, eigennützig, überpannt, hinterlistig, verrückt und verdreht erklärt. Da die guten Herren über meine Leistungen nicht reden konnten, das Raisonnement über das vorliegende Verbrechen auch bald erschöpft war, so fingen sie an, auf meinen Charakter zu kommen.

„Meine Herren,“ fing Feller, diese personificirte Falschheit, an, „Messieurs, Sie müssen wissen, Lassal betrachtet Alles mit dem Auge eines Philosophen. Wir sind nicht seine Vorgesetzten. Den Begriff Vorgesetzten giebt er überhaupt nicht zu. Wir sind seine Untergebenen, denn wir werden ja bezahlt. Ueberhaupt Liebe, Hochachtung, Dankbarkeit, die kennt Lassal nicht. Alles, was aus dem Herzen kommt, ist ihm unbekannt, sowie das Wort Herz selbst. Er hat zu Niemand Liebe. Sein Grundsatz ist Liebe zc. zu heucheln, so lange er Jemand benutzen kann.“ „Ein schöner Grundsatz!“ höhnte der Alte. „Dabei,“ fuhr Schiebe fort, „weiß er sich einen Schein zu geben.“ „Einen Schein,“ wiederholte Schierholz. „Einen Schein,“ tönte es aus Fellers Lippen, wie das Echo in Aderzbach.

„Du thätest am besten,“ sagte nun der Alte, „Du würdest Komödiant. Da könntest Du heute den Shylock und morgen eine andere schlechte Rolle geben, denn Du bist zu jeder schlechten Rolle fähig.“

Und in diesem Stile ging das fort.

Hierauf wurde ich ersucht, hinauszutreten. Als ich wieder hineinkam, las mir Herr Director ein Urtheil vor: Ich hätte drei Wochen Hausarrest, und wenn ich mir noch einmal etwas gegen das Regulativ zu Schulden kommen ließe, würde an den Vorstand Anzeige gemacht werden. Als ich nach Haus kam, war schon ein Brief Sch.'s an Zander angelangt, in dem er ihm meinen Hausarrest anzeigte und ihn ersuchte, im Fall daß ich ausginge, es ihm anzuzeigen. „Die Justiz würde dann prompt sein,“ fügte er hinzu.

Dieser Satz jagte nun H. viel Schrecken ein. Er zeigte ihn meinem Cousin und legte ihn so aus, daß Schiebe mich wegweisen könne. Zwar ist Schiebes Macht groß, aber das kann er Gott sei Dank nicht so leicht. In meinen Leistungen war ich untadelhaft, ich will auch in meinem Betragen jetzt sehr behutsam sein. Ich will mich von nun an nicht gut betragen, denn ich habe mich nie schlecht aufgeführt, aber ich will mit einem Wort mich gar nicht betragen. Bis jetzt war meine Hoffnung, Ostern abzugehen. Von nun an ist es mein fester Entschluß, den vollen Kurs durchzumachen. Ich fürchte S. nicht.

Freitag, 12. März.

Heut war Bußtag und der erste Tag meines Hausarrestes. Wilhelm Moewes und Zander besuchten mich und versuchten mich über mein Schicksal zu trösten. Glücklicher Weise bedurfte ich aber des Trostes wenig. Ueber die Strafe kann ich mich leicht wegsetzen, ich betrachte sie gar nicht einmal als solche. Schiebes, Schierholz' zc. Meinung kann mir noch gleichgültiger sein. Ich rufe mit jenem großen Dichter aus, der nach Kleinasien verbannt war:

„Hic sum barbarus quia non intelligor illis!“*) Eines nur betrübt mich, eines nur drückt mich darnieber, und kaum kann das Gefühl meiner Unschuld mich aufrecht erhalten. Es ist der Gedanke, daß ich meinem Vater, es komme wie es wolle, auf der Handelschule schwerlich viel Freude bereiten werde. Doch Gott ist mein Zeuge, ich konnte nicht anders. Was an mir lag, habe ich gethan; es ging nicht. Schiebe und ich, wir begegnen uns nur in einem Gefühl, in dem gegenseitigen Haß. Ich könnte sogar vielleicht meinem Vater, meinen Eltern zu Liebe meine edle Natur verleugnen und kriechend sein gegen den Alten. Allein auch dies nützte nichts mehr. Er würde die eingezogenen Krallen sehen unter den Pfötchen. Und doch! wie hätten wir Beide, S. und ich, uns schon begegnet, wenn nicht der Gedanke an meinen Vater mich beständig zurückgehalten hätte! Doch genug davon.

Sonntag, 14. März.

Heut an dem zweiten Tage meines Hausarrests besuchten mich Moewes, Nathanson und Wilhelm. Wir spielten Whist und plauderten dann.

Unergründlich ist doch die Menschennatur. Ich glaubte bisher, Schiebens Gemeinheit durch und durch zu kennen, ich glaubte, gegen mich habe sie den höchsten Grad erreicht. Doch heut erfuhr ich Dinge von S., die ich sogar ihm nicht zugetraut hätte. Die Skizzen, die uns N. von dem gab, was er früher auf der Handelschule erleiden mußte, waren wirklich ergreifend. Die Wirkung, die seine Schilderung hervorbrachte, war unserm Charakter entsprechend. Ich ballte die Fäuste, knirschte mit den Lippen und that im Innern die schrecklichsten Nachgefühle. Wilhelm stand ruhig da, kein Wort kam über seine Lippen, nur Thränen perlten aus seinen Augen, und dann und wann zuckten seine Lippen schrecklich. Ich kann mir wohl denken, was in seinem Innern vorging. Nur Moewes war nicht aus seiner Pomade zu bringen, kalt und theilnahmslos wie gewöhnlich.

Armer Joseph! Du hast viel leiden müssen, und schon darum lieb' ich Dich! Du hast viel, sehr viel ertragen, aus Liebe zu Deinen Eltern. Die Liebe zu meinem Vater, so groß sie ist, sie hätte schwerlich solche Probe überstanden.

Mittwoch, 17. März.

Ich bekam von meinen geliebten Eltern Brief. Auch Ferdinand schrieb mir, daß seine Befürchtungen grundlos gewesen und meine Prophezeiungen in Erfüllung gegangen.

Donnerstag, 18. März.

Heut war ich im Gewandhausconcert. Die Devrient sang.

*) Barbarus hic ego sum etc. Lassalle, der jugendliche Unverstandene, scheint für dieses Citat, das hier zum zweitenmal wiederkehrt, eine besondere Vorliebe zu haben.

Sonntag, 21. März.

Heut der letzte Tag meines Hausarrestes.

Montag, 22. März.

Wie gewöhnlich gab uns Herr Heuschkel heut die deutschen Arbeiten zurück. Becker hatte in der seinigen über die Frage: „Wie dankt man Gott am besten für empfangene Wohlthaten?“ gesagt: „Nicht durch unfruchtbares Abplärren von Psalmen zc., sondern durch die That.“ Diese gewiß sehr richtige Hypothese griff nun der Heuschkel orthodox an. Da ich B.'s Arbeit gemacht hatte, so war es auch meine Pflicht, sie zu vertheidigen. Ich nahm daher den Kampf auf und bewies in der That, daß Gutes thun, Ebles wirken ein weit kräftigerer Dank sei als Kniebeugungen, Singen, Beten zc. Da H. also geschlagen wurde, so ergriff er das gewöhnliche Auskunftsmittel kleiner Geister: er schwieg und sann auf Rache. Sie blieb nicht aus. Nachmittag in Dr. Nischwitz's Geographiestunde öffnete sich plötzlich die Thür, und der Alte trat herein. In diesem Augenblick ward es mir zur Gewißheit, er komme meinerwegen, von Heuschkel irritirt. Zur unbestreitbaren Thatfache wurde es, als hinter Schiebe sich noch die wohlbeleibte Gestalt Heuschkels hineinschob. Obgleich ich nun hinlänglichen Grund zum Ernst hatte, so konnte ich mich doch des Lachens nicht enthalten, als ich H.'s miserable Figur näher betrachtete. Er war so geisterhaft bleich, sein fetter Bauch wabbelte so furchsam hin und her, er wagte nicht, mich anzublicken, hielt sich so nahe hinter Schiebe, die schreckbarste Angst prägte sich so deutlich in seinen Mienen aus, daß sogar Melpomene, die schwermüthige Göttin, bei seinem Anblick gelächelt hätte.

Der Alte erzählte nun mein Verbrechen. Ich hätte gewagt, zu behaupten, daß die Thränen der Armen trocknen, Schönes und Ebles wirken besser sei, als lange, lange Gebete herzuleiern, Danklieder zu plärren und dabei seine Brust dem Flehen seiner Mitbrüder zu verschließen. Gerachter Unwille über diese gottlos frivole Ansicht flammte dabei in seinen und des würdigen Nischwitz Augen. H. aber stand noch in einem fort zitternd da und wagte nicht die Augen zu erheben, aus Furcht, meinen Blicken zu begegnen. Er that mir leid, der arme Mann, mehr leid, als ich mir selbst that.

Unterdeß war der Alte von meiner diesmaligen Gottlosigkeit im Besonderen auf meine sonstige Gottlosigkeit im Allgemeinen gekommen.

„Um Ihnen von seiner Denkweise einen Begriff zu geben,“ sagte er unter Anderm, „will ich Ihnen eine Aeußerung erzählen, die er gegen Herrn Hander that. Er sagte nämlich zu ihm: „Ich kann nur den Menschen schätzen und achten, der mir zu meinen Zwecken dienlich ist.“

Heißiger Apoll! das war zuviel! Was der Alte über mich urtheilt, das kann und muß mir zwar höchst gleichgültig sein, nicht aber, wenn man mir

Außerungen in den Mund legt, die ich nie gethan, und die beides, dumm und schlecht, in so hohem Grade sind.

„Das kann Herr Director Zander nicht gesagt haben! Wann soll er es gesagt haben?“ entgegnete ich.

„Herr Dr. Feller hat es mir erzählt,“ herrschte mir der Alte zu.

Nun ward mir Alles klar. Zander mag in seiner Unschuld, Dummheit oder in einem Anfall von Papelei irgendwas gegen Feller gequatscht haben, das dieser dann mit gehöriger Verdrehung und Verrenkung seinem Herrn und Meister überbrachte. O dieser Zander! Er hat mit seiner wohlwollenden Dummheit mir schon mehr geschadet, als Andere mit ihrem Haß! Ach ja, Heine hat Recht:

„Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Finen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.“

Uebrigens will ich H. zur Rede stellen und sehen, was ich ausrichte, um meine Unschuld darzuthun.

Der Alte ging nun, nachdem er die merkwürdig lächerlichen Worte gesprochen hatte: „Soviel wisse, wenn Du noch einmal so denkst, kommst Du vor den Vorstand.“ Diese Worte sind wirklich so lächerlich, daß ich sie erhaben zu finden anfangte, wenn ich die Worte Napoleons umkehre: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.“

Abends kam Zander zu mir und brachte mir eine wichtige, sehr wichtige Nachricht. Er war nämlich comme à l'ordinaire um fünf mit Feller spazieren gegangen, und dieser, der in Z. nichts weniger als einen speciellen Freund von mir vermuthete und ihn immer wie einen Vertrauten betrachtete, fragte ihn, was es zwischen mir und Director gegeben habe. Z. erzählte Alles, auch die Aeußerung, die Feller hinterbracht hatte.

„Es ist mir sehr, sehr unlieb,“ sagte Feller, und, wie natürlich, drehte sich das Gespräch auf mich. „Sehen Sie, Zander,“ sagte F., „Sie kennen Lassal nicht. Lassal ist ein sehr, sehr gefährlicher Kopf. Und der Herr Director und wir Lehrer sind fest entschlossen, Lassal, wenn er nicht selbst abgeht, um jeden Preis unter nichtigem oder wichtigem Vorwand von der Schule zu entfernen. Denn er ist überaus gefährlich. Er hat bereits seine Anhänger.“

„Verzethen Sie,“ fiel Z. ein, „ich weiß genau, er geht nur mit Becker um.“

„O, das verstehen Sie nicht,“ entgegnete Feller, „Becker ist zu pomadig, den würde er eher incommodiren, aber er hat schon seine Anhänger. Mit einem Worte: er ist uns sehr gefährlich.“

Diese Mittheilung Zanders erweckte sehr verschiedenartige Gefühle bei mir. Soweit hatte sich meine Eitelkeit doch noch nicht verfliegen. Das hätte sich doch meine Arroganz nie träumen lassen, daß sich der mächtige

Schiebe vor mir dummen Jungen fürchtete. Hahaha, zum Todtlachen! Da soll man nicht eitel werden! Nicht genug, daß ich ihn nie im Geringsten gefürchtet, nein, ich bin ihm noch gefährlich! Er fürchtet sich vor mir! Und zwar in solchem Grade, daß er sich soweit herabläßt, es Feller zu gestehen und mit seinen Lehrern ein Bündniß einzugehen, jede Gelegenheit zu ergreifen, mich zu entfernen. Aber das brachte mich auf ernsthaftere Gedanken. Ich hatte mir vorgenommen, zu bleiben. Werde ich das aber können, wenn man sich das Wort drauf gegeben hat, die Gelegenheit beim Haar zu fassen? Bisher glaubte ich nur, Schiebe haßte mich. Haß hätte ich vielleicht besänftigen oder unschädlich machen können, doch Furcht — nimmermehr.

Ich mußte Zander versprechen, gegen Niemand außer Becker, dieses Gesprächs zu erwähnen. Dagegen gab er mir sein Ehrenwort, es diese Messe meinem Vater gegenüber Wort für Wort zu wiederholen.

Dienstag, 23. März.

Heut theilte ich Zander Schiebes Worte mit. Er erklärte sie für unwahr. Nun verlangte ich, er solle vor Schiebe diese Erklärung wiederholen. Ja, da war ich schon angekommen. Er machte Ausflüchte, wollte die Sache in's Späßhafte ziehen und für eine Bagatelle erklären. Aber es ist erstens keine, und zweitens ziemt es ihm am wenigsten, sie für eine Kleinigkeit zu erklären, da er doch stets aus jeder Lumperei solch Aufheben machte. Ein schöner Schutz, den ich von ihm erwarten kann! O, mein Blick fängt an, sich zu bewölken, wenn ich in die Zukunft schaue. Doch laßt die Zeit kommen wie den Tod; dran vorzudenken ist schrecklich. Doch wenn sie kommt, wenn wir müssen, dann wollen wir uns geberden, wie wir können.

Mittwoch, 24. März.

Ich lese die Schriften Raubes. Merkwürdig ist es, wieviel Vorurtheile der Mensch doch hat, und wie grundlos sie entstehen. Ich hatte gegen Raube eine Abneigung gefaßt, ohne irgend eine seiner Schriften zu kennen, ich glaube, nur einer Aeußerung willen, die ein Schriftsteller, den ich verehere, that. Und jetzt waren es einige Aeußerungen Heines, die mich veranlaßten, an die Lectüre dieses Schriftstellers zu gehen. Gott, wie bitter Unrecht habe ich dem Mann gethan! Er gehört unter Deutschlands beste Männer. O hätte es noch tausend solche wie er! Er betet die Freiheit an mit aller Gluth seiner Seele. Sein Wille ist der beste und auch seine Kraft ist gewaltig. Mit den ernstesten schlagenden Worten Börnes und einer Persiflage vereinigt er Heines Ironie, und obwohl er hierin jene Beiden nicht ganz erreicht, so übertrifft er dennoch den Ersten an Kunstsinne, den Zweiten an Willen, oder wenigstens an Klarheit des Willens. Wie herrlich sind seine „Politischen Briefe“, sein „Polen“, seine „Poeten“! Zumal die Letzteren. Wie ist in den drei interessanten Gestalten alles Edle so schön gepaart: Genialität, Kunstsinne und Liebe, brennende Liebe zur Freiheit. Wie reizend hat er seine Frauengestalten

begabt! Wie genial diese Fürstin, und wie göttlich hingebend Desdemona, ja sogar wie göttlich gewöhnlich seine Camilla!

Sonnabend, 27. März.

Heut wurde „Egmont“ gegeben. Man sollte sich fast wundern, daß der ewig lächelnde Goethe ein Stück schreiben konnte, wo soviel von Freiheit und Verfassung die Rede ist. Aber freilich ist nur die Rede von Freiheit einem anderen Volk gegenüber, nicht aber in Bezug auf seinen Fürsten. Freilich ist nur von Verfassung die Rede, welche die Rechte des Volkes gegen den fremden ausländischen Tyrannen sichern soll. Als wenn das Joch des Einheimischen nicht eben so schwer lastete! Devrient spielte gut, obgleich seine Rolle nicht leicht war. Die Goethe'schen Rollen, diese aus der Wirklichkeit gegriffenen Gestalten sind überhaupt weit schwieriger darzustellen, als die idealen Helden Schillers.

Montag, 29. März.

Heut haben wir, Bubo und ich, uns entschlossen, Sechsstunde zu nehmen. Zwar wagen wir nicht wenig dabei und verhehlen es uns auch nicht, daß, wenn der Alte es erführe, er ohne Zweifel es zum Vorwand gebrauchen würde, uns von der Handelschule zu entfernen. Aber wir thun es dennoch. Und ich glaube sogar, daß ich nicht Unrecht daran thue, wenn es mir gelingt, es verschwiegen zu halten. Erstens ist die Sechstkunst sehr vortheilhaft für den Körper, und dann kann man nicht wissen, ob man nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch von ihr zu machen.

Dienstag, 30. und Mittwoch, 31. März.

Examen bei uns und Entlassung.

Donnerstag, 1. April.

Ich ging zum Alten, mir meine Censur zu holen und Adieu zu sagen. Er sah mich dabei so fragend aufmunternd an, daß ich die Gelegenheit ergriff, Besserung versprach u. s. w. Wir schieden als die besten Freunde und ich glaube, bei einiger Vorsicht könnte es mir vielleicht gelingen, mich in dieser Freundschaft zu befestigen.

Die Ferien gehen sehr monoton hin. Des Morgens auf dem Fecthoboden, des Nachmittags gewöhnlich spazieren.

Montag, 5. April.

War der erste Pesach-Feiertag*), und ich ging dem Willen meiner Eltern gemäß in die jüdische Restauration zu Marcus, um daselbst dieses Er-

*) Das Pesach, oder Passahfest der Juden feiert die Erinnerung an die Verschonung der Erstgeburt durch den Würgengel und an den Auszug aus Aegypten. Am Vorabende des Festes vereint die Oberhaupt der Familie die Seinigen, um die

innerungsfeſt zu begehen. Abends hörte ich den Zeider da, und das Andenken an die ſchönen verfloſſenen Tage kam lebhaft vor meine Seele. Ich ſah uns Alle herunſitzen um den langen feſtlichen Tiſch, obenan mein geliebter Vater, der mit ſeiner ſchönen ſonoren Stimme vorſang, neben ihm die geliebte andächtige Mutter, ängſtlich herumblickend, ob auch all die Ceremonien, die ſie bei ihrem ſeligen Vater als Kind geſehen, ſtreng befolgt wurden. Unten aber Kieſchen mit den lachenden rothen Wangen, heimlich lichernd über die ihr unverſtändlichen Gebräuche, eifrig bemüht, das bittere Moraur*) geſchwind wegzuverſen und dann Lachs, Schnitzer, Orgler — alle, alle die großen Hagadas vorhaltend, das Lachen zu verbergen über einen Wiß, der eben geriffen. Da trifft ſie ein Zornblick aus den überall ſpähenden Augen der geliebten Mutter, und ſchnell verbreitet ſich wieder Ernſt und Andacht über ihre Stirn.

Uebrigens habe ich ſehr intereſſante Bekanntſchaften gemacht da bei Marcus. Ich habe einen gewiſſen Dr. Mayer, einen ſehr geiſtreichen und verſtändigen Mann, kennen gelernt. Wir gehen zuſammen zur Promenade und ergehen uns dabei in ernſten geiſtigen Geſprächen. Das war etwas, das mir lange noth that, und das ich leider gezwungen lange entbehrte. Denn meine hieſigen Freunde ſind für geiſtige Genüſſe faſt unzugänglich. Er hat mich wiederum mit einem jungen, ſehr poeſieereichen Dichter Namens Wolffſohn**) bekannt gemacht, der unter dem Namen Carl Maien ſchreibt und ſchon einzelnes Ausgezeichnete geliefert hat. O, wie unendlich wohl befinde ich mich unter ihnen, wo ich verſtanden, nicht zurückgedrängt werde, wo mein edleres Gefühl nicht verbranntes Hirn geſcholten wird! Auch Maien hat dieſe Anfeindungen zu ertragen gehabt. Er ſetzte ſie bei mir voraus und tröſtete mich. Beide Männer, beide ſagen ſie, wie ich, was mir längſt des Herzens Stimme ſagte, nicht zum Kaufmann taue. Sie ſind nur das Echo meines eigenen Herzens. Aber was ich für Träumerei hielt, als es nur noch in meinem Innern lebte, es gewinnt Wirklichkeit in dem Munde ſolcher Männer. Feſter und immer feſter wird der Gedanke in mir, zu ſtudiren, meinem höheren

Abendſpeiſen gemeinſchaftlich einzunehmen. Die rituelle Ordnung bei dieſer Mahlzeit, die Speiſenfolge wie die Gebete betreffend, heißt Seider (Lassalle ſchreibt „Zeider“), in wörtlicher Ueberſetzung: „Ordnung“. Die Gebete ſind in einem Buche, Hagada enthalten — eine Sammlung der hiſtoriſchen und ſagenhaften Erzählungen über die Knechtſchaft in Aegypten und den Auszug der Iſraeliten.

*) Moraur heißt ſo viel wie Bitterkraut und iſt ein obligatoriſcher Beſtandtheil der Seider-Abendtafel, eben ſo wie das ungeſäuerte Brod, Mazzoh (Mazze) und das Opferlamm, Peſach. Letzteres ſoll daran erinnern, daß das an die Thürpfosten geſtrengte Blut in Aegypten dem die Erſtgeburt erſwürgenden Todesengel ein Zeichen war, daß er hier vorüberziehen müſſe. Das Bitterkraut ſymboliſirt die den Juden in Aegypten bereiteten Bitterniſſe, und das ungeſäuerte Brod, „das Brod des Elends“, iſt unausgebacken und ungegohren, weil die Bedränger zu regelrechter Bereitung nicht Zeit ließen.

**) Wohl kein Anderer als Wilhelm Wolffſohn, der Dichter von „Nur eine Seele“, dieſer ſtudirte damals in Leipzig Philologie zc.

Bewußtsein, einem edleren Zwecke Geist, Kräfte, Streben zu widmen, wenn's sein muß, zu opfern.

Noch stehe ich am Scheidewege, noch kann ich zurück. Wehe, wehe, wenn ich einst den unendlichen Jammer zu tragen habe über ein verfehltes Dasein! Wehe, wehe mir, wenn mich dann allzu späte, doch um so bitterere Reue ergreift, zerfleischt mit ihren Storpionenbissen! Wenn die Stimme: Gott legte edle Kräfte für einen edlen Zweck in dich, du hast sie verfaulen lassen, laut wird!

Gott, Gott, sage mir, was soll ich thun! Nicht scheide ich schwer von dem Kaufmannsstande. O, nur mit Freuden! Nichts, was mich freute auf dieser Seite! Doch mein Vater! — —

Es war der 11. April, mein Geburtstag. Mein Vater, meine Mutter und meine geliebte Schwester, sie schreiben mir so süße liebe Briefe, so voll, überströmend voll der Liebe zu mir! Sie schickte mir einen Ring mit ihren Haaren drin. Ich zerfüßte die Locke wohl. Mein Vater schrieb so ernste, meine Mutter so rührende Worte! O Gott, laß, laß sie glücklich sein, meine Lieben! Wie es mir auch gehe, was auch einst mein Schicksal sein möge, sie laß glücklich sein, sie verdienen es! Ich kann nicht weiter schreiben. Noch nie ist mir so wehmüthig wohl um's Herz gewesen! O Liebe, Liebe, wie thust du wohl! Was der Haß auf allen feinen Weisen in einem Jahre nicht konnte, du thust es mit einem einfachen Worte! Du machst mich weinen wie ein Kind!

Mein Cousin Wlmann war da. Er reist nach Karlsbad. Ich habe indeß Carl Maien als Dichter schätzen lernen. Seine „Beilchen,“ obwohl da die Kraft und der Wille manchmal noch unklar, haben einige ausgezeichnete Gedichte; in jedem zeigt sich eine große Kraft und eine glühende Begeisterung. In der Lyrik gehört er, ohne es zu wollen, zu der Heine'schen Schule, doch nicht ganz. Seine „Sternbilder“*) schließen Gedichte ein, die wahrhaft außerordentlich sind, z. B.: „Pflicht und Liebe“, „Elisabeth“, „Jean Paul“ und vor Allem „Mein Herz“. Carl Maien hat einen schönen edlen Zweck, er ist ein Kämpfe für das Judenthum. Er ist in der Poesie, was Gabriel Rießer in der Prosa. In diesem Sinne hat er ein Taschenbuch „Jeschurun“ herausgegeben, in dem sich besonders „Der böhmische Dorfjude“ durch seine lebhaft naturgetreue Darstellung und die „Briefe“ u. durch ihre Wahrheit auszeichnen.

* * *

Eine lange, eine überaus wichtige Zeit ist jetzt vorübergegangen. Mein Vater war da. Ich habe ihm meinen Wunsch, meinen unwiderruflichen Entschluß, zu studiren mitgetheilt. Er war im Anfang überrascht, dann sagte er, er wolle es eine Zeit lang in Erwägung ziehen. Ich ging so weit, zu

*) Beide Schriften Maien's erschienen 1840 in Leipzig.

sagen, es bedürfe hier gar keiner Erwägung, nur seiner Einwilligung bedürfe es, denn ich würde doch nie von meinem Entschlusse absteigen.

Das war freilich zu weit gegangen, meinem Vater jede Wahl abzusprechen. Uebrigens hatte ich keinen kleinen Kampf zu bestehen in meinem eigenen Innern. Mein Vater sagte mir, wie er gehofft, ich würde ihm die Last abnehmen, die jetzt so drückend auf seinen Schultern zu liegen anfange. Er, der kampfesmäde Mann, der sich sehnte, seine Tage in Ruhe hinzubringen, mußte, wenn ich in meinem Entschlusse beharrte, von Neuem zu arbeiten, zu ringen anfangen, um Hiesigen und Ferdinand zu ernähren. O Gott, das wog schwer in der Wagschale! Doch weil ich nicht anders konnte, weil ich, obwohl ich schmerzlich rang, dennoch erklärte, ich müsse meiner Neigung, meinem unverkennbaren Berufe folgen, war mein Vater fast versucht, zu glauben, ich wäre lieblos.

Er fragte mich, was ich studiren wollte.

„Das größte umfassendste Studium der Welt,“ entgegnete ich, „das Studium, das am engsten mit den heiligsten Interessen der Menschheit verknüpft ist: das Studium der Geschichte.“

Mein Vater fragte mich, wovon ich leben wollte, da ich in Preußen kein Amt, keinen Lehrstuhl erhalten könnte und mich doch nicht von meinen Eltern trennen wollte. O mein Gott, wenn das zu vermeiden wäre! Doch antwortete ich nur, ich würde mich überall zu ernähren wissen.

Mein Vater fragte mich, warum ich nicht Medicin oder Jura studiren wollte.

„Der Arzt, wie der Advocat,“ entgegnete ich, „sind Kaufleute, die mit ihrem Wissen Handel treiben. Oft auch der Gelehrte. Ich sehe es an Gander, der im eigentlichen Sinne des Wortes Kaufmann ist.“ Ich wollte studiren der Sache, des Wirkens wegen.

Mein Vater fragte, ob ich glaubte, daß ich ein Dichter sei.

„Nein,“ antwortete ich, „aber ich will mich der publicistischen Sache widmen. Jetzt,“ sagte ich, „jetzt ist die Zeit, in der man um die heiligsten Zwecke der Menschheit kämpft. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Welt in Ketten dumpfen Aberglaubens gehalten. Da erhob sich, durch die Macht der Geister angeregt, eine materielle Gewalt, die blutig das Bestehende in Trümmer stürzt. Der erste Ausbruch war schrecklich und mußte es sein. Seitdem hat jener Kampf ununterbrochen gewährt. Er wurde geführt nicht durch die rohe physische Macht, sondern durch die Macht des Geistes. In jedem Lande, unter jeder Nation erheben sich Männer, die mit dem Worte kämpften, fielen oder siegten. Der Kampf um die edelsten Zwecke, er wird auf die edelste Weise geführt. Freilich muß später durch die physische Gewalt die Wahrheit unterstützt werden, denn sie wollen es nicht anders, die Leute auf den Thronen. Nun, so laßt uns die Völker nicht aufregen, nein, erleuchten, aufklären.“

Mein Vater schwieg lange, dann sagte er: „Mein Sohn, ich erkenne nicht die Wahrheit, die in Deiner Rede liegt, aber warum willst Du gerade

zum Märtyrer werden? Du, unsere einzige Hoffnung, Stütze. Die Freiheit muß errungen werden, aber sie wird's auch ohne Dich. Bleib bei uns, mach Du unser Glück aus, wirf Dich nicht in jenen Kampf. Selbst wenn Du in ihm siegst, gehen wir doch unter. Wir lebten nur für Dich. Vergilt uns. Du allein, Du änderst's nicht. Laß Leute kämpfen, die nichts zu verlieren haben, an deren Geschick nicht das Herz der Eltern hängt."

O ja, er hat Recht! Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden? Doch wenn Jeder so spräche, so feig sich zurückzöge, wann würde dann ein Kämpfer aufstehen?

Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden?

Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampfe, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampfe! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zweck gegeben, nicht betrügen will! Weil ich, mit einem Worte, nicht anders kann!

Wir kamen endlich so weit, daß Vater sagte, Michaeli sollte sich's entscheiden. Bis dahin sollte ich und würde er's sich überlegen. Doch wir verstehen uns noch nicht so ganz. Er wehrt mir nicht das Studium und das Fach, doch meine Meinung wehrt er mir. Darum sage ich, er versteht mich nicht. Er will mich studiren lassen und wehrt mir die heilige durchwehende Idee, die er Liberalismus nennt! Als wenn nicht gerade sie es wäre, die mich zum Studium treibt, sie, um die ich kämpfen will, und ohne die ich lieber geblieben wäre, was ich bin!*)

*) Der mehrfach genannte Mitschüler und Jugendfreund Lassalle's, Robert Janber, schildert den Abschied des Schulcameraden von Leipzig in seinen „Jugenderinnerungen an Lassalle mit folgenden Worten: „Als er (Lassalle) von Leipzig schied, war unser Abschied ein brüderlich herzlicher; wir gelobten uns mit jugendlich überschwänglichem Feuereifer, dieses Leben hindurch einander die alten zu bleiben, Freud und Leid uns gegenseitig mitzutheilen. Alle trauten Plätzchen, auf denen wir in den Ruhestunden übermüthig zusammengetobt oder im ernstesten Gespräche verweilt hatten wurden ein letztes Mal aufgesucht, vorzugsweise galten die Trennungsgänge jener lauschigen Tiefe im Rose'schen Garten, wo das alte Buchdrucker-Theater stand, sowie dem Schimmelschen Teiche mit seiner Insel Buen Retiro, Leipzigs Seeseite, auf welcher unsere Schifferlaufbahn manches gemeinsame Unglück zu verzeichnen hatte. . ."





Federzeichnungen aus Holstein.

Don

T. Siegfried.

— Kiel. —

I. Die Wasserm Maus.



oft sei gedankt, ich bin kein Raubthier, das es nöthig hätte, anderen Geschöpfen das Blut auszusaugen, bloß um zu leben. Es giebt von der Art so Viele, und wenn ich einen sehe, ist mir's, als wäre es kein Unrecht, den Blick empor zu heben und zu sagen: „Habe Dank, daß ich nicht bin wie Jener.“ Nein ich bin kein Streber und kann die Streber nicht leiden. Da find mir die überflügelten Naturen von Herzen lieber und im Grunde auch interessanter, denn ich finde, so oft ich den Baum der Menschheit betrachte, daß allemal, wenn im Sturm des Völkerfrühlings ein neuer Trieb sich einstellt, in der ruhigen Mitte die rechte Kraft sich anjammelt und langsam reift, um, wenn der Sturm vorüber ist, den letzten Trieb zu treiben und dem Zeitalter die Krone aufzusetzen.

Deßhalb habe ich in dieser Zeit, wo immer und überall dem Nordostseefanal das Wort geredet wird, längst schon den Eiderkanal im Sinne gehabt, der, obwohl heute fast verschollen, noch lange nicht so überflügelt ist, wie sein Ruf. Denn vor allen Dingen er, der Nordostseefanal ist ja noch gar nicht fertig. Und ich habe es so bequem, den Eiderkanal von hier zu erreichen, um, wenn nichts Besseres, ihm mein Beileid auszudrücken, darum entschloß ich mich in diesen schönen Herbsttagen kurz und bereiste ihn. Was ich während der Fahrt erlebt, will ich hier berichten, bemerke aber zuvor, daß ich hauptsächlich die Natur und die Menschen im Allgemeinen dabei ins Auge gefaßt habe. Wer sich in geographischer, statistischer oder gewinnichtiger

Sinnsicht über ihn unterrichten möchte, der thut gut, lieber selbst nach Holtenau zu gehen und die in der Bauhütte aufliegenden Pläne zu studiren, dort steht Alles schwarz auf weiß.

Am Abend vor dem festgesetzten Morgen nahm ich Quartier in Mäbickes Hotel, verglich die Uhr und gab dem Oberkellner den Rath, mich zeitig zu wecken.

Er antwortete „Ja“, und ob ich am Morgen auch Kaffee tränke, in dem Falle wollte er mir mit dem „Andern“, wie er sich ausdrückte, gemeinsam serviren. Das hieß, es wollte noch Jemand, der bei Franz Mäbick wohnte, die Fahrt nach Rendsburg machen. Natürlich trinke ich des Morgens Kaffee, und als ich bei Tagesgrauen in's Hinterstübchen trat, weil im Gastzimmer die Schaar der Mägde aufwusch, saß der „Anderer“ schon da beim Schein der Lampe und zündete sich eben zur zweiten Tasse die Cigarre an.

„Guten Morgen,“ sagte ich, „es ist noch sehr früh am Morgen.“

„Guten Morgen,“ antwortete er, „so ist es gerade recht, denn wer mit dem Dampfschiff reisen will, der kann gar nicht früh genug aufstehen. Die Eisenbahn, ja, das ist eine Maschine, die geht, wann sie soll. Kommt Du nicht heut, so kommst du morgen. Punktum. — Und wenn ich den Zug verpasse, so fahre ich mit dem nächsten weiter, das ist Alles. — Aber das Dampfschiff? Ich bitte Sie! Ist das weg, wann geht das nächste? Fragezeichen. — Dreimal in der Woche geht die Wasserraus von Riel nach Rendsburg und ebenso oft von Rendsburg nach Riel, immer nur je einen Tag später. Und nun bitte ich Sie: Haben Sie schon jemals am Ufer gestanden, mit allem Reisecomfort beladen, und sich von einem wildfremden Menschen den Bescheid geben lassen, das Dampfschiff, auf das Sie warten, sei schon seit einer halben Stunde fort, und das nächste ginge erst in drei Tagen? Ich denke, lieber stehe ich eine Stunde früher auf.“

Dem Kalender nach hätte es schon lange Tag sein müssen, als wir hinaustraten, doch hielt die schwere Septemberluft Alles, was von Dünsten, der Nacht dem Hafen und seinen Umgebungen entstiegen war, hübsch in einem großen Nebel beisammen und in ihm ein Stück tiefgrauer Dämmerung. Um auf Reisen zu gehen, giebt es gar keine bessere Stunde, denn Alles, was am Himmel und auf Erden um die Zeit geschieht, ist Verheißung, und das Herz freut sich in der Brust auf das kommende Licht, wie ein Kindergemüth auf den Weihnachtsbaum.

„Sehen Sie,“ sagte er, „die Krähen und Dohlen, die haben jetzt ihre Börse auf den Dächern. Da wird angeboten und gehandelt, ganz wie bei uns, wer einigermaßen ihre Sprache versteht, der kann was profitieren: ‚Meimersdorfer Bodencredit,‘ ruft die Eine, ‚an zwei Stellen wird Roggen gesät, an einer fährt der Bauer Mist, Alles für umsonst! — ‚Birnen in Elmshagen, hochreife Birnen,‘ die Andere, ‚kriegten schon braune Flecken, viel zu gut für die Hornisse.‘ ‚Wer hat Meinung dafür?‘ ‚Hier — hier — hier — hier,‘ schreien die Dohlen. — ‚Ein todter See-

hund am Strand, schon mürbe, eine Pfote fehlt, bloß zu nehmen.“ — „Kann sein, kann sein.“ — „Hering und Dorsch, Hering und Dorsch, Sprotten, Sprotten, die ganze Wieker Bucht liegt voll. — Fliederbeeren, wie die Bickbeeren, Fliederbeeren, hochreife Waare!“ — „Engerling, eine Klee-stoppe! wird gestürzt, keine Möve in Sicht, hast du gesehen — Engerling!“ Das ist ein Leben, jetzt habe sie gute Zeit, aber im Winter geht's dafür manches Mal knapp genug her.“

Am Bollwerk schnurrte der Dampftrahn und schichtete die Kisten und Fässer bergehoch auf, die aus dem Rauch der Schiffe herauskamen.

„Da sollte man eigentlich einmal versuchen und eins anbohren,“ meinte er, „der Morgen ist so wie so etwas frisch. Laß doch sehen, ob es lohnt. Was mag in den Fässern sein? Die Aufschrift lautet nicht schlecht. Barcelona? Petroleum kommt meines Wissens dort nicht her. Der Name klingt süß und feurig. — Wie das Wasser zittert, da kommt im Nebel ein Boot geschwommen. Was kann es bringen? Sieh da die Ellerbeder, die bringen den Fang von heute Nacht an den Markt, Dorsch und Butt, der ganze Kasten voll. Da sind schon die Händlerinnen, graue Nachtgestalten, die fallen darüber her wie die Hyänen des Schlachtfeldes. Hu, wie das wühlt mit gierigen Krallen zwischen dem zappelnden Gethier. Ich muß gestehen, mir sind sie lieber um die Mittagszeit. So ein Butt, wenn er braunroth gebacken auf der Schüssel liegt, mit Citronenscheibchen und krauser Petersilie ist ein appetitlicher Fisch. Nur muß die Petersilie meinerwegen vorher im Bratofen gedörrt und dann in Butter recht knusperig gebraten sein.“

„Wie glücklich Sie sind, wollte ich sagen, daß Ihnen beim Anblick des Häßlichen das dahinter liegende Schöne vor Augen steht.“ Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen.

„Was ist das für ein Gehämmer und Geklopfe über dem Wasser? Das klingt ja, als wenn hundert Kesselschmiede den Tact zusammen schlägen.“

„So wird es auch sein, dort liegt ja die kaiserliche Werft.“

„Das nenne ich denn doch aber, die militärische Appretur auf die Spitze getrieben! Ich habe wohl gesehen, wie ein Schnellmaler nach dem Tact von der schönen blauen Donau den Niagara gemalt hat und noch einen Migator hinein, aber daß man auch Panzerschiffe bauen könnte nach Musik, das habe ich noch nicht gewußt.“

„Hören Sie etwa Musik? Ich höre keine.“

„Aber den Tact, den bestimmten Tact, es giebt ja nur den einen Tact dazu! Lieb Vaterland magst ruhig sein — lieb Vaterland magst ruhig sein! — Hören Sie ihn nun?“

Ich mußte ihn wohl hören. — So schälte der unruhige Mensch aus Allem, was die Morgenfrühe verhüllte, gewalthätig den unreifen Kern heraus und nahm dabei Schritte, daß ich trotz meiner nicht geringen Spannweite meine liebe Noth hatte, mitzuhalten. Ich hätte ihn auch ruhig laufen lassen, wenn mir nicht das Zuspätkommen und der wildfremde Mensch dabei so

unheimlich deutlich im Sinn gelegen hätte. Zum Glück durften wir nicht weit mehr mit einander laufen. Hinter der nächsten Landungsbrücke dampfte pathetisch ein kurzer Schornstein und darunter kauerte ein Schiffsrumpf, das war die Wassermaus, sie nahm gerade noch die letzte Fracht an Bord: eiserne Rohre, Schinken und Speckseiten, drei Säcke voll Kohl und Wurzeln, fünf hölzerne Gartenstühle und zwei Bänke, Bierfässer und unansehnliches Obst in Körben. Das Alles wurde auf dem Vorderdeck aufgestapelt, wie zum sofortigen Abladen bereit und machte uns den auserwählten Platz zum Stehen immer schwieriger, ja zuletzt unmöglich, so daß ich für meine Person, da Alles an Bord und auch die Bänke, mit einer Mischung von Morgenthau und Kohlenruß überzogen schien, das Hinterdeck aber gerade unter der wehenden Rauchsäule lag, es vorzog, neben der Maschine mir eine Stellung zu suchen, mit dem Blick auf den Hafen.

Von dem lebendigen Getriebe des Tages war auf ihm noch nichts wahrzunehmen, die schillernde Fläche hob und senkte sich unter dem Nebel ruhig wie die Brust eines Schlafenden. Doch die Tiefe war voller Leben. Glockenförmige, halbdurchsichtige Gebilde schwammen wohin man blickte, sie pulsrten, wie losgerissene Herzen, und bewegten sich, einem blinden Triebe folgend, kopflos hierhin und dorthin, wie es dem Zufall beliebte. Wassermänner nennt sie der Volksmund, und wirklich, wenn man über des Schiffes Bord in die Tiefe blickt, man könnte glauben, ein bleiches Menschenhaupt triebe da unten. Noch eine andere Quallenart kommt hier vereinzelt vor, die gefürchteten Sternquallen, die bei der Berührung brennen wie Feuer. Von weitem sieht man einen weißen Schleier schwimmen mit einem rothen, gelben oder blauen Flecken darin. Kommt das Ding näher, so ist es ein sechszackiger Stern, der an der unteren Fläche ein unglaubliches Gewimmel von Zwirn, Fadennubeln, Maccaroni und Rälbermark mit sich schleppt. Im Uebrigen treiben sie geradeso so ziellos hin und her wie die Glockenquallen und sind gleich ihnen von einer wundervollen Einfalt in Sitten und Gebräuchen. Freffen und Athmen, Spaziergehen und Verdauen, Schlafen und Wachen, Alles ist bei ihnen Eins, und Keins vom Andern zu unterscheiden, sie vollführen es mittelst der einzigen ihnen zu Gebote stehenden Bewegung, so zu jagen mit einem Griff. Kräufelt ein Wind die Wasserfläche, so sinken sie zu Boden und sind aller Gefahr entrückt. Macht die Schiffsschraube eine schläfrige Umdrehung und schlägt ihrer Etliche oder ein Duzend in Trümmer, so zucken die Stücke noch eine Weile fort, und Keiner der Himmlischen weint ihnen eine Thräne nach. Die lieben Engelein haben wohl Besseres zu thun, als blöde Quallen zu betrauern. In den Wolken ist eine Oeffnung, da sieht man aus dem düsteren Erdenkeller hinauf in einen himmlischen Saal, darinnen schwimmen rosenrothe Lichtwolken, auf denen sitzen sie und stimmen ihre Harfen und Geigen für den Morgenpsalm. Die Wände des Saales sind von Gold, die Decke ist von Silber. Und noch weiter sieht man hinauf durch ein Fenster in der Decke in ein milbes Blau, dort fängt erst der

eigentliche Himmel an, und unter ihm sind die silbernen Wolkengebirge und goldenen Thäler nichts als Nebel in der Tiefe.

Die Schiffspeife stieß einen gräulichen Ton aus und von den Schlägen der Schraube getrieben, setzte sich die Wassermaus in Bewegung. Die Quallengesellschaft quirlte in brodelndem Gischte um und um, die Gegenstände des Ufers verschwammen im Morgengrauen, und — dort stand eine Gestalt, stier, blöde, verkommen, ich habe nicht gesehen, daß sie beim Zureichen der Eisenröhren und Schinken auch nur einen Finger gerührt hätte. Das war er — der wildfremde Mensch! Nun erholte er sich, stierte, spähte nach seinem Opfer umher, dem verspäteten Reisenden, um ihm zu zeigen: „Dort geht sie hin, dort läuft die Wassermaus!“ — Gott sei gedankt, ich war es nicht, ich stand hier wohlgeborgen und schwamm der verlockenden Ferne entgegen.

Wir schwammen also in den kühlen Morgen hinein, und er war wirklich recht kühl. Das sollte so fortgehn sieben Stunden lang, ehe wir nach Rendsburg kamen. Zwischen diese zwei unverrückbaren Thatfachen gestellt, was war natürlicher, als der Mittel sich zu erinnern, die in solchen Fällen bei redenden Menschen üblich sind, um leere Stunden auszufüllen? Man ist ja nicht allein, man hat Reisegefährten, und wenn man einander die Eindrücke mittheilt, die der Augenblick bietet und andere herbeiholt, die Der und Jener früher empfing, da wird unversehens aus wenig viel und Jeder hat am Ende dabei gewonnen. Natürlich ist dazu von Nöthen, daß man sich zur Mittheilung des dem Menschen eigenthümlichen Mittels der Rede bedient, obwohl gerade unter den vorgezogenen Geistern das Ansprechen und Angesprochenwerden von Unbekannten seine Gegner hat, und wie mich dünkt, nicht mit Unrecht. Denn um von meinem Standpunkt ein Urtheil zu fällen, so sage ich, ich kann wochenlang schweigen, ohne geistig zu darben, dafür habe ich einen Vorrath von Eindrücken in der Erinnerung aufgespeichert und kann von ihnen nach Belieben, welchen ich will, hervorholen und gewissermaßen neu beleben. Wer aber mit seinen Eindrücken sozusagen von der Hand in den Mund lebt und über das Gestern hinaus keine rechte Erinnerung besitzt, der hat freilich groß nöthig, wenn das Heute keinen reichen Fang giebt, bei Andern zu borgen. Ich halte mir grundsätzlich die Menschen vom Leibe, die auf der Eisenbahn nach den ersten zehn Minuten ein Gespräch anknüpfen wollen, wer aber halbe Tage lang mir gegenüber sitzen kann ohne zu sprechen und zu schlafen, das ist nachher sicher ein Mensch von Gedanken und manchmal eine Erinnerung für's Leben.

Da steht so Einer, auf der Treppe zum Vorderdeck, in einer von Rechtswegen ganz unmöglichen Stellung, den Blick in den Wind von Holtzau gerichtet, und hat offenbar kein Bedürfnis, sich mitzutheilen. Schon seit einer Viertelstunde steht er so, wie Sokrates bei Potidäa. Eine gewisse Starrheit in den Gesichtszügen, was mag sie bergen? Viel oder wenig? Sein Aeußeres ist wohlgehalten; der gebrungene Körper trägt einen starken etwas ergrauten Kopf, Hut, Paletot, Handschuhe, Stiefel, Alles sieht tadellos

und ist dem Stoff nach entschieden über Mittel. Er starrt in den Wind, als sähe er Gestalten, so hat er's schon von Kiel an getrieben, als er das Schiff betrat. Alles wirkliche scheint ihm Luft. Als die Schinken und Eisenröhren an Bord kamen, wich er ihnen Zoll für Zoll, wie unbewußt, ohne seine Stellung zu ändern, bis er stand, wo er steht. — Und er mag stehen bis zum jüngsten Gericht. — Was kümmert er mich?

Da ist doch der „Andere“ ein Anderer. Als er an Bord kam, war sein Erstes, er stieg alle Treppen, die es gab, hinauf und hinab, rüttelte an allen Thüren und steckte den Kopf in alle Lücken, bis er eine ziemlich unsanfte Begegnung mit dem Mann an der Maschine hatte. Dann hörte man ihn sagen:

„Ach entschuldigen Sie, ich wollte bloß fragen, sind nicht drei Damen an Bord, die ich suche?“

Und als er hörte, die alte Gemüsefrau mit ihren Körben sei die einzige Dame, die wir führten, suchte er sich eine Stellung aus, ebenfalls zwischen den Schinken und Eisenröhren, die ihm aber wenig gefallen konnte. Was Wunder, wenn das Maß seiner Gefühle dabei überquoll, so daß er sie nicht mehr bergen mochte und den Trieb empfand, sie zu äußern?

Der Erste, an den man sich unter solchen Verhältnissen zu wenden pflegt — ich stand wohlweislich hinter dem Schornstein verborgen — bleibt immer der Mann am Steuer, denn erstens kann er nicht ausweichen, zweitens war in diesem Falle seine Stellung die günstigste, um von überall angesprochen zu werden, da sein Kopf sich gerade in der Mittellinie des Schiffes in halber Höhe des Schornsteins befand, und drittens weil es hier keine Tafel in drei Sprachen verbot, mit dem Manne am Steuer zu sprechen. So war er denn schutzlos den Fragen des „Andern“ preisgegeben.

„Liegt die Olga noch auf dem Strom?“

„Ist gestern nach Swinemünde abgedampft.“

„Wo ist die Niobe?“

„Da.“

Und er wies mit der Hand geradeaus in den Nebel.

Da sah man, daß er ein seebefahrener Mann war, der unser Geschick in Händen hielt, denn wer mit den Augen einer Landratte der angezeigten Richtung folgte, sah dort für's Erste nichts als trüben Dunst. Allmählich erschienen ein paar schwärzliche Punkte im Raum, an die sich nach und nach die Raaen und Taue eines großen Dreimasters ansehten, unter dessen Rumpf wir hineinfuhren.

Es giebt Menschen, welche es für verdienstlich halten, Geschichten, die in Aller Munde sind, Jedem, der sich nicht dagegen sträubt, ganz unbefangen wie etwas Neues zu erzählen, und es giebt, was noch wunderbarer ist, im Gegensatz zu ihnen Andere, welche nie müde werden, dergleichen Geschichten immer von Neuem anzuhören. Deshalb nahm es nicht nicht Wunder, wenn der „Andere“

jetzt anfang und jenes Ereigniß erzählte, das uns Allen bekannt war, weil es eben erst in den Zeitungen gestanden hatte; und hoffentlich wird es deshalb auch Niemanden Wunder nehmen, wenn ich es hier wiedererzähle.

Die Riobe ist gegenwärtig das Schulschiff unserer zukünftigen Seeoffiziere. Vor wenig Tagen lag sie vor Zoppot und hatte ihre Cadetten sämmtlich an Land geschickt. Gegen Abend erhob sich ein Sturm und brachte die zwei schwerbeladenen Bote auf der Rückkehr in die größte Gefahr. Als von den hineinschlagenden Wellen des Wassers zu viel wurde, ertönte das Commando: „die besten Schwimmer über Bord,“ und bald schwammen Alle, die Einen bis an die Brust im Wasser im angefüllten Bote sitzend, die Anderen im Kampf mit den Wellen bemüht, die steile Böschung der Rôle zu erklimmen, auf der eine entsezte Menschenmenge dem Schauspiel beizwohnte. Zum Glück lief Alles gut ab, und kein junges Leben ging verloren, aber manches Elternherz hat gezittert, als die Kunde von dem Unfall die Zeitungen durchlief.

Von hier an gab es eine Weile des Nebels halber Nichts von der Außenwelt zu sehen. Ich ertappte mich dabei, wie ich die Gemüesfrau in's Auge gefaßt hatte und das Spiel der Runzeln in ihrem Angesicht betrachtete, während sie ihr Frühstück verzehrte. Das soll nicht sein. Man soll nicht auf Dinge achten, die nicht sehenswerth sind, die den Geist wie Unkraut überwuchern und zu ungelegener Zeit wiederkehren müssen, weil aus dem was die Sinne empfangen der Geist später seine Nahrung zieht und sein eigenes Werk ergänzt. Aber wenn das Gehirn zu wenig Schlaf genöß, dann geräth der Geist leicht in einen Zustand reizbarer Schwäche, in welchem Alles was vor kommt widerstandslos aufgenommen wird und tiefe Spuren hinterläßt. Darum soll früh vor Tage aufstehen, wer Unverdauliches sich zu Gemüthe führen, zum Beispiel fürs Examen arbeiten muß, wer's Gott sei Dank nicht muß, thut besser, gehörig auszuschlafen, um auch dann noch bei Gelegenheit über Tags einmal die Augen zu schließen. So that auch ich, meines Wissens nur für einen Moment, dann weckte mich ein Pfiß und wir waren in der Holtenuauer Bucht.

Holtenuau sendet eine kleine Landungsbrücke in die Förhrbe hinaus, an der gerade ein paar kleine Fahrzeuge Bauholz und Steine ausluden und hier verließ uns auch die Gemüesfrau mit ihren Körben. Durch den Nebel wurden in einiger Entfernung die Umriffe eines schwimmenden Baggers sichtbar, er ist heute das eigentliche Wahrzeichen von Holtenuau, denn hier, wo der Eiderkanal in die See mündet, wird jetzt das Mündungsbecken für den Nordostseekanal gebaut, wobei dem Bagger vor der Hand die meiste Arbeit zufällt. Ueberall sind die Spuren des Baues sichtbar. Die frisch abgestochene Uferkante entlang wo sonst sein Lebtag noch Niemand an eine Eisenbahn gedacht hat, kommt eine kleine Locomotive gelaufen und schleppt einen langen Zug sandbeladener Rippfarren hinter sich her. Auf den Dämmen ist eine Arbeiterschaar thätig mit Schaufel und Hacke, im moorigen Wiesengrunde

bezeichnen Stangen und Fähnchen die Richtung des zukünftigen Kanalufer's, auf den Höhen hinter dem Dorfe ragen die uniformen Dächer der Wohnungen für die Bauleute empor. Gleich rechter Hand ist ein freier Platz, den eine hohe Lindenallee und ein Proviant- oder Zollmagazin von emerirtem Aeußern gegen das ansteigende Gelände abgrenzt. Zwischen halb behauenen Balken und allerlei Baugeräth stehen auf ihm zwei Denkmäler. Das Eine, ein kleiner grauer Obelisk, von der Art, die hier zu Lande an den Chaussees häufig als Meilenstein vorkommt, trägt die Inschrift: *Patria et populo*, was bedeutet, daß hier ein wohlmeinender Dänenkönig die Feier der Vollendung des Eiderkanals vollzogen hat. Fünfzig Schritte davon entfernt bezeichnet eine etwas verwitterte Germania die Stelle, an welcher im Jahre 1887 der deutsche Kaiser Wilhelm I. den Grundstein zum Bau des Nordostseekanals gelegt hat. Wer damals sah, wie das Bild in aller Eile aus Gyps und Leinwand zu der Feier hier aufgerichtet wurde, den nimmt es Wunder, daß es bis heute noch den Elementen Stand gehalten hat. Und so kann es noch stehen, bis der Bau der großen Schleuse so weit gebiehn ist, daß sie des äußern Zeichens nicht mehr bedarf. Dann mag es ruhig zerfallen.

Mit der Einfahrt in den Kanal änderte sich die Scenerie mit einem Schlage. Statt des frißchen Odors der Ostsee umfing uns der dumpfe Geruch abgestandenen Süßwassers und wir steuern mitten hinein in das Stilleben des Dorfes, zwischen schmucke Häuser und wohlgepflegte Gärten, die vom Wasser zu den Hügeln hinaustiegen. Das Hühnervolk frakte zwischen den Stangenbohnen, die Rake probirte den neuen Weg von der Kürbislaupe auf's Rathendach, die Ziege hob ihr Haupt über die Hecke und fragte was es in der Welt Neues gebe. Denn in dieser Ecke hier, das sah man, war seit Ziegengedenken Alles beim Alten gelieben. Die Wassermaus selbst sah in der Umgebung plötzlich ungeheuer modern aus, ein lebendiger Anachronismus, und es durfte eigentlich Niemand Wunder nehmen, wenn wir unversehens strandeten und auf der Regelsbahn hinter dem Krug oder im Kuhhause uns wiederfanden.

Es lag etwas der Art in der Luft. Schon mäsigte die Schraube ihre Haß und wir glitten hinein in einen dumpfigen Winkel, dessen gemauerte Wände rings die Aussicht benahmen. Ein Thor von eichenen Balken versperrte vor uns den Weg, ein ebensolches schloß sich hinter uns zu, und wir waren gefangen in der ersten Schleuse.

Als sie sich wieder öffnete und uns hinausließ auf den Kanal, war mittlerweile der Wasserpiegel, der uns trug, um zehn Fuß gestiegen, und wir sahen über des Schiffes Bord und das Schleusenthor hinunter, wie die Wasserfläche, auf der wir vorhin schwammen, jetzt tief unter uns lag. Denn zehn Fuß, so wenig sie im Trocknen bedeuten, bilden von einem Wasserpiegel zum andern gemessen, eine Grenze, ungefähr so stark, wie die Ewigkeit, oder so groß wie der Unterschied zwischen heute und gestern. Wenn das Undenkbare denkbar würde, wenn die Grenze bräche und das Heute in das

Gestern zurückfluthete, was dann? Das Chaos würde uns verschlingen und von der Wassermaus nichts übrig lassen, als einen formlosen Trümmerhaufen. Deshalb fuhren wir frischen Muthes hinaus in den Kanal und ließen auch das vordere Schleusenthor sich hinter uns schließen, denn das Sprichwort sagt: Doppelt reißt nicht.

Die grünen Hügel des holsteiniichen Höhenrückens thaten sich vor uns auf und gaben einem anmuthigen Wiesenthal Raum, durch dessen Mitte ehemals wohl ein frischer Bach seinen Lauf sich gebahnt hat, ein Kind der Wiesen, Wälder und Moore auf der Höhe. Ich mußte an den feisten Dachs denken, der eines schlanken Fuchses Behausung in Beschlag genommen und es sich darin bequem gemacht hat; aber der Vergleich stimmt noch nicht. Wenn es dem Dachs einfiele, den Gängen eines Wiefels nachzugraben und sich darin häuslich einzurichten, dann könnte allenfalls etwas herauskommen, was dem Eiderkanal gliche, der sich's in dem Bette des Bächleins nach Kräften wohl sein läßt. Er stößt eben überall an, muß sich schmiegen und winden und man kann keine fünf Minuten auf ihm fahren, ohne daß die Welt ein neues Gesicht zeigt. Das macht ihn sehr schön. Unversehens war Holtenau verschwunden, der Zug der Fähnchen hatte sich über Berg und Thal davon-gemacht und die tiefste Wald- und Wieseneinsamkeit umgab uns.

Die erste Spur der Menschenhand, die uns wieder entgegentrat war ein sonderbares Wesen an dem Wege, der neben dem Wasser herlief. Sein Vater war ein Flaschenzug, die Mutter eine Telegraphenstange, bei einer Ringelwalze war es in die Lehre gegangen. Nun stand es als Rolle aufrecht da und diente, um das Seil, an welchem das Schiff gezogen wird, abzufangen und um die Erde zu leiten, damit die Bergfante keinen Schaden nimmt. Auf den Wiesen war ein grüner Fleck sichtbar, den der Frost so wenig berührt hatte, wie das weidenbe Vieh, denn die große Angelica prangte hier unverfehrt, mit gewaltigen Blättern. Offenbar steckte eine Quelle im Boden, die ihn durchweichte und die Abkühlung Nachts verhinderte. Ueber den Hügeln kamen dann im Nebel die Wipfel eines Buchenwaldes heraus, der von beiden Seiten zum Wasser herabstieg. Die Saatfrähen hatten in ihm Nachtruhe gehalten, nun schwärmten ihre Völker, dunklen Schatten gleich, durch den Nebel und erfüllten die Luft mit ungeheuern Geschrei. Solch ein Buchenwald, wenn er gut gerathen ist, sieht unter allen Umständen aus der Ferne schön und aus der Nähe sehr nützlich aus, wegen des vielen Holzes, das in ihm wächst. Aber Eins fehlt ihm, wenn er rein ist und ohne fremde Beimischungen, was nun einmal von Natur zum Walde gehört: das Geheimniß. Im Innern gleicht er einer säcularisirten Kirche. Wohl breitet der Waldmeister und der Anemonenflor im ersten Frühling einen zarten Schleier über den nackten Boden, aber wie bald ist er wieder dahin, und die Dede des dürren, unverweslichen Laubes ist denn um so größer. Nirgends vertieft sich der Blick in Laubmassen wie in gemischten Beständen, wo die Eiche und die Hasel ein Wort mitzureden haben, oder wie in dem dunklen Grün des lieben

Tannenwaldes. Nur an einer Stelle konnte ein genügsames Gemüth sich zu dem Wunsche aufraffen, hier auszustiegen und in den Wald einzudringen, es war da, wo eine Schlucht sich gegen die Wiese öffnete. Sie sah recht düster aus, wegen des Nebels, aber man weiß schon, was darin zu finden ist, nicht einmal ein ordentliches Farnkraut, nur ein trockenes Rinnjal, in dem, wenn es regnet, ein Wässerlein sickert, außerdem nackte Erdwände.

Wo der Wald zu Ende ging, kam noch halb unter dem Geäste der Buchen wieder ein Haus zum Vorschein, und dann mehrere, auch eine Brücke erschien mit aufrecht stehendem Gebälk, zum Aufziehen der Klappen, und wieder eine Schleuse; wir waren in Knoop.

Gleichzeitig vernahm das Ohr ein plumptes Getöse, ein Grunzen, Kollern und Schlürfen, dessen Echo der Wald wiedergab. Das war der Trockenbagger. Gleich hinter der Schleuse hockte er am Abhang und fraß den Berg an. Schon hatte er eine Grube ausgehöhlt, so breit und tief, daß der Kanal sich darin um und um wälzen könnte, wenn er schon dürfte, aber noch steht die Scheidewand, auf ihr geht der Weg, und auf dem Wege kam gerade Jochem, der dachsbeynige Ruhhirte mit der Herde getrieben.

Solch ein Trockenbagger, wenn er arbeitet, gewährt einen sonderbaren Anblick. Man meint, ein Riesenthier der Vorzeit sei aus dem Schlamm des Urmeeres nach vieltausendjährigem Schlaf hervorgetrohen, und fräße in seinem tertiären Hunger den Berg selber an. Am meisten Aehnlichkeit hat er mit dem Mastodon. Seine Farbe ist schwarz, den Bau der Glieder und der Eingeweide, so zu sagen seine Anatomie, verdeckt ein Panzer von Wellblech, den Rüssel streckt er gegen die Tiefe aus. Von der Spitze des Rüssels hängen die Fresswerkzeuge herab, eine Reihe muschelförmig gebogener Schilde, die hinter einander sich auf den Grund senken und das ausgewählte Erbreich emporführen, um es, unter des Rüssels Wurzel sich überschlagend, in die Rippwagen eines darunter geschobenen Zuges auszuladen. Ist der ganze Zug voll, so stößt die Locomotive einen Pfiff aus und läuft mit ihm davon; so lange bis er wiederkommt, hält der Mastodon mit Fressen inne. Im Nu ist solch ein Rippwagen gefüllt, an dem zwei starke Pferde auf ebener Straße ihre Last hätten; eins — zwei — drei so kommt schon der Nächste dran. Aber wie? Man sollte meinen, dazu wäre die Locomotive da, die den Zug bringt und holt, die könnte ihn auch ganz sachte ein wenig vorrücken lassen. Nein, die thut es nicht, sondern das Mastodon selber wechselt seinen Ort und husch! steht es über dem nächsten Wagen. Halt! das war eine Spanne zu weit, also rückwärts! — Halt! und nun ist's gerade recht; die Eimer fangen wieder an zu schlürfen.

Es war ein wahrhaft verblüffender Anblick, das Ungethüm geräuschlos wie ein Mäuschen hin und hergleiten zu sehen, so daß ich zuerst meinen Augen nicht traute und annahm, die Wasserm Maus hätte sich unmerklich bewegt, doch die lag vor der Hand angebunden stille. Da rückte der Bagger wieder vor, denn ein Rippfarrn war gefüllt — und wandte seine schöpferische

Thätigkeit dem Nächsten in der Reihe zu. Ich aber sperrte ein wenig Mund und Nase auf.

Als ich sie wieder schloß, stand der graue Reisende neben mir. Offen gestanden, mir war in dem Augenblick recht nach Mittheilung zu Muth, um meiner Verwunderung freien Lauf zu lassen und ich schielte seitwärts, ob vielleicht sein Antlitz Spuren einer ähnlichen Empfindung blicken ließe. Doch da war nichts derart. Unbestimmt schaute er dorthin, wie Einer, der das „Sichverwundern“ in diesem Leben aufgegeben hat. Nun wurde drüben eine Stimme laut, die schalt, eine Andere erwiderte, erst trozig, zuletzt weinerlich und die nebelige Morgenluft trug den Schall deutlich zu uns herüber, bis die Erste mit dem Kraftwort schloß: „Halt's Maul oder geh' zum D!“

Das war des Mastodons Stimme! Der Graue wendete sich ab und knurrte, der „Andere“ äußerte laut: „Na, das ist aber Einer, der versteht's! Mit dem ist nicht gut Kirschchen essen.“

„Mein lieber Herr,“ hörte man die Stimme des Capitains, „wenn wir Zwei, als wie Sie und ich, sollten alle Tage in dem schwarzen Kasten eingespundet stehen, oben im Ruß, unten im Morast, wir möchten am Ende auch —“

Ich glaube das letzte Wort hieß „verbaggern“, es wurde von der Schiffschraube entzweigeschlagen wie eine Qualle, ehe mein Ohr es auffing, denn wir fuhren weiter. Das Gespräch fand gerade unter meinen Füßen statt, in der Cajüte, wohin sie sich zurückgezogen. Am Steuer stand jetzt der von der Besatzung, den man in Anbetracht der Umstände für den richtigen Steuermann halten mußte. Das dritte Haupt unserer Mannschaft aber — denn mehr zählte sie nicht — der Maschinist, stand im Feuerraum und schüttete eben eine Schaufel frischer Kohlen auf.

Dem Trockenbagger gegenüber lag auf dem anderen Kanalufer, durch eine Hecke von dem Wege am Wasser geschieden, vornehm und still ein Landhaus, inmitten eines Parkes, der in allen Farben des Herbstes glänzte.

Auf den Rasenflächen blühten die Georginen vom Frost noch unberührt, im Gebüsch prangten die goldigen Quitten, in den Baumgruppen trat zwischen den leuchtenden Kronen der Buchen und Eucharlach-eichen die fruchtbeladene Edelkastanie wirksam hervor. Weiterhin löste sich die strenge Zucht des künstlich gehegten Parkes allmählich auf in die anmuthige Fülle der umgebenden Landschaft. Die leidigen Gruppen schlecht zusammenpassender Coniferen leiteten hinüber in einen geschlossenen Tannenbestand. Wo die silbernen Kronen der Hängeweide größeren Wassergehalt des Erdbreichs verkündeten, schwang sich eine tiefempfundene Brücke über etwas Rasses von lehmgelber Färbung, dann öffnete sich eine Sichtung im Gehölz und zog die in der Ferne ansteigenden Wiesen mit Hecken und Baumgruppen in den Rahmen des Parkbildes hinein.

Es kann nirgends in der Welt leichter sein, einen Park im großen Style zu gestalten, als gerade hier, der Gärtner braucht nur die Maße der umgebenden Natur auf die gegebenen Grenzen zu verkleinern, so hat er seine Aufgabe schon gelöst, denn das ganze Land ist ein großer Park. Ueberall, wohin man sich wendet, treten die mannigfachen Bilder hoher Fruchtbarkeit, üppigen Gedeihens, einer heitern, menschenfreundlichen Natur dem Blick entgegen und ziehen, vom Verdeck des Schiffes aus gesehen, in ruhigem Wechsel an dem Beschauer vorüber. Hierher soll kommen, wessen Nerven von dem Drange des modernen Lebens überreizt sind, und für zwei Reichsmark auf der Fahrt von Kiel nach Rendsburg sich Genesung holen. Aber vor dem Beginn der Wasserfahrt soll er, was ich zu meinem Schaden versäumt hatte, sich von der freundlichen Wirthin des Gasthauses das Ding zurechtmachen lassen, welches der baltische Deutsche so bezeichnend „Speispaudel“, der Ostpreuße aber „Freßkober“ nennt, und für das weiter im Westen wegen der zunehmenden Dichte der Wirthshäuser und der abnehmenden Zahl der sie trennenden Meilen, dem Deutschen mit dem Bedürfnis der Begriff und mit dem Begriff der Name mangelt. In der Speispaudel findet sich Alles, was Leib und Seele zusammenhält. An Bord der Wassermaus hingegen war für die leiblichen Genüsse der Reisenden nicht gesorgt, für die geistigen hingegen wohl, und dieser letztere Punkt war die Ursache, daß ich auch meinerseits die Bekanntschaft unseres Capitains machte, den ich bis dahin wohl gesehen und gehört, selbst aber noch nicht gesprochen hatte.

Die Sache ist zu wichtig, um hier nicht nach ihrem Verlauf erzählt zu werden. Sie kam nämlich so. Ich saß in der Cajüte auf einer hölzernen Bank oder Kiste und erholte mich ein wenig von den schon genossenen Einbrüchen für die noch zu genießenden, auch war mir draußen in der kühlen Wasserluft etwas frostig zu Muth geworden. Ich dachte an eine Speispaudel, die ich einst für eine Seereise von Neapel nach Genua hatte vollpacken sehen, und mir kam ein Gedanke.

„Ist hier vielleicht ein Glas Bier zu haben?“ frug ich den Capitain.

„Natürlich,“ erwiderte er rauh, doch nicht unfreundlich, „Sie sitzen gerade auf dem Keller.“

Nun gab die Kiste von ihrem Inhalt her, und es konnte nicht ausbleiben, daß das Beispiel des einen Trinkers Andere nach sich zog.

Alsdann ereignete sich das Merkwürdige, der Graue fing an zu sprechen. Ich stand wieder auf dem Vorderdeck, der „Andere“ nicht minder, und der Graue trat auf dem Fleck, wo die Gemüsekörbe der alten Frau gestanden hatten, hin und her. Plötzlich kam der Geist über ihn, er fing an zu reden:

„Was tausend!“ schob er los, „nun ist es aber Zeit, daß der neue Kanal fertig wird, der Alte rutscht schon zusammen.“

„Wo — was — wie?“

„Dort die Insel, sehen Sie nicht?“ und er wies auf ein Rohrbüschel, das mitten im Kanal aus dem Wasser ragte.

„Das ist nun gerade keine Insel,“ meinte der ‚Andre,‘ „sondern das sehe ich nur für — — — ein Plankton an.“

Daraufhin suchte der Graue etwas mit dem linken Augenwinkel, maß den ‚Andern‘ mit einem schnellen Blick und blieb dann an besagtem Plankton haften, bis dasselbe unter der Wassermäus verschwand, um hinter uns wieder emporzutauchen.

„Wie steht es eigentlich mit der Plankton-Expedition?“ frug er, „ich habe nämlich meinen Urlaub und bekomme keine Zeitung zu sehen.“

Der Graue warf sich in die Brust und holte tief Athem. Hatte er doch wieder einen dankbaren Abnehmer für das gefunden, was vor drei Tagen in allen Zeitungen gestanden hatte.

„Die letzten Berichte“ — hub er breitpurig an, — „sind von den Capverdischen Inseln, und bis dahin ist es ihnen über Wissen und Verstehen wohl ergangen. Der Anfang insonderheit — —“

„Halt,“ unterbrach ihn der Graue, „wieso über Wissen und Verstehen?“

„Bitte! — Der Anfang insonderheit,“ fuhr jener in hohlem Rathedertone fort, „hat mehr gut gemacht, als die ganze spätere Reise schlimmsten Falles noch verderben können. Denn kaum war das Kattegat erreicht, als der Gott der Wogen und der Winde ihnen seinen gnädigen Gruß entbot — durch die Seekrankheit — und von Jedem, so Viele ihrer waren, seinen Tribut einholte.“

„Hier, meine Herren, haben wir eine Thatsache vor uns von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Seekrankheit nämlich, jener best gehasste Tyrann aller Neulinge und Schwächlinge auf dem Meere, setzt nicht nur den inneren Menschen aus und reinigt das Blut, nein, sie schüttelt auch den Staub aus den akademischen Perücken und schon mancher Pöps hat sich unter ihren Schlingen und Keulenschlägen aufgelöst in naturwüchsige Lockenfülle. Der ganze aus- und inwendige Mensch maufert sich, und eine ordentliche Seekrankheit von drei Tagen ist vom humanen Standpunkt aus darum erspriesslicher, sage ich, als eine Trinkkur in Carlsbad von drei Wochen. — Doch der Eifer für die gerechte Sache führt mich vom Wege ab; ich müßte sehr irren, wenn nicht von den hier anwesenden Herren die Mehrzahl mindestens ebenso erfahren wäre in der Hinsicht, wie ich selber.“

„Weiter,“ hieß es, „nur weiter.“

„Die Briefe, die sie schreiben, geben sowohl durch den Inhalt als auch besonders durch den Styl deutlich zu erkennen, daß ein frischer Geist über sie gekommen, nachdem sie das tödtliche Skagerak und die stürmische Nordsee überwunden und jenseits der Hebriden den freien Ocean gewonnen haben. Bis dahin haben sie natürlich kein Plankton gefangen, theils des hohen Seeganges wegen, theils ihres eigenen unzulänglichen Befindens halber, dann kam es aber um so heftiger, gleich mit einem todtten Nordcaper fing es an, und

weiterhin Plankton, nichts als Plankton, bis sie zwanzig Meilen vor Cap Farewel links schwenkt machen mußten, der undurchdringlichen Nebel halber, und wieder süblich fuhren mit dem Polarstrom nach den Inseln — den Inseln — nun ist mir doch der Name entfallen — wie heißen sie nur? Liegen von Newyork gegen Südosten, — Winters warme Seebäder, — Korallenkalk, röthlich wie Granit, — immergrüne Vegetation, — gehören den Engländern, — höchst liebenswürdige Aufnahme —“

„Bermudas,“ schaltete der Capitän ein.

„Richtig, was ich sagen wollte, Bermudas. Keine Brunnen — nichts als Cisternenwasser und Sherry. Von da durch die Sargassosee —“

„Kenn' ich,“ nickte der Graue, — „quer über den Atlantic nach den Capverden. Und es ist, wie gesagt, eine Freude, zu sehen, wie die Geister sich erholt haben. Denn unter uns, das Reisen an sich ist wohl gut und macht den Menschen nicht dümmere, aber dann soll es auch einen ordentlichen Zweck haben, oder gar keinen, nur bei Leibe keinen halben und spleenigen, der dem Geiste Handschellen anlegt und der Seele Fußfesseln. Es giebt freilich Geister, die dergleichen haben wollen und nicht entbehren können, doch die soll man nicht auf Reisen schicken. Ich habe einmal einen spleenigen Engländer getroffen, der bestieg den Montblanc und die Jungfrau nur einer neuen Art von Gletscherflößen zu Liebe, die er erfinden wollte. Auch hat das Schicksal mich oftmals mit einem Reisetiger aus Ungarn zusammengebracht, in Florenz, in Rom, in Neapel, in Miasieczko und zuletzt in Berlin, der war überall gewesen und erzählte nichts, als wo ihn die meisten Flöße gebissen hätten. Auf Aegypten und Palästina war er besonders schlecht zu sprechen, ‚der Floßkönig‘, sagte er, sei in Cäsarea zu Hause.“

Hier schien es mir an der Zeit einzugreifen, denn ich kann es nicht mit ansehen, wenn vernünftige Menschen dem Götzen Baal Opfer schlachten.

„Das Plankton,“ sagte ich, „ist kein halber Zweck, sondern ein Ganzer, und wohl im Stande eines Mannes Geist zu erfüllen, denn es umfaßt Alles, was da lebend über der großen Tiefe schwimmt. Das Aas des Walfisches gehört nicht dazu, es ist nur so ein Beilchen am Wege. Und wenn das Schwimmende zumeist auch aus allerkleinsten Thierchen besteht, so sind sie es doch, die den Größeren und Größten zur Nahrung dienen und auf deren Wohlergehen am Ende der Ertrag der Fischerei und vieles Andere zu Wasser und zu Lande beruht; denn sie sind es ebenfalls, aus deren Ueberresten der größte Theil der Oberfläche unserer Erde besteht. Darum sage ich: Plankton suchen und Flöße fangen ist zweierlei.“

„Ihr Herren,“ ließ der Capitän sich vernehmen, „man muß von seinen Mitmenschen nicht immer gleich das Schlechteste denken. Sehen Sie, ich bin in allen Meeren gefahren und habe alle Völker kennen gelernt und kann Ihnen nur sagen, die Menschen sind im Grunde überall wie wir. Im Jahre 1882, wo ich die Expedition zum Venusdurchgang nach den Kerguelen mitmachte, und, weil ich noch jünger war, die Erfahrung nicht hatte, da habe

ich anfangs auch gedacht: Na, über die Sternrunder! Aber nachdem wir vier Monate allein auf Bergueleneiland gelegen hatten, da lernte man einander kennen, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, die Herren Gelehrten, das waren umgängliche und brave Herren und im Grunde Menschen, ganz wie wir. Und ich wollte jetzt, wo ich Frau und Kinder in Rendsburg wohnen habe und sie alle Tage sehe, um die ganze Welt nicht die Erinnerung an jene Fahrt hingeben und an die Erfahrungen die ich dabei gemacht habe. — „Langsam!“ rief er in's Sprachrohr, „Stopp“ — „Rückwärts“ — „Stopp“ — „So!“ — Und wer von den Herren nun aussteigen und frühstücken will, dem kann ich nur rathen das hier zu thun, denn wir haben die schönste Gelegenheit.“

„Wo find wir?“

„In Lebensau.“

„Ach Gott,“ seufzte meine Seele „und darum Räuber und Mörder! Schon drei Stunden unterwegs und jetzt in Lebensau, das von Kiel in einer kleinen Stunde Gehens erreichbar ist. Hätte ich das geahnt, wie schön hätte ich doch in meinem weichen Bette ausschlafen können, und wäre dann nach einem guten Morgen Spaziergang noch immer bei Zeiten hier eingetroffen.“

„Ja was wollen Sie machen?“ murrte der Graue. „Jetzt heißt: Mitgehen. Ich kenne hier übrigens die Gelegenheit. Am Lande giebt's ein Frühstück, das ist fein, und wir können da ruhig sitzen und abwarten, bis die Reise weiter geht.“

Also stiegen wir gemeinsam an's Land, und nahmen mit der Freude von Weltumseglern nach langer, mühseliger Wasserfahrt in der guten Stube des Gasthauses von Sopha und Lehnstühlen Besitz, bis uns die Hand der Wirthin mit Schinkenbrod und einem Glase Bier erquickte. Trotzdem möchte ich für zukünftige Fälle die Speisepauel an Bord nicht missen. Die Morgensonne warf, durch den Nebel gedämpft, ihren perlmutterfarbenen Schein in's Zimmer, in der Mitte des Tisches prangte eine Schale voll halbreifen Fallobstes, zu dem man uns selbstlos zuzulangen nöthigte. Das ganze Haus duftete nach einem Pflaumentuchen, der leider erst in anderthalb Stunden gar sein sollte, und wo waren wir dann?“

Der „Andere“ sagte: „Wir sitzen hier wie die seligen Götter, die Nase genteigt das Brandopfer.“

„Oder,“ setzte der Graue hinzu, „wie der Hund, der die Butter riecht und trockenes Brod zu fressen kriegt.“

„Abgesehen vom Schinken, welcher sehr gut ist“, meinte ich.

„Warum wir nun nicht weiterfahren? Das Schiff liegt still, unsere Leute stehen da, Steuermann, Capitain und Maschinist und halten wie es scheint einen Kriegsrath.“

„Es muß irgend etwas los sein,“ sagte der Graue, „worüber sie nicht in's Klare kommen können, denn, wenn Sie es bemerkt haben, mit jedem Schiff, das uns entgegen kam, wurde Zwiesprache gepflogen. Hinter Holtenau

die ‚Erndte‘ von Nordstrand, halbwegs Knoop die ‚Geschwister‘, bei der Knooper Schleufe die ‚Loviſa‘ dann die ‚Coorbjedina‘ und die ‚Miranda‘, Alle haben uns Rede geſtanden, doch kann ich nicht ſagen, um was es ſich handelt. Fünfzehn Jahre fahre ich nun ſchon mit der kaiſerlichen Marine und bin dreimal um die Erde geſegelt, aber dieſes Kanaldenglisch, das iſt faſt wie Waſſerpolniſch, darin muß man jung geworden ſein, um es zu verſtehn.“

„Ich würde in Ihrer Stelle den Capitain fragen, warum es nicht vorwärts geht.“

„Und mir den Mund verbrennen!“ ſagte der Graue. „Ich werde mich ſchön hüten. Wir Seebären von der rechten Sorte haben eine curioſe Manier auf ungelegene Fragen zu antworten. Nein, ſo viel ich vom Wetter verſteht, hier hilft nur Geduld. Herr Wirth, noch einen Rundgang!“

Daß es ſo kommen würde, hatte ich lange gefürchtet, denn vor dem Worte „Rundgang“ habe ich Reſpect. Es bedeutet ein einzelnes Glas Bier, welches ſo lange die Runde macht, bis es ausgeſtrunken iſt. Die Bedeutung hat es aber nur unter nahen Bekannten und beim Schaſtkopf und Solo, wo der Trinker nicht mehr als drei ſind. Uneigentlich, im weiteren Sinne, bedeutet es für Jeden der Anweſenden ein volles Glas oder das Vielfache eines ſolchen, und der Beſteller zahlt die Zeche. Da es nun nicht für wohl- anſtändig gilt, von einem Unbekannten zu nehmen, ohne zu geben, ſo geht das Beſtellen Reih‘ um, und die Zahl der Rundgänge kommt am Ende einfach oder vielfach der Zahl der Trinker gleich, was zwar vom arithmetiſchen Standpunkt betrachtet ein ſchönes und ſicheres Verhältniß iſt, auf das man bauen kann, aber doch nicht für jeden Kopf paſſend. Der praktiſche Verſtand der Holſten hat deſhalb auf Mittel geſonnen, um dem alten Brauch den Stachel zu nehmen, ohne die ehrwürdigen Formen zu verletzen, wer wenig verträgt, beſtellt zunächſt ſeinen Rundgang, wenn der erſte ausgeſtrunken iſt, dann ſchützt er Geſchäfte vor und geht ſeiner Wege. Und ſo ward es mir nicht ſchwer, noch nüchtern wieder die freie Natur zu gewinnen und die Zeit bis zur Abſahrt auf der Eekernförder Chausſee dem Sonnenſchein und der Botanik zu widmen.

Als die Waſſermaus ſich in Bewegung ſetzte, ward hinter ihr die Brücke aufgethan, um zweien Schiffen Durchlaß zu gewähren, der „Quinta“, die zu Berg und der „Dankbarkeit“, die zu Thal fuhr. Als ſie einander begegneten, frug die Quinta:

„Is he all dorch?“

„He liggt noch vör,“ entgegnete die Dankbarkeit.

„Wolang ſchall dat noch duuren?“

„Kann weſen noch ne gode Stunn‘ Tied, bet dat he inlöpt.“

„Denn kamt wir of noch dorch.“

Die Worte ſchollen deutlich zu uns herüber, der Sinn aber blieb dunkel, bis wir die Schleufe von Hartmannsdorf hinter uns hatten. Dann kam uns ein ſeltſames Gefährt entgegen, welches des Räthſels Löſung brachte.

ein schwimmender Dampfbagger war es, auf der Wanderung. Ihn selbst schleppte die Bachstelze, ein Ponny unter den Dampfern, und der Erpel, ein anderer Ponny, führte sein Gepäck hinterdrein, bestehend in zwei Prähmen, von denen Jeder annähernd so lang war, wie der Bagger selbst. Die ganze Gesellschaft mäthigte, so lange wir Vord neben Vord hinfuhren ihre obnehin nicht große Eile, und wir thaten desgleichen, der auf dem Kanal herrschenden Etiquette gemäß. Seine Hoheit der Schwimmbagger neigte dankend das Haupt ein wenig, und ich hatte Gelegenheit zwischen ihm und seinem Vetter dem Mastodon einen oberflächlichen Vergleich anzustellen. Ihre Zugehörigkeit zur selben Familie wurde auf den ersten Blick durch die ihnen gemeinsame Reihe der Schöpferwerkzeuge erwiesen, wenn auch deren Gestalt beim Schwimmbagger eine etwas andere war, als beim Trodenbagger. Dagegen fehlte diesem Gegenwärtigen hier der Wellblechpanzer, was im Grunde freilich nicht als ein wesentliches, sondern nur als ein accidentelles Merkmal, und als ein Zeichen, nicht des Fehlens, sondern lediglich einer abweichenden Anordnung gewisser innerer Organe aufzufassen war.

Gemeinsam war ihnen vor Allem die Reihe, welche hier über eine Art von spitzbogig gewölbtem Thor zu ziemlicher Höhe hinaufstieg, um von dort ihren Inhalt über eine senkrechte Holzwand in einen der Prähme hinabfallen zu lassen. Functionelle Unterschiede der inneren Organe habe ich — abgesehen davon, daß der Eine im Schlamm, der Andere im Morast mühlte, — nicht feststellen können.

Im Großen, Ganzen machte Jeder von ihnen den Eindruck, als ob er für die heutige Welt zu groß wäre; für die Verhältnisse des Siderkanals ist es der Schwimmbagger gewiß. Seine Länge übersteigt die Länge eines Jeden der fünf Schleusenbeden, die in den Kanallauf eingeschaltet sind und es bedarf, um ihn die zehn Fuß hohe Stufe zwischen den einzelnen Theilstrecken überschreiten zu lassen, besonderer Vorkehrungen um die Schleuse zu verlängern. Außerhalb des Schlensthores findet sich jederseits ein mit einem Längsfalz versehener Balken senkrecht in das Ufer eingerammt. In den Falz werden rechtwinkelig behauene Planken eingeschoben, die den Canal der Quere nach absperren und eine Scheidewand bilden, die das Wasser aufstaut. Solch ein Aufbau ist umständlich und zeitraubend, es vergehen in der Regel sieben Stunden, bis Seine Hoheit, der Bagger nebst Gefolge eine Schleuse passiert hat. Für die des Weges fahrenden Schiffe bedeutet das ein großes Hinderniß und es ist kein Wunder, wenn bei einer solchen Gelegenheit das ganze Interesse der Kanalbevölkerung rege gemacht wird. Wie sehr auch wir an der großen Wasserfrage theilhaftig waren, erfuhren wir zum Glück für unsere Seelenruhe erst später. Als wir in Königsförde anlegten, da sagte der Capitain:

„Hier haben wir gestern fünf Stunden warten müssen, weil der Bagger vor uns in der Schleuse steckte.“

Und deswegen hatte der vorsorgliche Mann es vorgezogen, heute in

Levensau, welches nahe bei Kiel liegt, einen längeren Halt zu machen und erst Nachricht einzuholen, ehe er seine Passagiere der Möglichkeit eines un-
freiwilligen Aufenthaltes in der Einöde preisgab.

Die Sonne hatte den Nebel vertrieben, der Himmel lachte im tiefsten Blau, auf dem trocknen gewordenen Verdeck gab es jetzt Raum genug, zu sitzen und zu träumen. Die Schönheit des Herbstes selbst ist nichts Anderes als ein Traum vom vergangenen Frühling und stimmt die Seele zur Träumerei. Die Luft ist still und sonnig, der Sommerfaden wandelt über die Wiese, den Abhang empor, wo im Gebüsch die rothen Hagebutten glänzen. Nun steigt er hinauf in die Luft, ins Blaue, und zieht dahin, eine schöne Fahrgelegenheit für unbeschwingte Seelen und kleine Spinnen.

Die meisten wilden Früchte sind um diese Zeit in scharlachroth gekleidet. Neben den Hagebutten, welche wie im Frühling die Rosen, eine Jede für sich einzeln stehen, prangen, korallenroth, die dichtgebrängten Dolben des wilden Schneeballs. Am Wasser, wo sich das Rohr beim Nahen des Schiffes neigt und von einander thut, werden die rubinrothen Beeren des Bittersüß sichtbar, neben den milchweißen Trichterblumen der Jaunwinde. Auch die Berberitzen können, wenn die Sonne darauf scheint, glänzen wie rother Siegellack. Die hohe Polizei hat sie freilich verboten, doch findet man sie so oft als Zierstrauch in den Gärten von Menschen, denen man so etwas gar nicht zutrauen sollte, sogar bei Oberförstern und Pastoren, daß ich glaube, ein Strauch mehr im Felde thut dem Gesetze keinen Abbruch, und werde mich hüten zu sagen, wo ich ihn sah. Die schönsten aber von allen, die Pfaffenhütchen kommen jetzt noch nicht zur vollen Wirkung, weil noch zu viel Laub auf den Hecken sitzt. Ein paar Wochen später, im November, wenn die Luft grau, Wald und Wiese braun und das letzte Blatt herunter ist, wenn man meint, nun wäre alle Farbe auf der Erde erstorben, dann thut sich unvermerkt an klaren Abenden eine Fülle äußerst zarter Farbentöne auf, besonders in den Hecken, die das ganze Land der Kreuz und der Quere nach durchziehen. Die thaufeuchten Knospen und jungen Zweige geben jeder Art ihren besonderen Schimmer, die Weide prangt in graugrün oder goldroth, die Erle in bläulichrosa. Zwischen diesen Farbentönen, die wie ein schwacher Abendschimmer der sommerlichen Pracht sich ausnehmen, leuchten die fruchtbeladenen Sträucher des Pfaffenhütchens wie frisches Blut.

Von einer wilden Hopfenpflanze muß ich berichten, die einen Eickbaum erklettert und dermaßen umspinnen hatte, daß er ihre üppigen Trauben trug und hegte, als wären es seine eigenen Früchte, und sie in Quirlanden zum Wasser herabhängen ließ. Ueberall im Grunde der Hecken wie an der Wasserante breitete sich eine Fülle dunklen Brombeerlaubes aus, das ja unter Schnee und Eis den Winter überdauert und im Frühjahr, nur wenig abgeblaßt, als das erste Grün wieder erscheint. Aus ihm winkten jetzt allenthalben die stoßenden Fruchtäste hervor, denn hier ist die Heimat des *Rubus macrothyrus* und wir haben ein Brombeerenjahr wie noch keines, weshalb ich auch

in diejem Herbst mehr reife Brombeeren gegessen, als sonst unreife gesehen habe. — Von Blumenschmuck war wenig mehr vorhanden: eine verspätete Goldrute am Waldestrand, ein röthlich verkleiderter Wasserdost im Schilf, auf dem ein müdes Pfauenauge sich sonnte. Aber vor uns, im Röhricht glänzte Etwas, blaugrün wie Smaragd, als wir uns näherten, bewegte es sich und flog — ein Eisvogel — dicht über dem Wasser uns entgegen, gerade hinter dem Schiffe herum und verschwand wieder in derselben Richtung, in der er gekommen.

„Kiel, wat vorn schönen Bagel.“ Das waren die ersten Worte, die seit einer geschlagenen halben Stunde sich wieder hören ließen. Der Steuermann klatschte in die Hände und der Vogel war fort. Hinter dem Schilfe am Wasser hoben drei Rehe die Häupter empor und sahen, wer da so laut klatschte, dann waren sie verschwunden. Gegenüber auf dem andern Ufer rannte ein Trupp Schafe, die so lange ruhig geweidet und dem Schiff entgegenstiert hatten, in wilder Hast den Berg hinan. Es ist eine große, schwarznasige Rasse, die überall die brachliegenden Koppeln in kleinen Trupps beweidet, genügsam im Futter, unempfindlich gegen die Witterung, maßlos dumm und wild. Ihr dickes Bließ, das ihnen einen ganz unförmlichen Körperumfang giebt, wird ihnen manchmal verderblich, indem sie feineithalben, wenn sie umgefallen sind, sich nicht mehr aus der Rückenlage aufrichten können, und, wie die Mistkäfer, hilflos zappeln, bis sie den Habichten und Koltraben zur Beute fallen, die nach ihren Augen lüstern sind.

An geflügeltem Raubzeug, wie an großem und kleinem Wild, vom Damhirsch und Reh bis herab zur Feldmaus, ist hier zu Lande kein Mangel. Die üppigen Klee- und Kornfelder geben zur Sommerzeit dem Wilde Nahrung genug, und die überall verstreuten kleinen Holzungen bieten den Raubvögeln Gelegenheit, den Horst zu bauen. In den Hecken die vereinzelt Eichenbäume, die der Bauer schont, wenn er im achten Jahr den Knick niederlegt, und die vor dem Westwind krumm wachsen, wie Fiedelbögen, sind ebenso viele Warthürme, von denen der Bussard den Junghasen und das Rebhuhn belauert, und den Jäger, der sich mit der Büchse anschleichen möchte. Der jetzt über uns seine Kreise zieht, ist nicht der Bussard, sondern der Gabelweih, der schon zum Fluge nach Süden die Schwingen übt. Er ist nach unserm Begriffen gerade kein Feinschmecker, denn er nimmt auch Aas, aber doch mag er Freitags gern seinen Fisch essen und es dauert nicht mehr lange, da können wir ihn über dem Flemhuder See kreisen und ins Wasser hinabstoßen sehn.

Der Flemhuder See, oder eigentlich seine Mündung, bezeichnet die Stelle, wo der Kanal aufhört und die Eider beginnt, doch merkte man für's Erste noch keine Veränderung im Wasser. Allmählich ward es klar, die Ufer waren etwas weiter auseinander gewichen, und etwas stärker ausgebuchtet, nicht mehr so unterhöhlt. Auch hätte er es innerhalb der Grenzen des eigentlichen Kanals trotz Plankton wohl nicht vorkommen können, daß

das gute Schiff „Antonia“ sich um unfertwillen auf den Strand, richtiger in den Schlamm setzte, wovon seinerzeit Bericht wird erstattet werden; zuvor jedoch muß ich erzählen, was bis dahin geschah.

Zunächst stieg auf eine der Stationen ein Mann bei uns ein, mit Art und Winkelmaß, also seines Zeichens ein Zimmermann, der auf der Heimkehr von der Arbeit begriffen, sich, wie es unter Bauern üblich ist, ohne Weiteres zu unserer Gruppe gesellte. Gleich nach ihm kam ein Anderer, ein sonnenverbrannter Herr, mit goldener Brille, langen Stiefeln und einem großen, auf den Namen Pifas hörenden Hunde. Der Zimmermann, der ihn einsteigen sah, raunte uns zu: „Dat is een Regierungsbaumeister“. Das Wort hatte eine auffällige Wirkung. Der Genannte ging Keinen von uns etwas an, und wenn ich ihnen Beiden in der Wüste Gobi oder Schamo begegnete und zwischen ihm und dem Zimmermann die Wahl hätte, so weiß ich wohl, zu welchem ich mich gesellen würde und zu welchem nicht. So aber befand sich der Regierungsbaumeister, ohne es selbst nur zu ahnen, plötzlich auf dem Isolirhemel, Jeder mied ihn, als theilte er, wie der Gymnote, elektrische Schläge aus, er war ein Gezeichneter. Denn wir hiebern Holsten sind das auserwählte Volk in deutschen Landen, wer von außen kommt, ist ein „Butenminsch“ und taugt nichts, was von Berlin kommt, taugt noch weniger, und der Regierungsbaumeister war vielleicht sogar ein Berliner.

In Königsförde, wo der Graue uns verließ, um der Besichtigung der Kanalbauten seinen Urlaub zu widmen, wurden alle jene Eisenröhren abgeladen, die das Vorderdeck belastet hatten. Ein Schaar von Arbeitern kam aus der nahen Baracke herbei, hilfsreiche Hand zu leisten. Ein Blechschild an der Kopfbedeckung war ihr gemeinsames Abzeichen, außerdem trugen sie in ihrem Aeußeren den Typus der verschiedensten Stämme Deutschlands zur Schau. Ueberwiegend an Zahl scheinen unter ihnen die Polen vertreten zu sein, dann kamen die blondhaarigen Blaufittel aus Westfalen und vom Rhein, den zurückgeschobenen Hut mit breiter Krempe und das lose geschlungene seidene Halstuch glaubte ich schon irgendwo im bairischen Gebirge gesehen zu haben. Seine Landsleute vom Strande der Memel wollte der Graue am Blick erkennen, der, ich weiß nicht wie, eine Mischung von etwas Hinterlist und Gottvertrauen mit mäßigem Hang zur Völlerei und einer großen Dosis Stumpfsinn darstellen sollte. Den Beweis der Wahrheit mußte er leider schuldig bleiben, da er hier vorzeitig das Schiff verließ.

Die Zeichen des neuen Kanalbaues, die schon von Holtenau her mitunter sich hatten blicken lassen, traten hier einmal dichter zusammen und verkündeten, daß auch für den Eiderkanal der Herbst des Daseins angebrochen sei, auf welchen der Winter folgt. Vor unseren Blicken dehnte sich eine weite, mit spitzem Niedgras bewachsene Ebene aus, eine Hügelkette zog sich im Halbkreise um sie herum. In der Ebene lief eine kleine Locomotive hin und her und überschüttete sie methobisch ein Meter hoch mit Kies und Grand, den sie von den Hügeln herbeischleppte. Zwischen den Hügeln ward ein frischer,

Einschnitt sichtbar, und nach dem Getöse zu schließen war dort einer von der Species der Trockenbagger in Thätigkeit.

Von der Landungsstelle nicht allzuviel entfernt lag die Baracke, ein Bau, wie wir deren heut schon mehrere getroffen, ein Nomadenzelt im Großen, dem die Bestimmung an der Stirn geschrieben steht, im Dienste der Industrie, also ohne Rücksicht auf die Fruchtbarkeit des Bodens, einer großen Anzahl von Menschen für eine gewisse Zeit Unterkunft und Herberge zu gewähren, und die deshalb überall, wo sie erscheint, in den fruchtbaren Gefilden Holsteins, in den Bergwerksdistricten Böhmens und der Eifel, auf dem kahlen Gipfel des Rigi und in den Dünen der kurischen Nehrung die Harmonie des Landschaftsbildes stört und in dem Beschauer mit der Vorstellung des Kommens und Gehens das Gefühl der Unruhe erweckt. Für den Bau des Nordostseefanals ist sie ein nothwendiges Bedürfniß, für den Eiderkanal ist sie vom Uebel.

Auf der Station vorher, glaube ich, war es, wo der „Andere“ in einen kleinen Meinungsaustrausch mit dem Grauen gerieth, der ebensowenig wie die Feststellung der psychologisch entscheidenden Merkmale des Vittauers seine endgültige Erlebigung fand und deswegen, als eine offene Frage, meinem Gedächtniß sich eingepägt hat. Es war da Einer zu Gange, bei der Schleuse, ein halberwachsener Junge, nicht einer von den Schleusenleuten, sondern von der „Liebe,“ die achter der Schleuse lag, der gab allem Volk, das da sehen und hören wollte, oder nicht, eine Vorstellung in der natürlichen Komik zum Besten. Bald ritt er auf wagemuth schwebendem Balken kühn in freier Luft, bald saß er auf dem Rande des Schleusenbeckens und ließ die Füße über dem Wasser baumeln, bald kletterte er, weiß der Himmel wie, an der aufgerichteten Brückenklappe und ertheilte den Leuten von der eben passirenden „Melusine“ hochwichtige Rathschläge, kurz, er trieb die unvernünftigsten Dinge seelenvergnügt und nicht ohne Geschick. Die Fülle blauen Tuches, in der seine langen Gliedmaßen steckten, ließ noch auf beträchtlichen Zuwachs hoffen, auf seinen Wangen blühte schon jener Schimmer, welchen der erste Flaum, wenn er gut gerathen ist, hellblonden Naturen verleiht, seine Stimme aber schlug beim dritten Wort jedesmal um, einmal aus dem Bass in den Discant, und dann wieder aus dem Discant in den Bass, so daß Niemand sagen konnte, auf welchen Grundton er eigentlich gestimmt war.

An diesem Kanalwunder hatte die ganze Bevölkerung des Wassers ihr inniges Ergötzen. Sie nahmen seine Angriffe entgegen und wehrten sich ihrer, wie man sich gegen einen jungen Neufundländer wehrt; im Grunde ließen sie sie von Herzen gern über sich ergehen, und beide Parteien waren ganz vertieft in ihre Rollen, bis die Ferne sie trennte.

„Haben Sie das gesehen,“ frug der Graue, „wie der vorwitzige Junge mit den ungeleckten Bären spielte? Ein prächtiger Kerl!“

„Oder sie mit ihm, wie man's nimmt. Mir hat er leid gethan,“ meinte der „Andere“. „Ihm geschah großes Unrecht.“

„Unrecht? Daß ich nicht wüßte.“

„So will ich's Ihnen sagen. — Weil nicht Einer von den Leuten ein Einsehen hatte und ihm mit dem Tauendchen Vernunft beibrachte: Paß Dich, Grünschnabel, und laß ältere Leute bei der Arbeit ungehörten.“

„So grobe Münze wäre der Handel doch nicht werth gewesen. Es war ja nur Spaß.“

„Arbeit ist kein Spaß, und schlechte Späße, wenn sie ungeahndet bleiben, verderben den Charakter.“

„Ja wenn sie thätlich werden, dieses waren nur Worte und blieben, sozusagen, in der Familie.“

„Nicht so ganz. Ob der Junge wohl so in's Zeug gegangen wäre, wenn er nicht die Zuhörerschaft gehabt hätte? Am Lande die Fuhrleute, der Handelsjude, die Schleusenmannschaft, die Braufnechte, der Schmied, Alle hörten andächtig zu und freuten sich über seinen Witz. Für sie spielt er Komödie und die Matrosen von der Melusine selbst bestärkten ihn und seine Thorheit, weil sie seine Späße ruhig hinnahmen.“

„Es wird wohl dafür gesorgt sein,“ meinte der Graue, „daß sein Uebermuth nicht außer Rand und Band geht. Das nächste Mal treiben sie mit ihm Spaß, — so! — mit dem Tauendchen.“

„Sie sagen, es wird wohl, ich sage, es wird nicht! Denn er hat einen Freibrief.“

„Einen Freibrief? Was ist das?“

„Das ist, um deutsch zu reden, das Privilegium, sich an Satzungen nicht zu kehren, die für andere Menschen bindend sind. Sich nicht um der Leute Gunst zu bemühen, sondern sie von sich abzuwehren, um nicht darunter zu ersticken. Keine Miene machen, die nicht lieblich, kein Wort sprechen zu können, welches nicht klug, überhaupt nichts thun oder lassen zu können, das nicht gut und schön und zum mindesten nicht originell gefunden wird.“

„Der Glückspilz! Woher wissen Sie das? Wo steckt der Freibrief? Haben sie ihn gesehen?“

„Jedermann kann ihn sehen. Seine Anmuth, seine kindliche Unschuld, sein Witz, das sind Eigenschaften, um derentwillen nicht allein die Braufnechte und Fuhrleute, sondern auch Sie selbst, mein Vetter, soeben seinen Thorheiten Beifall gezollt und soviel an Ihnen lag, seinem Vorwitz neue Nahrung gegeben haben.“

„Da ist er ja zu beneiden, der Schwerenöthler, wem würde das sonst wohl geboten?“

„Zum Glück nur Wenigen, denn diese Wenigen machen von ihrem Glück einen solchen Gebrauch, daß man es in Anbetracht der Folgen kein Glück mehr nennen kann.“

„Wenn ich nur recht wüßte, was Sie meinten, lieber Herr. Ich habe doch auch ein Stück von der Welt gesehen, denn ich fahre bereits fünfzehn

Jahre auf deutschen Kriegsschiffen und habe dreimal die Erde umsegelt, aber von der Sorte ist mir noch Keiner vorgekommen.“

„Ja, im Kohlenbunker dürfen Sie sie freilich nicht suchen, denn jedes Wildpret hat seinen Standort und dieses liebt einen recht hohen. — Sie schwimmen oben wie Del. — Wo viel Volks zusammenläuft, wo immer was los ist, da sind sie oben auf. Am Theater zum Beispiel, bei der Oper wie beim Ballet, im Circus, beim Militair — jetzt nicht so mehr, wie früher, wo es weniger strenge herging, — bei Hofe — natürlich an den kleinen Höfen — in Bädern und Spielhäusern, in der Wissenschaft und Kunst, im Handelsstande, und jetzt schon auf dem Kanal. Sie treten gelegentlich überall zu Tage und man könnte Patrias et populo gar nichts Besseres thun, als sie einzeln sammeln, allesammt auf ein Schiff packen und dann fort mit der Sorte, nach der Väreninsel, auf Nimmerwiedersehn, je länger, je lieber.“

„Wenn der arme Junge das wüßte, der Ihnen doch seine Lebtag nichts zu Leide gethan, wie Sie von ihm reden, der hätte wohl Ursache, sich seiner Haut zu wehren und Ihnen Böses mit Bösem zu vergelten. Er ist noch ganz harmlos.“

„Bis auf das Bißchen Koketterie, vielleicht. Es ist in der That schwer, den Punkt festzustellen, wo die Unbefangenheit aufhört und das berechnete Wesen anfängt. Aber der Umschlag bleibt nicht aus. Ich habe einen gekannt, der war so zu sagen über Nacht in den Besitz des Freibriefes gekommen und da sah man, wie es ebenso schnell, nur etwas später mit der Harmlosigkeit ein Ende nahm. Zuerst ward er mit Staunen der neuen Fähigkeit an sich gewahr und freute sich ganz unbändig darüber, so wie das Bäuerlein fällt die knorrige Eiche“ als ihm die Gabe des Goldmachens kam. Nun probirte er seine Kunst, bloß um zu sehen, ob sie auch echt wäre, das heißt, er kokettirte ein wenig, und siehe, sie war echt, und die Harmlosigkeit zum Rückuck. Als das Staunen sich gelegt hatte, sah er, daß er da stand, wo andere Staubgeborene ihr Leben lang vergeblich hinstreben, also verachtete er die Anderen und hielt sich für etwas Besseres. So stieß er, einmal aus der Reihe getreten, jeden Tag einen anderen von den Grundsätzen über den Haufen, an denen er so weit emporgekommen war, bis seine Laune allein übrig blieb und er nur ihr lebte. Der ganze Kerl bestand aus Launen. Fing seine Rede früher an: „Man muß,“ so hieß es jetzt: „ich kann, wenn ich mag.“ Bald wußte er selbst nicht mehr, ob er wollte, denn er konnte Alles, und kein Wille war mehr über ihm, weil die ganze Welt verschworen war, nur ihm zu huldigen und sein Wesen zu spiegeln. Was Wunder, wenn er darüber von der grimmigsten Langeweile erfaßt wurde und vor Reid und Haß bersten wollte gegen die, welche sich weniger langweilten? Zum Glück erbarnte sich seiner eine Gesellschaft von Glücksrittern, die ihn durch Schmeichelei geföbert hatte und der er nun selbst wieder als Röder diente, um Gimpel zu fangen. Und hier war es, wo ich ihn dazumal mit Schmerzen um seine Seele aus den Augen verlor.“

„Und wo hat er geendet, in Monaco oder Paris?“

„Ich bitte Sie, warum denn gleich so gefährlich? — Doch was ich sagen wollte, sie sind im Irrthum, mein Herr, wenn Sie glauben, die Sache hätte hier in unserm lieben Vaterlande gespielt, nein, hinten weit in der Türkei, und noch weiter, in Tibet, jenem Lande, wo es Bonzen giebt, das ist nämlich eine Kaste, die hat die Weisheit mit Löffeln gegessen. An deren Einen war er gerathen, noch ehe jener Freibrief ihm zufließ, und da er von den Freuden der Weisheit bis dahin nur gehört, selber aber noch nicht gekostet hatte, so hielt er sie für ebenso begehrenswerth wie die Freuden, welche der Reichtum und die Schönheit gewähren, deshalb klammerte er sich an den Pops seines Bonzen an und hielt tapfer daran fest, trotz Freibrief und Glücksritterschaft, bis ihn der Alte, bloß um ihn los zu werden, so stark lobte, daß man ihn ebenfalls zum Bonzen machte. Und da scheint es, wird er nach dem, was ich ferner von ihm gehört habe, wohl Vinderung von seinem Streben gefunden haben.“

„So ist er also bei der Weisheit verblieben und nicht bei den Glücksrittern zu Grunde gegangen?“

„Einertheils ja, doch hat die Sache noch ihre Bedenken, und ihrer Zeit den Leuten in Tibet viel von sich zu reden gegeben. Dort hängt nämlich die Ernennung eines neuen Bonzen ab von der guten Meinung des Sanhedrin. Der Sanhedrin ist die Gesamtheit der alten Bonzen, welche, wie es das Gesetz vorschreibt, verheirathet sind und Väter von Töchtern, welche auch heirathen sollen. Nun gehört es dort wie hier zu den Pflichten eines guten Hausvaters, wenn er Töchter hat, bei Zeiten an den Ehemann zu denken, und demselben, wofern er in Sicht ist, die Wege zu ebnen zu einem gesegneten Hausstand.“

„Hierauf baute unser Mann seinen Plan. Er salbte seinen Leib mit Moschus, setzte eine Haube aus Wildkätzchenfell auf sein Haupt und legte ein festliches Gewand an, dann nahm er in die rechte Hand eine Schalltute, in die linke ein Gong, und indem er abwechselnd tutete und das Gong erschallen ließ, ging er durch die Straßen, wo die Bonzentöchter wohnten — denn also thun dort die heirathslustigen Jünglinge — worauf die Väter ihn einstimmig dem Oberbonzen zur Aufnahme in ihre Kaste empfahlen. Als ihm solches kund geworden, ging er hin mit seinem Freibrief und nahm sich die Tochter eines reichen aber unbescholtenen Parzen zum Weibe, die dem Herrn Bonzen ein Nadelgeld von sechstausend Taelen, das sind in unserm Gelde achtzehntausend Mark jährlich mit in die Ehe brachte.“

„Das kommt immer besser! Wenn das der Freibrief thut, dann weiß ich nicht, warum Sie jenen blauen Jungen bedauern wollen.“

„Weil bekanntlich jedes Ding zwei Seiten hat, eine äußere und eine innere. Von meinem Glücksritter habe ich Ihnen nur die äußere Seite zeigen können, wie es mit der Innern steht, wer kann das sagen? Den Titel hat er, das Geld hat die Frau, und hinter der Frau, die Schwiegermutter, die wacht über dem Glück des Hauses.“

„Was, Schwiegermutter! Giebt es denn dort auch Schwiegermütter? Ich denk', Alterchen, Sie haben uns da bloß ein Märchen vorerzählt. Die Geschichte kommt mir nämlich ganz so vor, als wenn sie auch hier passiren könnte. Bonze, Schamane, Mufti, ist alles eine Couleur! — Aber die Schwiegermama, das will ich Ihnen sagen, die macht den Kohl nicht fett. Die Hauptsache die ist hier — die Achtzehntausend sind's, denn wo Geld ist, da ist gut Leben, wo gut Leben ist, da ist gut Essen, und wo gut Essen ist, da ist Zufriedenheit! Die gesättigten Existenzen, kann ich Ihnen sagen, das sind die Zufriedenen. Ich muß das wissen, ich, denn meine Herren Offiziere sind immer zufrieden, wenn sie von meinem Essen aufstehen. Ich bin nämlich Chef in der Offiziersmesse. Adieu, meine Herren, hat mich gefreut. Glückliche Reise.“

Der Chef sprang an's Land und ging mit starken Schritten von dannen.

Der „Andere“ sah ihm kopfschüttelnd nach. Der Capitain reichte dem Mann auf der Landungsbrücke gerade die Schinken entgegen, einen nach dem andern. Mit dem Letzten in den Händen wendete er sich gegen den „Andern“ und sagte:

„Sie mögen Recht haben, es giebt Menschen mit einem Freibrief, und ich wollte, ich hätte auch einen. Dann würde ich jetzt nach Kopenhagen fahren und Schinken kaufen, wo sie bei der Schweinesperre halb so viel kosten, wie hier, und würde hier ein schönes Stück Geld damit verdienen. In den Baracken, da geht was drauf! — Was aber der Junge ist von der ‚Liebe‘, von dem Sie sprachen, da können Sie ganz ruhig sein, mein Lieber, und ich glaube, Sie haben Gespenster gesehen, denn der bleibt ruhig was er ist, und wird im Leben kein Bonze.“

Und er reichte den Schinken aus der Hand und wandte sich zu den Spediteuren.

„Das ist mir wirklich lieb zu hören,“ erwiderte der ‚Andere‘, ich halte den Seemannsberuf entschieden für gesünder.“

Nach dieser Rede hat meines Wissens eine geraume Zeit Niemand mehr ein Wort gesprochen. Wir fuhren weiter, die Sonne schien und verkroch sich, und der Kanal wandte sich aus der Bude zu menschlichen Wohnungen und wieder in die Bude. Zuweilen ward von ferne der Trockenbagger, der Dampf der Arbeitslocomotive, die Baracke sichtbar. Einmal nahm Jemand, ich glaube der Steuermann, ein Scheit Holz und trommelte damit auf dem Schornstein herum, daß die schwarzen Diamanten nur so herausfuhren und als ein Aschenregen das Hinterdeck überschütteten. Ein scheues Reh sprang im Schilf empor und floh vor dem Lärm davon. Dann trat wieder Stille ein und eine Art von Mittagschlaf senkte sich auf meine Lider.

Wieder stoppte die Maschine vor einer Schleuse. Der Nachmittags-sonnenschein lag auf den Dächern eines großen Hofes, die aus dichtem Grün hervorlachen. Das ganze linke Ufer, so weit der Blick reichte, glich einem großen Park. Rechts weideten wohl hundert rothe Kühe hinter dem Damm auf einer saftgrünen Wiese, vorne die Älten, weiter hinten die Jungen, bis

an den Saum eines hügelig ansteigenden Waldes, dessen Vorhut von frostbraunen Eichen die Wiese in weitem Bogen umgab. Unter einem Eichenbaum wurde gemolken, die Mägde des Hofes saßen eine Jede unter ihrer Ruh und rührten die Arme. Das Ganze war ein farbenprächtiges belebtes Bild. Und wenn man zusah und verglich, was darin am stärksten leuchtete, so waren es nicht die blanken Messingreifen der Milcheimer, nicht die weißen Schürzen und farbigen Röcke der Mägde, sondern ihre nackten Arme waren es, denn nichts in der Natur hat aus der Ferne einen solchen Glanz wie Menschenfleisch.

In der Schleuse schwamm gerade ein schönes Schiff, mit breiter Brust, die „Antonia.“ Die Wassermaus legte sich an's Ufer und Alles was an Bord war, sprang hinab auf's Trockene und ging zur „Antonia“ hin. Große Freude herrschte darob auf beiden Seiten.

„Guten Tag, Vater Janzen,“ rief unser Capitain und schüttelte einem weißhaarigen Alten lebhaft die Hände. Darauf fand eine herzliche Begrüßung der Reihe nach statt, denn zwischen der Antonia und der Wassermaus herrschte Blutsfreundschaft.

„Guten Tag junger Chemann,“ rief von dort her einer unserm Maschinisten entgegen. „Wie? erst acht Tage verheirathet und schon so mißvergnügt? Hat sie dich mißhandelt? Ja, ja, die Ehe ist kein Kinderspiel! Ich werde mich wahren und die Raß' im Sack kaufen.“

Das geschraubte Hochdeutsch, in das er seine Rede kleidete, stand ihr an, wie einem Naturkinde Schnüerstiefel mit Stelzen. Es verstärkte ihren höhnischen Klang und nahm ihr doch wieder den Stachel, indem sie gleichsam wie eines Andern Rede von seinen Lippen kam. Diesen Lippen sah man es an, sie hatten nicht immer gelacht, wie jetzt, aber nachdem sie das Lachen einmal angefangen, blieben sie dabei, die Augen lachten mit, und auch die Nase wurde, obwohl widerwillig, mit hineingezogen. Auf dem widerstrebigen Organ stand das Facit seines ganzen Lebens verzeichnet, sie war, um schön zu sein, etwas zu lang, etwas zu roth und etwas zu sehr gewunden.

Nun holte er den Mißhandelten zu sich herauf an Bord und sprach auf ihn ein, ganz wie es ein guter Onkel gethan hätte.

Bis die Antonia auf den Spiegel der vor ihr liegenden Wasseroberfläche sich gesenkt hatte, das Schleusenthor geöffnet war und sie hinausließ, vergingen Minuten. Bis die Wassermaus nach ihr das freie Fahrwasser wieder gewann, verging wohl mehr als eine halbe Stunde. Bis dahin war die Antonia, obwohl von behäbigem Leibesumfang und in Folge ihrer kleinen Maschine etwas kurzathmig, uns längst außer Sicht gedampft. Aber wir holten sie wieder ein, wo die Ufer schon weiter auseinander traten und die Rohrdichte den Fischottern einen sturmfreien Unterschlupf boten. Bei solch einem Rohrdicht fuhrn wir an ihr vorbei und sie mußte uns Platz machen, da wir an die Zeit gebunden waren. Sei es nun, daß sie fürchtete, wir möchten ihr auf die Schleppe treten, sei es, daß die Welle, die im schmalen Gewässer hinter der Schraube hergeht, über Gebühr stark ausfiel,

kurz, sie machte eine Schwenkung und setzte sich auf eine weiche Bank, wir aber fuhren mit Gottes Hilfe weiter und sahen zu, wie die gute Antonia sich mit Anstrengung wieder von ihrem Sitz trennte.

Dieses war das letzte dramatische Intermezzo, welches sich auf unserer Wasserfahrt ereignete, der Rest verlief wie ein Idyll. Hinter Steinwehr erweitert sich die Eider zum Schirnauer-See, der fast zwei Meilen weit bis Rendsburg reicht und ganz klares Wasser hat. Jetzt schlug er Wellen. Ein Westwind hatte sich erhoben und trieb die Nebel der Nordsee über uns hinweg, sodaß ihre Felsen fast das Wasser berührten. Im dunklen Wolkenschatten sah der See groß und düster aus, dazu war es empfindlich kühl geworden, wie eine Erlösung erschienen am Horizont die Thürme von Rendsburg.

In einer Seebucht lag ein Dorf. Dort kniete eine weibliche Gestalt am Wasser und wusch. Es war die junge Gattin unseres Maschinisten. Von unserer Seite wurde gewinkt, und, wie es das internationale Gesetz, betreffend den Verkehr zwischen der Blaujacke und dem schönen Geschlecht, erheißt, auf zwei Fingern gepfiffen. Doch achtete sie der Zeichen nicht, obwohl der Maschinist, wie zufällig auf Deck erschien und der Steuermann ihn ermunterte seine Aufmerksamkeit der Holden zuzuwenden. „Kief doch mal, süß mal her, Johann, wer do is! Süßt Du gornitz?“

„Und se süßt nich mal na em hen!“

Auch er bemerkte sie offenbar kaum, denn er war ja nur herauf gekommen, um nach dem Wetter zu sehen!

Eine Viertelstunde später legte sich die Wassermaus unter den Lindenhäusern von Rendsberg ans Bollwerk. Der Maschinist goß das Feuer aus, und man sah, wie er sich zur Heimkehr in sein Dorf rüstete und mit Seife wusch. Am Lande stand ein Vater mit zwei Kindern. „Sind nicht vielleicht drei Damen an Bord?“ frug er den Zimmermann, der zuerst das Schiff verließ. Da trat der „Andere“ an ihn heran.

„Die drei Damen, mein Herr, nach denen Sie suchen, sind leider nicht mitgekommen, aber wenn mich nicht Alles trügt, so sind Sie Herr Eifig, der Bruder des Försters in Hauswalde, von dem ich Ihnen ein Gruß zu bestellen habe. Ich bin der Doctor Eisenbart.“

„Oh, da sind Sie uns kein Fremder,“ jagte der gute Herr Eifig, „und ich heiße Sie herzlich bei uns willkommen, doch müssen Sie vorlieb nehmen und für Drei essen. Das Mittagessen steht nämlich auf dem Tisch und wir haben auf Sie gewartet. Es giebt Rindfleisch mit Meerrettig.“

Und sie nahmen ihn zu dritt' unter beide Arme und zogen mit ihm von dannen.

Ich aber, nachdem ich in der gastlichen Stadt den Hunger gestillt und den Durst gelöscht hatte, bestieg die Eisenbahn und war zwei Stunden später wieder in Kiel.



Der schwermüthige König.

Von

Berleb von Tiffencron.

— Ottsen. —

Auf einer meiner Wanderungen einst,
Im hohen Norden war's, erzählt Uhasver,
Und siebenhundert Jahre sind verflossen,
Ging einem großen Schloßbau ich vorüber,
Der klotzig zwischen kahlen Feldern lag.
Im Kreise, auf Entfernung einer Meile,
Umzog ein Tannenzweig die nackte Fläche.
Die feste selbst und deren Garten gürtet
Ein Mauerring mit Thürmeschmuck und Zinnen.

Es war ein Wintertag. Im Osten liegt
Der Nebel grau und blau, im Westen schimmert
Ein äußerst blaßes gelbes Wolkenroth.
Der Schnee bedeckt die Erde; nur die Föhren
Im Hintergrunde prägen dunkle Farbe.
Verstecken spielen Einsamkeit und Stille.
Liegt irgendwo ein Ungeheuer sich
Die Vorderpfoten, ungestört von Allem?
Ein Ungeheuer, das das Schloß bewacht?

Kein Mensch ist sichtbar außer wenigen Posten,
Die langsam auf und ab, gemessen gehn,
Die sich vor Kälte in die Fäuste blasen,
Die Spieße von der rechten nach der linken

Und wieder nach der rechten Schulter werfen,
 Gespannt minutenlang die Gegend mustern,
 Um dann von Neuem auf und ab zu schreiten.
 Ist ein Gefangener ihrer Hut vertraut?
 Ein dicker weißer Qualm steigt plötzlich auf,
 Steil aus des Schloßhofs Mitte in die Höhe;
 Die Luft ist starr, und lautlos träumt die Welt.
 Der Kampf hört auf, das Opfer ist geschehn,
 Nun wird dem Götzen noch Musik gebracht,
 Ein wildes Tongewirr von Schell' und Tuben
 Verklingt, wird schwächer, stirbt, und Alles schweigt
 Da öffnet sich das Thor und zeigt den König,
 Dem buntgewürfelt die Begleitung folgt.
 Er geht in's Feld mit tief gesenktem Haupte.

Strohgelbe Haare fallen um den Nacken
 Dem Vierzigjährigen. Die oceanfinstern,
 Von schweren Lidern halbgeschlossenen Augen
 Durchdringen unstillt erst die fern' und Nähe,
 Und werden ruhig dann und bohren sich
 Fest in die Erde. Zögernd, schrittverhalten,
 Begiebt er auf den Weg in's Weite sich.
 Er trägt ein reiches Pelzgewand, gehalten
 Von einem feuerrothen breiten Gurt.
 Die Reiherrfeder schwankt auf seiner Scapula.
 In herrlicher Arbeit, edelsteingeziert,
 Schwingt im Gehent der Dolk im Zittergang.
 Zunächst ihm auf dem Fuße folgt der Narr,
 Dann hinter diesem schlendern Würdenschlepper,
 Und endlich, im gemischten Durcheinander,
 Drängt Kopf an Kopf sich die Trabantenschaar.
 So zieht der Zug, wie Leichenräger traurig,
 Hinaus in's leere weiße Feld.

Erkennbar naht ein Wagen auf der Straße,
 Die Vorderräder weit getrennt den andern.
 Ein Rieseneichenstamm ruht auf den Achsen.
 Als ihm der Schneckenzug begegnet, hält er.
 Den alten Fuhrmann unterstützt die Tochter,
 Greift ein in Rad und Speichen, löst die Kette,
 Führt vorsichtig die Pferde um die Ecken.
 Der König hat sie schnell bemerkt, er ruht:
 „Ei, Du, mit Deinen hellen Wellenhaaren,
 Wie lachen Dir die blauen Nordlandaugen,
 Dein Mund wie frisch, wie staunig Deine Wangen,
 Komm, Du gefällst mir, heut noch bist Du mein,
 Meld' Dich im Schlosse. Doch nein, nein, komm nicht,
 Der kurzen Lust folgt Unbequemlichkeit

Nur allzurasch; ich will mich überwinden.
Was sagt mein Narr dazu?"

„Wie Du befehlst.

Herr, Du thust gut; doch Recht ist Unrecht oft.
Und Unrecht Recht, kaum läßt sich's unterscheiden.
Eädßt Du die hübsche Bauerndirne Dir,
So warten Deiner einige lustige Wochen.
Doch dann, gar bald, macht Aerger Dir das Weib.
Sie maukt und zetert Dir die Ohren voll,
Weil Du verwöhnt sie hast mit Deiner Liebe,
Die Du nicht zügeln konntest. Besser also,
Du läßt sie gehn, daß ihrem Liebsten sie
Die blanken Zähne zeigt, beugt er sich nicht,
So weiß ich wirklich nicht, was soll ich rathen,
Ich kann's in diesem Fall nicht unterscheiden.“
„Dummkopf,“ herrscht ihn der König mürrisch an,
„Doch vorwärts, daß wir uns Bewegung machen.“

Im Tann wird auf des Häuptlings kurzes Wort
Von trockenem Reis ein Feuer angefaßt.
Der König wärmt die Hände. Ueber ihn
fliegt unbeholfnen Flugs ein Rabe hin.
„Seht Ihr des Vogels Flügel, die mit Kraft
Ihn in die Wolken leichtlich tragen können.
Im Frost selbst findet er genügend Futter,
Mit seinen gierigen Jagdgesellen bäumt er
Am Rande einer Hölzung durch die Nacht,
Um Morgens wieder seinen Fraß zu finden.
Den Hunger stillen, schlafen und verdauen,
Dem Tode nichts zu wissen, nie zu denken,
Ich sollte glauben . . . Narr, und Deine Meinung?“
„Herr, das ist schwer. Der Vogel möcht' ich sein,
Denn Freiheit hat er sicher mehr als wir;
Und was Du sagst: Gedanken hat er nicht;
Gedanken aber sind des Lebens Uebel.
Hab' ich Gedanken nicht, was sichts mich an:
Ich lebe wie der Vogel sorgenfrei.
Doch wieder auch, sind wir nicht sorgenfrei,
Wenn wir die Humpen und die Hörner leeren,
Und trinken, bis Vergessenheit uns schlägt?
Und den Genuß des Bekerns kennt er nicht.
So möcht' ich doch der Vogel niemals sein.“
Der König lacht und Alles lacht mit ihm.
Zurück in's Schloß verliert sich bald der Zug.

Es sank die Nacht. Der Mond ist nicht zu sehn,
Der Dunst läßt nicht die goldne Scheibe durch,
Und matt beleuchtet glänzt der grane Plan.

Verschallend aus der Burg verklingt Gesang.
 Das Lied der Skalden mischt sich mit den Harfen.
 Im Waffensaale zecht im Kreis der Männer
 Der blonde König. Alle trinken Meth
 Aus mächtigen Hörnern und aus Silberhumpen
 Und aus den Schädeln schlachterschlagner Feinde.
 Wie glühn die Stirnen, wie versinkt das Auge,
 Oft spielt ein Lächeln um den stummen Mund,
 Und hier und dort, das Haupt zum Schlaf gelehnt
 An eine Säule, schläft ein Ritter ein.
 Der König ruht an eines Barden Brust,
 Des langer weißer Bart ihn überschwellt;
 An seine Kniee schmiegte sich der Narr,
 Der Glöckchenkappe Gipfel tief gesenkt —
 Und Alle tranken sich Vergessenheit.

Todt draußen liegt die lange Winternacht,
 Nur um die Mauern wachen noch die Posten,
 Die langsam auf und ab, gemessen gehn,
 Und sich vor Kälte in die Fäuste blasen,
 Die Spieße von der rechten nach der linken
 Und wieder nach der rechten Schulter werfen,
 Gespannt minutenlang die Gegend mustern,
 Am dann von Neuem auf und ab zu schreiten.



waren, um meine natürliche Art zu sein und meine natürliche Art zu reden empfunden hätte. Und mitten unter allen diesen sich breitmachenden, hinderlichen, concreten Nichtsen in Toiletten und mit conventionellen Ansprüchen, sollten wir Beide dann, die einander persönlich nur ein einziges Mal und ganz flüchtig begegnet sind, das innige, zarte Verhältniß weiter spinnen und heimlich machen, dem der Briefwechsel eines halben Jahres Sonne und Wachsthum gegeben. Ich saß da auf einem Stuhl und Sie auf einem andern, und um uns herum und zwischen uns saßen die andern Gäste auf ihren Stühlen; und anzügliche Blicke beobachteten uns verstoßen und Andeutungen machten uns — jedenfalls mich — kalt und steif wie Eiszapfen; und wenn ich mich leer und zum Ueberdruß gesprochen und aufstünde, um Abschied zu nehmen, dann hätte ich unser gegenseitiges Verhältniß vor unseren Füßen liegen gefunden, wie eine besingerte, berochene, verwelkte Blume.

„Nun ja, genug davon. Sehen Sie hier me'ne Fortsetzung:

„Ganz hoch oben im Norden der Bohusländischen Küste, dicht an der norwegischen Grenze, liegt mitten im offenen Meer eine kleine Insel, die Utö heißt. Zwischen ihr und dem festen Lande giebt es gar keine Verbindung als durch Segelböte, und eine solche Fahrt dauert im glücklichsten Fall gute zwei Stunden. Der kleine Steinklumpen hat keine anderen Bewohner, als einige Fischerfamilien. Hier habe ich mich durch einen Freund, der einen Sommer dort in Einsamkeit verbracht, für ein paar Monate einmieten lassen, um mich nach des Winters Beschwer und Arbeit in Seelust und Seebad gesund zu leben. Gegen Mitsummer reise ich da hinauf.

„Sie haben ja gesagt, daß auch Sie ein paar Wochen lang die Bäder der schwedischen Westküste genießen wollen. Daß Sie nun Ihr Leben in einem gefährlichen Fahrwasser auf stundenlange Segelfahrten und Ihren guten Ruf durch den Aufenthalt auf einer öden Insel, auf der auch ein junger Mann zu finden ist, dransetzen sollten, will ich natürlich gar nicht anzudeuten wagen. Aber auf dem festen Lande, meiner Insel gegenüber, liegt eine kleine Stadt und großer Badeort, Namens Åbo; und auch nicht der gefräßigste skandinavische Sittlichkeitszüger könne sich dadurch gereizt fühlen, daß unsere Wege sich durch einen Zufall so nahe kommen. Sollte das Unglaubliche geschehen, daß Sie außerhalb der Welt, auf einer Insel, zwischen rohen Fischern und einem schlechtangesehenen jungen Mann wohnen wollten, so will ich Ihren Weg zwischen den Steinen mit allen schönen Blumen und weichen Teppichen belegen.

Ihr ergebener

Nils Luvejon.“

Drei Wochen später ging der junge Mann, der diesen Brief geschrieben, eines Abends, Anfang Juli, am Hafen von Åbo auf und nieder, den Göteborg-

dampfer, der gegen neun Uhr ankommen sollte, und Fräulein Berg erwartend, die ihre Ankunft mit demselben angemeldet hatte. Auf seinen Brief war bald eine Antwort gekommen, kurz und gut und etwas unterstrichen stolz, des Inhalts, daß sie, Emma Berg, gar nichts dagegen hätte, ein paar Wochen auf Utö zuzubringen, und daß sie ihm, Herrn Luveson dankbar wäre, wenn er sich die Mühe machen wolle, ihr Logis und Kost zu schaffen. Darauf war er nach Bohuslän gereist, am Johannistage auf der Insel angelangt, hatte sich in zwei Zimmern beim Vornehmsten der Honoratioren des Ortes, dem Lootsenältermann eingerichtet, eine Wohnung für die Erwartete bei einer Fischerfamilie gemiethet, und die verfloffenen Wochen dazu benutzt, sich auf dem kleinen abgeschlossenen Erdenfleck heimisch zu machen, der einige Wochen seines Lebens verrinnen sehen sollte und die beste Badestelle aufzusuchen.

Während er nun an dem lauen, hellen, stillen Sommerabend am Hafen von Åbo auf- und niederwanderte, zur kleinen Stadt hinauf, die den Abhang hinanklettert, der den Horizont nach dieser Seite hin verschließt, und wieder hinab, der weiten Perspective entgegen mit der Einfahrt vom großen Meer, die steile Bergwände von beiden Seiten einfassen, während sie im Hintergrund offen sich in die Unendlichkeit verliert — während er so auf- und niederwanderte, war ihm ganz nervös zu Muth. Er war zu früh gekommen und sah immer wieder nach der Uhr, — glaubte jedesmal, es sei eine Ewigkeit vergangen, und so waren es doch nur fünf Minuten gewesen. Sie war nun eigentlich doch ein bißchen wunderlich, diese ganze Anordnung; es war ihm gerade so zu Muth, wie ihm jedesmal zu Muth war, so weit seine Erinnerungen zurückreichten, wenn ihm etwas bevorstand, das stark gegen den gewöhnlichen Gang seines Lebens abstach, oder wovon er wußte, daß es in höherem oder geringerem Grade entscheidend auf dasselbe einwirken würde, — unausweichlich, wie die Minuten gingen, stand es bevor, und hatte man so und so viele Secunden gerechnet, so war es da, auf den Stundenschlag. Sie kannten ja einander nicht; die Briefe ja — aber die Menschen? — Er wußte ja eigentlich kaum, wie sie aussah. Von der ersten Begegnung vor einem Jahr, bei der sie nur einige gleichgültige Worte über den Tisch in einem fremden Haus gewechselt, hatte er im Grunde nur den zwar wichtigen, aber doch ganz allgemeinen Eindruck von Sympathie — von etwas Warmem, Starkem, Vollem und Stolzem. Vor einigen Monaten hatte sie ihm ihr Portrait geschickt, und in ihm hatte er etwas Neues gefunden, eine Nuance, die er gut leiden mochte: ein offener, freier, fast schelmischer Glanz in den Augen und etwas Anderes, wohinter er nicht recht kommen konnte, was an ihr es war und worin es bestand, etwas, das dem Ausdruck des Blickes verwandt war, und das ihm in irgend einem geheimen Zusammenhang mit der Eigenheit in ihrer Stellung zu stehen schien, damit, daß sie halb abgewendet, die eine Hand versteckt oder in die Tasche ihres Kleides gesteckt hielt. Das war Alles. Und doch — er empfand es, als wäre er nie einem Weibe so nahe gekommen, wie ihr, und — vor allem

— als hätte er sich nie so sympathisch davon berührt gefühlt, einem so nahe gekommen zu sein. Hatte er nicht an einem Abend seiner Herreise, als er wegen irrthümlicher Berechnung der Dampfschiffstouren genöthigt gewesen war, eine Nacht im Seebad Lysekil auf dem halben Wege hierher zu verbringen, ihr einen Brief geschrieben, in dem er sie bat, bald nachzukommen, da er einen Menschen haben müsse, durch den er mit dieser Natur zusammenwachsen könne, die ihm so fremd war und in der er sich so einsam fühlte!

Soweit war er in seinen Betrachtungen gekommen und hatte noch ein reichliches Duzend Schritte übrig bis zu dem Punkte, wo er umzukehren pflegte, als sich, wie er gerade wieder nach der Uhr griff, die Dampfpfeife hinter dem Berge, vom Meere her, hören ließ. Instinctiv wandte er um und war schon auf eiligem Rückweg nach dem Landungsplatz begriffen, ehe sein Nachdenken ihm sagte, daß noch ganz wohl eine gute halbe Stunde vergehen könne.

Es fing an lebendig am Hafen zu werden. Jetzt, da er aus seinem Begrübel aufwachte, bemerkte er es. Die Badegäste strömten von allen Seiten zusammen, von der Stadt her, die Straße vom Kirchhaus herab, vom Restaurant auf dem Aussichtspunkt her, der mit einem weiten Rundblick über die Stadt, den Ocean und die Gegend nach Göteborg, den Ort beherrschte. Es war ein Ereigniß, wenn das Dampfschiff von Göteborg oder Christiania ankam; der kleine Badeort hatte keine Verbindung mit der übrigen Welt, außer durch diese Schiffe, die ein paar Mal in der Woche anlegten. Die eine Gesellschaft nach der anderen kam angezogen, elegant und aufgeräumt: Herren in englischen Sportstrachten und Damen mit nervösen Gleichsüchtigkeiten; und in all das Fremdengetriebe mischten sich bescheiden und schweigend die Einwohner der Stadt, die sich nie satt an den Herrlichkeiten sehen konnten und nachspähen kamen, was das Schiff an weiteren Badegästen brachte, von deren Zustrom das zeitliche Wohl und Wehe des Ortes abhing.

Turesson suchte mit den Augen sein eigenes kleines Utöboot unter der Menge der einfachen Scheerenböte und zierlichen Jollen, die rund herum im Hafen lagen. Er fand es dicht unter der Klippe vertaut. Als er die Augen aufschlug, sah er den großen Göteborgsdampfer um den äußersten Landvorsprung gleiten und mit geradem raschem Kurs auf Åbo zuhalten.

Unter einem Höllenconcert von Pfeifensignalen für die Segelböte, die in der Einfahrt herumwimmelten, schoß das enorme Ding in den Hafen. Alles strömte am Anlegeplatz zusammen, neugierig nach dem Deck starrend, das voll von Passagieren war. Turesson stellte sich abgesondert vom ärgsten Gedränge; er wollte, daß Fräulein Berg ihn gleich gewahr werden könne. Wie er da ganz für sich allein stand, auf seinen Schirm gestützt, in dem geprenkelten englischen Reiseanzug, den hellbraunen Wiener Hut etwas im Nacken, mußte sie ihn von Weitem wiedererkennen können.

Der Dampfer beschrieb eine große Kurve im Hafen, dann drückte er sich an's Land. Die Passagiere strömten beim Wenden vom einen Bord

zum anderen hinüber. Plötzlich gewahrte Tuveson ganz hinten auf dem Achterdeck allein stehend, wie er an Land, eine Dame im einfachen schwarzen Kleid und grauer Jacke. Das war sie. Sie spähte suchend über die Menschenmenge am Ufer hin, auf einmal blieb ihr Blick starr hängen. Tuveson hatte den Eindruck einer rasch unterdrückten Geberde; im selben Augenblick küßte er den Hut und erhielt ein Kopfschütteln zur Antwort.

Auf dem Deck fing es an leer zu werden. Tuveson ging rasch auf die junge Dame zu; sie waren allein. Er nahm ihre Hand mit dem Hut in der einen.

„Willkommen,“ sagte er, während er fühlte, daß er steif in Ton und Haltung war, und sah ihr gerade in die Augen.

Sie gab ihm den gleichen Blick zurück, in dem noch viele andere Elemente lagen; es ging ihm wie ein warmer Strom durch das Blut; er fühlte sich auf einmal so sicher.

Sie gingen zusammen durch die Menschenmenge. „Dort liegt mein Boot,“ zeigte er mit der Hand; im selben Augenblick richtete sich im Steven ein großer, blondbärtiger Mann auf und hißte das Segel. Tuveson half seiner Begleiterin hinein, stellte „Fräulein Berg — mein Wirth, Lootsenältermann Engelbrechtson“ vor und ließ sie sich auf die Hinterbank setzen, während er selbst Platz auf der vorderen nahm. Der Träger kam mit den Sachen, der Lootsenältermann stemmte den Fuß gegen das Bollwerk, ein kleiner Luftzug blähte das Segel und das Boot glitt hinaus.

Die Bucht von Åbo mit ihren Stoßwinden und Blindscheeren lag hinter ihnen und sie steuerten hinaus in's offene Meer. Vor ihnen breitete sich eine unendliche Wasserfläche und je weiter sie kamen, desto mehr breitete sie sich aus, öffnete sie nach allen Seiten und legte sich zwischen sie und das Festland, bis sie wie ein kleiner langsamgleitender Punkt mitten in einem Meer ohne Ufer, in einer Welt außerhalb der Welt und ohne Verbindung mit ihr saßen. Der Wind legte sich mehr und mehr, je näher Mitternacht kam; der Lootsenältermann mußte zu den Rudern greifen. Ihr einsörmiges Geplätscher, wenn sie sich in's Wasser senkten und aus dem Wasser hoben, punktirt die tiefe Nachtschweigen um sie herum. Kein Mond war am Himmel aber die Nacht war so dämmerungshell, wie nur eine nordische Sommernacht sein kann; sie konnten gegenseitig ihre Gesichter deutlich bis in die kleinsten Züge sehen, nur daß sie träumerischer und blasser als sonst erschienen. Ganz fern am Horizont zeichnete sich in schwachen Umrissen Utö, das Ziel ihrer Reise, mit seinen zwei Bergfelsen, der eine mit dem Lootsenhaus, ein schwarzer Schatten am Himmel, der andere mit den beiden Feuertürmen. Sie saßen meist schweigend, alle drei; der Lootsenältermann war discret; und den beiden Anderen war es, als segelten sie hinein in's Wundermärchen, das vom geringsten Wort in den Muthag verwandelt werden konnte.

Als das Boot endlich gegen den Holzsteg vor dem Hause des Aeltermanns anließ, war es weit über Mitternacht. Das junge Paar kletterte den

Abhang zwischen den Steinknollen hinauf, auf das Haus zu, wo ein Licht in einem Fenster brannte. Hinter demselben stand die Lampe auf dem Speisetisch zwischen dem Abendessen: Hummer, Butter, Brot, Bier und Branntwein. Zuveson begleitete seine neue Nachbarin quer über die Insel zu ihrer Wohnung, klopfte mit vieler Mühe das Dienstmädchen der Fischerleute heraus, warf einen Blick in ein helltapestirtes Zimmer, das die Sommernacht mit einem drückend warmen Licht füllte und kehrte heim in seine eigene Stube.

II.

Emma Berg kam nicht viel zum Schlafen in dieser Nacht. Es war so eine wunderliche, wache Helligkeit in ihrem Zimmer; sie kannte die hellen Sommernächte des hohen Nordens noch nicht; das hier schien ihr mehr Tag, als Nacht. Und in dieser wachen Klarheit in ihr und um sie herum, war ein einziges Chaos von Bewegung, in das alle ihre Sinne und Gedanken mitgerissen wurden: Echo von den Stimmungen der Reise, Bilder von Landschaften und Menschen. Diese ganze lange Tour an der Bohusländischen Küste hin, von Göteborg nordaufwärts war ihr erschienen wie eine Reise in eine andere, als die bekannte und bewohnte Welt. Stunde war auf Stunde gefolgt, das Dampfschiff war mit rasender Fahrt hinein- und herausgeschossen durch natürliche enge Kanäle und wieder zurück in das offene Meer zwischen Bergklippen hin, die einander so nahe waren, daß einem in der Entfernung schien, es könne keine Passage zwischen ihnen geben, und daß man, während das Schiff an ihnen vorbeistrich, sie fast mit der Hand berühren konnte, wenn man am Reling stand und sich über ihn wegneigte. Es wurde Mittag, es fing schon an Abend zu werden, halb Pfeil, halb Schlange flog und ringelte sich der Dampfer durch eine Landschaft, die sich selber so unveränderlich ähnlich blieb, wie die Stunden: Stein und Wasser, ohne Wachsthum, fast ohne Menschen darauf, tiefblaues Wasser, graue, oder rothschillernde Klippen und alle zwei Stunden etwa ein kleines Fischerdorf, an ihnen hinankletternd mit ziegelrothen Dächern, die gleichjam einen schre:nd grellen Klecks im Sonnenschein bildeten. Alles nackt im Sonnenschein: Meer, Klippen, Häuser; alles dürr, unfruchtbar, ausgestorben; nicht ein grüner Fleck frischen Wachsthums, nicht ein schwarzer Fleck ruhenden Schattens. Wie sie da in ihrem Bett lag auf einem Federpfehl, das über ihr zusammenschlug und Kopfkrößen, die sie begruben, dem einzigen Reichthum ihrer Wirthsleute, den sie freigebig mit ihr getheilt hatten, sah sie plötzlich ein solches Fischerdorf, wo das Schiff angelegt hatte, um Kisten mit getrockneten Fischen zu laden, vor sich so lebendig wirklich, daß sie den heißen Geruch der langen Reihen in der Sonne trocknender Makrelen empfand und unwillkürlich die Augen öffnete: ihr war, als müßte sie in dem hellen Licht, das sie umgab, die weißen Hemdärmel der Ortsbevölkerung leuchten sehen, so intensiv blendend im Sonnenschein, so stark in der Farbe, wie all das Blau, Grau und Roth rings umher. Darauf schloß sie wieder die Lider, fühlte sich ganz matt, dachte an den

Nordjeeewind, der voll von salzigen Tropfen, ihr so erfrischend und doch so einschläfernd über die Wangen gestrichen hatte, auch er ein Verwandter des Sonnenscheins und der Farben. Neue Bilder kamen, eine neue Scala von Stimmungen wogte durch ihre Seele, die Fahrt im Segelboot nach der Insel, die helle, stille Sommernacht ohne Mond und ohne sichtbare Sterne, der junge, steife, schweigsame, träumerische Mann ihr gegenüber, die tiefe Stille, die nur dann und wann von einem gedämpft ausgesprochenen Wort, oder dem regelmäßigen Geplätscher der Ruder unterbrochen ward, um darauf noch tiefer empfunden zu werden, — sie legt sich nun wieder um sie herum, sie schlich sich hinein in alle ihre Nerven, und sie fiel in Schlaf.

Aber schon nach ein paar Stunden stieg die Sonne über der Insel empor und schien durch die drei Fenster mit blendendem Licht und drückender Wärme. Und mit der Sonnenwärme wachte all das kleine Gefiech und Gefliege, von dem die Querbalken der Decke schwarz punktiert waren, aus seinem nächtlichen Schlummer auf. Der ganze weiße, heiße Tag war erfüllt von Fliegengejurr, und als das morgenhungrige Gezappel erst ein menschliches Antlitz und zwei nackte Menschenarme gewahr worden, fiel es wie rasend über den Raub her.' Gleichzeitig fing man an, sich im Nebenzimmer zu rühren, kroch aus dem Bett und schäfferte umher, die Wand war dünn und die Thür undicht; die Fremde erwachte und sah sich belästet von Fliegen. Eine Weile lag sie und kämpfte den eitelsten aller menschlichen Kämpfe, stand dann auf und holte einen leichten Schleier, in den sie Gesicht, Schultern und Arme wickelte, legte sich wieder zur Ruhe und versuchte zu schlafen. Aber die Luft war unerträglich drückend, die Stube war wie ein Backofen, sie konnte kaum athmen unter der leichten Hülle. Sie sprang wieder auf, ließ mit bloßen Füßen an's Fenster, stieß beide Flügel auf und setzte sich auf's Fensterbrett. Draußen war Alles gelb, Himmel und Erde, ein warmes, schmeichelndes, aufregendes Gelb, von der See her strich ein feuchter, erfrischender Wind und fuhr ihr durch das dünne Leinen kosend um die Glieder. Unter dem Fenster, auf dem sie saß, lief der Fußpfad vorbei, auf dem sie gestern gekommen; er führte ihr Gedanken zurück, an einigen niedrigen Häusern, einer Bergwand und Steingeröll vorüber, schlängelte sich aufsteigend zwischen dürrtigem Ackerland und verlor sich in der Richtung, wo er wohnte. Sie saß und starrte in dieser Richtung mit großen, offenen Augen, ohne deutliche Gedanken. Der Wind kühlte ihren heißen Körper ab, bis er anfang zu frieren. Der Schlaf kam wieder über sie, mechanisch glitt sie vom Fensterbrett weg, ließ die Fenster offen, legte sich in's Bett und dehnte und streckte sich wohligh in der weichen Wärme. Aber da kamen die Gedanken gefahren in noch dichteren Schwärmen als die Fliegen, peinigende, unsichere Gedanken, durchschlungen von einem Gewirr von Erinnerungen und Bildern. Gegen sie konnte sie sich nicht wehren; sie zerriß mit groben Fingern das zarte Gewebe des Schlafs. So faßte sie einen resoluten Entschluß, trat in ihre Morgenschuhe, warf den Morgenrock über und fing langsam an ihren

Koffer auszupacken und ihre Stube einzurichten. Aber ihre Hände blieben oft müßig und ihre Bewegungen waren lässig und zögernd, wie bei Jemandem, der sich kein richtiges Herz faßt zu dem, was er thut.

Als sie damit, und auch mit dem Frühstück fertig war, das ein großes, blondes Fischermädchen ihr hereinbrachte, und über dessen Qualität sie stillschweigend mit sich übereinkam, es sei von gleicher Art, wie die Nachtruhe gewesen, sah sie nach der Uhr. Es war neun. Also noch eine Stunde, ehe sie ihn erwarten konnte. Er badete um Zehn, hatte er gesagt. Sie fing an, ihre Morgentoilette zu machen, ganz gemächlich und bedächtig, verjunken in vielerlei Betrachtungen.

Ja, zurückhaltend und reservirt und distancirend war er ja gestern Abend reichlich gewesen. Seine ganze Haltung schien sagen zu wollen: kommen Sie mir nicht zu nahe, Fräulein, nehmen Sie sich in Acht. Es war ja auch eigentlich ihre erste Begegnung, und er war sicher so eine empfindliche Pflanze von einem Mann, die man nicht anrühren konnte ohne Furcht, der zarten Seele wehe zu thun. Eigentlich hatte er keine Aehnlichkeit von dem Dianne, den sie durch sein Bild kennen gelernt, in dem waren alle Linien stärker und der Ausdruck müder und troziger, aber er war auch nicht der, der sich in den Briefen so voll hingeeben. Jenes Bild und jene Briefe, die waren für sie eins geworden, sie waren wie Hände, die sich um ihr Herz schlossen und es festhielten; dieser, der sie gestern empfingen und der heute kommen sollte, war ein Anderer, und sie hatte Enttäuschung gefühlt, als sie ihn sah. Jener, in den Briefen, war so warm, so kindlich unmittelbar, dieser war so eingebildet, so abweisend unzugänglich. Ein selbstbewußtes stolzes Thier war er nun sicher, in seiner formverletzenden Gradheit, wie in seiner schroffen Kälte; was für eine undefinirbare Nuance hatte er gestern nicht ganz natürlich in die Vorstellung des Vootsenältermannes hineingebracht; wie hatte er es sie nicht merken lassen, daß der einfache Mann für ihn ein Mensch war, der seine ungetheilte Achtung genoß, und den sie es sich nicht einfallen lassen sollte herablassend zu behandeln, und dabei hatte er es doch sehr gut verstanden, sich von jeder Vertraulichkeit mit seinem Wirth fern zu halten. Erst hatte er haben wollen, daß sie sprechen sollte; und als sie dann sprach, hatte er ihr kurz und gut in Allem widersprochen. Viele Worte waren ja auf dieser Vootpartie nicht gefallen, aber hatte er nicht das Wenige, was er gesagt, dazu benutzt, um ganz unmotivirt und unwiderlegbarer, als nöthig war, seine Ansichten über allerlei Dinge auszustrahlen und gleich Stellung, nicht nur gegen ihren Standpunkt, was doch noch angegangen wäre, sondern ganz außer ihm und über ihn weg zu nehmen, was eigentlich eine Beleidigung war. Ueber ihn in's Klare und ihm auf den Grund zu kommen, war nun überhaupt gar nicht so leicht. Vor Allem aber war er eine Sensitiva, mit der man behutsam umgehen mußte, wenn man nicht riskiren wollte, ihn eines schönen Tages wegzucken, plötzlich fremd werden und, ehe man wußte, warum? verschwinden zu sehen.

Unter diesen Betrachtungen lugte sie dann und wann verstohlen durch die Ritze der Rollgardine nach der Richtung, aus der er kommen mußte. Endlich! nachdem eine Stunde mit Warten vergangen war, sah sie etwas wie einen grauen Strich, der sich bewegte, ganz fern zwischen den Klippen auftauchen. Es war ein verticaler Strich, der bald hinter Häusern verschwand, an Felsvorsprüngen auftauchte, sichtbar und unsichtbar wurde, aber während dessen immer näher kam. Ja, das war er. Im grauen Anzug und weißer Leinwandmütze mit großem Schirm gegen die Sonne, das Badelaken über dem Arm. Jetzt kam er den Abhang herunter auf ihr Haus zu, lang und schlank; ganz sonneverbrannt sah er aus, aber träumerisch; braune Gesichtsfarbe, gesenkte Augen. Sie stand hinter der Gardine, den einen Arm im Ärmel des Kleides, das sie anziehen wollte, und beobachtete. Da war er unter ihren Fenstern, sah verstohlen aus den Augenwinkeln auf die herabgelassenen Gardinen, während er vorbeiging, zögerte, blieb halb stehen, dann feuerte er geschwind weiter. Gleich darauf hörte sie Schritte auf den Steinflefen der Treppe, Stiefel knarrten im Flur und es klopfte an ihre Thür. Sie sprang auf sie zu und hielt sie von innen angestemmt. Draußen sagte er: „Guten Morgen.“

„Sie dürfen nicht hereinkommen!“

Es blieb still, dann hörte sie Schritte sich entfernen, 'undeutlich, als schlenderten sie langsam weg. Sie fuhr in den anderen Ärmel, sang und zeigte ihrem Spiegelbild die Zunge. Sie war auf einmal in übermüthiger Laune. Als sie mit ihrer Toilette fertig war, nahm sie ein Buch, ging hinaus und setzte sich hinter ein paar kümmerlichen Büschen auf einen Stein. Dort mußte er vorbeikommen. Nun fragte es sich, ob er sie gewahr werden würde. Sie wollte sich nicht rühren.

Sie saß und sah auf ein grasendes Kalb und in den hohen blauen Himmel und ließ sich von der Sonne bescheinen. Ihr war unbeschreiblich wohl, innerlich frei und schläfrig zufrieden. Nach einer Weile tauchte er um den Klippenvorsprung auf. Sie fing gleich an zu lesen. Als sie zur Seite lugte, gewahrte sie, daß er gerade auf sie zukam. Mit ihrem geblühten Morgenkleid, ein weißes Spizentuch um Kopf und Schultern bildete sie einen hellen, beweglichen, lebendigen Fleck mitten in der öden Landschaft. Er stand vor ihr, faßte ihre Hand und setzte sich neben sie in's Gras. Er roch noch ganz frisch nach dem Bade.

„Ob sie gut geschlafen hatte?“

„O, nicht gar zu schlecht. Es hätte nur nichts geschadet, wenn etwas weniger Fliegen dagewesen wären.“

Ja, mit dem Schlaf hätte es nun hier keine Noth. Nachts und im Bett schliefe man am schlechtesten; aber dafür hielte man sich schadlos, indem man den ganzen langen Tag über einmal um's andere für kürzere oder längere Zeit einnickte, wo man gerade im Freien saße oder ginge. Während der ersten Tage auf der Insel hätte er buchstäblich nichts Anderes gethan, als gegessen,

gebadet und geschlafen. In erster Reihe geschlafen. Als er nach seinem ersten Bad nach Hause gehen wollte, kam er nicht weiter als bis zum nächsten Haidekrauthügel; da ließ er sich niedersinken und es waren keine fünf Minuten vergangen, ehe er im tiefsten, wohlthuendsten Schlummer lag, er, der nie früher in der freien Luft hätte schlafen können. Sie würde das auch schon erfahren.

Ja, das wollte sie auch gern versuchen. Man konnte hier natürlicherweise vollkommen ungenirt sein?

Falls sie sich nicht vor den Fischern geniren wolle, die übrigens fast immer draußen auf Fischfang wären, oder vor den zwei Pferden und etwelchen Rügen, die die Insel besäße. Daß eine Schaluppe mit Badegästen von Abo sich herverirre, geschähe fast nie. Ob sie gleich baden wolle?

Ja, sie wollte am liebsten gleich damit anfangen.

Nun, so wolle er ihr die beste Badestelle zeigen. Aber sei sie vielleicht bange im offenen Meer zu baden? Badehäuser gäbe es keine hier.

Oh nein, das würde schon gehen.

Darauf half er ihr aufstehen, wartete, bis sie ihre Badesachen geholt hatte und begleitete sie an den Strand. Sie gingen einen Fußpfad entlang, der sich über dem flachsten und fruchtbarsten Theil der Insel hinschlängelte, zwischen Häusern, die unregelmäßig und in großen Distanzen umhergestreut waren, kamen in eine schmale Ritze zwischen zwei Bergknollen, und sahen die Aussicht sich plötzlich öffnen und das Meer vor ihnen liegen, frei, unendlich, stille in der Mittagssonne. Gerade unter ihnen hatte es sich zwischen den übereinandergestülpten, weißgeriebenen Klippen eine Bucht ausgespült und bildete gewissermaßen eine natürliche, warme Badewanne. Sie nahmen Abschied von einander und gaben sich das Versprechen sich gegenseitig nach einer Stunde auf dem Platz vor ihrer Wohnung, wo sie gesessen, zu erwarten.

Sie ging einen langen Abhang mit sandigem Boden und magerem schwarzbraunem Gestrüpp hinab, auf dem der Fuß beständig ausglitt, so daß es ganz beschwerlich war, vorwärts zu kommen. Dann kam ein Geflehter über ungeheure, weißgraue Steinplatten, die mit Gries und Geröll bedeckt waren und endlich ging es das Ufer entlang, wo der angespülte Sand weiß und fein in einem Halbkreis lag, bis wo die Klippen wieder anfangen. Das Ganze sah aus wie eine ungeheure Steinmulde, die an der einen Seite offen war. Von Stein zu Stein springend und über lange glatte Fliesen wagschreitend, gelangt sie zu einer Art kesselförmig ausgehöhlter Granitschicht, die sich wieder in zwei, drei kleinere Vertiefungen theilte, natürliche Betten, mit weichen Rundungen im harten Gries, den Menschen nach dem Bade in Empfang zu nehmen und gleichsam abgepaßt nach ihrer Körperform. Sie warf ihr Bündel hin, ging vorsichtig auf dem glatten Stein bis an den äußersten Rand und sah hinab in ein Wasser, so durchsichtig und farblos klar und rein, daß das geringste Sandkorn und der kleinste Kieselstein auf dem Grunde sich unterscheiden ließ, während der Sonnenschein sich gewisser-

maßen durch den kühlen Stoff ergoß und sich mit kälterem klarerem Glanz über den Boden, den Sand und die Seetanggewächse legte. Ueber der kleinen runden Bucht und über ihrem Kopfe, meerrwärts und landeinwärts schossen und kreisten wunderliche Vögel mit durchdringendem, metallischem Schrei, wie sie sie nie gesehen und gehört, Meervögel mit langen, spitzen, federnden Flügeln und Körpern von der Form und Farbe der Maktrel.

Sie fing an, sich langsam abzukleiden. Der Stein wärmte ihr so angenehm die Sohlen, während sie zum Wasser hinabtrippelte. Erst mußte sie über ein kleines Geriesel waten, um zu einem Steinblock zu gelangen, der wie der Rücken eines ruhenden Walsisches dalag: von ihm galt es, sich hinabzulassen in's Wasser. Sie tauchte den Fuß ein, aber zog ihn gleich mit einem kleinen Schrei zurück: es war kalt. Schließlich gelangte sie hinüber und stand eine Weile zweifelnd und schauernd vor dem kalten Element; plötzlich glitt sie hinein. Ein herzerreißender Aufschrei, ein wildes Geplätscher im Wasser, — und ein nackter Frauenkörper stand aufgerichtet, und ließ die Sonne seine weiße Haut unschmeicheln, während ihm das Wasser aus dem gelösten Haar rann.

Zwischen zwei grünschwärzen Mauern dichter Wasserpflanzen lief eine lange, schmale Rinne hin, die weiß schimmerte von unbedecktem Sande. Sie sprang ausgelassen durch dieselbe und kam zu einem breiten, weißen, sandigen Plateau, wo das Wasser ihr nicht höher, als bis an die Knie ging und man ganz bequem hingekauert sitzen konnte. Und gleich daneben war eine Vertiefung, wo man so herrlich bis an den Hals im Wasser stehen konnte. Da und dort schaukelten sich kleine, runde Dinger, schleimig, mit einem Wirrwarr von Fibern auf der unteren Seite, in allen sieben Farben des Regenbogens und einer Menge Uebergänge spielend, und die hielt sie scharf im Auge, daß sie ihr nicht zu nahe kamen, denn Tuveson hatte gesagt, rühre einem solch ein Seestern der Westküste an die nackte Haut, so brenne das stundenlang noch schlimmer als Nesseln.

Sie konnte gar nicht wieder aus dem Wasser heraus; das war so namenlos herrlich, das Alles; dies salzige, kalte, reine Wasser und die warme Sonne auf der nackten Haut. Aber nun war es die höchste Zeit ein Ende zu machen. Sie tauchte auf aus der kleinen Höhle, lief zurück durch die sandige Rinne zwischen den grünen Meergewächsen, sank plötzlich nieder in die Vertiefung am runden Steinblock, — aber wie auf ihn hinauf kommen? Sie krabbelte und kletterte, aber er war glatt wie Glas; sie klammerte sich mit ihren Fingern an und stemmte sich mit ihren Füßen dagegen, aber sie rutschte und rutschte zurück, Mal auf Mal, unausweichlich. Ihr wurde ganz unheimlich zu Muth, sie machte eine letzte, verzweifelte Anstrengung, saß auf dem Steinblock mit roth- und blaugeschlagenen Knien und entdeckte, daß es sich ganz bequem hätte machen lassen ans Land zu waten auf einem kleinen Umweg. Sie lief den flachen Abhang hinan, wickelte sich in ihr Laken und warf sich so lang sie war in die weichen Höhlungen des

Steins, eines Wohlgefühls im ganzen Körper genießend, das sie nie früher empfunden zu haben glaubte. Sie lag lange so, im Sonnenbad nach dem Wasserbad, sah die großen, weißen Meerögel mit schwerem, elastischem Flügelschlag ihrer langen, spitzen, starken Flügel über sich kreuzen und hörte sie schreien mit ihren seltsamen, metallischen Stimmen. Darauf klebete sie sich an und ging langsam und vor sich hinlächelnd den Weg zurück, den sie gekommen, den Pfad über das Steingeröll und die Klippen mit dem schwarzen Gestrüpp und über die spärlich und schwarzbraun bewachsenen Sandabhänge, ihrem Hause zu.

„Nun?“ fragte er lachend.

„O, es war so herrlich; alles zusammen so herrlich: das reine, salzige Wasser, der feine, weiche Sandboden und die Sonnenwärme auf den Steinen; ja, vor Allem die warmen Steine.“

„Und sie fühlen sich wohl nach Ihrem ersten Bad?“

„O, unbeschreiblich: bloß ein bißchen matt.“

„Nun müssen Sie sich aber auch ausruhen bis Mittag. Ich habe einen ausgezeichneten Platz gefunden, wo man Vormittagsiesta halten kann. Haben Sie Lust ihn zu sehen?“

Ja, natürlich hatte sie Lust.

Sie gingen zwischen einigen kleinen Ackerstücken hin, den einzigen, die die Insel besaß, fanden einen Fahrweg, der dicht unter dem Bergabhang hinkief und von Laubbäumen beschattet war, die gegen die Zwerggestalt der übrigen auf der Insel groß erschienen, folgten ihm und geriethen auf eine halbkreisförmige, schrägansteigende Ebene, von dichtem Gras bewachsen und von Ruchsträuchern und einem Steinwall umkränzt. Sie kletterten auf ihn hinauf und sahen dahinter ein Hochplateau von mächtigen blankgeschuerten Granitquadern aufsteigen, über die Steinblöcke und Geröll wie von Riesenhand hingeschleudert lagen. Alles war baar und öde, streng und unzugänglich, wie ein blanker Silberstreifen stand ringsherum am Horizont das Meer. Rasch stiegen sie wieder hinunter, ohne einander anzusehen, ohne Worte. Sie setzte sich zuerst in's Gras, er ein Stück von ihr entfernt und Beide blickten schweigend über das Stück Insel vor ihnen und den Sund mit den Bootmasten dahinter, der sie von einer Nachbarinsel schied. Sie zog Grasshalme aus der Erde, zupfte sie auseinander, rollte sie um die Finger, warf sie weg, riß neue aus und fing ein Geflecht an herzustellen, er legte sich auf die Seite in's Gras, den Ellenbogen gegen das Feld, den Kopf in die Hand gestützt. Als er sie so beschäftigt sah, fing er an sie zu betrachten. Die Minuten gingen und das Schweigen breitete sich um sie herum, immer dichter, immer unzerreißbarer. Sie empfanden die Einsamkeit, in der sie saßen; sie fühlten Beide, daß geredet werden mußte; eins wartete darauf, daß das andere den Anfang machen sollte, aber keins fand das erlösende Wort. Sie waren noch zu fremd für einander, als daß die Stille sie nicht hätte in Verlegenheit setzen und jedes sich selbst fragen sollte: womit anfangen?

Es wurde eine Unterhaltung, die, mit Anstrengung angeknüpft, jeden Augenblick liegen blieb, wie ein Ball im hohen Gras; und das vollständig unbeobachtete Beisammensein, das sie gesucht hatten, erwies sich gerade als ein nicht zu bewältigendes Hinderniß für Vertraulichkeit und Natürlichkeit des Verkehrs.

Als sie sich trennten, um Jedes an seinem einsamen Tisch in seiner Stube seine Mittagsmahlzeit zu halten, verabredeten sie, sobald die größte Hitze vorüber sei, zu einem gemeinsamen Streifzug auf der Insel zusammenzutreffen. Die vielen nackten Steine, die den größten Theil von Utö bedeckten, wirkten nämlich wie ein Ofen: sie sammelten die Sonnenwärme, hielten sie in sich fest und strahlten sie langsam wieder aus, so daß die Insel gegen Nachmittag in einer wahren Backstubenatmosphäre dalag, während die Abende trotz des großen kalten Meeres weich und warm waren.

Emma Berg hatte keine Ruhe. Sobald sie ihre gebratene Matrele und ihre Kirchsuppe, die ihr nach Landesitte in umgekehrter Ordnung vorgesetzt worden, verzehrt hatte, warf sie ihr Spigentuch über den Kopf und ging aus. Es war etwas in ihr, womit sie nicht allein bleiben konnte, sie mußte nicht was, bloß daß sie weg davon mußte. Eine Angst war in ihr, sie klopfte in ihren Pulsen, sie fühlte sie in ihrem Herzschlag. — Warum war er so seltsam? War es recht, daß sie gekommen war? Was zog sie zu ihm, da doch nichts in seinem Wesen war, das sich bemühte, sich ihr zu nähern, sie zu gewinnen. Warum war sie hier, wie war das geschehen? . . .

Die Sonne brannte ihr auf den Kopf, die Hitze stand um sie herum, ihre Gedanken drehten sich rund und rund um dieselben Fragen. Sie ging mechanisch, ohne zu wissen wohin? Plötzlich hörte sie Kinder lachen und kreischen, sah auf und erkannte, daß sie an die Badestelle gerathen war, an deren anderer Seite einige kleine Fischerbuben mit aufgekrempten Hosen im Wasser herumplätscherten und bei ihrem Anblick davonrannten.

Sie war müde. Die Sonne schien blendend und das Meer lag da wie eine ungeheure blanke Silberplatte, die ihren Schein doppelt blendend zurückwarf. Sie mochte nicht umkehren. Zu Hause wollte sie nicht sein und es lockte sie nirgend anders hin auf dieser nackten, dürren, öden Insel. Sie schritt vorwärts und setzte sich in den muldenförmigen Stein, dicht am Rande des Wassers. Ganz kleine, kleine Wellchen rollten heran und schlugen gluckend an ihm auf. Etwas sagte an ihrem Ohr: hier hat er gebadet. . . . Sie blieb sitzen.

Die Sonne stand schräg, das Meer war blau wie der Himmel und über die kleine Bucht strich ein frischer Wind. Emma Berg richtete sich auf und rieb sich die Augen. In ihren Gliedern lag es wie Blei, ihr Kopf brannte, sie sah schlaftrunken um sich und begriff nicht, wo sie war. Oh, wie ihr heiß war; heiß und durstig. Sie stützte die Hand auf den Stein, er war glühend. Sie setzte sich auf und fühlte, daß die Kleider unter ihr

warm waren, als hätte sie in einem überhitzten Bett gelegen. Sie begriff, daß sie geschlafen hatte und legte sich wieder zurück. Weiterschlafen.

Da fuhr es wie ein Blitz durch sie: um fünf wollte er kommen. Sie sah nach der Sonne und sprang auf. Es mußte später sein! Das kühle Meer hielt, die heiße Müdigkeit hielt, sie konnte nicht auf die Füße kommen, stand doch da, sammelte ihren Schleier um sich und sprang zwischen Geröll und Gestrüpp vorwärts dem Hause zu. Sobald es auftauchte, ging sie langsam, ganz bedächtig, über den Weg hinspähend, von dem er kommen mußte. Nun, noch war er nicht unterwegs. Sie fing wieder an zu eilen, bog um die Ecke ihres Hauses und sah ihn, den Rücken ihr zugekehrt auf den Stufen der Steintreppe sitzen.

Beim Knittern des Sandgerölls unter ihren Füßen wandte er sich um. „Sie sind ja ganz roth,“ sagte er, „was haben Sie gethan?“

„In der Sonne geschlafen.“

„Wo?“

„Auf dem Stein an der Badestelle.“

„In der Mittagshitze. Davon können Sie krank werden.“

„O nein!“

Sie war auf einmal wieder so unglaublich froh. Sie trieb ihn, gleich die Wanderung anzufangen. Sie sah verstohlen auf die zarte feine Gestalt mit dem leisen träumerischen Gang und freute sich, daß sie neben ihm ging. Sie kletterten auf die bedeutendsten Höhen der Insel hinauf, dort, wo das Bootsenhaus lag, und ganz auf dem Gipfel unter Myriaden loser Steinblöcke herum, über die man einen Pfad gezogen, der sich durch etwas geringere Unebenheit auszeichnete; von hier aus sahen sie in eine Unendlichkeit wechselnder Perspektiven nach dem festen Lande hin: das innere Fahrwasser voll von Segelböten, die aussahen wie kleine weiße Schmetterlinge auf blauer Fläche, von größeren mastenreicheren Bötten, dazwischen dann und wann ein schwarzer, gerader, niedriger Dampfer, der seines Weges vorwärtschoß wie ein von seinen Affairen erfüllter Geschäftsmann zwischen der Menge koketter, eleganter, gemächlich vorwärts schaukelnder Segelschiffe, die sich Zeit lassen; hinter dem Fahrwasser der Einlauf nach Åbo in starker Verkürzung mit seinen vielen kleinen Scheeren und Landzungen, die für das Auge in eins schmolzen, während der weiße Thurm und das rothe Ziegeldach von Åbos Kirche wie auf den Hintergrund gemalt standen; und dann die Küste des Festlandes, sich im bleichsten Blau vertönend — in einem Blau, das beinahe keine Farbe mehr für's Auge war — nach Süden hin in eine gerade Linie auslaufend, während sie nach Norden eine enormre Curve beschrieb, bis sie in der Nordsee verschwand. Sie kletterten an der anderen Seite wieder hinab, kamen zu dem schmalen Sund zwischen den Inseln, sahen der Vorstellung im Fischfang zu, die die großen weißgrauen Möven gaben, indem sie erst einen langen Bogen im Raum beschreiben, dann auf einmal auf einen Fisch an der Wasseroberfläche Sicht nahmen und wie weiße Pfeile niederschossen.

Plötzlich schloß sich der Weg vor ihnen dadurch, daß die Klippen steil in's Wasser abfielen; Emma Berg sah sich verdußt um in irgend einer confusen Vorstellung, daß Jemand sie durch's Wasser tragen würde. Aber ihr Begleiter balancirte schweigend voraus, von Stein zu Stein, sich die Stiefelsohlen neßend, ohne sich nach ihr umzusehen; und so nahm sie denn resolut und etwas niedergeschlagen ihre Röcke zusammen und machte es ihm nach. Als sie fast hinüber war und er schon am Ufer stand, sah sie ein rundes, fleischfarbened Ding mit vielen Beinen am Strande liegen und fragte, was das sei.

„Das ist eine kleine Krabbe,“ antwortete Nils Luveson mit so warmer Stimme, als hätte er gesagt: Das ist ein süßes kleines Mädchen. Emma Berg blickte flüchtig auf und sah, daß seine Augen zärtlich auf ihr ruhten. Sie blickte geschwind wieder weg.

Sie befanden sich nun auf einem weiten flachen Plateau, das die ganze eine Innenseite der Insel füllte und wo die Schafe von Utö die magere Weide abknabberten, wanderten weiter auf's Geradewohl, wanderten und wanderten, während die Sonne immer tiefer sank und die Schatten anfangen sich lang zu strecken und die Luft sich abkühlte, wanderten über nacktes Urgestein und lange Geröllstrecken, durch von Himbeer- und Blaubeersträuchern bestandene Bildnisse, über Sandflächen und tiefliegende morastige Felder. Schließlich gelangten sie wieder an die kleine Bucht mit ihrer Badestelle, gingen schräg an ihr vorbei, vorwärts durch ein breites langes Grasthal zwischen Bergknollen, stiegen an ihnen empor, stiegen und stiegen, bald ein bißchen aufwärts, bald ein bißchen abwärts, dann wieder aufwärts, immer höher —

Sie waren beide stehen geblieben mit einem Ausruf. Sie standen auf einem Steinplateau, vor ihnen lagen durch und übereinander, wie in einem Kampf zwischen Titanen hingeworfen, übereinandergethürmt wie von zornigen Göttern — phantastisch, ungeheuerlich, Schreck einjagend — Steinzähne, Steinknollen, Steinblöcke, weit, weit, in einer unendlichen Perspective, die kein Ende nahm, immer weißer, immer fahler, bis sie ganz fern Skeletten fossiler Ungeheuer glichen, die während Millionen Jahre hier gelegen hatten und von den Wogen weißgewaschen worden waren — von den Wogen des Meers, das die beiden kleinen Menschen auf dem Steinplateau ausgestreckt im Licht der sinkenden Sonne liegen sahen wie eine gigantische, sorglose Bestie, die in einer Stunde der Ruhe und guten Laune ihre muskulösen Glieder wohlbehaglich ausstreckt, während ihre blanke Haut glänzt und funkelt.

III.

Ein paar Tage waren vergangen. Sie saßen wie gewöhnlich nach dem Bade zusammen auf dem grünen, von Bäumen umstandenen Abhang mit dem Steinwallgehege hinter sich und der Aussicht über die Felder, den Sund und die Nachbarinsel vor sich. Er lag auf dem Rücken, auf einer Decke ausgestreckt mit einem Kissen unter dem Kopf, sie halb liegend daneben, mit

der einen flachen Hand sich auf den Shawl stützend, auf dem sie saß. Sommerhitze, Sommergesumme, Meervogelgeschrei; warm, still und einsam; kurze Gespräche und lange Pausen, mehr Gedanken als Worte, mehr Stimmungen als Gedanken.

„Ein Bielsprecher zu sein kann man Sie nicht gerade beschuldigen,“ hörte er sie sagen. Er richtete sich ein wenig auf und betrachtete sie; es war nichts von Vorwurf oder Neckerei in ihrem Tonfall gewesen, aber er wollte sich genau davon überzeugen und darum nachsehen. Er begegnete einem Blick, der lachend, scherzend, warm war, aber nichts von dem, was er befürchtete.

„Sie sind nun wirklich ein sehr stiller Mensch,“ fügte sie hinzu.

„Ja,“ antwortete er. „Ich glaube, daß Menschen, die dazu angelegt sind, einander zu verstehen, es ohne viele Worte thun. Und sind sie nicht angelegt einander zu verstehen, so kann kein Lastwagen voller Worte sie über's Wasser zu einander bringen. Alle Beziehungen knüpfen sich von selbst, spontan und im Geheimen; Worte sind bei solchen Vorgängen meist dazu da, um Unordnung in den Garnknäuel zu bringen, gleich ungeschickten Fingern.“

Es wurde still für eine Weile.

„Wir haben ja nicht allzu viele Worte gemacht, Fräulein; und doch . . .“

Er hielt inne und sah sie an; er merkte, daß sie verstand, was er sagen wollte. Sie senkte den Kopf und antwortete nicht.

Was Tuveson ausdrücken wollte, war in der That richtig. Sie waren in diesen wenigen Tagen einander näher gekommen auf dem guten Weg der Unbewußtheit und der natürlichen Sympathie. Sie gebieten in ihrer gegenseitigen Körperatmosphäre und es schien, als hätte sich bereits dadurch eine feste Grundlage von Wirklichkeit unter ihre Sehnsucht nach einander geschoben, die aus ihrem langen, engen Winterbriefwechsel wie ein warmer Erdhauch aufgestiegen war, der sie Beide einhüllte. Der junge Mann hatte begriffen, daß das, was sich jetzt zusammenknüpfend zwischen ihnen ausspinnen sollte, sich nicht direct und gleich aus ihrem früheren Verhältniß herübernehmen ließ, sondern seinen eigenen Ausgangspunkt haben und neben demselben herlaufen müsse. Er wußte wenig von ihr; weder recht wer sie war, noch wie ihre Herkunft und Verhältnisse waren, und er fragte nie darnach. Darauf kam es ihm nicht an; das war alles in jener tiefen, distincten, unauflösliehen Wirkung, die ein Mensch von dem andern bei den ersten persönlichen Begegnungen empfängt, enthalten. Der erste Eindruck, den sie auf ihn gemacht, an jenem Abend, als er sie in Åbo abholte, jener unsichtbare Lebenskeim, auf dessen Anwesenheit oder Abwesenheit alles beruht, — er hatte von ihm mit der Sicherheit des Instinkts gefühlt, daß er von der rechten Art war. Es hatte in ihm gelegen wie ein Stück Kohle, die glühte und wärmte, bis seine harte, steife Umgangsform angefangen hatte darunter weich zu werden, wie ein Saatkeim, der zu wachsen anfängt, sobald der Frost die Erde verlassen.

Wenn das Verhältniß zwischen einem Mann und einem Weibe diesen

Punkt der Entwicklung erreicht hat, kann der geringste Zufall, das vollständige Nichts von einer Kleinigkeit hinreichend sein, das im Innern und Verborgenen brennende Feuer auf einmal in einer kleinen Zunge, oder das im Innern und der Verborgtheit sproßende Keimchen über der Erdoberfläche in einem grünen Spitzchen sichtbar werden zu lassen. Es kann längere oder kürzere Zeit dauern, es kann schon morgen geschehen, es kann wochenlang Zeit brauchen, es kann auch gar nicht kommen; und es ist dasselbe Nichts, das darüber bestimmt, ob und wann? Nils fühlte, daß die Kohle in ihm war, daß der Keim in ihm war, daß dieser wuchs und jene glühte; und Fatalist, wie er war, froh über das, was er wußte, ließ er das Verhältniß sich formen nach seinen eigenen Gesetzen, in all seinen kleinen, heimlichen Phasen, den Zufall erwartend, der an der Puppe die Flügel des Schmetterlings entblößen sollte.

Und so kam ein Abend, nachdem sie den Tag über zusammen in Abo gewesen waren.

Sie hatten eine beschwerliche Hinreise gehabt. Emma Bergs Wirth, ein alter, erfahrener Fischer, der einen der alten Gelehrtennamen auf „ius“ trug und seinerzeit als Bürger von Abo bessere Tage gesehen hatte, ehe er sich nach mancherlei Fehlschlägen auf Utö vergrub, segelte selbst mit ihnen hinüber, und sein Boot, alt und gebrechlich, wie er selbst, war undicht und zog beständig Wasser. Ein starker Gegenwind von seitwärts blies und sie mußten in langen Bögen kreuzen. Der alte Mann mit dem großliniigen, scharfgeschnittenen, wetterharten Gesicht hatte die ganze Zeit über genug aufzupassen, daß die Stosswinde das Boot nicht überrumpelten. Die beiden Fremden saßen frierend und blaßschnäblig und beobachteten zum Zeitvertreib den heran-nahenden Stosswind, der blitzgeschwind über das Meer auf sie zugefahren kam als ein dunklerer Schatten und ein leichtes Gefräusel auf dem Wasser. Bei der Gelegenheit hatte Tuveson ein neues Gesicht an ihr entdeckt, wie er es nannte. Es gehört zu seiner Theorie von den Menschen, daß in jeder Persönlichkeit eine Menge Individualitäten wohnen, und daß jede derselben, wenn sie die Oberhand erhielt, ihre momentane Herrschaft auch im rein Aeußeren geltend machte und derselbe Mensch demzufolge ganz verschiedene Gesichter hatte. Wie er nun auf der langen, einförmigen Fahrt Fräulein Berg gegenüber saß, bekam er ein neues Gesicht an ihr zu fassen. Sie war in Weiß gekleidet, mit einem blauen eng anliegenden Mantel, auf dem Kopfe hatte sie ein Mützchen gleichfalls aus Blau und Weiß, das dunkle Haar mit dem Scheitel auf der Seite fiel unregelmäßig gelockt über die hohe Stirn und unter ihr blickten zwei Augen vor sich hin, so kühn und grau, wie er sie niemals früher gesehen, außer vielleicht am ersten Abend, als er mit ihr nach seiner Insel hinübersegelte. Die schlanke, feste, elastische Gestalt, das unsymmetrische, ruhig feste Gesicht, und dann diese kühnen grauen Augen, er liebte es alles zusammen. Es harmonirte so gut mit der Umgebung: dem stärkenden, salzigen Wind und dem offenen Meer. Es schwebte ihm vor, wie der Schatten eines Gedankens über dem Unbewußten in ihm, daß

irgend ein Zusammenhang vorhanden war zwischen diesem erwartungsvollen und doch so entschlossenen Blick, mit dem sie vor sich hin, den Wogen und dem Stoßwind entgegenjah, und ihrer Art sich Auge in Auge dem Leben, der Zukunft, dem Schicksal gegenüber zu stellen.

Schließlich waren sie angelangt. Sie aßen Mittag zusammen auf dem „Berge“, dem Sommerrestaurant des Badeortes, auf dem Felsen über der Stadt. Es war gerade die Dinerstunde und der große Speisesaal war dicht besetzt. Alle diese Menschen kannten einander, grüßten sich vom einen Ende des Saales zum anderen hinüber und man conversirte miteinander von Tisch zu Tisch. Das neuangekommene Paar dagegen war Allen fremd. Die Aufmerksamkeit war unterstrichen; neugierige directe Blicke, neugierige stumme Fragen von den Einen, von den Anderen ein absichtliches, unartiges Ueber-sie-weggehen. Luvejon fühlte sich übel zu Muth; ihm war, als wanderten die Augen dieser fremden lästigen Menschen auf ihm herum wie Fliegenfüße, als gruben ihre Gedanken sich in ihn hinein wie klamme, schmutzige Finger, deren Griff er nicht ausweichen konnte. So war nun einmal sein Naturell. Er sah auf seine Begleiterin: sie saß neben ihm so ruhig und gleichgültig, als ginge die ganze Umgebung sie nichts an, als wäre sie gar nicht für sie da, aß mit ihrem guten Appetit, sprach mit ihm in ihrer gewöhnlichen guten Laune, betrachtete die Gruppen an den Tischen, wie man die Dinge in einem Museum betrachtet. Er fühlte sich selbst dadurch ganz erleichtert, dankbar gegen sie, stolz auf sie, verliebt in sie; gerade diese instinctive Natürlichkeit, diese Natürlichkeit aus erster Hand, keine erkämpfte, erzwungene, ertrogte, sondern die natürliche Art eines selbstsichern Menschen aus ganzem Guf war es, was ihn an ihr anzog.

Nachmittags gingen sie zusammen zur Post; es war ja ihre Hauptangelegenheit sich ihre Briefe abzuholen; ein regelmäßiger Postverkehr mit der entlegenen Insel fand nicht statt und es konnte manchmal eine Woche und mehr vergehen, ehe der Zufall einen der Eingeborenen auf gut Glück in's Postcontor führte. Sie setzten sich auf eine Bank in der kleinen schattigen Anlage gegenüber dem Kurhaus, um ihre Briefe und Zeitungen, einen ganzen Packen, zu lesen. Aber da bekam Luvejon einige weibliche Wesen auf der Bank ihnen gegenüber zu Gesicht, drei alte dürre Jungfern mit Handarbeiten, Schnurrbartschatten, giftigen Augen und höhnischem Mund — und da konnte er es in der civilisirten Welt nicht länger aushalten, steckte alle seine Neuigkeiten in die Tasche, trieb Fräulein Berg zum Weggehen und segelte mit ihr heim.

Und darauf saßen sie am Abend zusammen an der kleinen Badebucht. Sie hatten ein Stückchen landeinwärts, gerade wo die Sand- und Gaiderautabhänge von den Klippen durchschnitten wurden, eine bequeme Ruhestelle mit natürlichen Sitz- und Liegeplätzen im Stein und einer weiten Aussicht über die Bucht und das Meer gefunden. Es war schon spät; auf der Insel war Alles längst zur Ruhe gegangen. Der Mond legte einen blanken

Streifen auf die unbewegliche Wasserfläche. Still und heß; nur dann und wann schnalzte ein Fisch, oder plätscherte ein Vogel auf dem Meer.

Sie sah nieder auf ihn, der an ihrer Seite halbliegend saß, die dunkelträumenden Augen auf einen Punkt irgendwo weitweg auf der See, hinter ihr, jenseits von dieser Welt geheftet. Ein Druck fiel über sie, sie konnte sich nicht rühren und nicht Athem holen; es überkam sie wie die unbestimmte Ahnung von einer Sorge, von etwas Verhängnißvollem, Unverschiedenem und Unausweichlichem; das Herz wurde ihr so schwer, so heiß und so kraftlos zugleich, so voll von Mitleid und Rathlosigkeit, von dem Drang zu helfen und von dem Unvermögen zu helfen. Es kamen Thränen in ihre Augen und sie neigte sich unfreiwillig über ihn. Was hatte er denn, daß er so kummervoll, so bodenlos und unheilbar kummervoll ausah? was für Gesichte machten seine Pupillen so unnatürlich groß und schwarz? Plötzlich schlug er den Blick zu ihr auf. War es eine Frage, die darin lag und welche Frage? oder war es eine Bitte, oder war es eine stumme Mittheilung eines Unglücks? sie wußte es nicht und die Worte, die er jagte, verstand sie nicht; sein Blick gab Gefühlen Ausdruck, die sie nicht zu deuten wagte, und während unzusammenhängende Worte zwischen ihnen fielen, die sie beide nicht hörten, sank sein Kopf auf ihre Schulter und der Blick kehrte wieder und wieder, tief und bittend. Sie wandte die Augen ab und richtete sie hinaus aufs Meer, etwas in ihr stand wie lauschend und wartete, daß ein Arm sie umfasse und ein Mund den ihren suche. Aber nichts rührte sich neben ihr. Nach einer Weile glitt sein Kopf von ihrer Schulter auf den Stein zurück und sie hörte seine Stimme halblaut, wie als Abschluß einer ganzen Gefühlsscala jagen:

„Es ist immer dasselbe, — es kommt immer dazwischen!“

Es gab einen großen Schlag in ihr, ihr Herz stand still und sie sah Nacht vor den Augen. Angstvoll, ohne Stimme, fragte sie:

„Was kommt dazwischen?“

„Das Schwarze, der Spuk — —“

Sie machte sich mit einer Kraftanstrengung von der wunderlichen Lethargie, in die sie wie durch hypnotische Kraft versenkt war, frei, gleichzeitig stieg ein unerklärlicher Gram in ihr auf, über ihn, über sich selbst, über Alles. „Kommen Sie, Sie dürfen mir keine Gespenster sehen,“ jagte sie, zugleich stand sie auf. Er folgte, aber schlaff und energielos. Sie gingen den Stieg nach ihrem Hause zu. Vor demselben gaben sie sich die Hand. Er faßte die ihre fast ohne Druck, behielt sie aber doch in der seinen und jagte, die Augen groß und traurig irgendwo hinaus in die weite helle Sommernacht gerichtet: „Sagen Sie — Sie haben eine Antipathie gegen mich?“

Sie sah ihn an, ohne ihn zu verstehen: „Nein.“ Sie standen beide unbeweglich, dann fragte sie leise und ängstlich: „Aber Sie haben was gegen mich?“

Er schüttelte den Kopf stumm und zerstreut. So gingen sie auseinander.

Als Emma Berg in dieser Nacht in ihr Zimmer kam, in das der warme Mondschein hell und beklemmend fiel, warf sie sich vor ihr Bett nieder, grub den Kopf in die Kissen und weinte. Die Uhr in der Nebenkammer schnurrte, holte aus und schlug die halbe Stunde, sie schnurrte noch einmal, holte aus und schlug die zweite halbe Stunde, das junge Mädchen lag auf den Knien vor ihrem Bett und weinte und weinte. Der Mond verschwand und der Tag dämmerte, da stand sie auf aus dem Halbschlummer, in den sie sich geweint, legte ihre Kleider ab, setzte sich auf's Bett und versuchte zu denken. Aber es blieb nur bei dem einen Gedanken, der in ihren Ohren flüsterte, in ihren Schläfen hämmerte, auf ihrer Zunge lag und sich mechanisch immerfort aussprach: Es ist aus, ist aus, ist aus! Sie hatte es ja kommen sehen, es mußte ja so enden.

Sie drückte ihre kühlen, runden Arme an ihre träumenden Augen. Er hatte sie ja selbst gewarnt. Hatte er nicht einmal in einem Briefe geschrieben, es gebe keine größere Mißere als die Liebe. Das sei ein einziges Mißverständnis, so lange es dauere, Pein, wenn es aufhöre, Bitterniß, wenn es vorüber sei. Und ein anderes Mal hieß es, er würde sich nie an ein Weib binden, wenn sie nicht die und die Eigenschaften hätte, die die Verbindung nie zu einem Band werden ließen, und die Verantwortung für das, wozu sie sich entschlosse, ihr allein auferlegen. Und gerade von diesen Eigenschaften hatte sie gefühlt, daß sie sie besäße . . . Aber es waren auch Gerüchte über ihn gegangen, welche ihre vertraute Freundin, die um den Briefwechsel wußte, ihr zugetragen, nämlich, daß das seine Art sei, zärtlich und weich und verlangend zu sein und dann plötzlich zurückzuweichen und sich davon zu machen und zu verschwinden.

Nun, er mochte sein, wie er wollte . . .!

Sie hatte es ja kommen gesehen. Seine Augen hatten geredet und aus seinem Wesen hatte es sich ihr entgegengestreckt wie unsichtbare Arme, täglich war er früher gekommen und länger geblieben und zögernder geschieden. Und sie hatte gefühlt, wie die Sehnsucht sich zwischen ihnen hin- und herspann und sie aneinanderzog. Aber zuweilen war auch etwas Scheues in seinen Augen gewesen und etwas Müdes in seinem Wesen, und dann stieg sein Liebespessimismus und die Liebesscheu seiner Briefe vor ihr auf und das Gerücht stellte sich daneben, und wenn seine Augen dann wieder baten, dann that sie, als merkte sie es nicht, und faßte Alles, was in ihr emporwollte, und drückte es nieder, und blieb immer dieselbe, heiter, theilnehmend und gerade . . . denn sie wollte ihn nicht verlieren, sie wollte ihn nicht verlieren.

Und nun —? was war heute Abend geschehen? sie wußte es nicht. Aber sie fühlte, daß etwas geschehen und daß aus dem, was geschehen war, sich ein Hauch von Kälte auf ihn und auf sie gelegt. Und sie hatte Angst vor der Kälte. Und während sie zusammenschauerte in der Morgentühle und

ihre Hände sich ineinanderschlangen und ihre Nägel sich in's Fleisch gruben, sah sie vor sich hinab wie in eine schwarze Nacht, und das war ihre kalte Kindheit und ihre kalte Jugend, fern in Finnland, wo sie geboren worden war, und gelebt hatte, ein Einwandererkind, das keine Wurzeln hatte, das sich fremd fühlte in der Schule und fremd in der Gesellschaft, das anders fühlte und anders dachte, als man von ihm verlangte, ein Kind, das früh seinen Arm ausstreckte um das volle wilde Leben zu fassen und zu halten und sollte es daran sterben. Aber es fand kein volles Leben, nur Rücksichten und Schickslichkeiten.

Da war sie weggegangen, ein Seefahrerkind, zurück in die Heimat ihres Vaters. Und da hatte sie ihn getroffen und eine leise süße Wärme hatte sich über sie geschmeichelt, während sie ihm am Tisch gleichgültiger Bekannter gegenüberfaß. Und als dann jeder seines Weges ging ohne Aussicht einander wieder zu begegnen, da hatte etwas in ihr gesagt: wir sehen uns doch wieder. Ein paar Monate später hatte er ihr geschrieben, und darauf hatten sie sich den ganzen vorigen Winter lang geschrieben . . . und nun war sie hier.

Emma Berg war aufgestanden, hatte in der Stube herumgetastet und endlich das Fenster geöffnet. Da lag das bleiche Morgenlicht über dem Meere und wie ein leises, immer tiefer werdendes Erröthen glitt es daran empor . . . Sie weinte nicht mehr, sie stand und nickte ihm zu, nickte und nickte mit einem Lächeln, so bleich wie das junge Licht, und flüsterte mit zuckenden Lippen: Nur nicht ihn verlieren, ich will, was er will, ich kann, was er will, nur nicht ihn verlieren, nur nicht ihn ganz verlieren, als wäre er nie gewesen, oder ich nie für ihn.

IV.

Als Luveson am anderen Morgen nach dem Bade zu Emma Berg kam, die auf demselben Platz saß und ihn erwartete, wie am ersten Morgen, und ihr die Hand zum Gruß gab, stand sie auf und sagte, indem sie ihm gerade in die Augen sah:

„Ich danke Ihnen, für das, was Sie gestern Abend sagten. Es war das Beste so.“

Er sah sie an und antwortete nichts. Er verstand nicht, was sie meinte, sah ein, daß etwas Dunkles, etwas Unaufgeklärtes zwischen ihnen stand, wußte aber nicht was, und ließ es liegen.

Er war am vorigen Abend heimgekommen, todtmüde, gleichgültig, gemüthsfaß. Ihm war zu Muth, als hätte er bei einem Menschen angeklopft, von dem er erwartete, er würde gelaufen kommen und aufmachen mit offenen Armen, und als ob er gar nicht eingelassen worden wäre, obgleich er drinnen Stimmen hörte, sondern draußen stehen bleiben und wieder seines Weges gehen mußte. Sicher hatte er deutliche Annäherungen gemacht, sicher hatte sie sich zurückgehalten; das Eine war genau so sicher, wie das Andere. Zuerst im Boot: die Bitterkeit und der Ueberdruß und der Wundschmerz, die er unter

den fremden Menschen in Abo eingesammelt, hatten sich zu einem krankhaften Bedürfnis noch Zärtlichkeit, nach einem Menschen destillirt, an den er sich schmiegen und an dem er sich wärmen könne; instinctiv, ohne sich selbst davon Rechenschaft zu geben, hatte er sich zu ihr gezogen und sie an sich, — und sie hatte zwischen ihnen die Mauer der weiblichen Unzugänglichkeit aufgerichtet, und vor ihr war er sitzen geblieben, einsam, mit seinen wunden Gefühlen. Danach am Abend, im Mondschein, am Meer: er hatte mit überströmendem Herzen, leidend unter den Eindrücken des Tages, die zu einer einzigen Widerwärtigkeit des Culturlebens aufgeschwollen waren, unwiderstehlich, magnetisch zu ihrem warmen Körper gezogen, in dessen Atmosphäre er saß, ganz, ganz schaute seinen Kopf auf ihre Schultern gelegt; und sie hatte ihn da bleiben lassen, sich aber selbst so kalt, so steif, so auf ihrer Hut, so abwehrend verhalten, daß er ihn zurückzog. Darauf hatte er jene Worte gesagt, jene Worte der Enttäuschung und Verstimmung, für die sie ihn nun heute feierlich dankte, daß er sie gesagt hatte. — —

Es kamen einige leere, öde, graue Tage für sie beide. Es schien ihnen manchmal als wären sie beide ganz fremde, ganz gleichgültige Menschen für einander, die eine sinnlose Zufälligkeit auf einer menschenleeren Insel zusammengeführt. Ihre Wege wanden sich auseinander, ohne gegenseitige Berührung, ohne Möglichkeiten der Berührung. Sie trafen sich wie früher, hielten Vormittags nach dem Bade Siesta zusammen, wie früher, machten zusammen Ausflüge über die Insel, wie früher. Zuweilen gab es ihrem Zusammensein eine größere Leichtigkeit, dieses Bewußtsein über alles mit einander im Reinen zu sein, aber gewöhnlich bewirkte es Ruthlosigkeit, sie mochten nichts thun, nichts sagen, Alles kam ihnen so sinnlos vor. Sie sprachen über triviale Dinge und über ernste Dinge, aber in beiden Fällen waren die seltsamen Schwingungen geheimer Zusammengehörigkeit, tausenderlei unausgesprochener Dinge und lichter Erwartungen, die ihrem früheren Zusammensein seinen Duft und Reiz gegeben, verschwunden.

Sie war es, die zuerst die Verzauberung durchbrach. Eines Tages, während sie jenen wunderlichen Abend wieder einmal überdachte, fing eine Ahnung in ihr aufzudämmern, daß sie ihn doch vielleicht nicht richtig verstanden habe. Vielleicht war sie bloß zu steif, zu kühl, zu unzugänglich gewesen. Freilich war er ja so ein empfindliches Mannsbild, daß man sich vorsehen mußte, Anstoß zu geben; gelebt hatte er ja genug, vielleicht bis zum Ueberdruß, es gab ein anderes Gerücht, welches erzählte, daß er sein Hab' und Gut hübsch rasch durchgebracht habe in lustigen Nächten; na, das mißfiel ihr nun gar nicht; aber das war es eben, er hatte Erfahrungen in gewissen Angelegenheiten und sie hatte keine und darum weiß so ein Mädchen nie, was es sieht, oder nicht sieht, darf, oder nicht darf; und ihm gegenüber galt es nun ganz sicher ihn die Scala aller Gefühle der Verliebtheit und Leidenschaft nicht so in einem Athem durchlaufen zu lassen, dann kam sicher die Reaction ebenso plötzlich und geschwind hinterher und er war in einem Nu

weg und verschwinden. Es fing ihr an vorzuschweben, daß, was sie gethan hatte, eigentlich nur ein Hüthen ihr gemeinsam sprossenden Liebe vor zu heißer Sonne gewesen war; wenn sie sie nur nicht aus lauter Vorsorge so sehr in den Schatten gestellt hatte, daß sie Frost gelitten?

Mit dieser bewußt gestellten Frage war sie mit einem Fuß aus dem Zauberkreis. Es brach wie ein feiner, bleicher Streifen Sonne durch all den grauen, rauchfalten Nebel, der um sie herum stand. Sie sah wieder Farben und fühlte wieder Wärme; und eines Tages, als sie zusammen- saßen, hörte sie wieder ganz leise den Vogel zwitschern, den sie glaubte erwürgt oder erfrieren gelassen zu haben.

Mit ihm dagegen verhielt es sich anders. Er war von Natur so angelegt, daß er unwiderruflich in den Ring gehen mußte, in den er gerathen, in immer engeren Kreisen, in immer rascherem Tempo in die Runde gehen mußte um seine fixe Idee, bis er mit seinem ganzen Wesen eins wurde mit diesem Mittelpunkt und um sich selbst in die Runde schnurrte — er mußte das, sofern nicht der Ring zerbrach und sich auflöste durch die geheime Arbeit in seinem eigenen unbewußten Leben. Und das gerade war es, was geschah. Er lebte sein Verhältniß mit dem jungen Weibe ganz unbewußt, aber die Vorgänge, durch welche dasselbe sich spontan entwickelte, waren von solcher Art, daß er durch sie, ohne es selbst zu wissen oder etwas zu merken, leise, aber sicher, gerade in ihre Arme und ihr Herz zurückgeführt ward.

Sie merkte es. Mit dem geschärften Blick, den der Verdacht, daß sie vielleicht selbst an der Entfremdung schuld, daß vielleicht das Ganze ein Mißverständniß sei, ihr gegeben, entdeckte sie sofort alle die mikroskopisch kleinen Veränderungen in seinem Wesen, die die Stationen seiner inneren Rückkehr zu ihr bezeichneten. Sie gewahrte mit stillem Glück, daß etwas in ihr war, was dieses empfindliche Kind, das zugleich individualisirter Mann bis in alle Nerven war, unwiderstehlich an sie zog: kam er ihr nicht unfreiwillig immer näher, lehnte er nicht wieder eines Abends seinen Kopf an ihre Schulter, die nun so still und willig war und seitdem noch manches Mal Ruheplatz wurde, und was träumte wohl in seinen Augen, diesen am Tage so warmblauen, am Abend so dunkelblauen Augen, wenn nicht der warme Widerschein eines inneren Feuers!

Da geschah es eines Vormittags, als die Luft voll war von Gesumm und die Sommerwärme drückte, daß sie plötzlich seinen Kopf in ihren Schooß gleiten, sich da zurecht legen und liegen bleiben fühlte. Es ging wie ein singender Ton durch sie. Verbucht und glücklich saß sie da und sah auf diesen blonden Kopf mit den feinen weichen Gesichtslinien, der so sicher auf ihren Knien ruhte, als hätte er seinen rechten Ruheplatz gefunden. Sie wagte keine Bewegung zu machen, kaum Athem zu holen; es war ihr, als könne das Geringste genug sein ihn wieder aufzuwecken; sie lächelte nur ganz still vor sich. Sie horchte: er athmete tief und gleichmäßig wie ein Mensch, der schläft. Sollte er — —? Ganz vorsichtig neigte sie sich über ihn, sah die geschlossenen

Augenlider, den weichen halböffnenen Mund unter dem blonden Schnurrbart: ja, er schlief, schlief gut und ruhig wie ein Kind. Sie blieb so sitzen, vornübergeneigt, mit warmen, feuchten Augen ihn betrachtend, suchte mit der Hand über sein goldbraunes Haar streichend. Und um sie herum, und in ihr, in der Natur, in ihrem Blut, in ihrer Seele spielten ganze Orchesterstücke — so schlummernd leise wie die Musik, zu der die Elfen ihre lustigen Tänze in den Mondscheinnächten des Sommers schlingen und doch so mächtig, voll und stark, daß die Jubelaccorde ihr fast die Seele zersprengten. —

„Ich glaube, ich habe geschlafen,“ sagte er zweifelnd, fragend, nachdem er sich den Schlummer aus den Augen gerieben und sich zurechtgefunden, wo er war.

Sie richtete sich auf und streckte sich verstohlen, müde vom unbeweglichen Sitzen. „O, ja, eine ganze Weile.“

„Wie lange?“

„Eine gute halbe Stunde vielleicht.“

Ihm schien, als läge ein Glanz auf ihrem Gesicht.

„Sonderbar, ich habe nie schlafen können, wenn ein anderer Mensch gegenwärtig war.“

„Nun scheine ich's zu können“. Er sah sah träumend vor sich hin. „Ich habe sehr gut geschlafen.“

Sie antwortete nicht, schluckte nur, als müsse sie Thränen verschlucken und betrachtete ihn mit einem frohen, dankbaren, schelmischen Lächeln.

V.

Einige Tage später lag er nach dem Mittagessen auf seinem unbequemen Strohsopha und las. Aber es ging nicht richtig damit vorwärts; das Buch war etwas für sich und seine Gedanken waren auch etwas für sich, und er konnte mit dem besten Willen von der Welt diese beiden Dinge nicht dazu bringen desselben Wegs zu wandern. War das Buch dran schuld? Dummes Zeug war es natürlich. Oder war vielleicht der große, fette, prächtige Hummer daran schuld, der ihm zu Mittag servirt worden war? Es war nun auch eine wunderliche Lust heute; sie hing und drückte auf Einem, als läge man zwischen Pfählen, die Einem bis über die Ohren gingen. Er gähnte, warf das Buch weg, sprang auf und stellte sich an's Fenster.

Er hatte eine prachtvolle Aussicht von seinem Schlafzimmer: den kleinen Sund dicht unter sich, dahinter das ganze innere Fahrwasser, den Einlauf nach Åbo, die Küste des festen Landes. Es lag ein graues, einförmiges Nichts heute über dem ganzen schönen Anblick, etwas, das weder Sonnenrauch, noch Nebel, noch bewölkte Luft war, das aber doch all die leuchtenden Farben auswischte, wie ein schmutziger Finger. Das Fenster stand offen, ein schwüler, drückender Wind wehte ihm entgegen, er warf sich wieder auf's Sopha und griff nach dem Buch.

Das Buch glitt zur Seite, die Augenlider fielen zu, alle Glieder schliefen

ein, sein Gehirn arbeitete, als hätte es an Bleigewichten zu schleppen; aber schlafen konnte er nicht. Er athmete kurz und beschwerlich, es klopfte und pöckte in ihm und seine Nerven bebten.

Er erhob sich matt, zog den Rock an, suchte nach der Mütze und blieb zaudernd stehen: wohin eigentlich? Einsam herumschweifen? der ganze Spaziergang zeichnet sich vor ihm, erst den Sund entlang, dann über die Weidenabhänge, den über den Berg, den Berg mit dem unleidlichen losen Steinergöll, — es war ihm widerwärtig, schon im Voraus.

Es war doch auch ein verdamnter Einfall von ihr, daß sie sich heut nicht mehr sehen sollten. „Vielleicht sehen wir uns zu häufig. Wir sind zu viel zusammen. Wir müssen es nicht mißbrauchen,“ hatte sie heute gesagt, als sie sich vor dem Esen trennten. Wie war sie eigentlich auf die Idee gekommen? Und er, Esel, hatte gefunden, daß sie da eine Wahrheit sagte, eine beachtenswerthe Wahrheit und hatte Ja und Amen auf diesen dunnen Einfall geantwortet, mit einem Ernst, als handelte es sich darum einen Wechsel für eine zweifelhafte Person zu unterschreiben. Und darauf hatten sie einander zugewandt wie zwei Auguren, die den Schleier der Zukunft gelüftet, die Gefahr begriffen und ihr vorgebeugt haben. Und nun saßen sie da, jeder in seinem Winkel, und langweilten sich die Seele aus dem Leibe auf dieser unerträglichsten von allen Inseln, an diesem unerträglichsten von allen Sommertagen.

Nun ja, etwas mußte man ja thun. Gleichviel was. Nur nicht hier sitzen und braten, das war zum Tollwerden. Lieber ausgehen, am Strande sitzen, im Grafe auf dem Rücken liegen . . .

Auf der Flurveranda und vor ihr hielt die Familie des Lootsenältermannes Mittagssaft. Der Mann, blond und sehnig, ein echter Abkömmling jener heidnischen nordischen Wikinger, die gerade in dieser Gegend, Bohuslän, der alten Wike, ihre ursprüngliche Heimat hatten, mit kleinen, grauen, durchdringenden Seevogelaugen und einer in vielen Todesgefahren gehärteten Sicherheit. Die Frau, brünnett, mit einem scharfgezeichneten Gesicht und einem starken knöchigen Körper, selbstbewußt als Gattin eines gut gestellten und angesehenen Mannes, mit einem gewissen Etwas, das zu Allem bereit war und Alles tragen konnte, wie es der Frau eines Mannes anstand, der bei dem ersten Rothsignal vom Meer, in einer Sturmnacht, seiner Pflicht folgend, alle Rücksichten bei Seite lassen mußte, nicht nur gegen sein warmes Bett, sondern auch gegen Weib und Kinder. Die Kinder, zwölf, zehn und acht Jahr alt, von der Sonne gebräunt, von salzgesättigten Winden gestärkt. Der Mann saß auf der Verandabank, die Frau stand an einen der Pfeiler gelehnt, die das Dach der Veranda trugen, die Kinder spielten auf den Gängen des kleinen Gartens, den die Familie sich zwischen dem mageren Steingeröll eingerichtet und der mit Küchenkräutern und einigen einfachen Blumen bestanden war.

Tuvelson setzte sich seinem Wirth gegenüber auf die andere Verandabank. Er konnte diese Menschen gut leiden, die als Selbstherrscher auf ihrem

Stückchen Erde saßen und das ganz natürlich geltend zu machen wußten; und heute wäre er lieber in gleichviel welcher Gesellschaft als in gar keiner gewesen. Er holte seinen Cognac hervor, Annette — er hatte sie bei seiner Ankunft ‚Frau‘ titulirt, war aber mit verlegenem Stolz von ihr unterrichtet worden, daß hier alle beim Vornamen genannt werden, — Annette ging Kaffee kochen, was sie als Tochter eines reichen Bauernhauses vom Festland vorzüglich verstand, und bald saßen er und seine Wirthsleute in gemüthlicher Unterhaltung.

Gerade in diesen Tagen ging die Makrelescherei vor sich. Die Makrele war die Hauptnahrung der Insel. Weit draußen im offenen Meer lag eine große Bootflotte vor Anker, alle Böte der Insel mit der ganzen männlichen und weiblichen Jugend an Bord, die ganze Nacht hindurch, manchmal viele Tage und Nächte hintereinander. Das junge Utö lebte und webte zu dieser Zeit auf dem Meer, auf Deck und unter Deck. Engelbrechtson hatte zwei große Böte draußen, eins ganz für seine eigene Rechnung, das zweite zusammen mit seinem Nachbarn. Aber der Fischfang war schlecht in diesem Jahr. Es sah aus, als sollte es mit der Makrele gehen, wie es schon mit dem Hummer gegangen war: der war schon auf dem Aussterbeetat. Man war zu unbesonnen zu Werke gegangen und hatte dadurch den Fisch schon halb und halb ausgerottet. Um so dümmmer, da man gerade jetzt einen ausgezeichneten Markt für die Makrele in Deutschland gefunden.

Ein Mädchen und ein halbwüchsiger Junge kamen von den Klippen herab um den Garten herum gelaufen, durch den Holzzaun auf die Veranda zu. Sie fragten, ob sie das kleine Segelboot des Lootsenältermanns für eine Fahrt nach dem festen Lande leihen dürften, Mutter war in Kindsnöth, die Männer waren mit ihren Böten auf dem Fischfang und sie mußten hinüber nach der Hebamme. Der Lootsenältermann gab ihnen einige Anweisungen und sie verschwanden. Die Unterhaltung ging auf die Verhältnisse der Insel, die einsame Lage, die Schwierigkeit der Verbindung mit dem Festlande in Nothfällen, über. Oh, jetzt ginge ja Alles, wie es sollte, aber zur Winterzeit, wo es weder Eis noch offenes Wasser gebe, und der Weststurm das kleine Steineiland wochenlang in einen einzigen treibenden Nebel von spritzendem Meerschäum einhülle! Kein Gedanke zum Festlande hinüber zu gelangen. Das Haus war stark genug gebaut und von außen und innen mit Brettern und Pappe verschlagen; aber dann frachte es doch in seinen Fugen, als sollte es davonfliegen wie ein Kartenhaus. Und in die kleinen Ausguckthürme ganz oben auf den Klippenspitzen setzte der Wind, wenn er frei und unbändig vom großen Meer heranzufuhr, ein, wie ein Brecheisen. Aber sitzen mußte man da, Woche um Woche, Tag und Nacht, denn einer nach dem andern kamen schwarze Schiffsrümpfe zwischen den in Jahrhunderten weißgewaschenen Klippen weit draußen gen West hervor, und da galt es den Nothruf der Schiffe von dem Nothruf des

Sturmes zu unterscheiden; und dann in's Lootsenboot, durch den Sund hindurch, hinaus in's große unregierliche Meer.

Die Schlaguhr im Hause schlug drei und der Ältermann, an dem die Reihe war im Lootsenhaus Wache zu halten, brach auf. Zuveson schlenderte an die See hinunter und setzte sich auf den Grasabhang um dem leisen schläfrigen Geplätscher der Wellen auf den Kieselsteinen zuzuhören und zu vegetiren. Eingeborener von Utö zu sein, hier geboren zu werden zu leben und zu sterben, das war ungefähr dasselbe, wie sein zeitliches Dasein außerhalb der Welt zu führen. Es fiel ihm auf einmal ein, daß die Gesichter aller Inselbewohner fast durchgängig den Fischtypus hatten, und als er gleichgültig aufsah und eine Meeresschwalbe gewahrte, sagte er sich, daß dieser Vogel ja nichts anderes sei, als eine geflügelte Matrele. Es war das Meer, das Meerjalz, der Meerwind, der die Gesichter der Frauen hier draußen so seltsam todtenhast blaß machte, so fahlweiß wie die Klippen ganz weit draußen im Westen, die der ganze weite Ocean beispülte. Ihn schauderte: welches Leben, welche Einsamkeit! Ihm, der hier bloß drei arme Wochen gewesen, war schon zu Muth, als finge er an sich lebend in eine Schicht von Salzkristallen zu inkrustiren, während die große weite Welt draußen sich von ihm wegischlängelte, wie ein glänzendes, lärmendes Ungeheuer. Er fuhr plötzlich auf; er war von etwas aufgeschreckt worden, er wußte nicht, was es war; er sah sich um nach der Ursache, konnte aber nichts entdecken: es war um ihn herum, es war in ihm, ein ungreifbares Etwas, ein schweres, dumpfes Etwas, schreckend, ohne Körper zu haben: — darauf begriff er, was es war; es war die Stille, die Abgeschiedenheit, die Einsamkeit.

Die Einsamkeit! Seine Freundin — seine Feindin? Was wußte er! jedenfalls seine gewohnte Begleiterin. Aus ihr kam er, zu ihr sollte er zurück; in ihr lebte er, wohin er kam und ging, hier wie dort, auf der fernen Meerinsel, wie daheim unter den Menschen; von ihr wurde er niemals frei, sie folgte ihm auf den Fersen, als wäre sie der Schatten seines Wesens. Warum soviel Wesens aus dieser Einsamkeit, der Einsamkeit zwischen Seevögeln und weißgespülten Klippen machen, warum sich über sie aufregen, warum ihrer überdrüssig, durch sie erschreckt werden; sie war ja doch nicht ein bißchen anders, oder größer, als jene andere Einsamkeit, in die er sich vorigen Winter vergraben, in die er sich im nächsten Winter vergraben würde, unter seine Bücher, seine Gedanken und Träume, draußen auf dem abgelegenen Bauernhof in Schonen . . .

Ein bewimpeltes Boot kam in den Sund geglitten; als es ihm gerade gegenüber war, wandte es und segelte wieder hinaus. Es war dem Ufer so nahe gekommen, daß Zuveson in ihm ein aufgebunsenes, selbstzufriedenes Kaufmannsgesicht und ein paar blasnäsige Damenphysiognomien unterscheiden konnte. Na ja, das war die Welt, das Leben, die Menschen; das war es, was dem Leben Inhalt und Sinn gab; so hatte er bewimpelte Böte sich entgegentommen, wenden, und des Wegs, den sie gekommen, wieder zurück:

fahren sehen, während seines ganzen Lebens, und selbst war er immer am Strande sitzen geblieben, — in der Einsamkeit. Aber das war gerade das Verdamnte an der Sache, daß er nicht seinen kleinen Finger ausstrecken mochte nach dem bewimpelten Glend, nicht so viel wie einen Heller dafür geben mochte; — es juckte ihm in den Fingern, einen Stein aufzunehmen und dem davoneilenden Boot nachzuwerfen.

Er sekte mit resolutem Griff die Mütze fest auf den Kopf, wie er immer that, wenn er in stiller Raserei einen entscheidenden Entschluß faßte, und steuert quer über die Insel, energisch, elastisch und eilig. Schon aus der Entfernung warf er lange Blicke nach Fräulein Bergs Fenster, ob er vielleicht schon im Voraus dahinter kommen könne, ob sie zu Hause sei. Alle Fenster standen weit offen, die Kollgardinen mit ihren schrecklichen Bildern hingen schlaff; nichts zu sehen oder zu hören, kein Laut, keine Bewegung. Ja doch, war die Welt einmal ausgestorben, so war sie es auch gründlich und vollständig. Natürlich! er schwenkte erbittert seinen Schirm. Er klopfte an; still wie im Grabe; ein Hundeköter bellte irgendwo im Hause. Selbstverständlich! Er schlenderte hinunter zu ihrem gemeinsamen Vormittagsplatz; leer, natürlich; wie, Teufel, konnte er auch verlangen, daß sie gerade jetzt zu finden sein sollte, wo er Verlangen nach ihr hatte; er wanderte nach der Wadebucht; da standen einige Schafe und sahen unbeschreiblich dumm aus; sonst kein lebendes Wesen. Mit einem stillen Appell an seinen guten Verstand, der es ihm ja begreiflich machen mußte, daß auf einer so riesigen Insel und bei einem so überwältigendem Reichthum an angenehmen Rastplätzen, es doch immer noch einige Chancen gäbe die Gesuchte zu treffen, jagte er die Insel rund, die Kreuz und Quer, in Diagonalen, Cirkeln und Spiralen: — vergebens. Es war schon Abendessenzeit, resignirt schleppte er sich heim — und sah sie plötzlich hinter einer Klippe auftauchen, ganz in der Nähe seiner eigenen Wohnung.

„Ich habe Sie zweimal in Ihrer Wohnung gesucht,“ fing er an, mit einem Tonfall, der vorwurfsvoll klang, während er sich anstrebte ihn natürlich erscheinen zu lassen, trotz der Verlegenheit, die er fühlte.

„Aber wir waren ja übereingekommen, daß wir uns nicht mehr des Nachmittags sehen sollten,“ rief sie erstaunt, mit einem Glanz von Freude in den Augen.

„Ich bin drei Stunden lang die Insel rundgetraht nach Ihnen,“ fuhr er hartnäckig fort, und jetzt klang seine Stimme ganz verbrockelt. „Es war nicht auszuhalten.“

„Auch nicht für mich,“ sagte sie leise. „Ich bin auch so herumgestrichen.“

Er war umgekehrt und begleitete sie. Er betrachtete sie verstohlen von der Seite: sie sah so froh aus, halb verwundert nachdenklich.

Emma Berg ging und sonnte sich. So war er doch da, wieder neben ihr und er hatte sie gesucht. Eine große wohlige Müdigkeit kam über sie, ihre Knie zitterten, das Weinen war ihr ganz nahe. War das ein

Nachmittag gewesen! Erst brunten im „Park“, wo sie hingegangen war, um die Zeit mit Lesen umzubringen, und wo sie es nicht sein lassen konnte auf ihn zu warten, obgleich sie wußte, daß er nicht kommen würde, zu warten und zu spähen, ob der graue Strich nicht käme, ob die schlanke, stille Gestalt nicht auftauchte, zu warten, bis ihr Gesicht brannte und ihre Hände Eis waren und ihr Herz so wunderlich rasch und ungleich klopfte und dann aussetzte und dann wieder hämmerte. Da war sie aufgesprungen und davongelaufen, ohne sich umzusehen, als wäre ihr wer im Nacken. Aber in ihrer Stube glockten sie die hellen Blümchen-Tapeten und der alte Hausrath so dumm zufrieden an, und sie fühlte sich so fremd und so einsam und so nicht hier hingehörig unter all diesen Aufsammlungen eines still behaglichen Familienlebens, daß sie hinaus mußte. Und sie ging und ging. Und wie sie so zwischen den Klippen herumkletterte, da fing etwas an zu ziehen und es zog stärker und stärker, und wenn das anfang, da wußte sie, es half kein Widerstand. Und sie folgte. Nach einer Weile tauchte das Haus des Lootsenältermanns auf und sie sah seine Fenster. Da blieb sie stehen hinter einem Felsvorsprung und sah sie an. Lange hatte sie gestanden und auf seine Fenster gesehen und es war still in ihr geworden. Das war das Einzige, was half. Manchen Morgen, wenn der frühe Tag sie weckte, und es ihr schien, es sei so ewig lange bis nach der Badestunde und sie könne ihn nicht erwarten, hatte sie sich angekleidet und war ausgegangen, mit einem großen Bogen um die Insel, damit die Einwohner, die die beiden Fremden scharf im Auge hielten, keinen Verdacht schöpften und der Bogen hatte sie schließlich immer so geführt, bis sie seine Fenster sah. Zuweilen waren Kinder gekommen und hatten ihr Muscheln zum Kauf angeboten, dann setzte sie sich zwischen die Klippen und plauderte mit ihnen, mit seinen Fenstern vor Augen. Einmal war er dann aus dem Hause gekommen und hatte den hellen Fleck, den ihr Kleid bildete, zwischen den Felsen gesehen und war darauf zugegangen. Aber als er sie gewahr geworden, sah sein Gesicht so sonderbar verschlossen aus und seitdem hatte sie nicht mehr gewagt seine Fenster zu suchen . . . bis heute. Daß sie auch in einem Furchtanzfall den Vorschlag machen konnte! Sie ging neben ihm wie auf Wolken, in einer stillen saugenden Versuchung mit der Hand ganz leise über seinen Armel zu streichen. Aber sie wagte es nicht.

„Was nun?“ fragte er.

„Was Sie wollen.“

„Sollen wir hinaus, den Greisen einen Besuch machen.“

Sie kamen überein, daß sie die „Greise“ besuchen wollten. Mit diesem Namen hatten sie die zwei Leuchthürme getauft, die in unererschütterlichem Greisenernst auf der höchsten Klippenspitze der Insel postirt standen, Meer und Land beherrschend und weithin sichtbar, wie zwei silhouettirte Striche am Himmel. Die Dämmerung fing an zu fallen, eine beängstigende, melancholische Dämmerung, die das Herz füllt mit einer unbestimmten Angst und

die Menschen zu einander treibt. Der Himmel war überzogen von einem einfarbigen, einförmigen, schmutzgrauen Wolkengewebe und die Erde, die Insel, das Meer sahen seltsam dunkel aus in dieser Luftwirkung, doppelt einsam und doppelt verlassen. Das unendliche Panorama, das sich nach allen Horizonten unter ihnen ausbreitete, floß zusammen in einem einzigen Grau in Grau, die Landschaft um sie herum hüllte sich wie in eine düstere, ruhende Trauer. Die Abendstimmung hatte sie beide ergriffen; sie saßen ganz still neben einander. Die Minuten kamen und gingen an ihnen vorüber, grau und melancholisch, mit trostlosen Erinnerungen und leeren, müden Blicken. Die Dämmerung wurde dichter, schließlich begann eine thaufeine, kaum wahrnehmbare Feuchtigkeit zu fallen.

Als sie zu ihrer Thür gelangten, war es strömender Regen. Es schien, als hätte die Angst, die unleibliche Spannung in der Natur und in ihren Gemüthern sich unter dem frischen, kühlen Regen gelöst; bloß eine stille, helle Mattigkeit, ein Wohlgefühl der Bekümmerniß war nachgeblieben. Sanft und weich, beide in einer und derselben Stimmung, fühlten sie sich so dankbar gegen einander, so voll von unbestimmter Innigkeit für einander, so voll von Mitgefühl, Hingebung, Aufopferungsbedürfniß. Es erfüllte sie beide an diesem Abend eine unbestimmte, unbewusste, ganz allgemeine Empfindung, daß alles andere, alles, was außer ihnen war, die Dämmerung, die graue Luft, die schwere, öde, weite Landschaft, die Menschen, ein Ganzes für sich war, und daß sie beide ein anderes Ganzes für sich waren und daß zwischen jenem und ihnen kein Zusammenhang bestand, daß aber dagegen er und sie in dieser fremden, gleichgültigen, abwehrenden Umgebung eins waren, zusammengehörten, einander bedurften, auf einander natürlich hingewiesen waren. Sie konnten es nicht über sich bringen sich zu trennen; sie hatten einander nichts zu sagen und es war schon spät; sie hielten sich bei den Händen zur guten Nacht — da fragte er leise:

„Darf ich nicht noch auf eine kleine Weile zu Ihnen hineinkommen?“

Sie zog die Rollgardinen auf und öffnete alle Fenster weit. Die frische, regenhatte Abendluft füllte in wenigen Augenblicken das ganze Zimmer. Er hatte sich in's Sopha gesetzt; sie nahm Platz auf einem Stuhl ihm gegenüber.

„Und nun reisen Sie bald wieder Ihres Wegs,“ sagte er mit so gezwungener und unnatürlich kalter Stimme, wie nur die erkämpfte Ruhe sie hervorzubringen vermag.

„Ja, ich muß sehen nun bald heimzukommen,“ antwortete sie mit einem Trost, der viel verdecken sollte.

„Und darauf, später?“

„Darauf muß man es ja ankommen lassen. Man nimmt die Dinge, wie sie kommen.“

„Wen haben Sie daheim?“

„Vater und Mutter.“

„Sonst Niemand?“

„Nein.“

„Und später, wenn Sie Ihre Eltern besucht haben, wo wollen Sie dann hin? Was nehmen Sie dann vor — zum Winter?“

„Ich weiß nicht. Daheim, wo ich nie zu Hause war, ist jetzt ein langames Sterben. Es ist schrecklich unter einem Volk zu leben, das langsam abgemuchst wird. Alles sagt zu Einem: stirb! was lebst Du noch? Und draußen in der fremden Stadt — man wird es müde unter Fremden sein. Aber es bleibt Einem nicht viel zu wählen übrig. Ich gehe wohl wieder dahin zurück.“

„Aber damit können Sie doch nicht zufrieden sein?“

Sie sah vor sich hin und schwieg.

„Und wie denken Sie sich Ihre Zukunft?“ fuhr er fort.

„O es wird immer enger um Einen herum, immer leerer. Und man sieht es an und weiß, daß es so kommen muß. Und die Jahre gehen und man ist wie ein Blatt, das der Wind treibt, es hüpfst und bleibt liegen und dreht sich und rollt und rollt, und endlich ist es weg. Und Keiner bemerkt, daß es weg ist.“

Es entstand eine kleine Pause; der Laut des Regens; sonst alles still.

„Und das ist so schwer,“ fuhr sie fort. „Der Gedanke, daß man auslöschten wird, verschwinden, weg sein — Alles lebt, Alles regt sich, Alles steht, wo es gestanden, als man da war . . . aber man selbst ist weg, als wäre man nie gewesen. Das ist das Schrecklichste, was ich weiß. Alles in Einem richtet sich auf dagegen. Aber es hilft nichts. Es muß sein, es ist schon.“

Keine Thränen waren sichtbar, aber ihr Gesicht war wie aufgelöst von innerem Weinen.

„Und was soll aus uns Beiden werden; ich meine — sollen wir fortfahren einander zu schreiben?“

Sie antwortete ganz ruhig und beherrscht: „Ja, das könnten wir gern thun.“

„Aber das ist nicht genug für Sie.“ Er hielt inne. „Sie müssen etwas anderes haben, mehr, einen Menschen, der was für Sie ist. Einen, der Ihnen mehr giebt, als das.“

„Ich habe keinen gefunden. „Nichts, wovon ich sagen könnte, das ist es, das Leben — Alles! Es giebt Keinen, der mich so gern hat. Was gekommen ist und sich darbot, das war mehr oder weniger, aber es war nicht das, wovon man zu sich sagt: ja das ist es, nun ist es da, nun hältst du es.“

Und es kommt wohl auch nicht mehr.“

Eine ganz kurze Pause, die so unergründlich tief war, daß sie ihnen Beiden Minuten zu dauern schien. Darauf sagte er ganz leise und innig:

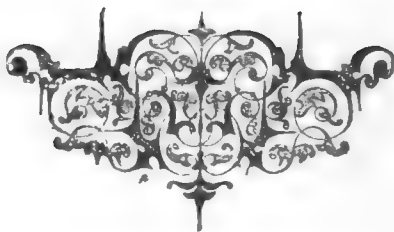
„Aber ich habe Sie lieb.“

Sie verwandelte sich vor ihm, es stand ein Lichtschein um sie herum, sie glitt vom Stuhl und lag vor ihm auf den Knien und umfaßte ihn mit ihren Armen und lachte und weinte:

„Ist es wahr? Sie haben mich lieb! ist es möglich, wie ist es denn möglich?“

Als sie mit hereinbrechender Nacht ihn hinausbegleitete in den rieselnden Regen und sie zusammen an der See vorbeikamen, wo die Möwen wie weiße Flecken auf den Steinen saßen und schliefen, sagte er: „Uebrigens, das vergaß ich zu sagen: ich habe nicht mehr Hab und Gut als die Meervögel.“

„Das wäre auch nicht gut,“ sagte sie. „Frei wie die Meervögel und arm wie die Meervögel und stolz wie die Meervögel, so wollen wir leben, solange der Schatz vorhält, den wir gefunden haben.“



Drittel der Einwohner zählenden Protestanten waren durch vielfache Kränkungen erbittert, der Rest in seiner „weichherzigen Gutmüthigkeit“ blieb von eigentlichem Patriotismus weit entfernt. Die Aufregung unter den Massen, die Verwirrung der Verhörten, die Thätigkeit des „Beischüsters“ Döblin in Breslau kurz vor dem Beginn dieses „wunderlichen Krieges“, bei dem man die Brandenburger hier todtschießen, dort schießen zu Tode laufen wollte, gelangen in der Darstellung vortrefflich zum Ausdruck. Ebenso anschaulich werden einzelne Ereignisse der Kriegsgeschichte, z. B. die Erklärung Glogaus, die Schlacht bei Mollwitz, die (von dem Verfasser schon früher als Monographie bearbeitete) Besetzung von Breslau, die Kämpfe im Winter zu 1745, die Schlacht bei Hohenfriedeberg u. a. geschildert. Der Hauptwerth des auch für die allgemeine preussische Geschichte bedeutsamen Buches liegt nach Ansicht des Referenten aber nicht in den ersten, die militärischen Vorgänge und die Stimmung des Landes darstellenden Abschnitten, sondern in dem dritten Theile, welcher von der Einrichtung der preussischen Herrschaft handelt. Der Leser macht sich schwerlich eine Vorstellung von dem gewissenhaften Fleiße und dem Geschick in Sichtung des Stoffes, das in dieser zweiten Hälfte des Buches hervortritt. Wir ersehen daraus, welche Riesearbeit es war, die alten und bewährten Grundsätze preussischer Verwaltung auf einem stellenweise recht wenig geeigneten Boden einzupflanzen, welche Reibungen in diesen ersten Jahren nach der Besitzergreifung zu überwinden, und welche Fortschritte auf den Gebieten der Rechtspflege, der Finanzen, der Steuerverfassung, der Kirche, der militärischen Angelegenheiten, des Handels und der Industrie schon nach dem ersten Jahrzehnt der neuen Herrschaft zu verzeichnen waren. Wenn Grünhagen einmal äußert, die Palme des Sieges von Mollwitz müsse eigentlich auf das Grab Friedrich Wilhelms I. niedergelegt werden, so gehört diesem Monarchen mit gleichem Rechte auch ein guter Theil der Verdienste zu, die sich die neue preussische Herrschaft in den ersten Jahren ihres Bestehens um Schlessien erwarb. Andererseits geht aus des Verfassers Ausführungen deutlich hervor, wie vielseitig der junge Monarch angelegt war, wie alle Seiten des Staatslebens seine Theilnahme empfanden und Anstoß zu Verbesserungen von ihm erhielten.

Grünhagens Buch ist, obwohl auf breiter wissenschaftlicher Grundlage ruhend, ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes zu nennen. Dadurch, daß der Verfasser auch die in Tagebüchern, Flugschriften, Volksliedern u. s. w. zum Vorschein kommenden Eindrücke und Stimmungen der Zeitgenossen mit den Ergebnissen seines Actenstudiums verband, wird seine oft mit glücklichem Humor gewürzte Darstellung reich an Abwechslung, leicht und angenehm lesbar. Besonders für Ortsgeschichte, für Philomathieen und wissenschaftliche Vereine in kleineren Städten, denen es nicht selten an Stoff mangelt, bildet sein Buch eine reichfließende Quelle, aus der schon zur Belebung des Interesses an heimischer Geschichte oft und mit Genuß zu schöpfen, nicht warm genug empfohlen werden kann. Der Druck und die äußere Ausstattung des Buches sind geschmackvoll und würdig.

— e —

Bibliographische Notizen.

Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken von Dr. Paul Cauer, Gymnasialoberlehrer, Privatdocent der klass. Philol. an der Universität Kiel. Lipsius und Fischer. Leipzig.

Der Haupttheil der Schrift ist der Bekämpfung von Uebelsständen gewidmet, deren Förderung in den zunächst vorwiegend auf die äußere Umgestaltung unseres höheren Schulwesens gerichteten Reformbewegungen mehr oder weniger vernachlässigt ist. Der Verfasser wendet sich gegen die großen Schäden, welche durch das Streben nach Uniformität und Schablonisirung im höheren Unterrichte hervorge-

rufen werden. Er zeigt wie häufig Allgemeinverfügungen und seien sie noch so guter Absicht entsprungen, genau das Gegentheil dessen bewirken, was sie bezwecken; Er empfiehlt dem gegenüber eine größere Bewegungsfreiheit mit Rücksicht zum Individualismus auch auf dem Gebiete des Schulwesens. Den am Ende der Schrift für eine Schulreform aufgestellten Thesen kann Referent nicht völlig beipflichten, wenn schon ihm, mehrere derselben durchaus sympathisch sind. Jedenfalls ist die Schrift durchaus anregend und daher die Lektüre derselben wohl zu empfehlen.

Wp.

Dilettantenthum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserem höheren Schulwesen. Von Professor Dr. C. Conradt, Gymnasialdirector zu Greifenberg in Pommern. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachf. (Dr. Jacoby).

Das Schriftchen verdankt die weitere Verbreitung, welche es gefunden hat, wohl weniger dem ersten Theile in welchem sich der Verfasser ein wenig einwandfreier gegen Gützelnd wendet, als dem zweiten Theile in welchem er sich in rückhaltlos offener Weise über das Verhalten der Verwaltung gegenüber der Lehrerschaft und über die materielle Lage der letzteren ausspricht.

Wp.

Die Marienburg. Eine deutsche Kulturstätte im Osten. Von J. Weberjani-Weber. Dritte völlig umgearbeitete und mit Abbildungen ausgestattete Auflage. Königsberg im Pr., J. G. Bohns Verlag.

Im Hinblick auf die bevorstehende Benennung der Wiederherstellung des herrlichen Schlosses an der Nogat darf man ein Buch über die Marienburg als durchaus zeitgemäß bezeichnen. Das nunmehr in dritter Auflage erscheinende Werk von Weberjani-Weber giebt in 9 Capiteln eine ausführliche, fesselnd geschriebene Geschichte der Marienburg, die sich ganz von selbst zu einer Geschichte des deutschen Ordens überhaupt, von seinen ersten Kämpfen mit den heidnischen Preußen und Litauern bis zu seinem Untergange, erweitert, wobei der Verfasser nachdrücklich der culturellen Thätigkeit des Ordens als Vorkämpfer und Verbreiter deutschen Geistes und deutscher Bildung gedenkt. In dem zehnten Capitel wird eine klare Schilderung der einzelnen Theile des Schlosses gegeben, welche durch eine Zahl recht guter Illustration unterstützt wird. Auch sonst enthält das Buch noch mehrere, zum Theil einem anderen Werke des Verfassers entlehnte Bilder, die das Leben der heidnischen Preußen und Ordensritter vergegenwärtigen, die bedeutendsten Hochmeister vorführen u. s. w. — Das gebiegen ausgestattete Werk dürfte sich auch ganz vortreflich zu einem Geschenke für die reifere Jugend eignen. O. W.

Anleitung zur Darstellung chemischer Präparate. Von Dr. Hermann Erdmann. Frankfurt a. M., G. Beckhold.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, eine zweckmäßig ausgewählte

Sammlung von Vorschriften zur Darstellung chemischer Präparate aus dem Gebiete der anorganischen Chemie zu geben, um den angehenden Schüler gründlich in das präparative Arbeiten einzuführen. Diese Aufgabe ist dem Verfasser wohl gelungen; die Präparate sind sehr geschickt ausgewählt, die Vorschriften klar und präcis. Durch Hinweis auf die Originalabhandlungen wird es dem Schüler erleichtert auf das Quellenstudium, welches ja nicht vernachlässigt werden darf, einzugehen.

Wp.

Der Tabaksbau in Deli von G. E. Haarsma, früheren Inspector der Deli-Maatschappij in Deli. Amsterdam 1890. Verlag von J. H. de Bussy.

Der Verfasser, ein theoretisch und praktisch den gesammten Betrieb beherrschender Fachmann, giebt in dem ursprünglich in holländischer Sprache erschienenen Werke eine gründliche Darstellung der Erfahrungen, welche auf dem Gebiete des Tabaksbauens in den großen Unternehmungen auf Sumatra gesammelt wurden. Alle in Betracht kommenden Verhältnisse: Anlage und Organisation der Unternehmungen, Einrichtung der Baulichkeiten, Heranziehung von Arbeitskräften, die ganze Technik des Tabaksbauens, die Behandlung und Verwerthung des geernteten Tabaks u. s. w. werden klar und ausführlich erörtert, so daß das ganze als ein sorgfältig geschriebenes Lehrbuch des Tabaksbauens in tropischen Gegenden gelten kann. Neun Tafeln in Vordruck, drei Tafeln mit Grundrissen dienen zur Erläuterung des Textes.

Da auch in unseren überseeischen Besitzungen der Tabaksbau eine Rolle zu spielen berufen sein wird, so möchte das Werk den interessierten Kreisen hochwillkommen sein. Wenn auch die näheren Einzelheiten der Tabakskultur unter veränderten Bedingungen andere sein werden, so sind doch sicher die Verhältnisse im Allgemeinen dieselben; unsere künftigen Tabaksbauer werden daher viele unangenehme Enttäuschungen und vieles nutzlose Experimentiren vermeiden können, wenn sie sich die reichen, in dem Buche niedergelegten Erfahrungen zu Nutzen machen. In einem Anhang giebt der Verfasser eine geschichtliche Skizze des Tabaksbauens auf Sumatra. Wir wollen aus derselben hier erwähnen, daß im Jahre 1864 nur 50 Paden Tabak im Werthe von ca. 4000 fl. ausgeführt wurden, während die Ausfuhr im Jahre

1888 die außerordentliche Höhe von 168, 144 Bänden im Werthe von ca. 33 128, 000 fl. betrug. Die Ausstattung des Werkes ist eine in jeder Hinsicht vorzügliche.

Wp.

Das Repertoire des Weimariſchen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. B. A. H. Burkhardt, großherzogl. sächs. Archidirector. Hamburg, Leop. Vob.

Mit emſiger Sorgfalt und ſcharfſinniger Combination verſchiedenartiger, zum Theil lückenhafter Quellen hat der Verfaſſer ein vollſtändiges Verzeichniß aller nachweiſbaren Aufführungen zuſammengebracht, welche von dem unter Goethes Leitung ſtehenden Perſonal des Weimarer Hoftheaters veranſtaltet ſind. Nicht nur die Schauſpiele und Oern ſind verzeichnet, ſondern auch Ballette, Muſikauſführungen, Prologe und Epilog; in vielen Fällen iſt es möglich geweſen, auch die bisher unbekanten Verfaſſer reſp. Componiſten nachzuweiſen. Auch die Gaſtvorſtellungen, welche die Weimarer Muſterbühne — ähnlich wie in unſeren Tagen die „Meiningen“ — in anderen Städten gegeben hat, ſind ſämmtlich aufgezählt. Die mühsame Arbeit

des Verfaſſers bietet ein kulturgeſchichtlich höchſt werthvolles Material.

Die Schrift eröffnet als erſtes Heft die Sammlung, welche Profeſſor B. Litzmann in Jena unter dem Namen „Theatergeſchichtliche Forſchungen“ herausgibt. Wir wünſchen dem Unternehmen, das ſo vielverſprechend beginnt, einen ebenſo günſtigen Fortgang! dr.

Auch ein Roman. Von Hermine Billinger. Berlin, F. & P. Lehmann.

Hermine Billinger beſiſt ein lebenswürdiges Erzählertalent, und mit der Kunſt des Fabulirens ward ihr noch eine andere werthvolle Gabe zu Theil, ſie verſteht das Gemüth anzuregen und immer wieder eine andere Saite deſſelben in Schwingungen zu ſetzen; dabei iſt jede falſche Sentimentalität ihr fern. Man lieſt die anmuthigen Kleinigkeiten nicht nur zu einem willkommenen Zeitvertreib, ſondern ſie erwecken Stimmungen, die zum Nachdenken anregen. — Ganz beſonders anregend ſind ihre Kindergeſchichten; mit weiblichem Partſinn hat ſie das Seelenleben der Kinder beſauſcht und was ſie ihren Leſern aus demſelben mittheilt, iſt nicht nur drollig und ſpaßhaft, ſondern wahrhaft poetiſch. mz.

Eingegangene Bücher. Beſprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Amyntor, G. v., Eine räthſelhafte Kataſtrophe. Novelle Zweite Auflage. Gotha. F. A. Perthes.
Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Gotha. Fr. A. Perthes.
Becker, A., Die graue Jette. Roman. Jena. H. Costenoble.
Bibliothek denkwürdiger Forſchungsreiſen. Hrg. von C. Falkenhorſt, Lieferung 26—27. Stuttgart, Union, Deutſche Verlagsgesellſchaft.
Bornemann, W., Plattdeutſche Gedichte. Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann. Berlin. R. v. Decker's Verlag.
Braun's, Emil, Briefwechſel mit den Brüdern Grimm und Joſeph von Laſberg. Herausg. von R. Ehwald. Mit Portrait. Gotha. Fr. A. Perthes.
Busch, W., Eduards Traum. München. Fr. Bräuermann.
Civis Germanus ſum. Von einem Juden Deutſcher Nation. Erſter Theil. Berlin. R. Wilhelmi.
Eber-Eſchenbach, M. v., Unſöhnbar. Erzählung. Dritte durchgese. Auflage. Berlin. Gebr. Paetel.
Elster, O., Eine Reichthumsrede. Roman. Leipzig. B. Elſcher Nachf.
Endemann, C., Ein Blick in das Leben und ein Blick in die Schule. Gedanken zur Schulfrage. Hannover. C. Meyer.
Falkenhorſt, C., Schwarze Färten. Bilder a. d. Geſchichte des dunklen Welttheils. Erſter Theil: Fürſten des Sudan. Mit 8 Abbildungen. Leipzig. F. Hirt & Sohn.

Falkenstein, Aertztlicher Reiſebegleiter und Hausfreund. Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Raiſchläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe. Mit 10 Holzschn. Berlin. Th. Chr. Fr. Enſlin.
Fenner, H., Heinrich Leuthold. Eine kritiſchbiogr. Skizze. Baſel, B. Schwabe.
Gedan, K., Egebert. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Baſel. B. Schwabe.
Gerlach, Fürſt Biſmarck als Redner. Eine rhetoriſche Studie. Deſſau. R. Kahle.
Goepel, P., Das Urheberrechtsgesetz in den Vereinigten Straten, gültig vom 1. Juli 1891 an. New-York, E. Steiger & Co.
Grotowitz, C., Neues Leben. Moderner Roman. Berlin, F. & P. Lahmann.
Hauff's Werke. Illuſtr. Ausgabe. Lieferung 1 u. 2. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.
Henk, D. v., u. E. Niehe, Zur See. Mit über 400 Original-Illuſtr. 2 Karten u. 1 farb. Flaggen-tafel. Lieferung 12. 13. Hamburg, Verlags-Anſtalt (vorm. J. F. Richter).
Hertzka, Th., Socialdemocratie und Socialliberalismus. Dresden. E. Pierson.
Himmel und Erde. Illuſtr. naturwiſſenſchaftl. Monatsſchrift. Herausg. v. d. Geſellſchaft Urania. 1891. Heft 8. Berlin. H. Paetel.
Hoffmann, H., Das Gymnaſium zu Stolpenburg. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

- Hoffmann, H.**, Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.
- Hoernes, M.**, Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Mit 300 Abbildungen im Text und 20 ganzseitigen Illustrationen. Lieferung 1. Wien, A. Hartleben.
- Holland, H. S. u. W. S. Bockstroh**, Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820 bis 1851. Nach Briefen. Tagebüchern und andern von O. Goldschmidt gesammelten Schriftstücken. Autoris. deutsche Uebers. von H. J. Schoell. Mit 8 Heliogr., 8 Abbild. u. Musikbeilagen. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Hopfen, H.**, Der alte Praktikant. Eine bayrische Dorfgeschichte. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Der Stellvertreter. Eine Erzählung. Berlin, Gebr. Paetel.
- Die fünfzig Semmeln des Studiosos Taillefer. Eine Studentengeschichte. Berlin, Gebrüder Paetel.
- Hugo, R.**, Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Hühler, M.**, Religionskult in Sicht? Ein Wort zum Frieden unter den christlichen Confessionen in Deutschland. Zweite Aufl. Trier, Paulinus-Druckerei.
- Klrehhoff, A.**, Länderkunde von Europa. Liefer. 93. 94. Wien u. Prag, F. Tempsky.
- Koester, H.**, Poesien. Dresden, E. Pierson.
- Kelloden, M., Helene.** Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen. Dresden, E. Pierson.
- Lewalter, J.**, Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen. II. Heft. Hamburg, G. Fritzsche.
- Lohberg, H.**, Kaiser-Anekdoten. Heitere Momente, charakteristische Skizzen und lustelige Züge aus dem Leben Kaiser Wilhelm II. Züllichau, H. Liebig.
- Löwenfeld, R.**, Gespräche über und mit Tolstoj. Berlin, R. Wilmeli.
- Ludwig, O.**, Gesammelte Schriften. Liefer. 7. 8. Leipzig, Fr. W. Grunow.
- Medicus, W.**, Flora von Deutschland. Illustr. Pflanzen-Buch. Lieferung 1. Kaiserslautern, A. Gotthold.
- Meitzenbach, J.**, Ludwig Windthorst in seinem Leben u. Wirken. Trier, Paulinus-Druckerei.
- Münz, S.**, Aus Quirinal und Vatican. Studien und Skizzen. Berlin, P. Hüttig.
- Nansen, Fr.**, Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. deutsche Uebersetzung. Mit 160 Abbildungen und 4 Kartenbeilagen. Lieferung 15—20. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter.)
- Nemilowitsch-Deutschenko, W.**, Hinter den Coulißen. Roman. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russ. übers. von A. Markow. Berlin, R. Wilmeli.
- Nicht rasten und nicht rosten!** Jahrbuch des Schöffel-Bundes in Oesterreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. Wien, A. Hartleben.
- Paul, J.**, Ueber die drei Wege des Denkens. Leipzig, O. Wigand.
- Radicevici, Br.**, Lyrische Dichtungen. Aus dem Serbischen frei übersetzt von Georg von Schulpe. Zweite Aufl. Dresden, E. Pierson.
- Rerne, K.**, Kritische aus Oesterreich für Politik, Socialöconomie, Kunst, Wissenschaft und Literatur. 1891. Heft 12. Wien. Liter. und graph. Institut Helios.
- Rider Haggard, H.**, Oberst Quaritsch. Eine Erzählung aus dem Landleben. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von N. Rilmelin. 2 Bände. (Engelhorn's allgem. Romanbibl. VII. Jahrg. Band 16. 17.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Ritter, Nationalität und Humanität.** Dessau, R. Kahle.
- Rosegger's ausgewählte Werke.** Mit 900 Illustr. von A. Grell u. A. Schmidhammer. Illustrung 105—115 (Schluss). Wien, A. Hartleben.
- Sammlung gemelaverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.** Neue Folge, Heft 119. 120. (119: Rösch, W. Der Geschichtsschreiber Cornelius Tacitus. 120: Novar, J., Ernst Moritz Arndt.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Schraffenholz, J.**, Eduard Bendemann. Betrachtungen und Erinnerungen. Mit einem Bildniss. Düsseldorf, C. Kraus.
- Schulpe, G. v.**, Licht und Schatten. Dichtungen. Dresden, E. Pierson.
- Schwarzlose, K.**, Der Bilderstreit. ein Kampf der griechischen Kirche um ihre Eigenart und um ihre Freiheit. Gotha, Fr. A. Perthes.
- Seldel, H.**, Sonderbare Geschichten. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Singer, M.**, Jüdisches Blut. Erzählungen. Bala-post, C. Grill.
- Stendel, A.**, Das goldene ABC der Philosophie, d. i. die Einleitung zu dem Werke „Philosophie im Umriß“. Neu herausg. und mit Bemerkungen versehen von M. Schneidewin. Berlin, Fr. Stahn.
- Städte-Bilder und Landschaften aus aller Welt.** Heft 3. Zürich, J. Laurencie.
- Telme, H.**, Die Entstehung des modernen Frankreich. Autoris. deutsche Bearb. von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. III. Abtheilung. Leipzig, Abel & Müller.
- Tolstol, Leo, Graf**, Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst. Aus dem Russ. von A. Scholz. Dresden, E. Pierson.
- Truth, H.**, Am Ende des Jahrtausends. Ein Roman. Basel, B. Schwabe.
- Villamaria**, Aus Dorf und Wald und Schloss. Drei Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Wagner's Rich.** Bühnenwerke nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt von H. P. Heft 1 2. 3. 10. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
- Waleker, K.**, Zeitgemässe Kapitalanlagen. Volkswirtschaftliche Betrachtungen für Kapitalisten, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Landwirthe. Karlsruhe, Macklot'sche Buchh.
- Wechsler, E.**, Berliner Autoren. Leipzig, W. Friedloh.
- Wessenhofen, R.**, Maria Loreto. Volksschauspiel in fünf Aufzügen. Linz, F. J. Ebenhöch.
- Weiss, A.**, Herbstfäden von Nah und Fern. Dichtungen und Nachdichtungen. Dresden, E. Pierson.
- Westarp, A. Graf v.**, An den Kaiser. Eine deutsche Bitte. Berlin, E. Rentzel.
- Wilbrandt, C.**, Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamy's. Mittheilungen aus den Jahren 2011 und 2002. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh.
- Wolff, Th.**, Der Heide. Roman. Berlin, Freund & Jockel.
- Zander, Fr.**, König Haki. Dichtung nach altnordischen Sagen. Königsberg i. P., W. Krich.

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenide in Breslau.

Schleifische Buchdruckeri, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schönländer, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1891er. Frische Füllung. 1891er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 58³⁰ R
Mühlbrunn . 40 "
Schleienbrunn 41⁰ "
Thermeibrunn 47¹ "
Neubrunn . . 47⁸ "
Marktbrunn. 34⁵ "
Felsenquelle. 47 "
Kaiser-Karl-Qu. 33⁴ "
Kaiserbrunn. 39¹ "

—♦—

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

**Quellen-
Producte**

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und
Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
Siebenundfünfzigster Band.

Wrocław
schlesische Buchdruckerei. Kunst- und Verlagsanstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 57. Bandes.

April. — Msi. — Mnl.

—' «

^. I. David in Wien.

Sonnen-Aufgang, Novelle. <

Ola Hansson in Skurup.

Meervögel. Novelle 29 I

Georg ^Zrmer in Hannover.

Die dramatische Behandlung des wallensteinstoffes vor Schiller... 243

G. Aabel in ötraßburg.

Aristoteles' Schrift «vom Staat der Athener" 8«

Heinrich Aruse in Bückeburg.

Die Freunde, Line Seegeschichte I«2

G. von Lieres und Wilkau in Berlin.

Der kleine köß. Novelle 292

Detlev von Liliencron in Ottensen.

Der schwermüthige König 287

Paul Lindau in Berlin.

Ferdinand kaffalles Tagebuch. I II. (II. Schluß.) IK. 535. 22?

Adalbert Meinhardt in Hamburg.

Literarisches Märchen 2ZH

Hans Alüller in Berlin.

«aulbachs Hunnenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen

Raczyns«. I. II I22. 2I2

^Zohn paulsen in Kopenhagen.

Frau karsen's Sohn. Erzählung I55

Julius petri in Berlin.

Christus am Kreuz. Novellette ... 262

Inhalt des 57. Bandes,
Josef Schumann in Rom.
Giuseppe Gioacchino Belli. Ein römischer Dialektdichter 74
L. Siegfried in Aiel.
Federzeichnungen aus Holstein, I, Die Wassermans 25
Klemens Sokal in Wien.
«Ein moderner Heldensang. „Die Arbeit“ von Emile Zola 27»
Hermann Sudermann in Berlin.
Im Volksgarten 254
Helen Zimmern in Florenz.
Matilde Serao 25
Fürstbischof Dr. Ropp 51
Bibliographie 278, 422
Bibliographische Notizen 282. 527
Mit den Portraits von:
Ferdinand Kasperle, radirt von Wilhelm Rauskopf in München; Hermann
Sudermann, radirt von Ludwig Kühn in Nürnberg; Fürstbischof Dr. Ropp,
radirt von Johann Kindner in München.

April ,8YI.
 Inhalt.
 Sei,,
). I- David in Wien.
 Sonnen-Aufgang. Novelle ^
 Paul kindau in Berlin.
 Ferdinand kaffalles Tagebuch ^6
 G. Kaibel in ^traßburg.
 Aristoteles' Schrift „vom Staat der Athener" «0
 Helen Zimmern in Florenz.
 Matilde Serao ' 92
 Heinrich Kruse in Bückeberg.
 Die Freunde. Eine Seegeschichte !02
 Hans Müller in Berlin.
 Raulbachs kzunnenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen
 Raczyński 4 22
 Bibliograph!« ^3
 Ich» Zahrc in Arquatoria und die Rückkehr mit Lmin Pascha (Mit ZUniKatlonen)
 Bibliographische Notizen ^8
 ezierzn ein Portrait von Ferdinand kafsalle.
 Radirung von Wilhelm Rrauskopf in München.
 »Nord und Sud* ericheint am Anfang jede, Mona«, in heften mit je ein« »unilbeilage.
 frei» pro HZnartal « hefte) S Mark. —
 Alle Suchhandlungen und poftanKalten nehmen jederzeit Bellellunzen an.
 Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Mord und Fiüo" be«
 züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
 richten an die
 Redaction von «Mord und Süd" Breslau.
 Siebenhufenerstr. 2/3.
 Beilagen zu diesem hefte
 von
 Artistische Union in Berlin, iMo,,,en,Kil!>er,>
 «a»S «»jicnSder in Berlin, (Moderner Todirntan,^
 Schlestsche Buchnruekrei, Kunft» «»» Bnlag«a«sl»lt von». «. «chottlaendee in Breslau

Tonnen-Aufgang.

Novelle

von

A VaKid.

— Wien. —

ie Hufe der Rosse klappten schwerfällig und eintönig auf der harten Straße. Der Kutscher saß stumm auf seinem Bock. Manchmal schwang er aufschreckend seine Peitsche, aber mehr sich als dem Gespanne zur Aufmunterung und sein „Hü, meine Braune, flink mein Schimmel!“ klang verdrossen und müde durch die große Stille. Eine durchfahren« Sommernacht wollte zur Neige gehen; aber es war immerhin noch so dunkel, daß ich kaum die Umrisse der schlanken Gestalt ausmessen konnte, die mir so nahe mit nickendem Kopfe vor mir saß. Nur die Sterne schienen hell und beirrend; das flache Land aber, durch das unser Wagen rollte, verrann allenthalben schwarz, gleichförmig und in's Endlose. Allgemach begann ein fahles Grauen. Es überlief den Himmel; seine tiefe Bläue wollte verbleichen, wie das Dämmern von den Rändern der Erde höher und sieghafter und doch sehr langsam empor klomm. Unbestimmt und schattenhaft lösten sich Gehöfte aus dem einen Dunkel: ein Gehölz stand massig und drohend mir zur Linken. Die Sterne flimmerten stärker, wie zaghaft; ein leiser Wind ging und kühlte meine heiße Stirne. Ganz ferne aber war ein Heller Punkt, er dehnte sich, wuchs nach allen Richtungen, gewann eine ganz lichte Farbe. Schon konnte man Baum für Baum ausnehmen, nur daß die Schatten noch sehr ernst waren und in's Weite langten. Immer lichter ward's im Osten, das Helle entzündete sich, erglühte tief zum Purpur, leuchtete von Aufgang zu Niedergang. Und gar langsam und

2 I - I - vavid in Wien.

fast feierlich erhob sich die Sonne und stieg auf über der weiten Ebene des Marchlandes, daß man das Gelb seiner nickenden Saaten, das Grüne seiner reichen Wiesen sah und der frühwache Ton einer Lerche wie eine Erlösung dem Ohre klang, das den Bann der Finsterniß und ihres Schweigens wie leibhaftig empfunden hatte.

Die Pferde standen, ihr Lenker hielt das Leitseil straff in den gefalteten Händen. Der niedrige Hut lag neben ihm, der runde Kopf mit den hellblonden, militärisch kurz geschorenen Haaren sah aufwärts. Er betete ziemlich lange, ehe er, mit der Zunge schnalzend und wieder ganz der lustige Geselle, als den ich ihn von früher her kannte, feinen Weg fortsetzte. Noch ein Kurzes, und er war wieder in lebhafter Unterhaltung mit Schimmel und Braun, oder pfiß sich ein Schelmenlied so munter, daß die Pferde ordentlich lebendig wurden und, die Ohren spitzend, mächtiger ausgriffen; dann lachte er mit seinen weißen Zähnen: „Die Spitzbuben! ihr meine Schelme! Die haben den Tag auch lieber als die Nacht und missen, wie ihrem Herren zu Muthe ist!"

„Das glaub' ich auch" rief ich ihm hinüber, „aber, warum hast Du sie vorhin auf offener Straße halten lassen?"

Er kehrte mir sein frisches, sonnenverbranntes Gesicht zu: „Das hat der gnädige Herr nicht gesehen, daß ich gebetet habe? Und soll ich mich um's Fahren kümmern, wenn ich mit dem lieben Herrngott rede? Ich habe für den so wenig Zeit sonst."

„Und warum betest Du gerade zu Sonnenaufgang? Ist das Zufall?"

Er wendete sich mißtrauisch: „Nein!"

„Oder damit Du's dem Teufel abgewinnst? Damit der Dir nichts anhaben kann? Denn gerade hinter einem Fuhrmann liegt er stark auf der Lauer. Weißt Du das?"

Er lachte wieder: „Nein. Und wie so denn?"

„Nun, da sind an der Straße die Wirthshäuser mit den Schenkenmädln und die Kirchen stehen mitten im Dorf. Da ist es gut, wenn man vorbaut und sein Theil Gottesdienst hinter sich hat."

„Hol der Teufel den Teufel!" fluchte er, und sah rückwärts und riß dabei so heftig am Leitseil, daß die Braune sich bäumte und arg strauchelte.

Er bekreuzigte sich sofort: „Man foll doch nicht so reden. Aber ich thu's nicht deshalb, well ich mich vor dem Bösen fürchte. Es ist eine Gewohnheit von mir von vielen Jahren und ist eine Geschichte."

„Und möchtest Du mir die erzählen, Josef?"

- Er ließ seine Peitsche sausen. Darnach musterte er mich argwöhnisch.

„Wozu? Mich ausspotten darnach? Sagen: der Brosik hat sich benommen wie ein Dummkopf? So ein gelehrter Herr, was weiß ich für den? Ein Kutscher?"

„Ueber Dich lachen? Landsmann, das werde ich gewiß nicht. Siehst Du — Du fährst durch's Land und siehst mehr, als ich. Ein hübscher

Sonnen-Aufgang. 3

Bursch bist auch: da mußt Du doch Manches erleben und ich höre gern davon. Und dann," ich sah nach der Uhr, „wir kommen zeitlich zur Station. Was sollen wir zwei da die langen Stunden sitzen und uns langweilen? Erzählst Du nur Deine Geschichte: wir trinken eins und rauchen Virginia, und die Zeit ist um, wie nichts. Und bis der Zug kömmt, findest Du vielleicht Jemanden, der ein Stück zurück will. Dir fällt ein gutes Trinkgeld in den Sack — oder nimmst keines? Oder hast einen Schatz dort?" und ich blinzelte ihm vertraulich zu.

Er zwinkerte listig nnt den Augen: „Trinkgeld? Warum nicht? Den Postmeister geht es auch nichts an. Aber Schatz Hab' ich dort keinen," und deutete mit dem Peitschenstiel nach dem Orte, auf dessen rothen Ziegeldächern die Sonne schon hell und blendend flammte.

Wir fuhren den Flecken durch, der reinlich und wohlhåbig aussah. Die Häuser standen enge und nachbarlich, wohlgehalten und sauber getüncht in einer Gasse neben einander, die in einen weiten Marktplatz mündet. Viele Wirthshäuser bezeugten einen lebhaften Verkehr; ihre losen Schilder knarrten vernehmlich im Morgenwind. Josef trieb die Rosse an, daß sie behender liefen, durch eine lange Doppelreihe von Pappeln gings, die einen unnützen, dünnen und erschrecklich langen Schatten warfen, ehe mir in raschem Trabe vor der Haltestelle der Nordbahn vorfuhren.

Auf dem Bahnhofe war schon einiges Leben mach. Ich gab dem Anführer meine Befehle für das Frühstück und trat ins Freie, auf den Bahndamm, der fast unabsehbar vor mir lag; die blanken Schienen liefen glitzernd und leise goldfarb ihm entlang. Arbeiter mit der Dienstmütze verschoben mit gewaltiger Anstrengung schwere Lastwagen; ich sah ihrem geschäftigen Treiben zu und vergaß darüber beinahe des Josef. Da hörte ich seine Stimme: „Ein hartes Brot, gnädiger Herr! Da springt so ein Schlucker zu früh, nur ein Bischen zu früh ein — und todt ist er. Den Brustkasten drückt es ihm ein und aus ist es. Das habe ich selber schon gesehen. Und doch finden sich immer Leute dazu; sind noch stolz, meinen, sie sind Beamte. Merkwürdig, sehr merkwürdig. Oder nicht, gnädiger Herr?"

„Du hast Recht, Josef. Aber jetzt, willst Du nnt mir frühstrücken?"

„Wenn der gnädige Herr erlaubt? Die Pferde habe ich versorgt und es sind noch gut zwei Stunden zum Eilzug."

Wir aßen; ich mußte mich der Gelassenheit freuen, mit der sich mein Gast dabei nahm — keinerlei unziemliche Vertraulichkeit, aber auch nichts Unterwürfiges. Auf dem Tische lagen schon Virginier; eine dünne, entsetzlich starke Cigarre, die österreichische Soldatencigarre. Ich bot ihm davon an; er wählte bedächtig eine, zog den Strohalm ans ihr und steckte ihn — das gilt für fesch — hinter's Ohr; sog mächtig an ihr und blickte dann bedächtig den feinen, blauen Wölkchen nach, die ihr entstiegen. Auch ich kam in Gedanken und klopfte nach übler Gewohnheit mit der Hand auf den Tisch. Mein Gegenüber schmunzelte vergnüglich: „Ich weiß, was der Herr

I. I. Vavid in Wien,
denkt. Da, denkt er, Hab' ich mir den Kerl herausgefüttert und wart' und wart', und der schlechte Lump thut nicht, als wollt' er. Da hat mich der Brosik betrogen. Aber, gnädiger Herr, das hat der Bro^ik Josef noch Niemandem gethan; wie gar einem so nobeln Herrn? Aber ich muß doch ein Bischen verschnaufen und nachdenken, und jetzt soll der gnädige Herr die Geschichte hören, warum ich immer beim Sonnenaufgang bete. Heißt das, nur wenn ich wach bin, natürlich. Und es ist eine ganz wahre Gesch'chte, und wenn der gnädige Herr wieder einmal in die Gegend kommt und in meine Heimat, dann darf er fragen, ob ich ein Lügner bin. Aber zuvor — erlauben Sie?" er mies auf sein geleertes Glas.

Man brachte ein frisches. „Wissen Sie, gnädiger Herr, es spricht sich schlecht, so ganz trocken," sagte er entschuldigend. „Und dann — der Wirth. Natürlich, der will auch leben; da sind Pacht und Steuern. Ein Kutscher und ein Wirth sind immer Freunde, weil sie einander brauchen. Aber das ist keine rechte Freundschaft; sondern so, wie ich es gehabt Hab' mit Wojtech Pawelka, wie ich noch zu Hause bin; Keiner will was vom Andern, aber er weiß, möcht' ich was, dann Hütt' ich's. Das ist Brüderschaft und das ist Freundschaft; aber nicht so — der bringt mir einen Gast und der schenkt mir dafür meinen Schnaps und ich muß nur das Bier bezahlen. Hab' ich Recht, gnädiger Herr?"

„Gewiß, Josef," antwortete ich überzeugt.

„Nicht wahr, Herr!" rief er und paffte stärker. „Und mit dem Pawelka hängt eben das zusammen, was der gnädige Herr wissen will. Und es ist wirklich nicht ein Wörtlein von Lüge dabei." Er strich sich den flachsfarbenen, hängenden Schnurrbart und begann:

„Der gnädige Herr kennt das Dorf, wo ich her bin. Das habe ich schon bemerkt, und ich glaube, er ist selber aus der Gegend. Also sag' ich nicht, wie es heißt; aber es liegt mitten in der Hanna und ist nicht ein Anner dort. Wie denn auch? Ein Bauer, ein rechter Bauer hat seinen Grund, und da wächst Alles, was er nur braucht oder sich nur wünschen kann. Die Zuckerrübe bezahlt ihm die Steuer; das baare Geld bringt die Gerste, dafür kann er sich kaufen, was er will, oder er spart sich etwas. Und was für Gerste baut man dort! Gelb wie Gold und schwer, und wenn ein Händler hinkommt, so staunt er und giebt dafür, was man nur verlangt.

„Mindestens, wie ich noch zu Hause war, war es so gewesen. Damals hat auch noch Keiner Einfälle gehabt, wie jetzt. Zum Beispiel: wer hat Hopfen gebaut? Niemand und jetzt probiren sie es. Sie sollen auch viel verdienen damit und die armen Leute haben mehr Arbeit, sagen sie. Kann sein. Aber schön ist so ein Hopfengarten nicht; gar niemals gefällt er mir. Da ist nichts als Stangelwerk und das sieht aus der Ferne aus, wie eine große Schule: der Herr Lehrer fragt etwas sehr Leichtes und Alle wissen es und die Arme fahren in die Höh'. So ist das. Und wegen der Arbeit? Es ist auch früher Keinem schlecht gegangen. Ein Häusler hat doch seine

LonneN'Anfgang. 5

paar Metzen Feld und da kann er anbauen, was er will und ihm wird nichts mißrathen. Denn, Herr, das ist ein Boden bei uns! Tief, fett und schwarz und rein — man möcht' ihn aufs Vrot streichen und essen, so fett ist er. Und braucht man einen Kreuzer, so geht man in Tagelohn und hat ihn immer. Wozu also solche Sachen mit Hopfen? Ich weiß das, es geht Keinem schlecht bei uns. Wer aber nicht einmal ein Häusler ist, der ist ein Lump und soll schauen, daß er fort kommt, wo andershin. Einer, der gar nichts hat, der taugt auch nichts.

„Ich also, gnädiger Herr, ich muß das verstehen. Ich bin ein Waisenkind, und meine Mutter — sie lebt noch und ist jetzt bald siebzig Jahre, weil sie spät heirathen konnten, bis doch wenigstens für den Anfang was gespart war — hat nie Roth gelitten, und wenn sie stirbt, oder wenn sie nicht mehr arbeiten will und mich einsetzt in's Häuschen, so komme ich zu ganz hübschem Besitz. Und doch ist mein Vater selig sehr früh gestorben; er hat sich einmal mit einem Sack überhoben und hustete darnach immer. Wir haben doch immer unser Schwein gehabt und satt gegessen und mehr kann der Reichste auch nicht. Nicht einmal der Pawelka, der mein Freund war; und doch ist er der Einzige im Ort, der sein volles Lehen hat, nicht etwa ein halbes oder gar nur ein Biertel, wie sonst die Meisten. Sechszehn Kühe stehen in seinem Stall, schöne, Kuhländerinnen und acht Pferde und wenn er in die Stadt kommt, die rothen Lederhosen schön ausgenäht und den Rock verschnürt, das Hemd darunter weiß, daß es ordentlich blitzt, dann ist kein Kaufmann, der ihn nicht kennt und grüßt, ob er nun seinen großen Laden auf den Marktplatz hat, oder nur mit seinem Kram herumfährt von Dorf zu Flecken. Er aber sitzt in seiner Britschka mit Federn und dankt nicht einmal Jedem; so thut er's, der Pawelka, denn er ist stolz und Niemanden! auf der Welt etwas schuldig.

„Wir sind beide einzige Kinder gewesen, Herr Doctor. So sind wir also Freunde geworden; denn wer Geschwister hat, der hält sich zu denen, wer aber nicht, der sucht sich wen. Wir waren schon in der Schule gut; er ist auch nur um drei Jahre älter, als ich. Seinen Hof hat er sehr zeitlich angetreten, seine Eltern waren nämlich todt und der Tante, die bei ihm war, der hat er nicht recht getraut. Sie war auch etwas taub und hat geschielt, und wenn ich ihm auch Hundertemale gesagt habe: „Du Wojtech! sie kann ja nicht dafür,“ so hat er nur immer geantwortet, er mag sie gar nicht leiden. Nun, und es ist auch nicht angenehm, wenn man immer mit Jemandem schreien muß, so laut als man nur kann, und es ist kein Vergnügen, wenn man glaubt. Niemand sieht Einen, und auf einmal erkennt man, wie wer Alles bespionirt. Ordentlich um die Ecken schauen hat sie können und der Wojtech war immer heiser, weil sie im Hause war. Das war freilich Komödie; so arg ist es nicht mit ihr gewesen. Er hat auch keine Nuh gegeben, bis sie fort ist; am Ende, wenn der Herr gerne sieht, den ziehen keine vier Pferde fort, und wenn er nicht will, der kann sich nicht erhalten. Sie hat auch nicht

6 | I. David in Wien.

wenig gelärmt darnach im Dorf, die alte Lenka. Was hat's geholfen? Nichts! Seinem Vormund hat sie beide Ohren voll geweint. Aber was kann der gegen den Herrn? Auch nichts.

„Dabei aber will der Pawelka nicht heimthen. Sie können sich denken, was man ihn überlaufen hat mit Bräuten. Ich seh' das Alles, denn ich war damals schon bei ihm auf dem Hofe. Wie das gekommen ist, weiß ich nicht recht. Aber, aus der Schule heraus war ich einmal; zu Hause herum liegen oder ein Handwerk lernen will ich nicht und so habe ich eben drüben mitgeholfen. Geschickt bin ich, stark bin ich auch,“ er reckte behaglich seine Anne, „kurz, ich Hab' ihn, schon was genützt. Erst war noch ein Knecht; über ein Jahr hat er keinen mehr uöthig gehabt. Ich war stolz darauf und Hab mich besonders um die Pferde angenommen und um den Verkauf in der Stadt. Und da konnte einer noch fo schlau sein — mir hat er nichts abgedrückt und wenn der Broöik einen Händler so schief angesehen hat, dann weiß der: jetzt darf er mir noch so viel reden und schwören und schwören — es hilft nicht. Und eben weil ich auf seine Sachen so sehr gepaßt Hab, als wären's meine, so ging's; sonst braucht ein Bauer eine Bäuerin, will er nicht ein halber Mensch sein oder ganz zu Grunde gehen. Er im Haus, ich im Stall und auf dem Feld und in der Stadt, so haben wir's gehalten und gut war's. Und wenn ich mehr zu thun und es schmerer hatte, wie er, so war ich stärker und ärmer; und da schadet es nichts, gewöhnt man die strenge Arbeit.

„Es sind freilich Manche im Orte gewesen, die hetzten und stichelten. Neidhammel waren's, natürlich. Sie bedauerten mich in's Gesicht und nannten mich hernach Alles nur nichts Gutes, weil ich umsonst beim Pawelka diene. Und er war bei ihnen ein geiziger Hund, der sich so einen Knecht eingefangen hat, der ihm nichts kostet. Aber das ist Unsinn. Kann ich mich zahlen lassen von meineni Bruder? Nein! Nun also, und wie Brüder haben wir gelebt. In einer Stube schlafen wir; wird man das mit einem Knecht? Waren wir im Wirthshaus, dann ist sein Tabaksbeutel zwischen uns gestanden und wir haben Beide daraus geraucht; und wenn ihm etwas einfällt, dann stößt er mich an, oder ich ihn und wir lachen und haben uns lieb. Ist das nichts? Gezahlt hat er für mich; wozu also noch Lohn? Das können nur Leute reden, die keine Ehre haben und keinen Ehrgeiz und gar nicht verstehen, was es ist um die Freundschaft mit einem so reichen und so mächtigen Bauern. Die werden auch nie gute Soldaten; ich aber bin's gewesen, neun volle Jahre und als Feldwebel bin ich entlassen worden, gnädiger Herr!“ Er saß wirklich stolz vor mir und sah mich selbstbewußt an.

Er hielt mne. Ein dünnes, tactmäßiges Gebimmel erhob sich; ein gelles Glockenzeichen wurde gegeben. Von ferne klang der schrille Pfiff einer Locomotive; ein Zug fuhr mit mächtigem Schnauben in den Bahnhof ein. Für eine kurze Weile war ein fast überlautes Leben um uns und vor uns. Noch ein starkes Läuten, darnach ein Klirren, Pfeifen, Stöhnen, das fern und ferner

verrollte; endlich die alte Oedniß und Stille. Nur manchmal schob sich eine rothe Dienstmütze behende dem Fenster vorüber; der Kellner lungerte müßig an der Thürs und wehte sich vor der stärkeren Sonne mit seiner Serviette Kühlung zu, bis er dann langweilig und lässig an unseren Tisch trat. Ich sah BroÄk an; er nickte, nahm aus der Brusttasche eine kurze Stummelpfeife, stopfte sie bedächtig und gewissenhaft, untersuchte sorgfältig das Rohr und begann heftig zu qualmen. Bald faß er wie in einer Rauchwolke und aus dieser heraus berichtete er, fast unsichtbar und flüsternd, nur daß manchmal seine braune Hand nach dem Glase griff. Dann zerriß das Gewölk und ich sah in sein vor den Schatten der Erinnerung etwas melancholisch überflogenes Gesicht, von dem das gutmüthig-schlaue Lächeln doch nicht einen Augenblick wich.

„So haben wir fünf volle Jahre gewirthschaftet, daß man sich's gar nicht besser wünschen kann. Nun aber kommt der Mensch doch in die Jahre, wo man nach den Mädchen schaut. Er hat das immer in der Gewohnheit gehabt, nun, warum nicht? Ein Reicher! Ich war's nicht. Da war aber auf dem Hof ein Mädels, eine meitschichtige Berivandte von ihm. Geschickt, anständig und fleißig; alle Achtung vor ihr. Noch ganz jung war die Kathinka; aber ernst und eigentlich nicht mürrisch, sondern nur überlegend. Man hat immer gespürt, sie weiß, was man will und was sie will, ob sie nun den Mädchen etwas befohlen hat oder ob sie selber redet. Hübsch? Etwas mager, nicht so stark wie die Anderen; auch nicht blond, sondern ganz schwarz, wie die Nacht. Die hat mir wohl in's Auge gestochen; aber ich trau' mich recht an sie, denn ich habe gesehen, wie sie sich die anderen Burschen vom Leibe gehalten hat — und einen Korb? Da sehe ich nicht ein, was man davon hat.

„Sind aber zwei Menschen einmal so beisammen, und Beide gehören nicht so ganz zu denen, mit welchen sie wirthschaften, dann, denke ich, müssen sie zu einander kommen. Ich sehe wohl, der Wojtech möchte sie, aber nicht als Weib, und er traut sich doch nicht recht gegen sie. Darüber staune ich. Und wir sind auch manchmal in's Reden gekommen; nie für lange, weil sie sich dann immer was zu thun macht. Aber ausgewichen ist sie mir auch nicht; im Gegentheil, sie war öfter im Pferdestall, als nöthig. Wenn ich aber meine Pferde putze, dann sing' ich dazu, ich hab's so in der Gewohnheit und ineine, die Thiers hören es gerne. Und einmal fang' ich an und ihre Stimme antwortete vom Hofe; ich nehm's wieder auf und das geht so ein Weilchen und ich freu' mich, wie schön sie es kann und wie voll ihre Stimme ist. Dann tritt sie in den Stall; sieht mich, verfärbt sich: ‚Ach, das bist Du,‘ sagte sie aber ganz gleichgiltig. Ueberhaupt hat sie sich in der Gewalt gehabt, ein reines Wunder, gnädiger Herr. Ha, das bin ick/ und ärger' mich, daß ich nichts Besseres weiß, und sie will gehen. Ich aber: ‚Bleib' noch ein Bisichen' und fange wieder zu striegeln an. ‚Wozu? Das Hab' ich schon gesehen' und lacht, daß man närrisch werden kann, so schön, mit ihren weißen Zähnen, klein und spitzig wie Mäusezähne und mit ihren

8 I, I, David in Wien.

schmalen Lippen. Ich aber nehm' mir Muth Magst mich, Kathinka?'
„Ja' antwortete sie ruhig. „Nicht so, wie Du denkst. Nein, magst mich
ordentlich?' „Das weih ich nicht.' Ich nehm' ihre Hand und sie läßt sie
mir; und auf einmal will ich sie an mich ziehen. Sie aber stößt mich in
die Brust: „Das leid ich nicht. Noch nicht' nach einer Welle, weil ich ganz
verdutzt und traurig dafteh'. Denn eine Kraft hat sie gehabt — ganz merk-
würdig, gnädiger Herr!

„Nun, aber mit der Zeit wird sie zutraulicher; freilich, wenn die anderen
Burschen mit ihren Mädeln in einer Sommernacht durch das Dorf gegangen
sind und sangen, dann hat sie nicht mitgehalten. Auf der Bank vor dein
Hofe sitzt sie dann oder mit den Anderen, die noch Niemanden haben, beim
Teich, wo sie den Flachs rösten und hört zu, wie die Frösche läuten durch
die Nacht. Komm' ich aber heim, dann küßt sie mich heimlich, aber heftig.
So auch auf dein Feld, im Schnitt, wenn sie das Essen hinausbringt und
uns Niemand sieht. Denn sie hat durchaus nicht wollen, daß es laut wird,
wir gehen miteinander. Vor Pawelka schon gar nicht; und wenn ich meinte,
eigentlich geht das ihn nichts an, dann sagte sie: „Ich will es aber nicht!'
Aber, es war ein schöner Sommer, gnädiger Herr! Merkwürdig kurz, daß
ich keinen so denke, fruchtbar, wie keiner. Und ich war glücklich, denn sie
hat sehr zärtlich sein können; aber doch immer so, daß ich erkannte: Ver-
gessen wird sich die nicht und erlauben darf man sich mit der nichts. Und
weil ich inl Herbst einrücken soll, zu Nummer 3, Erzherzog Karl, so war
nur das ganz Recht. Denn, war ich vom Militär frei, so wollte ich durchaus
heirathen. Das stand mir so fest, daß ich gar nichts darüber spreche; ich
halt's nicht für nöthig, denn wozu sonst das Alles?

„Ob der Wojtech was gemerkt hat? Ich weiß das heute noch nicht.
Er war damals überhaupt sehr schlecht aufgelegt und hat von der Kathinka
niemals gesprochen. Nur einmal; wir sitzen auf der Ofenbank, haben die
Ernte schon hereingehabt und rechnen also und rauchen. Da geht sie gerade
über den Hof und ruft einer anderen Magd zu: „Du, Madleno!' und giebt
ihr ihre Befehle, ruhig, als dürfe sie's und sonst Niemand. Wojtech aber
sieht zu ihr hinüber, ist ganz bleich und sagt mit zitternder Stimme: „Die!
was die glaubt! Commandirt mir auf dem Grund, als war' er schon ihr
Eigenthum. Will sonst nicht! bekömm't ihn aber nicht' und flucht und speit
das Mundstück der Pfeife von sich, das er zerbissen hatte in seiner Wuth,
daß noch Jemand auf dein Hofe was redet, als er. Denn auf etwas Anderes
hat sein Zorn doch nicht gestellt sein können, und er war sehr herrschsüchtig,
der Wojtech!

„Darnach muß ich einrücken. Mein Freund war so gut, daß es ganz
erstaunlich war; in seinem Wagen führt er mich in die Stadt und zur Kaserne.
Wir haben viel getrunken beim Abschied, Wein, Bier und Schnaps und
haben geweint alle Beide. Ich Hab' aber viel an die Kathinka denken müssen,
hätt' ihr gerne was sagen lassen, und trau' mich doch nicht. Denn noch vor

Sonnenaufgang.

9

Tag hat sie mich gefunden und war lieb und nicht so streng wie sonst, fondern so daß ich nur denken muß: Wenn die will — man müßte feinen Bruder für sie erschlagen. Nie war sie vorher noch so gewesen; nie; man kann sich sie gar nicht vorstellen, durchaus nicht. Und als ich sie fragte: Wirft auf mich warten? da schwört sie bei allen Hellen, sie mirds, und es kann kommen, wer da will, sie wird's.

„Gut, ich diene meine drei Jahre und es ist mir gut gegangen. Ich war gerne Soldat; es ist überhaupt gar kein schlechtes Leben dabei,, wenn man sich nicht zu ungeschickt anstellt oder nicht bösen Willen hat. Die Zeit ist hingegangen, wie nichts. Wir sind in Olmütz gelegen, einige Wochen gar in Brünn. Gnädiger Herr, dort ist's schön! Ein Tag war mir dort besser, als ein Jahr zu Hause. Man sieht etwas, wenn man nur über die Gasse geht. Ich habe keinen Urlaub genommen, wozu? Geschrieben Hab' ich auch nicht; ich kann's gut, gnädiger Herr, sonst war' ich nicht Feldwebel. Aber — wozu und wem? Meiner Mutter? Die kann nicht lesen. Der Kathinka? Bekommt die einen Brief, so nimmt ihn der Postmeister und riecht dazu und schnüffelt, bis er herausbekommen hat, von wem er ist, und es giebt Gerede. Das mag sie nicht und sie hat Recht.

„So gehen meine drei Jahre herum, wie im Flug. Ich werde frei; wir sind ganz in der Nähe gewesen und ich marschire zu Fuß heim. Es war ein häßlicher Tag; die Straße tief, daß man nur schwer weiter kömmt. Im Dorf ist Niemand zu sehen, und ich will gleich zum Wojtech. Aber ich schäm' mich vor mir selber, klopf' an an's Häuschen, wo meine Mutter wohnt. Die kocht gerade am offenen Heerd; den Löffel läßt sie fallen, weint, lacht. Ich aber: Mütterchen, dann wird's schlecht mit deni Nachtmahl und sie fängt sich zu schelten an und richtet Alles auf's Beste. Damach muß ich erzählen; wie ich fertig bin, frag' ich nach dem und jenem, und zuletzt, fo nebenbei, auch nach dein Wojtech. ‚Der,‘ sagt die Mutter, ‚der ist verheirathet. Rath‘, mit wem?‘ ‚Nun, mit recht einer Reichen, natürlich. Lacht die Mutter: ‚Ja, Herr Feldwebel, wie man sich irrt! Die Kathinka hat er genommen.‘ Ich spring' auf: ‚Was? Das ist nicht wahr!‘ und bin so, daß die alte Frau zurückfährt: >Josef, mein Sohn, thu' mir nichts!‘ Ich bezwing' mich: ‚Und seit wann?‘ Laß' m'ch rechnen; ja, Maria Lichtmeß sind's drei Jahre.“ ‚So lang?‘ und um mich dreht sich's. Ich will fort; die Mutter aber läßt mich nicht, schluchzt, ich sei krank und schwört und bittet, bis ich bleibe.

„Aber, gnädiger Herr, es war eine böse Nacht. Da geht Einer ganz im Dunkeln; er fürchtet sich aber nicht, denn er kennt jeden Tritt und giebt auch gar nicht Acht auf den Weg, weil er an Besseres denkt. Er weiß: dort muß ein Brücklein sein, sieht die Weiden, die dort stehen, marschirt weiter — und stürzt in's Wasser. Der Steg ist fort und er muß ertrinken und fchwimmt er sonst noch so gut. Er ist ohne Besinnung und verloren, bevor er sie wieder gewinnt. Ganz so war mir; ich komme müde heim.

I.0 I. I. David in Wien.

glaube — jetzt hast Du Alles, was Du Dir gewünscht hast in Jahren — nichts Hab' ich und ich fühle, wie mir das Wasser höher steigt. Ich wälze mich im Nett, will fluchen — aber auf wen? Auf Wojtech? Der hat ja nicht gewußt, was er mir wegnimmt. Die Kathinka? Ja, wer bin ich und wer der Andere? Alles ist fort und verloren — das Mädels, der Freund, und ich steh' da, wie der dumme Narr, über den man lacht . . .

„Das war an einem Samstag. Am Sonntag geh' ich in die Kirche.

Da war sie auch und so schön und nobel, daß ich mich kaum traue, sie anzusehen. Sie hat nicht den Rock getragen mit vielen Falten, daß es bei jedem Schritt rauscht und knittert, wie ihn die Weiber bei uns haben; sondern ein Vischen städtisch war sie angezogen und keine Gräfin kann feiner sein. Pawelkl kommt auf mich zu und grüßt mich ganz wie früher; ich muß ihm antworten und die Gurgel ist mir voll und ich wüßte nur so an etwas; er giebt mir die Hand und ich möcht' ihm eins vor die Brust geben. Auch sie thut's; die Schamlose! Andere beglückwünschen mich, und ich bin im Rudel drin, in der Kirche; kann nicht frei werden, und ich möchte am liebsten allein sein. Und unterm Gottesdienst muß ich immer zur Kathinka hinüberschauen und merke erst, wie gern ich sie habe. Gewiß, ich habe beim Militär Manche gehabt; nun ja, ich war ein hübscher Aursch. Aber was ist Liebe beim Militär? Aufbesserung der Menage. Das aber, spür' ich erst jetzt, das war ganz etwas Anderes.

„Und dabei — nicht einmal ausweichen kann man sich in so einem Nest. Man hört von einander, man trifft sich und ich werde immer zorniger und weih nicht, wem ich's abzahlen soll. Man hat mir Unrecht gethan; ich aber kann's Niemandem zurückgeben und ich muß sogar schweigen darüber. Ohne dies, ein Ausgedienter paßt nicht gleich in's Dorf. Ein Feldwebel schon gar nicht; der befiehlt und das lann kein Knecht, wie ich es geworden wäre, stehe ich wieder ein. Im Winter nimmt man auch gewiß Keinen auf, was soll der Bauer mit ihm, wenn es keine Arbeit giebt? Was aber mit der Zeit anfangen? Manchmal geht man in die Stadt, zum Wochenmarkt; aber da muß ich denken, wie das früher einmal war, und das macht mir ein böses Herz. So lieg' ich denn den ganzen Tag auf der Ofenbank, rauche Pfeifen, esse, und frage nicht, woher die Mutter das Geld nimmt für Alles. Sie aber traut sich nicht, mir ein Wort zu sagen, und wie ihr einmal die Mtwohnerin zuredet, sie soll mich doch zur Arbeit bringen, seufzt sie nur: ‚Soll er glauben, er ist nur zu viel? Ich habe ja nur ihn. Da schind' ich mich halt noch mehr.‘ Und mich rührt das gar nicht, sondern ich nehm' einen Besenstiel, reich' ihn in die Küche und rufe der Alten hinaus: ‚So, gehört hast Du's jetzt. Und wenn Dil nicht gehen willst — da hast Dein Reitpferd, alte Here!‘ So schlecht war ich damals; und wie sie zetert, da Hab' ich gelacht, gnädiger Herr!

„Am Abend aber reck' ich mich immer eine halbe Stunde und gehe fort. Wo unsere Gemeinde rührt an eine Andere, wo früher, ehe man sie

ZonneN'Aufgang, ^

vertheilt hat, die beiden Hutweiden zusammengestoßen sind, dort steht ein Wirthshaus und das heißt auf der Grenze. Dorthin bin ich gegangen und habe getrunken, bis man mich fortgeschickt hat. Am Sonntag war Tanzmusik; da hat der blinde Franz die Zieh-Harmonika gespielt. Die hör' ich gar gerne, und wenn sie so näseln, dann denk' ich an den Herrn Katecheten, wie der uns immer ganz durch die Nase ermahnt hat, wir sollen gottesfürchtig und tugendhaft sein und uns geliebte Kinder in Christo heißen; und dann, wenn sie schnarrt, fallen mir alte Weiber ohne Zähne ein und ich muß lachen. Also, dazu haben wir getanzt und ich war toller, als Alle; ist gerauft worden, so war Keiner so wild, wie ich. Und allein fortgegangen bin ich auch nur selten, es hat sich immer Eine gefunden, die ich begleiten darf. Ein Vieh lebt nicht dümmer in den Tag hinein, gnädiger Herr, sündigt nicht mehr, ohne es zu wissen oder sich zu schämen. Was schämen! Ordentlich stolz war ich und dachte mir: ‚Der zeigst Du, was sie Dir gethan hat. So ein braver Bursche warst Du und setzte Und in der vielen, langen Zeit, wenn ich herum gehe und der Kopf thut mir weh — da Hab' ich erst Gedanken gehabt — der Teufel hat sie nicht schlechter! ‚Also, der Winter ist Heruni, ich weiß nicht, wie? Man fängt zu ackern an, und ich rühre keinen Finger. Meine Mutter seufzt und arbeitet sich das Leben vom Leib herunter, ich schau zu, geh' in keine Kirche, wie ein Heide. Da stellt mich einmal der Herr Pfarrer — der so durch die Nase spricht — ich muß ihm versprechen, ich komme nächsten Sonntag in die Messe. Da predigt er — jedes Wort hat auf mich gepaßt und auf das, was mir ist. Die Leute zischeln; ich spüre, man zeigt auf mich. In mir kocht's, und, wie der Gottesdienst vorüber ist, da thu ich erst recht hochmüthig. Ich gehe auf die Mädeln zu, die beisammen stehen: rechte Antwort hat Keine, nicht einmal die, die sich sonst von mir begleiten läßt. Aber da war die schwarze Theresa; mit der will Keiner vor den Leuten was zu thun haben, weil sie sehr schlecht ist. Ich hänge mich mit ihr ein; sie lacht mit dem ganzen Gesicht und so spazieren wir auf dem Kirchenplatz. Hinter uns wifpern sie; und auf einmal höre ich in meinem Nucken eine tiefe Stimme, die ich nur zu gut kenne: ‚Pavelka, well hat er's gebracht. Dein Freund! Von der Mutter läßt er sich füttern und mit der da geht er am helllichten Tag! ‚Ich dreh'mich um; da sind der Wojtech und die Kathinka. ‚Theresko,' sag' ich, ‚bist besser, als die, welche über Dich schimpfen', und laß' doch ihren Ann los. Der Wojtech aber kommt auf mich zu, und redet auf mich ein, ich soll wieder bei ihm eintreten. ‚Nein,' sag' ich. »Brüderchen,' meint er, ‚was hast Du nur gegen mich? Ich werde Dich halten, wie Du es Dir verlangen kannst, und will Dich gut zahlen.' ‚Ich brauch kein Geld." Da mischt sich die Kathinka ein: »Natürlich. Wozu? Und wenn seine Mutter das Betteln muß, was er braucht, der Fresser, was geht das ihn an?' Da werd' ich wild: ‚Du,' ruf' ich und fchüttel' ihr die Faust voi^m Gesicht, ‚Du schweig' mir nur. Du Schlechte!

12 I- I' David in Wien.

Pfui! Und spei' aus vor ihr. Der Wojtech will auf mich los: ‚Meinem Weib thust Du das?‘ ‚Ja, well sie's verdient.‘ Er hebt den Arn,. Da kreifcht hinter mir nieine Mutter, man trennt uns und wir drohen uns nur vom Weiten und mit rothen Gesichtern.

„Den Nachmittag geh' ich auf den Hof von» Pawelka los. Gut angezogen, damit ich wein gleich sehe und fest entschlossen, mit ihm zu rechnen. Er ist nicht zu Hause oder läßt sich nicht sehen. So streich' ich durch den tiefen Hohlweg mit den starken Karrengeleisen, der an der Seite ist, und fühle, wie mein Haß immer stärker wird. Da kömmt etwas auf mich zu: eine Frcm. Mein Herz schlägt, ineine Augen schwimmen: es ist die Kathinta. Vor mir bleibt sie stehen — wir sind ganz versteckt vor den Leuten durch eine alte Linde — und schaut mich mit ihren schwarzen Augen an. ‚Ich Hab' Dich gesehen, und bin gekommen, D'.ch etwas zu fragen. Du hast mich schlecht geheißén: Warum?‘

„Ich stamvf mit dem Fuß: ‚Weil Du's bist.‘

„„Sag's noch einmal', und sieht mich schärfer an.

„„Weil Du's bist. Zu schlecht für den Teufel,' und ich werde roch im Zorn.

„Sie athmet. Blitzschnell hebt sie die Hand und eh' ich etwas ahne, schlägt sie mich ins Gesicht. Ich taumel' vorwärts, brüll' auf, hol' aus, ehe ich aber noch die Faust hoch habe, springt sie mir an den Hals. Wie eine Katze. Küßt mich dorthin, wo sie mich hin geschlagen hat, und ich höre, wie sie nur ganz, ganz leise und so heiß, daß mir das Blut siedet, in's Ohr flüstert: „Du Narr! verdient der nicht Schläge, der auf einem Hof nicht dienen will, wo ihn die Bäuerin gern hat? Heut' Nacht, vor 12 Uhr, in» Garten', und läßt mich los, fährt zurück, noch eh' ich wieder bei mir bin. Verschwindet im Hof; behend wie eine Natter ...

„Ich steh' allein da, greife mir nach dem Kopf, ob ich wach bin. Also, ich bin's wirklich, nicht einmal getrunken Hab' ich den ganzen Tag. Das war damals nicht so oft, daß ich's nicht wissen konnte. Und doch taumel' ich, mir flirrt Alles und blendet mich, und erst nach einem Weilchen erkenn' ich, wo ich mich finde. Ich seh mich um; Niemand in der Nähe. Alles still. In Pawelkas Hof ist es ganz öd' und einsam; nur die Spatzen kreischen und eine ganz schwarze Katze liegt faul in der Sonne, dehnt sich, schleicht darnach hübsch und zierlich weg und mir fällt dabei etwas ein, aber so dunkel, daß ich gar nicht sagen könnte, was es war. Ich schau' nach der Sonne und kann nicht bestimmen, welche Zeit es ist; erst, wie ich an die Kette gerathe, fällt mir ein, daß ich mir doch für mein erspart Geld eine Uhr gekauft habe. Es ist fünfe darauf gewesen; aber noch ehe sie wieder im Sack ist, Hab' ich's schon wieder vergessen. Noch bald sieben Stunden, sag' ich für mich. Was mit denen anfangen? Unter Menschen? Ich taue heute gar nicht dafür. Und so mach' ich mich denn in unsere Hütten, leg'

Sonnen'Anfang.

mich auf die Ofenbank und versuche, nichts zu denken, und es will mir doch gar nicht gerathen.

„Bald darauf wirds dunkel. Meine Mutter bringt das Nachtesen und wie sie dann beim Saubermachen rumort, thut's mir im Kopf weh. Sie legt sich schlafen, kniet zuvor vor dein Bild der schwarzen Mutter Gottes nieder und betet. Ich bleibe wach auf meiner Ofenbank und paffe vor mich hin. Die alte Uhr mit dem Zifferblatt von Porzellan — es sind zwei Liebesleute darauf gemalt, und er giebt ihr einen Rosenstrauß, größer als sein Kopf — tickt so furchtbar laut, daß ich sie stellen will. Aber, fällt mir ein, dann wird's M gar nie zwölf Uhr. Das ist dumm, dümmer als duinm, aber ich kann den Einfall durchaus nicht loswerden. Der Nachtwächter hebt sein Getute an; hat der Kerl eine Gewalt in der Lunge, sag' ich mir, man möcht' ihn umbringen, so viel lärmt er. Und dabei ist es erst neun Uhr.

„Bald darauf wird es lichter. Der Mond geht auf, da fällt ein schwaches Helles in die Stube; gerade auf den Kopf meiner Mutter und auf die rothgestreiften Polster, in denen der ganz versunken ist, daß man das kleine Gesicht mit der kleinen Nase kaum sieht. Sie seufzt davor und ich erschrecke — wenn sie jetzt aufwacht? Geht Dich nichts an, will ich mir einreden, bist alt genug und stehst selber für das, was Du anstellst. Aber, wenn drüben wer Anderer nicht schlafen kann, wann er soll? Was dann? Mir wird heiß in der Stube mit den zugemachten Fenstern, so warm die Nacht ist, und ich trau' mich wieder nicht, in's Freie zu gehen. Sie hat sich geplagt für Dich, das alte Weib, fag' ich mir; Du sollst ihr ihre Ruh lassen, so lang Du kannst und ärger' nrch über mich selber, daß ich überhaupt hier bin und nicht nach der Grenze. Aber da hätt' ich zu weit gehabt bis zum Hof vom Wojtech. Und jetzt erinner' ich mich' daran, wie gut wir gewesen sind, so lange Jahre, ehe uns die dazwischen gekommen ist, die nie hätte herkommen sollen. Ich muß seufzen, und wie zur Antwort stöhnt meine Mutter. Hast Ursache, flüster' ich für mich; denn wie kann's jetzt werden? Läßt sich's der Wojtech gefallen? Gewiß nicht. Kann's verschwiegen bleiben? Schon gar nicht. Was dann? Aber davor hüt' ich mich noch, darüber zu speculiren.

„Es wird so zehn. Noch zwei Stunden, sag' ich mir, will mich freuen und kann's nicht. Warum? Es ist doch nicht der erste Gang, den ich so gehe. Aber sonst war ich fröhlich und heute kann ich es nicht werden. Ist doch Eins wie das Andere. Nein, muß ich mir antworten, das waren Mädchen und ein Mädchen gehört dem, dem sie sich giebt. Sie betrügt Niemanden, weil sie sich Niemandem zugeschworen hat. Ein Weib aber doch, und ich sag' mir das Gebot her, wie ich's in der Christenlehre gelernt Hab' und kann's gar nicht loskriegen. Dummheit, mein' ich dann, daß man das noch einmal verbietet. Steht denn das nicht auch schon in ‚Du sollst nicht stehlen? Ein Sack Erdäpfel oder ein Weib, ist das nicht im Grund das-selbe? Nur viel mehr liegt an dein, wie am Anderen. Und wenn's meine

^ I. I. Davit» in Wien.

Mutter meinem Vater gethan hätte? Ich müßte sie hassen, weil ich nicht wissen möchte, wem ich denn eigentlich gehöre.

„Sie schläft jetzt auch gerade die Nacht so sehr unruhig. Gerade ächzt sie wieder ‚Jesus, Maria und Josefs Sie könnt' es nicht trauriger thun, wenn ich todt wäre und man bringt mich ihr getragen. Und setzt: ich bin gegangen und der Wojtech trifft lins. Oder er trifft uns nicht: es wird aber laut nach einer Zeit. Was geschieht? Entweder er erschlägt mich und hat Recht. Oder ich erschlag' ihn und ich bin auch der Stärkere. Darnach bin ich aber so todt, wie er es nur sein kann, und die alte Frau vor mir, die auf mich hofft, wenn ihr die Hände nicht mehr mitthun wollen, hat gar Niemanden mehr auf der Welt. Sie aber, die Schlechte, die das Alles angestiftet hat, lebt in aller Ehre und ist die reiche Bäuerin. Steht sie dafür? Nein gewiß nicht und mir wird so weich zu Muth dabei, daß ich mir sehr leid thue. Ich will mein Vaterunser hersagen, damit ich nicht mehr grübeln muß und das Stückel Zeit fort geht. Aber ich bring' es nicht zu Ende — da steht's auch: Herr führe uns nicht in Versuchung. Und schon wie ich die Hände falte, wird mir's klarer und leichter: ich gehe nicht. „Es wird nie ganz dunkel. Draußen bläst es eilf Uhr; mich reißt's wieder. Ich zwing' mich und doch steh' ich auf und tappe mich zur Thür. Da richtet sich die Mutter auf und schaut sich erschreckt um, aufgewacht vom Geräusch, leichtschläfrig und ängstlich, wie sie ist. ‚Bist Du's, Josef?' Ich bin's/ ‚Mir hat geträumt, so schrecklich, wie noch nie' und sinkt zurück. Die Augen aber sind noch immer offen, weil offen und halten mich. Ich setz' mich nieder und stopfe mir beide Ohren zu, damit ich nicht höre, wie die Uhr tickt, schnell und immer schneller. Und jetzt — da bläst er zwölf Uhr! Ich möcht' am liebsten aufschreien — es ist zu spät, ich kann nicht mehr hin und ich bin erlöst! Und dann wieder — vielleicht erläufst Du es noch: sie wartet. Sei kein Narr, VroZik. Man möcht' weinen und sich selber prügeln und weiß gar nicht, was man will. Aber, besser ein Narr als schlecht. Der Herrgott selber hat es nicht wollen. Aber, gnädiger Herr, es war eine lange Nacht.“

Er holte tief Äthem und klopfte bedächtig seine Pfeife aus. Ich sah nach der Uhr. „Ich bin gleich fertig, gnädiger Herr. Also: ich weiß, im Dorf kann ich nicht mehr bleiben. Sie wird mich verfolgen, weil sie mich fürchten muß und der Pawelka wird meiner Mutter anthun, was er nur kann. Ich muß fort, und das macht mich traurig, fort, und bin kaum hier. Aber wohin? Was anfangen? Das weiß ich noch nicht. Aber mir wird schon was einfallen, stark, gesund wie ich bin. Gemartert haben mich diese Sorgen freilich noch genug und ich konnte nicht in Ruhe kommen, wenn ich mir vorstelle, für wie lang ich vielleicht weg soll. Was sein muß aber, da hilft nichts dagegen. Und wie meine Mutter aussteht, noch zeitlicher als sonst, weil sie waschen will, sag' ich ihr's. Sie weint und lamentirt; aber

Sonnen'Anfgang.

endlich, es ist doch das Beste und ich geb' nicht nach. Meine Sachen soll sie mir in die Stadt nachschicken, ich aber mach' mich fort in aller Frühe.

„Es mar noch recht finster. Ich muß am Haus vom Pawelka vorüber und da kommt mir das Lied in den Sinn und ich sing' es. Sie kennen es gewiß, gnädiger Herr, das:

Meine Hütt' verfallen ist,

Drein liegt Sonnenschimmer:

Die mir lieb von Allen ist,

Sagt, sie will mich nimmer!

„Es paßt mir zwar nicht ganz, taugt mir aber gerade. Darnach komme ich auf die Straße. Sehr viele Sterne stehen am Himmel und geben ihr Licht und wie es Heller wird und Heller, da schleicht sich einer nach dem Anderen. Wie Schulbuben, welche lärmten, wo sie es nicht dürfen und der Herr Lehrer kommt. Und dann wird's roth, erst ganz schwach, wie ein Mädel das sich schämt und weiß noch nicht recht warum — und jetzt schlägt's ihr in's Gesicht — jetzt weiß sie's. Mir aber wird ganz frei; ich hebe die Hände zur Brust und habe recht fromm gebetet. Mein Vaterunser — nichts stört mich. Damach aber schnipp' ich mit den Fingern und schau' rückwärts, froh, gnädiger Herr, ganz froh und glücklich, und bin's geblieben. Sechs Jahre darnach noch beim Militär, dann beim Postmeister. Ich habe keine traurige Stunde gehabt, Herr! Ich habe, was ich brauche, erspar' mir etwas. Will ich Heirathen, so kann ich's, und ich werd' es, und muß mich nicht fürchten, Roth zu leiden und auch sonst nichts! Und seit dem Tag Hab' ich das im Brauch, wonach der Herr gefragt hat, ich will es weiter so halten!“

Er trank aus. Um uns mar es lebendig geworden. Draußen rief der Thürhüter mit hallender Stimme die Stationen aus, nach denen der Zug sollte. Es drängte sich um uns; ich trat hinaus. Die Schienen glitzerten ganz blendend. Josef folgte mir mit meinem Gepäck. Mit gewaltigem Aechzen kam der Eilzug. Ich stieg ein: „Mit Gott, gnädiger Herr!“ rief er mir nach. Ich hielt ihm die Hand hin: „Mit Gott, Josef!“ Er schlug ein und die Locomotive zog an. Ich sah nach ihm zurück; er stand zwischen den Geleisen, hielt die Hand beschirmend vor die Augen und winkte mit dem Hut. Er verschwand nur; rascher und immer rascher gings. Dorf um Dorf verflog und auf reifende Saaten flammte eine jähe und mächtige Sonne nieder. Ich aber mußte unablässig jener anderen Sonne gedenken, die einmal, vor Jahren aufgegangen mar in einer zerrütteten und von arger Wirrnih heimgesuchten Seele, die einem von peinigenden Beklemmungen heimgesuchten Herzen Frieden herausgeführt und ein Glück — nur bescheiden, aber rein von Vorwurf und von Reue . . .

«o^» und Sud,, I.VII. leg

Ferdinand Lassalles Tagebuch.
Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

Paul Lindau

^lie Aufzeichnungen, die wir im Nachstehenden veröffentlichen, dürfen in mehr als einer Beziehung das Interesse der weiteren Kreise unserer Leser in Anspruch nehmen. Es sind die Tagebuchblätter eines ungewöhnlich begabten jungen Menschen auf der Schwelle, die vom Alter des Knaben zu dem des Jünglings hinüberführt. Der Hauptwerth dieser Aufzeichnungen beruht in der vollsten Aufrichtigkeit. Dieser Halb-Knabe, Halb-Jüngling ist Ferdinand Lassalle — Lassal, wie er sich damals noch schrieb, die französische Schreibweise seines Namens nahm er erst nach seinem Pariser Aufenthalte im Jahre 1846 an.

Das Tagebuch beginnt mit dem 1. Januar 1840 und endet in:

Frühjahr 1841., Ferdinand Lassalle, geboren am 11. April 1825, hatte also zur Zeit, als er die ersten Seiten füllte, das fünfzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht, und schrieb als kaum Sechszehnjähriger die letzten Seiten.

Aber dieser Zeitraum ist einer der wichtigsten für seine Entwicklung.

Lassalle ist auf dem Magdalenen-Gymnasium zu Breslau Secundaner.

Alle möglichen Widerwärtigkeiten machen ihm den Aufenthalt im elterlichen Hause und in seiner Vaterstadt mühslich, und er selbst bestimmt seinen

Vater dazu, ihn auf die Handelsschule nach Leipzig zu schicken. Dorthin

begibt er sich im Mai 1849. Während seines etwa ein Jahr dauernden

Aufenthaltes in Leipzig als Handelsschüler wird ihm klar, daß er als Kaufmann unglücklich werden würde. Und er erkennt mit unheimlicher Deutlichkeit

Ferdinand Lassalles Tagebuch. — <?

seine Zukunft in der agitatorischen Thätigkeit des Wissenschafters. Er weiß seinen Vater dazu zu bewegen, ihm zu gestatten, die unterbrochenen Gymnasialstudien wieder aufzunehmen, um sich der Wissenschaft zu widmen. Das Tagebuch behandelt also das letzte Vierteljahr seiner regelmäßigen Gymnasialstudien in Breslau und die Episode der Handelsschule in Leipzig.

Wäre der junge Mensch, der fast regelmäßig am Abend alles Bemerkenswerthe seines Daseins verzeichnet hat, auch ein weniger bedeutender Mann als Ferdinand Lassalle, so würden diese schriftlichen Selbstgeständnisse, diese unbelmschten Herzensergüsse, doch von nicht geringen» psychologischen Werthe sein. Man sieht in der That, wie sich hier ein Charakter bildet, wie die Keime reifen, wie der unsicher umhertastende Knabe allmählich zum entschlossenen Jüngling mit dem Verstande und der Willenskraft eines fast reifen Mannes wird. Es ist das Werden eines Menschen, das uns hier in naivster und glaubwürdigster Weise veranschaulicht wird. Und dieser Mensch ist Ferdinand Lassalle!

Schon hier im Zustande des Werdens und in der Unfertigkeit heben sich in schärfsten Umrißlinien alle jene Eigenthümlichkeiten des Charakters und des Temperamentes ab, die fpäter die bezeichnenden Eigenthümlichkeiten des reifen Mannes sein sollten. Immer schärfer und kantiger tritt die Eigenart dieses seltsamen Menschenkindes hervor. Und mit einer Klarheit, die, ^wenn man an das Alter des Schreibers denkt, geradezu unheimlich wirkt, sieht dieser knabenhafte Jüngling seine ganze Zukunft vor sich. Ja, es geht durch diese Tagebuchblätter schon ein dumpfes Ahnen des verhängnißvollen Endes. In dieser Beziehung sind die in Leipzig geschriebenen Blätter aus der zweiten Hälfte des Jahres 1840 und Anfang 1841 in höchstem Grade beachtenswerth.

Die während der Secundanerzeit in Breslau gemachten Aufzeichnungen des kaum fünfzehnjährigen Knaben befassen sich noch nicht oder wenigstens nicht bewußt mit den kommenden Tagen. Hier lernen wir das Kind im Hause der Eltern und den Schüler des Gymnasiums kennen. Aber wie Lassalle in seiner Reife das Geheimniß besessen hat, durch alle seine Handlungen die Theilnahme auch der Niderstrebenden zu erzwingen, so fesseln uns immer wieder und wieder all' die kleinen Geschichten, die Lassalle von sich und seiner nächsten Umgebung zu erzählen hat. Und aus diesen Berichten entsteht mit handgreiflicher Anschaulichkeit das Bild dieses frühreifen, heißblütigen, mit allerhand Liebenswürdigkeiten und recht bedenklichen Unarten ausgestatteten Jungen. Wir sehen nicht nur ihn, wir sehen auch seine ganze Familie lebhaftig vor Augen. Wir lernen seinen Umgang genau kennen. Und wir haben das bestimmte Gefühl: fo muß es, genau so, in den wohlhabenden Breslauer Kaufmannsfamilien zu jener Zeit ausgesehen haben. In unseren Tagen des geschmacklosen und wüsten Antiseluftenthums ist es fast bedenklich, bei der objectiven Schilderung einer Persönlichkeit das Confessionelle hervorzuheben. In diesem Falle aber würde

I.8 Einleitung von j?aul Lindau.

es ein Verstoß gegen die Objektivität sein, darüber vorsichtig Hinwegzugleiten. Nur aus der Mitte des provinziellen Judenthums heraus, so, wie es Lassalle schildert, und so, wie es unbewußt zu Dutzenden von Malen zum Durchbruch kommt, ist dieser Ferdinand Lassalle vollkommen zu begreifen. Lassalle selbst bezeichnet sich wiederholt als einen echten vollblütigen Juden — nicht als einen von der nachgiebigen demüthigen Sorte, der sich schinden und placken läßt, er gehört zu den kampfeslustigen, zu den thatkräftigen und revolutionären Juden —, der die Schmach, die seinem Volke angethan wird, tief empfindet, und der wie der Maccabäer Einer in der Tiefe seines Herzens den Wunsch trägt, mit dem Schwerte in der Hand gegen seine Verfolger aufzustehen. Er würde „selbst das Schaffot nicht scheuen, könnte er die Juden wieder zu einem geachteten Volke machen.“ (Siehe 2. Februar.)

In den, Verhältnis; zu seinen Eltern, mit denen er in vielen Punkten durchaus nicht einverstanden ist, über die es sogar an starken Worten nicht fehlt, zeigt sich doch immer wieder der eigenthümlich schöne Zug der tiefsten pietätvollen Verehrung und des unbedingten Gehorsams. Im elterlichen Hause leuchtet nicht immer die Sonne des Friedens. Lassalles Vater, Heymann Lassal, ist ein kleiner Haustyrann, ungeduldig und nervös. Ferdinand deutet das an vielen Stellen in unverkennbarer Weise an. Aber er fügt regelmäßig sogleich, als ob er das Bedürfnis; fühle, sich wegen seiner Pietätlosigkeit zu rechtfertigen und das unwillkürlich ausgesagte Herbe zu beschwichtigen, die sicherlich durchaus redlich gemeinten Bethuerungen seiner unbegrenzten Liebe und Dankbarkeit für den guten, sorgenden und nachsichtigen Vater hinzu. Es giebt viel Streit in der Familie. Die Schwester Friederike befindet sich in einem Zustande chronischer Gereiztheit, und der ist eigentlich erklärlich. Sie ist mit einem gewissen T. so gut wie verlobt gewesen. Die zärtlichsten Briefe sind zwischen den jungen Leuten gewechselt worden. Das Verhältniß hat sich gelöst, und der frühere Bräutigam T. benimmt sich in unzartester Weise. Er zeigt die Briefe Friederikes in der Stadt herum und bereitet seiner früheren Braut und deren Familie, vor Allein dem Vater, den schwersten Kummer. Inzwischen hat sich Friederike mit einem Vetter, Ferdinand Friedländer, der sich später Friedland nennt, verlobt. Dieser ist nach Paris gegangen, und die Abwesenheit des Bräutigams benutzen die übrigen Mitglieder der Lassal'schen Familie, die dieser Partie nicht grün gesinnt sind, dazu, um Friederiken gegen denselben einzunehmen. Eine Weile wird sie auch schwankend, und neue Verheirathungscombinationen erscheinen auf dem Platz?. Aber schließlich bleibt Friederike doch standhaft und erwartet die Rückkehr ihres Bräutigams aus Paris. Dieser von der Familie schweigsam und laut gemißbilligte Brautstand macht das Haus des alten Lassal zu einem wenig gemüthlichen. Die Geschwister, Ferdinand und Friederike, vertragen sich schlecht. Zwischen den Eltern kommt es oft

Ferdinand Iafsalles Tagebuch. ^9

zum Streit. Der Alte, der ein recht vermöglicher, aber nicht gerade reicher Mann ist, ist in allen seinen Rechnungen außerordentlich genau und ärgert sich namentlich darüber, wenn sein Sohn für Kleidung zuviel ausgiebt. Wegen einer solchen Toilettenfrage entspinnt sich zwischen Vater und Sohn einmal ein sehr heftiger Streit. Der alte Heymann prügelt seinen Jungen gehörig durch, und dieser fühlt sich in seinem Stolz so gekränkt, daß er beschließt, seinem Leben ein Ende zu machen. Er wird von seinem Vater daran verhindert, und dieser scheint nun wirkliche Reue wegen seiner übertriebenen Heftigkeit zu empfinden und überschüttet Ferdinand mit Beweisen der väterlichen Liebe und Zärtlichkeit.

Die Sprache im Hause Lassalles hat durchaus den Charakter seiner Herkunft, so daß zahlreiche Wörter und Wendungen in seiner Darstellung mitunterlaufen, zu deren Verständniß man den Rath eines der hebräischen Sprachkundigen einholen muß.

Es ist übrigens bemerkenswerth, wie die Altklugheit in dem jungen Burschen, man möchte sagen: geflissentlich großgezogen wird. Und er zeigt sehr deutlich die bei halbwachsenen jungen Leuten übrigens keineswegs seltene Neigung, mit Vorliebe den Verkehr mit Aelteren und Reiferen aufzusuchen, wenn er auch mit seinen Mitschülern und Altersgenossen nebenbei immer in regstem Verkehr bleibt. Aber zu den Aelteren, namentlich zu denen, die ihn für voll nehmen, wie Dr. Schiff und Borchert, fühlt er sich vor Allem hingezogen. Der erste consultirt den noch nicht Fünfzehnjährigen in einer galanten Liebesgeschichte, und Ferdinand giebt dem jungen Doctor gute Rathschläge, wie man sich Frauen gegenüber zu benehmen habe, deren Gunst man erwerben wolle. Mit Borchert behandelt er die ernsthaften Fragen des Berufs und dergleichen. Wer vor Allem wird ihm von den Seinigen in der Familie eine Stellung eingeräumt und eine Bedeutung beigelegt, die bei der Jugend Ferdinands sehr seltsam erscheint, um so seltsamer, als dasselbe Kind, dessen Stimme im Familienrathe eine große Beachtung findet, nebenher wieder wie ein dummer, ungezogener Junge behandelt wird. In der Angelegenheit aber, die die Familie zu jener Zeit am tiefsten bewegt, in der Frage, ob Friederike ihren Vetter Ferdinand Friedländer heirathen soll oder nicht, wird die Stimme des jungen Bruders nicht nur gehört, sie findet auch die ernsthafteste Beachtung. Mit befremdlicher Nüchternheit und Geschäftlichkeit erörtert der junge Ferdinand mit den Seinigen für den Fall der Auflösung der Verlobung Friederikes mit ihrem Vetter die Eventualität einer anderen Verbindung. Er kennt ganz genau die Vermögensverhältnisse des neuen Heirathscandidaten, und er folgert aus den ihm bekannten Thatfachen die Forderungen, die Jener wohl aufstellen würde. Er berechnet sodann, was der Vater seiner Schwester geben werde, warnt die Mutter vor übertriebenen Opfern und schätzt die äußeren Vorzüge und die Bildung seiner Schwester auf zehntausend Thaler. (6. Februar.) Kurzum, er zeigt in dieser Sache, die mit voll-

20 Linleitung von j)aul linoau.

koininener Poesielosigkeit behandelt wird, die Gewandtheit eines handwerksmäßigen Heirathsuermittlers.

Die Bedeutung, die dein Jungen in den wichtigsten Fragen von den Seineu beigelegt wird, die Art und Weise, wie die in den Jahren Vorge-rückteren mit ihm verkehren, sind dazu angethan, die Eitelkeit dieses ungewöhnlich veranlagten und aufgeweckten Halbjünglings zu schüren. Diese Eitelkeit ist in dem jungen Ferdinand in der That schon in hohem Grade entwickelt. Sie wird mit der Zeit geradezu maßlos. Mit Wohlgefallen notirt er, wie eine schöne junge Frau zu seiner Schwester sagt: „Ihr Vruder ist geistreich, und dies sehr,“ und wie diese darauf antwortet: „Wer zweifelt daran?“ (2. Januar.) „Ich hatte noch nicht gegläntzt,“ schreibt er nach einer Gesellschaft. Von einem jungen Menschen, mit dein er in einer Gesellschaft zusammentrifft, sagt er: „Der Esel! Als wenn er, noch dreimal so groß als er ist, zu mir heraufblicken könnte!“ (23. Januar.) Ebenfo verzeichnet er mit Freuden die Acuherungen eines etwas Aelteren, der zu ihm sagt: „Sie sind ein witziger Kerl, weit gcscheidter, als Ihre Jahre vermuthen lassen. Wenn Sie fünf Jahre werden älter, da wird es die Welt nicht mit Ihnen aushalten.“ (15. Februar.) Er wundert sich darüber, daß einige seiner Mitschüler, „die nur doch, wie ich selbst sagen muß, an Talent, Auffassungsgabe, Genie, Veurtheilungskraft, Verstand, Geist nachstehen — und dies so weit!“ — gute Zeugnisse bekommen, während die seinigen recht unbefriedigend ausfallen. (21. Februar.) Und er vergleicht sich inmitten seiner Schüler mit dein feingebildeten Römer, der, unter wilde Völkerschaften verbannt, wehmüthig darüber klagt, daß er als Barbar gelte, weil er von ihnen nicht verstanden werde. Von dem Eommis seines Vaters sagt er: „Ich bin ihm unendlich überlegen außer an Eorpus, an Bildung, Tournüre, Geist, Verstand, Geld, Ansehen. (1. März.) Solche Aeüßerungen eines für einen so jungen Menschen doch seltenen Selbstbewußtseins kehren noch häusig wieder, lind es wäre wirklich nicht nützig gewesen, den uou seiner körperlichen und geistigen Ueberlegenheit mehr als nützig durchdrungenen Jungen noch durch übel augebrachte Comvlimente in seinem Selbstgefühl zu stärken. Aber nicht nur schöne junge Damen sagten ihm iu's Gesicht, daß er ein ganz merkwürdig kluger und geistvoller junger Mann sei, auch verständige Männer geizten mit ihrem Lobe nicht. Am 24. März hatte er eine Unterredung mit Borchert, der ihm in's Gesicht sagt, er sei kein gewöhnlicher Knabe: „ich sei genial, und es würde ihn um so mehr schmerzen, wenn mein Geist eine falsche Richtung nehme.“ Lassalle fügt hinzu: „Nim ist dieser Borchert ein Mensch, dem ich mehr glauben kann, als jedem Andern, weil er nicht schmeichelt. Zudem ist er ein Mann, der im höchsten Grade den 86N8 eommun besitzt. Dr. Schiff hat mir dasselbe versichert. Ich werde anfangen es zu glauben.“ Diese Schlußworte sind in ihrer gewollten Naiuetät nicht ganz aufrichtig. Er war längst von seiner Bedeutung tief durchdrungen.

Ferdinand Lassalles Tagebuch. 2^

Wie schon aus einigen Worten in den vorher angeführten Aeußerungen Lassalles ersichtlich ist, bildet sich der junge Mann nicht nur auf sein Genie und auf die Vorzüge seines Geistes sehr viel ein, er ist auch im Aeußerlichen eitel. Er klagt oft über die Beschaffenheit seines Anzugs. Er verzeichnet nicht Wohlgefallen seine Triumphe auf einem Maskenscherze, zu dem er als Amor erscheint, und er freut sich darüber, daß er einen andern Amor durch die Änmuth seiner Erscheinung schlägt.

Aus dieser Eitelkeit erklären sich viele andere Unarten: sein vorlautes Wesen in der Gesellschaft Aelterer, seine Lust am Krakehlen, seine Aufsässigkeit gegen die Lehrer. In jeder größeren Gesellschaft kommt es zwischen dem jungen Ferdinand und irgend einem andern, weniger schlagfertigen und unbeholfenen Gaste zu einem kleinen Skandal, und die Sache verläuft immer so, daß Ferdinand maßlos ausfallend wird, den Andern blamirt und zu einem demüthigen Friedensschlusse zwingt. Auch mit einen« Fremden den er im Circus trifft, bändelt er an, mit einem Herrn mit einer Reitpeitsche in der Hand, „der ich gern zu einer näheren Bekanntschaft mit seinen Ohren verholffen hätte.“ (5. April.) Und vorlaut war er auch in der Schule. So schrieb er auf eine seiner natürlich schlechten Censuren: „Wahrheit und Dichtung.“ (28. Februar.) Und er scheint sich noch darüber zu wundern, daß er deswegen vom Lehrer einen Rüffel bekommt.

Er ist überhaupt ein mifempler Schüler. Er besitzt eigentlich alle Eigenschaften, die einen schlechten Schüler ausmachen. Sein Betragen läßt nahezu Alles zu wünschen übrig. Er betrachtet die Lehrer als seine geschworenen Feinde und beklagt sich beständig darüber, wie ungerecht er behandelt wird. Wir sprechen immer nur von seiner Breslauer Gymnasialzeit. Wir werden sehen, daß sich das Spiel auf der Handelsschule in Leipzig noch fortsetzt und verschärft. Daß die Lehrer ihm nicht wohlgesinnt sind, ist durchaus erklärlich. Es kann ihnen nicht entgehen, daß ihr Schüler ungewöhnliche Verstandesgaben besitzt, eine leichte Auffassungsgabe, ein ausgezeichnetes Gedächtniß, eine für seine Jahre höchst beachtenswerthe Schärfe des Urtheils. Den: entsprechend sollten auch die Leistungen sein. Diese lassen aber sehr viel zu wünschen übrig. Denn der junge Ferdinand ist namenlos faul. In dem ganzen Tagebuch, in den« er alles Mögliche mit vollkommenster Genauigkeit verzeichnet, findet sich auch nicht eine einzige Andeutung über eine Schularbeit, die er zu Hause gemacht hat. Was er treibt, wenn die Klasse geschlossen ist, werden wir später sehen. Für die Schule arbeitet er jedenfalls nicht. Seine Exercitien erledigt er in der Zeit, die uns beschäftigt, immer in der Klasse selbst, und zwar gewöhnlich in der Stunde, bevor die schriftlichen Arbeiten abgegeben werden müssen. Er findet es ganz selbstverständlich, daß er die Exercitien nicht selber macht, sondern abschreibt, und er ist empört über die Ungefälligkeit eines Mitschülers, der ihm das Heft verweigert. Mit einer drasti-

,

22 Einleitung von Paul Lindau, sche» Anschaulichkeit, die in jedem eine freundliche Erinnerung an überstandene Schülerleiden auf den Bänken des Gymnasiums wachrufen wird, schildert er seine Leiden und seine Angst, als der erwartete Succurs ausbleibt. (24. Februar.) Während der Stunde selbst ist er zerstreut, weiß gar nicht, wovon die Rede ist, und als er aufgerufen wird, nimmt er seinem Nachbar ganz ruhig das Buch weg und liest aus diesem ab. Er macht sich auch nicht das geringste Gewissen daraus, wenn es ihm gerade paßt, zu schwänzen. An einem Sonntag hat er sich amüsirt. Dienstag und Mittwoch ist die Schule geschlossen. Da schreibt er am Montag: „Heut will ich nicht erst hingehen. Ich bekam Leibscherzen.“ fügt er mit trockener Komik hinzu. (2. März.) Ein andermal geht er zu spät von Hause weg, und um nicht zu spät zu kommen, schwänzt er lieber ganz, sucht einen guten Freund auf, vespert mit diesem, und die jungen Leute spielen Karten. (16. März.) Am 19. März schreibt er: „Ich hatte mir schon längst einmal vorgenommen, zu schwänzen, und that es heut.“ Da sucht er seinen Freund im Geschäft auf und frühstückt mit ihm. Als er zu einer Hochzeit eingeladen ist, schreibt er sich selbst einen Entschuldigungszettel mit der gefälschten Unterschrift seines Vaters, verläßt die Schule schon um zehn Uhr, geht zum Conditor und von da zum Friseur. (23. Januar.) Und dieser ungezogene Bengel wundert sich darüber, daß er schlechte Zeugnisse bekommt. „Conduiten“ wurden diese Zeugnisse auf dem Breslau« Gymnasium genannt. Und da diese nicht nach dem Wunsche des Secundaners ausfielen, und er unangenehme Auftritte mit seinem heftigen und leicht erregbaren Vater fürchtete, so macht er kurzen Proceß. Er fälscht die Unterschriften seiner Eltern. Zunächst unterschreibt er den Namen seiner Mutter. Und er macht einen recht übelangebrachten Witz, indem er sagt, seine Mutter habe ja Procura. Schließlich fällt dem Lehrer auf, daß seit einer geraumen Zeit niemals der Vater unterschreibt, und er verlangt, daß das nächste Zeugniß unbedingt vom Vater unterschrieben werden solle, sonst werde er mit ihm sprechen. Nun bekommt Ferdinand allerdings einige Angst. Aber mit der ihm eigenthümlichen Freude am Deduciren und Spintisiren macht er sich klar, daß er eigentlich sehr wohl berechtigt sei, auch die Unterschrift seines Vaters in diesem Falle zu fälschen. Denn sein Vater nahm die Geschichte viel zu tragisch. Er würde sich viel mehr über ein schlechtes Zeugniß ärgern, als es die Sache verdiene. Und so macht er sich denn schließlich kein Gewissen daraus, auch den gefälschten Namen seines Vaters unter die Censur zu setzen. Es geht ihm durchaus nicht nahe. Er witzelt darüber sogar in recht unverantwortlicher Weise. „Am andern Tage brachte ich meine Censur vom Vater unterschrieben««, nämlich von mir, der ich nach Bedürfnis? Vater, Mutter und Sohn bin.“ (28. Februar.) Diese Fälschungen verübt er seit geraumer Zeit mit bedauerlicher Regelmäßigkeit. Schließlich kommt die Geschichte heraus, und sie ist der eigentliche Grund, daß Ferdinand, der sich auf dem Gymnasium

Ferdinand Lassalle? Tagebuch, 23

zu Breslau nicht mehr halten kann, den Entschluß faßt, Kaufmann zu werden.

Die Angabe der früheren Biographen Lassalles, daß Ferdinand von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt sei, und daß er widerstrebend sich dazu habe gewissermaßen zwingen lassen, wird durch die nachstehenden Aufzeichnungen vollkommen widerlegt. Im Gegentheil, der alte Lassal würde es offenbar lieber sehen, wenn sein Sohn studirte. Aber Ferdinand selbst drängt seinen Vater dazu, ihn aus Breslau fortzunehmen. Er selbst will Kaufmann werden.

In diesem Abschnitt seines Lebens deutet in der That außer einem angeborenen Talente noch nichts darauf hin, daß Ferdinand Lassalle jemals in der Wissenschaft eine Rolle spielen werde. Der Wissensdrang und die Freude an der Arbeit erwachen erst viel später in ihm. Für's Erste erledigt er nothdürftig und unlustig seine Klafsenpensa und fast immer in der Schule selbst. Sobald er die Schule verlassen hat, hat er keine andere Sorge, als die langweiligen Lehrstunden zu vergessen. Er geht spaziren, besucht seine Freunde, kneipt in allen möglichen Conditoreien Breslaus herum und spielt wie eine alte Spielratte täglich stundenlang entweder Billard oder Kartenspiele, besonders Onze-et-demi, Ecartö, Sechsendsechzig und mitunter auch Vierfuß. Auerßdem lernt er noch Whist in der Zeit. Auch im Schach versucht er sich. Im Billard hat er es schon zu einer bemerkenswerthen Vollkommenheit gebracht. Er gewinnt beinahe immer. In den nachstehenden Aufzeichnungen haben wir die meisten Angaben des jungen Ferdinand Lassalle über sein Spielconto gestrichen, sie bieten kein Interesse; wir haben nur diejenigen stehen lassen, die uns charakteristisch erscheinen.

Er ist der richtige Bummelfritze. Man sehe nur, was er an einem einzigen Tage leistet. (18. Januar.) Er spielt zunächst sechs Partien Billard mit einem Freunde, von da geht er zum Conditor, von da in eine andere Wirtschafft, wo zwei Voules gespielt werden, darauf spielt er wiederum drei Partien, dann spielt er noch mit einem Andern wenigstens drei Partien, dann geht er nach Hause, spielt mit der Mutter Ecart6 und schließlich mit einem Hausfreund noch Onze-et-demi. Und so ähnlich verlaufen alle Sonntage. Aber auch an Wochentagen spielt er sehr oft und, nach dem Quantum der Partien zu urtheilen, sehr lange. Wenn er viel verliert, gelobt er jedesmal Besserung, aber die guten Vorsätze halten nicht lange an. Für einen Secundaner ist sein Budget ziemlich reich bemessen; seine Ausgaben an Karten- und Billardgeld, an Consum in den verschiedenen öffentlichen Wirtschafften, namentlich in den Conditoreien, und an Spielverlust sind nicht geringe, und er ist sehr oft in Geldverlegenheit. Er sucht seine Finanzen dann wohl auch auf andere Weise außubessern. In jenen kleinen Tauschgeschäften, die allerorten unter den Schülern gang und

2H Einleitung von j?»ul lindau.

gäbe sind, bewährt er eine merkwürdige Schlaueit und eine kaufmännische Klugheit, die ihn auch zu jener Carriere, für die er sich zunächst bestimmt hat, besonders zu qualificiren scheint. Er tauscht alles Mögliche, Bücher, Uhren u. s. w., und immer mit Gewinn. Er schachert auch mit seiner Mutter. Er taucht von einem Freunde ein Federmesser für siebeneinhalb Silber Groschen und bietet es seiner Mutter für zehn Silber Groschen cm. (29. Februar.) Am Sonntag den 15. März schreibt er freudig auf, daß es ihm gelungen ist, sein Federmesser an Mama zu verkaufen, für zehn Silber Groschen, „zwei gute Groschen Profit.“

Ganz scrupulös geht er übrigens in seinen finanziellen Operationen nicht immer zu Werke. Er leiht ein Buch, das er sehr lange behält, und der Besitzer beansprucht dafür vier Groschen. Er hat das Buch an einen gewissen Bamberger weitergeliehen, und diesem Bamberger „preßt“ er wirklich die vier Groschen ab, wie er selbst schreibt. „Kern aber,“ (der Besitzer) fügt er hinzu, „wird einen Stupp in die Zähne bekommen statt vier Groschen.“ (9. Januar.) Von seinem Vater läßt er sich fünf Silber Groschen für den Pedell geben, giebt diesem aber bloß zweieinhalb. (14. Januar.) Der Leihbibliothekar fordert für einen andern lange behaltenen Band wieder Straf geld. Ferdinand erklärt, daß er durchaus nicht gesonnen sei, dies Straf geld zu bezahlen. „Auf jeden Fall“ bemerkt er dann, „preßte ich Bamberger wieder vier gute Groschen ab.“ (16. Januar.)

Der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, wirkt auch hier verhängnissvoll weiter. Die Fälschung der Unterschrift unter den Zeugnissen nöthigt Lassalle, die Wahrheit den Lehrern wie den Eltern gegenüber beständig zu entstellen. Und so geräth er denn in das gewohnheitsmäßige Lügen hinein. Er schreibt also seinem Vetter nach Paris, daß es um die Verlobung mit Friederiken gut stehe, obwohl er von dem Gegentheil überzeugt ist. (10. Januar.)

Die Zusammenstellung der Jugendsünden, die sich Ferdinand als Secundaner zu Schulden kommen läßt, wirkt in unserer Schilderung vielleicht zu stark. Es sind allerdings böse Dummheugungenstreiche, die Ferdinand Lassalle verübt. Aber daneben spricht aus den Seiten dieses Tagebuches auch sehr Vieles, das uns durchaus angenehm und freundlich berührt, und daß uns dafür bürgt, daß es sich in der That nur um leichtsinnige Streiche eines ungezogenen Schlingels handelt, nicht aber um wirkliche Gemeinheiten. Seine Herzensfreundschaft mit Isidor Gerstenberg ist rührend, echt und wahr, seine starke Liebe für seine Verwandten, besonders für seinen Vater, lauter wie Gold. Er selbst charakterisirt sich wohl am richtigsten, wenn er schreibt: „Ich weiß nicht, wie es kommt, ich spiele alle Sonnabend Billard, was mir mein Vater doch so streng verboten, unterschreibe mir meine Couduiten, was doch ebenfalls Unrecht ist, und liebe meinen Vater doch bis zur Ekstase, wie ein Kind nur lieben kann. Ich würde freudig »nein

Ferdinand tassalles Tagebuch. 25

Leben hingeben, wenn ich ihn: nützeil könnte, und doch . . . Aber das kommt von meinem Leichtsinne. Im Grunde des Herzens bin ich gut."

(14. Januar.)

Ja, er ist gut, aber er ist eben leichtsinnig und vor allen Dingen unglaublich leidenschaftlich. Er hat Recht, wenn er am ersten Tage seiner täglichen Aufzeichnungen von seinem sanguinischen Temperamente spricht.

Die Leidenschaft treibt ihn dazu, den: Gedanken des Selbstmordes näher zu treten. Als sein Vater ihn geprügelt hat, will er sich ins Wasser stürzen.

(29. Januar.) Und als die Fälschung der Unterschriften herauskommt, schließt er sich in sein Zimmer ein und grübelt wieder über die große Frage des Seins oder Nichtseins (13. April), und nur die Liebe für seine Eltern bestimmt ihn dazu, den Selbstmordgedanken aufzugeben. Gewiß ist viel Pathos der Unreife und jugendliche Übertreibung dabei, aber als eitel Flunkerei darf es nicht betrachtet werden. Das Tagebuch ist von Anfang bis zu Ende vollkommen ehrlich und aufrichtig, es darf nicht daran gezweifelt werden, daß der leidenschaftliche junge Mensch nach der demüthigenden Strafe und in der Verzweiflung über seine Thaten als Schüler dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen, wirklich nahe getreten ist.

Es ist auch etwas durchaus Ungewöhnliches, daß ein Knabe in dem Alter so leidenschaftlich, so glühend haßt, wie Ferdinand Lassalle. Und mit dem Gefühl des Hasses empfindet er sogleich auch den herrischen Drang der Wiedervergeltung. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und er leistet fürchterliche Eide, daß er nicht ruhen, nicht rasten werde, bis er sich gerächt habe. In einem Zank mit der Schwester wirft er sich auf die Kniee und schreit mit einem solchen Aufwände von Kraft, daß seine Stimme heifer wird: „Gott, Gott, gieb, daß ich nie diese Stunde vergesse! Schlange nimm Deine Krokodilstränen, diese Stunde sollst Du bereuen! Bei Gott! ich schwöre es! Und lebt' ich fünfzig, und lebt' ich hundert Jahre, ich will sie auf dem Todtenbette nicht vergessen! Aber Du sollst es auch nicht!" (11. Januar.) De«: Manne, der die Ehre seiner Schwester zu beflecken sucht, ruft er nach: „Fluch auf ihn! Und währte es noch zwanzig Jahre, ich werde zu strafen und die beleidigte Ehre meines geliebten Vaters zu rächen wissen!" (12. Januar.) Als er verzeichnet, daß er in der Schule von einem Lehrer schlecht behandelt sei, schreibt er: „Geduld, Geduld, die Zeit wird kommen!" Von einem Mitschüler, der ihn schadenfroh ansieht, schreibt er: „Dieser Vlick hat auch in mir Haß gegen ihn entzündet, Haß, der, bei meinem Wort, lange währen soll, bis er sich gekühlt hat. Ich hasse außer ihm nur noch einen Menschen, und das ist T. <der frühere Bräutigam seiner Schwester>. Aber bei Gott! dieser Haß wird ewig dauern! Tod ihm! Elend! Vernichtung werde ich bis zu meinem letzten Augenblicke ihm wünschen und, bei Gott! es nicht beim bloßen Wünschen bewenden lassen! Selbst Hand an's Werk gelegt!" Ja, er steigert diese Verwünschungen noch. Mit der alttestamen-

26 Einleitung von j)aul lindan

tarischen Wuth einer Deborah erhebt er sich und flucht: „Den schrecklichsten Fluch über mich selbst, wenn ich ruhe, bis ich gerächt, fürchterlich gerächt habe an diesem Hund meine Schwester, meinen Vater! Wenn ich je daran vergesse, will ich verflucht fein, hier und dort. Wenn ich ihm die Leiden nicht zehnfach zurückerstatte, die er meinem Vater, meiner Schwester zugefügt, möge ich verdammt fein! Gott, du hörst es.“ (8. März.)

Und mit dieser Wiedervergeltung spaßt er durchaus nicht. Er empfindet eine innige Schadenfreude, wenn es feinen Feinden fchlecht ergeht. Man glaubt mitunter den Psalmisten zu hören, der die Vernichtung seiner Feinde inbrünstig erfleht. Er jauchzt auf, als er einen Menschen trank geärgert hat. (1. März.)

Als ich diese leidenschaftlichen Stellen las, mußte ich lebhaft desselben Lassalle gedenken, wie ich ihn später, 1864, in Iserlohn auf der Rednerbühne vor den Taufenden der Arbeiter mit erhobener Rechten, mit flammenden Augen dastehen sah und mit fürchterlich donnernder Stimme ausrufen hotte:

„Das haben die Bourgeois der Fortschrittspartei für Euch Arbeiter gethan! Schwört mir, fchwört, daß Ihr es ihnen gedenken wollt!“ Der Mann aus dem Jahre 1864 und der Mann aus dem Jahre 1840, sie sind in Wahrheit ein und dasselbe Wesen.

Sehen wir uns nun die Unw>ebung des jungen Ferdinand Lassalle zu Anfang des Jahres 1840 etwas näher an. Ich bin in diesen Angaben über die Breslauer Verhältnisse, Persönlichkeiten und Localitäten, die zum vollen Verständnisse der nachstehenden Blätter unerläßlich sind, und auf die der Leser öfter zurückzugreifen genöthigt sein wird, da ich die Lassalle'scheu Aufzeichnungen nicht mit einem Ballast von Fußnoten beschweren möchte, von einem Breslauer Jugendfreund Ferdinand Lassalles in dankenswerthester Weise unterstützt worden.

Lasslilles Vater wohnte in dem ihm gehörigen Eckhause der Schloßstraße und des Roßmarktes, an dessen Hinterfront die jetzt zugeschüttete Ohle vorbeifloß. In diefem aus den zwanziger Jahren stammenden Gebäude hatte Lassalles Vater, der ein beträchtliches Engrosgeschäft in Seiden- und Textilwaren betrieb, einen offenen Laden, in Breslau wie auch in einigen anderen Städten „Gewölbe“ genannt, und in diesen» Hause wohnte auch die Familie. Der alte Heymann Lassa! war eine stattliche, vornehme Erscheinung, groß und kräftig gebaut, mit klugein und angenehmem Gesicht. Er lebte in guten Verhältnissen und erfreute sich eines vortrefflichen Rufes. Er war heftig, bisweilen fogar jähzornig, im Grunde aber ein braver und feinen Sohn zärtlich liebender Vater. Mit der Mutter, die immer klagte, war das Leben nicht ganz bequem, dazu kam noch, daß Frau Lassal schwerhörig war. Vor Allem war es die Gewohnheit des alten Lassal, jeden Nachmittag in die kaufmännische Ressource zu gehen — es war dies eine gesellige Vereinigung, ähnlich dem Berliner Vrüderverein —, die oft zu häuslichen Szenen führte.

Ferdinand tassalles Tagebuch. 2?

Friederike, das älteste Kind, war ein schönes, frisches, lebhaftes Mädchen, Ferdinand ein gleichfalls sehr hübscher Vursch, für sein Alter eher groß als klein, von guter Haltung, der Kopf auffallend rund, mit üppigen, dunkelblonden, krausen Haaren, hoher Stirn, gerader Nase und großen, klugen, blauen Augen. Außer den beiden Kindern lebte im Lassal'schen Hause noch eine Waise, Emilie, die halb Familienmitglied, halb Diensthilfe gewesen zu sein scheint. Außerdem erfahren wir gelegentlich, daß in dem Hausstande noch eine Schleußerin — bei uns nennt man es Hausmädchen — und eine Köchin beschäftigt sind. Unten im Gewölbe werden die Geschäfte außer vom Vater von dem Commis Orgler besorgt. Als Hausärzte lernen wir die Doctoren Guttentag und Paetzold, einen tüchtigen Chirurgen, kennen. Die nächsten Anverwandten sind die Familien Friedländer. Der eine Onkel Friedländer und seine Tochter Dorchon verkehren viel im Hause. Sein Sohn, von Lassalle gewöhnlich als „Vetter Ferdinand“ bezeichnet, hatte sich mit Friederiken verlobt. Dieser Ferdinand Friedländer, der sich später Chevalier Friedland nannte, war ein sehr begabter und unternehmender junger Mann. Er hatte mit dem Herzog Descazes eine Reise nach Persien gemacht, Ausgang der dreißiger Jahre. Ohne eine regelrechte polytechnische Bildung genossen zu haben, leistete er doch als Ingenieur sehr Beachtenswerthes. Er war es auch, der die Gasbeleuchtung für Breslau einführte und organisirte. Später zog er nach Prag. Seine Klugheit und sein Geschick wurden überall anerkannt. Er galt auch als ein sehr lebenswürdiger Mensch, und sein Charakter wurde von Niemand bemängelt, aber er stand, man weiß nicht recht, weshalb, im Rufe, ein wenig Abenteurer zu sein. Wir werden sehen, daß Ferdinand, als er seiner Schwester die Verlobung mit dem Vetter ausreden will, das auch gegen diese äußert. Spät« ändert der junge Ferdinand Lassalle sein Urtheil über den Vetter. Im zweiten Abschnitte werden wir sehen, daß Ferdinand seinen Widerstand vollkommen aufgegeben hat und dem lebenswürdigen, klugen und welterfahrenen Vetter aus Paris das günstigste Zeugniß ausstellt.

Von den Verwandten Lassalles wird endlich noch Tante Burgheim genannt, eine ehrwürdige Matrone.

Die jüdische Gemeinde Breslaus war zu jener Zeit in zwei Lager gespalten. An der Spitze des einen stand der streng orthodoxe, die rituellen Formen mit Starrheit aufrecht erhaltende Oberrabbiner Tictin. Diesem gegenüber wurde von den Freisinnigen der sehr kluge, unterrichtete und des Wortes in hohen» Grade mächtige Rabbiner Dr. Geiger angestellt, der zu den intimsten Freunden des Lassal'schen Hauses gehörte. Die Eltern besuchen an jedem Sabbath den Tempel, in dem Dr. Geiger predigt, und auch der junge Ferdinand begleitet die Eltern oft dahin. Die Geiger'schen Predigten machen auf den jungen Mann einen tiefen Eindruck.

Zu den Hausfreunden gehören noch die Mitglieder der Familie

28 Einleitung von Paul lindau.

Skutsch, Liebich (Weinhändler), Zadig, Wollheim, von denen Mathilde und Siegfried Wollheim namentlich aufgeführt werden (wohl Geschwister des in Berlin vor einigen Jahren verstorbenen bedeutenden Kohlenhändlers Cäsar Wollheim). Ferner verkehren in dem Hause ein Dr. Ehiff, der zur Zeit als Gast in Breslau weilt, und Borchert, ein sehr begabter Mann, der später politisch Carriere macht und auch Abgeordneter wird. Dieser ist es, der eigentlich Lassalles zukünftige Bedeuwng zuerst in vollster Klarheit erkennt und die Unvorsichtigkeit begeht, mit dem ganz jungen Menschen darüber offen zu sprechen. Wir machen dort auch die Bekanntschaft mit Brainersdorf, der als witziger galanter Gesellschafter sich in den Kreisen, in denen die Familie Lassal verkehrt, einer großen Beliebtheit erfreut. Ein Freund des Hauses, Barschall, stirbt. (31. Januar.) Ueber zwei Hochzeiten, die Dr. Langendorf'sche (23. Januar) — Dr. Langendorf stammte aus einer angesehenen Kaufmannöfamilie — und die Landsberger-sche (1. März) wird ausführlich berichtet. Landsberger, einer der drei Socien der Firma S. L. Landsberger, gehörte zu den vornehmsten Kauf-leuten Breslaus. Die Firma, deren beide andere Inhaber die Herren Commerzienrath Friedlaender und Ullman» — Schwager von Ferdinand Friedlaender — waren, besah außer einem beträchtlichen Wollgeschäft erheblichen Grund- und Grubenbesitz in Oberschlesien. Sie steht noch heut in hohem Ansehen. Bei diesen und anderen geselligen Gelegenheiten werden noch sehr viele Familien genannt, über die an dieser Stelle nichts Besonderes zu sagen ist.

Lassalle hatte zunächst das reformirte Gymnasium besucht. Die Gründe, die ihn veranlaßt haben, dasselbe zu verlassen, sind uns nicht bekannt. Sie lassen sich ohne Mühe errathen. Lassalle wird auf dem reformirten Gymnasium ein eben so schlechter Schüler gewesen sein, wie im Magdalenen-Gymnasium, und sich dort eben so wenig wohlgefühlt haben wie hier. Zur Zeit unseres Tagebuches, Januar 1840, war er Secun-daner des Magdalenen-Gymnasiums. Die Lehrer dieser Anstalt, die er nennt, und die ohne Ausnahme von dein Schüler wenig frenndliche Cen-suren bekommen, sind der Director Kr. Schönborn, Dr. Tschirner, der wohl sein Ordinarius gewesen sein wird. Nudiger, der französische Lehrer, Hiller und Köcher. Unter den Mitschülern Lassalles finden wir die Namen Kühler, Sohn des Organisten an der Elisabethkirche, der als Gymnasiast ein ganz ungewöhnliches Zeichentalent verrieth, Meitzen, Professor an der Berliner Universität und Geh. Negierungsmth, Hahn, den früheren Leiter unseres ministeriellen Preßbureaus, Herausgeber der „Provinzialcorresvondenz" und der Bismarck'schen Neden — dieser Hahn ist im echten Schülersinne Lassalles gehaßtester „Feind" —, Haber, einen Verwandten von Siegmund Haber, dem bekannten Humoristen, Verfasser des Lustspiels „Ein Stündchen auf dein Comptoir" und Nedacteur des „Ulke", und Andere.

Lassalles beste Freunde sind die beiden Gerstenberg, die Söhne eines

Lotterietheoretiker. Der ältere, Samuel, war ein ruhiger, tüchtiger Kaufmann, der aus seinem bescheidenen Wirkungskreis nie herausgetreten ist. Am nächsten Lassalles Herzen steht aber der jüngere Gerstenberg, Isidor, der damals etwa siebzehn Jahre alt war, und für den er die wärmsten Gefühle aufrichtiger Freundschaft empfindet. Dieser Isidor Gerstenberg, der mit großen Verstandesgaben und edlen Charaktereigenschaften ausgestattet war, machte dann auch später eine glänzende Karriere. Von Breslau aus begab er sich nach kurzen Aufenthalt bei seinem Onkel Louis Gerstenberg in Hamburg nach England, blieb einige Zeit in Manchester, und ließ sich dann in London dauernd nieder. Dort erwarb er sich durch seine Tüchtigkeit und seinen Ideenreichtum eine der ausgezeichnetsten kaufmännischen Stellungen. Nachdem er durch den längeren Aufenthalt die Zulassung zum Stockexchange erlangt hatte, gewann er sehr bald das Vertrauen der größten Londoner Geschäftsleute. Er war der Erste, der die Idee anregte und durchführte, zu gemeinsamem Schutz der Inhaber fremder Werthpapiere, die durch die Unzuverlässigkeit der fremden Regierungen stark gefährdet waren, eine Vereinigung aller Beteiligten zu bilden, um mit vereinten Kräften die Rechte der in ihren Interessen bedrohten Besitzer solcher zweifelhaften Werthpapiere, die Inhaber von Obligationen fremder Staatsschulden, zu schützen. Auf seine Veranlassung und unter seiner regsten Thätigkeit entstand die Gesellschaft der Bondholders. Diese Coalition sollte mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, durch die Presse, durch Intervention der diplomatischen Vertreter, durch Delegirte, die von der Gesellschaft eventuell an Ort und Stelle zu senden wären, die Schuld der säumigen Zahler eintreiben oder dafür eventuell andere Werthobjecte Überlassung von Ländereien und dergleichen, durchsetzen, mit einem Worte: das europäische Kapital nach Kräften schützen. Die Idee fand großen Anklang und leistet noch bis zu diesem Augenblick der kaufmännischen Welt die erheblichsten Dienste. Isidor Gerstenberg erhielt den Ehrenposten eines Kanzlers dieser Bondholders-Gesellschaft. Er selbst gewann bei diesem Unternehmen ein beträchtliches Vennögen. Ebenso waren andere großartige kaufmännische Unternehmungen, an deren Spitze er stand, für ihn in hohem Grade gewinnbringend. Er war es unter Anderem, der die erste telegraphische Verbindung zwischen England und dem Continent, das Kabel zwischen Dover und Calais, herstellte. Das Vennögen, das er sich durch seine großartige kaufmännische Veranlagung und seinen Unternehmungssinn erworben hatte, wurde auf etwa eine Million Pfund Sterling geschätzt. Einem Freunde erzählte er einst lächelnd, daß er in Ecuador Ländereien im Umfange von 2709 Quadratmeilen besitze, die er für eine schlechte Schuld übernommen hatte. Isidor Gerstenberg besaß auf allen Gebieten ein umfassendes Wissen. Er war Autodidakt im besten Sinne des Wortes. Er verkehrte in London mit der ausgewähltesten Gesellschaft. Auch Lothar Bucher, der damals als Correspondent

20 Einleitung von Paul tinoan.

der „National-Zeitung“ in London lebte, gehörte zu Gerstenbergs intmem Verkehr. Wahrscheinlich hat Gerstenberg die Bekanntschaft Nuchers mit Lassalle vermittelt. Wir wissen, wie sich diese beiden bedeutenden Männer später näherten, und besitzen in dem meisterhaftesten Pamphlet der neueren Zeit „Julian Schmidt, der Literarhistoriker“ ein dauerndes Zeugniß dieser geistigen Eintracht. Auch Ferdinand Freiligrath war ein intimer Freund Isidor Gerstenbergs. Von Wen, die ihn näher kennen, wird Isidor Gerstenberg als ein großartiger kaufmännischer Kopf, als ein ideenreicher solider, mit der Macht des Kapitals ausgestatteter Großkaufmann bezeichnet, als ein Unternehmer im größten Stil, kühn und dabei doch ruhig, muthig und besonnen.

Isidor Gerstenberg hatte ein tragisches Ende. Bei einem seiner bedeutendsten Unternehmen hatte er erhebliche Verluste erlitten. Er war emsig beschäftigt, diese Schäden möglichst zu verringern und zu erhalten, was zu erhalten war. Da brach in einer seiner Fabriken eine Explosion aus, die ihn zwar selbst nicht beschädigte, aber die Ausdünstungen, die er einathmete, machten ihn zeitweilig leidend. Sein Kopf war benommen, feine Athmungswerkzeuge hatten gelitten. Um Genesung von seinem Leiden zu suchen, wollte er sich — es war im Jahre 1876 — nach einem Kurort begeben. Bei der nächtlichen Ueberfahrt von Dover nach Calais fühlte er sich in der Kajüte nicht wohl, ging auf Deck und spazierte dort auf und ab. Dabei hatte er das Unglück, in den durch einen unverzeihlichen Leichtsinn oben nicht geschlossenen und nicht beleuchteten Maschinenraum zu stürzen, wo er von den eisernen Armen gepackt und zerquetscht wurde. Freilich wollte die Gesellschaft, um den Vorwurf des frevelhaften Leichtsinns von sich abzuwälzen, die Behauptung aufstellen, Gerstenberg sei nicht bei Sinnen gewesen. Aber die Aussage der glaubwürdigen Zeugen lassen das Gegentheil mit Bestimmtheit annehmen, und festgestellt ist, daß der Maschinenraum finster und daß die Oeffnung nicht vergittert war. Isidor Gerstenberg hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen, das freilich nicht ganz so bedeutend war, wie man geglaubt hatte, aber das immerhin noch ein sehr beträchtliches genannt werden darf, etwa zehn Millionen Mark. Auch nach den Aufzeichnungen des jungen Ferdinand Lassalle erscheint der damals noch blutjunge Isidor Gerstenberg als ein durch und durch sympathischer und lebenswürdiger Mensch.

Mit ihm und anderen Freunden besucht Lassalle regelmäßig und natürlich verbotener Weise wohl so ziemlich alle Conditoreien und Kneipen Breslaus des Jahres 1840. Da lernen wir kennen „das Hasel“, die Wirtschaften und Conditoreien von Hesse, Kastner, Manatschal, Orlandi, Klosse. Da wird auch mehrfach das Etablissement von Kroll genannt, das der junge Ferdinand mit seinen Eltern und den Freunden seiner Familie besucht, ein großartiges Glashaus mit Vergnügungsgärten. Auch von der

Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Restauration, in der der Rheinländer Hüther die damals noch sehr seltenen Austern nach Breslau brachte, ist die Rede.

Der mehrfach genannte Kem ist Buchhändler und in einer Leihbibliothek angestellt.

Für Diejenigen, die Breslau nicht kennen, ist noch zu bemerken, daß das einigemal erwähnte Kleinburg, das jetzt eine zum Stadtbezirk gehörige Vorstadt ist, damals noch von der Stadt durch eine drei Viertelstunden lange Chaussee getrennt war. Klettendorf liegt eine Viertelmeile hinter Kleinburg.

Der erste Abschnitt des Tagebuchs, 1. Januar bis Mitte April, den wir „Schüler-Leid und -Lust in Breslau“ überschrieben haben, ist zwar der weniger bedeutende, aber er hat immerhin für die Kenntnis; des Lebens und Wesens Ferdinand Lassalles eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit. Er zeigt uns, wie dem Breslauer Secundaner durch allerhand dumme Streiche das fernere Verbleiben auf dem Gymnasium unerträglich wird, und welche besonderen Thatsachen ihn dazu veranlassen, seinen Vater dringend zu bitten, ihn von der Lateinschule wegzunehmen und ihn Kaufmann werden zu lassen. Für die Kenntniß der äußeren Lebensumstände des jungen Lassalle und seines Charakters sind diese Blätter in hohem Grade bezeichnend. Ihren vollen Werth erlangen sie indessen erst im Zusammenhang mit dem zweiten Abschnitt, in dem die Frage, wie sich die Zukunft gestalten werde, die im ersten Abschnitte sich nur schüchtern regt und nur unbewußt zum Ausdruck gelangt, mit Klarheit und Entschiedenheit an den jungen Mann herantritt und energisch beantwortet wird. Allen diesen Seiten, den in Breslau, wie den in Leipzig geschriebenen, ist Eines gemeinsam: die vollkommene, mitunter die Brutalität streifende Aufrichtigkeit. Diese schonungslose Ehrlichkeit dünkt uns die vornehmste Eigenschaft dieser Aufzeichnungen zu sein. Um ihretwillen sehen wir dem jugendlichen Strick, der sein Programm, sich selbst gegenüber wahr zu sein, mit eiserner Consequenz durchführt, so Manches nach, was unter heuchlerischer Beschönigung unverzeihlich sein würde. In diesen Selbstbekenntnissen eines ungewöhnlich gefcheidten Jungen zeigt sich der Zwiespalt während seines Werdeprocesses im reizvollsten Lichte. Auf der einen Seite haben wir es mit einem richtigen Kinde zu thun, mit kindlichen Unarten, kindlichem Uebermuth und kindlichem Schmerz. Auf der andern Seite glauben wir beinahe schon einem Manne gegenüberzustehen, der unheimlich fertig ist, von dem sich Erwachsene Rath erbitten, der in den wichtigsten Familienfragen seine Stimme erhebt, der im zweiten Abschnitt nach allerlei seelischen Schwankungen schließlich zielbewußt das Programm seiner Zukunft aufstellt, der als noch nicht Sechzehnjähriger durch den dunklen Drang, der ihn ganz beherrscht, mit Gewalt schon nach jener Richtung hingetrieben wird, die er später mit klarer Erkenntnis; einschlägt, der sich als Kämpfer, Redner, Agitator fühlt und ohne besondere Mühe, wie es scheint, seinen vertrauenden Vater dazu bestimmt, ihm zu Nord und End,, I.VII, I«9. 3

32 Einleitung von Paul lindau.

gestatten, sich auf diese Thätigkeit, die er als seine Lebensaufgabe betrachtet, wissenschaftlich vorzubereiten. Ob es nun gerade der rechte Weg ist, das soll hier nicht entschieden werden. Die durchdringende Schärfe des Verstandes, die vollkommene Rücksichtslosigkeit, der leidenschaftliche Haß gegen alle diejenigen, die ihm entgegenstehen, der feste Entschluß, da, wo Ueberredung nichts hilft, zur Gewalt zu greifen, — all' diese Eigentümlichkeiten finden schon in diesen intimen Aufzeichnungen des knabenhaften Jünglings einen erstaunlich charakteristischen Ausdruck.

Am wohlthuendsten berührt im Gegensatz zu diesen Härten und Schärfen das innige und herzliche Verhältniß, das ihn an seine Verwandten knüpft.

Mit seiner Schwester Friederike steht er zwar zunächst im elterlichen Hause nicht auf gutem Fuß, aber die Beziehungen bessern sich mit der Zeit immer mehr, und sobald von außen her seiner Schwester Unannehmlichkeiten drohen, tritt er mit der leidenschaftlichen brüderlichen Liebe unbedingt für sie ein. Er ist keineswegs blind für die Schwächen seiner Eltern, aber immer und überall kommt das kindliche Gefühl der Unterordnung, auch da, wo sein Verstand mit den Anordnungen seiner Eltern nicht einverstanden ist, — eine tiefe und wahre Pietät und eine zärtliche echte Kindesliebe zum Durchbruch. Besonders im zweiten Abschnitt, da er fern von den Seinen weilt, wird ihm bemußt, wie er mit allen Fasern seines Seins mit den Seinigen unlösbar verbunden ist. Und wenn er seines herzensguten Vaters gedenkt, findet er nicht genug Worte überschwänglicher Dankbarkeit. In dem ersten Abschnitt, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen haben, wird der junge Secundaner von den selbstverschuldeten Schulsorgen und von dem innigsten Verlangen, möglichst bald aus der unleidlichen Situation herauszukommen, fast ausschließlich beherrscht. Er hat keine Zeit und keine Lust, sich währenddem um seine Zukunft zu kümmern. Während seiner Breslauer Secundanerzeit sinnt er über nichts Anderes, als wie er den Obliegenheiten der Schule sich möglichst entziehen könne, und wenn er nicht mit seinen Eltern an gesellschaftlichen Zerstreuungen betheiligt wird, sucht er die Gesellschaft seiner Freunde auf, um mit ihnen zu bummeln, Karten und Billard zu spielen.

Es erübrigt uns noch ein Wort über die Art und Weise, wie wir die Aufzeichnungen des jungen Lassalle für die Oessentlichkeit benutzt haben. Selbstverständlich haben wir nicht den geringsten Zusatz zum Texte gemacht, dagegen haben wir vieles Gleichgültige, namentlich die genauen Angaben über sein Gewinn- und Verlustconto im Spiel, gestrichen, an zwei oder drei Stellen unzulässige Derbheiten im Ausdruck durch sinnentsprechende Umschreibungen gemildert, und die Namen einiger Personen, über die Lassalle sich mit ungewöhnlicher Härte ausspricht, beseitigt, beziehentlich durch einen Buchstaben bezeichnet. Daß das Tagebuch Lassalles vollkommen authentisch, daß es von der ersten bis zur letzten Seite von seiner eigenen Hand geschrieben ist, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

Ferdinand Lassalles Tagebuch. 33

Unter dem Vorbehalt, dem zweiten Abschnitt: „Der Handelsschüler in Leipzig“ noch eine besondere Einführung voranzuschicken, beginnen wir nunmehr mit der Veröffentlichung des ersten Abschnitts.

P. L.

Schüler-leid und -kult in Breslau.

Januar bis Mitte April 1840.

Vorliegende Blätter sind bestimmt, alle meine Handlungen, meine Fehler, meine guten Thaten aufzunehmen. Ich will mit der größten Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit in ihnen nicht nur das aufzeichnen, was ich that, sondern auch die Motive dieser Handlungen angeben. Für jeden Menschen ist es sehr wünschenswerth, seinen eigenen Charakter kennen zu lernen. Und wie man in einem Roman aus den Handlungen und Gesprächen der verschiedenen Personen auch ihren Charakter kennen lernen kann, so kann auch wohl Jeder, der sein Tagebuch aufmerksam und ohne daß ihn die Eigenliebe verblendet — wenn er anders sich mit Gerechtigkeit und streng geschildert hat — durchliest, hieraus sich selbst kennen lernen. Und wenn ich eine ungerechte That verübt habe, werde ich dann nicht erröthen, wenn ich sie hier aufzeichne? Und werde ich nicht noch mehr erröthen, wenn ich sie später überlese? Dieses doppelten moralischen Zweckes willen, wie auch wohl deswegen, weil es Vergnügen gewährt, wenn man nach Jahren liest und sich in's Gedächtniß zurückruft, was man vor Jahren genossen oder erlitten hat, habe ich es unternommen, ein Tagebuch zu schreiben.

1. Januar 1840. Ferdinand Lassal.

Motto: Wahrheit? Wic? Nock Wahrheit

Streb' ich ja allein!

(Schiller.,

Mittwoch, 1. Januar 1840.

Nach einer halb durchjubelten Nacht stand ich um acht Uhr Morgens fidel wie immer auf. Ich zog mich an und ging zu Isidor Gerstenberg in das Gewölbe. Dieser, dem ich meine Geldnoth klagte — ich hatte Sylvester all' mein Geld bis auf fünf Silbergroschen verspielt —, bot mir an, mir zu borgen. Allein ich schlug dies aus. Darauf ging ich zu Manatschal frühstücken, verzehrte drei Silbergroschen und las das „Journal des D6bats.“ Vorher war ich mit Hein zu Hesse gegangen, um Billard zu spielen, konnte dies aber nicht, da es während der Kirche nicht erlaubt ist. Von Manatschal ging ich nach Hause und von da zu Samuel Gerstenberg in sein Logis. Er war soeben aufgestanden, kleidete sich an und ging

3*

24 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

mit mir ins „Hasel“ Villard spielen. Wir spielten Beide sehr schlecht, und die Partien dauerten lange. Einige anwesende ausgezeichnete Spieler wurden hierüber ungeduldig und bespöttelten unser Spiel, so daß ich mich genirte und bloß zwei Partien spielte, die ich beide gewann. Darauf sah ich dem Spielen der Anderen zu. Der Eine besonders spielte wirklich ausgezeichnet. Er schien mir ein solcher zu sein, dessen Gewerbe Nillard-spielen ist. Er parirte meist auf einzelne Bälle und spielte fast immer um Geld. Er war ein Christ und eben nicht aus den oberen Ständen. Er bot Samueln eine Partie um vier gute Groschen an, wobei er ihm vierzig vorgeben wollte. Ich sagte nun Samueln, ich wolle für ihn auf sein Msico spielen. Samuel wollte mich dazu permoviren, zwei gute Groschen dazu zu geben, aber umsonst. Ich blieb fest. Endlich verewigten wir uns dahin, daß ich mit jenein Spieler um zwei gute Groschen spielen wollte, wozu Samuel die Hälfte gab. Die erste Partie verlor ich, die zweite, dritte und vierte gewann ich. Nun wollte ich aufhören, trotz allem Schreien und Lärmen meines Gegners. Ich hatte ungern die erste Partie gespielt — denn es war gegen meine Grundsätze — und wollte nun nicht weiter. Denn wenn ich mich noch gern Villard spiele, so ist es mir doch nicht mehr Leidenschaft. Mein Gegner aber, der vier Groschen verloren hatte, verlangte durchaus, ich sollte um diese vier Groschen mit ihm spielen. Ich weigerte mich, gab aber nach, als auch Samuel mir zuredete, machte aber vorher aus, daß ich nun die letzte Partie spielte. Ich gewann, theilte meine acht gute Groschen mit Samuel und ging, meinen sich ungemein ärgernden Gegner verlachend, davon, verabredete noch, daß ich um zwei Uhr in Gerstenbergs Wohnung kommen sollte. Darauf borgte ich nur von Isidor acht gute Groschen, um den Nachmittag Geld zu haben, und ging nach Hause. Es war zwölfeinhalb Uhr. Auf der Treppe begegnete ich dem Rabbiner Geiger. Oben war Skutsch mit der Tochter. Mein Vater fragte mich, warum ich zu spät käme, und ich verfügte mich in meine Stube. Hier sah ich einen Iaromir*) und dieses Buch liegen. Leicht errieth ich, daß Beides für mich wäre. Ich hatte gegen meinen Vater den Wunfch geäußert, einen Shlips zu bekommen, und mein Vater hatte mir einen Iaromir gekauft, da er glaubte, daß ich nur einen solchen wünschte. Ich nahm mir aber vor, meinen Vater nicht auf diesen Irrthum aufmerksam zu machen. Sein Zweck war doch, mich zu erfreuen durch die Realisirung meines Wunsches, und ich bin viel zu zartfühlend, als daß ich hätte sagen können: „Mein Vater, Du irrst Dich, ein solches Tuch erstellt mich nicht.“ Ich ähnele hierin nicht meiner Mutter. Ueberhaupt war ich gerührt von der Güte meines Vaters, um so mehr, als ich eben vom

*) Iaromir wurde ein breiter shawlartiaer Kopfschutz genannt, der Ohren und Hals bedeckte. In dieser Vermummuna erschien der Darsteller des Räuber Iaromir in Glillpaizers „Ahnfrau“, und von diesem erhielt das Cachenez seinen Namen.

Ferdinand Lassalles Tagebuch.

25

Billardspielen kam, das er mir doch verboten hatte. Aber warum spiele ich denn Billard?

Ich habe den Fehler, den Befehlen, die mir mein Vater giebt, nicht blindlings zu gehorchen, was wohl besser wäre, sondern erst über sie nachzudenken und mich zu befragen: warum befiehlt mir mein Vater dies? So bin ich also zu dem Resultat gekommen: mein Vater hat wohl nichts dagegen, wenn ich in einer müßigen Stunde eine Partie spiele, aber er verbot es mir gänzlich, damit es mir nicht — was bei meinem sanguinischen Temperamente zu vermuthen war — zur Leidenschaft wurde. Früher übertrat ich das Verbot, weil mir das Spiel Leidenschaft mar. Jetzt ist es mir aber nicht mehr Leidenschaft und kann es nie mehr werden, da außer der Liebe nie eine und dieselbe Leidenschaft zweimal das Herz eines Menschen zerreißt. Folglich kann ich spielen, ohne den Sinn des väterlichen Gebotes zu übertreten; denn ich halte viel auf jenen Ausspruch:

Der Buchstabe tödtet,

Der Geist macht lebendig.

Wenn ich also bei jenem Verbote den Buchstaben übertrete, so übertrete ich doch nicht den Geist, den eigentlichen Sinn, das, was mein Vater bezwecken wollte. Ob ich hieran Unrecht thue oder nicht, weiß ich nicht. Doch genug hiervon.

Beim Mittagessen erzählte ich dem Vater, daß ich das „Journal des Döbats“ gelesen hatte. Er fragte mich: „Wo?“ und als ich antwortete: „Bei Manatschal“, so sagte er mir: es schicke sich noch nicht für mich, zum Conditor zu gehen. Nach dem Essen schickte mich mein Vater mit fünfzig Thalern zum vr. Guttentag. Dieser war äußerst freundlich und unterhielt sich lange mit mir.

Abends ging ich mit Isidor und einer ganzen Suite zu Hesse, wo wir zwei Boules spielten, von denen ich eine gewann. Später spielten wir noch Onze-et-demi bei Gerstenbergs. Ich gewann.

Donnerstag, 2. Januar.

Vormittag siel nichts Bedeutendes vor. Nachmittags hatte die Mutter Herrn und Fräulein S kutsch, Madame N. und Cousine Dorchcn aufgefordert, zu Kroll zu kommen. Später sollte man bei uns souviren. Tie Gäste versammelten sich um zwei. Auch Dr. Schiff kam. Ich zog mich an und ging in das Versammlungszimmer. „Dr. Schiff“, sagte ich leise zu ihm, „wie gefällt Ihnen Madame N?“ „Ausgezeichnet! O, wenn ich bei der ankommen könnte . . .“ „Nichts leichter als das“, erwiderte ich. „Ich will Ihnen, was durchaus nöthig ist, die näheren Details mittheilen, dann vrobiren Sie frischweg.“

36 Ferdinand lassalles Cagebnch.

Komm den Weibern sanft entgegen,

Du gewinnst sie, auf mein Wort!

Doch w« tühn ist und verwegen.

Kommt gewiß noch besser fort."*)

so recitirte ich fast laut und fuhr dann leiser fort: „Ich glaube, diese Festung wird am besten mit Sturm genommen.

„Du bist ein Engel!" rief der Doctor, schleppte mich zu Madame N.

und sing nun dort an, sich liebenswürdig zu machen.

Man fuhr zu Kroll. Gegen sechs Uhr kam man zurück und ging in

die Vorderstube, wo der Tisch gedeckt stand. Auf allgemeines Verlangen

ging Dr. Schiff zum Klavier. Bis dahin hatte ich noch gar nicht gegläntzt,

mir auch noch nichts mit Madame N. zu thun gemacht, weil ich sehr große

Zahnschmerzen hatte. Als man aber zum Souper ging, Madame 3t. sich

auf's Sopha setzte, Schiff seinen Stuhl hart an's Sopha rückte, so setzte ich

mich zur andern Seite der N. auf's Kanapee, indem ich selbst aufforderte,

diese Ungebühr zu bemerken. Nun nahmen wir — Schiff und ich — die

N. in's Kreuzfeuer. Der Doctor ist geistreich, also gegen diese Seite konnte

sie nichts ausrichten. Ich sprach auch an diesem Abend gut. Schiff hörte

mir, wenn ich redete, minutenlang zu und sagte dann: „Ferdinand, Du bist

gar nicht bitter." Er sagte dies aber so langsam und ernst, daß er es wirklich zu glauben schien.

Madame N. brach nun 'in eine Wuth von Complimenten gegen mich

aus. Später drehte sich Schiff gegen meine Schwester und sagte zu ihr:

„Ihr Vnwer ist geistreich, und dies sehr." „Wer zweifelt daran?" erwiderte

sie präventiös.

Plötzlich sagte Schiff zur N.: „Madame, ich hätte Sie als Braut sehen

mögen!" „Ich bin so glücklich gewesen, Doctor!" rief ich begeistert aus.

„Und nie werde ich den Augenblick vergessen, als Madame zur Trauung

schritt. Denken Sie sich dies seelenvolle Auge halb geöffnet, halb zu Boden

geschlagen, mit den Thränen ringend, die es zu verdunkeln drohten, ein

Myrtenkranz im bräutlichen Haar, ein rauschendes weißes Atlasgewand um

diese reizenden Glieder . . ."

*) Lasslllle citilt fast immer ungenau — eine Unart, die er auch im reiferen Alter nicht abgelegt hat. Die Worte eines „Erfahrenen" aus dem Musen»Almanllch lauten:

„Geh' den Weibein zart entgegen,

Du gewinnst sie, auf mein Wort.

Und wer rasch ist und verwegen,

Kommt vielleicht noch besser fort"

Die eigentliche Pointe hat Lassalle weggelassen. Sie lautet:

„Doch wem wenig dran gelegen

Scheinet, ob er reizt und rührt.

Der beleidigt, der verführt."

Ferdinand Lassalles Tagebuch. 3?

„Genug, mein Sohn, Du wirft zu poetisch," rief mein Vater halb scherzend, halb mißfällig. Madame drückte mir fast zu zärtlich die Hand, und der Gedanke stieg in mir auf: Wäre ich doch schon zwanzig Jahre alt! „Ich gab' ich weiß nicht was darum, wenn ich die Gunst dieses Weibes erringen könnte!" rief der Doctor, vom Tische aufspringend, mir zu. „Ha!" lächelte ich. „Wäre ich nur etwas älter! . . ." „Aber rathe mir, mein Engel!" rief er.

„Hören Sie. Sie begleiten die 3t. nach Hause und fragen auf dem Wege um Erlaubniß, ob Sie morgen sie besuchen dürfen. Sie wird es Ihnen nicht abschlagen. Dann gehen Sie morgen zu ihr. Ihr Mann verreist, ihr Schwager ist im Geschäft — wahrscheinlich ist sie allein. Und dann muthig voran! Ich wette: NonFisr, vou.8 8ßIS2 a plaiuäre . . ."

Abends, als Madame N. heineilen wollte, hatte sich M. Lachs ihr durch meine Schwester zum Begleiter anbieten lassen und war natürlich angenommen. Schiff ging auf meinen Nath dennoch mit. Ich will gleich den weiteren Verlauf des Unternehmens hier mittheilen. Schiff wollte sie wegen Lachs' Anwesenheit nicht um Erlaubnis, sie zu besuchen, bitten, besuchte sie aber dennoch am andern Tage. Unglücklicher Weise war die Schwägerin da. Bei uns erzählte man, daß die N. sich sehr über die Zudringlichkeit des Schiff gewundert habe. Da ich es aus zwei Quellen gehört habe, halte ich es für wahr. Doch erkläre ich es mir so: die N. wird etwas freundlich gegen Schiff gewesen sein, darüber wird die Schwägerin sie nachher in Lachs' Gegenwart aufgezo-gen haben, und sie mag, um sich zu rechtfertigen, auf Schiff raisonnirt haben. Schiff erzählte mir auch, daß sie gegen ihn sehr freundlich war. Er ließ sich melden, ob er genehm wäre, und sie kam selbst bis auf den Flur und nöthigte ihn zum Wiederkommen. Als Schiff aber ihre Aeußerungen von mir hörte, beschloß er, darüber beleidigt, sie nicht zu besuchen. Wäre das nicht, so wäre Monsieur 3t. wohl schon zu betlagen.

Freitag, 8. Januar.

Die Nacht hatte ich in wüthendem Zahnschmerz durchrast. Morgens ließ ich nur den Zahn ziehen. Ein heftiges Fieber rüttelte mich. Ich mußte mich zu Bett legen. Kr. Guttentag verordnete mir Medizin.

Sonnabend, 4. Januar.

Ich konnte meiner Krankheit wegen nicht die Rede des Dr. Geiger an-hören. Ueberhaupt fiel die ganzen Tage meiner Krankheit nichts Bedeutendes vor, als daß ich erkannte, daß meine guten, guten Eltern mich lieben, immerfort Ecartö spielte und mir meine Mutter einen Ducaten zum Ver-brauch schenkte.

38 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Sonntag, 5. Januar.

Mein Freund Isidor besucht mich. Er ist mir wahrlich der liebste von meinen Bekannten. Während die Anderen alle bloß sogenannte gute Freunde sind, ist er mein Freund. Ich äußerte dies auch gegen meinen Vater. „Sieh," sagte ich zu ihm, „ob Einer sich um mich bekümmert? Wirklich, Isidor liebt mich und ich ihn."

Montag, 6. Januar.

Ich schickte in die Schule, meine Abwesenheit zu entschuldigen, und übersandte das Schulgeld.

Mittwoch, 8. Januar.

Daß doch meine Mutter, die sonst so gut ist, die Untugend nicht ablegt, zu keifen und zu zanken. Sie macht damit meinen geliebten Vater und sich selbst unglücklich. Wegen eines Stückchen Bandes kann sie sich zanken. O lieber Gott, gieb doch, daß endlich Ruhe bei uns einkehre, Ruhe und Frieden!

Es kam Brief von Ferdinand.*)

Donnerstag, 9. Januar.

Ich stand aus dem Bett auf. Bamberger kam mich zu besuchen.

Isidor hat mir gesagt, daß Kern noch vier Groschen fordere, weil ich St. Roche**) so lange behalte, und B. hat den ersten Band gelesen. Auf jeden Fall preßte ich B. die vier Groschen ab. Kern wird aber wahrscheinlich einen Stuvu in die Zähne bekommen, statt vier Groschen. Nachmittag spielte ich mit Onkel Friedender zwei Partien Schach und gewann vier gute Groschen. Auch gut. Während mein Körper schwach ist, wird meine Börse gestärkt. Aber ich fürchte, daß mit dem Zunehmen meines Körpers meine Börse abnehmen wird.

Abends sprach ich mit Vater von Dr. S., der noch immer in Breslau ist, und dies, wie mein Vater glaubt, weil er die Rechnung seines Wirthes nicht bezahlen kann. „Mein Sohn," sagte der Vater bei dieser Gelegenheit, „ein Mann, der wie S. in der Nacht noch Hiither zwingt, zu öffnen, damit er Austern essen kann, an dem ist nichts." Ich schwieg, dachte aber: O mein Vater,

Austern essen ist so übel nicht.

Mein Vater nennt dies Leben ein lüderliches. Nun hätte ich aber Behagen an einem solchen lüderlichen Leben.

*) Der nachmalige Gatte der Schwester Ferdinand Lassalles.

**) „St. Roche", ein damals viel gelesener Roman von Henriette von Paalzow.

Freitag, 10. Januar.

Zufällig erzählte meine Mutter früh, daß sie einmal das große Loos in der kleinen Lotterie gewonnen und es vorher geahnt habe. Ich sagte nun, daß ich mit Isidor in die Lotterie setzen wolle, und daß es mich ahne, ich würde gewinnen. Und wirklich bin ich so thöricht, dies fast mit Bestimmtheit zu glauben.

Ich schrieb einige Grüße an Ferdinand von seinem „lieben Schwager," wie ich mich ausdrückte, und benachrichtigte ihn von dem Steigen seiner Actien, obwohl ich eher das Gegentheil davon glaube.

Nachmittags wollte Friederiecke zur Tante Friedländer gehen. Da sie aber erst am vorigen Abend gegen den Willen der Mutter dort gewesen war, so wollte es diese und auch der Vater nicht erlauben. Darüber verdrießlich legte sie sich ins Bett. Bald darauf kam S. und erzählte mir, daß er von Riekchen beleidigt worden sei, da sie Mittwochs, eben als sie zu Kroll fuhren, auf seinen Gruß nicht gedankt und seine Anrede nicht erwidert habe. Ferner sagte er mir, daß er mit einem Recensenten Otto Weidemann, der ihn verleumdet, sich auf Pistolen geschlagen habe, daß aber Keiner vermundet sei. Darauf schickte er zu Riekchen: „sie möchte aufstehen und hineinkommen." Und siehe da . . . sie that es. Der Abend verging, ohne daß etwas vorsiel. Er sollte einen schrecklichen Morgen Platz machen.

Sonnabend, 11. Januar.

Meine Feder schaudert zurück, da sie die Scenen dieses Morgens beschreiben soll. Aber ich habe mir Wahrheit gelobt.

Schon beim Kaffeetrinken, als meine Mutter wiederholt darauf aufmerksam machte, daß Riekchen S.'s wegen so schnell aufgestanden sei, rief mein Vater unwillig: „Schon genug, schon genug!"

Man räumte auf. Plötzlich erhob sich in der Hinterstube ein Lärm.

Emilie hatte wieder den Schrank, in welchem die silbernen Leuchter, einige Weben Leinwand u. s. m. liegen, offen stehen lassen. Meine Mutter kam in die Stube und wurde von gerechtem Unwillen ergriffen. Sie rief Emilien: „Schon wieder läßt Du den Schrank auf!" und gab ihr, worin sie vielleicht zu weit ging, eine Ohrfeige. Emilie meinte und plärrte und suchte sich zu entschuldigen. Auf den Lärm eilte meine Schwester hinein.

„Ach!" jammerte das dumme und, wie ich seit jenem Tage bestimmt weiß, falsche Thier, „die Madame ohrfeigt mich so."

Meiner Schwester kam dies gelegen. Noch kochte die Wuth in ihr, daß sie nicht Tags vorher zu Friedländers gehen konnte. Sie überhäufte die Mutter mit Vorwürfen. Der Lärm vervielfachte sich. Ich stürzte hinein, riß meine Schwester weg und zog sie in die andere Stube. Hier,

HO Ferdinand Lassalles Tagebuch.

in Gegenwart meines Vaters sprach sie: „Ach, Du bist unbarmherzig.

Emilie will fort, sie will durchaus fort.“

„Nun,“ entgegnete ich, „meine Mutter befiehlt ja, sie soll noch heute fort.“

„Dummer Junge!“ rief »nein Vater. „Hat man sie denn auf der Straße gefunden? Man muß mit dem Vormund sprechen.“ Meine Schwester eilte wieder herein. „Du bleibst hier!“ herrschte mir mein Vater zu.

Drinne benahm sich, wie ich später hörte, meine Schwester sehr schlecht.

„Du willst eine Waise schlagen?“ rief sie wiederholt. „Du?“

Mein Vater kam auch dazu, wurde sehr hitzig, ja er ging so weit, daß er meine Mutter bei der Hand faßte. „Ich lasse in meinem Hause keine Waise schlagen!“ donnerte er und ging wüthend heraus.

Er ging mit meiner Schwester zu Geigers Predigt. Meine Mutter blieb weinend bei mir, dem Weinenden zurück. Ich war erbittert gegen meine Schwester, ja sogar gegen meinen Vater, denn er war offenbar zu weit gegangen. Ich tröstete meine Mutter.

„Ach!“ jammerte meine Mutter, „Vaters Venehmen kränkt mich nicht einmal so, als das meines eigenen Kindes!“ Nun war ich in meinem Zorn gegen meine Schwester so unartz, meiner Mutter Vorwürfe zu machen, daß sie in der Sache mit T.*) so sehr Partei für Riekchen genommen und Vater und mich so viele Monden durch, durch Vitien, Zanken und Vorwürfe, unglücklich gemacht habe. Ich redete ihr darauf gut zu und gab ihr auch Verhaltensmaßregeln: sie möchte doch sieben gerade sein lassen und besonders in Vaters Gegenwart weder Riekchen, noch Emilie, noch die Köchin ausmachen. Ach! wenn doch die Mutter dies thäte, wie viel Unannehmlichkeiten würden erspart werden.

Der Vater kam nach Hause. Er war aber schon beruhigt. Darauf kam Riekchen, und Vater ging ins Gewölbe. Nun fing Mutter an und wollte mit Welchen den Tanz beginnen; jedoch bewog ich sie, ruhig zu sein, da ich fürchtete, der Vater würde bald heraufkommen, und es würde eine neue Scene sein, wenn er Mutter im Streit mit Riekchen begriffen fände.

Vlos durch diese Worte machte ich meinem erbittertem Gefühle Luft: „Das glaube mir, ein Kind, welches es so weit bringt, daß zwischen den Eltern von Scheidung die Rede ist, dem kann es nicht gut gehen.“

Sie suchte sich zu vertheidigen, sprach aber dabei sehr übel, oder hart vielmehr, von der Mutter. „Geh, geh!“ sagte ich, indem ich sie beim Arm ergriff und — doch von Drücken war die entfernteste Idee nicht — der

*) Der noch vielgenannte T. scheint sich um Ferdinands Schwester beworben zu haben. Aus der Verlobung wurde nichts. T. benahm sich aenen die Famlie Lassalles überaus unartz. Ferdinand hahte diesen T. fanatisch.

Ferdinand kassalles Tagebuch. ^

Thür zuwandte. Nun war sie gegen mich erbittert, da sie sich von der Richtigkeit meiner Vorwürfe getroffen fühlte. Schnell also ergriff sie diesen Vormand und, ihre Verstellungskunst zu Hilfe nehmend, begann sie ein heftiges Geschrei, preßte Thränen aus den Augen und rief: „Wie, Du wagst es, mich. Deine Schwester, schlagen zu wollen?“ Bei diesen Worten drang sie auf mich ein und schlug nach mir. Ich wollte den Schlag erwidern, aber meine Mutter verhinderte mich daran. Meine Schwester jedoch lief in die Vorstube, warf sich auf einen Stuhl und schrie und weinte, als hätte ich sie massacrirt. Da erfaßte mich namenlose Wuth. Ich sah, worauf Alles berechnet war. Der Vater mußte, da es Essenszeit war, bald heraufkommen. Er hätte, wenn er sie so gefunden, bald auf die Mutter gedacht, und es wäre eine zweite Scene geworden, in deren Nachspiel ich wohl eine bedeutende Rolle hätte spielen können. Ich sah schon meinen geliebten Vater bleich und verstört ohne Mittagessen zur Stube hinausschreiten, in eine geliebte, seit einiger Zeit so unterdrückte Mutter weinend. In einem Augenblick überdachte ich das Alles. Rasend stürzte ich in die Stube, wo meine Schwester war. Bang eilte meine Mutter mir nach. Schäumend vor Wuth warf ich mich auf die Kniee, rang wie wahnsinnig meine Hände und schrie mit einem solchen Aufwand von Kraft, daß meine Stimme sogleich heiser wurde: „Gott, Gott, gieb, daß ich gedenke, gieb, daß ich nie . . . nie dieser Stunde vergesse Ha, Schlange mit Deinen Krokodilsthänen . . . das, diese Stunde sollst Du bereuen ... Bei Gott, bei Gott, bei Gott, ich schwöre es! Und lebt' ich fünfzig, und lebt' ich hundert Jahre ich will sie auf dem Todtenbette nicht vergessen! Aber Du sollst es auch nicht ...“

Nach diesen? Ausbruch der höchsten Wuth war ich ganz erschöpft. Meine Mutter hielt mich fortwährend, und meine Schwester hatte ausgehört zu weinen und stand wirklich erschrocken da. Nur mit Mühe ließ ich mich besänftigen. Aber wie Frieden nur durch Krieg erlangt wird, so war auch nur mein übergroßer Zorn das Mittel gewesen, Ruhe zu schaffen. Meine Schwester, diese sonst so stolze Natur, war eingeschüchtert. Sie begab sich nach der Hinterstube.

Der Dr. S. kam und bald darauf der Vater. Wir dinirten.. Es war Alles ganz ruhig wie gewöhnlich, nur daß Vater mit Mutter nicht sprach. S. verließ uns.

Isidor machte mir einen Besuch. Während ich mit ihm Schach spielte, hörte ich meine Schwester zum Vater leise sagen: „Man erzählt sich schreckliche Neuigkeiten in der Stadt . . .“ Hierauf flüsterte sie leise etwas, was ich nicht verstand, worauf mein Vater antwortete: „Das kann mich nicht im Geringsten, ganz und gar nicht befremden.“

Das Haus Benoni Herrinann u. Comp, ist bankerott.

Mends sprachen wir Alle von dieser Begebenheit.

Der Vater pries — und mit Recht — das Glück, daß er sich in

Ferdinand kassalles Tagebuch.

keine Verbindung eingelassen habe. Denn dann hätte Marcuse bis nach der Hochzeit den Fall aufgehalten, und dann, dann jiväre die ganze Last auf meinem Vater gelegen. Er hätte, seinen ehrlichen Namen zu retten, für seinen Schwiegersohn gezahlt und gezahlt und wäre — entsetzlicher Gedanke! — mit bankerott geworden. Ich behaupte, daß T. meine Schwester gar nicht wirklich geliebt habe, sondern daß er und Marcuse durch eine Verbindung mit meinem Vater letzteren plündern wollten. Daß dieser teuflische Plan nicht in Erfüllung gegangen, jdafür Dank Gott und meines Vaters Beharrlichkeit.

Sonntag, 12. Januar.

Onkel Friedländer besuchte uns, und siehe da, er wußte schon von jenem Ereigniß. Wiederum sprachen wir von der Schlechtigkeit jenes Menschen, der, nachdem er ein schwaches Mädchen berückt, uns ins Unglück stürzen wollte. (T.) Mein Vater sagt, er grollt ihm nicht. Ist es aber so, wie ich glaube, -daß jene Liebelei bloß eine politische Sveculation war, daß er sich nicht damit begnügte, ein Mädchen zur Schlechtigkeit gegen ihre Eltern gebracht, eine ehrenwerthe Familie im Innersten ihrer Seele gekränkt, 'ihre Ruhe, ihren Frieden vernichtet zu haben, daß er sogar ihren äußern Wohlstand vernichten wollte, und daß all' diesem sogar — was ihn zwar auch nicht entschuldigen kann — nicht einmal Leidenschaft zu Grunde liegt, daß Alles bloß teuflische Berechnung ist, und es ist wahr, daß er nun prahlerisch die Ehre dieses Mädchen befleckt, dann Fluch auf ihn, dann werde ich, und währt es noch zwanzig Jahre, zu strafen und die beleidigte Ehre meines geliebten Vaters zu rächen wissen.

Onkel Friedländer holte uns Kuchen von Manatfchal. Was thut man nicht, eine Schwiegertochter zu gewinnen! . . .

Nachmittag wollte meine Mutter nach Kleinburg fahren. Ich sollte die Brochs hinaufbringen. Vater jweigerte sich zwar anfangs aber er gab sie mir nebst dem Armband auf mein Bitten doch heraus. Die Ohrringe behielt er für sich.*)

Ich meinerseits wollte den Nachmittag unter meinen Bekannten verbringen. Als ich also meiner Mutter Adieu sagte, so war sie überrascht und ärgerlich, daß ich nicht mit ihr fahren wollte. Ich beharrte darauf, zu gehen. „Nun, so sage es wenigstens dem Vater, damit er sich nicht wundert," rief sie mir zu.

Ich ging ins Gewölbe. Alles ging gut. Ich hatte meinem Vater Adieu gesagt und schon den Griff der Thür in der Hand, als er plötzlich rief: „Wohin?" „Zu ineinen Freunden." „Du fährst mit uns."

Ich weigerte mich und drang in meinen Vater, mich gehen zu lassen.

*) Der Alte hatte die der Mutter nach dem ehelichen Zwist abgenommenen Schmucksachen nach dem im Erdgeschoß gelegenen Kaufladen (Gewölbe) gebracht.

Ferdinand Lassalles Tagebuch. H3

„Mein Sohn," sagte er, mich küssend, „bleibe bei nur. Du bist ja bloß noch so kurze Zeit im väterlichen Hause . . . Bist Du mir denn gar nicht gut? Bist Du lieber bei Gerstenberg als bei mir?" Ich stand unentschlossen da. „Bleibe bei nur, mein Sohn," fuhr mein Vater zärtlich fort. „Was soll ich bei Liebichs anfangen? Mit der Mutter kann ich mich nicht unterhalten, weil sie nicht gut hört. Riekchen ist ein einfältiges Mädchen. Mit Dir kann ich wenigstens plaudern."

Dies bestimmte mich. Hätte mir mein Vater streng befohlen, würde ich nicht so leicht gehorcht haben. Aber ich bin überhaupt durch Güte leicht zu lenken, und mein Vater ist so gütig, so zärtlich, wie es gewiß wenige Väter sind. Manchmal, wenn er mich anblickt, liegt ein solcher Ausdruck reiner väterlicher Liebe darin, daß der Gedanke in mir aufsteigt: er hätte einen folgsameren Sohn verdient.

Bevor ich aber fuhr, ging ich zu Isidor, um ihm zu sagen, ich ginge spazieren, er solle mich bis fünfeinhalb Uhr in seiner Wohnung erwarten, ich käme dann auf jeden Fall.

Wir gingen zu Liebichs, nachdem wir auf der Chaussee gefahren. Ich amüferte mich ziemlich. Als wir aber nach Hanse kamen, verbot mir mein Vater, noch auszugehen. Ich tobte, aber es half nichts. Emilien schickte ich zu Isidor, mich wegen meines Nichtkommens zu entschuldigen. Abends spielte ich mit Mutter Ecarté und Piquet.

Dienstag, 14. Januar.

In der Schule fiel nichts Bedeutendes vor. Als ich den Vater zum Essen heraufholte, zankte ich mit Labandt, der wirklich unverschämt ist. Er spielte inimer auf etwas an. Ich glaube, Bloch wird ihm das erzählt haben, was T. erdichtet und mir meine Schwester erzählt hat. Nach dem Essen frng mich mein Vater plötzlich: „Sage mir einmal, Ferdinand, wie ist denn das mit der Conduite? Die Geschichte kommt mir nicht richtig vor. Ich habe schon seit einem halben Jahre keine gesehen."

Mir war hierbei nicht wohl, doch versetzte ich unbefangen und ohne unruhig zu scheinen: „Du weiht ja, wieso Du die vorletzte und letzte Conduite nicht bekamst."

„Nein, ich glaube das nicht! Die Conduiten werden doch nicht ununterschrieben von den Lehrern angenommen. Weißt Du auch, daß ich an den Nector schreiben werde?"

Gott! . . . Wenn mein Vater an den Rector schriebe . . . dann ...

brr . . . brr . . .

Ich ließ mir fünf Silbergroschen für den Pedell geben, gab diesem jedoch bloß zweieinhalb Silbergroschen. Ich weiß nicht, wie es kommt, ich spiele alle Sonnabende Billard, was mir mein Vater doch so streng verboten, unterschreibe mir meine Conduiten, was doch ebenfalls unrecht ist, und liebe meinen Vater doch bis zur Ekstase, wie ein Kind nur lieben

Ferdinand Tassalles Tagebuch.

kann. Ich würde freudig mein Leben hingeben, wenn ich ihm nützen könnte, und doch . . . Aber das kommt von meinem Leichtsinne . . . Im Grunde des Herzens bin ich gut . . .

Meine Schwester las dem Vater einen Polterabendfcherz vor, den angeblich Monsieur Moritz Urbach zum Polterabend von Mathilde Schweitzer gemacht haben soll. Es war dies eine Novelle, betitelt: „Der Friedländer und die Schweitzerin“. Obwohl nun besagte Novelle ganz und gar nicht gut ist, so herrscht eine Sprache in ihr, die, bei meinem Barte, Moritz Urbach im Leben nicht verstehen wird, geschweige denn selbst führen könnte. Er hat sogar meiner Schwester einige von seinen Balladen vorgelesen !!! Der Spaß ist köstlich. Ein solcher Mensch omnis Kum»-nitatis experts will Balladen machen.

Aber nächstens will ich „ein Wort mit diesem Geist zu reden haben“, und dann wollen wir sehen, wie sich dieser „Balladendichter“ herauswinden wird. Ich las die Fortsetzung des Geistersehers von X.

Mittwoch, 15. Januar.

Nachmittag holte ich mir mein Lotterieloos. Es war die Nummer 79886.

Wenn ich Katholik wäre, so ließe ich mir von einem Pfarrer das Loos segnen und mit Weihwasser besprengen. So aber muß mein Segen hinreichen.

Mit Samuel spielte ich Abends bei Hesse Billard.

Ich ging nach Hause. Es schlug sieben, acht, neun Uhr. Die Mutter kam noch nicht. Um neunehalb Uhr kam der Vater. Wir waren Beide ängstlich wegen dieses so auffallend langen Wegbleibens und beschlossen endlich zu Kroll zu gehen. Auf dem Wege unterhielten wir uns von T. und jenem Verhältnisse, von dem, was ich für oder wider gethan, wobei ich aber die strengste Wahrheit beobachtete. Die Mutter war nicht dort. Wir eilten zurück, kehrten aber zuvor bei Manatschal ein.

Als wir zu Hause angelangt waren, fanden wir die Mutter anwesend. Sie hatte sich von Dr. S. überreden lassen, zu „Guido und Ginevra“*) zu gehen. S. hatte, wie er sagte, einen Mann zu uns geschickt, der uns benachrichtigen sollte, daß Mutter im Theater wäre. S. selbst verschwand, sobald Mutter in der Loge war, ohne sie mit Zettel oder Gesangbuch**) zu versorgen. Als er nach einer Stunde erschien, so entschuldigte er sich, er wäre krank gewesen. Während seiner Abwesenheit mar Thomas der Cavalier der Damen, und diese hielten sich noch femer cm ihn, S. über die Schulter sehend.

*) «Guido und Ginevra“ oder „Tie Pest in Florenz“, große Oper in fünf Acten von Scribe, Musik von Hal«v«, Wurde in Paris im Jahre 1837 oder 1838 zum ersten Mal aufgeführt, war also damals in Breslau ganz neu. Die Oper ist früher in Deutschland öfter gegeben worden, aber seit einer Reihe von Jahren vom Repertoire verschwunden.

**) Textbuch.

Ferdinand Kassalles Tagebuch.

?5

Donnerstag, 16. Januar.

Heute hatte ich wieder einmal in der Schule nicht wenig zu erdulden.

Dr. Tschimer gab Odyssee-Stunde. Er fragte einen vor mir sitzenden Schüler nach einer der wichtigsten grammatischen Regeln. Ich wußte sie, er nicht. Tschirner fragte weiter, weiter. Fast Alle wußten sie nicht. Ich brannte vor Freude. Ich sah die Frage bis an mich gekommen, da beantwortete sie der vor mir Sitzende. Aergerlich blickte ich aus dem Buch. In diesem Augenblick fragte mich Dr. T. Natürlich konnte ich nicht antworten, und nun begann mich T. auf eine Weise auszumachen, die wirklich schrecklich war. Das Blut schoß mir in die Wangen. Ja, ich weinte, ich weinte. Wegen einer solchen Kleinigkeit so gekränkt, ausgemacht, angefahren zu werden! Geduld, Geduld, die Zeit wird kommen!

Nachmittag holte ich mir von Bamberger den zweiten Theil und brachte ihn zu Kern. Ich sprach nur den Diener, der nur sagte, ich werde Strafgeld zahlen müssen, was ich jedoch ganz und gar nicht zu thun gesonnen bin. Auf jeden Fall preßte ich Bamberger wieder vier gute Groschen ab.

Nachmittag mußte ich um drei nicht, was ich thun sollte, und ging daher zu Castner Billard spielen.

Mein Vater war wieder sehr zärtlich. Er küßte mich und sagte immer „Ach, wenn Du gut sein wirst!“

Und ich, ich spiele Wochentags Billard! Nein, ich gelobe, nie Wochentags Billard zu spielen und auch Sonnabend und Sonntags es auf alle Weise zu vermeiden.

Freitags, 17. Januar.

Es siel Vormittag nichts Bedeutendes vor. Nachmittag schrieb ich in der französischen Stunde nicht mit und kam unglücklicher Weise im Vorlesen dran. Schnell und gewandt nahm ich meinem Nachbar das Heft weg, aber dieses Trampelhier benahm sich bei der besten Absicht so ungeschickt, daß es Rudiger merken mußte.

Mends sing der Vater plötzlich an: „Ferdinand, es wird Dir schlecht gehen, wenn Du mich betrügst. Die Sache mit der Conduite ist auf keinen Fall richtig.“ Ich blieb ruhig, aber wie ich zitterte, wird mir Jeder glauben. Die ganze Nacht war ich darüber in Sorge.

Sonnabend, 18. Januar.

Um 12 Uhr kam der Vater nach Hause und sagte: „Weißt Du, mein Sohn, ich glaube jetzt selbst, daß es wahr ist, daß Du, wie Du sagst, diesmal keine Censur erhalten hast. Ich habe soeben gehört, daß unser Ober-rabbiner Tiktin den Dr. Schönborn «erklagt hat, er zwingt die Schüler mosaischen Glaubens, Sonnabends zu schreiben.“

H6 Ferdinand lassalles Tagebuch.

Das Gefühl, das sich jetzt meiner bemächtigte, läßt sich nicht beschreiben. Aufrichtig dankte ich Gott für diesen Zufall, nahm aber wahr, daß ich diesen Augenblick benutzen müsse. Dies that ich denn auch und wie ich glaube, nnt Erfolg.

Nachmittag besuchte ich Isidor, spielte mit ihm bei Caftner sechs Partien, von denen ich drei verlor. Hierauf gingen wir zu Orlandi und von da zu Hesse, wo wir Iacobsohn, Schlesinger und Guttentag trafen. Wir spielten zwei Boules. Die erste gewann ich, in der zweiten hatte ich es blos mit einem Gegner noch zu thun. Ich verlor zwar, doch zog ich meinen Einsatz. Jetzt spielte ich mit Isidor drei Partien, worauf er zur Tanzstunde ging. Ich blieb noch und spielte mit Schlesinger um einen Silbergroschen und verlor dabei drei Silbergroschen. Als ich wegging, hatte ich sechs Silbergroschen an den Marqueur, drei Silbergroschen an S. zu zahlen. Bei Castner hatte ich 1^2, bei Orlandi drei Silbergroschen bezahlt, dagegen I V2 in Voule gewonnen, summa Zummarum zwölf Silbergroschen ausgegeben. Viel Holz.

Als ich nach Hause kam, spielte ich mit Mutter Ecart6 und gewann sieben Silbergroschen.

Mit Dr. Schiff spielte ich Onze-et-demi. Zuerst gewann ich viel, verlor es aber wieder. Wir spielten Point einen Silbergroschen. Eben wollten wir aufhören und ich mein Geld, das sich nicht vermehrt noch vermindert hatte, einstecken, als S. mir fünf Silbergroschen wegnahm mit den Worten: „Für Ecartö, bezahle Deine Schuld.“

Vater schien nicht sehr zufrieden, daß ich so hoch spielte.

Sonntag, 19. Januar.

Mittags war wieder Krieg, und Mutter war der schuldige Theil. Sie weinte und zankte unaufhörlich. Man sprach davon, daß T. nach Rußland gegangen sei. Meine Mutter sagte: „Nun, es merdm wohl noch manche große Leute hier bankerott werden.“ Sie sagte dies aber mit Vezilg.

„Uns meinst Du doch nicht?“ fragte ich.

„Nun, wer weiß!“ entgegnete meine Mutter.

Natürlich gerieth mein Vater in Zorn. Ich machte meiner Mutter Vorwürfe, sie wurde böse auf mich und wollte die achtzehn Silbergroschen mir nicht bezahlen. Ich bat darum nicht, sondern zog gleichgültig meinen Rock aus und stellte mich an den Ofen.

„Warum gehst Du nicht aus?“ fragte meine Mutter. Ich antwortete, daß ich keinen Pfennig Geld hätte und also nicht ausgehen könne. Dadurch endlich bewogen, brachte nur Mutter das Geld von selbst. Nun ging ich in Isidors Gewölbe, fand aber dies schon geschlossen. Von da begab ich mich zu Manatschal und fand Isidor darauf in seiner Wohnung. Wir gingen ins Theater, wo „^umpaci va^ndunäus“ aufge-

Ferdinand Lassalles Tagebuch. 4?

führt wurde. Es war schrecklich voll. Man quetschte mich fast zu Butterteig. Als es zu Ende war, ging ich mit Isidor zu Klosse, wo wir Billard spielten. Ich habe heute Folgendes ausgegeben: Zwei Silbergrroschen bei Manatschal, zehn Silbergrroschen für Entrée ins Theater, drei Silbergrroschen verzehrte ich bei Klosse und von elf Partien Billard verlor und bezahlte ich sechs Partien, also auch sechs Silbergrroschen. Nun sind aber zwei und zehn und drei und sechs Silbergrroschen einundzwanzig Silbergrroschen. An einem Tage einundzwanzig Silbergrroschen, das ist viel, sehr viel. Das ist sogar lüderlich.

Montag, 20. Januar.

Als ich Mittag nach Hause kam, rief nur meine Mutter entgegen:

„Ach, höre nur, wie ungebildet sich Dr. S. gestern aufgeführt hat. Eben als ich in Soirée fahren wollte, kommt S., und indem er fortwährend ausruft: Leute habe ich keine Lust, in Soirée zu kommen, bin auch nicht angekleidet? so bittet er mich doch endlich, ihm zu erlauben, mitzufahren. Er wollte bloß in die Billardstube gehen. Als nun die Zeit zum Abendessen kam, so sagte ich zu dem Vater: „Bestelle nicht zu viel Essen, denn ich bin krank und kann nichts essen/ so höre ich vom Vater, daß Dr. S. schon zu ihm gekommen ist und zu ihm gesagt hat: „Mr. Lassal, sorgen Sie nur für mich für einen Platz beim Essen/ Denke Dir nun diese Unartigkeit!“ Ich fand natürlich dabei nichts, aber Mutter war sehr erbittert.

Nachmittag war Mutter bei Tante Burgheim. Dr. S. besuchte uns.

Als nun die Mutter nach Hause kam und hörte, S. wäre da, wollte sie nicht hineinkommen, setzte sich in die Hinterstube und raisonnirte auf S. verschiedenes Zeug. Ich nahm mich seiner sehr an. Mutter war sogar sehr aufgebracht gegen mich und es gelang mir nur mit Mühe, sie zu besänftigen. S. schrieb einen Brief an sie, aber sie las ihn nicht einmal.

Dienstag, 21. Januar.

Abends war S. wieder bei uns. Mutter war ausgegangen und als sie nach Hause kam, erfuhr sie diesmal nicht S.'s Gegenwart und trat in das Zimmer, wo wir waren. Nun wollte sich S. vertheidigen und fragte deshalb Mutter, weshalb sie zürne, und wessen man ihn beschuldige. Die Mutter wich aber aus, behauptete immer, man hätte ihn nicht verleumdet. Endlich führte ich einige Anklagepunkte an. Darüber wurde Mutter wüthend und holte den Vater, der sich stellen mußte, als wenn er auf mich böse wäre. Und nur mit Mühe gelang es mir, Mutter zu beruhigen.

Mittwoch, 22. Januar.

Es ging mir heute in der Schule gut. Tschirner scheint mich seit einiger Zeit nicht so zu verfolgen.

Nord und SSd. I.VII., 169. 4

H8 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Einen desto größeren Fehler habe ich mir Nachmittag zu Schulden kommen lassen. Ich habe nämlich gegen mein mir selbst gegebenes Versprechen heut mit Samuel Villard gespielt. Ich war wirklich schwach genug, es zu brechen.

Donnerstag, 23. Januar.

Well ich um ein Uhr zur Hochzeit des Dr. Langendorf gehen sollte, schrieb ich mir invito patris einen Zettel, ich möchte um zehn nach Hause kommen, und ging damit zum Tschirner, der mich an den Nector wies. Ich erlangte auch Erlaubnis) und schob sogleich fort zu Orlandi und von da zu Dominik, mich frisiren zu lassen.

Wir fuhren zur Hochzeit. Zuerst mein Vater und meine Mutter, dann Riekchen und ich.

Wir traten in das Loccil. Ich ließ meine Schwester in den Saal treten und ging in die Nebenstube. Lange verschob ich den peinlichen Moment, der Braut, dieser Fee, die Hand zu küssen. Aber er mußte kommen. Ich trat in den Saal. Trompeten und Pauken wirbelten. Auch gut! Wenigstens übertönten sie die Unzahl Seufzer, die mit oxsenmäßigem Gebrüll mir der Schmerz auspreßte. Meine Beine bekamen den Krampf und wollten retrograde gehen, und die Umstehenden mußten denken, ich wollte mich im Eiertanz produciren. Die Wahrheit aber war: ich dachte, es würde ein anderer Gast kommen, dann wäre ich ausgewichen. Der hätte seine Gratulation angebracht, und ich wäre glücklich davongekommen. Aber es sollte nicht sein. Das unerbittliche Schicksal wollte nicht. Ich sprach mir selbst Muth ein, gab mir eine Menge gute Lehren auf den Weg mit, trat in den Kreis, faßte ihre Hand

»DII plötzlich »UN umdüstet sich mein Sinn,

Wen war Besonnenheit, Bewußtsein hin.

Noch beute weih ich nicht, ob ich und was ich svrach.

An Worten mir e» wohl bei solchem Leid gebrach."

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in dem Kreis der jungen Leute und war äußerst froh. Ich fand einen gewissen L., den ich noch aus der Tanzstunde kenne. Es ist dies ein recht gemüthlicher, dummer, jüdischer Ladencommis, begabt mit Ladendienerwitzen, arrogant, von gutem Herzen, mit einen» Wort ein böser Narr. Well ich ihm nun diese meine Ansicht mehreremal demonstirte, so ist er mir feind, und glaubt mich zu ärgern, wenn er mich „Lassalchen" oder „kleiner Lassa!" nennt. Der Esel! Ms wenn er, noch dreimal so groß als er ist, zu mir hinaufblicken könnte! Man tanzte. Ich tanzte viel, bekam gute Tänzerinnen und amüsirte mich. Nun wollte ich mit der einen Milch, die mit L. tanzte, eine Gastrolle geben. Ich ging hin und bat die Dame um eine Gastrolle. Schon gab sie mir die Hand, als L. sagte: „Nein, meine Dame tanzt nicht." Natürlich war das Fräulein gezwungen, zurückzutreten. „L'che,"

Ferdinand Lassalle? Tagebuch. H9

sagte ich zu diesem etwas laut, „ich weide Dir eine Regel geben: Antworte nicht eher, als Du gefragt wirst. Ich hätte Dich auch gefragt, die Reihe wäre an Dich gekommen. Bei mir schadet es nicht, denn ich bin Dein Freund. (Ha, welche Ironie!!!) Ein Anderer giebt Dir eine Lection. Ich weiß, daß man Dir so etwas nicht übelnehmen kann. Es entspringt nicht aus bösem Willen, sondern aus Mangel an 8»voir vivi-e. Und wenn Dir auch ein Stockfremder das ansehen kann, so kannst Du doch Unannehmlichkeiten haben.“

„Ich weiß schon selbst, wie ich mich benehmen soll,“ antwortete L. und tanzte rasch davon, um einer weiteren Strafpredigt zu entgehen. Eine Viertelstunde später sehe ich L. bei den Milchs stehen und ihnen den Hof machen. „L. geberdet sich wie die Maus in den sechs Wochen,“ sage ich zu dem jüngsten Bloch, den ich am Arme hatte. „Gehe hin und sage ihm das.“ Richtig geht Bloch hin und sagt es ihm vor den Damen, die in ein fürchterliches Gelächter ausbrechen. L. erblaßt und stammelt: „Du bist ein Narr.“ Nun ward es mir leicht, Bloch so auf L. zu Hetzen, das ihm das Leben sauer wurde und er sich es wohl zehnmal verwünschte. Ich sehe L. bei Samosch sitzen. Ruhig nehme ich mein Notizbuch heraus und fange an zu zeichnen. „Was machst Du da?“ fragt mich Bloch. „Ich will diesen Ausdruck von Erbärmlichkeit und Misere auf L.'s Mienen abzeichnen,“ antwortete ich lachend. „Nun, gelingt es Dir?“ „Vis jetzt noch nicht.“ „Zeichne doch einen Eselskopf hin, bist Du gleich fertig.“ Schallendes Gelächter von allen Seiten. L. stürzt wüthend weg. Ich werfe mich lachend neben Samosch und rüdele auf L., daß kein gutes Haar an ihm blieb.

Wir setzen uns zur Tafel. Ich mit Bertha Munsterberg komme neben L. zu sitzen. Dieser setzt sich und klemmt mit dem Stuhl das Kleid meiner Dame ein. „Ach,“ bittet diese, „mein Herr, erheben Sie sich, Sie zerreißen mein Kleid.“

„L.,“ fange ich an, „ich werde Dir eine Lehre geben: Wenn Du Dich setzest, so erfordert die Höflichkeit, so nimm Dich in Acht, das Kleid einer Dame zu zerreißen.“ L. springt weinend vom Stuhl und schickt seinen Cousin zu mir mit der Bitte, die Feindseligkeiten einzustellen. Die ältere Milch gefällt mir.

Sonnabend, 25. Januar.

Nachmittags besuchte ich Isidor und traf ihn zu Hause. Doch quälte er mich auf eine horrible Weise mit Vorlesung von Briefen, an seinen Onkel Louis Gerstenberg in Hamburg geschrieben, den ich doch gar nicht kenne. Mit Neumann und Iaretzky, die bei ihm waren, ging ich mit ihm zu Hesse. Abends kam Jacobsohn auch hin. Ich freue mich immer, wenn ich den dort sehe, weil ich mir dann immer sage: „Das ist ein fleißiger Kerl, und doch spielt er alle Tage Billard.“ Ich ging zeitig

50 Ferdinand tassalles Tagebuch.

nach Hause. Mutter und Vater waren nicht da. Ich setzte mich hin und las, als Papa kam, sich freute, mich schon zu treffen, und mich mit zu Ullmann, wo Mittler war, nahm, und wo er mir drei Silbergrroschen, die er von Herrn Ullmann gewann, schenkte.

Montag, 27. Januar.

Abends ging ich zu Urbachs hinauf. Dort erfuhr ich, daß Dr. Schiff, der doch gegen uns gesagt hatte, daß er fortführe und Abchied genommen hatte, noch hier wäre und bei Sauls sein Quartier aufgeschlagen habe, wo er sehr zur Last falle. Da ich sah, daß der junge Urbach, Madame P. und Fräulein R. etwas raisoniren wollten, so verdarb ich ihnen den Spaß. Ich vertheidigte den Dr. S. nicht, ich lieb ihn gar nicht in Anklagezustand versetzen. Ich erklärte mich sso für seine Partei, sprach so für ihn, nicht mit Wärme, als ob ich ihn vertheidigen wollte, sondern so, als wenn es sich ganz von selbst verstünde, und als wenn Urbachs mit mir einverstanden wären, daß sie schweigen mühten.

Nun wollte ich den „Nalladendichter“ in die Enge treiben. Ich ließ mir den „Berengar“ vorlesen. Zufällig fand ich „Romanze“ drüber.

„Das nenne ich doch keine Romanze.“

„Nein,“ sagte er, „ich wollte den Stoff zu einer Novelle ausdehnen, und dann sollte dies Gedicht drin vorkommen.“

„Dann wäre es doch keine Romanze gewesen?“ fragte ich. „Was nennen Sie denn eine Romanze?“ fuhr ich fort.

Und Herr Urbach gab mir die merkwürdige Erklärung: „Romanze ist, wenn ich meine Gefühle ausdrücke.“

„Ganz und gar nicht! Meines Bedünkens drückt die Lyrik die Gefühle aus. Sie halten also die Schiller'schen Gedichte für Romanzen?“

„Nein,“ sagte er, „'Bürgschaft', 'Glocke' sind Balladen.“

„Aber mein Gott! die Mose' ist doch ein didaktisches Gedicht!“

Kurz er vertiefte sich immer mehr. Uebrigens glaube ich keineswegs, daß dies Gedicht, das ziemlich gut ist, das feinige wäre. Auch fein sogenanntes Drama: „Wahnsinn aus Verbrechen,“ das ein Gemisch tollen Unsinnns ist, ist sein Geistesproduct nicht, obgleich man diesen Namen n'cht so entweihen soll.

Dienstag, 28. Januar. ,

Nachmittags kam ich dran im Cicero-Aufsagen. Darauf hatte ich mich schon längst gefreut. Aber Tschirner hatte es sich einmal vorgenommen, mich anzuschmauzen. Sagte ich einmal „ßÄ“ für „t“, so schüttelte er den Kopf, und als ich vollends „num“ für „niiu“ sagte, wobei ich mich jedoch sogleich corrigirte, sagte er: „Geht schlecht.“ Ich sprach unwillig weiter. Sachen, die er bei Anderen gar nicht rügte, wurden

Ferdinand Lajsalles Tagebuch.

mir zum Verbrechen angerechnet, und ich verbesserte mich sogleich immer.

Jetzt kam ich an die Stelle: „et liberos tuos, usques H. ?«6ü" zc.

„LiAii ?ääii" verbesserte Tschirner. „^uiuti", wiederholte ich — denn dies war das Richtige — mit Nachdruck und stark betonend. Er biß die Lippen zusammen, ein Zeichen seiner Wuth, und bald hierauf ließ er mich aufhören mit den Worten: „Schlecht, sehr schlecht!" Da faßte mich unbändige Wuth. Ich meinte, denn eine solch.' Ungerechtigkeit war mir bald nicht gekommen, wie mir alle Umgebenden eingestanden. In diesem Augenblick hätte ich Tschirners Blut trinken können.

Mittwoch, 29. Januar.

Mittag kaufte mir Mutter eine Mütze. Auch gut!

Nachmittag wollte ich meine J nervrefsibles wechseln. Es waren keine Knöpfe daran. Darüber entstand Lärm. Kein Mensch hatte Zeit, mir welche anzunähen. Vater befahl mir, die Pantalons wieder ans- und meine alten anzuziehen. „Ich leide nicht, daß Du so eitel bist," sagte er. „Ach," entgegnete ich unmuthig, „es sind ja beides Plündern." Hierüber wurde er sehr zornig und prügelte auf mich los, wdem er mir zugleich das Weinen verbot. Jedes Wort, das ich sagte, brachte ihn zu neuer Wuth.

„Ich lasse mich nicht so prügeln," brüllte ich in Thränen zerfließend.

Dies machte ihn nun vollends müthend. Er fiel über mich her und prügelte mich schrecklich. Dies brachte mich vom Weinen plötzlich ab. Ich trocknete meine Thränen und blickte höhnisch drein, aber so blaß sah ich aus, daß ich vor mir selbst erschrak. Was auch mein Vater sagte, ich antwortete bloß durch ein trotzig höhnisches Lächeln, das meinen Vater reizte mich in's Gesicht zu schlagen. Doch hielt er an sich.

Ruhig zog ich mich an, sagte daß ich zu Hiller müsse, und ging mit dem Vorsatz hinunter, mich in die Ohle zu werfen.

Als ich an das Geländer trat, blieb ich stehen. Ich überlegte, wie ich es machen sollte.

„Du ^gehst die Stufen hinunter," sagte ich zu mir selbst. „Bist du auf der letzten, so steckst Du einen Fuß ins Wasser, darauf hebst du den andern in die Höhe; natürlich stürzest Du vornüber und bist frei."

Hier dachte ich an meine Mutter, auch wohl an meinen Vater. Doch schritt ich entschlossen nach der Treppe zu, denn meine Aufregung war zu groß.

Da plötzlich hörte ich rufen: „Ferdinand!" Ich drehte mich um.

Mein Vater stand hinter mir, bleicher noch als ich selbst.

„Was machst Du hier?"

„Ich sehe inir das Floß an."

„Du brauchst nicht in die Stunde zu gehen, geh' in's Comptoir."

Ich folgte, setzte mich aufs Sopha, und in einer halben Stunde fand

52 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

ich, daß ich sehr Unrecht gethan habe, einen solchen Vorsatz gefaßt und meinem Vater solche Furcht verursacht zu haben. Denn daß er meinen Plan merkte, zeigte mir seine Blässe, sein Verbot, in die Stunde zu gehen — er wollte mir vermuthlich Zeit geben, mich zu beruhigen — und auch der Umstand, daß er dreimal später hinaufkam, sich zu erkundigen, ob ich da wäre. Gott! überlegte ich mir nachher, wenn ich mir das Leben genommen hätte, wie unglücklich hätte ich nicht meine Eltern gemacht! Hu! mich schaudert. Tom friert.

Doch wollte ich durchaus heute etwas Unrechtes thun. Darum ging ich zu Samuel, ihn auffordern, mit nur Villard spielen zu gehen. Doch dieser wollte nicht, denn er hat mit seinem Vater um 2 V» Thaler gewettet, bis den 1. März nicht Billard zu spielen. Doch versprach er mir, zu nur zu kommen. Kern brachte ich den dritten Theil von St. Roche, und er forderte nicht einmal Entschädigungsgeld. Abends kam Samuel zu mir. Wir spielten Onze-et-demi mit abwechselndem Glück. Zuletzt war ich ihm einen Thaler neun Silbergroschen schuldig. Ich setzte den Thaler. Samuel, der sich immer ärgerte, wenn ich verlor, und der nichts sehnlicher wünschte, als daß ich die zwei Thaler wieder zurückgewinnen sollte, gewann. Da nahm ich die ganze Summe von zwei Thalern neun Silbergroschen und gewann. Wir waren quitt. Samuel hatte aber die vier Silbergroschen zurückgewonnen, die er vorher verloren. Als er daran dachte, verklärte sich sein Antlitz in himmlischer Freude, das doch vorhin, als er zwei Thaler gewann, trübe gewesen. Ich hatte fortmährend versichert, daß ich die zwei Thaler bezahlen würde. Aber ich kenne Samuel zu genau, um nicht zu wissen, daß er sie nicht nehmen würde. Doch war es ihm zuwider, da er mich nicht gleichsam demüthigen wollte, und dieser Ausgang war ihm der erwünschteste.

Donnerstag, 30. Januar.

Varschall ist sehr krank.

Mittags sprach ich mit Riekchen von Heirathen und suchte ihr Ferdinand aus dem Kopf zu reden. Denn bei Gott! diese Partie ist, wie ich immer mehr einsehe, äußerst schlecht, und wird sich Riekchen, wenn sie ihn nimmt, drei Jahre nach der Ehe sehr unglücklich fühlen. Auch gelang es mir, sie für Di-. Fr. zu stimmen. Hiermit ging ich zu Mutter — Riekchen war dabei — und sagte ihr, Schwester wolle Fr. nehmen. Wir sprachen noch viel darüber.

^L. Ich habe mit Köhler verabredet, ihm meine Uhr zu geben, für seine und einen Thaler. Er willigte ein. Doch erbat ich mir seine Uhr aus, um zum Uhrmacher erst gehen zu können. „Wenn mich die Reparatur“ — seine Uhr geht nicht — „mehr als einen Thaler kostet, wird aus unserm Handel nichts,“ sagte ich. Der Uhrmacher forderte zehn Silbergroschen, und ich lieh sie ihm dort.

Ferdinand Lassalles Tagebuch. 52

Freitag, 31. Januar.

Barschall ist todt.

Köhlern brachte ich den Bescheid, ich könne den Tausch nicht eingehen, da mich die Reparatur zuviel koste. So versprach er mir denn — und ich kenne Köhler, auf sein Wort kann ich bauen — Sonntag einen Thaler, den 1. März zwölf gute Groschen zu geben.

Nach Hause gekommen, sprachen wir wieder von Ferdinand. Friederike vertheidigte ihn heute viel wärmer. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich so entschieden gegen ihn auftrat. Es liegt in Friederikens Charakter, durch offenbaren Widerspruch in ihrer Meinung bestärkt zu werden. Ich werde umsatteln, mich wieder auf ihre und seine Seite schlagen, ihr Recht geben, ihr nicht widersprechen und sie doch unvermerkt von ihm abziehen. Sonabend, 1. Februar.

Vater wollte, ich solle um zehn Uhr nach Hause kommen, um die Predigt Geigers hören zu können. Ich aber verschob es auf über acht Tage, weil mir da Privatlectüre haben.

Köhler brachte mir den Thaler. Er ist ganz glücklich über seinen Kauf und schilt mich einen Narren. Da aber Tschirner raisonirte, da bloß einige Wenige das Schulgeld nicht mithatten, so packte ich den einen Thaler vier Groschen ein, aber ohne mir quittiren zu lassen.

Nach Hause gekommen, hörte ich, daß die Predigt ganz außerordentlich gewesen sein soll. Es that mir ungemein leid, ihn nicht gehört zu haben, und ich habe beschlossen, bei keiner Predigt zu fehlen.

Nachmittag ging ich zu Isidor. Von meinem Ducaten habe ich bloß noch zehn Silbergroschen. Es ist schrecklich. Den 12. Januar ging ich das erste Mal aus. Damals hatte ich in Summa 5 Thaler 18 Silbergroschen. Rechne ich 16 Groschen für die Odyssee, 5 Silbergroschen für Kramer, 10 für Isidor (bezahlte Schuld) ab, so habe ich vom 12. bis 31. Januar 4 Thaler 13 Silbergroschen ausgegeben. Die 10 Silbergroschen, die mir noch blieben, gab ich heute richtig aus.

Um achteinhalb war ich zu Hause, zankte mich mit Riekchen, spielte mit Mutter Ecartö, ließ mir von: Vater die Hälfte seiner Schuld, iä est 6 gute Groschen bezahlen und legte mich schlafen.

Sonntag, 2. Februar.

Heute soll Barschall begraben werden. Um achteinhalb ging ich mit Mutter hin zu der unglücklichen Wittwe. Sie saß still weinend auf dem Sopha. Sehr rührte mich der Anblick Wilhelms, der, die Größe seines Verlustes halb ahnend, sich das Kadisch lernte. Wir gingen in die andere

5H Ferdinand tassalles Tagebuch.

Stube. Hier war die Leiche des so früh gestorbenen Mannes. Die Condolirenden sprachen in einzelnen Gruppen von diesen: traurigen Todesfall. Da führte der Lehrer Wilhelm an die Seite seines Vaters. „Hier siehst Du,“ sagte er leise zu dem weinenden Knaben, „Deinen Vater. Du siehst ihn hier nicht wieder. Versprich mir an dieser Stelle, Deiner Mutter, die nun auch Dein Vater ist, immer ein guter Sohn zu sein und in Allem Folge zu leisten.“ Und der kleine Wilhelm schlug treuherzig in die ihm dargereichte Hand. Mir gingen die Augen über. Ich wendete mich ab.

Man hob die Leiche in den Koffer*), verschloß ihn und schickte sich an, sie hinunter zu tragen. Da stürzte die bejammernswerthe Frau laut schreiend aus ihrem Zimmer. „Mein Mann! mein guter, guter Mann!“ schrie sie mit einem solchen Ausdruck des Schmerzes, daß Alle, die zugegen waren, zu weinen anfangen. Nur mit Mühe konnte man sie abhalten, der Leiche zu folgen. Sie siel laut schreiend in die Arme der Frauen, und noch unten hörte man ihr krampfhaftes Geschrei.

Unterwegs unterhielt ich mich mit Bloch. Er wollte sich ein Air geben und nannte sich einen Atheisten. Als er aber sah, daß ich ganz anderer Meinung war, so sattelte er auch um. Wir sprachen viel von Seelenwanderung, von Geiger und dem Judenthum, und er wunderte sich, daß ich mich so des jüdischen Glaubens annehme. Der Esel! Als wenn man nicht treife**) essen und doch ein guter Jude sein könnte.

Ich sagte ihm dies, und in der That, ich glaube, ich bin einer der besten Juden, die es giebt, ohne auf das Ceremonialgesetz zu achten. Ich könnte wie jener Jude in Nulwers „Leila“ mein Leben wagen, die Juden aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu reißen. Ich würde selbst das Schaffot nicht scheuen, könnte ich sie wieder zu einem geachteten Volke «lachen. O, wenn ich meinen kindischen Träumen nachhänge, so ist es immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden, mit den Waffen in der Hand, sie selbständig zu machen.

Wir waren auf dem Kirchhof angelangt. Hu, wie fchrecklich sieht Varschall aus! Ich eilte tief erschüttert von seinem Anblick auf das Grab

*) Die Juden wurde» damals nicht im Sarge begraben, sie wurden vielmehr, wie oben berichtet wird, im Trauerhause in einen Koffer gelegt und von da in schwarzem vollkommen bedecktem Leichenwagen nach dem Bearälmißvlatze überführt. Alsdann wurden sie nach der rituellen Reinigung zwischen losen Brettern in die Erde gesenkt und begraben. Der Kadisch, auch Kadosch, Kidusch geschrieben, bildet das Schluszgebet der gottesdienstlicheu Handlung der Israeliten, Man kennt die Heine'schen Verse:

„Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen.
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.“

*) „Treife“, das nach jüdischem Ritus Unreine, im Gegensatz zu „koscher“, dem rituell Reinen,

Ferdinand tassalles Tagebuch. 55

meiner Schwester, wo ich meinen Vater weinend traf, meiner Schwester, die so frühe, frühe hingewelkt! 8io lata volnnt.

Es war vorbei, und ich, seit langer Zeit wirtlich traurig, inachte mich auf den jRückweg. Erst zu Hause gelang es mir, die düsteren Gedanken wegzuscherzen.

Nachmittag las nch meinen: Vater den „Geisterseher“ vor. Darauf wollte ich weggehen, aber mein Vater wollte es nicht erlauben.

„Du warft gestern auch zu lange weg,“ sagte er. „Wohin willst Du jetzt gehen?“

„Spazieren,“ antwortete ich.

„Nun, ich will mit Dir gehen, mein lieber Sohn. Willst Du zu Liebich oder nach Meinburg, oder willst Du Dir den Walisisch ansehen?“

Ich war hiervon gerührt, zumal da ich einsah, daß mein Vater nicht Unrecht habe. Er hätte nur früher darauf beharren sollen. Doch bestand ich auf meinen Bitten. Vater erlaubte mir aber nicht länger als bis fünf wegzubleiben. Nun war ich nicht weggegangen, wenn nicht gerade Bauer gekommen wäre, Imit dem ich nun !zu Hesse ging. Ich werlor unter sechs Partien eine. Darauf spielte ich mit Littauer sechs Partien. Er gab mir dreißig vor. Drei gewann, drei verlor ich.

Nun ging ich nach Hause, wo ich Dorchon Friedländer traf, die mich sehr ennunirte. Erstens hinderte sie mich, mit Mutter Ecart6 zu spielen, dann, da ich verdrießlich war, zankte sie sich fast fortwährend mit mir. Erst spät, uni neuneinhalb, spielte ich mit Mutter Ecartö. Sie verlor zwei Silbergrotschen. Vater spielte nun niit mir und verlor vier Silbergrotschen.

Montag, 3. Februar.

Ich habe mit Hahn Sonnabend meinen Zumpt gegen seinen älteren eingetauscht, indem er mir versprach, seine Cicero-Uebersetzung von heut bis Sonnabend zu borgen. Ich empfiing den Zumpt, doch die Uebersetzung hatte er vergessen.

Ich schluckte seit einigen Tagen so oft und so ungemein stark, oft stundenlang mit geringer Unterbrechung, daß mein Vater mich deswegen zu Gutten-tag schickte, der mir etwas verschrieb. Um drei Uhr ging ich zu Samuel, der in mich drang, ihm zu versprechen, nicht vor 1. März Billard zu spielen, welches Versprechen er Friedländer, Hirsch und sich selbst abgenommen hat. Ich leistete es aber nicht.

Als ich von Samuel wegging, fiel ich dicht an meinem Hause so schrecklich nieder, daß ich gleich aus Nase und Mund zu bluten anfiing. Ein Mann hob mich auf und brachte mich, der ich kaum gehen konnte, zum Vater in's Gewölbe. Wie dieser sich erschrak, geht über alle Beschreibung. Da er hörte, daß Mutter weggegangen sei, brachte er mich hinauf, machte mir Umschläge mit kaltem Wasser. Meine ganze Nase und mein Mund waren schrecklich geschwollen, überall Haut losgerissen, was

56 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

mir viel Schmerzen machte. Mein Vater fragte mich beständig, wo ich Schinerzen habe, ja, er meinte beinahe, der gute Vater.

Er verbot mir, zu Hitler zu gehen. Ich ging aber, weil ich vorige Stunde gefehlt hatte. Doch that es nur nachher leid, da mir Hiller sagte, wenn ein Lüftchen zu der Geschwulst käme, so bliebe diese lebenslänglich. Dieser Gedanke verursachte mir doch einiges Unbehagen. Isidor traf ich, der sich wirklich über mein Aussehen entsetzte und sehr viel Theilnahme zeigte.

Als ich nach Hause kam, war die Mutter da, die noch von nichts wußte und sich daher nicht wenig erschrak, als ich ihr mein Abenteuer erzählte. Abends ließ Vater mir Paetzold Holm, der mir Umschläge mit Essig verordnete. Ich habe große, große Furcht, daß mir die Nase bleiben wird, so sull6ß, besonders ist es meine Schwester, die dies bestätigt. Na, und wenn dies geschehen sollte, mein Gesichtchen wäre dann zwar hin, aber ich glaube, ich würde mich am Ende nicht sehr darüber betrüben. Aber dies weiß ich positiv, daß ich alle Damengesellschaft fliehen würde; denn beim Anblick einer jeden würde der Gedanke in mir aufsteigen: wieviel Triumphe hättest Du nicht feiern können, wenn nicht der verdammnte Fall gewesen sein würde. Ich würde mich bloß auf den Kreis männlicher Gesellschaft beschränken, leichtsinnig wie ich bin, würde ich mich wegsetzen über meine Nase. Aber eine gewisse Brutalität würde sich meiner bemächtigen, wie es Jedem ergeht, der sich nicht in Damengesellschaft bewegt.

Dienstag, 4. Februar.

Früh Morgens schickte mich der Vater zu Dr. Guttentag, ob ich ausgehen dürfte. Doch er sowohl als Paetzold, der drüben war, verboten es mir auf's Strengste. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen oder argem foll. Bis Sonnabend haben wir Priuatlectüre, die ich jetzt zu Hause nicht machen kann, weil ich den zweiten Theil Homers verloren habe, ferner Cicero- und Xenophon-Hefte Sonnabend abzugeben. Heute sollte ich von Köhler Xmovhon-, von Hahn Cicero-Uebersetzung bekommen, und nun fehle ich. Wenn ich nun auch Sonnabend fehle, um zur Predigt zu gehn, so wird Tschirner doch Montag mich übersetzen lassen und mir meine Hefte abfordern. Deswegen schrieb ich an Köhler einen rührenden Brief, in welchem ich ihn bat, mir um zwölf feine Xenophon- und Hahns Cicero-Uebersetzung zu bringen. Femer sagte ich ihm, er möchte sich an Günsburg in Obertertia wenden, der würde ihm einen Homer für mich aushändigen. Günsburg hatte nur ihn fchon voriges Mal geborgt. Und siehe da, der kleine Schuft kam gar nicht.

Nachmittag las ich Carl Julius Webers Demokrit. Wirklich ein treffliches Buch. Dann spielte ich mit Mutter Ecartö und gewann fünf Silbergroschen. Dr. Guttentag versicherte mich, daß die Dickigkeit meiner Nase spurlos verschwinden werde und verbot nnr, auszugehen.

Ferdinand Lassalle« Tagebuch. 5?

Abends ließ mich mein guter zärtlicher Vater nicht hinaufgehen in die Kälte schlafen, sondern ich mußte mich mit ihm in sein Bett legen.

Mittwoch, 5. Februar.

Gestern war, wie ich vergessen zu erzählen, Brief von Ferdinand an Riekchen angekommen, den sie mir gar nicht und der Mutter erst später zeigte; und wiewohl ich ihn später fand und lesen konnte, so that ich es doch nicht, weil ich mir den Inhalt so zu sagen aus dem Finger schnitzen konnte. „Ich nehme nur Ferdinand doch," sagte Riekchen zum Vater, der ihr den Brief brachte, als sie ihn gelesen hatte, und dies in einem tatsächlichen, vrobirenden Tone.

„Mrrcheleben," lachte der Vater, Du glaubst, wenn er Dir zärtliche Briefe schreibt, mußt Du ihn heirathen? Papier ist geduldig, und in Paris lernt man Complimente machen." Ich stieß Mutter an, und diese ließ sich nun in ein weitläufiges Gespräch ein, worin sie erwähnte, daß auch ich der ich doch früher so ungemein für diese Verbindung gewesen sei, jetzt dagegen sei.

„Du «leinst auch, daß es nichts ist, Ferdinandleben?" fragte mich »nein Vater nähertretend.

„Warum sprichst Du gar nicht einmal so mit dem Vater?" sagte meine Mutter zugleich.

„Weil es mir nicht ziemt, daß ich meinem Vater darüber spreche. Wenn mein Vater mit mir einmal darüber wird sprechen wollen, so werde ich ihm dann auch meine Meinung an den Tag legen." Mein Vater schwieg und empfahl sich bald darauf.

Mutter und Riekchen sprachen nun viel mit mir hiervon. „Ich möchte Ferdinand schon nehmen," sagte Riekchen zu mir, „aber wenn Du mir solche Angst machst, daß ich dann wie eine Secretairsfrau und so leben müßte . . ."

„Noch ärger, noch ärger! liebe Schwester," setzte ich in zutraulichen! Tone hinzu, „glaube mir. Du bist grenzenlos unglücklich, wenn Du diese Partie eingehst. Du hast keinen Begriff davon."

Riekchen wurde nachdenkend, traurig.

Mutter trat jetzt auch mit größerer Zuversicht auf, weil sie gesehen, daß Vater auch nicht so dafür wäre, wie sie es immer glaubte und Welchen es ihr glauben machen wollte, trotzdem daß ich sie zu überzeugen suchte, daß man sich in Vater täusche. Dies gestern.

Heute kam nun Onkel Friedländer, der erfahren wollte, was Ferdinand an R. geschrieben hätte. Zugleich bat er Riekchen, eine Antwort fertig zu machen.

Abends wurde viel hierüber disputirt. Mutter rieth, gar nicht zu schreiben, denn wenn Riekchen wieder einen Brief im gewöhnlichen Liebesstil

58 Ferdinand kassalles Tagebuch.

schriebe, so müßte Ferdinand denken, daß noch Alles seinen alten Gang ginge. Ich that ihr aber dar, wie Ferdinand, wenn er keinen Brief erhalte, allen anderen Ursachen Schuld geben konnte und, wenn er ganz ahnte, doch keine Gewißheit hatte.

„Was ist also zu thun, fragte Mutter.

„Ein Brief muß geschrieben werden, aber der Inhalt desselben eben der sein, daß Riekchen seine Frau nicht werden könne.“

Meine Mutter gab mir Recht.

„Was soll ich aber mit Onkel Friedländer machen?“ sagte Riekchen.

„Wenn er morgen kommt, so erzähle ich ihm Alles, was Ihr sagt und der Vater, und daß nichts daraus wird.“

(Melodie: „Alle, Alle, Rachel ist kein' Kalle, Nossen ist kein Chossen“ zc. zc.*)

„Thue das,“ meinte Mutter, „erst aber sage es dem Vater, so wirst Du doch seine Antwort hören.“

Ich schüttelte mit dein Kopf.

„Was meinst Du?“ sagte Mutter.

„Ich meine, daß Vater der Rieke gar keine Antwort geben wird, doch dann mag sie es Abellino immerhin erzählen.“

Meine Prophezeiung ging in Erfüllung. Vater antwortete gar nichts auf Niekchens Vorstellungen. Doch als Onkel Friedländer andern Tags kam und fragte, ob sie schon geschrieben habe, gab sie keine bestimmte Antwort, sondern entschuldigte sich init Mangel an Zeit.

„Ferdinand läßt Dich in seinem Brief grüßen,“ begann Riekchen zu mir. „Er weiß nicht, wie Du Dich geändert hast. Du mußt doch einen Grund haben. Nenne ihn mir.“

Ich weiß wahrlich selbst nicht, wieso ich mich so geändert, der ich sonst an einer einmal gefaßten Meinung so festhänge und doch gewiß nicht wankelmüthig bin. Aeußere Eindrücke sind es nicht. Kein Mensch hat mich gegen ihn einnehmen wollen. Und ich bin auch nicht einer von denen, die ihre Ueberzeugung aufgeben, durch die Autorität Anderer bewogen. Es ist ein gewisses ne ssis yuoi.

Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,

Es flieht vor diesem Ferdinand zurück.

Doch wirklich, wenn ich nur iin mindesten glaubte, daß an der Partie was wäre, so würde ich nicht dagegen sein. Wer ich habe die festeste Ueberzeugung, daß Riekchen unglücklich werden würde, weil die Abhängigkeit, in der sie sich befinden würde, gar zu lästig, der Mangel gar zu drückend wäre. Dazu kommt, daß ich Riekchen kenne. Ich habe aber auch die festeste Ueberzeugung, daß aus dieser Partie nichts wird.

‘) Die Sache ist aus, Rahel ist keine Braut und Nathan kein Bräutigam mehr.

Ferdinand tassalles Tagebuch, 59

Donnerstag, 6. Februar.

Gleich früh kamen mir wieder auf unser altes abgedroschenes Thema zurück in Betreff Niekchens und Ferdinands. (Melodie: Eduard und Kunigunde.) Riekcheu meinte unter Anderm: „Und wenn ich auch Ferdinand nicht nehme, den ersten Besten werde ich nicht nehmen. Es ist gar keine Partie da.“

Flugs entgegnet' ich drauf der also sprechenden Schwester:

„So nimm doch den L. aus Inowrazlaw.“

Ich weiß nicht, ob ich seiner hier schon Erwähnung gethan habe, wenn nicht, zur Sache: Es ist dies ein Verwandter von Madame Paierl, ein junger Mann, spricht vier Sprachen, von sehr reicher Familie, hat selbst 30—40,000 Thaler und kann sich mit diesem uervu8 rsum ansiedeln wo er will, verlangt eine Frau niit 15,000 Thalern — denn da die Frau die Hälfte des Mannes ist nach der heiligen Bibel, so soll sie auch die Hälfte seines Vermögens haben —, doch ist sie hübsch und gebildet, 10,000. Madame Paierl will nun ihn mit dem Vater zu Frankfurt Bekanntschaft machen und dann herkommen lassen.

„L.“, entgegne die Mutter, „wird wenigstens 8000 Thaler wollen, und Vater giebt die nicht.“

„Nicht?“

„Nein, er thut sich schon, wenn er 6000 Thaler giebt. 5000 Thaler giebt er wenigstens, bei 6000 Thaler strengt er sich an. Wenn er sie aber mit 8000 will, will ich meine Diamanten herausgeben und sie verkaufen. Da werde ich auch 2000 Thaler bekommen.“

Nun, frage ich, giebt es noch so eine Mutter? Nein! nein! nein!

Ich aber wurde zornig in gerechtem Unwillen und erinnerte Mutter an jenen Vers über Frankfurts Thoren.*)

Vater kam spät Abends nach Hause.

Mutter und Riekchen hatten sich Nachmittag sehr gezankt und Niekchen hatte sich schon um fünf ins Bett gelegt. Dies klagte nun Mutter an Vater.

„Ach!“ seufzte dieser, „es ist ein trauriges Geschick, jeden Tag achten zu müssen zwischen Frau und Tochter, Mutter und Kind. Mein Sohn,“ sagte er, indem er mir die Hand gab und mit mir auf und ab ging, „mein Sohn, ohne Frömmler zu sein — das, weißt Du, bin ich nicht —, glaube mir, es ist das Beste, sich auf Gott verlassen, wie unsere heilige Schrift sagt: »Uebergieb dem Herrn Deine Wünsche, und er wird
*) Lllssalle meint den Spiucb, der neben einer an manchem Sladtthoi Noid» beutschlandz aufgehängten Keule angebracht ist:

Wer seinen Kindern giebt das Brot - -

Und leidet nachmals selber Notb,

Ten soll man schlagen mit der Keule todt.

so Ferdinand Lassalles Tagebuch.

für Dich sorgen.") Siehe, ich habe traurige, traurige Jahre verlebt und danke noch Gott, daß er mir die Energie verlieh, nicht nachzugeben. Aber Du weißt nicht, wie unglücklich ich mich fühle. Da Riekchen so beharrlich war bei ihrer unglücklichen Neigung, so war an keine baldige Auflösung zu denken. Hier in Breslau mußten es Alle, und kein anständiger junger Mann hatte ein Mädchen genommen, das einen Andern liebte und liebt. Ich konnte mich auf gar keine Idee einer auswärtigen Verbindung einlassen, weil Jeder, der in solcher Absicht hierhergekommen wäre, auch jenes unglückliche Verhältnis; erfahren hätte. An eine Partie, so lange jene Liebe anhielt, war also nicht zu denken. Und doch hatte ich früher geglaubt, durch Mielchens Eigenschaften, durch meine Stellung, meine Verhältnisse anständig zu sorgen. Ich wußte gar keinen Ausweg. Da verließ ich mich auf Gott. Ich hatte das feste Vertrauen, daß er Alles zum Guten lenken wird. Er hat mir auch die Idee eingegeben, immer gegen die Verbindung zu sein. Denn glaube mir, alle menschliche Klugheit reicht nicht aus." So sprach mein würdiger Vater.

Sonabend, 8. Februar.

Ich hatte trotz der Bitten meiner Mutter beschlossen, heute zur Predigt zu gehen. Während wir uns anzogen, kam Braun aus Glatz, der Mutter sehr animierte, kommenden Sommer nach Gräfenberg zu gehen.

Wir traten in das Gotteshaus. Eben hatte Geiger die Kanzel betreten, und nach einem kurzen Gebet für sich sprach er mit salbungsvollem Ton die Worte seines Textes: „Herr, so wir einen Bau unternehmen, und Du segnest ihn nicht, was sollte es da für ein Bau werden!“ :c. und setzte nun auseinander, daß dies wohl von jedem Bau gemeint sei, der in die äußere Erscheinung tritt, wie auch von jeden, Vau, den wir in unserm Innern unternehmen. „In eurem Innern sollt ihr dem Herrn Tempel bauen.“ Darauf kam er auf die Worte der Schrift: „Das ist ein Tisch des Herrn.“ „So ihr redlich euch euer Vrod erworben, so könnt ihr sagen: das ist ein Tisch des Herrn. So aber an euren Speisen das Blut derer klebt, die ihr unterdrückt, in euren Getränken die Thronen der Wittwen und Waisen sind, die sich mit Recht über euch beklagen, wie wollet ihr bann hintreten vor den Herrn und ihm danken für das, das er euch gegeben, wenn ihr es seinen Geschöpfen entrissen habt!“

Ich sah mich bei diesen Worten nach einigen Bekannten um.

Er berührte darauf den Satz, daß die Gelehrten und Weisen nicht mit ihrem Wissen prunken sollten. Sie sollten, wie es in der Schrift heißt, einen Deckel darüber schieben. „Ziber doch sollt ihr, lieben Freundr, euer Wissen äußerlich erkennen lassen, durch eure Thaten. Aus euren ») „Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn; er wird e« wohl machen/ Psalm 37. 5.

Ferdinand Kassalles Tagebuch. 61,

Thaten soll man urtheilen können und die Pracht eures Wissens erkennen." Unter Andern? warnte er vor Lebensüberdruß. „Oft scheint Manchen ein Höheres in diesem Leben nicht da zu sein, sie sehen Jenen sterben in Armuth und Jenen leben in Uebermuth und sprechen: ‚Ach, es ist nichts Höheres im Leben. Aber, lieben Freunde, wenn die Sonne nicht strahlt, so ist es nicht, weil sie ihren Glanz verloren hat, sondern bloß weil Wolken über der Erde ihre Strahlen auf einen Augenblick nicht durchdringen lassen.“

Kurz, Geiger machte, obwohl diese seine Predigt lange nicht seine vorige erreicht, wie man sagt, einen großen Eindruck auf mich.

Nachmittag ging ich zu Isidor, der mich sehr über meine Nase bedauerte. Wir gingen zu Hesse, wo ich heute merkwürdiges Pech hatte und sieben Silbergroschen ausgab. Isidor ging in die Tanzstunde, ich zu Manatschal, von da nach Hause. Wir spielten Piquet, und Mutter konnte heute kein einziges Spiel gewinnen.

Montag, 10. Februar.

Als ich aus der Schule wieder nach Hause kam, war wieder — zur Abwechslung — großer Zank zwischen Riekchen und Mutter gewesen, und Beide meinten schrecklich. Als nun Vater Mittags essen kam und die Mutter wieder sehr zu weinen ansang, wurde er, wie natürlich, sehr böse und verdrießlich und aß keinen Bissen. Ich redete so viel wie möglich Riekchen und Mutter gut zu, gab Beiden Recht und Beiden Unrecht, so daß sie sich etwas näherten. Als Abends Vater nach Hause kam, so wollte er Anfangs nicht essen. Doch vermochte ich ihn endlich dazu.

Dienstag, 11. Februar.

Vater brachte mir heute den Plan von dem Leipziger und Hamburger Institute. Ich las ihm beide vor, doch entschied er sich noch nicht für eines. Das in Hamburg scheint mir weit praktischer zu sein, als in Leipzig, wo es mehr schulenmäßig ist. Auch zieht es mich schon deshalb nach Hamburg, weil die Stadt größer und schöner ist, und auch in Beziehung auf das häusliche Leben man dort lange nicht so gefesselt und bewacht ist, wie es aus dem Leipziger Regulativ hervorgeht. Wenn ich aber nach Hamburg komme, so geschieht dies erst im Juni, da der Vater dann erst Zeit hat.

Mittwoch, 12. Februar.

Ich ging heute zum Schneider Wolf und fragte ihn, ob er einen Amor habe. Er bejahte dies, sagte mir den Preis (zwei Thaler) und bestellte mich auf Donnerstag Mittag. Als ich nun nach Hause kam und Riekchen es der Mutter erzählte, so wollte diese ihr Versprechen, mir einen Thaler dazu zu geben, zurücknehmen. Sie hatte nur Tags vorher einen Thaler

62 Ferdinand tassalles Tagebuch.

versprochen zu einem Geschenk für die Braut oder einer Maske. Es kam zu einem kleinen Gezänk, und ich sagte, was ich auch halten werde, daß ich ohne zu schenken, und ohne Maske nicht gehen würde.

Donnerstag, 13. Februar.

In der Schule machte ich mein Gedicht für den Polterabend. Nach Hause zurückgekehrt, erwirkte ich die Erlaubniß durch vieles Bitten, als Amor gehen zu können. Vater gab mir Erlaubniß zu gehen, aber kein Geld dazu. Mutter schenkte mir einen Thaler. Abends machte ich ein Gedicht für Riekchen als Fortuna.

Freitag, 14. Februar.

Nachmittags um vier Uhr ließ ich mir meine Maske holen und fand, daß sie mir schön stand.

Sonnabend, 15. Februar.

Ich ging zu Geigers Predigt. Nachmittag zog ich mir meine Maske an. Wir warteten sehr lange auf Klingenbergö. Sie kamen nicht, und mir mußten endlich ohne sie fahren. Auf dem Polterabend selbst amüsierte ich mich sehr gut. Besonders meine Maske als Amor gab mir Stoff zu vielen Beziehungen. Brainersdorfs Bruder (Spanerl) war ebenfalls als Amor da. Die Leute wollten mir versichern, daß ich schön aussähe, sowohl Herren als Damen. Besonders mit Emma Piager amüsierte ich mich sehr gut, die ich mit dem Moritz Levy sehr aufzog. Dieser, Graefenhagen, besonders Svanerl, behaupteten, Amor hätte eine Gevoure Eisen. Besonders mein Streit mit Spanerl amüsierte mich sehr, dem ich m'ch freundschaftlich anschloß und sogar duzte. „Hören Sie, Lassa!, Sie sind ein verdammt malitiöses Luder, aber ein witziger, ercellenter Kerl und weit gescheidter, als Ihre Jahre es vennuthen lassen. Wenn Se fünf Jahre werden älter, da wird es die Welt nicht mit Ihnen aushalten.“ Was mein Urtheil über Spanerl betrifft, so ist er erstens ein witziger, geistreicher Kerl, spricht gut französisch, und hat noch alte gediegene Bildung, da er schon Abiturient war.

Sonntag, 19. Februar.

Wir fuhren zur Hochzeit. Häniger, olim Bacchus, Beda, gestern Apollo, und ich, amüsierten uns auf eigene Faust, während der etwas langweiligen Epoche vor der Predigt. Geiger hielt darauf eine sehr rührende Rede. Hierauf tranken wir Kaffee und aßen, wobei ich mich über den Heißhunger Hanigers und Bedas, Spanerls und Schlochows sehr amüsierte. Darauf liefen wir in den Galerien herum, bis es zum Essen ging. Nun that sich die neunte Compagnie, bestehend aus sechs jungen Leuten, unter Spanerl zusammen, die keine Damen engagierten. Ich trat ihr bei. Nun wollten Spanerl und Wentzel und ein Dritter

Ferdinand kassalles Tagebuch. 63

ioconnu mich durchaus besoffen machen, aber ich dachte an Krappitz und hütete mich. Wentzel erklärte mich ein über das andere Mal für uncommentmäßig, und ich wurde verdammt, mich innner auf volle Gläser herauszupauken. Ich that es immer, aber trank dabei eben soviel Gläser Wasser, erging mich in der Nebestube und hütete mich, wie in Krappitz, süßen und sauren Wein zu mischen. Spanerl selbst sagte mir dann, er wundere sich, daß ich nicht betrunken geworden bin.

Um vier Uhr kamen wir nach Hause.

Montag, 17. Februar.

Vor acht Uhr brachte mir Gerstenberg noch meine deutsche Arbeit.

Ich hatte ihm nämlich Sonnabend erzählt, daß ich eine sehr lange deutsche Arbeit über Sonntag zu machen hätte, dies doch aber schlechterdings nicht angehe. Er hatte sich sogleich erboten, sie mir zu machen. Da dies aber nicht geht, weil die Arbeit die Philippi'sche Rede betrifft, so hatte ich ihm nach Verabredung Sonntag mein Unreines gegeben, und nun brachte sie mir der gute Junge ins Reine geschrieben.

In der Schule schlief ich den ganzen Tag.

Uebrigens habe ich gefunden, daß mich die Hochzeit auch viel Geld gekostet. Vorigen Sonntag hatte ich einen Thaler achtzehn Silber Groschen: einen Thaler von Köhler, achtzehn Silber Groschen von Mama. Jetzt habe ich nur noch zehn Silber Groschen in der Börse, von denen ich siebeneinhalb meiner Schwester schuldig bin, und die ich, weil es nichts Halbes und nichts Ganzes ist, so schnell als möglich ausgeben will, um dann ganz auf dem Trockenen zu sitzen. Klais pari», mal« äeläduantur.

Mittwoch, 19. Februar.

Mit meinem Gelds bin ich fertig, und den Dalles habe ich nun.

Vater fragte mich, ob es wahr wäre, daß ich in einer Gesellschaft gesagt haben soll: „Mein Vater wird nicht seine einzige Tochter einem Pariser mit leeren Taschen geben.“ Wer mir diese schändliche Lüge erdichtet, weih ich nicht. Vater aber hat sie vom Onkel Friedländer.

Donnerstag, 20. Februar.

Ich stellte meinem Vater heute vor, daß mich die Hochzeit einen Maler vier gute Groschen gekostet hätte, und bat ihn, mir doch etwas dazu zu geben. Es war umsonst. Ich bat um zehn Silber Groschen für den Uhrmacher, aber Vater nieinte, dies käme mir zu mit meinem Taschengelde zu bestreiten. Nun bat ich um die vierzehn Silber Groschen Taschengeld, die ich zu fordern habe. Aber Vater gab sie mir nicht, wurde zornig, schrie mich sehr an und befahl nur, das Maul zu halten, obgleich ich vorstellte, daß ich keinen Pfennig Geld hätte. Da mar mein Entschluß gefaßt. Ich nahm meinen Bost und meinen August und ging damit zum Antiquar, der reichte mir sechszehn Silber Groschen dar.

Nord U,,K Eild. I.VN, ,6». 5

6H Ferdinand tassalles Tagebuch.

Freitag, 21. Februar.

In der Schule erfuhr ich, da die Conduiten schon circuliren, daß nur Tschirner geschrieben hatte: der Alte. Und das kränkte mich sehr. Ich hatte mich seit voriger Censur etwas mehr angestrengt und bedeutend mehr geleistet. Es ist, wie ich ohne Parteilichkeit für mich sagen kann, eine Ungerechtigkeit. Ich machte Betrachtungen. Ich dachte nach, wie es käme, daß so ein Hennige, Preiser, die mir doch, wie ich selbst sagen muß, an Talent, Auffassungsgabe, Genie, Beurtheilungskraft, Verstand, Geist nachstehen — und dies so weit! — gute Conduiten bekommen, während ich keine ziemliche erlangen kann. Ich dachte nach, wie es kommt, daß ein Wollheim, der zwar viel Genie hat, aber so faul ist wie ich, auf der ersten Bank sitzt und ich auf der vierten. Kühler sagte in der Stude zu mir: „Weißt Du, Lassal, ich habe so oft über uns Beide nachgedacht, und Du kannst es mir wirklich glauben, wir Beide passen auf kein Gymnasium.“ Und so sprach, ich kann keinen anderen Schluß ziehen als den:

Hio 8nm darbaruZ, huiü nou intMißor illis. *)

Sonnabend, 22. Februar.

Nachmittag ging ich zu Dominik, mich frisiren zu lassen, da wir zum Thee bei S. Levys invitirt waren. Als ich nach Hause kam, waren die Eltern schon angezogen, und Vater kam mir entgegen mit einer Ohrfeige, da er über mein langes Ausbleiben pikirt und Mutter ängstlich war. Doch war ich noch froh, daß Vater nicht ahnte, wo ich gewefen war. Bei L^vys amüsirte ich mich sehr gut. Besonders die Tableaux und die Gedichte von Emanuel waren herrlich. Ich aß und trank nach Möglichkeit viel, aber seit der Geschichte mit Kravuitz hüte ich mich wohl, über mein Maß hinauszugehen.

Montag, 24. Februar.

Es giug mir heute recht komisch in der Schule, und es kann wohl sein, daß ich recht viel Erfahrungen in zwei Stunden gemacht habe. Ich ging nämlich in die Schule, wie gewöhulich, ohne mein griechisches und lateinisches Exercitium zu haben, wie ich sie deun seit einem halben Jahre immer erst in den Stunden Köchers und Rüdigers mache. Ich kann wirklich deutlich an mir sehen, was Ungerechtigkeit nicht bewirken kann! Als ich nach Secunda kam, war ich wirklich fleißig und strengte mich an. Als nun Probe geschrieben wurde, so versicherten nur alle Parteilosen der Klasse, daß ich Erster oder Zweiter der Neuen werden würde; sogar meine Feinde sagten, daß ich um vier bis fünf heraufkommen würde. Zu jener

*) Nlvidkiug Ki<! ess» »um ytc, Oviä. 1'riztil» lik, V. X, 35,

Feldinand lassalle» Tagebuch. 65

Zeit erinnerte ich mich, in der größten Verwunderung über meines Nachbars Faulheit gewesen zu sein, als ich ihn einmal seine Exercitien in der Stunde, die der lateinischen vorherging, machen sah. In der Schule fremde Arbeiten zu machen, das war nichts Ungewöhnliches, aber so — wie soll ich sagen? — so sich auf sein gutes Glück zu verlassen, daß man die Arbeiten, die man in einer Stunde abgeben muß, eine Stunde vorher anfertigt! Kurz darauf setzte Tschirner mich eine Bank hinunter. Daß es die totalste Ungerechtigkeit war, sagte die ganze Klasse, und was mehr, mein Bewußtsein. Und seit jener Zeit bin ich in Faulheit verfallen, damit ich doch das Heruntersetzen nicht unverdient erleiden möchte, und diefe Faulheit ist wirklich nicht gar zu gering.

Doch zur Sache. Ich kam wie gewöhnlich ohne Exercitien in die Schule und wollte sie wieder wie gewöhnlich von Henkel borgen. Aber mit dem Griechischen war er noch nicht ganz fertig, und das Lateinische gab er eben Hahn. Es ist dieser Hahn ein Mensch, 'der alle Anlage hat, ein wahrhafter Bösewicht zu werden. Neidisch, findet seine schwarze Seele in nichts mehr Vergnügen, als in der Misere Anderer. Dabei hat er einen scharfen, durchdringenden Verstand, viel Ausdauer, Witz und Feigheit. Alle seine Handlungen werden von dem schrecklichsten Eigennutz geleitet, der sich denken läßt. Mich haßt er, wie ich es wohl weiß, aber dieser Haß, sonst so deutlich ausgesprochen, tritt jedesmal in den Hintergrund, sobald es seinen Vortheil gilt, sobald er mir etwas verkaufen oder von nur etwas kaufen will, Geschäfte, deren ich viel mit ihm gemacht habe, denn ich gehe gern mit ihm um — das heißt, blos in der Schule —, um meinen Blick zu üben in der Menschenkenntnis).

Dieser Hahn nun bemühte sich eben, als Henkel mir das griechische Exercitium reichen wollte, es mir vor der Nase wegzuschnappen, und es gelang ihm. Und merkwürdig, ich konnte heut kein Exercitium bekommen. Köhler hatte seine an Sturm geborgt. Langen und Kock arbeiteten. Ich wurde wirklich etwas ängstlich. Es wird immer später und ich habe noch kein Exercitium. Da drehe ich mich um und auf mir ruht schadenfroh, teuflisch lächelnd, Hahns tückisches Auge. Dieser Blick zeigte mir die größt'chste Schadenfreude, die ihn belebte; aber dieser Blick hat auch in m>r Haß gegen ihn entzündet, Haß, der, bei meinem Wort, lange wahren soll, bis er sich gekühlt hat. Ich hasse außer ihm nur noch einen Menschen, und das ist T. Aber, bei Gott! ich glaube, dieser Haß — und gegen letzteren besonders — wird ewig dauern!!! Mein Vater sagt, er gönnt ihm nichts Böses. Ha, über die gutmiithigen Weibsnaturen, Tod ihm! Elend! Vernichtung werde ich bis zu meinem letzten Augenblicke ihm wünschen und, bei Gott! es nicht beim bloßen Wünschen bewenden lassen. „Selbst Hand ans Werk gelegt" und „Von der Stirne heiß" :c.

5*

66 Ferdinand Iafsalles Tagebuch.

Es schlägt neun, und ich habe noch kein Exercitium. Da wende ich mich an Meitzen, der erst kürzlich zu uns vom reformirten Gymnasium gekommen, und der mein bester Freund war, so lange ich jenes Gymnasium besuchte. An ihn wandte ich mich in meiner höchsten Noth. Schon glaubte ich auch hier eine abschlägige Antwort davonzutragen, aber nein, er sagte es mir zu, doch wollte er es sich bloß noch durchsehen. Ich wartete eine Viertelstunde. Er war noch nicht fertig. Eine halbe Stunde verging, da bekam ich die Antwort: er habe es sich zum Grundsatz gemacht, seine Exercitien nicht zu verborgen, und wolle daher keine Ausnahme machen, so leid es ihm auch thäte. Ich lachte laut über den guten Freund. Da endlich erhielt ich ein Exercitium. „Nach so vielen Leiden“ :c. Aber der heutige Vormittag hat tiefen Eindruck auf mich gemacht.

Freitag, 28. Februar.

Heute kam der Rector mit den Conduiten. Meine war, wie ich vorausschauen konnte, ziemlich schlecht. Da rief der Rector meinen Namen. Ich stand auf, und als er nur die schlechten Zeugnisse vorlas, erwiderte ich: ich wüßte nicht, wie ich das verdient hätte.

„Ja, ja, Lassal,“ entgegnete Schönborn, „man läßt Ihren Verdiensten nur keine Gerechtigkeit widerfahren. Doch — und hierbei langte er mir die Conduite zu — sagen Sie, warum sehe ich nicht die Unterschrift Ihres Vaters und immer die Ihrer Mutter?“

„Weil mein Vater öfters abwesend ist,“ erwiderte ich. Und in dein Buche blätternd, fügte ich hinzu: „Doch ist auch seine Unterschrift da.“

„Lassen Sie doch einmal sehen, wo das ist.“

Ich langte das Buch hinüber.

„Ein einziges Mal hat Ihr Vater unterschrieben und das war voriges Jahr. Ist Ihr Vater schon ein Jahr abwesend, oder bloß immer, wenn Sie die Censuren bekommen?“

„Nein,“ erwiderte ich und ich glaubte fest, der Rector würde zu meinem Vater schicken und ihn bitten lassen, selbst zu unterschreiben.

„Wenn Vater auch da ist, so läßt er doch manchmal die Eensur von Mutter unterschreiben.“

„Das will ich Ihnen erklären!“ schrie Schönborn. „Weil Sie die Eensur nie dem Vater und nur der Mutter zeigen!“ Der Mann wußte nicht, daß ich es in der Virtuosität so weit gebracht habe, sie Niemand zu zeigen. „Aber das verbitte ich mir! Die Unterschrift Ihrer Mutter gilt gar nichts.“

„Hoho!“ dachte ich, „meine Mutter hat Procura.“

Jetzt gab er mir das Buch wieder. Eine Eentnerlast fiel von meiner Brust, als ich das kleine Büchlein noch in der Hand hatte. Doch war mir das Ganze sehr unangenehm, und ich will auch gleich sagen, warum. Bis

Ferdinand kassalles Tagebuch. 67

jetzt hatte ich immer den Namen meiner Mutter unterschrieben, und es hielt mich eine gewisse Ehrfurcht davon ab, das gewichtige „Heymann Lassal“ hinzuschreiben. Diesmal mußte ich aber diese Scheu ablegen, und so brachte ich andern Tags meine Censur vom Vater unterschrieben, nämlich von mir, der ich nach Bedürfniß Vater, Mutter und Sohn bin.

Wirklich, wenn mein Vater über 'das Conduitenmesen die richtige Ansicht hätte, ich würde ihm die Conduiten zeigen, und wenn mich die härteste Strafe erwartete. Aber mein Vater würde sich wirklich zu sehr ärgern, es würde ihn auf Wochen angreifen, er würde sich Wunder was für Gedanken über meine Nntauglichkeit inachen und nie recht glauben, wenn ich ihm zuriefe:

„Laß Dich nicht irren deS Pöbels Geschrei,
Nicht den Jrrthum rasender Thoren.“

Sonnabend, 29. Februar.

Von Tfchirner erhielt ich eine Nase, weil ich auf den Titel meiner Censur geschrieben: „Wahrheit und Dichtung.“

Spielte bei Hesse. Kaufte Pinsk für siebeneinhalb Silbergrotschen Federmesser ab und wollte es meiner Mutter für zehn Silbergrotschen verkaufen. Sie versprach mir, fünf dazu zu geben. Spielte Piquet.

Sonntag, 1. März.

Heute sollte Vater abreisen. Als ich aufstand, fand ich fowohl ihn, als Mutter sehr verdrießlich gegen Jedermann. Es fand auch ein kleines Zankduett statt. Und als Vater abreiste, gab ihm Mutter, als er sie zärtlich umarmen wollte, keinen Abschiedskuß. Wir machten uns darauf fertig zur Landsbergischen Hochzeit. Nun hatte ich keine Handschuhe, keine Manschetten, kurz, ich wollte gar nicht fahren, ließ mich aber dazu bewegen.

Man tanzte. Julchen Sklower, die ich zum Galopp engagirt hatte, fand ich nicht und nahm mir eine andere Dame. Wer plötzlich steht sie leibhaftig vor mir. Ich stelle sie mit einer Gastrolle zufrieden, worüber Orgler als «dapeau ä'Konnsur («Kapenu orckinsirs) brummte.

Nach dein Tanz packt mich Orgler an und erzählt mir: „Gastrollen leide ich nicht zu geben, durchaus nicht. Du weißt, ich bin nicht fein.“

Ha, dachte ich, das weiß Gott!

Der Tanz beginnt. Ich war nicht engagirt, gehe zu Orgler, thue ihm dies kund und mache daher Ansprüche auf eine Gastrolle. Aber er meint, ich müsse durchaus mit den übriggebliebenen, iä est nicht tanzen könnenden Damen tanzen. Aber ich gehe auf die jüngere H. zu, die mir sehr gut gefiel:

„Der Inno gleich an Wuchs,

Der Venus Reiz

Im holden Angesicht.“

Ferdinand Kassalles Tagebuch.

Ich wagte es und tanzte frisch drauf. Aber « impu[^]sutiss prae[^]i-cslläam nee ksreu6sm!!! Orgler läßt die Musik aufhören. Ich führe in eine Dame zum Platz. Tiefe Stille. Ich trete vor und rufe: „Herr Orgler, ich werde eine Gastrolle geben, und obivohl okapeau ä'Kormeur, haben Sie nicht das Recht, es mir zu verbieten. Wir sind nicht auf bsl parö, auch nicht bei Knappe, sondern auf einer Hochzeit.“ Gleich ungeheurer Tumult. Leute, die auf mich und ihn zulaufen, um uns zu begütigen. Endlich gelingt dies meiner Schwester. Aber eine Rache behielt ich mir vor. Ich warf mit Anzüglichkeiten hemm. Bei den wenigen Studenten nannte ich ihn Komo sxpsrs Kumäiutstis et communis vitss iFNärus, bei den Damen, die gebildet, sprach ich vom 8»v«ir vivre, Anderen sagte ich, er müsse dies wahrscheinlich bei Kasperte gesehen haben.

Orgler, der dies Alles horte — ich richtete es danach ein — wurde wüthend und schickte mir seinen OKspssu g'Konneur-Hut. Ich nahm ihn, warf ihn hoch in die Höhe und sagte, daß ein Hut, der von Orgler getragen werde, nicht würdig sei, von mir getragen zu werden. Da wüthet Orgler, sprang mir nach — zum Glück war Niemand dabei, denn es geschah im Nebenzimmer — und rief: „Hier will ich Dich nicht ohrfeigen, hier nicht.“ Ich lachte laut und ging in den Saal. Doch dachte ich darüber nach, was nicht vier Jahre machen. Wäre ich neunzehn Jahre, so hätte sich Orgler dies nicht gegen den Sohn seines Princivals unterstanden, er hätte auch die Musik nicht aufhören lassen. Und bin ich nicht so schon ihm unendlich überlegen, außer an Corpus, Bildung, Tournü«, Geist, Berstand, Geld, Ansehen! Besitze ich von allem dem wenig, so besitz! er doch noch unendlich weniger. Und wäre mein Vater hier, so wäre Orglern das Drohen mit Ohrfeigen schlecht bekommen. Doch ärgerte ich Orgler so, daß er krank wurde, sich Thee mußte kochen lassen. Doch blieb er. Bei Tisch kam er zu mir, mir zuzutrinken. Nach Tische wurden aus allgemeines Verlangen Gastrollen gegeben.

Montag, 2. März.

Da Dienstag und Mittwoch keine Schule war, wie ich wußte, so wollte ich heute erst nicht gehen und bekam Leibschmerzen.

Mittwoch, 4. März.

Heute ärgerte ich meine gute Mutter sehr durch meine Hitze, was ich wirklich ernstlich bereue. Sie ist eine so gute Mutter, und doch vergesse ich mich so oft.

Ferdinand Kassalles Tagebuch.

«9

Sonnabend, 7. März.

Die Predigt des Dr. Geiger 'war ausgezeichnet. Nachmittag ging ich zu Hesse: Hört! Hört! Ich gab dreiundzwanzig Silbergroschen aus. Nein, ich schwöre hiennit bei Allen:, was heilig, bei meiner Eltern Leben, vor dem ersten April kein Queue anzurühren.

Sonntag, 8. März.

Wir arbeiteten die ganze Zeit daran, die Briefe zu erhalten, die Riekchen an T. geschrieben. Denn dieser schlechte Kerl geht nun darauf aus, den Ruf Riekchens zu zerstören. Und nun zeigt er allen seinen Bekannten und jedem Freinden sogar ihre Briefe, die wirklich so geschrieben sind, daß man Schlimmes von ihr denken könnte. Wir laboriren nun darüber, sie zu erhalten. Ich meinte, durch Bestechung der Dienstboten T.'s, und Johann wurde ins Interesse gezogen. Doch sehe ich iwch kein Resultat. Lachs soll zu T. gehen, die Briefe zu lesen wünschen und den einen — denn einer ist es hauptsächlich — zerreißen.

Beda und Rolf sollen zu T. gehen, vorgeben, eine Wette gemacht zu haben, daß das und das nicht in den Briefen stände, und ihm die Briefe entreißen. Riekchen hat ihm ein Tafchenbuch, Nadelbüchse zc., Andenken, da er sie eigennützig schimpfte, durch Gustel zurückgeschickt. Er leugnet, das Nadelbüchse! empfangen zu haben. Ich wiederhole nur: Fluch, den schrecklichsten Fluch über mich selbst, wenn ich ruhe, bis ich gerächt, fürchterlich gerächt habe an diesem Hund meine Schwester, meinen Vater! Wenn ich je daran vergesse, will ich verflucht sein, hier und dort. Wenn ich ihm die Leiden nicht zehnfach zurückerstatte, die er meinem Vater, meiner Schwester zugefügt, möge ich verdammt sein! Gott, du hörst es.

Heut Nachmittag trat der Versucher zu mir in der Gestalt Friedländers und forderte mich auf, mit ihm Billard zu spielen. Wer ich verneinte.

Montag, 9., Dienstag, 10., Mittwoch) 11., Donnerstag, 12. März.

Mein Verhältnis; in Betreff der Schule wird immer unerträglicher.

Immer mehr sucht mich Tschirner zu kränken und lächerlich vor der ganzen Klasse zu machen, und das Bittere, das ein jeder solcher Vorfall bei inir zurückläßt, bestärkt mich in meinem Unfleiß. Ich fühle es wirklich, wenn ich Ostern — was Gott verhüte — nicht nach Leipzig komme, so werde ich mich in sehr, sehr mißlicher Lage befinden.

Sonnabend, 14. März.

Mein Vater kam heute. Wie es scheint, so ist es noch sehr zweifelhaft, ob ich Ostern nach Leipzig komme. Dieser Gedanke versetzte mich in

70 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

eine so trübe misanthrophische Stimmung, daß ich nicht zu Gerstenberg ging, versprochenenmaßen, sondern zu Hause blieb. Aber Istdor besuchte mich, und ich ging i'nit ihm zu Hesse, wo ich jedoch kein Queue berührte.

Sonntag, 15. März.

Freitag war es mir gelungen, mein Federmesser an Mama zu verkaufen, für zehn Silbergröschchen. (Zwei gute Gröschchen Prosit.) Ich ging zu Manatschal, Perini, gab fünfzehn Silbergröschchen aus und ließ für meine Schwester einen Pfannkuchen holen.

Montag, 16. März.

Als ich Nachmittag in die Schule ging, schlug es halb drei Uhr. Ich wollte mich daher nicht wieder von Tschirner herunterputzen lassen, sondern ging zu Samuel. Wir vesperten Wurst mit Schnaps, und ich bezahlte es. Darauf kam ein gewisser Fränkel und wollte Karten holen, um Onze-et-demi zu spielen. Ich willigte ein. Als er ging, erzählte mir Samuel, er habe neulich zehn Silbergröschchen an ihn verloren, er habe verdammtes Glück, und ich würde wahrscheinlich verlieren, warnte mich daher, zu spielen. Ich merkte gleich, daß Fränkel alle Karten kenne, doch half es ihm nicht, er verlor acht Silbergröschchen und wurde blaß wie der Tod. Ich quetsche mich, wobei besonders Samuel mir behülflich war, unter dem Vorwande, in die Stunde zu müssen.

Dienstag, 17. März.

Heute brachte ich Vater auf's Gespräch über Leipzig und erfuhr, daß Vater in Frankfurt einen Brief erhalten habe, daß er mich bei einem Lehrer in der Anstalt nicht unterbringen könne, da diese ihre Zahl nicht überschreiten könnten, daß er aber keinen Bekannten habe, dem er mich anvertrauen wolle. Auch thäte es ihm leid, daß ich noch drei volle Jahre in der Anstalt bleiben und dann noch ein Jahr als Lehrling gehen müßte. Er wolle mich daher Ostern aus der Schule nehmen, ein Jahr privatisiren lassen und dann in ein Handlungshaus gehen. Auch gut.

Nachmittag ging ich eu pa^aut zu Gerstenberg. Fränkel war da.

Aber obwohl wir zu herabgesetzten Preisen spielten, verlor er, trotzdem er alle Karten kannte, siebenzehn Silbergröschchen. Wein er gab vor, kein Geld bei sich zu haben, und versprach mir, andern Tags zu bezahlen.

Samuel schnitt bedenkliche Gesichter.

Mittwoch, 18. März.

Nachmittag vor zwei ging ich zu Gerstenberg. Dieser erzählte mir, Fränkel habe Vormittag zu ihm gesagt, er werde auf keine Weise Spielschulden mir bezahlen. Nun rieth Samuel mir, da er doch von ihm elf Silbergröschchen erhalten und ihn mit Karten, die er kenne, betrogen habe.

Ferdinand kassalles Tagebuch. 71.

Ich beschloß auch zugleich, meine Maßregeln zu treffen, ging in sein Gewölbe, traf aber nur seinen Herrn, der mich ein Langes und Breites nach meinem Namen und Anliegen fragte. Ich nannte ihm ersteren — augenblicklich verbreitete ich Respect über seine Züge —, letzteres verschwieg ich, zog mich zurück und lauerte im Hinterhalt auf meine Beute. Frankel kam. Ich sprang hervor wie ein Tiger auf seine Beute.

„Herr Frankel," sagte ich, „wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihnen bei Ihrem Herrn und bei Urbachs (seinem Onkel) einen Skandal machen soll, so geben Sie die sechs gute Groschen. Ich begegne Ihnen so, well ich von Gerstenberg erfahren habe, wie Sie sich benehmen."

Er erbleicht, stammelt, er werde bezahlen, habe kein Geld jetzt, werde es zu Gerstenberg bringen. Ich entferne mich. Es schlägt vier Uhr. Ich eile auf Flügeln der Habsucht zu Frankel. Er ist allein und fängt jene abgedroschenen Redensarten an: „Er hätte mir bezahlt, wenn ich ihn nicht so behandelt hätte. Er habe mit Gerstenberg nur gespaßt. So aber bezahle er nicht."

Da breche ich los: „Hören Sie, ich werde Sie lehren, was es heißt, um Geld spielen und nicht bezahlen. Bezahlen Sie nicht, so wird Ihr Onkel oder Ihr Herr bezahlen. Ueberdies werde ich dem auch sagen, wie Sie, als er auf der Messe war, sein Gewölbe allein ließen und Onze-et-demi spielen gingen. Auch mit falschen Karten zu spielen, werde ich in Anrechnung bringen." Kurz, ich schüchterte ihn so ein, daß er mir bezahlte und alle Wuth zu Samuel ausließ, der herüberkam, und den er Esel, Ochse schimpfte.

Donnerstag, 19. März.

Heute ist Purim. Ich habe mir schon längst einmal vorgenommen, zu schwänzen, und that es heut. Ich ging um acht zu Samuel ins Gewölbe. Wir machten dummes Zeug, ließm uns Frühstück bringen, Isidor holen u. s. w. Aus Langmeile schrieb ich Samuel ins Hauptbuch und lernte wirklich mehr, als ich den Tag in der Schule gelernt hätte. Ich begriff den Cours der Louisd'or-Strazze und Hauptbuchführen, Brutto, Ne, Taratto, Decort, Credit, Debet, An und Per ganz ziemlich. Samuel sagte mir, daß ich sehr schnell begriffe.

Sonnabend, 21. März.

Vormittags Zlviturienteneramen. Abends tk6 ciavsäiit bei uns und Souper für Dorchen Friedländer und Bräutigam. Ich amüsirte mich heut gar nicht und glaube, daß nur die Masken daran schuld waren. Es kamen hundertfünfzig auf einmal. Huel trouidle! Alle, die zu uns kamen, ainüsirten sich herrlich, nur ich nicht.

Ferdinand kassalles Tagebuch.

Montag, 23. März.

Es war soviel zu essen übrig geblieben von unserer Ai-kwäe töte, daß wir heute eine petits tet« gaben, auf der ich wick besser amüsierte, als Sonnabend. Reichenbach kaw. Man tanzte, lachte, trank und aß.

Dienstag, 24. März.

Heut waren mir wieder zu Zadigs gebeten. Aber ich hätte mich oben nicht amüsirt, wenn nicht der junge Borchert dagewesen wäre. Dieser hat mir schon Donnerstag Abend für meine Eitelkeit Stoff gegeben. Er sagte mir nämlich, er nehme viel Antheil an mir, ich sei genial, und es würde ihn um so mehr schmerzen, wenn mein Geist eine falsche Richtung nehme. Er sagte mir ferner, ich hätte schon längst seine Aufmerksamkeit erregt, da ich kein gewöhnlicher Knabe wäre. Nun ist dieser Borchert ein Mensch, dem ich mehr glauben kann, als jedein Andern, weil er nicht schmeichelt. Zudem ist er ein Mann, der in höchsten Grade den seus ooinmuu besitzt. Dr. Schiff hat mir dasselbe versichert, was B. Ich werde ansagen, es zu glauben.

Mittwoch, 25. März.

Heut kam ich um siebeneinhalb erst hinunter, da ich es verschlafen hatte. Vater, der schon verdrießlich darüber war, daß ich so viele Tage geschwärmt, der sich unten eben, von Mutter gereizt, mit Emilien und Riekchen gezankt hatte, zankte sich mit mir, prügelte mich sogar und Emilien und Riekchen, zerbrach einige Tassen u. s. w.

Aerger über diese Behandlung, Erkältung 2c. bewirkten, daß ich Nachmittag krank wurde. Sogleich aber wurde er wieder der liebende Vater, ängstlich, besorgt. Ich mußte mich ins Bett legen und sicherte stark.

Donnerstag, 26., Freitag, 27., Sonnabend, 28., Sonntag, 29.

blieb ich im Bett.

Mein Vater aber betrug sich diese Zeit so liebevoll, geduldig, sanft wie es gar nicht zu beschreiben und nicht zu denken ist. Er war einige Zeit hitzig und ist jetzt uin so sanfter. Dagegen hält nun meine Mutter die Waage. Denn die Mutter, so gut sie auch ist, hat eine beständige Neigung zu zanken, und es giebt kein Mittel dagegen, ihr diese Lust zu benehmen. Bloß dann, wenn der Vater so acht Tage lang seiner Hitze sich überläßt, wird sie eingeschüchtert. Aber wie der Zorn beim Vater schwindet, wächst die Zanksucht der Mutter. Und das macht manchmal meinen Vater recht unglücklich. So ist z. B. alle Tage Zank darüber, daß der Vater zu spät von der Ressource kommt. Das ist doch aber des Vaters einziges Vergnügen, die paar Stunden von vier bis achteinhalb.

Vater hat mir einen nagelneuen Ziveithaler, Mutter einen Thaler geschenkt.

Ferdinand Lassalles Tagebuch, 73

Montag, 30. März.

Gnntentag erlaubte mir heute aufzustehen, aber ich blieb liegen. Er und Paetzold untersuchten meine Nase und stritten, ob in der Nase das ssptum oder ononiuiill verletzt sei.

Der junge Urbach lehrte mich Whist. Auch 'ne schöne Gegend! Ein Lieblingsspiel von Dr. Schiff. Wir spielten en <ieux.

Meine Schwester soll heirathen. Viele junge Leute werden ihr vorgeschlagen. Davon ein andermal.

Dienstag, 31. März.

Heute ging ich aus dem Bett und las Wielands „Musarion“, die „Grazien“ und dm „Verklagten Amor“. Dieser alte wollüstige Wieland dieser Schäker, dieser verliebte, der eine Vusenrundung über Alles schätzt! Die Leute sagen immer, man solle die schlechten Romane hassen und nur Klassiker lesen. Und nun lese Einer den gediegenen Wieland, ob er nicht schlüpfriger ist, als der ärgste Roman von Paul de Kock.

Abends ging die Mutter mit Riekchen ins Theater, ich zu Urbachs, wo ich Whist spielte. Aber Mutter kam bald nach Hause, da das Stück „Czaar und Zimmermann“ in „Norma“ umgeändert war.

Widebein ist gehängt worden. Es war dieser junge Mann einige Jahre bei Lübbecke. Er galt für einen der schönsten, gebildetsten, elegantesten jungen Männer in Breslau und ist der einzige Sohn sehr reicher Eltern. Er hatte schon bei Lübbecke Kassendefecte gemacht und sein Vater 6000 Thaler für ihn bezahlt. Darauf war der junge Mann nach London gegangen, hatte hier Wechsel verfälscht und war gehängt worden, trotz aller Anstrengungen seiner ihn abgöttisch liebenden Eltern, die die größten Summen aufboten, ihn zu retten. Schauderndes Beispiel, wahrhaft schaudererregend! Dieser Rou6, dieser Elegant, gehängt! Und diese Schande, Schmach für seine ihn so liebenden Eltern.

Mittwoch, 1. April.

Heute sollte ich das erste Mal ausgehen und zwar zu Krolls; doch ennuyirte ich mich beinahe daselbst. Auf Abends waren wir zu Zadigs zum Abschiedsschmaus und tuö ä»n8ai,t geladen. Mathilde Wollheim war auch da und sah heute Abend recht hübsch und verführerisch aus. Mit Vorchert sprach ich mich wieder über Vieles und Wichtiges aus.

Donnerstag, 2. April.

Auch heute ging ich noch nicht in die Schule. Nachmittag besuchte mich Vorchert. Ich spielte mit ihm drei Partien Schach und gewann zwei. Darauf begleitete ich ihn. Er erzählte mir von seinem altern Bruder, wie der mit sich selbst zerworfen sei. Er war nämlich schon in

?H Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Prima gewesen, als er zum Klufmannsstan.de übertrat. Nun sah er Leute, die aus Quarta abgegangen waren, die jetzt über ihn: standen, Diener waren, während er Bursche war, und die jünger waren, als er. Er, der Homer und Cicero, Sophokles und Euripioes gelesen, bekam keinen oder spärlichen Gehalt, da doch sein jüngerer Bruder, der aus Quarta abgegangen, sich in seinem Geschäfte anständig ernährte. Er sah dies, weinte blutige Thränen, wenn er einem bei weitem jungem und noch dazu unwissenden Menschen nachgesetzt wurde, und nichts nützte ihm Homer und Demosthenes mit den sieben Weisen Griechenlands, ja auch Birgits:

konnte ihn nicht trösten. Da ergriff ihn Hohn, der furchtbarste Hohn; die Thränen versiegten, er meinte nicht mehr, wenn er zurückgesetzt, tief im Innersten verletzt wurde, sondern seine Lippen zogen sich zusammen zum convulsivisch krampfhaften Lächeln, sein Herz erstarrte zu Eis. Die Wärme, die jugendliche, verließ ihn, Hohn und Härte traten an ihre Stelle. Eine Eiskrinde legte sich um seine Brust, das Gefühl erstarb allmählich.

Ich hörte schweigend zu. Er malte nur, ohne es'ßu wollen, mein eigenes Schicksal. O, ich fühle es, wenn ich nicht bald abgehe, um so jung als möglich die Burfchenjahre zu überstehen, wenn ich neunzehn, zwanzig Jahre alt, mit dem Geist der Griechen und Römer, mit ihren Schriften und ihrer Ideenwelt, mit den Helden der Ilias und den Dichtern Hellas' vertraut, Bursche sein sollte und einer meines Alters oder jüngerer Diener, der bloß den einzigen Vorzug vor mir hat, nichts zu wissen und zu fühlen

Freitag, 3. April.

Hent ging ich in die Schule.

Sonnabend, 4. April.

Als ich aus der Schule kam, fetzte ich mich hin ^und las Kaufmann und Dichter".*) Vater tritt ins Zimmer. „Schon wieder liest Du Romane.

Nichts und nichts als den ganzen Tag Romane lesen."

Ich frage, was ich denn machen soll, ob ich nicht fuchen soll, mit der Literatur und den Belletristikern vertraut zu werden.

„Faules Zeug! Ich verbiete Dir das."

Ich gehe ruhig ins andere Zimmer und hole inir Shakespeare, komme wieder und lese.

„Was hast Du da?" fragt mein Vater.

„Shakespeare," erwidere ich. „Das ist doch kein Roman."j

„Ach!" schreit «mein Vater, „Du hast genug Dichter gelesen! Nimm Dir eine schriftliche Arbeit oder einen lateinischen oder griechischen Dichter."

*) „Dichter und Kaufmann/ eine luaendarbeit von Verttwlb Auerbach, erschien 1839. Behandelt das Leben des Epiaiamnidichteis Moses Ephraim Kuh.

„Homer und Shakespeare," erwidere ich, „sind zwar von ganz verschiedenen Genres, aber gleich groß, Shakespeare so genial wie Homer."

„Das ist ein großer Unterschied," sagt der Vater, „das ist griechisch, und das ist deutsch."

Also nicht um die Sache selbst ist es zu thun nach Vaters Ansicht, man liest nicht Homer, um sich Geist und Herz zu veredeln, die Schönheiten, seinen Dichtergeist zu bewundern, nicht daß er auf unsere moralischen Principien einwirke, sondern nur, um Griechisch zu lernen!!

Sonntag, 5. April.

Hente früh besuchte ich den jungen Borchert und sand ihn wie seinen Bruder im tiefsten Negligé. Wir spielten Schach.

Nachmittags fuhr ich mit Lachs, Orgler und Krämer nach Kleinburg.

Da trafen wir einen gemissenen Hahn und Fürstenthal, die wir nach Kletten-dorf mitnahmen. Seit dem 1. April darf ich Billard spielen, drum spielte ich eine Boule mit. Wir waren lustig, und ich amüsirte mich sehr gut.

Als ich vor meinem Hause abstieg, traf ich Isidor und Friedländer, die zu den spanischen Reitern gehen wollten, mich abgeholt und von meiner Mutter die Erlaubniß erhalten hatten, daß ich, wenn ich käme, mitginge. Ich ging hinauf. Mutter war nicht mehr zu Hause. Es war schon spät, wir mußten uns eilen, in den Circus zu kommen, fanden auf dem zweiten Platz keinen Platz und waren also genöthigt, auf den ersten zu gehen, wo wir den Vortheil hatten, mit Sand überschüttet und von den Pferdeköpfen gestoßen zu werden. Ich hatte einen Disput mit einem Mann in Hellem Rock, mit einer Reitpeitsche in der Hand, der ich gern zu einer näheren Bekanntschaft mit seinen Ohren verholpen hätte.

Als wir nach Hause kamen, war meine Mutter noch nicht da. Vater war, wie ich wußte, zu einem großen Abendessen. Ich ging also noch einmal mit Isidor und Friedländer zu Hesse, um Billard zu spielen. Als ich nach Hause kam, war es schon elfeinviertel, und nur mit Mühe und einem Aufwand von viel Tactik gelang es mir, den Sturm abzuwenden.

Meine Schwester ist seit einigen Tagen sehr bitter gegen mich. Sie spricht immer von meiner Verderbtheit gegen mich, und als ich sie zwang, deutlich mit der Sprache herauszurücken, so sagte sie mir, daß ich schwänze und Billard spiele, mit solcher Sicherheit, daß es meiner ganzen Geistesgegenwart und

»Trotz ich's kurz mit unsrer Sprache Kraft und Kürze sage"

meiner Unverschämtheit bedurfte, um es ihr ausznstreite». Die Person, von der sie es weiß, wollte sie mir nicht nennen, und ich glaube, sie hat es in meinem Tagebuch gelesen, zu dem ich den Schlüssel in letzter Zeit oft habe liegen lassen.

Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Montag, 6. April.

Heute war die letzte Schule, und ich weiß wirklich nicht, woran ich bin, ob ich bleibe in Breslau und privatisire, oder nach Magdeburg oder ins Pfefferland komme oder sonst wohin: Ich las Molières Sganarelle und dachte an die Regel:

„L'homme lit et s'entend pour la nuit, l'homme plume l'oreiller pour la nuit.“

I/K«lllöt's Komme tromzis ss rstirs st ns äit mot,"*)

Dienstag, 7. April.

Mittag kam der Vater «erstört nach Hause und verlangte mein Tagebuch zu sehen. Schrecken ergriff mich. Ich brachte es und schloß es auf. Vater sah nach, ob ich jeden Tag eingeschrieben hätte, und als er zum letzten Sonntag kam, so las er diesen Tag. Was soll ich sagen? Vater hatte gehört, daß ich Billardspielen war Sonntag Abends, und wollte mich sehen, ob ich es eingetragen hätte. Die Scene, die folgte, war schrecklich. Der Vater wurde immer blaß und roth und stieß Seufzer aus, von denen mir ein jeder centnerschwer auf die Brust fiel. Nachmittag ging ich es Isidor erzählen, der mich bedauerte. Als ich Abends nach Hause kam und Vater etwas weniger verdrießlich war, glaubte ich es überstanden zu haben. Ach, das Beste sollte noch kommen.

Montag, 8. April.

Und es kam. Heute früh fragte mich mein Vater nach der Conduite.

Ich glaube, hätte man mir in diesem Augenblick alle Adern geschlagen, es wäre kein Blutstropfen geflossen. Vater fragte, ob ich, da die Ferien angegangen, noch keine Censur erhalten hätte. Ich verneinte.

„Wann bekommst Du die Conduite von Ostern?“

„Ich weiß nicht.“

Gut, ich schreibe an den Nector. Der Mann wird mir Antwort geben.

Ich wette, daß Du mich dabei belügst. Aber ich werde es heraus bekommen.“

Die Qualen, die ich hierbei ausstand, lassen sich nur fühlen. Eine solche Angst folterte mich, daß ich nicht wußte, wohin ich sollte. Aber wie seltsamer Contrast sich in dem menschlichen Herzen beut! Ich, der ick, ein Verbrechen begangen, meiner Eltern Hand nachgeahmt hatte und immer nachgedrungen in der Lüge gegen meinen Vater fortfuhr, ich betete an:
* > Man könnte glauben, Lassalle habe diese bekannten Berse in dem Molwre'scbcn Lustspiel „8^nni-«lls «n ls eoei imnxinuirs" gefunden, in daS sie sinnlich allerdings ganz gut Kineinvasscn würden. Das ist aber nicht der Fall. Sie stehen in der vergessenen Komödie: c> „i„stts corrigss" von Lamme und lauten — Lassalle citirte seiner Gewohnheit gemäß nicht ganz richtig — im genauen Wortlaut so:

„L'homme lit et s'entend pour la nuit, l'homme plume l'oreiller pour la nuit.“

I/Konn^t« l'homme troinns s'eloiFus st ns äit mot.“

Ferdinand Kafkas Tagebuch. 77

dächtiger als je zu Gott, er möchte mir helfen, daß dies nicht herauskäme, es sollte dieser erste Betrug auch der letzte sein in meinem Leben. Und ich fühlte mich beruhigt, als ich gebetet hatte, als wenn ich im Ernste hätte glauben können, Gott erhöere auch dann unsere Bitten, wenn sie die Verheimlichung eines Betrugers bezwecken. Aber ich fühlte mich über diesen Punkt beruhigt.

Zur größeren Vorsicht beschloß ich, jetzt nicht in mein Taaebuch zu schreiben. Ich hätte meinem Grundsatz gemäß hier meine Angst in Betreff dieses Punktes ausgesprochen, und ich hatte Furcht, daß es zuin Denuncianten dienen könnte, wie es mir noch von gestern im Andenken war. Ich führte auch diesen Vorsatz aus und füllte diese Lücke erst später aus.

Donnerstag, 9. April.

Heute war unser Examen. Es steht fest, ich komme nach Magdeburg in die Handelsanstalt, wozu Reisner besonders mir verholfen hat. Vater hat sich schon an den Jnspector der Anstalt gewendet und Brief erhalten.

Freitag, 10. April.

Ich bin jetzt wirklich mehr beruhigt über die Conduite.

Sonabend, 11. April.

Heute ist mein und meiner Schwester Geburtstag. Ich habe mir aber kein Gedicht gemacht. Als ich hinunterkam, schenkte mir meine Mutter zwei Ducaten und zwei Paar Handschuhe, mein Vater Tuch zu Rock, Jnerpressibles und Weste, söhnte sich auch mit mir aus in Betreff des Billardspielens, zeigte aber auch, daß er noch Zweifel über die Conduite hege. Auch nahm er die zwei Ducaten, um sie mir aufzuheben. Meine Schwester bekam viele Geschenke. Der junge Urbach schenkte mir Shakespeares Gedichte, gleich meinen Werken eingebunden, und Isidor ein Stammbuch.

Nachmittag ging ich mit dem jungen Urbach spazieren. Auf dem Ringe begegnete ich Haber, dem ich erzählte, daß ich Sonntag über acht Tage nach Magdeburg reise. Er sagte mir nun, daß er morgen abreisen wolle, um drei Wochen bei seinen Eltern zuzubringen, dann nach Berlin gehen, ein Jahr dort studiren, sein Doctoreramen machen und dann, ohne seine Eltern zu besuchen, sich direct ins tiefe Rußland wenden werde.

„Lieber Ferdinand," sagte er, „es ist möglich, daß wir uns nie mehr wiedersehen, sehr wahrscheinlich, daß ich nie mehr aus Rußland zurückkomme. Ich werde mich zwar auch ohnedies an Sie erinnern, aber lieber wäre es mir, wenn Sie mir etwas in mein Stammbuch schrieben."

Ich ging mit ihni. Er war sehr traurig, deutete immer darauf hin, daß er mich nie mehr wiedersehen werde. Ich schrieb in sein Stammbuch.

Als wir uns trennten, weinten wir Beide.

Abends erfuhr ich, daß Haber von der Universität Umtriebe wegen abgefaßt sei.

78 Ferdinand Lassalle? Tagebuch.

Sonntag, 12. April.

Mutter gab mir Geld, ins Theater zu gehen. Doch kam ich vom Spaziergehen zu spät nach Hause und ärgerte mich sehr darüber. Doch half es mir nichts.

Montag, 13. April.

Heute Mittag war mein Vater Vater sehr verdrießlich, weil ich einen neuen Rock verlangte. Endlich sagte er: „Glaubst Du denn, ich komme Deinen Schlichen nicht auf die Spur? Da," hierbei zeigte er mir einen versiegelten an Schönborn adressirten Brief. „Heut Nachmittag werde ich es herausbekommen. Wie? Ich werde Deine Conduite sehen, und ich wette fünf gegen eins, Du belügst mich. Aber dann wehe Dir!"

Ich hätte in die Erde sinken mögen und bedurfte aller Fassung, nicht durch meine Verlegenheit Alles verlieren zu machen. Als der Vater ins Gewölbe ging, schloß ich mich in meine Stube ein, mit dem Vorsatz, mich meiner Angst zu überlassen. Doch bald sah ich ein, Thränen nützten mir nichts, ich mußte handeln. Ich wollte zu Tschirner, mir meine Conduite zu holen und mein Abgangszeugniß zu fordern, um wenigstens von dieser Seite sicher zu sein. Aber ich konnte seine Wohnung nicht aussindig machen. Jetzt war ich wirklich in Verzweiflung. Jeden Augenblick konnte Alles entdeckt werden. Ich war dem Selbstmord näher als je.

„Ruhig schläft sich's in dem engen Haus.

Mit der Menschen sseude stirbt hier auch der Kummer,
Zlithmen auch der Menschen Qualen aus."

Aber ich that es doch nicht, und darin, daß ich es nicht that, liegt der unwiderlegbarste Beweis, daß ich nicht Egoist bin. Denn was mich betrifft, so wünschte ich nur nicht nur jetzt, in der gräßlichsten Angst, von Verzweiflung gefoltert, sondern wenn ich auf dem Gipfel der Freude bin, auf einem Balle oder wo es nun ist, würde ich vor dem Tod, wenn er vor mich träte, nicht erschrecken, sondern vorlangend die Hände nach ihm ausstrecken. Liebe zum Leben also war es nicht, das mich von diesem Schritt abnelt, sondern der Gedanke: was würden Vater und Mutter sagen, wie namenlos unglücklich würde ich sie nicht machen!! Meinen Vater würde die Schande verzehren, Vater eines Selbstmörders zu sein. Meine Mutter würde vor Gram und Kummer sterben. Ich hüte mich zwar glücklich gemacht, aber meine Liebsten auf Erden, Vater und Mutter, namenlos unglücklich! Nein, solch Egoist wollte ich nicht sein. Und indem ich dem Wasser den Rücken zuwandte, sielen mir Trostgedanken ein. Ich dachte an Mahlmanns:

„Was ist's, das unsterbliche Geist« entzückt.

Wenn sie niedeiblicken zur Welt?

Gin Herz, da« das Unglück nicht niederdrückt,

<5in Muth, der im Unglück fest hält."

Ich sagte nur, daß ich in zwei Jahren die Geschichte vergessen haben werde und daran, wenn ich mich ihrer erinnere, mit Lächeln denken werde.

„Auch Leiden, sind einst sie vergangen.

Laben die Seele, wie Regen die Au.“

Und ich beschloß, Virgils

„Unräte st vo« met r«Ku8 8srvsto seounclis“

ZU befolgen.

Als ich nach Hause kam, ließ Mick) mein Vater holen und sagte mir, ich solle ihm gestehen oder mit zuin Rector kommen. Noch einmal läch. lte mir das Glück. Ich gestand ein, daß ich mir die Michaeli-Conduite unterschrieben hätte, weil Rudiger Betrug hineingeschrieben, aber die Weihnacht-Conduite hätte ich nicht erhalten, wie der Fall war, verschmieg aber, daß wir statt ihrer einen Zettel bekommen. Vater aber mußte mehr wissen oder ahnen. Er ging mit mir zum Rector. Ich taumelte mehr hin, als ich ging. In wenig Minuten wußte er Alles. Er weinte. Was ich dabei empfand, läßt sich nicht beschreiben. Ich verwünschte tausendmal jenen ersten Tag, an dem ich aus Furcht, dein Vater die Conduite zu zeigen, sie selbst unterschrieben hatte.

Gott, ich kenne so viele Väter, die ihre Söhne die Conduite selbst unterschreiben lassen, ohne sie nachzusehen. Siegfried Wollheim kommt zu seinen Vater.

„Vater, ich habe eine Conduite bekommen.“

„So? Wo ist sie?“

„Hier. Unterschreib sie, aber lies sie nicht, sie ist zu schlecht.“ Dabei hält er die Hand übers Blatt und läßt seinein Vater blos Raum, sich zu unterschreiben, was er auch geduldig thut.

Als Isidor noch auf die Schule ging, hörte ich oft seinen Vater zu ihm sagen: „Seit einem Monat habe ich noch keine Conduite gesehen! Du unterschreibst diese wohl alle selbst? Ich kann mir denken, wie gut sie sind.“ Ich kenne wiederum viele Väter, die ihre Söhne tüchtig geprügelt und gestraft und in ihrer Abwesenheit nicht mehr daran gedacht hätten. Aber ich kenne keinen, der sich die Sache so zu Herzen nähme, wie mein Vater. Um so niehr Unrecht von mir, einen solchen Vater zu kränken.

Am andern Tage mußte ich die Conduiten von Tschirner holen und sie dein Vater geben.

Ich übergehe einen großen Zeitraum, dessen Ergebnisse ich nur summarisch mittheilen will. Die Traurigkeit meines Vaters dauerte noch eine Woche. Dann söhnten wir uns aus. Ich versprach, nie wieder etwas derart zu begehen, und meine Abreise wurde festgesetzt.

(Dir zwclte Thtil !olgt.>

Nord und Süd I.VII. IS!>.

Aristoteles' Schrift „vom Staat der Athener.“

von

G. Raibel.

— Stiaßburg, —

eit Jahrhunderten ist der Alterthumswissenschaft nicht ein so frischer, befruchtender Strom des Lebens zugeführt worden, wie durch die Papyrusrolle, die neuerdings englisches Glück einen, ägyptischen Grabe entrissen und englisches Geschick der wissenschaftlichen Welt in sauberer Buchform als Gabe gereicht hat. Man darf von der neuen Aristotelischen Schrift, die so unerwartet an's Tageslicht zurückgekehrt ist, nicht reden, ohne dem hingebenden Fleiß und der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Ausdauer der englischen Herausgeber den gebührenden Zoll aufrichtiger Anerkennung und Dankbarkeit zu zahlen. Eine getreue Nachbildung des Originals soll der Tertausgabe, die vor zwei Wochen erschienen ist, demnächst erst folgen, aber die geringe Probe, die jüngst die „Mu8trat6<i As^s" von dein Ailssehen des Papyrus und seiner Schrift brachten, war schon völlig ausreichend, uns einen Begriff davon zu geben, welch' schwierige Arbeit Herr Kenyon, unterstützt voll den Herren Warner, Thompson und Scott, so muthig unternommen und so trefflich durchgeführt hat.*)

Von der gewaltigen wissenschaftlichen TIMigkeit des Aristoteles können wir aus den erhaltenen Schriften, so unverächtlich sie an Zahl, Umfang und ") Am 6. März d. I. ist durch Herrn Thompsons Güte dils erste Facsimlle nach Stlllhburg gekommen. Alle Vorstellungen, die man sich von der Schwierigkeit der Handschrift machen konnte, wurden durch die Wirklichkeit üueitioffen. Die Leistung der englischen Herausgeber ist geradezu eine stauncneiregende.

Aristoteles' Schrift „vom Staat der Athener.“ 81.

Inhalt sind, doch nur eine schwache Vorstellung gewinnen. Die ihm vorausliegende Zeit hatte reichliche Anregung zu mannigfacher Denkarbeit gegeben, aber die vielfach rein subjektive Art der Forschung, lückenhaftes Wissen, unzureichend ausgebildete Denkfähigkeit bedrohte jene Anregungen mit dem Schicksal Anregungen bleiben und als solche absterben zu müssen. Aristoteles hat die wirren Faden aufzunehmen verstanden und sie zu einem streng wissenschaftlichen Gewebe zusammenzufügen gewußt. Wie er ein gutes Stück älterer Geistesarbeit vom Untergang gerettet hat, so ist seine eigene Arbeit fast auf allen Gebieten die Grundlage für die Forschung der späteren Zeit geworden und zum Theil bis auf den heutigen Tag geblieben. Im alten Sinne des Wortes ist Aristoteles ein Philosoph, ein wissenschaftlicher Forscher; unsere heutige Ausdrucksweise läßt uns mit diesen Worten nicht auskommen, wenn wir sein Wesen in Namen fassen wollen. Wir kennen philosophische und naturwissenschaftliche, historische, staatswissenschaftliche, antiquarische, literarhistorische Schriften von ihm. Wir glaubten und wußten längst, daß bei ihm die Universalität der Arbeit der Tiefe und Gründlichkeit nicht nachtheilig geworden ist: er erkannte alle die einzelnen Zweige als zu einem Baum der Wissenschaft gehörig und hatte es nicht nöthig, durch Vernachlässigung eines Zweiges den ganzen Baum in die Gefahr des Verderbens zu bringen. Viele Zweige hat er zuerst gepflegt und ihnen köstliche Früchte abgewonnen: literargeschichtliche Forschung hat es vor ihm kann« gegeben, und wie einschneidend hier seine Arbeit war, das erkennen wir daraus, daß alle spätere gleichartige Arbeit auf die eine oder andere Weise mit der des Aristoteles zusammenhängt, wenn auch oft nur die Form und Methode, nicht der Geist zugleich sich auf die Nachfolger vererbt hat.

Die neugefundene Schrift „Vom Staat der Athener“ erweitert nicht nur unsere historischen Kenntnisse in ungeahntem Maße, sie zeigt uns auch den Verfasser in einem neuen Lichte. Wir kannten den großen Mann als Denker und Forscher, als Schriftsteller kannten wir ihn nicht. Keine einzige der erhaltenen Schriften war für die Öffentlichkeit bestimmt, es sind Lehr- und Schulschriften, aus seiner reichen Lehrtätigkeit in Athen hervorgegangen und für Lehrzwecke bestimmt. So sehr auch überall die Schärfe der Darlegung und Beweisführung fesselt, so sehr die umfassende Beherrschung der Thatfachen unsere Bewunderung erregt, in der Kürze und Schmucklosigkeit erkannten wir doch nichts von der „schmeichelnden Anmuth“ und von dem „goldenen Strom der Rede“, den Cicero so oft an den Aristotelischen Schriften rühmt. Diese Vorzüge waren auf andere Werke beschränkt, von denen wir unglücklicherweise keines besitzen; es waren meistens Dialoge, zum Theil denen des Plato nachgebildet und Alle für ein größeres gebildetes Publikum, nicht für seine ernst forschenden Schüler im Lykeion bestimmt. Nur wenige zufällig erhaltene Reste dieser vom Verfasser selbst herausgegebenen Schriften konnten uns belehren, daß das rühmende Urtheil bei Cicero ein wohlbegründetes war. Das Buch „Vom Staate der Athener“ gehört ihm ohne allen Zweifel zu

82 -^^ G. Uaibel in 3traßburg.

dieser Klasse sorgfältig ausgearbeiteter und für die Lesewelt bestimmter Schriften. Auch wenn die von kundiger Seite vorgetragene Beobachtung nicht zuträfe, daß der Schriftsteller den Hiatus sorgfältig vermeidet, also die einzelnen Worte im Satze so ordnet, daß niemals ein mit einem Vocal schließendes vor einem andern mit einem Vocal beginnenden steht, und dies dem empfindlichen Ohr der damaligen Griechen unerläßlich dünkende Streben so durchführt, daß kein Leser den Druck der Zwangsjacke empfindet — selbst wenn diese Beobachtung so unrichtig wäre, wie sie in der That richtig ist, so kann doch die vornehme Klarheit der Darstellung und der bestrickende Zauber der Erzählung allein schon Jeden empfinden lassen, durch welche Kluft dies Büchlein z. V. von den stofflich nächstverwandten Büchern der Politik getrennt ist. Freilich Redefülle und Nedefülle sind zwei verschiedene Dinge. Wer den tosenden Strom Demosthenischer Perioden erwartet oder gar durch zierliches Beiwerk mehr in die Länge als in die Tiefe angewachsene Sätze, wie Isokrates sie liebt, der wird sich getäuscht finden. Die Begriffe werden nicht durch eine Anzahl fast gleichwerthiger Worte, die zusammen erst ein ganzes bilden, umschrieben, sondern jeder Gedanke findet seinen kürzesten und treffendsten Ausdruck. Jedes Wort ist zweifellos wohl gewählt und schwer durch ein anderes zu ersetzen. Die Sätze stehen miteinander in engster und klarster Verbindung, die weniger durch sprachliche Mittel als durch den Zwang des Gedankenganges hergestellt wird. Nur das Wichtige und streng zur Sache Gehörende wird berührt, jeder Zusatz, der auf den ersten Blick nebensächlich erscheinen mag, erweist sich bei näherer Ueberlegung als bedeutsam. Wo systematische und historische Darstellung ineinander gehen, da werden gelegentlich Digressionen, vorwärts oder zurückgreifende Bemerkungen nöthig; auch sie sondern sich klar und bestimmt' als Parenthesen ab. Es ist ein meisterhaft geschriebenes Buch: es macht auf den Leser den Eindruck, als ob es nicht anders hätte geschrieben werden können. Die angewendeten Kunftmittel sind so zurückgedrängt, daß man an ihrem Vorhandensein zweifelt. Das Buch wirkt, wie ein wahres Kunstwerk wirken muß und Aristoteles zeigt sich uns hier zum ersten Mal als Künstler.

Einen doppelten Inhalt hat die Schrift „Vom Staate der Athen«, -".

Sie giebt zunächst eine Geschichte der mannigfachen Wandlungen, die die athenische Verfassung durchgemacht hat, alsdann eine außerordentlich detaillirte Beschreibung derjenigen Zustände, die sich von der letzten Wandlung an bis auf Aristoteles' Zeit gehalten haben. Dieser letztere Theil insbesondere ist im späteren Alterthum vielfach benutzt und ausgeschrieben worden; alle uns erhaltenen Handbücher und Lerica, die zum besseren Verständniß der attischen Schriftsteller dienen sollten, schöpften ihre erklärenden Notizen aus der Schrift des Aristoteles; was man von attischer Verfassung, Verwaltung, Beamtenwesen u. dgl. wußte, wußte man aus dieser Quelle. So besaßen wir schon lange eine große Menge einzelner Notizen aus dem neuaufgefundenen Buch; aber eben weil es nur Notizen waren, aus dem Zusammenhange herausge-

Aristoteles' Schrift „vom Staat der Athener.“ 83

rissen und oft nur halbrichtig wiedergegeben, so ließ man sich zu de»! Glauben verleiten, die Schrift des Aristoteles sei nur eine mäßig geordnete Materialsammlung gewesen, ein Glaube, der nun freilich gründlich widerlegt ist. Aber Aristoteles hat nicht nur vom Staate der Athener geschrieben: nicht weniger als 158 Staaten und Gemeinden, große und kleine hat er, wenn auch vielleicht nicht ebenso ausführlich, so doch sicher in ähnlicher Weise behandelt. Wir haben Bruchstücke z. B. aus den Büchern über Naros und Massalia (Marseille), die an kunstvoller Erzählung wie an Ausführlichkeit dem „Staate der Athener“ in keiner Weise nachstehen. Es muß ein großartiges Werk gewesen sein, dessen Verlust mir ewig zu beklagen haben werden, und man wagt es kaum, sich vorzustellen, daß auch nur einige dieser 158 Bücher ähnlich ausgearbeitet waren wie das eine, welches wir jetzt besitzen. Es war ein Irrthum, allerdings ein leicht entschuldbarer, zu glauben, daß das große Sammelwerk der „Verfassungsgeschichten“ nur eine Vorarbeit zu einem anderen Werke gewesen sei, zu der Politik. Die historische Darstellung war Selbstzweck und konnte selbständig neben der theoretischen Staatslehre bestehen. Dieses große Werk ist so, wie es uns erhalten ist, nicht für die Veröffentlichung bestimmt gewesen: mag nun Aristoteles an der Vollendung durch den, Tod verhindert worden sein, »nag es nur als eine Sammlung von Aufzeichnungen für den mündlichen Lehrvortrag geplant sein, immerhin sollte nach des Verfassers eigenen Gedanken nicht die historische Darstellung in den Grundriß der Staatslehre aufgehen und durch ihn überflüssig werden. Das Auch „Vom Staat der Athener“ gehört in die letzten Lebensjahre des Aristoteles: es muß nach dem Jahre 329 v. Chr. vollendet sein, da er dieses Jahr in unzweideutiger Weise erwähnt. Im Jahre 322, ein Jahr nach seinem großen Schüler König Alexander, erlag Aristoteles einer langwierigen Krankheit. Vom Staate der Athener hatte nicht Aristoteles zuerst geschrieben, aber so wie er es gethan, hatte es niemand vor ihm gethan. Politische Parteikämpfe warm von jeher in den unzähligen größeren und kleineren Freistaaten der Griechen an der Tagesordnung. Es handelte sich nicht um Constitutionalismus oder Absolutismus, da es eben Stadtstaaten waren, wie man sie treffend genannt hat, deren Grundverfassung überall ziemlich ähnlich war und nur für recht einfache Parteiverhältnisse Raum boten. Es handelte sich um das Uebergewicht der aristokratischen oder der demokratischen Partei, ohne daß wenn die erstere das Ruder führte, der demokratische Charakter der Verfassung völlig beseitigt wurde, und ohne daß, wenn die Demokraten regierten, das aristokratische Element der Bevorzugung einzelner Stände oder Vermögensklassen zu wirken aufhörte. Eine Presse stand den Parteiführern nicht zur Seite; ihre Persönlichkeit wirkte in einen» weit engeren Verkehr, als es heute der Fall sein kann, unmittelbar, und nicht selten haben weniger das Verhältnis; von Stärke und Schwäche als der Einfluß der Führer den Sieg entschieden. Vorübergehend kam es dann vor, daß der siegreiche Führer, von seiner eignen Macht geblendet, die Parteiinteressen aufgab, um selbst den Tyrannen zu

8H <3. «aibel in Stiatzbntg.

spielen; selten hat eine solche Usurpation über mehrere Geschlechter hinaus die Macht behalten. Die Gewalt des lebendigen Wortes hat bei den Griechen zu allen Zeiten eine übergroße Bedeutung gehabt, und ein guter Redner war oft schon als solcher ein einflußreicher Parteiführer. Bei gesteigeter Eultur trat für die Gebildeten zu dem gesprochenen Wort das geschriebene, und in Athen wenigstens gab es kein Nürgerkind, das nicht lesen und schreiben gelernt hatte. Das politische Pamphlet, in sorgsamem Nachdenken und nicht im Moment der Leidenschaft wie die Rede geboren, mußte auf nüchterne Leute einen nachhaltigeren Eindruck machen. Hier konnte und mußte geprüft werden. Die Geschichtschreibung, die von den Parteikämpfen zu erzählen hatte, durfte der theoretischen Erörterung der Frage, ob die aristokratische oder die demokratische Verfassung die vorzüglichere sei, nicht aus dem Wege gehen. Von» rein theoretischen Standpunkte, von« Standpunkte des Philosophen aus hatte das Problem noch ein ganz besonderes Interesse: der Philosoph fragte, welche Staatsform ist an sich die beste, welcher Staat kann den Menschen gut und damit glücklich machen. So fehlte es auf keiner Seite an literarischer Behandlung der Verfassungsfrage, und es war vom fünften Jahrhundert an natürlich, daß sich diese Behandlung thatsächlich so zuspitzte, daß der Vertreter des demokratischen Principis auf Athen, der Gegner aber auf Sparta eremplificirte. Die wildgewordene Demokratie in Athen erregte in den Herzen der gemäßigten Leute nicht nur Widerwillen und Sehnsucht nach einer dem lakedämonischen Staate nachgebildeten Verfassung, sie suchten auch Schutz gegen die eigenen Mitbürger bei dem Erbfeinde und verschmähten seine Einmischung nicht. Vom Athener Kritias gab es in Prosa und Versen Lobreden auf spartanische Staatseinrichtungen, der Athener Xenophon, der freilich frühzeitig seinem Vaterlande entfremdet war, schrieb eine mehr wortreiche als verständige Vertheidigung der sogenannten Liturgischen Verfassung, der es an Gegnern natürlich auch nicht fehlte. Selbst in dem spartanischen Militärstaate, wo sonst literarische Thätigkeit ziemlich unbekannt geblieben war, rief dieser Streit um die beste Verfassung eine kleine Literatur in's Leben. König Pausanias schrieb in: Exil eine Schmähchrift gegen die Gesetze des Lukurg, die ihn in die Verbannung getrieben. Insander, der selbst wohl das Schwert, aber nicht die Feder zu führen verstand, dand einen schrifttundigen Maun, Kleon von Hali-taruaß, und ließ durch ihn ein Pamphlet gegen die Lykurgische Verfassung aufsetzen, in der besonders neue Vorschläge für die Besetzung der Königswürde in Sparta gemacht wurden. Herauszugeben hat er die Schrift entweder nicht gewagt oder nicht Zeit gefunden: sie fand sich in seinem Nachlaß. Bei weitem das Wichtigste und zugleich das Aelteste, was diese Literatur hervorgebracht hat, ist die uns erhaltene Schrift „Vom Staat der Athener“, im Jahre 424 von einem oligarchisch gesinnten Athener verfaßt. So sehr die Meinungen über Zweck und Bedeutung dieses merkwürdigen Büchleins auseinandergehen, so fest bin ich überzeugt, daß die wenigen Recht haben, die dem Verfasser keine praktische Tendenz irgendwelcher Art, sondern nur eine rein Wissenschaft-

Aristoteles' Schrift „vom Staat der Athener.“ 85

liche zuschreiben. Er ist der demokratischen Verfassung Athens herzlich abgeneigt, aber er beweist überzeugend, daß dieser Staatsorganismus für die zu erreichenden Zwecke und Ziele der einzig richtige ist. Und eben diese rein wissenschaftliche Absicht ist es, die die neue Schrift des Aristoteles mit dem hundert Jahre früher geschriebenen Büchlein gemein hat. Es ist offenbar keine Tendenzschrift, die zur Zeit des Aristoteles überdies kaum einen Sinn gehabt haben würde, sondern eine wissenschaftliche Darstellung der mannigfachen Verfassungswandlungen, aus denen sich das Gegenwärtige entwickelt hat. Es ist ein Stück politischer Geschichtschreibung. Freilich eine unparteiische Geschichtschreibung kann man von Aristoteles so wenig wie von irgend einem Urtheilsfähigen Historiker erwarten. Er macht aus feiner Sympathie für die gemäßigten Staatsmänner, selbst für den Tyrannen Peististratos, und aus seiner Abneigung gegen die demagogischen Volksführer kein Hehl. Es ist wahrscheinlich, daß er selbst dem Perikles nicht gerecht wird, für seine glänzende Regierungsthätigkeit zu wenig Anerkennung hat, und andererseits den Nikias und Themmenes überschätzt, aber aus diesem durch die Menschlichkeit des denkenden Schriftstellers bedingten Colorit ergibt sich noch lange nicht eine tendenziöse Absicht oder gar historische Untreue. Er steht der Zeit des Perikles ferner als Thukydides, der fast hundert Jahre älter ist. Die bestechende Persönlichkeit des klugen, beredten, kunstliebenden Mannes hat er nicht gesehen, wie Thukydides; so kann er Perikles nur nach dem Erfolg seiner politischen Thätigkeit, d. h. rein historisch beurtheilen, und die Geschichte Athens zeigt ihm in der Thätigkeit des Perikles einen vorbereitenden Uebergang zur Demagogeuwirtschaft, die er nicht schärfer als Thukydides selbst verurtheilt. Die Abneigung gegen die Volkssouveränität stoß bei Aristoteles aus anderer Quelle als bei Thukydides, dem Athener. Er, der Sohn des Nikomachos, welcher Leibarzt des Makedonentönigs gewesen war, gebürtig aus Stagira, ein Hellene zwar, aber kein Athener, später Lehrer und Freund des großen Alexander, war als Fremder in Athen an den politischen Parteistreitigkeiten ganz unbetheiligt. Sein politisches Urtheil ist ein wissenschaftliches, aus Erfahrung und Ueberlegung hervorgegangen. Die beste Verfassung ist die, in welcher der Beste oder die Besten die Macht haben, die Monarchie also oder die Aristokratie. Daß die Demokratie für das Gedeihen der schlechten Elemente den geeignetsten Boden bietet, das hat ihm die vergleichende Geschichte der griechischen Staatsverfassungen unwiderleglich gelehrt. Die Demokratie ist ihm eine abschüssige Ebene, von der das Volk „halb mit Bedacht, halb unwillkürlich“, wie er sagt, nothwendig zur Pöbelherrschaft gelangt. In der Demokratie gilt jeder zu jedem Amte befähigt. Die Feldherren, so klagt er, werden nicht aus der Zahl kriegskundiger Leute, sondern aus den angesehenen Familien gewählt, die Truppen sind nicht felddienftkundige Mannschaften, sondern friedliche Bürger, die von ihren gleich unerfahrenen Führern massenhaft in den sicheren Tod geführt werden. Den Mangel an tüchtigen Bürgern leitet er aus dieser Ursache ab.

86 G, «Ilibel in StraßburZ.

Die Quellen für die ältere Geschichte Athens fließen uns spärlich genug. Es ist alles bis auf karge Reste verloren und für diesen Verlust entschädigt uns die neue Aristotelische Schrift nur zum Theil. Es ist keine Geschichtserzählung, sondern eine Verfassungsgeschichte, die uns das Glück bescheert hat. Aber trotzdem ist des Neuen und Unerwarteten unendlich viel. Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf alles das hinzuweisen, was mir hier zum ersten Mal überhaupt erfahren oder zum ersten Mal richtig lernen, nur das Wichtigste mag hervorgehoben werden. Gleich zu Anfang überrascht uns die zweifellos auf die Verfassungsurtunde selbst gegründete Darstellung, daß Diakon, den wir nur als Urheber der außerordentlich strengen Alutgesetze kannten, den Athenern eine volle Verfassung gegeben hat, daß schon zu seiner Zeit die Bürgerschaft in vier Vermügensklassen getheilt war, daß die beiden ständigen Factoren des Raths und der Gemeindeversammlung schon damals bestanden, daß der hohe Rath des Areopag schon damals zum Gesetzeswächter mit weitgehender Vollmacht gesetzt war. Ein volles Bild des öffentlichen Lebens zu Drakons Zeit erhalten wir nicht, offenbar weil Aristoteles selbst nicht mehr davon wußte. Es wäre ihm gewiß nicht schwer gefallen, hier wie an anderen Stellen das Bild auszumalen, aber eben die Selbstbeschränkung, die ihm die Dürftigkeit der Quellen auferlegte, nehmen wir als willkommenen Beweis dafür, daß Aristoteles nicht mehr sagen wollte, als streng wissenschaftliche Forschung ihm zu sagen gestattete. Einen wunden Punkt hat Drckkon unberührt gelassen, die Lage der unter der Großgrndbesitzerwirthschaft verarmten Bauern. Sie bearbeiten für die Grundherren um einen geringen Lohn das Land. Ein Sechstel des Ertrages siel ihnen selbst zu, fünf Sechstel lieferten sie an den Herrn ab, und blieben sie mit der Ablieferung im Rückstande, so waren sie mit ihren Söhnen als Schuldklaven dem Herrn verfallen und konnten sogar außer Landes in die Sklaverei verkauft werden. Dieses Elend hat erst die Solonische Gesetzgebung geheilt. Abschaffung der Schuldklaverei, allgemeiner Schuldenerlaß und eine volksfreundliche Verfassung — das ist es, was Solon, von den feindlichen Parteien gemeinsam zum Vertrauensmann berufen, seinein Vaterlande gegeben hat. Die Schilderung dieser Gesetzgebung, sowie ihres Urhebers, hat Aristoteles mit besonderer Liebe ausgearbeitet. Außer den Gesetzen selbst konnte er hier eine Quelle benützen, aus der die fleckenlos reine, uneigennützige, politischkluge Persönlichkeit des Solon auch der Nachwelt noch menschlich nahe trat: Das sind Solons Gedichte. Wäre Solon zwei Jahrhunderte später geboren, hätte er politische Brochüren geschrieben, aber um das Jahr 61)9 v. Ehr. gab es in Athen keine Prosaliteratur. Wer als Wortführer im politischen Streit auf die Parteien wirken wollte, bediente sich der poetischen Form, nicht der alten epischen Forni der Ilias und Odyssee, die der erzählenden Dichtung vorbehalten blieb, sondern vorzugsweise der Elegie, die mit ihrem bewegten Wechsel von Herameter nnd Pentameter gleich geeignet war, die Empfindungen des Herzens wie die Gedanken des Geistes zun, klaren und

Aristoteles' Schrift „vom Staat der Athener," 37

wirkungsvollen Ausdruck zu bringen. Daneben hat Solon in Jamben und Trochäen zuin Volke gesprochen. Man braucht nicht zu fürchten, in diesen politischen Gedichten versificirte Prosa zu finden. In schöner, kraft- und schwungvoller Sprache weiß Solon seine Gedanken auszusprechen: als bescheidene Probe mögen hier ein paar Verse stehen, die uns im Wesentlichen erst jetzt bekannt geworden sind. Der Dichter spricht von den durch seine Gesetzgebung enttäuschten Parteien. Manche hatten thörichter Weise eine gleichmässige Auftheilung des Landbesitzes von ihm gehofft; die schildert und fertigt er also ab:

Manche kamen beutelüstern zu mir, gieriger Hoffnung voll.

Dachten alle, reiche Schätze würf' ich ihnen in den Schoo«,

Glaubten, meine milde Rede bärge räuberischen Sinn —

Eitel Wind war was sie hofften, und nun trag' ich ihren Zorn,

Ihre bitterbösen Blicke sagen „du bist unser Feind".

Unrecht war's. Was ich versprochen, Hab' mit Gott ich ausgeführt.

Nicht an thöricht weite Ziele, nicht an Herrschaft und Gewalt

Hab ich selbst mein Herz gehänget, und zu gleichen Theilen nicht

Darf der Edle, der Gemeine pflügen unser fettes Land.

Solon hat in seinen Gedichten treulich von den, was er gethan, Rechenschaft gegeben, hat geschildert, wie er den einen zu weit, den anderen nicht weit genug gegangen sei und wie er schließlich, mit beiden Parteien zerfallen, beschlossen habe, das Land zu verlassen. Aristoteles nimmt ihn mit auffallender Ausführlichkeit gegen den Vorwurf der Habsucht und unehrlicher Selbstbereicherung in Schutz, ein deutliches Zeichen, daß wie alle Wohlthäter des athenischen Volks so auch Solon damals der undankbaren Verleumdung zum Opfer gefallen war.

Das Verfassungsmerk des Solon wird nicht nur seinen Einzelheiten nach detaillirt geschildert. Aristoteles weist nach, wie es sich anschließt an das was vorher Dracon geschaffen, und wie es sich doch so wesentlich hiervon unterscheidet. Drei Dinge sind es, sagt er, die die Solonische Verfassung zu einer Segnung für das athenische Volk machten: die Aufhebung der Schuldklaverei, das Recht des Einzelnen für jeden Anderen vor Gericht klagbar zu werden, und endlich das Recht von einer Magistratsentscheidung an das Gemeindegerecht zu appelliren — in der That drei Dinge, deren Nichtvorhandensein man sich nur vorzustellen braucht, um ihre Bedeutung zu ermessen.

Als Solon nach einer zehnjährigen Abwesenheit nach Athen zurückkehrt, findet er seine Stadt sehr verändert wieder. Wiederum hat Parteihader das Volk gespalten, und an der Spitze einer zahlreichen Masse von catilinarischen Existenzen steht Peisistratos. Solons Warnungen verklingen ungehört und Peisistratos wird Tyrann von Athen. Er hält sich, trotzdem er zweimal seinen Gegnern auf längere Zeit weichen und das Land verlassen muß, über dreißig Jahre hindurch. Aristoteles bat in dem Buche über die

88 G, «aibel in 2ti»ßbnrg.

Politik die Tyrannis für die verfehlteste der verfehlten Verfassungen erklärt, weil sie kein anderes Gesetz als die persönliche Willkür kennt. Dabei ist es natürlich leicht denkbar, daß der einzelne Tyrann in lobenswerthester Weise für das Wachsthum seines Staates und für das Wohl seiner Unterthanen sorgte. Peisistratos ist ein solcher Herrscher gewesen, persönlich mild und nachsichtig, weder hochmüthig noch habgierig, durch eine Partei emporgekommen, aber bei allen Parteien beliebt, vor den unruhigen Elementen der Bevölkerung stets auf der Hut, aber mit dein Princip nicht durch Waffengewalt sie einzuschüchtern, sondern durch nutzbringende Beschäftigung ihnen die Zeit und Lust zur Empörung zu benehmen. Seine Negierung war durchaus eine segensreiche Zeit, und Aristoteles fügt mit Beflissenheit den Grund hinzu, der diese Mustertymnis, diese Ausnahme von der Regel erklären soll: Peisistratos regierte nach den bestehenden Gesetzen und sein Regiment war eher das eines verfassungsmäßigen Monarchen als das eines Despoten. Zur Erlangung der Herrschaft war ihm jedes Mittel recht, Gewalt, List und frommer Betrug, aber die Herrschaft selbst führte er in tadelloser Weise, also daß man sprüchwörtlich seine Zeit das goldene Zeitalter nannte, dies freilich mehr in: Vergleich zn der gewalthätigen Willkürherrschaft der Söhne des Peisistratos, die dann schließlich zum Sturze der Tyrannis führte. Der greife Tyrann hatte von zwei Frauen im ganzen vier Söhne hinterlassen Hippias und Hivparch, Kinder einer athenischen Mutter, Iophon und Thessalos, von der Argiverin Timonassa den: Vater geboren. Aus persönlicher Veranlassung hatten zwei junge Athener, Harmodios und Aristogeiton, einen Anschlag gegen die Tyrannenherrschaft gemacht: sie ermordeten den Hivparch. Diese That wurde in der Zeit der folgenden Demokratie durch die Voltslegende über Gebühr zu einer politischen Heldenthat aufgebauscht: in Kunst und Poesie wurden die Mörder als Befreier des Volkes von der Knechtschaft gefeiert, ihre Nachkommen wurden auf Staatskosten zur täglichen Mahlzeit des Naths im Prytaneion zugezogen. In Wahrheit aber hatten sie gar nicht den Tyrannen, sondern nur seinen Bruder getödtet: Hippias war der älteste Sohn und hatte als solcher die Herrschaft vom Vater geerbt, er blieb auch nach dem Tode seines Bruders am Ruder, nur daß seine strenge Hand nach der Freuelthat noch schwerer auf den: Lande lastete als zuvor. Der unhistorischen Volksauffassung war Thukydides in seiner Geschichte des peloponnesischen Krieges mit großem Nachdruck entgegengetreten. Ausführlich erzählte er die ganzen Vorgänge, und wir hatten allen Grund, diese seine Darstellung für wohlbegründet und zutreffend zu halten. Die Hauptfache, daß nicht Hivparch, sondern Hippias seines Vaters Nachfolger war, bleibt auch durchaus bestehen: Herodot hat sie ebenfalls hervorgehoben und Aristoteles weicht davon nicht ab. Aber die Einzelheiten der Ermordung, ihrer Veranlassung sowie ihrer Ausführung, erzählt Aristoteles nochmals mit einer der !!n-wichtigkeit der Dinge kaum entsprechenden Genauigkeit, und zwar wesentlich anders als Thukydides. Nirgendwo sonst hat er so heftige Einsprache gethan.

wie hier gegen Thukydides: „es ist nicht wahr was erzählt wird.“ Dieser Widerspruch ist für uns wichtiger als die Richtigstellung der ziemlich gleichgiltigen Thatsachen. Er beweist, daß der Bericht des Thukydides damals unbedingten Glauben gefunden hatte, und er beweist, daß Thukydides nicht alle Quellen, die er benützen konnte, benützt hat, wenigstens nicht so, wie er es sollte. Hier kämpft, wenn auch nur um ein geringes Object, wissenschaftliche Forschung gegen Autoritätsglauben.

In den Parteikämpfen, die durch die Herrschaft der Peisistratiden nur zurückgedrängt und nicht beigelegt, jetzt von neuem entbrannten, gewann Kleisthenes, aus dem vornehmen Geschlecht der Alkmeoniden, die Gunst und das Vertrauen des Volkes, indem er ihm eine demokratische Verfassung versprach. Der Sieg wurde ihm um so leichter, als die Gegenpartei unter Isagoras sich auf ausländische Hilfe, auf die Hilfe der Lakedaemonier stützte, von denen das Volk nichts wissen wollte. Die Grundlage der Kleisthenischen Verfassung bildete eine neue Gemeindeordnung. Es hatten bisher vier Adelsphylen bestanden, deren Mitglieder allein zur Bekleidung öffentlicher Aemter berechtigt waren, und zwar waren nach der Höhe ihres Einkommens die einen zu den höheren, die anderen nur zu den unwichtigeren Aemtern zugelassen. Kleisthenes schaffte diese aristokratischen und timokratischen Vorrechte ab. Die ganze freie Bürgerschaft wurde in zehn Kreise (Phylen) getheilt und alle hatten an der Staatsleitung den gleichen Antheil. Die Kreise waren nicht örtlich zusammenhängend, ihre Bestandtheile waren vielmehr über das ganze Land vertheilt. Das ist ohne Zweifel mit Rücksicht auf die That-sache geschehen, daß früher die Bevölkerung nach ihren örtlichen Interessen in drei Parteien aneinandergetreten war, in Bergbewohner, Küstenbewohner und Bewohner des flachen Landes, und daß es Peisistratos eben mit Hilfe der Bergbewohner besonders gelungen war seine Herrschaft zu gründen. Jetzt waren, wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt, in jeden einzelnen der zehn Kreise alle Ortsinteressen vertreten, die der Städter sowohl wie der Küsten- und Flachlandsbewohner. Zu einer Zeit, wo der Hauptbesitz in Grund und Boden bestand, das bewegliche Vermögen kaum in Betracht kam, mußten diese Gesichtspunkte von großer Bedeutung sein. Um aber aller Präpotenz vornehmer Parteiführer vorzubeugen oder sie im Entstehen zu ersticken, brachte Kleisthenes das Gesetz des Ostrakismos durch, nach welchem jeder, der im Verdachte stand sein persönliches Ansehen zum Sturz der Verfassung auszuheben, durch ein Scherbengericht zeitweilig verbannt werden konnte. Die Anwendung dieses Volksgerichtes traf zunächst nur die Freunde der Peisistratiden, und derentwillen das Gesetz überhaupt geschaffen wurde, später fielen ihnen eine große Reihe anderer ehrgeiziger Streber zum Opfer. Aristoteles konnte mit vollem Rechte die Verfassung des Kleisthenes eine viel demokratischere als die des Solon nennen. Sie hat fast ein ganzes Jahrhundert in ihren wesentlichen Zügen fortbestanden. Nur zwei Stöße, ein Stoß und ein Gegenstoß haben sie in dieser Zeit erschüttert. Wenn die Thatsachen an sich

91) <3. «aibel in 5tlaßburg.

auch schon ftüher bekannt waren, ihre politische Werthschätzung hat uns erst jetzt Aristoteles' Darstellung gelehrt.

Veini Anrücken der Perserflotte im Jahre 480 ergriff die Feldherrn tiefste Mutlosigkeit, sie traten von der Heeresleitung zurück und überließen es jeden: einzelnen Gut und Leben in Sicherheit zu bringen, wie er es vermochte. Da griff der Rath auf dem Areopag, ein: er brachte reiche Mittel auf, so daß er jedem Bürger acht Drachmen zahlen konnte, und bewog die Truppen an Vord zu gehen. Das war so verfassungswidrig wie Bismarcks Anleihe bei der Köln-Mindener Eisenbahn; aber beides rechtfertigte der Erfolg. Der Sieg bei Salamis rettete Athen und ganz Griechenland, nnd das dankbare athenische Volk billigte nicht nur das patriotische Verfahren des Areopags, sondern überließ dem ehrwürdigen Nach mit freiwilligem Verzicht die Staatsregierung. Diese Zeit, in der Themistokles und Aristoteles, der letztere als Führer im Kriege, der andere als politischer Rathgeber, besonders thätig waren, war für Athen nach Aristoteles' Nrtheil eine besonders glückliche. Der ionische Bund, aus welchem die Lakedaimonier austreten mußten, brachte Athen die Seeherrschaft, der Bundestribut brachte eine bisher ungekannte Menge baaren Geldes nach Athm. Handel und Gewerbe verdrängten die bisher alleinige Quelle des Wohlstandes, den Ackerbau. Aristoteles bewog die Bevölkerung mehr und mehr vom Lande in die Stadt zu ziehen. Athen wurde jetzt eine blühende, lebensvolle, bald auch eiue schöne Stadt. Das alles hatte sich aus dem Staatsstreich des Areopagitenrathes entwickelt. Aber der Gegenstoß blieb nicht aus. Themistokles war Mitglied des Nathes, aber er hatte Grund von eben dieser Behörde ein strenges Urtheil wegen Landesverrath zu befürchten. Da verband er sich mit Ephialtes, einem beim Volke in Gunst stehenden Manne, dem die verfassungswidrige Machtstellung des Areopags mißfiel. Ihren vereinigten Bemühungen gelaug es bei Rath und Bürgerschaft ihren Plan durchzusetzen: der Areovag wurde in seine früheren Schranken zurückverwiesen, er mußte die Regierung abgeben und sich mit der verfassungsmäßigen Oberaufsicht über die Gesetze begnügen.

Aristoteles beklagt diesen Umschwung der Verhältnisse. Er läßt den Perikles, von dem er merkwürdig wenig zu sagen weiß, als Demokratenführer noch gelten, obwohl schon er das Volt durch Geldspenden zu gewinnen versucht habe und obwohl gerade damals die Unsitte, das Urtheil der Richter mit Geld zu bestechen, aufgekommen sei. Als aber Perikles gestorben war, da folgte eine Reihe unfähiger, selbstsüchtiger Volksführer, Kleon der Gerber an der Spitze. Eine so ausartende Demagogie, der man die Schuld an dem entsetzlichen Kriegsunglück in Sicilien zuschrieb, hat zur oligarchischen Umwälzung vom Jahre 412 geführt. Ueber dieses kurzlebige Aristokratenregiment, das schon nach vier Monaten seine ungezügelte Willkür büßen und einer gemäßigten Demokratie weichen mußte, so wie über die Schreckensherrschaft der Dreißig, die die Spartaner in dem eroberten Athen einsetzen, über die Befreiung Athens durch Thmsnbul, über die Aussöhnung der Parteien und

Aristoteles' Schrift „vom Staat der Athener. 94

die Wiederherstellung der Demokratie, über alles dieses besaßen wir schon früher ausführliche, zeitgenössische Berichte bei Thukydides, Xenophon und Lysias. Es kann daher nicht anders sein, als das; Aristoteles uns nur wenig ganz Neues gelehrt hat. Aber das reichliche Urkundenmaterial hat er sorgfältiger ausgenützt als seine Vorgänger, von denen Thukydides gerade diesen Theil seines Geschichtswerkes nicht völlig hat ausarbeiten können, während Lysias als Redner die Vorgänge all zu sehr vom Advocatenstandpunkt aus beleuchtet und Xenophon überhaupt nicht der Mann ist zusammenhängend und gewissenhaft Geschichte zu schreiben. Was Aristoteles also Neues und abweichendes bringt, wird unbedingt auf Beachtung Anspruch machen können. Ein eigentliche Verfassungsumwälzung hat Athen seit dem Ende des peloponnesischen Krieges nicht wieder durchgemacht. In der Verwaltung haben sich noch mancherlei Aenderungen vollzogen, über die wir gern Genaueres erfahren als Aristoteles im zweiten Theile seiner Schrift, der leider nicht vollständig erhalten ist, gesagt zu haben scheint. Dieser enthält eine umfassende Schilderung des Regierungs- und Verwaltungsapparats. Ein näheres Eingehen auf diesen Abschnitt erscheint an diesem Orte nicht angezeigt.

Wüßten wir von Aristoteles als Historiker auch nicht mehr als was uns diese Schrift erkennen läßt, wir müßten ihn für einen Geschichtsforscher ersten Ranges erklären. Wie in Stein gegraben steht seine gedrängte und dabei so anschauliche und inhaltreiche Darstellung vor unseren Augen, und doch spüren wir, wie jedes Einzelne das Resultat harter Arbeit und scharfen Denkens ist, wie die wortkargen Urkunden aus alter Zeit durch kluge Ausdeutung an Verständniß gewinnen, wie die Thatfachen nach vorwärts und rückwärts mit einander verknüpft werden und wie besonnene Combination den Zusammenhang in Dinge bringt, die uns einen festen Zusammenhang kaum zu haben schienen und doch gehabt haben müssen. Das Recht und die Pflicht der Wissenschaft ist es, dieses große und schöne Stück Arbeit auf seine Haltbarkeit zu prüfen. Manches wird bestritten, ergänzt, modificirt werden, es wird lange dauern, bis die vielen wissenschaftlichen Fragen, die sich an die Schrift anschließen, erledigt sein werden. Die Quellenfrage allein schon ist von Bedeutung. Aristoteles ist gewiß eine große Autorität, aber für gewisse Dinge reicht dieser Schutz nicht aus. Wo weder Urkunden sprechen noch zeitgenössische Geschichtschreibung Zeugniß ablegt, da kann Aristoteles nicht viel mehr wissen als andere. Eine Quelle muß ihm allerdings geflossen sein, von der nur schwache Tropfen zu uns herübergeflossen sind: daß ist die attische Chronik oder das sind die attischen Chroniken. Aber wenn man hierunter selbst Aufzeichnungen versteht, die den Ereignissen gleichzeitig waren, so konnte diese Chronik doch nur ein mageres Gerippe geben, welches jedein literarischen Bearbeiter Gelegenheit genug zur Ausfüllung bot. In der That wichen diese Bearbeiter, deren es mehrere in der Zeit vor Aristoteles gegeben hat, in nicht wenigen Dingen von einander ab, und nicht nur an einer Stelle widerspricht Aristoteles der Chroniküberlieferung. Zur Erforschung der attischen Chronik

G, Raibel in 3traßbulg,

giebt die neugefundene Schrift neue Anregung und werthvolles Material. Noch eine Thatsache inag hier berührt werden. Aristoteles Buch war wie oben schon bemerkt worden ist, eine Hauptquelle für spätere Schriftsteller gewesen, die über attische Geschichte und Staatseinrichtungen handelten. Aber nur selten darf man annehmen, daß jene Spätlinge den Aristoteles selbst gelesen und benützt haben. Die eigenen Sätze des großen Forschers treten bei ihnen fast überall mit fremdartigen, theils nützlichen, theils überaus abgeschmackten Zusätzen verquickt auf; es hat, wenn nicht mehrere, so doch gewiß eine Bearbeitung des Aristotelischen Buches gegeben, die das Original verdrängte. Wir lernen, allerdings zu spät, daraus daß wir in der Werthschätzung der späteren Citate aus Aristoteles hätten vorsichtiger sein sollen. Ueberhcmpt wird manche kühne Hypothese, manch hartnäckig festgehaltenes Vorurtheil vor dem neuen Zeugen zerfallen. Aber solche Enttäuschungen werden keinem, dein es Ernst ist um die Wissenschaft, schmerzlich sein. Zunächst aber werden alle anderen Empfindungen vor der einen zurücktreten, vor der Freude, daß uns ein solcher Fund beschieden war. Es heißt, daß unter den Schätzen des Arittischen Museum noch andere Überraschungen unser harren: wie viel es auch sein mag, nicht leicht wird eine zweite Papyrusrolle uns so Vieles und so Großes bringen, wie des Aristoteles Buch „Born Staat der Athener.“

Matilde Serao.

von
Helen T-immern.
— Florenz. —

ou den vielen Frauen, welche sich in Italien seit einigen Jahren
^dei Feder widmeten, hat sich-nur eine einzige wirklich ausgezeichnet.
„IH pßtiw 8ali6 Itulismus", dies ist der schmeichelhafte Titel,
welcher Matilde Serao von einem ftanzüsichen Kritiker beigelegt wurde; und
obwohl zwischen diesen beiden Schriftstellerinnen bedeutende Unterschiede bestehen,
so läßt sich andererseits eine Analogie in vielen Punkten bei ihnen nachweisen;
Beide verfügen über glühende Inspirationen und eine ergreifende Schilderungs-
weise, Beide beschreiben das Leben der sie unmittelbar umgebenden Welt,
und Neide besitzen echt künstlerisches Temperament in außergewöhnlich hohem
Grade. Ihre hervorragende Stelle unter den zeitgenössischen Schriftstellerinnen
Italiens verdient Matilde Semo wegen ihrer Originalität, ihrer kühnen
Sicherheit, ihrer vortrefflichen Beobachtungsgabe bei Änmuth und Feinheit
in der Schildern««. Sodann hat sie sich, obwohl sie Mleugbar bei den
Franzosen in die Schule gegangen ist und den »wdernen Realismus studirt
hat, die nationale Eigenart zu bewahren gewußt, so daß es unmöglich sein
würde, sich den Schauplatz ihrer Erzählungen, irgendwo anders zu denken,
als in dem leidenschaftlichen, phantasievollen, sinnlich schönen Süditalien.
Matilde Serao ist die beste Repräsentantin der neuen literarischen
Richtung, welche in Neapel ihren Ursprung hat — einer Richtung, der man
nicht mit Unrecht den Borwurf macht, daß sie allzu einseitig danach strebe,
das Leben von der sinnlichen Seite und unter dein Einfluß der augeublick-

9H Helen Zimmern in Florenz.

lichen Erregung darzustellen. Als Weib neigt Matilde Serao natürlich zu dieser Auffassungsweise; daneben aber ist ihr eine männliche Schreibweise, die Kraft, welche unbeirrt das in's Auge gefaßte Ziel festhält, in einem selten hohen Grade eigen, und hierdurch gewinnen ihre Werke einen eigenartig reizvollen Charakter. Sie ist durchaus Südländerin. Ihre Mutter war eine Griechin und stammte von den Fürsten Scanavy, aus deren Geschlecht Tmpezunt einst seine Kaiser erhielt; sie selbst ist in Patras geboren, also ist das Italienische für sie eine enoobene Sprache. Von ihrer Mutter hat sie Alles gelernt, was sie weiß; denn sie mar träge beim Unterricht und zog Lektüre einem fleißigen Studium vor. Ihr Vater, ein neapolitanischer Verbannter, kehrte erst 1860 nach seiner Vaterstadt zurück, als Matilde zwölf Jahre alt war. Schou sehr früh begann sie zu schreiben, und sie zählte nur siebzehn Jahre, als ihre erste Erzählung veröffentlicht wurde, „Opale,“ eine rückhaltslose, spontane Offenbarung ihres frischen, kraftvollen Talentes. Die Arbeit erregte einiges Aufsehen und De Zerbi, der damalige Nedacteur des neapolitanifchen „Piccolo“ forderte die junge Dame auf, für sein Journal zu schreiben. Die Fruchtbarkeit ihres Talentes, die Lebhaftigkeit und Gewandtheit, welche sie befähigt, sich jeder Art schriftstellerischer Thätigkeit zn widmen, — bald waren es Novelletten, bald impressionistische Skizzen wechselnder, flüchtiger Eindrücke; bald Kritiken von Buchen: und Kunstwerken, Berichte über Ballfeste oder Opern; ja, selbst Fastenpredigten, mit Schwung und Geist verfaßt — diese außerordentliche Vielseitigkeit ließ die Welt befürchten, daß die geniale Frau, auf täglichen Verdienst angewiesen und von Gläubigern bedrängt, ihre Gaben an ephemere Arbeit vergeuden würde. Glücklicherweise sollte sich diese Befürchtung nicht bestätigen, und in den Jahren 1881 und 1883 gab Matilde Serao zwei lange Romane heraus, welche Schöpfungen ihren Ruhm begründeten und ihr denselben auf die Dauer sichern werden. Auch diejenigen ihrer kürzeren Erzählungen und Skizzen, welche sie der Vergessenheit zu entziehen wünschte, hat sie in Buchform zusammengefaßt. Eine dieser Sammlungen „Dal Vsro“, zumeist von dem Leben der höheren Gesellschaftsklassen Roms und Neapels handelnd, zeichnet sich durch große Frische und feinste Durchführung der Motive und Charaktere aus. Hier hat die Verfasserin für ihre Fähigkeit dramatischer Darstellung und kühnen, scharfen Urtheils freien Spielraum gefunden. In „I > e I ^ Feiä« ^ »voletaie. ° welches Buch sie selbst „Fantasieen und Träume“ nennt, kommt ihr empfängliches Naturell zur vollen Geltung. Ein Denkmal, ein Haus, ein Name, ein Wappen — diese Dinge genügen, sie zu inspiriren, und ihre Erzählungen, in denen Dichtung und Wahrheit verwebt sind, bekunden eine poetische Kraft, welche Matilde Seraos Talent vor den Gefahren der naturalistischen Richtung bewahrte. Diese Skizzen, welche durchweg ein spontanes Empfinden bezeugen, sind in einem etwas gesuchten Etil geschrieben; doch entspringt dies mehr einer außergewöhnlichen Feinfühligkeit, als dem bewußten Haschen nach ungewöhnlichen Ausdrücken. Matilde Serao giebt zu, daß sich in ihrer Kunst

Matilde Serao

ein durchaus weibliches Geinüth offenbare — was wir besonders in „?i,^uls Winnie“ bestätigt finden. Es ist ein Buch, das nur von Kindern handelt, aber für Erwachsene geschrieben ist, und worin die Verfasserin jeden Kindertypus schildert, den sie kennen gelernt hat — das Seelenleben der Kleinen, ihr frühreifes Zartgefühl, ihr rasches Empfinden, ihre instinktiven Symvathieen und Antipathieen, ihre Freuden und Leiden — ein Buch von so mannigfaltigem Reiz, wie die Kinder und das Kindesleben selber.

Matilde Serao ist vor Allem eine Meisterin der Kleinmalerei in holländischer Manier, hält sie sich auch in der Behandlung ihres Stoffes streng an die Lehren des französischen Realismus. Sie gestattet sich kein Pathos, keine gefühlvolle Sprache, obwohl starkes und warmes Empfinden ihr durchaus eigen ist. Auch ist sie consequent objectiv, und trotzdem ihre beiden Romane hie und da Längen aufweisen, so vermeidet sie doch jede episodenhafte Abschweifung und erzählt den Hergang einfach, genau und direct. Das Pathos, wenn solches vorhanden ist, muß der Leser Hinzuthun, es beruht einzig auf der ergreifenden Wirkung der Handlung. Die Verfasserin malt das Leben, wie es ist; doch nicht nur das äußere Kleinbürgerthum oder die öde Aristokrateneristenz, nicht blos die charakteristischen Zustände der italienischen Gesellschaft an und für sich, sondern die Zustände und Vorgänge in der menschlichen Seele, wie sich dieselben im wahren Lichte darstellen und oft durch rein zufällige Einwirkungen erzeugt werden. Sie ist absolut vorurtheilsfrei und behandelt jegliche Frage von einem völlig unparteiischen Standpunkt, aber nie vertheidigt sie eine unmoralische Denkweise. Sie zeigt im Gegentheil deutlich, in welche Widersprüche und Fehler der Mensch verfällt, wenn er von dem geraden Wege der Tugend abirrt. Daher sind ihre Erzählungen besser, als manche Predigt, und viel besser, als die moralischen Geschichten, in denen der Leser den ihn als Mentor mit erhobenem Finger begleitenden Autor stets neben sich spürt. Matilde Serao ist eine durchaus moderne Romandichterin, sie übersieht Nichts und widmet allen Phasen des Seelenlebens ein gleich sorgfältiges Studium, so daß Jeder irgendwelche, seinen eigenen Erlebnissen analoge Verhältnisse in ihren Zeilen berührt finden kann.

Mit mikroskopischer Genauigkeit beobachtet und erforscht sie das Wesen der Menschheit selbst in den kleinsten Zügen und die Kunst, mit der sie die innersten Fasern des lebendigen, zuckenden Menschenherzens blolegt, gelangt zur vollen Geltung in „Ouors Interm“, ihrem ersten Roman. Das Grundgewebe der Erzählung ist einfach. Es ist die Geschichte eines Ehepaares, des Herzogs Marcello di Sangiorgio und seiner Gattin Beatrice, oder richtiger ausgedrückt, die Geschichte der Letzteren, denn sein Leben ist nur, was sie daraus macht. Sie gehören Beide zur Aristokratie von Neapel, einer Gesellschaft, deren Corruption, Frivolität und Haltlosigkeit mit Meisterschaft gezeichnet sind. Gleich meisterhaft sind die einzelnen Szenen geschildert, z. B. eine Premiöre im Theater San Carlo; eine Hochzeit in der vornehmen Rord und End., liVII. „e“. 7

96 Helen Simmern in Florenz,

Welt. Das Paar hat eine Convenienzheirath geschlossen, der junge Ehemann wird aber von einer heißen Liebe für seine Gattin ergriffen, und dies bewirkt bei ihr eine vorsichtige Zurückhaltung. Sie bleibt kalt und fremd und setzt seiner leidenschaftlichen Liebe eine so völlige Gleichgültigkeit entgegen, daß sie ihn dazu treibt, Zerstreuung außer dem Hause zu suchen, obwohl er keinen Augenblick in seiner Liebe von ihr wankend wird. Sie ist uns ein Näthsel und daher auch nicht gerade sympathisch, bis wir Aufschluß über ihr Benehmen durch einen Brief an ihren Vater erhalten, der sich Marcellos wegen bei ihr als Vermittler verwendet hat. Ihre Mutter ist an einem Herzleiden gestorben: sie weiß dies und aus Furcht, der gleichen Krankheit zum Opfer zu fallen, ist sie entschlossen, Alles zu vermeiden, was dieselbe bei ihr zum Ausbruch bringen könnte.

„Mein Vater,“ schreibt sie, „ich möchte gar nicht das Herz meiner Mutter haben. Ich wünsche, lange zu leben. Das Leben, welches ich führe, gefällt mir. Ich schaudere, wenn ich an den Tod, an das Dunkel und die Kälte des Grabes denke. Ich wiederhole Dir, ich wünsche zu leben. Diese scheinbare Herzensruhe, welche Jeder für Gleichgültigkeit hält, ist nur äußerlich, eine Hülle, deren ich zu meinem Schutze bedarf; und dieselbe ist mir so nothwendig, daß sie schließlich zu meinem Charakter würde. Um so besser. Neune es Egoismus. Ich wende Nichts dagegen ein. Durch keinen Schritt, keine Bewegung will ich meine Schutzwehr aufgeben. Für Selbstaufopferung, Entsagung habe ich kein Verständnis; Du selbst hast es gesagt — ich habe nicht das Herz meiner Mutter. Wenn doch nur zwischen den Gefühlen des Herzens und seinen physischen Functionen kein Zusammenhang bestände! Habe ich den Keim des Leidens in mir, so will ich nicht zu seiner Entwicklung beitragen. Ich will nicht lieben, ich will mir keine Beunruhigung, keine Besorgnis; und Eifersucht verschaffen. Mein Herz soll nicht von derlei Qualen bedrückt werden. Hat ein böses Geschick es gefügt, daß ich Marcello Scmgiorgo heirathete, einen Mann, der mich liebt, so will ich dieses böse Geschick bekämpfen. Wenn er außer dem Hause Trost sucht, so kann ich mich nicht darüber beklagen. Und Dich bitte ich, keine weiteren Fragen an mich zu stellen, mich ferner nicht zu zwingen, das zu wiederholen, was ich Dir gesagt, denn es erregt mich. Ich thue Alles, was in meiner Kraft liegt, Ruhe um mich zu schaffen, zerstöre sie mir nicht. Damit ich am Leben bleibe, laß mich in Frieden.“

In diesem Briefe schildert Veatrice sich, wie sie zu sein glaubt — nämlich kalt, gleichgültig, hochmüthig. In Wahrheit aber kämpft sie einen harten Kampf mit ihrer Natur, wenngleich es einige Zeit währt, bis sie selbst dies erkennt. Sie ist nicht im Stande gewesen, wirklich gefühllos für Marcellos edlen, liebevollen, lebenswürdigen Charakter zu bleiben. Ganz allmählich steigert sich die in ihr erweckte Zuneigung, bis sie endlich in den Abgrund versinkt, denn sie sich so ängstlich fern gehalten; sie liebt und leidet, wird unruhig, besorgt und eifersüchtig.

Matilde Seiaio. 9?

Die Genesis dieser Liebe, die so langsam erglommen, ist auf das Sorgfältigste durchgeführt und äußerst fein analysirt. „Veatrice liebte tief und wahr, sie liebte, wie ihre Mutter geliebt haben mochte. Sie hatte deren Gluth, Kraft und Innigkeit in der Liebe geerbt; sie war im Geiste die Tochter von Luisa Revertera. Sie war aber auch physisch ihr gleich. Sie hatte den Fehler am Herzen von ihr geerbt, der eine im höchsten Grade unregelmäßige Thätigkeit desselben bewirkte. So kämpften das physische und das psychische Herz einen unaufhörlichen Kampf, in welchem eines das andere tödten mußte.

Es beginnen sich Symptome von Veatrices Krankheit zu zeigen. Sie leidet schweigend und einsam, denn sie will ihre Angst Niemand entdecken. Auch Seelenpein erduldet sie durch ihre Entfremdung von Marcello, welche zuununt, während sich die Liebe für ihn bei ihr steigert. Er ist jetzt selten daheim, und sie weiß, wo er Sympathie zu finden trachtet. Eifersucht, Liebe und Stolz ringen mit einander in ihrer Brnst. Sie fühlt, daß der erste Schritt von ihr, die ihn zurückstieß, gethan werden muß. Doch kann sie sich nicht hierzu entschließen. Endlich aber, da sie glaubt, daß er im Begriff sei, sie zu verlassen, siegt die Liebe über alle Hindernisse, und zum ersten Mal öffnet sie die Thür der Scheidewand zwischen ihren Zimmern und den seinen und tritt in sein Arbeitszimmer. Die Scene ist von rührender, schöner Wirkung. Die stolze, anmuthige, leidende Fran hat ihr Brautkleid angelegt, denn heute soll ein neuer Hochzeitstag für sie sein. „Ich bin es," sagt sie zu dein erstaunten, doch beglückten Marcello, als sie vor ihm im Thürrahmen steht; „ich. Deine Veatrice, Dein Weib. Ich trage mein weißes Kleid; ich liebe Dich." Nun folgen einige Monate der Glückseligkeit, während welcher Zeit Veatrices Krankheit Fortschritte macht, bis sie daran stirbt. Durch ihr Glück ist der Verlauf ihres Leidens beschleunigt worden.

„Fantasia" ist ebenfalls eine Studie von solchem halb ärztlichen Charakter. Lucia, welche als eigentliche Heldin des Nnches bezeichnet werden dürfte und uns die Gelegenheit bietet, interessante Studien der Nervosität zu machen, gehört zn dem Typus der Heldinnen von Dnmas Kls — sie ist eines jener überspannten, hysterischen, sentimentalen, dabei kalten, herzlosen und egoistischen Geschöpfe, welche — zur Schmach unserer Zeit — eine specielle Ausgeburt unserer modernen Civilisation sind. Lucia ist auch nahe verwandt mit „Madame Vouary", mit der sie sowohl die religiöse Ertase, wie die moralischen Schwächen gemein hat. Wie Madame Bovary ist sie eine Meisterin in der Pose und läßt sich zuweilen durch ihre eigenen Phantllsien täuschen — kurz, wir lernen eine Persönlichkeit in ihr kennen, an deren völliger Verantwortlichkeit für ihre Handlungen wir einige Zweifel hegen möchten. Das Vorspiel der Handlung findet in einer neapolitanischen Klosterschule statt, wo die jungen Mädchen aus der Elite der Stadt erzogen werden, darunter die beiden Heldinnen des Romans, Lucia und deren Freundin Caterina Spaccapietra, und hier lernen wir schon die Ehnraktere

9^ Helen Zimmein in Florenz,
Neider im Entwicklungs-Stadium kennen. Caterina, eine gute, sanfte, ruhige Seele, zieht still ihres Weges, unberührt von den seelischen Qualen, unter welchen ihre Schulgefährtin so heftig zu leiden scheint. Nichtsdestoweniger oder vielmehr aus diesem Grunde ist sie ihrer Schulfreundin mit einer fast abgöttischen Liebe zugethan. Wenn Lucia sich in unverständlichen Schwärmereien ergeht, so nimmt Caterina dies für lautere Weisheit, deren tiefen Sinn sie nur nicht zu ergründen vermag, denn Caterina hat keine Phantasie; dies ist der Grundton ihres Charakters, und weil ihr diese Eigenschaft fehlt, imponirt ihr dieselbe desto mehr an der Kameradin, die in der TIM eine zügellose Phantasie besitzt. Ein Selbstmordversuch, den die an „Weltschmerz“ leidende Lucia unternimmt, wird durch Caterinas schlichten Heroismus vereitelt. In der durch dieses Ereigniß hervorgerufenen Aufregung theilt Lucia einen Rosenkranz aus Lapislazuli-Kugeln zwischen sich und die Freundin und erzwingt von derselben das feierliche Gelübde, bis in den Tod einander treue Freundschaft zu bewahren und, falls nöthig, für einander das eigene Glück und selbst das Leben opfern zu wollen. Dieses Gelübde wird für das Geschick der beiden Mädchen bestimmend, obgleich nicht Die, von welcher es vorgeschlagen wurde, die Schwere desselben fühlt. Sie verlassen die Schule, und demnächst finden wir Caterina als Gattin eines robusten, einfachen, ehrenhaften Mannes, Andrea Lieti, an dessen Seite sie ein ruhiges Leben führt, in das uns die Verfasserin einen entzückenden Einblick gewährt. Die Gatten sind nicht leidenschaftlich verliebt, aber glücklich und zufrieden; und das Einzige, was Caterina in ihrem Glücke stört, ist der Umstand, daß Andrea ihre Freundin nicht leiden kann, deren Extravaganzen er beständig in's Lächerliche zu ziehen liebt. In ihrer Herzens-einfalt bemüht sich Caterina, die Veiden, welche ihr die Liebsten auf der Welt sind, einander näher zu bringen, und sie ersinnt einen Vorwand, dieselben eines Mends allein zu lassen. Lucia, eine Erzkokette, nimmt diese Gelegenheit wahr, dm herkulischen Mann, dessen Gesundheit gerade für sie etwas Anziehendes hat, zu bestriicken. Wie er, trotzdem er anfänglich von ihren« Wesen abgestoßen wird, allmählich, dem Zanber ihrer ungesunden Verführungskünste erliegt; wie sie ihn anlockt, ohne jemals den halb mystischen Ton religiöser Schwärmerei fallen zu lassen; wie sie Caterina zu täuschen versteht, die ganz in ihren häuslichen Sorgen aufgeht und nur bestrebt ist. Allen in ihrer Umgebung das Leben behaglich zu gestalten; wie sie ihren eigenen Gatten betrügt — dies ist der Hauptinhalt des Vuches. Lucia verheirathet sich sehr bald nach jenem Abend des Alleinseins mit Andrea. Sie heimthet einen schwind-süchtigen Vetter, nachdem sie eine Zeit lang mit einem ihrer Lehrer aus der Schule, der sie wahnsinnig liebt, ein kokettes Spiel getrieben hat. Charakteristisch ist die Art, wie sie Caterina von ihrer bevorstehenden Heirath unterrichtet.
„Ich habe eine Nonne werden wollen; mein Vater hat es nur nicht gestattet. Dann betete ich eines Tages zum Herrn, und wie es Paulus auf

dein Wege nach Damaskus geschah, so umleuchtete mich plötzlich ein Licht vom Himmel. Und ich hörte des Herrn Stimme, die zu mir sprach: „Es giebt ganz in Deiner Mhe ein Opfer für Dich zu vollbringen. Dein Vetter Alberto liebt Dich; er ist schwindsüchtig, schon halb seinem Leiden erlegen; heirathe ihn, und Du wirst ihm eine barmherzige Schwester sein/“

Diese Mission hatte für Lucia, wie sie sagt, einen solchen Reiz, daß sie sich dem göttlichen Befehle fügt, denn ist sie nicht eine Dienerin des Herrn? Und da Alberto sie liebt, wird wenigstens er glücklich sein. Der Charakter des Veters, dieses armen, schwachen Menschen, der sich mit Verzweiflung an das Leben klammert, ist vorzüglich gezeichnet. Gleich den meisten Kranken hat er nur für sich und die Symptome seines Leidens Interesse; und schon von Natur ein Egoist, hegt er für Niemand Theilnahme, außer für seine Frau, die er für einen Theil seiner selbst ansieht. Während sich das Paar zum Besuch im Lieti'schen Hause aufhält, wo Caterina in opferwilligster Wch'e für Albertos Wohlbefinden und Lucias Behagen forgt, kommt es zur Katastrophe, denn zu Albertos uud Eaterinas tiefstein Kummer und Entsetzen, welche Gefühle indessen bei den zwei Menschen zu sehr verschiedenem Ausdruck gelangen, verlassen Lucia und Andrea zusammen heimlich das Haus. In einem Villet an Caterina bittet Lucia dieselbe um Erbarmen, nennt sie sich ein unglückseliges Geschöpf, das nur der Stimme ihres Fatums gehorcht hat. Für die im Glauben an die Wesen, welche sie auf Erden am meisten liebte, so grausam und urplötzlich getäuschte Caterina ist das Leben mit einem Schlage jedes Inhalts bar, zwecklos und öde geworden. Der erste Gedanke, den diese biedere, schlichte Seele zu fassen vermag, gilt der Frage, was sie nun zu thun habe? Auf Albertos Bitte, zu ihm, zu kommen, sucht sie ihn auf und kann nur noch die letzten Pflichten der Menschenfreundlichkeit an einem Sterbenden erfüllen. Als Alberto todt ist, kommt ihr das Gelübde aus ihrer Mädchenzeit in den Sinn. „Eine sei für das Wohl der Anderen selbst zu sterben bereit,“ so lautete die Formel. Und scheinbar mit kalten: Blute, in Wirklichkeit jedoch betäubt und gebrochen, ordnet Caterina, die sorgliche, gewissenhafte Hausfrau, ihre Angelegenheiten, schließt sich mit einem Kohlenbecken in ihrem Zimmer ein, und hier wird sie am nächsten Tage als Leiche gefunden, in den starren Fingern die zerrissene Schnur blauer Perlen, den Rosenkranz, der das Verhängnis; ihres schuldlosen Daseins geworden. Treu ist sie bis in den Tod geblieben, denn Alles, was sie in ihrem einfachen Sinn bei dem über sie hereingebrochenen Unheil zu erwägen vermochte, mar die für Lucias Glück nothwendige Bedingung, daß Andrea frei werden, und sie, Caterina, daher den Schritt in das Land des Schweigens thun müsse. Und hiermit schließt der Roman — die Verfasserin ist zu verständig, weitere Ausführungen folgen zu lassen. Wir fühlen aber, daß eine um solchen Preis erkaufte Freiheit zu nichts Gutem führen kann. Die Erzählung, deren Hergang wir hier in den knappsten Umrissen wiedergegeben haben, ist bis in die feinsten Einzelheiten mit einer bewundernswerthen Kunst ge-

160 Helen Zimmern in Florenz.

arbeitet. Die Charaktere sind sämtlich harmonisch durchgeführt, selbst der Andreas, denn es ist vollkommen begreiflich, daß ein Mann, dessen physische Natur stärker ist, als seine geistige, gerade von den zarten physischen Reizen seiner Besiegerin gefesselt wird. Was Lucia betrifft, so verliert sie keinen Augenblick den phantastischen oder mystischen Zug ihres Wesens. Als sie z. N., im Begriff, zu fliehen, ihre Diamanten mitnimmt, vergißt sie auch nicht eine kleine byzantinische Madonna, zu der sie zu beten pflegt, und deren Besitz sie einen geheimen Zauber zuschreibt. Das ganze Buch ist äußerst sorgfältig geschrieben und zeugt von feinem psychologischen Verständnis), wie poetischer Empfindung, und die Naturtreue der Darstellung ist überall vollkommen, selbst da, wo die Verfasserin schildert, wie die Phantasie ihre Macht auf die Sinne ausübt.

Nach dem Erscheinen dieser beiden Werke trat eine Pause ein, denn Matilde Serao wurde ganz von ihrer journalistischen Thätigkeit in Anspruch genommen. Sie hatte sogar die Leitung einer Tageszeitung, des „*Oriente*“ in Neapel, einer der besten Zeitungen Süditaliens, übernommen, und man fürchtete, daß sie der Welt als Romanschriftstellerin verloren sei. Doch diese Befürchtung erwies sich als unbegründet. Matilde Seraos außerordentliche Rührigkeit und Gewandtheit als Journalistin hat vielmehr dazu gedient, ihren Gesichtskreis zu erweitern, ihr Verständnis zu vertiefen und die wunderbare Kraft noch zu vermehren, mit der sie das zeitgenössische Leben im Süden zu schildern weiß. An ihr rühmt Enrico Nencioni, der feine italienische Literaturkritiker, vor allen anderen Novellisten Italiens „eine tiefe und umfassende Erkenntnis der menschlichen Natur ... Es giebt in der That wenig Schriftsteller, die ein gleiches Gefühl, wie sie, für die Bewegung der Massen besitzen, für das Lebensdrama des Volkes — eine so vollkommene und scharfe Beobachtungsgabe für die Eindrücke der Umgebung und Oertlichkeit, in welcher Hinsicht sie uns z. B. in „*Il cardillo*“ an die kraftvolle Feder Balzacs erinnert.“ Auch an Dickens gemahnt sie uns durch ihre eigenartige Fähigkeit, die humoristischen und rührenden Seiten des vornehmthuenden neapolitanischen Mittelstandes zu erfassen. So ist unter Anderem die Tanzgesellschaft bei der Wittwe eines kleinen Beamten (Enrichetta, die Tochter soll durchaus unter die Haube kommen) ganz vorzüglich geschildert. Wir sehen das kahle Zimmer mit den Reihen geborgter Stühle (deren einer zusammenbricht, weshalb während des Tanzes ein anderer besorgt werden muß); die Kerzen in den Klavierleuchtern, welche bis auf den Stumpf herabbrennen — zum Entsetzen der Festgeberinnen, die keine zum Ersatz im Hause haben; die bunten Toiletten, die Fröhlichkeit, aber auch die kleinlichen Eifersüchteleien der Geladenen; und wir thun einen Blick in die Unsauberkeit hinter den Coulissen, das unordentlich, dürftig möblierte Schlafzimmer, wo Enrichetta eine ihrer Freundinnen aus einem schadhaften Tassenkopf trinken läßt und als einziges Requisit für den Cotillon ein Stück von einem zerbrochenen Spiegel holt. Diese Szene ist einem Etylus von Erzählungen entommen, genannt, „*Il liommo so bello*“

Matilde Serao.

^»nciullä,^ worin das Mädchenleben in seinen verschiedenen Phasen und Beziehungen geschildert wird. Es ist dies ein Thema, welches Matilde Serao mit Vorliebe behandelt. Von der innigen Sympathie, mit welcher sie sich dieser Aufgabe widmet, zeugen „?sle^raki clello 8tat«, ein Bild des Lebens der Telegravhistinnen; „8«u«l» Normale?emminils" (vom Geschick der für das Lehrerinnenfach gebildeten Mädchen handelnd) und „?»r Inonaca,/' „In Oovynistä äi Roma" macht sich ein Nachlassen der Kraft bemerkbar; es wirkt im Ganzen ermüdend und steht nicht auf gleicher Höhe mit den früheren längeren Werken der Verfasserin. In „^,11' Lrt» Söntiuslls," zeigt sie sich indessen wieder von der besten Seite ihres Könnens, sowohl in der ersten Novelle, wie den übrigen das neapolitanische Leben schildernden Erzählungen, die in dem Buche zusammengefaßt sind. Manche Szenen in der ersten Geschichte, die vom Gefängnißleben auf der Insel Nisida handelt, sind würdig, den Leistungen Dostojewski)s an die Seite gestellt zu werden. Auch sind dem Publikum für die nächste Zeit noch zwei Romane >der gewandten Erzählerin — „^,ääio Minore" und ,^11 kaess äi Ou«c»Svä^ — in Allsicht gestellt. In letzterer Erzählung wird das Lottowesen, dieser Fluch der unteren italienischen Volksschichten, in lebhafter, humoristischer Weise zur Anschauung gebracht.*)

") Von Matilde Serao erschien kürzlich im Verlage der Schlefischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau in deutscher Übersetzung von A. Friedmann ein Band Novellen unter dem Titel „Blüthe der Leidenschaft.

Die Freunde.
Line Seegeschichte.
von
Heinrich Itruse.
— Vückeburg. —
I.

Die lustige wittwe.
witiwe ten Vrookhus wai ein lebenslustiges Weibchen,
wohnhaf in einem der siele des Nordseestrandes von Friesland,
Und ihr seliger Mann war ein Vacker gewesen, ein reicher
Vacker, doch thut es nicht noth ausdrücklich das noch Zu erwähnen.
Gras ist grün und Locker sind reich, das versteht sich von selbst ja.
sie war knapp vom mürrischen Alten gehalten. sobald ihm
Abzuschurren beliebte, begann sie ein fröhliches leben
sie gab auf das Gewerb' und hatte genug an den Zinsen,
Rentnerin nannte sie sich und dnntte sich grade nicht wenig,
leben und leben lassen! so sagte sie. Gastlichen Sinnes,
Kam sie, je voller es saß am Rasfectische des sonntags,
Vefto zufried'ner herc,n mit der braunen, riesigen Kanne.
Kein Napfkuchen war dichter gespickt mit Rosinen als ihrer.
Ja, sie nährte sich gut, und es schlug ihr zu, denn sie ging auf
wie ein Teig und glänzte durch Fülle und Rundung der Glieder.
Aber sie blieb dabei doch immer beweglich und munter,
Ja, tanzlustig sogar und kugelte sie durch die Reihen,
Mußte man lächeln beinahe ob der unverwüstlichen wittwe.
wozu nützet der llebermuth? so lautet ein sprichwrt,
Kurz und dick läßt auch recht gut, so konnte sie sage,!.
lesen und schreiben war all' ihr wissen, doch ließ sie die Cochter
«Ldda besser erzieh'n und Musik m d sprachen erlernen.
Voch beim lernen sogar war jeglicher Zwang ihr zuwider.
Als nun Edda getreten in's heirathsfähige Alter,

Die Freunde.

war sie die Schönste am Vrt, und die Mutter mar nicht die letzte,
Das zu bemerken mit heimlichen Stolz. Sie sagte zur Tochter:
„Eddachen, nun ist gekommen die Zeit, wo, wenn wir auf Mönchgut
wohnten, ein Unterröckchen wir hängten heraus an dem Hause,
Das da besagt: AUHIER ist wohnhaft ein mannbares Mädchen.
Ja, bald werden die Herrn sich nach Dir ablaufen die Hacken,
Venn ein Mädchen wie Du, das ist so leicht nicht zu finden,
wähle Dir, wer Dir gefällt, wenn er brav ist; wähl' auch nicht lange.
Jung gefreit, hat Niemand gereut. Und hüt' Dich besonders
Alte Jungfer zu werden und Affen zur Hölle zu führen.“

Edda sagte dann wohl an die Mutter sich schmeichlerisch schmiegend:
„wenn ich nun lieber bei Dir, mein Mütterchen, bliebe?“ „Ach Unsinn!
Dazu sind doch die Mädchen nicht da, bei der Mutter zu bleiben.“

Trotz der Ermahnungen dauert' es länger, als sich es die Mutter
Hatte gedacht und gewünscht mit der auszurichtenden Hochzeit,
Freilich, es mangelte nicht an Bewerbern, wie sie voraussah,
Doch blieb spröde die Tochter, besonders wen» Jemand so dreist war
Ihr Anträge zu machen, bevor er sich ihrer versichert.

Solch' ein selbstgefälliger Mensch sah arg sich enttäuscht bald.
Denn sie wies ihn zurück. Zartfühlend und gütigen Herzens,
Suchte sie lieber es noch zu verhindern durch kluges Betragen,
Daß es zum Ausspruch kam und zum wohlgeflochtenen Korbe,
Venn, was könnte den männlichen Stolz wohl tiefer verwunden? —

Edda war nicht so kühl und wählerisch, wie man es glaubie;
Sondern sie wußte schon lange, wer ihr am besten geficle,
Remmer Janssen war es, ein junger und tüchtiger Seemann,
Der als Knabe schon kam in das Hans. Die verstorbene Mutter
Remmers war mit der wittwe befreundet gewesen. Sie nahm sich
Etwas des Sohnes auch an, seitdem er die Eltern verloren.

„Ist er der Mutter nicht ganz aus den Augen geschnitten?“ so sprach sie,

„Hat der Junge nicht stets ein bescheidenes freundliches Wesen?

Hält er sich sauber und nett nicht immer in Kleidung und Wäsche?“

Kurz er stand bei der wittwe in Gunst und verdiente die Gunst auch.

Stets in der Schule gelobt war der fleißige sittige Knabe.

Rühmlich hatt' er die Prüfung für Schiffer bestanden und fuhr nun
Schon auf dem größten Schiff und auf weitesten Fahrten als Steu'rmann.

Zwar ein wenig hatt' er geerbt und legte auch jährlich

Etwas zurück vom Lohn, doch in seiner bescheidenen weise

Hielt er sich nicht für berechtigt auf Edda den Blick zu erheben.

Kehrt' er im Herbst zurück aus fernen Gewässern, so bracht' er

Stets was Seltenes mit und schenkte das ötück an die Tante,

Denn so ließ sie, die wittwe, von Remmer Janssen sich nennen.

Bb er kannte den Spruch wohl, der also lautet: Vcr Mutter

Schenk' ich, die Tochter denk' ich! Er hätte der heimlich verehrten

Edda so gern ein Geschenkchen gemacht, doch wagt' er das noch nicht,

wie mit den Beiden es stand, das merkt.' die Ivittwe schon lange,

Und sie gönnte ihn, gern auch abzuschießen den Vogel.

Aber es währt' ihr zu lang und ihr thatkräftiges Wesen

Konnte das vrncksen nicht leiden. So pflegte sie öfter zu sagen.

Also wandte sie sich ganz plötzlich an Remmer und fragte:

Heinrich Kruse in Bückeburg.

„Sprich, wie gefällt Dir denn Edda? Du wirst ja roth bis zur Stirne

Und antwortest mir Nichts, nicht einmal Höflichkeitshalber:

„B, recht gut.“ Als gestern ich Eddachen also befragte

Sprich, wie gefällt Vir Remmer? erröthete sie bis zum Nacken

Und antwortete nichts, nicht einmal Höflichkeitshalber:

„B, recht gut“ Ihr stimmt melkwürdig zusammen, ihr Bcidc.

Kinder, ich glaube, Ihr habt Luch etwas zu sagen.“ So nahm sie

Ihn bei der Hand und schob ihn hinein in die Stube, wo Edda

Hinter dem Goldlackbusch am Fenster wie Purpur erglühte.

Denn sie hatt' es gehört, durch die halbaufftehende Thüre.

Und nicht lange, so kamen erregt und n>t freudigen Blicken

Remmer und Edda herbei, um den Segen der Mutler zu bitten.

Aber es konnte die muntere wittwe ein Späßchen nicht lassen.

„So, so,“ sprach sie gedehnt, „Ihr wollt Luch verloben? Das wäre

Ja recht nett, wenn nicht sich ein Hinderniß stellte entgegen.“

Li, wie erschrak da das liebende paar! Sie waren auf Alles

Eher gefaßt als dies. Kopfschüttelnd sagte die Mutter:

„Nein, Frau Steurmann klingt mir zu schlecht. Unmöglich, das geht nicht

Frau Eaplainin! so muß mein Eddachen heißen. Da mußt Du,

Remmer, noch fahren zur See, bis daß ein Schiff Du bekommen,

Und das kann denn wohl manch Lähllei» noch dauern, was meinst vu?“

Und sie weidete sich an den langen Gesichtern. „Indessen,“

Fuhr sie fort, „das Hinderniß läßt vielleicht sich »och heben.

Eddachen wurde ja nicht auf der Straße gefunden. Ich geb' ihr

So und so viel mit.“ (Sie nannte ein artiges Sümmchen)

„Remmer, wird das genügen, ein Schiff Dir zu kaufen?“ „Ja freilich!“

Rief er mit frohem Erstaunen. „Dann steigst Du ja zuin Eaptain auf;

Und Dein Ehegemahl heißt Frau Eaptainin.“ Sie lachten

Alle Drei und umarmten sich dann in frohem Entzücken.

Anderen Tags kam Remmer und sprach so: „wenn es Dir recht ist

Mütterchen, bau' ich mir lieber ein Schiff als daß ich es kaufe;

Denn ich habe schon lange darüber gedacht und gesonnen,

wie man geschwinder zugleich und lenksamer bauet ein Seeschiff.“

„Davon versteh' ich so viel, wie Du vom Stricken und Häkeln,“

Sagte die wittwe zu ihm. „Geh, Renimer und baue das Schiff Dir.“

Und so ging er denn ab zur unteren Weser und fand dort

Einen vernünftigen Baas, der ihm schon lange bekannt war,

Und einging auf seine Gedanken und fest ihm versprach auch,

Bis zu», Frühjahr solle die Galeasse gebaut sein.

Kiel und Rippen und Planken, er wählte sich sZmmtliches Holzwrkrk

Selbst aus, Segel und Tau und Anker mit Kette und Alles.

„Wollt' ein Andrer soviel mitsprachen, ich würde,“ so sagte

Lächelnd der Baas, „mich bedanken, ein Schiffsbaumeister zu heißen,“

Und so bewacht er den Bau der Galeasse bis Weihnacht,

Doch dann zog ihn die Sehnsucht heim zum Bräutchen im Siele.

Und doit fand er auch Fracht sofort sür das kommende Frühjahr,

Rapssaat überzufahren nach Holland oder »ach England,

Denn wer konnte die Preise im Frühling schon wissen im voraus?

So blieb nur noch übrig die Mannschaft zu Heuren. Als Steurmann

Dacht' er an Bnno, den Freund, mit dem er zur Schule gegangen.

Die Freunde.

II.

Onno.

Bnno Marquard war ein kluger erfahrener Seemann,
Der sich hinaufgedient vom Jungen zum vollen Matrosen,
Aber er hatte nicht Glück, das im menschlichen Leben nach Eäfar
Immer am meisten vermag, wie für Feldherrn auch für Matrosen.
Neulich war ein Schiff ihm untergegangen bei Skage»,
Dort, wo der Strand mit den Trümmern gescheiterter Schiffe bedeckt ist.
Wurde gerettet er auch in dem Boot mit der übrigen Mannschaft,
War doch die Seemannskiste mit Ausrüstungsstücke und Wäsche,
Auch mit einigem Gelde verloren gegangen. In Mißmuth
Kam nun Bnno zurück zu der heimischen Insel in Friesland.
Allzuviel war es nicht, was der Seemann sich auf die hohe
Kante gelegt, denn er war ein leichtes und fröhliches Weltkind.
„Lustig gelebt und selig gestorben," so pflegt' er zu sagen,
„Heißet dem Teufel die Rechnung verdorben, was nützt uns das Leben,
wenn wir nicht es genießen? Es hat von der Welt ja ein Jeder
Gerade so viel und nicht mehr, als er sich mit den Zähnen herausreißt."
Ja, so dachte der Mensch, wie er handelte, werden wir sehen.
Bnno suchte nach Heuer umsonst in benachbarten Häfen,
Und so kam er noch übler gelaunt von der Suche nach Hause.
Ohne Beschäftigung saß er an jeglichem Abend im Wirthshaus,
Spann ein Seemannsgarn nach dem andern, während ein Doornkaat
Glitt nach dem andern herab in die immer durstige Kehle.
Bitter beklagt' er das stets ihn verfolgende schmachvolle Unglück,
Und das Hundeleben an Bord. Er schwor sich, er gehe
Niemals wieder zur See. „wie war' es denn," fragte ihn Ulrich,
Sein Kamerad und Nachbarkind, „wenn wir beide zusammen
Eine Schaluppe uns kauften, die bei Fran Fock zum Verkauf steht.
Und auf Gewinn und Verlust miteinander betrieben den Fischfang?"
„Aber ich hab' kein Geld," sprach Bnno, Und Ulrich: „Ich auch nicht,
Aber das schadet ja nicht. Das bleiben wir schuldig." „vortrefflich!
Zwei, drei Jahre, so haben wir abbezahlt die Schaluppe."
„Topp, und uns werden gar bald die Netze zerreißen, wie weiland
Beim Fischfang es geschah im galiläischen Meere."
Also betrieben denn Bnno und Ulrich zusammen den Fischfang.
Aber da hatte schon wieder 'ne Eule gesessen für Bnno,
Denn die Schaluppe war morsch und schlecht im Stande und langsam;
Spät und spärlich kam in diesem Jahre der Schellfisch.
Auch der Herbst war stürmisch, der Seegang manchmal so heftig,
Daß sie nicht wagten hinaus mit der alten Schaluppe zu fahren.
Hundert Mark die Person, das kam aus dem sämmtlichen Herbstfang.
Dabei soll ein Fischer beftehl Drum murrte schon Bnno
Ärger denn je, als plötzlich ein Schimmer des Glücks sich ihm zeigte.
Remmer Janssen, sein Spielkamerad, erschien auf der Insel.
Und er begegnete gleich dem alten Freund, den er suchte.
„Remmer Janssen! wo kommst Du denn her?" so fragte ihn Marquard.
„Willst Du das Altarbild in unserer Kirche Dir ansch'n.
Das mit Hülfe der Fremden, die hier im Sommer sich baden

Heinrich Kruse in Bückeburg.

„Unser Pastor uns gestiftet?“ „Nein,“ sagte der Freund aus dem Siele,

„Ich bin hergekommen, um Dich zu Heuren.“ „Was sagst Du?

Hast vu, Remmer, ein Schiff?“ „Das Hab' ich, es steht auf der Helling

Du sollst Steurmann werden.“ „Ei Remmer, wer gab Dir das Geld denn?“

„Nun, ich habe mit bessern, Glück,“ sprach Jener, „gefahren,

Und mir ein wenig gespart, allein, es würde nicht reichen,

Aber ich habe mich kürzlich verlobt.“ „Mit wem und wie heißt sie?“

„Edda heißt sie. Du kennst doch die wittwe des Bäckers im Siele?“

„Freilich, ich kenne die Mutter und auch die einzige Tochter,

Und ich sehe das heitere Rind mit den goldenen Zöpfen

Noch vor mir mit der Mappe im Arme, sie ging in die Schule.“

„Nun, aus Kindern werden ja keute und Edda ist jetzt wohl

Zwanzig Zahr und darüber und mein holdseliges Bräutchen.“

„Gottverdamm' mich, Du bist ein Glückskind, Remmer, und hast auch

Glück für mich selbst noch dazu,“ rief Vnno mit frohem Erstaunen.

„Denn ich muß es gestehen, ich habe die Netze zu flicken

Und an die Angel zu stecken den Wurm von Herzen schon längst satt,“

Remmer und Vnno vereinigten bald sich über die Heuer,

Vnno sollte sofort nach Elsfleth gehen, beschloß man

Und baldmöglichst das Schiff zum Siele bringen im Frühjahr.

Remmer Janssen ließ auf der Insel nicht länger sich halten.

Und so schieden die Freunde mit einem vertraulichen Handschlag.

Vnno fuhr nach der Weser und Remmer zurück nach dem Siele,

wo man sich rüstete schon mit Macht zur fröhlichen Hochzeit.

III.

^IN öiele.

Leinwand war schon lange gehäuft, um die einzige Tochter

Auszusteuern, es schien für Kinder und Enkel genügend,

Aber es fhlte noch stets ein Stück, und in jeglicher Stube

wurde genäht und geschneidert, desgleichen gekocht und gebraten.

Aber die wittwe ten Brookhns schwamm wie die Ent' auf dem Teiche

Fröhlich herum in der Schaar der geschäftigen dienstbaren Geister.

Das war etwas für siel Am meisten das Backen der Kuchen,

Das kein Ende nahm, da in ihr sich die Bäckcrin regte.

Remmer und Edda gefiel es dagegen am besten, als Hochzeit

war und der Hochzitslärm vorübergeranscht und sie ruhig

Als ein glückliches Paar in der neuen Häuslichkeit lebten.

Früh wie das Eis aufging, kam Vnno gefahren von Elsfleth,

wo vom Stapel gelaufen die Galeasse, zum Sicle.

Klein, doch schlank und zierlich gebaut und beflaggt und bewimpelt,

Schmuck wie ein Bräutchen; so lag nun das neue Schiff an dem Bollwerk,

Remmers schweigsamer Mund floß iib.r vom kobe des Fahrzeugs,

Das auf der Reise bereits sich als trefflicher Segler bewiesen.

Er umarmte den Freund und zog mit ihn, nach dem Hause

wo schon harreten die Frauen, willkommen als Gast ihn zu heißen.

Aber die Abfahrt ging so rasch wie gehofft nicht von Statten.

Pünktlichkeit ist nicht gerade die Tugend des biederer kandmanns.

Langsam traf und verspätet der Raps allmählig im Siel ein,

Und so vergingen noch Wochen, bis daß Belkuchcn und Rapssaat

Die Freunde. 107

Auch Stückgüter und sonstige Fracht im Schiffe verstaut war.
Nicht ungern saß Edda den Gatten noch etwas verweile».
Remmer hatte sein Frauchen gebeten, sie möge recht freundlich
Gegen den Stenrman» sein, doch es wäre nicht nöthig gewesen,
Venn ein Freund »nd Schulkamerad des geliebtesten Gatten
war ihr empfohlen von selbst. Ihr biederer Remmer verschwieg nicht,
Daß sein Freund ihm verstimmt »nd etwas verwildert erscheine,
Doch das erkläre sich leicht aus dem Unglück, das ihn verfolge,
Da er nun Steurmann werde und bessere Löhnung erhalte,
Sei er schon besseren Muthes. Gr sei ein vorzüglicher Seemann.
vielerfahren, geschickt und festen entschlossenen Muthes.
Als nun Bnno trat von Remmer geführt in das Haus ein,
Streckte sie freundlich die Hand ihm entgegen und hieß ihn willkommen.
„Remmer und ich sind eins, drum sind wir alte Bekannte,"
Sagte sie scherzend »nd gab damit den Ton des Verkehrs an,
Bnno sollt' in dem Haus bis zur Abfahrt wohnen, die Reise
Zögerte aber sich hin von einem Tage zum andern.
Schön war das Wetter und schön war der Tag, noch schöner der Abend,
Den man im häuslichen Kreis zubrachte; denn Edda belebt' ihn
Durch Musik und Gesang und Bnno durch heitre Gespräche.
Unerschöpflich erzählte der vielerfahr'ne von Reisen
Und von Abenteuern zu Lande erlebt und zu Wasser.
Bald von Palmen und Negern und Tigerjagden und Schlangen.
»Als ich in Madras war," so erzählte er einmal, „besorgt' ich,
weil ich fließend das Englische sprach, die Geschäfte des Schiffes,
Und im Zollhaus machten den freundliche» wirth die Beamten,
Die bei Sherry und Port in heiterm Gespräch sich ergötzten,
während die Diener uns Luft zufächelten. Einer der Herren,
Der ein Geschichtchen erzählte, das lautes Gelächter erregte.
Schwieg mit einmal still, ganz todtenbleich im Gesichte,
Und sah starr auf das eigene Knie, worüber die bunte
Brillenschlange den Kopf mit den funkelnden Augen emporhob.
Mehrfach hatte sie sich um die Wade des Briten gewickelt.
Denkt Euch den Schrecken! sie ist die giftigste Schlange des Landes."
.Rührt Euch nicht, sonst seid Ihr des Todes,' so rief ich dem Herrn zu
Und ich eilte hinaus und füllt' ein Schälchen mit Milch an,
Und das setzt' ich nahe der Schlang' auf den Loden. Sie sah es
Und sie wurde gelockt von der Milch und dem süßen Gerüche.
Langsam ringelte bald sie sich ab von den Beinen des Briten,
Schlüpfte zur Schale mit Milch und trank. So ward er gerettet
wie durch ein Wunder vom Tod, und die Diener erlegten die Schlange.
während ich holte die Milch, da hatte der Mann mit der Schlange
Regungslos dasitzend, gefaßt in Erwartung des Todes,
Wie sein Erbe zu theilen mit leisester Stimme verkündigt,"
Dann sprach Bnno vom Walfischfang in den nordischen Meeren,
wie ein riefiger Wal scin Boot umschlug mit dem Schwänze,
Daß er mühsam dem Tode cntging, dem die Andern crlagen.
Aber behaglicher war, was er sprach von den Inseln der Südsee,
wo unschuldig die Menschen noch sind und nackend wie Eva
Einst im Paradiese, die hübschesten Mädchen Herumgehn.

108 Heinrich Kruse in Viickeburg.

Edda krauste die tippen dazu; dann wandte er klüglich
Anderswohin das Gespräch und erzählte von Eonstantinopel,
Und den verschleierte schönen des sultans, denn auf dem ganzen
Lidball schien er bekannt und bewandert, der rüstige Seemann.
„Ist denn Alles auch wahr?“ frug Edda Remmer. „Das Meiste,“
sagte mit lächeln ihr Gatte, „er schneidet nicht auf mit dem großen
Messer und schmückt ein wenig er aus, so ist das verzeihlich.
seine Geschichten erzählt er ja oft und es setzt sich allmählig
Hier und dort etwas an, wie der schneeball wüchset im Rollen.
Aber Du mußt es gesteh'n, im Erzählen ist Vnno ein Meister!“
„Ja, Dein Freund ist ein Mann von Geist und seltenen Gaben.
Vb er auch gut sein mag?“ „wie, zweifelst Du daran?“ „Veinahe.“
„Edda, warum?“ „Ich lann es Dir nicht mit Gründen belegen,
Aber er blickt manchmal so schlau und begehrtlich.“ Doch Remmer
Nahm mit Wärme des Freundes sich an. „Ich habe ihn immer
Creu und verlässlich gefunden, er ist mir ein lieber Gendsse,“
so ward Edda beruhigt und lauschte geschmiegt an dem Gatten
voll üheilmahme auf Vnnos Geschichten mit leuchtenden Augen.
Edda war schön, und die Schönheit ist wie die Son»e des Frühlings,
welche den niedrigsten Strauch mit Vlütten und Vlättern bekleidet.
Auch im Innern von Vnno begann es Knospen zu treiben,
Und sein sehnlichster Wunsch war der reizende» Frau zu gefallen.
Vnno kannte wohl sonst nur gemeine Vegierden, doch Edda
war von höherer Art als die Weiber, womit er verkehrte,
Daß er zusammen sich nahm und sich schicklich betrug. I» ei wagte
Nicht einmal zu lange sie anzusehen, obgleich er
Gerne den Vlick niemals von der schönen Erscheinung gewendet.
Edda schien mit Vewunderung an seinem Munde zu hängen.
Und ihm klopfte das Herz bei den leuchtenden Vlicken der Schönen.
Ihre Vewunderung aber bezog sich auf seine Erzählung,
Nicht auf seine Person, die Eddas feinem Gefühle
schon ja verdächtig geworden, doch Vnno deutet' es anders.
Selber die Freundlichkeit, die sie ihm zeigte im Umgang,
ward mißdeutet von ihm. Sie galt nur dem Freunde des Gatten,
Vnno legte sie aus, wie ihm es die Eitelkeit vorlog.
Eins nur war, das ihn manchmal befremdete, wenn er so dasaß
sehnsuchtsvoll und hoffend und harrend der Himmelserscheinung,
Denn das war sie für ihn; ließ Edda sich garnicht erblicken.
Und sie schien das Gesellschaftsgemach absichtlich zn meiden.
Aber es klärte sich auf beim Abschiednehmen. Sie reicht' ihm
Eine gehäkelte Vörsch von blauer Seide, die hennlich
Sie für ihn fertig gemacht, er sollte vorher es nicht merken.
„Nimm' es zu heiterer Stunden Erinnerung, nimm es zum Danke,“
sprach sie, „daß Du versprochen mir hast mein Glück zu beschützen.
Ich kann nicht mitfahren zur See, drum ist es mir tröstlich,
Vnno, dah ein Freund und Iugendgenosse wie Du bist,
Treu zur Seite ihm steht, aus Nolh und Gefahr ihn zu retten.“
Vnno legte die Hand auf's Herz und gab ihr zur Antwort:
„Edda, verlaß Dich auf mich, ich bringe Dir Remmer so blühend,
wie er nun vor Dir steht und wohlbehalten nach Hause.“

Die Freunde. — 1,0g

So sprach Nnno und dacht' es vielleicht auch, als er es sagte,
Denn nicht plötzlich kommen die bösen Gedanken zum Durchbruch,
Sondern wie dreimal und viermal der Wolf umkreiset die Hürde,
LH' er begierig nach Blut einbricht und erwürgt die Schafe,
Also verschaffen nur langsam die schlimmen Gedanken sich Eingang,
Freilich, es sollte die Freundschaft schon ihn von bösen Begierden
Abzuhalten genügen, doch gleich wie der Mond von der Sonne
Also pflegt vor der Liebe die Freundschaft auch zu erbleichen.
Sturm und Regen und Hagel oerzögerte dann noch die Abfahrt,
Bis sich der Himmel geklärt. Da sang man: „Die Anker gelichtet!“
Darauf gingen sie Alle zum Hafen hinunter. Die Frauen
Hatten versprochen, sie wollten nicht weinen, doch konnte sich Edda
Kaum losreißen von ihrem geliebtesten Gatten, sie zog ihn
Immer von Neuem an's Herz, bis weggenommen das Laufbrett,
Langsam fuhr mit schwachem doch günstigem Winde und vollen
Segeln das zierliche Schiff auf der Nordsee glitzernde Fläche.
Mütterchen ging nach Haus, Gott überlassend das Andere.
Edda stieg auf den Deich, wo sie lange den Segelnden nachsah.
Als noch kaum zu erkennen das Schiff am Rande des Meeres,
Blieb sie doch stehn; da Remmer vielleicht nach ihr sah mit dem Fernrohr
Und sie schwenkte noch einmal das Tuch; dann schlug sie es vor sich
Ueber die Augen, woraus wie ein BergqueU stürzten die Thränen,
IV.

öeereisen.

Aber das Schiff fuhr hin mit dem Schönfahrtssegel. Ein kleiner
Unfall hatte sich zwar noch ereignet am Tag vor der Abfahrt.
Ein halbwüchsiger Bursche, der zum Schiffsjungen bestimmt war,
Sehr anständig und klug, ward plötzlich vom Fieber befallen.
Klänglich war es zu seh'n, wie der sonst rothbäckige Zunge
Blaß zu Bette nun lag, mit den Söhnen klappte und weinte,
Nicht aus Schmerz, nur weil er die Fahrt mitmachen nicht konnte.
Hat sechs Wochen auch noch am tückischen Fieber gelegen.
Nur drei Mann am Bord, das war eine schwache Besatzung,
Aber es waren doch drei sehr starke und kundige Männer,
Remmer und Bnno und Peter, ein langer Matrose; von Elsfleth
war er herübergekommen, ein guter und williger Seemann-
wüßt' er auch sonst nicht viel, so verstand er doch feine Geschäfte,
Und so dachten die Drei: wir behelfen uns ohne den Jungen.
Fröhlich ging auch die Fahrt bei heiterstem Welter von statten.
Ruhig zog ihr Schiffchen die Bahn und richtig wie Argo,
Jenes gepriesene Schiff, das nach eigenem Willen sich lenkte.
Glücklich und rasch ward London erreicht. Sie löschten die Ladung
Und dann fuhren sie leer nur mit Ballast über nach Husum,
Um dort lebendes Vieh zu holen, die prächtigsten Rinder,
Schön war der Sommer; es schiefen die furchtbaren Stürme der Nordsee.
Dreimal und viermal machten mit Glück sie den nämlichen Seeweg
Hin nach Husum und wieder zurück nach den Häfen von England.
Und dann brachten zuletzt sie Malz nach Bergen in Norweg.
Fracht auch konnten sie dort nach der Bstsee haben mit Hering,

^t) Heiniich Kruse in Vückebrng,
Aber es war schon spat, sie mochten soweit nicht versegeln
Und am «Lnde noch gar einfrieren. Sie hatten so glücklich
Und so lohnend gefahren das Jahr, daß die Fracht sie verschmähten,
Und sie hißten die Segel zur fröhlichen Fahrt nach der Heimat.
V.

<Lin Vlitz aus der Hölle.

Nacht war's, Vnno stand am Ruder und drehte es lässig,
Aber er dachte dabei wohl kaum an das schiff und die Richtung,
war er doch tief in Gedanken versunken und immer dieselben,
liebt Dich Ldda? so frag!« er sich. <Lr hatte die Frage
Freilich schon lange entschieden bei sich und zu eigenen Gunsten
Ueberragte den Freund er nicht an leib »nd an 3eele?
Und was hätte wohl Remmer für sich in die wage zu legen?
Remmer ist jünger, doch nur um ein paar Jahre, was macht das?
Vnno ist noch nicht so alt, um nicht um die Jüngste zu freien.
Neulich bemerkt' er, er hatte darauf bisher nicht geachtet,
Daß auf dem Scheitel von Remmer das Haar schon dünner geworden,
während das seine noch strotzte von Fülle der goldenen locken,
Und er mit Zimson sich könnte an Muth und 3tärke vergleichen.
Und wie voll aus der Vrnst klang männlich und schön ihm die Ltimme,
welche er mehr noch schätzte, seitdem sie «Ldda bezaubert.
Jetzt war «Ldda gebunden und treu — das wüßt' er, dem Gatten
Aber wenn frei sie ward und hätte von Neuem zu wählen,
wem dann reichte sie lieber die Hand? So, dachte sich Vnno,
2o ist's Remmer allein, der ihn glücklich zu werden verhindert.
Ist dies Hinderniß aber für unüberwindlich zu halten?
Kann ihn Krankheit nicht hinraffen in blühender Jugend?
wie, wenn Remmer zum Mastkorb stieg' und er fiel herunter
Auf das verdeck und sich bräche den Hals? wie, wenn er beim Vaden
würde befallen vom Krampf wie neulich? <Lr wäre ertrunken,
wenn nicht auf sein Geschrei ihm f)eter zu Hülfe gekommen.
Und manch' anderer Zufall bringt ja verderben dem Menschen.
Könnte man nöchigenfalls nicht selbst nachhelfen dem Zufall?
Kam' im Wasser er um, wer könnte da wissen, ob Remmer
Fiel von selbst hinab, ob hinein er gestoßen von Andern?
Du sollst nicht nach dem Weibe de- Nächsten begehren! so lautet
Gottes Gebot. Doch hatte sich Vnno dagegen so lange
weiter und weiter verfehlt, bis er kam zur Grenze des Frevels.
Ja, wenn Remmer nicht wäre, so dachte er immer von Neuem,
Denn dann hätt' er die Frau und das 3chiff und das Hans und das «Lrbe.
Vnno war ein verkommener Mensch; doch wollte man glauben
Habsucht hätt' ihn geleitet beim Handeln, so thäte man Unrecht,
was ihn bezwang, war liebe, die Menschen und Götter beherrscht
Und zum verbrechen uns treibt und zum Wahnsinn, rasende liebe.
Vnno fuhr empor aus den Träumen. <Lr pflegte die Aörse,
Die er als liebespfand ansah, zum Gebrauche zu heilig,
3lets an der Nrust z» tragen. Nun zog er das zarte Gewebe
Heimlich hervor und bedeckte es still mit feurigen Küssen,
Und dann barg er von Neuem den 3chatz in der Nähe des Herzens.

Die Freunde. ^^

Vnno hatte schon lang in denselben Gedanken versunken
langsam am Helme gedieht, und der wagen, das himmlische Lternbild,
hatte die Deichsel bereits nach unten gekehrt, Ven Matrosen,
wache zu halten bestimmt, sah vorne er sitzen am Gangspill,
wie er saß auf den Ringen des Taus und nickte und nickte.
Manchmal sank ihm der Kopf vornüber; er raffte sich auf dann,
Doch sank wieder in Schlaf. So war es denn Vnno allein jetzt
Der wach war a»f dem Schiffe. <Lr band mit dem stricke den Helm fest,
Und dann schlich er sich leis auf den Zehen herab zur «Kajüte.
In die Kajüte? warum? was hall' er da unten zu schaffen?
Nun, er wollte vielleicht nachsehn, ob Remmern der Schlag traf,
Vder ein Unfall fönst. Er trat hinein zur «Kajüte.
Liehe, da stand auf dem Tisch ein schwaches und zitterndes Nachtlcht,
Neben dem lämplein lag ein blankes geöffnetes Messer,
Neulich in tondon gekauft, mit elfenbeinerer Schaale,
Dessen sich Remmer des Abends bedient zum Scheeren des Vartes.
war es nicht seltsam fast, wie der Stahl aufblitzte und gleißte!
Ich bin fertig bereits, so schien er zu sagen, was säumst Du!
Remmer schlief in der Coje, den Aopf nach hinten gesunken,
Aber der Hals stand vor, entblößt, umspielt von dem lichte.
Vnno schaute sich um, da fuhr's wie ein Vlitze aus der Hölle
Plötzlich ihm durch das Gehirn, und er griff zum blinkenden Stahle,
welcher wie Macbeths Dolch ihn zog z»m schlafenden Dnnan.
wie er mit furchtbarem Hiebe das scharfgeschliffene Messer
Stieß in die Uehle herunter des arglos schlafenden Freundes,
Daß durchschnitten der Hals bis nach unten ward, bis zum Wirbel,
wie das Alles geschehn, das vermochte er selbst nicht zu sagen.
LH' es gedacht, war schon es vollführt. Zu schreien vermochte
Remmer nicht mehr, er röchelte noch ein wenig, doch leise
Und schon war er auf immer geschieden vom blühenden leben.
Vnno öffnet ein Fenster im Heck und zerret die leiche
Vis zur Veffnung und stößt sie hinaus in die rauschende Tiefe,
Aber es war viel Vlut aus der Wunde geflossen, das laken
Triefte von Vlut. Lr nahm es und schleudert' es weit in das Wasser.
Nunmehr galt es auch jegliche Spur von Vlut zu vertilgen,
Darum wusch die Tajüte er auf mit Wasser und Seife,
Säuberte sie mit dem schwamm und rieb sie ab mit dem Wischtuch
Darauf ergriff er das ganze Geräth, das zum Reinigen diente,
Nnd warf Alles hinaus in die dunkle verschwiegene Tiefe,
So, nun ist es geschehn, kein Jengniß der That mehr vorhanden.
Und dann stieg er hinauf zum verdeck um nach Peter zu sehen.
Der saß immer noch da auf oem Tauwelk nickend u„d uickend.
Klar war's, daß er verschlafen die That und er wußte von garnichts
Doch nun weckte ihn Vnno mit lautem lärm und schreien.
„Peter, was sagst Du dazu? Hast Du es gesehen? wie schrecklich!"
Peter rieb sich den Schlaf aus den Augen und fragte: „was giebt es?
Steuermann, was ist geschehen?" „V Peter, ein schreckliches Unglück,
Hast Du wohl es bemerkt, daß schon seit mehreren Tagen
Unser Taptain ganz stumm und melancholisch geworden?"
„Nein," sprach Peter, „das fiel mir nicht auf, denn unser Captain ist
«orb und Llid. I.VII,. I«9. 8

Heinrich Kruse in Bückebrg. --

Ja schweigsamer Natur und ein Mann von wenigen Worten,"

«Seit vorgestern gefiel mir Remmer gar nicht, er hatte

Limas Stieres im Blick und der Irrsinn kam nun zum Ausbruch."

„wie, wahnsinnig?" — „Jawohl, Senn höre nur, was sich begeben

während ich steh' an dem Helm und steuere, schleicht der Laptain sich

Aus der Lajnte hervor ftarrblickend. Sur Reling geschlichen

Schaut er darüber hinaus, als suche er etwas im Meere.

LH' ich zu rufen vermag: Halt, Remmer, was machst Du? was soll das?

Hat er sich über die Reling geschwungen und springt in das Wasser,"

„Unser Lavtain ist in's Wasser gefallen?" „Lr ist nicht gefallen,

Sondern er sprang hinunter, befallen vom plötzlichen Wahnsinn."

„Unser frommer Laptain Selbstmörder geworden. Lntsetzlich!"

„Za, da hast Du wohl Recht, es ist ein erschreckliches Unglück

plötzlich von Sinnen zu kommen; doch ist nichts häufiger, Peter,

weder Du noch ich, noch sonst wer ist davor sicher,"

Aber was ist zu thun?" sprach Peter, „wir müssen ihn retten,

Freilich, es ist sehr schwer, selbst wenn bei helllichtem Tage

Fiel ein Mann über Bord, aus dem Wasser den Menschen zu retten,

Doch für Remmer, er ist mein theuerster Freund auf der Lrde,

Müssen wir thun was möglich und was unmöglich ist, Peter."

„Nun, so müssen wir rasch beidreh'n und zurück zu der Stelle."

Bnno ging sehr gern darauf ein, denn er wußte am besten,

Daß sie schon weit entfernt von dem Brt, wo er Remmer in's Meer warf.

Also nickte er denn und sprach beipflichtend zu Peter:

„Freilich I Ich rief Dich ja an um mir beim wenden zu helfen."

Und sie wandten das Schiff und fuhren zurück auf dem Wege,

welchen sie eben gemacht. Nicht lange, so sagte der Steurmann:

„Hier, hier ist er in's Wasser gesprungen, da drüben auf Borkum

Deckten sich grade die Bake und hinter ihr stehend der Leuchtthurm."

Also ließen das Boot sie herab in's Wasser und riefen:

„Remmer! Remmer!" Umsonst, es schwiegen die Nacht und die Tiefe,

Und sie suchten und suchten, am eifrigsten immer der Mörder,

Und als Peter bemerkte: „Ls ist noch zu dunkel zum Suchen,"

Lilt' er zurück zu dem ankernden Schiff und hatte ein Tönnchen

Theer mitgebracht und steckt' es in Bra.nd und ließ es so schwimmen.

Und sie suchten von Neu'm bei dem weithinleuchtenden Scheine.

„Stehen wir ab," sprach Peter zuletzt, „es ist Alles vergebens,

Gott schenk' unserm Laptaine die ewige Seligkeit!" „Amen!"

Fügte noch Bnno hinzu, als kam' es ihm tief aus der Seele.

Und so fuhren sie wieder an Bord und Huben das Anker,

Mit dem fest sie gelegt ihr Fahrzeug, während sie suchten,

Und dann setzten die Reise sie fort in der früheren Richtung

Zwei Mann nur an Bord, doch das Wetter war ruhig und heiter,

VI.

Peters Ende.

Als am anderen Morgen gebückt mit dem Kaffeegeschirre

Peter betrat die Lajüte, so schnüffelt' er etwas und sagte:

„Riecht es nicht hier?" und schnüffelte nochmals, „Riechen? wonach denn

Die Freunde.

Gab ihm Bnno zurück. Zwar sprach er mit scheinbarem Gleichmuth,
Aber ihm klopfte das Herz, „wonach, das kann ich nicht sagen.
Aber mich dünket, es riecht wie ein Schlächterladen.“ Die Angst wuchs
Bnno noch bei dem Wort; gern hätte er etwas erwidert,
Aber er wußte nicht was und fürchtete sich zu verrathen.
„Trink' mall“ sagt' er zu Peter und gab ihm ein Gläschen mit Tognac
Peter »ickte und trank, da roch es denn freilich nach Eoguac.
Heiter strahlte die Sonne herab. In den, kleinen Gemache
Glänzte der widerschein der glitzernden wogen da draußen.
Peter sah noch scharf nach einer erleuchteten Ecke,
Eh' er sich wieder entfernte, was mag in der Ecke zu sehn sein?
Bnno warf nun den Blick in den nämlichen Winkel. Entsetzlich I
(Offen und blank liegt dort ein Häuflein geronnenen Blutes.
Unbegreiflich! Wie mar beim Reinigen das ihm entgangen?
Peter hatte das Blut am Boden gesehen. Er konnte
Nicht mehr zweifeln daran, fein guter Eavtain war ermordet,
Bnno hatt' in dem Kopf nur Raum noch für Einen Gedanken:
Rette Dich! Fort mit Peter! Er wird Dich als Mörder verklagen.
Und so stürzt er ihm nach auf das Deck, wo der lange Matrose
Neben dem Bugspriet fleht, von der Sonne bescheinen sich lassend,
Da es schon kalt und herbstlich geworden. Er wandte de» Rücken
Bnno zu, der ohne Verzug auf den arglosen Menschen
wie ein wüthender stürzt. Er packt ihn mit riesigen Kräften
Und dann schleudert er ihn mit furchtbarem Stoß auf die Wellen,
Hoch auf spritzt die See und Peter versinkt in die Tiefe.
Tanchte dann wieder empor, schrie Hilfe und jammerte kläglich,
Arampfhaft hält er sich fest an dem segelnden Schiff mit der Rechten.
Und fleht laut um Erbarmen. Doch Bnno geht zu dem Boote
Und holt einen der Riemen hervor, die Peter noch neulich
Weiß und grün sorgfältig gestrichen. Er hebet den Riemen
Hoch in die kuft empor und schmettert ihn nieder auf Peter,
Auf die geklammerte Hand, womit sein keben er rettet.
Jeglicher Finger war vom wuchtigen Schlage zerbrochen
Lautlos sinkt er sofort mit der blutenden Hand in den Abgrund.
Mein verbrechen war nur, so klagte der römische Dichter,
Daß ich Augen besaß. So könnt' auch Peter wohl sagen.
Als er verschwunden ihn sah, sprach Bnno „Nun bin ich gerettet!“
Ja, kein irdischer Zeuge der That war übrig geblieben,
Die nur Gottes Auge, die leuchtende Sonne gesehn hat.
Freilich, das jüngste Gericht! Allein, wer weiß, ob es wahr ist?
Bnno hatte die Kirchen schon längst nur von außen gesehen.
„Ei was.“ hatte er oft im fröhlichen Kreise gerufen,
„Unsere Pfaffen, Zhr Kerls, sie wissen nicht mehr als wir alle!“
Bnno athmete auf. Noch einmal reinigt' er gründlich
Seine Tajüt' und besprengte sie mit wohlriechendem waffer.
Nahe schon war er dem Sicle, doch bog er noch nicht in die Einfahrt
Ein, die mit Büschen besteckt anzeigt den, Schiffer die Straße,
Denn erst sollte die Sonne Herabgehn, ehe er lande,
Dreister wohl mochte er hoffen fein Lügengewebe im Dunkeln
vorzutragen, drum kreuzt' er noch hin und her in den Watten.

I. ^4 Heinrich Ilruse in Nückebrg.

VII

Empfang im Siel.

schon war das letzte Roth an dem Abendhimmel verglommen,

Als er langsam fuhr in das stille Gewässer des Hafens.

Aber das schiff war längst schon erkannt von den Leuten im siele.

„Remmer Janssen ist da," so sprach ein Nachbar zum andern,

Und so standen geschaart schon viele Vekannte am Nollwerk.

„Remmer Janssen, willkommen! Du hast ja glücklich gefahren,

Remmer, wo bist Du? wo steckt der Laptä», der Matrose, der Junge?

steurmann, seid Ihr allein an Vord? was bedeutet das Alles?"

„Ach, ein Unglück ist uns begegnet, ein schreckliches Unglück!"

Vnno erzählte die lüge, die gleich nach der Chat er sich aussann,

Jetzt mit größerm Vedacht und fast glaubwürdig zu hören.

Und er beklagte gerührt den Verlust des vertrautesten Freundes,

Und er wischte dabei mit dem Tuch sich die trockenen Augen.

Niemand wagte dagegen auch laute Zweifel zu äußern,

Aber das schweigen der Menge bewies, daß Zweifel sich regten.

„Und wo ist denn Peter, der lange Matrose, geblieben?"

„V wie ist es so wahr, daß ein Unglück selten allein kommt.

Peter fiel über Vord. Ich weiß nicht, wie es geschehn ist.

Denn ich beschäftigte mich, die Papiere von Remmer zu ordnen

Aber er rief mich, ich sprang auf Deck und warf ihm ein Zeil zu,

Das er auch glücklich erhaschte. Ich zog ihn langsam zum Nord an.

Höchst vorsichtig, so wie man größere Fisch' an der Angel

Hebt aus dem waffer an's land und glaubte schon Peter gerettet.

Da riß leider der strick an einer beschädigten stelle.

Ich sah petcr ertrinken vor meinen sichtlichen Augen,

Denn er konnte nicht schwimmen," „<Lr konnte nicht schwimmen," so sielen

Zwei, drei stimmen bekräftigend bei, was Vnno zu gut kam.

„Das war ein ehrlicher williger Mensch und ein tüchtiger seemann,

Daß um die Welt zu fahren ich bessern Gefährten nicht wünschte."

„Aber wo ist denn der Junge geblieben?" so fragte ihn Jemand.

„Der kam gar nicht mit. wir bchalfen uns ohne den Jungen,

Denn er erkrankte vorher." „Am Wechselfieber," bezeugten

Mehrere stimmen zugleich. Am schluffe beklagte sich Vnno

Ueber fein trauriges loos, sein stets ihn verfolgendes Unglück.

„Als nun mein theuerster Freund auf Erden so schrecklich geendet,

Und mein guter Matrose, so treu wie Gold, mir entrissen,

Vlieb ich allein auf unserem schiff zurück als Vesatzung.

Freunde, versetzt «Luch einmal in meine verzweifelte tage!

wenn ein Gedanke von stürm aufkam, so war ich verloren.

Denn ich konnte nicht steuern zugleich und die segel bedienen,

Gaffel nicht reffen noch Topp, wenn es noch so nöthig gewesen,

Kentern mußte das schiff, und ich ward speise der Fische,

Aber der gütige Gott, er, der dem geschorenen lamme

Mildere Inft zuschickt, gab mir auch ruhiges Wetter.

Und so bin ich mit Müh' und Noth entronnen dem Tode.

Aber das Jammergeschick den vertrautesten Freund zu verlieren!

Und mir steht nun bevor der schwere Gang zu den seinen.

Die Freunde.

Helte vermag ich nicht mehr die Unglücksbotschaft zu melden,
Denn ich bin zu erschöpft und wie werd' ich den Jammer ertragen?
Darum bereitet sie vor." Es war von Bnno nicht unschlau,
Daß er die Todtenglocke nicht selbst zu läuten sich vornahm.
Als er am andern Morgen das Haus betrat, wo der Frohsinn
Hatte geherrscht bisher — jetzt war es die Stätte des Jammers —
War schon über das Siel und weiter die Kunde geflogen,
Remmers Schiff sei ohne ihn selbst nach Hause gekommen,
Und ans dem Todtenschiff nur der Steurmann übrig geblieben.
Er trat ein, als gebrochener Mann, kaum mächtig der Rede,
Doch bald floß ihm vom Munde die wohlbekannte Erzählung,
Die er zum dritten Mal nun noch vollkommener vortrug.
Aber es ließ ihn Edda damit zu Ende nicht kommen,
„Das sind Lügen I" so rief sie ihm zornig entgegen. »Ich Hab' erst
vor drei Tagen von Remmer den glücklichsten Brief noch erhalten,
Heiter und froh, und er wußte sich nie zu verstellen und heucheln.
Dir, Dir Hab' ich ihn anvertraut, Du solltest ihn schützen,
Und nun kommst Du und hast — ich weiß nicht, was Du gethan Haft.
Aber wer lügt, dem trau' ich Alles, das Schlimmste sogar zu."
Und sie wies ihm die Thür, er wagte nicht, nicht zu gehorchen.
Und war viel zu bestürzt, auch nur ein Wort zu erwidern,
Schweigend gab er den schweren von Geld vollstrotzenden Beutel,
Welchen er mitgebracht, auf dem Flur in die Hände der wittwe,
„Nehmt, es ist Euer, das Geld, das Remmer im Jahre verdient hat
Wenn er am Leben geblieben, so hätt' er mir eine Belohnung
Für die geleisteten Dienste gegeben. Er sprach schon darüber,
Doch nach solchem Empfang nähm' ich von Euch nicht 'nen Ltüver."
Staunend wog mit den Händen die wittwe die Schwere des Beutels
Und sie staunte noch mehr, als die Summe sie las in der Rechnung.
Das war mehr, weit mehr als die Frauen zu Hause erwartet,
„Ja, Du bist ein ehrlicher Mensch," so sprach sie zu Bnno,
„Nimm Dir die wilden Worte von Edda nicht so zu Gemüthe,
Siehe, es sprachen aus ihr nur der Schmerz und die erste Verzweiflung,
Bnnochen, sei nur ruhig, es wird wohl Alles noch gut gehn!"
Rief von der Schwelle ihm nach, leichtlebig wie immer, die Wittwe.
Wie ganz anders war der Empfang als Bnno sich dachte!
Als er davon ging, war zur Hälfte das Feuer verloschen,
Das so lange gebrannt in ihm für die reizende Edda,
Nichts entzündet die Liebe so sehr in dem Herzen der Menschen,
Als wenn wieder geliebt wir uns wissen oder doch glauben,
Aber bekehrungswürdig erschien ihm Edda noch immer.
Und nicht durften vergebens die schrecklichen Thaten geschehn sein,
Edda konnte die gegen ihn ausgestoßenen Worte
Durch kein Zeugniß beweisen, ward auch von der eigenen Mutter
Ja der verdacht nicht getheilt, wie sollte denn Bnno verzagen?
Wenn ihm die Wittwe von Remmer die Hand reicht an dem Altare,
würde ja jeder verdacht für jetzt und für immer beseitigt.
Also wagt' er's und kehrte zurück in das Haus zu der wittwe.
Edda empfing ihn ruhiger jetzt und ließ ihn auch reden.
Und er verstand so schön zu reden. Er wolle nicht klagen,

^6 Heinrich Ilruse in Vückebug.

Daß sie von heftigem Zorn entbrannt sei gegen den Menschen,
Der nicht zu halten vermochte sein heilig gegeb'nes versprechen.
Und dem nicht es geglückt aus dem Wasser den Gatten zu retten;
Aber sie würde wohl selbst zugeben bei kälterem Vlnte,
Daß sie mit schwarzem verdacht im ersten schmerz ihn besteckte.
Und im mildesten Ton und mit untadlichen Worten
Floß wie der Chan von Hermon aus Vnno's Mu^de die Rede,
Zauberer giebt's, die giftige schlangen beschwören; sie tanzen
Nach der Musik und sind harmlos für Menschen geworden.
Also glaubte auch Vnno bezähmt und besänftigt den Argwohn,
Der so bedrohlich im Vusen von Edda sich gegen ihn regte,
Und so wagt er zuletzt noch hinzuzufügen die Worte:
„Edda, Du bist noch jung und vor vir liegt noch das leben
Und Dir ist wohl Trost und voller Ersatz noch beschieden.“
Das kam aber zu früh, o, viel zu frühe für Edda,
Und sie wußte fogleich und erkannte mit weiblichem scharfsinn,
wen als Trost und Ersatz für den Gatten ihr Vnno bestimmte,
Und sie schnellte empor und rief in tiefster Entrüstung:
„Vnno, Du bist nicht werth, daß Du vor Remmer vich bücktest
Um ihm. dem herrlichen Manne, die Riemen der schuhe zu lösen.
Vnno, mir grauet vor vir! Geh'! Geh' und komme nicht wieder!“
Damit war er entlassen. Er war ein sündler und Mörder.
Aber, wenn man bedenkt, wie es jetzt im innersten Herzen
Vnno's anssehn mußte, dem jegliche Hoffnung auf Erden
Und im Himmel verschwunden und der mit umnachteter seele
-olglos noch und heiter zu scheinen genöthiget wurde,
Um den verdacht zu zerstreuen, von dem er umgeben sich wußte,
Regt sich in uns für den schrecklichen Menschen doch etwas wie Mitleid.
VIII.

Die öühne.

wenn er im wirthshaus saß, umgeben von Freunden — so nannt' er
Jeden, der mit ihm »rank, unt> er ließ freigebig darauf gehn,
Hing ihm Alles am Mund. Er bezauberte alle Tumpane
Durch die Neredtsamkeit, Vb Jemand ein Cicero werde,
Vder ein Tatilina, wer weiß, was darüber entscheidet?
Einst als er lautes Gelächter erregte durch seine Erzählung,
Trat ein Fremder herein. Er bestellte sich etwas und sagte:
„wißt Ihr es schon!“ „was denn?“ so riefen sie alle zusammen.
„Peter, der als Matrose gedient auf dem schiffe von Remmer
Janssen, wurde gefunden. Er trieb beim Ziel auf den Strand an.
Und sein Leichnam zeigte die spuren von einer Gewaltthat.“
Vnno sträubte sich jegliches Haar bei der Meldung des Fremden.
Stehen die Todten denn auf, noch eh' es zum jüngsten Gericht bläst?
Vnno ward weiß wie der Kalk an der wand, so bestürzt und verworren,
Daß ihm die Sprache verging und als er sich wieder ermannte:
sprach er mit heiserer stimm', als steckte ihm was in der Kehle:
„Veter — Ich Hab' es Euch wohl schon erzählet. Er hatte ein Unglück
Daß er zerquetschte die Hand, als er rutschte vom Mäste herunter.
Nein, er spaltete Holz und beschädigte sich mit dem Veile,”

vie Freunde. I,!?

„Doch die beschädigte Hand war die rechte," so sagte dei Fremde,
„Und man führt mit der rechten die Art. Man sann mit dem Veile
Nur sich die linke verletzen." verlegen entgegnete Vnno:
„Nun, so wird er wohl doch vom Mäste herunter gerutscht sein,
Aber es ist schon spät. Ich gehe nach Hause." Er dachte
Rasch aus dem 2taub sich zu machen. Doch Niemand zweifelte länger,
Daß er, Vnno, es war, der den armen Matrosen ermordet.
Also ließen sie nicht ihn entwischen. Er wurde noch trotzig,
Als sie den weg ihm vertraten und fragte: „was wollt Ihr?" Zie sagten:
„Ilomm' nur mit. Du hast den Matrosen ermordet," Zie brachten
Ihn, so sehr er sich sträubte, zum Vnrgermeister des Vrtes,
Der nach kurzem verhör abführen ihn ließ ins Gefängniß,
Peter wurde erkannt von der eigenen weinenden Mutter
Und auch Vnno wurde geführt zu der leiche. Er sagte:
„Das ist Peter, jawohl, ich erlenne ihn schon an dem gelben
Dichten und gleich geschorenen Haar, das dem guten Gesellen
Ueber die niedrige 2tirn so hing, als war' es ein Strohdach."
Also sprechend betheuert er laut ein erheucheltes Mitleid.
„Ich that Alles, um Dich zu retten, mein Peter, das weißt Du,
Und nun wallen die Herrn noch gar zum Mörder mich machen!"
Aber so leidig er sprach, er fand nicht Glauben im Volke,
Und sie erzählten, als Vnno heran zu der leiche getreten,
war' als Zeichen das Vlut ans dem Munde von Peter geflossen.
Und nicht lange, so kam auch ein amtliches schreiben aus Ileitum,
worin der Vogt von 3ylt ankündigte, daß auf der Insel
Angetrieben ein Mann von dreißig Jahren, ermordet,
Denn sein Hals war tief bis herab zum Wirbel durchschnitten,
Nur mit dem Hemde bekleidet. Das Zeichen der Wäsche war R. I,
Und auf dem Friedhof für die Ertrunkenen wurde der Fremdling
Unter Gesang und predigt und viel Theilnahme des Volkes,
welches herbeigeströmt, zur Erde bestattet. Da waren
Auch zwei Vadegäste von Husum unter der Menge
Und sie baten, den sarg vorher noch öffnen zu lassen;
Denn sie glaubten den Codten zu kennen. Als nun der Rüster
Hebt von der Codlenlade den Deckel, so rufen die Herren
Veide zugleich: „Das ist der Eaptain Herr Janssen vom siele,
Denn wir haben ihn oft auf dem Markte in Husum gesehen."
Jetzt half leugnen nicht mehr, und Vnno bekannte nun Alles,
Daß er Remmer ermordet und Peter ins waffer geworfen.
scharfer verstand war das beste an Vnno. Er kam zu der Einsicht,
Daß ein jedes verbreche», wenn noch so schlau es ersonnen,
Noch so entschloffen zu Ende geführt, auch Chorheit zugleich sei,
Vder ein Wahnsinn fast, und starb als reuiger sündler.
wodurch wurde der sündler bekehrt? Durch geistlichen Zuspruch?
Möglich. Doch ist ein Prediger noch, der mächtiger seine
stimme als alle erhebt. Der Cod ist's, der König der schrecken.
Ja, und die Reue war echt, denn sie dauerte fort, als der König
Auf sein Gnadengesuch abschlägig beschieden. Er sagte:
„Unser Monaich hat Recht, denn der schwarze verrath an dem Freunde
Ist noch zu milde bestraft durch den Cod von den Händen des Henkers,

I. ^8 Heiniich Kruse in Vückeburg,
Martern ließ ich mich gern und mit glichenden Zangen mich zwicken.
Könnst' ich dadurch erleichtern die Schuld, die jetzt auf mir lastet.
Und wenn Golt mich allein nach seiner Gerechtigkeit richtet,
Bin ich verloren. Ich hoffe, wenn auch mit Zittern auf Gnade,
Ich bin kein katholischer Mann und habe nicht Heil'ge,
welche für mich bei Gott flrbiten. Doch Remmer, das weiß ich,
Er, er wird mir verzeih'« und mir Gottes Vergebung erstehen.
Ja, das thut mein Remmer, Er war der beste der Menschen."
Und ihm strömten dabei aus den Augen die heißesten Thränen,
Aber sie konnten den Todten nicht wieder zum leben erwecken.
Möge so Jeder verderben, der Thaten wie diese verübt hat!
IX.

<Lt>da.

Aber was ist aus Edda geworden? Zo hör' ich Luch fragen.
Darauf könnte ich so antworten wie Schiller, als viele
Fragten: was ist aus Thekla, dem herrlichen Mädchen, geworden?
Nur so lange sie lieben sind uns anziehend die Mädchen,
wie wir nach Nachtigallen nur fragen, so lange sie singen,
Ldda soll uns indeß nicht bei Nacht und Nebel verreisen,
Und da ich hörte von ihrem Geschick, so bericht' ich darüber,
Edda ging zwei Jahre um ihren geliebtesten Remmer
Tief in Trauer gehüllt, noch liefere Trauer im Herzen.
Remmers mit eigener Hand sorgfältig gezeichnetes Schiff hing
wie ein Heiligthum an der wand und schmückte die Wohnung.
Immer noch schien es in glücklicher Fahrt, mit schwellenden Segeln,
Edda hatte, so schien es, sie fallen gelassen auf ewig,
Schmolz im März: der Schnee und fand sie im Grase das erste
Veilchen versteckt, so ward sie gerührt und sie dachte an Remmer,
Als er Geschenke noch nicht ihr anzubieten sich traute,
Vracht' er ein Sträußchen gesammelt der frühesten Veilchen und reichte
Ihr mit Erröthen es dar und Verlegenheit. Aber sie dankte
Ihm für die Gabe so freundlich mit offenen herzlichen Vlicken,
Dunkelblau, wie das Veilchen, so war auch das Auge von Remmer
Und ihr war es, als sah' er sie an, da das Veilchen sie pflückte.
Und dann weinte sie leise, doch trocknete rasch sie die Thränen,
wenn annähte die Mutter, der schon es der Trauer zu viel ward:
„willst Du Dich denn einkleiden als Nonne schon oder Veguine?
Dazu bist Du zu jung, doch Jeder nach seinem Velieben.
Ich will länger nicht mehr wie der Uhu sitzen im Astloch,
sondern des lebens mich freuen, so lange mir noch es gegönnt ist,"
Und sie verkehrte wie sonst mit den alten Velannten des Hauses,
Fehlte auch nicht beim Schützenfest und nicht bei dem Eislauf,
Als zwei Jahre nun um, was that sie, die lustige wittwe?
Abends sucht sie zusammen die Trauerkleider von Edda,
Schließt sie im Koffer weg und legt ihr modische Kleider
Hin vor das Vett, was sollte am Morgen nun Edda beginnen?
Und sie fühlte die Pflicht, sich den wünschen der Mutter zu fügen.
Als sie wieder sich zeigte in buntem und heiterem Kleide,

Die Freunde,
U9

Da glich Edda dem Schmetterling, der soeben aus schwarzer
puppe hervorgekrochen sich wiegt in den Lüften des Frühlings,
Und bald ward sie auch selbst von Schmetterlingen umgaukelt.
Aber wie sehr sich auch mühte der flatternde Schwärm der Verehrer,
Sie blieb spröde und kalt sür alte und junge Bewerber.
Am Zureden der Mutter jedoch hat nicht es gelegen,
Manchmal musterte sie die jungen Männer der Gegend,
welche sie würdig hielt, durch Edda's Hand zu beglücken,
Und sie wußte an Jedem gar manches zu rühmen. Doch Edda
Lächelte nur und sagte: „Ich glaube Dir, Mütterchen, gerne,
Was Du Liebes und Gutes erzählst von den Herren und zweifle
Nicht im Geringsten daran, sie sind vortreffliche Leute,
Aber ich mache mir nichts aus ihnen." Das war denn ein kurzer.
Doch ein tristiger Grund und nicht leicht ihn zu bestreiten,
Mütterchen schüttelt' ein wenig den Kopf und schwieg auch ein Weilchen,
Doch dann suhr sie fort mit verdoppeltem Eifer und sagte:
„Aber das kannst Du doch nicht von Focko Ukena sagen,
Daß Du den Herrn nicht magst, denn Du kennst ihn, Kind, ja noch garnicht
Hast ihn kaum noch gesehn und ein paar Worte gewechselt."
Focko Ukena war der Sohn und der einzige Erbe
Lines beträchtlichen Hofes, der nah an dem Siel in der Marsch lag.
Und war erst vor Kurzem von Reisen zu Hause gekommen
Anzutreten das Gut, und er stach in die Augen der wittwe.
„Focko ist, wie man sagt, Vstfrieslands tüchtigster Landwirth,
Hat er doch eifrig studirt in Eldena «der was weiß ich,
Und ist dann auf Reisen gegangen. Er brachte aus England
Ayreshire-Killhe sich mit. Das ist die vortrefflichste Rasse,
Schwarz und weiß gefleckt, und man freut sich schon an dem Anblick.
Einen geräumigen Stall hat Focko gebaut für die Rinder,
Und so sauber und blank, man könnte küssen den Boden.
Und dort kirnet man nicht mit der Hand; im Kreise herumgeht
Immer ein Pferd und hält im Gange die Buttermaschine,
Rastlos ist er bemüht sein Gut in die Höhe zu bringen.
Uud erst seine Person I So stattlich, so höflich, so vornehm I
Aber ich will ihn nicht loben, das hilft ja, Edda, bei Dir nicht,
Denn Du gleichst mit Erlanbniß den Ferkelchen, will man am Schwanz sie
Rückwärts ziehen, so streben sie qnikend, sich sträubend mit Leibes»
Kräften nach vorn und laufen davon in der anderen Richtung."
Ihr entgegnete drauf die verständige Edda und sprach so-
„Mutter, Du sagtest, Du wolltest nicht Focko Ukena loben
Und hast doch, wie mir deucht, ihn mit vollen Backen gepriesen."
„Nun, cr verdient auch das Lob, das alle Leute ihm spenden,
Und ich will Dir was sagen — Nun, Eddache», spitze die Bhren!
Focko hat, Liebste, auf Dich ein Auge geworfen. Er sagte:
„Sie ist die schönste und auch die gebildetste Dame des Wirtes."
„Das hat Focko gesagt? Sobald nur Jemand zu meinen
Gunsten ein Wörtlein sagt, so bildest Du, Mutter, Dir gleich ein,
Daß er den Rock sich bürste und Glanzhandschuhe sich kaufe,
Um als Freiersmaun bei uns in die Thüre zu treten.
Und wer weiß, ob es wahr ist. Man sagt im Brie so Manches."

1,20 Heiniich Kruse in Vückcburg.

Eifrig erwiderte ihr, mit der Hand abwehrend die Mutter:

„Aber ich Hab' es ja, Rind, aus der zuverlässigsten Vuelle;

Denn mir hat es die Kanfmannsfrau am Markte berichtet.

Und der hat es ihr Väschen erzählt. Du kennst ja die Folke,

Andergeschwister Kind; sie erfuhr es in der Aptheke,

Als sie dort vorsprach, um sich Räucherpulver zu kaufen

Gder ob Magenmorsellen es war? Der Provisor erzählt' es

Und der hat es gehört von der jungen Tochter des Hauses,

Und der ward es vertraut von Focko's eigener Schwester.

Also siehst Du, es kommt aus der lautersten, sichersten Vuelle.

Kind, ich weiß, was ich weiß. Auch hat ja Focko versucht schon

Anzubändeln mit uns. Ivir mochten die Ehre ihm schenken

Ihn zu besuchen, so sprach er, um Haus und Hof zu besehen.

Aber wir werden uns nicht wegwerfen, Edda, was meinst Du?

Erst muß Focko bei uns aufwarten, 3o will es sich schicken."

Kaum war gesprochen das Wort, so trat ein Anecht in die Ltube,

Focko Ukena's Unecht mit der Kiep' auf dein Arme und sagte:

„Line Empfehlung vom Herrn, er erlaube sich etwas zu schicken."

Und was zog er hervor aus der Kiepe? Den riesigsten Hummer,

3e<ts Pfund schwer, und die 3cheeren mit Moos und Muscheln bewachsen.

Zappelnd zeigt er ihn auf, vor den 3cheeren sich hütend, von Farbe

Dunkelbraun, obgleich ein französischer Dichter den Hummer

Cardinal der Nleere benannt, denn er hatte das seethier

Wohl nur gesotten gesehen, wo Hochroth Hummer und Krebs sind.

während die Frauen das mächtige Ihier, das kräftig die Glieder

Regte, mit Staunen besahn, doch ohne zu nahe zu kommen,

Klopft es und tritt Herr Focko herein, von der wittwe bewillkommt,

welche die Hand entgegen ihm streckt und ihn also begrüßet:

„Ei! schön Dank, doch wie kommt Ihr dazu, mir den Hummer zu schenken?"

„Kabt Ihr vergessen, geehrtes!« Frau," so entgegnete Focko,

„was Ihr neulich gesagt? Ihr äßt nichts lieber als Hummer,

welchen Ihr kennen gelernt bei Eurem Vesuche in Hamburg,

leider leben die Hummer j» nur an Felsengeftaden,

Und wir müsse» ihn hier, an der sandigen Küste, entbehren.

Doch er ist gestern gerathen den Fischern von Valtrum ins Lchleppnetz,

Jener gewaltige Kerl. 5o verschmäht nicht die kleine Verehrung"

„Ei, wie aufmerksam und gefällig!" so sagte die wittwe,

„wüßt' ich nur gegengefällig zu sein.")hr entgegnete Focko:

„V, nichts leichter als das: beehrt uns mit Eurem Vesuche."

Nun, man konnte doch nicht unhöflich sein, und so erschienen

Mutter und Tochter denn bald im benachbarten Hof auf dem Marschland.

Freundlich empfangen den lieben Vesuch die Geschwister von Focko,

während er selbst auf dem Felde die saemaschine probirte,

Aber sie sandten nach ihm und mit freudegerötheten Wangen

Kam er eilig herbei, willkommen heißend die Frauen,

Und sobald sie ein wenig erquickt nach der Mühe des Wege«,

Galt es das Haus und den Hof und die landwirthschaft zu besehen.

Mehr wird nicht in der sächsischen Schweiz bewundert der Kuhstall,

Als hier Focko's Vau. wo achtzehn prächtige Kühe,

Sechs Ayreshire darunter, des reichlichen Futters sich freuten.

Die Freunde.

Dann ward der butternde Rappe beschaut und die räumige Kammer,
wo man die schäumende Milch ausschüttet in gläserne Satten,
Dicht aneinander gereiht, und es geht ein fließendes Wasser
Mitten hindurch und erhält stets kühl und luftig das Milchhaus.
Pferde und Schafe besah man sodann und sämtlichen Viehstand,
Bis zu den Hühnern und Tauben herab und dem kollernden Truthahn,
Der schrammt über das Pflaster des Hofes mit gespreiztem Gefieder.
Dann ward Haken und Pflug und die Ackergeräthschaft besichtigt,
Unermüdlich ist Edda in Fragen und ruht nicht, bis daß sie
Jedliches Werkzeug kennt und weiß wozu es gebraucht wird,
Focko lachte das Herz im Leib bei dem innigen Antheil,
welchen die Holdeste nahm an jedem Geschäfte des Landmanns,
„Ist sie nicht“ rief er begeistert nachher, „die geborene Landfrau!“
Auch am heitersten Tag geht unter die Sonne. Den ersten
Stern sah blinken man schon am Himmel. Ihn schauen mit Freuden,
wenn sie lange gefastet, die Juden, sie dürfen dann wieder
Speise genießen und Trank. Ungern nur erblickte ihn Focko,
Wenn nun ließen zurück nicht länger die Frauen sich halten,
Die vom Nachhausegehen schon zweimal hatten gesprochen,
Focko und beide Schwestern begleiteten sie bis zur Feldmark.
Und nachdem sie versprochen gemußt bald wiederzukommen,
Schritten in stillen Gedanken nun Mutter und Tochter der Stadt zu.
„Nun,“ so unterbrach am Ende das Schweigen die Mutter,
„Edda, was sagst Du zu Focko? Ist das nicht ein Mann, wie er sein soll?“
Edda erwiderte drauf: „Man kann nichts gegen ihn sagen.“
Das war nicht für die Mutter genug, „warum denn so mundfaul?
Fertige mich doch so kurz nicht ab. Was hat denn für einen
Eindruck Focko auf Dich gemacht?“ „Nun,“ sprach sie, „den besten.
Und ich muß es gesteh«, ich habe noch Reinen gefunden,
welcher so große Aehnlichkeit hat mit Remmer wie Focko.“
Damit wußte die Mutter genug und fragte nicht weiter.
Und es erfüllte sich Alles, wie sie es im Geiste voraussah.
Hochzeit wurde mit Pracht und Herrlichkeit wieder gefeiert,
wozu Berge von Auchen die lustige Wittwe gebacken.
Fröhlich wurde wie früher das freundliche Aaus in dem Siele
Und bald war es belebt vom Geschrei« der blühenden Enkel.
Zürnet Ihr Edda, daß sie nicht all ihr Leben vertrauert?
Auch esone ä'^rc, die Heldin von Brleaus, Retterin Frankreichs,
Endete nicht so romantisch, wie uns bisher es erzählt ward.
Denn nicht ward sie als Hexe verbrannt in Rouen auf dem Markte,
Und nicht wurde die Asche noch warm in die Seine geworfen,
Und sie starb auch nicht von Siegesfahnen umwaltet
Unter dem rosigen Himmel mit schillerndem Regenbogen,
wie wir oft es gesehen auf sämtlichen Bühnen von Deutschland,
Sondern sie reichte die Hand, wie die Kirchenregister beweisen,
Einem begüterten Herrn aus der Nachbarschaft ihres Geburtsorts.
Gönnet auch Edda, daß sie, die schuldlos Schweres gelitten.
Glücklich noch gleich ä'snve 6'^rc die Bestimmung des Weibes erreicht hat.

Kaulbachs Hunnenschlacht
und seine Beziehungen zum Grafen Raczynski")
von
Franz Müller.
— Veilin. —

Die Volkspoesie, erschüttert von den ungeheuren Kämpfen der Römerherrschaft gegen die Barbaren während der Völkerwanderung, erfand, um die Wuth dieser Kämpfe und Niesenschlachten zu bezeichnen, folgende Sage: Attila lieferte den Römern vor den Thoren Roms eine Schlacht, worin endlich nach langen Kämpfen Alles erlag, Freund und Feind. Als aber am Abend eines Schlachttages die Körper der letzten Helden gefallen waren, erhoben sich ihre Geister wieder über ihnen, und kämpften noch drei Tage und drei Nächte mit derselben Wuth wie im Leben. Man denke sich Rom nach Sonnenuntergang — Himmel und Ansicht der damals noch so prächtigen Stadt blutroth — den Contrast römischer und barbarischer Körper, Physiognomien und Costüme — der Erschlagenen — die Ähnlichkeit der Geistergestalten mit ihnen, die Todtenruhe der Ersten, die kriegerische Wuth der Letzten u. s. w. — ich glaube, hierin liegt der Stoff zu einem Bilde von ungemeiner Wirkung und Großartigkeit. Jedoch glaube ich, daß die große Schlacht nur angedeutet, oder nur eine Hauptgruppe zum Gegenstande der Darstellung genommen werden müßte." So lautet ein Briefchen, das Kaulbach eines Tages, in der ersten Zeit seiner Ehe, von dem Oberbauintendanten des Königs Ludwig I., Leo von Klenze, dem vielseitigen, kenntnißreichen Förderer seiner Kunst, erhielt und
<°) Nach bisher unbenutzten Quellen.

Aaulbachs Hunnenschlacht. I,23

zeitlebens aufbewahrt hat. Im rastlosen Drange, großes und größtes zu schaffen, suchte er seit Langem nach Stoffen außergewöhnlichster Art und hatte häufig im Kreise seiner hochgebildeten Gönner und Freunde rund gefragt, um irgend einen fruchtbaren Gedanken zu erhalten. Hier schien endlich etwas ganz Besonderes gefunden zu sein, das sofort seine Phantasie vollständig erfüllte. Schnell wurden die Quellen nachgeschlagen für die übrigens bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten wiederkehrende sagenhafte Vorstellung, nach welcher blutige Schlachten und Kämpfe durch den Tod der gefallenen Helden nicht beendet sind, sondern auch weiterhin in den Lüften fortgesetzt werden. Klenze war durch Chateaubriand auf den Stoff aufmerksam geworden. Die wichtigste und ausführlichste darauf bezügliche Schriftstelle aber fand sich bei dem auch von ihm bezeichneten neuplatonischen Schriftsteller Damascius, der in einen: Werke über mancherlei erstaunenswerthe Dinge, welches uns nur durch einen Auszug des Patriarchen Photius erhalten ist, in dem Leben des Isidoms von Gaza Folgendes erzählt (klotii Libtiottise», sx reeenz. Imman. LsKKsi-, Lorolini 1824, paF. 339 d.): „In einer Schlacht, welche die Römer unter der Regierung Valentinians III. vor den Thoren von Rom gegen die Hunnen und ihren Anführer Attila lieferten, wurde auf beiden Seiten ein so gewaltiges Blutbad angerichtet, daß außer den Heerführern selbst und wenigen ihrer Trabanten keiner der Kämpfenden beider Parteien übrig blieb. Und" — fügt er hinzu — „was das Wunderbarste ist, es heißt: da die Streiter gefallen waren und nun die Leiber von einander abließen, da setzten die Seelen den Kampf noch drei ganze Tage und Nächte fort, und fochten mit gleicher Wuth wie in, Leben. Man sah und hörte die Schattenbilder auf einander losstürzen und mit den Waffen zusammentreffen."

Der Patriarch Photius hat damit freilich eine Thatsache in die Geschichte einschmuggeln wollen, die sich niemals ereignet hat, da niemals ein Kampf Attilas vor den Thoren Roms stattfand. Nur von einer Sage kann die Rede sein, welche bestimmte geschichtliche Thaten in ihrer Weise umbildete und welche hier allerdings in echter Volksthümlichkeit das Hauptergebnis; der Völkerwanderung versinnlicht, ähnlich wie ja auch die Sagen von den Niebelungen und Dietrich von Bern manche Bestandtheile der wirklichen Geschichte enthalten. Es handelt sich offenbar um die gewaltige Hunnenschlacht unter Attila gegen die Weftgothen unter Theodorich, welche am 20. September 451 unserer Zeitrechnung auf den tatalaunischen Gefilden bei Chälons sur Marne geschlagen wurde und welche nicht nur das Schicksal Roms, sondern dasjenige der gesammten europäischen Cultur entschieden hat. Dieses wichtige historische Ereigniß wurde nicht ohne tiefere Beziehung im Laufe der Zeit durch sagenhafte Erzählung vor die Thore Roms verlegt, und die innere poetische Wahrheit des Kampfes der Abgeschiedenen fand dort erst recht eine welthistorische Bedeutung.

Daß eine solche zusammenfassende und weitausschauende Vermischung

I.2H Hans Müller in Verlin.

von Sage und Geschichte der Eigenart Kaulbachs besonders zusagte, ist wohl begreiflich. Von Tag zu Tag fühlte er sich immer mehr von dem Stoffe angeregt und versenkte sich ganz in die Ausführung, ohne jegliche Bestellung, ohne jede Aussicht einstweilen, für das vollendete Bild einen Käufer oder einen würdigen Platz zu finden. Es war eine jener Schöpfungen, die aus ureigenster Schaffenslust entstehen mußte, unter Ausschluß aller Nebenabsicht und Beeinflussung, aus reiner Freude an dem Kunstwerk, mit vollem Herzen gearbeitet und zunächst nur für die eigene künstlerische Befriedigung vollendet. Das hat Kaulbach selbst später in freudiger Erinnerung erzählt. Als er sich mit den Gedanken des Bildes trug, ging er eines Tages zu Cornelius, auf dessen Autorität er damals noch Alles gab, und theilte ihm seine Idee, wie er die Geisterschlacht malen wolle, mit. Cornelius aber erklärte sich auf das Entschiedenste dagegen, hielt ihm ernstlich vor, er habe erst kürzlich das „Narrenhaus“ und den „Verbrecher aus verlorener Ehre“ gezeichnet, Gegenstände, die ganz und gar nicht für die bildende Kunst geeignet seien, ein solcher Einfall sei auch der jener Geisterschlacht. Das war wenig tröstlich, wenig aneifernd. Der junge Künstler kam verstimmt über das eindringliche Abmthen des Meisters nach Hause, erholte sich aber sofort an sich selber und beschloß, die Hunnenschlacht doch zu malen, aber nun für Niemanden anders als für den — Kaulbach, obwohl es ihm keineswegs allzu gut ging und obwohl er in seinem jungen Hausstand darauf angewiesen war, vor Allem darauf zu sehen, daß klingende Erfolge eingeheimst wurden. Und rüstig ging er an die Arbeit. Die Flitterwochen der Ehe, die schönste Zeit seines Lebens, förderten seine rein künstlerische Empfindung und Gestaltung, abgeschlossen von dem lärmenden äußern Verkehr mit der Welt. Ohne jede Störung schritt die Zeichnung in meisterhafter Ausführung fort, frisch und fröhlich vollendete er sein Werk nur für sich, um sich Genüge zu thun — nur dem Kaulbach, wie er selbst versichert hat.

Unbeirrt von allein Dreinreden ist so die erste und phantasievollste seiner Darstellungen der hauptsächlichsten weltgeschichtlichen Zeitabschnitte entstanden, freilich noch ohne jeden Gedanken an eine spätere Fortsetzung dieser ihm eigenthümlichen Kunstgattung. Sie wurde auch noch bei weitem mehr von der Phantasie getragen als von dem Verstande, und nichts scheint hier schon mit bewußter Absichtlichkeit ausgeklügelt. Erst spätere Einwirkungen haben ihn zu, Geschichtsphilosophen gemacht und von dem naiven Kunstschaffen entfernt. Erst das Uebermaß der Vildung seines Zeitalters hat ihn veranlaßt, seinen Werken eine allzu reichliche Ausstattung an Gelehrsamkeit zu geben. Diese Frage, die freilich erst bei des Künstlers späterem Schaffen vor Allem brennend wurde, kann hier nur flüchtig gestreift werden.

Was Kaulbach bei der Composition seiner Geschichtsbilder, von der Hunnenschlacht ab aufwärts oder abwärts, je nachdem man will, unbewußt empfand und fühlte, hat sein Freund Schuler ihm einmal (Schüllers Aufzeichnungen gemäß) auf einem abendlichen Spaziergange in Berlin (80. Sep-

Aaulbachs Hunnenschlacht. ^25

tember 1854) auseinandergesetzt, als die Rede darauf kam, wie einseitig ein so bedeutender Mensch und Künstler wie Cornelius, die große Idee Kaulbachs in der Hunnenschlacht aufgefaßt habe und wie häufig man überhaupt von vielen Seiten schiefe Ansichten über seine Richtung und Werke hören müsse. Schüller fand es lächerlich, daß man in solchen Werken und namentlich in der Hunnenschlacht etwas dem Historischen Gegenüberstehendes finden wollte. Er liest darin die wahre Geschichte. Ihm wird diese Geisterschlacht zu einem allgemeinen Symbol der Geschichte an sich. Was wissen wir denn viel mehr von ihr, als das, was in den Wolken vorgeht? fragt er. Verhält sich unser Wissen von der Vergangenheit gegen die Realität der Dinge, wie sie wirklich waren, wohl viel anders als eine Spiegelung durch ein gestaubtes Glas? Ist diese Spiegelung nicht die subjective Auffassung des Einzelnen, ja ganzer Zeitalter und Nationen, von alledem, was geschehen und gewesen? I/bi8toir6 68t uns table oonvyuuy, sagte Voltaire, und er hat in gewisser Hinsicht Recht. Gehen die Perserkriege und Schlachten von Marathon und Salamis nicht auch für uns so in den Lüften unserer Phantasie vor sich? und alles Große, was geschehen ist? Wissen wir mehr von dem eigentlich Realen wie die Dinge an sich waren, als die Hunnenschlacht der Geister von der blutigen Schlacht, die am Tage die Lebendeil schlugen, uns darstellt? — In diesem Sinne ist Kaulbachs Werk für Schüller das große Symbol der Geschichte an sich. Es ist das Abstractum eines verflorenen undeutlich gewordenen Concreten. Was da geschieht, wiederholt sich allüberall! Der Kampf der Cultur mit der Barbarei, des Lichtes mit der Nacht, des einen Princip der Weltform mit dem anderen, des Lebens mit dem Tode. Das ist historisch, wahrhaft historisch, mahrer, gewisser als irgend eine Handlung, von der wir doch nicht wissen, ob sie sich so oder so zugetragen hat. Ja, man könnte sagen, daß die künstlerische Auffassung eines Factums, seine Darstellung der nackten Wahrheit, wie sie an sich gewesen ist, ebenso gegenüber steht, wie die Geifter-schlacht der wirklichen, daß sie eben auch nur eine Spiegelung im Subjecte des Künstlers uud Beschauers ist.

Soweit Schüller, und mit Rücksicht auf Kaulbachs erstes gewaltiges Schlachteubild hat er gewiß nicht Unrecht.

Unter der lebhaftesten Betheiligung der allernächsten Freunde ist zunächst der kleine Carton der Hunnenschlacht im Januar 1834 vollendet worden. Es war dies eine Zeichnung von der peinlichsten Ausführung mit etwa'zwölf Zoll großen Figuren, wie denn die meisten Kaulbach'schen kleineren Cartons auf das Sorgfältigste wie für, den Stecher gezeichnet sind, und man kann wohl sagen, daß dieser Schatz des Kaulbach-Museums in München unter Kaulbachs Werken ziemlich an oberster Stelle steht. Klenze, der den ersten Anlaß gegeben hatte, interessirte sich begreiflicherweise besonders für die Arbeit, wenn auch Kaulbach von seinen Vorschlägen einigermaßen abwich. Er hat sogar den architektonischen Theil des Bildes selbst für den Maler entworfen und, nachdem die Zeichnung fertig war, ein Gemälde in derselben Größe bestellt. Die

I.26 Hans Müller in Berlin, beiden liebsten Hausfreundinnen des Kaulbach'schen Ehepaars, Frau Müller Heinzmann und Frau Staatsrat!) Hermann sagten dem jungen Meister in freudiger Bewunderung als treffliche Prophetinnen eine große Zukunft voraus und wußten sich kaum genug zu thun in freundschaftlichen Lobpreisungen. Frau Hermann wurde auch auf dein Vilde verewigt, denn die ergreifende Frauengefalt in der untersten Gruppe rechts vom Befchauer, welche voll verzückter Begeisterung in die Geisterschlacht hinaufblickt, hat Kaulbach ihr in einem Augenblicke nachgebildet, als sie sich in somnambulem Zustande befand. Aufrichtig und wahrhaft war auch das rückhaltlose Lob der näherstehenden Maler und Künstler, denen Kaulbach seine Schöpfung zeigte, und er freute sich umsomehr darüber, da diese nicht nur aus persönlicher Neigung, sondern aus wirklichem Verständniß zu urtheilen verstanden. Freund Louis Asher erklärte sofort, das Werk sei eines der wenigen Erzeugnisse der «euren Kunst, die auf die Nachwelt kommen würden. Morgenstern, Vollmer, Neureuther waren nicht weniger voll Begeisterung und Entzücken. Thaeter, der ein Jahr später das Blatt zu stechen bekam, schrieb schon während Kaulbachs Arbeit an Nietschel: „Von Kaulbach sah ich außerordentlich schöne Zeichnungen! Die eine, das Stück einer Schlacht, fiel mir auf wegen der ungeheuren Composition, der lebendigen Darstellung, der wunderschönen, meisterhaften Zeichnung. Alles, Alles ist nobel und edel daran.“

Und in der That, handelte es sich hier um keine blinde, voreilige Bewunderung. Jeder, der den kleinen Earton zu sehen bekam, wurde gewahr, daß da ein Kunstwerk ersten Ranges heranreifte, welches lühnlich neben den besten Werken der Zeichentunst bestehen konnte. Das Urtheil über die Hunnenschlacht, gleichviel, ob es sich um die erste Ausführung oder die späteren Bearbeitungen handelt, ist sich denn auch in allen Kreisen ziemlich allgemein treu geblieben.

Sehr deutlich spricht der vielseitige Inhalt des Bildes zu dein Beschauer. Im nächtlichen Halbdunkel liegt — den Hintergrund des Bildes ausfüllend — die ewige Stadt Rom, ein gewaltiges Meer von Burgen und Bauten, überragt von dein riesigen Grabmal des Kaisers Hadrian, der male» Ilaäriani, woraus später die Engelsburg wurde. Dazwischen erheben sich die Tempel des Capitols. Die Stadt ist allenthalben noch mit trotzigem Ringmauern umgeben, woran sich in kühnen Bogen das Aquaeduct nach den Bergen hin anschließt. Im Vordergründe dehnt sich das weite Schlachtfeld aus, auf welchem Römer und Hunnen miteinander um die Weltherrschaffungen haben, nahe vor den Thoren der Riesenstadt, die seit jeher das Ziel unzähliger Barbaren gewesen ist, wohin sich Jahrhunderte lang die beutegierigen Blicke eroberungslustiger Volksstämme hingewendet haben, als wollte man den Römern ihre eigene Herrschsucht vergelte«. Der Kampf auf der Erde ist beendet. Der Tod hat seine grausige Ernte gehalten. Kriegerische Greise und Jünglinge, Weiber und Kinder, Pferde und Waffen bedecken die blutige Wahlstatt, Freund und Feind neben einander, doch in

der Anordnung, daß zur Linken mehr die Römer und zur Rechten die Hunnen gruppiert sind. Alles ist erschlagen. Zwei ganze Völker haben sich gegenseitig aufgerieben. Eine Schaar römischer Jungfrauen und Matronen schwebt links in aufgelöstem Schmerz einher, eine Fülle wunderbarer Schönheit und Bewegung, der Gegensatz des Lebens zu dem starren Tode. Sie stellen durch ihre Klage auf ergreifende Weise den allgemeinen großen Jammer über den Untergang der beiden Völker dar, und erinnern gewissermaßen an das Klagelied zum Schlusse der Nibelungen. Aber nicht thatloses Weinen allein ist ihr Theil. Heldenmüthig und leidenschaftlich rütteln sie die gefallenen Krieger auf aus dem Todesschlaf, um sie zu neuem Streiten anzuspornen, indem sie hinauf in die Lüfte zeigen, wo der Kampf der Geister auf das heftigste weitergeführt wird. Selbst im Tode foll Haß und Rache nicht Ruhe finden. Auch bei den Hunnen sehen wir machtvolle Weiber, welche den erneuerten Kampf der Männer unterstützen und schüren. Es sind die kühnen Frauen, welche den Siegeszug der Barbaren begleitet, sie zur Tapferkeit angetrieben oder selbst walkürenhaft zu Schild und Schwert gegriffen haben. Eine junge Frau, das Kind an der Brust, ist auf dem Schlachtfelde geblieben und noch ganz vom Banne des Todes befangen. Eine andere herrliche weibliche Gestalt hat den Oberkörper behutsam erhoben und starrt mit geistesabwesendem Gesichtsansdruck in die Lüfte, gleichsam im Starrschlaf die wundersamen Dinge erschauend, die dort oben vor sich gehen. Daneben ermannt sich schon ein riesenhafter Recke mit wallendem Haar und Barte, im Halbschlaf das Schwert aus der Scheide reißend, und ein anderer wickelt sich aus seinem Mante gleisterhaft wie aus einem Leichentuche heraus. Langsam erwachen ringsum auf beiden Seiten die Krieger aus dem schweren Schlaf. Gemohnheitsgemäß greifen sie an das tapfere Schwert und ziehen in die Lüfte zu neuem Kampf und Streit empor. Halb träumend, schlaftrunken und mit bleiernen Augenlidern schweben sie nach oben, anfangs noch nicht ganz der irdischen Schwere entkleidet. Aber je mehr sie hinauf kommen, um so , leichter fliegen sie, um so fesselloser schließen sie sich den Streitern des Geisterreichs an, um so wilder und mahnsinniger nehmen sie an der grimmigen Raserei des überweltlichen Kampfes theil. Meisterhaft ist der Nebergang vom finstersten Todesschlaf bis zum erregtesten Schlachtgetümmel in einzelnen Abstufungen versinnlicht. Auf der Seite der Römer sehen wir die Helden herankommen, sieggewohnt selbst im Traume und in geschlossener Schlachtreihe. Das sind wirklich antike Gestalten, edel, stolz, selbstbewußt, ruhig dein Feind ins Auge blickend, vertrauend auf einheitliche Zucht, eingedenk der überlieferten Siegesgewißheit, klug und bedächtig sich aneinanderfügend unter einen höheren Willen. Da ist Einer wie der Andere, nur Wenige heben sich besonders hervor. Ein Jüngling zieht einen älteren Mann empor, an dessen Schild, der rückwärts hängt, wiederum weitere Schlafende sich anklammern. In weitem Mantel gehüllt, die Lanze auf der rechten Schulter, schreitet ein Anderer siegesgemäß wie der Unsterblichen Einer durch die Lüfte einher. Es steckt etwas Göttliches, Klassisches in allen diesen Gestalten. Auf der Seite der Hunnen dagegen ist mehr Wild-
Zlord und Süd. I.VII, IKS. 9

1.28 Hans Müller in Veilin.

heit, Zerfahrenheit und Einzelheit vertreten. Da löst sich eine wüste Kriegergefalt aus dein Gewirre der Leichen los, mit geschlossenen Augen und offenem Munde, gleichsam noch schnarchend, die schlaffen Glieder aufrichtend, bewußtlos aber unwillkürlich sich dem Geisterzuge anschließend. Ein Anderer kaum von der Erde erstanden sucht die verschlafenen Augen mit der Hand zu schirmen, um seinen schönen Siegestraum weiter zu träumen. Ein eisgrauer Barde singt und spielt seine Kampflieder eintönig und gespensterhaft fort. Ein reckenhafter Barbare trägt die schwerlastende Fahne. Einige kommen mit Pfeilen und Speeren und grausigen Stoßwaffen herbei, andere wieder reiten auf den Schultern der Genossen heran, unzertrennlich auch noch im Tode von dem Sattel, getreu nach der Bäter Sitte. Alle, Freund und Feind, werden sie so getrieben von einer geheimen geistigen Gewalt, Alle sind wirkliche Geister, die ihr seltsames, eigenartiges Wesen in den Wolken weitertreiben, die aber durchaus nichts Unwahrscheinliches, nichts Unnatürliches haben, sondern vollständig erklärlich sind, weil sie uns naturgemäß erscheinen. In diesen Schatten und Schemen ist nichts Mystisches oder Uebernatürlichromantisches. Diese nächtlichen Gebilde aus der Geisterwelt sind einfach packend, verständlich und klar und entsprechen ganz unserer Vorstellung und Erinnerung. In ihrer Individualität und Charakteristik sind von einer gleich großen künstlerischen Bollendung. Es erbellt schon aus dein Gesagten, wie unvergleichlich der Unterschied der gegeneinandergestellten Völker versinnlicht wird. Auf der einen Seite die Vertreter sorglich gepflegter Cultur, auf der anderen das ungezügelte Naturvolk. In wohlgeordneter, edler und gemessener Haltung schweben die Römer heran, wenn auch in schwächerer Kraft, ernst und bewußt auf ihre Bildung und Schulung vertrauend, einsichtsvoll den Befehlen des Führers gehorchend, auch im Geisterreiche Willenstraft und Gemeinsinn bethätigend, die den Tod überdauern und beinahe den Schein des Lebens verleihen. Wie wilde, mordgierige und blutdürstige Raubvögel aber erscheinen ihnen gegenüber die verworrenen, sich überstürzenden Schaaren der Hunnen, wuthentbrannt, Schrecken und Schaudern verbreitend, kreischend und tobend im wüsten Gewühle, und dennoch sieht man auch ihnen Allen sofort an, daß sie, so kriegerisch und kraftvoll, so lebhaft und erregt sie erscheinen, dennoch keine lebenden Wesen mehr sind. Man erkennt in ihnen den ewigen Schlaf, das dumpfe Träumen, die irre Verstörtheit. Die aufstrebenden Schaaren vereinigen sich von beiden Seiten nach der Mitte hin hoch in den Lüften zum Kampfe, und hier wird der Blick des Beschauers mit einem wirklich genialen Kunstgriff auf die beiden Heerführer gerichtet. An der Spitze der Römer schwebt der Imperator — man hat ihn als Marius Honorius oder Theodorich gedeutet — in gebieterischer Haltung und Gestaltung heran, gewollt an Herrschen und Siegen, mit lang wallendem Barte, das blanke Schwert in kampferprobter Hand, dem edlen klaren Blick fest auf den Gegner gerichtet, in würdiger, hoheitvoller Größe. Ihm gegenüber rast Attila in wilder Aufregung und Bewegung, zornig und kampfgierig die Geißel schwingend,

die ihm den Namen Gottesgeißel gegeben, im Gürtel das gefürchtete heilige Schwert, und rückwärts gewandt mit funkelnden Augen die Geister zur Schlacht herbeischreiend, jeder Zoll ein Barbar, ein Tyrann, ein Despot, der rücksichtslos feinen Willen durchzusetzen gewohnt ist. Und damit die beiden Gestalten der Führer desto deutlicher und imposanter hervortreten, läßt der Künstler sie nicht einzeln für sich erscheinen, sondern von anderen Geistern getragen. Dadurch wird außerdem nicht allein eine besondere malerische Schönheit bewirkt, sondern auch Gelegenheit zu tieffinniger historischer Charakteristik gesunden. Der römische Feldherr wird unter der Achsel von zwei jugendlichen blonden Gestalten gestützt, die er zugleich mit dem Schilde beschirmt; diese beiden kraftstrotzenden Germanensöhne geben ein sprechendes Bild, wie die sinkende greisenhafte Größe des Römerthnms sich auf die frische Kraft der Deutschen anlehnen muß. Attila aber ist von seinen Hunnen bezeichnend genug, nach alt hergebrachter Sitte, auf den Schild erhoben worden, auf dem er wie auf festem Boden weitausschreitet zum Kampfe. Ein gespenstischer Schein umgiebt seine Gestalt, die in der Geschichte ja wie ein schreckliches Gottesgericht gegen die übercultivirten Völker angesehen wurde. Doch dieser Schein muß erblassen vor einem helleren, strahlenderen Lichte, welches hinter dem Römerfeldherrn aufgeht, ohne Prätension, ohne Aufdringlichkeit, aber sicher, sieghaft und überzeugend in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, ein Ausblick in die fernste Zukunft. Da wird von einem Jüngling das inhaltschivere Panier des heiligen Kreuzes, das Symbol des Christenthums, herbeigetragen. Tief empfunden ist die Art, wie er das strahlenspendende Gotteszeichen trägt. Er fühlt die Schwere, die Verantwortung, die Bedeutung. Zwei Andere helfen ihm von unten stützen, den Kopf nieder gebeugt, um nicht geblendet zu werden, und auch der Jüngling selbst läßt einen weiten Mantel über das Haupt einherwallen, dadurch ehrfurchtsvoll verhüllt gegen das himmlische Licht, während er verklärt und vertrauensvoll in der edelsten, weihevollsten Stimmung einherschmebt. Zwischen, unter und über den beiden Heerführern tobt der wildeste Kampf, und der Künstler schürt denselben wirklich mit unerschöpflicher Phantasie. In dichtem Durcheinander und Handgemenge morden sich die Männer unter heiserem Geschrei, in thierischer Rohheit und Raserei, ein wüster, unentwirrbarer Kneuel, ein verschlungenes Gemengel und Gemetzel, in dem die Feinde sich gegenseitig in die Schwerter stürzen und sterben. Ebenso meisterhaft wie zur Linken und Rechten des Bildes das leichte Emporschweben dargestellt ist, erscheint hier das Fallen, Sinken und Hinunterpoltern der neuerdings erschlagenen Krieger, in allen möglichen Verkürzungen, aber naturmahr, ohne Zwang und Uebertreibung. Mitten in dem Gewirr erhebt ein junger Krieger, den der Vater sorglich in seinem Mantel schützen will, die Hände betend zum heiligen Kreuze, von dessen Licht er Segen und Rettung erhofft. Die göttlichen Strahlen des Christenthums brechen sich über den Trümmern der alten Welt Bahn in das Gemüth der germanischen Natursöhne, welche durch die Vorsehung bestimmt sind, sich an der Lehre Ehrsti

^30 Hans Müller in Verlin.

zu halten, sie zu pflegen und zu verbreiten. Unten auf der Erde aber im Hintergrunde erheben sich gleichfalls Geister vom Schlachtfelde, Greife, Weiber und Kinder, die entfetzt vor den: Kampfe fliehen und den Thoren der Stadt zueilen. Nur eine wohlgebaute Lünglingsgestalt, aller Gewandung entkleidet, wendet sich von der flüchtigen Menge ab und schwebt gleichfalls, von Muth und Kampflust beseelt, zu den luftigen Streitern empor.

Das ist in großen Zügen das Hauptsächliche, was uns Kaulbach in dieser Meisterschöpfung zu erzählen und zu schildern weiß. Ohne große historische Vorkenntnisse und Erläuterungen verstehen wir leichtlich, was er sagt, und mit unwillkürlichem Zwang versenken wir uns immer tiefer in die reiche, inhaltvolle Composition, indem wir neben den Hauptmomenten immer neue, immer eigenartige, immer geistvolle Nebendinge gewahren, die uns fesseln und festhalten.

Der kleine Carton zeigte übrigens sofort, daß es sich hier nicht wie bei dem Narrenhaus und dem Verbrecher aus verlorener Ehre um eine Zeichnung handelte, die als solche ihren Abschluß gefunden hätte und nun durch Nemo-ductionen in gleicher Größe bekannt gegeben werden könnte. Stoff, Composition, Inhalt und Anlage forderten energisch eine Ausführung im großen Stile des Historienbildes, eine monumentale, wahrhaft würdige Übertragung in einer dauernden Wandmalerei. Der Gedanke an eine solche mochte dem Künstler von vornherein vorgeschwebt haben, trotzdem daß er nur für sich zu schaffen sich vornahm, und als die Zeichnung vollendet auf der Staffelei stand, da war denn auch die erste Frage, wo sich der uneigennützigste Besteller und die geeignete Stelle der Ausführung finden würde. Kaulbach machte, nach feiner eigenen Mittheilung, in erster Linie dem König Ludwig das Angebot, ihm die Hunnenschlacht unentgeltlich im großen Maßstäbe »I ?rs8e<) auszuführen und verlangte nur einen passenden Raum und die Aufstellung eines Gerüstes. Aber der König kam zu keinem Entschlusse, und der Künstler sah sich in seinen Hoffnungen bitter getäuscht. Als das Anerbieten abgeschlagen wurde, schwankte er sogar, wie er später erzählte, in dieser traurigen Lage lange hin und her, ob es nicht besser wäre, den Pinsel gänzlich mit dem Grabstichel zu vertauschen und in Zukunft seine Compositionen selbst in Kupfer zu stechen, um so mehr, da er selbst in seinen Arbeiten keinen bestimmt ausgesprochenen Farbensinn fand, wohl aber Freude an guter Form und Reichthum an Ideen, und da er auch in München keine Möglichkeit fand, sich in dieser Beziehung zu vervollkommen, weil die dortigen Historienmaler durchaus keine Vorstellung von Farbe, Betonung und Haltung eines Bildes besaßen und Meister sowohl wie Gesellen nur in Formen und nicht in Farben dachten. Schmerzliche Zweifel nagten wie so oft an feiner Seele. Dann wurde der Carton in den erst kurz zuvor begründeten Kunstverein zu München ausgestellt. Es sei nebenbei hinzugefügt, daß 1834 gleichzeitig mit der „Geisterschlacht“, wie das Bild allgemein genannt wurde, auch von seinem Bruder Karl Kaulbach eine Statuette des Direktors Cornelius

«aulbachs Hunnenschlacht. ---

— stark der Rauch'schen Goethestatue nachgeahmt — ausgestellt war, welche der Bildhauer für zwei Kronthaler verkaufte.

Ein Sturm der Begeisterung brach los, als das eigenartige Werk des jungen Malers in weiteren Kreisen bekannt wurde. Die Phantasie und Kühnheit des Vorwurfs, die Meisterschaft der Arbeit nahm Künstler und Laien in gleicher Weise gefangen. Kaulbach war mit einem Schlage ein berühmter Mann geworden. Das Stuttgarter Kunstblatt (1. Februar 1834) erklärte sofort in einem Berichte aus München: „So viel auch neuerer Zeit Talente aufgewachsen und so sehr uns die Kraft des Genius erquickt — die Hoffnung auf eine wirkliche Weiterbildung in der Kunst unserer Tage geht uns zuerst vor dieser Zeichnung hell auf. Möge kein feindliches Geschick diese Hoffnung, die hier fast allgemein ausgesprochen wird, zu Schanden werden lassen. Ueberraschend ist alles, was sich unseren Blicken darstellt, reiche, kühne Phantasie, Leichtigkeit der Production, Adel der Formen, Gestalten und Bewegungen, Charakteristik, Gedanke, Alles von Innen herausgeschaffen, nichts hineingetragen, wirkliche, lebendige Künstlerschaft.“ Und im October desselben Jahres brachte dasselbe Kunstblatt einen eingehenden Aufsatz von G. H. v. S. über die volle Bedeutung der neuen Kunstschöpfung, und auch hier wurde das denkbar höchste Lob gespendet. Man fand, daß der Künstler seinen Gegenstand mit ganzer Gemalt des Geistes erfaßt habe, daß er bei allem Drange der Phantasie sein ganzer Herr gewesen sei, in klarster Begeisterung, ohne sich nur einen Augenblick über die Schranken führen zu lassen. Alle stimmten darin überein, daß er in Jeglichem, was zur Zeichnung gehört, unübertrefflich sei. Er bediente sich der Form mit Freiheit und sei in ihren schmierigsten Ansichten und Bewegungen in einem Grade Meister, daß ihm schwerlich darin der höchste Rang streitig gemacht werden dürfte. Sein plastischer Sinn für Schönheit, eine klare Charakterisirung, seine zweckmäßige Anordnung ohne Wiederholung, die Berücksichtigung alles Nothwendigen für das Ganze fand die ausgesuchteste Anerkennung. Nach solchen Urtheilen sollte denn auch endlich der gütige Besteller nicht mehr auf sich warten lassen. Der Künstler hat selbst häufig von diesem für ihn so wichtigen Ereignis! erzählt und damit einen Einblick in jene Zeit und seine persönlichen Verhältnisse gestattet. Zu Hause ging es mitunter knapp genug zu, und er dachte oft mit der treuen Gefährtin über die mißliche Lage nach. So wurde das Werk nicht selten zum Schmerzenskind. Man mußte sich gestehen, daß die Arbeit ohne Auftrag bei aller Freude und Liebe am Schaffen dennoch unter mannigfachen Sorgen und aussichtslosem Kummer entstanden war, und manches Mal sahen Beide nicht ohne Bangen in die nächste Zukunft. An einem Sonntagnachmittag im Sommer des folgenden Jahres 1835 saßen sie beisammen in ihrer bescheidenen Wohnung der Lerchenstraße (jetzt Schwanthalerstraße) und hatten gerade ihr dürftiges Mittagsmahl verzehrt, in dem es oft am Nothigsten fehlte, da hörten sie plötzlich eine Equipage am Hause vorfahren. Das war dazumal in München noch ein Ereignis; Die Fenster der umliegenden Häuser öffneten sich, und neugierige Köpfe

I.22 Hans Müller in Veilin.

sahen hinaus. Kaulbach berichtete den Vorfall gern seinen Kindern, obwohl nach den Erinnerungen des Vetheitigten die Sache anders vor sich ging, und fuhr dabei fort: „Die Mutter mußte natürlich auch hinausschmen, doch als wir hörten, wie ein Herr, der aus dein Wagen gestiegen war, frug: ‚Wolmt liier der Maler Kaulbach?^ da ging ich doch auch hin, um den sonderbaren Kauz zu sehen, der sich nach nur erkundigte. Nachdem der Fremde mehrfach von den Leuten falsch gewiesen worden war, hörten wir ihn endlich die enge Treppe heraufstolpern. Bald kam eine Karte ‚Graf Raczynski, Verlud. Der Name war damals viel genannt, auch in München. Der reiche Kunstliebhaber hatte alfo von nur gehört und kam, sah und — kaufte, und unser Glück war gemacht.“ Athanasius Graf Raczynski (1788—1874), der warmherzige preußische Diplomat, Kunstfreund und Kunstschriftsteller war eine jener seltenen Erscheinungen, die alles wirklich Schöne und Hohe lieben und loben, während die meisten Kunstliebhaber nur das zu schätzen pflegen, was sie als Eigentum besitzen oder selbst gemacht haben. Er hatte den Carton der Hunnenschlacht gesehen, wohl auch viel darüber gehört und gelesen und in der ihm eigenen Begeisterungsfähigkeit ein außerordentliches Interesse für den Künstler gewonnen. Voll Bewunderung sprach er sich nun über die Skizze aus und fragte sofort, ohne viel Umschweife, ob Kaulbach es übernehmen wolle, dieses Bild groß in Oel für ihn auszuführen. Das war eine große, unerwartete Ueberraschung. Des Künstlers heißester Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Voller Frende willigte Kaulbach ein und beklagte nur, daß er zur Vollendung eines so großen Werkes keinen Raum finden werde. „Dafür lassen Sie mich nur sorgen,“ sagte Raczynski, „in einigen Tagen bringe ich Bescheid.“ Und wirklich in kürzester Zeit erhielt Kaulbach auf des Grafen Betreiben von König Ludwig das Atelier am Lehel, eine große Remise, wo schon ein Bildhauer, Namens Leeb, beschäftigt war, zur ferneren Wirksamkeit eingeräumt und hatte damit die Gelegeilheit, sofort an die Ausführung des Auftrages zu gehen. Dieses bald vielberühmte Kaulbach'sche Atelier am „Lehel“ oder wie die Münchener sagen am „Lechel“ ini Nordosten der Stadt in der St. Anna Vorstadt gelegen, gehörte zum Besitz der königlichen Civilliste und wurde dem Künstler leihweise überlassen. Es war ein hoher, feuchter Parterre-Naum inmitten eines großen Geländes, ganz in der Nähe des englischen Gartens. Leeb erhielt durch Klenze sofort den Auftrag, seinen Arbeitern den Durchgang zu verbieten, das Lokal möglichst ruhig und staublos zu halten und überhaupt ganz allein mit Kaulbach dort zu arbeiten, damit der Maler keinerlei Störung erlitt. Kaulbach richtete sich denn auch alsbald häuslich ein und hat dieses Atelier lange Jahre hindurch mit seinen Schülern: Asher, Teichmami, Fritz Kaulbach und anderen benutzt, bis er im Jahre 1849 Akademiedirector wurde und seinen großen Atelierraum in der Akademie bezog. Ein Ateliardiener wohnte unten im Lehel, den Kaulbach scherzweise den Hofgärtner Karl nannte. Dein Garten wurde nämlich besondere Aufmerksamkeit geschenkt und neben den ausgesuchtesten Pflanzungen allmählich eine vollkommene Menagerie dort

Kaulbachs Hnnenschlacht.

1.33

eingerrichtet, die dem Künstler und Thierfreund eine große Freude bereitete. Kaulbach hat an den dort von ihm gezogenen Thieren, insbesondere Füchsen, Pfauen, Tauben, Hühnern, die Studien zum Reinecke Fuchs gemacht. Das eigenartige Lokal wurde von einheimischen wie fremden Künstlern viel besucht und bald eine Sehenswürdigkeit Münchens ebenso wie sein späteres Atelier in der Akademie. Hin und wieder gab es auch heitere Feste und italienische Nächte in dem Garten, besonders wenn fremde Künstler, wie einmal sein alter Lehrer Mosler aus Düsseldorf, zu feiern waren. Auch König Ludwig I. war oft halbe Tage mit Lola Montez, die der Künstler inalte, im Atelier am Lehel.

Daß Kaulbach das gemeinschaftliche Arbeiten niit Lceb unter einem Dache häufig als Störung ansah und ansehen konnte, trotz der Verordnungen Klenzes, ist begreiflich. Sein Streben ging also darauf hinaus, alleiniger Herr und Meister in dem Hause zu sein. Im December 1837 wendete er sich mit dem Hinweis darauf, daß durch die ihm gnädigst verliehene Hofmalerstelle viele und talentvolle jnnge Maler seinen Unterricht wünschten und in seiner Werkstätte unter seiner Leitung zu arbeiten begehrten und er selbst Kraft und Eifer habe, Schüler zu bilden, an den König um ein geeignetes Lokal, da es ihm an Platz mangelte, er schlug daher unmaßgeblich das ganze Gebäude zur Überlassung vor, von dein er bereits jetzt einen Saal inne habe. EtivaS später bot sich der Künstler sogar an, dem Bildhauer Leeb auf seine eigenen .«osten ein anderes Lokal zu miethen, wenn er das ganze benützen könne. Dieser Vorschlag wurde angenommen, als aber der Maler nachmals auch uni Nachlaß der Entschädigung bat, verfügte der König, daß es bei derselben zu bleiben habe. Doch erhielt Kaulbach am 6. Juli 1841 durch Cabinetsordnung des Königs die Eröffnung, daß er vom 1. Oktober laufenden Jahres, so lange der König nicht anders verfüge, für das ihm angewiesene Arbeitslokal an den Bildhauer Leeb nunmehr die Hälfte des demselben bezahlten jährlichen Betrags von 175 Gulden, also künftighin nur K7 Gulden 3l) Kreuzer bezahlen dürfe, wobei sich der König ausdrücklich ausbehilft, alle auf das Lokal sich beziehende Verfügungen jederzeit wieder zurück zu rufen.

Um zu Raczynski zurückzukehren, so muß auf das Bestimmteste betont werden, daß dessen G nnerschaft für den Künstler von der nllerfolgenreichsten Bedeutung werden sollte, und daß der Graf von dem dankbaren Kaulbach'schen Hause auch alle Zeit geradezu als der Begründer des Kaulbach'schen Glückes angesehen worden ist, da er nicht allein durch eigene große Bestellungen und Bilderank ufe für seine Privatgalerie die Verhältnisse des Malers erheblich aufbesserte, die mannigfachsten Anregungen gab und lebenslange Freundschaft bewies, sondern auch voll wahrer Kunstbcgeisternng und wärmster Verehrung die Hauptlebensarbeit Kaulbachs, die Ausführung der großen Gemälde im Treppcnhanse des neuen Museums zu Berlin, vermitteln half. In der That hat selten ein Künstler einen hochherzigeren und treueren Protector gefunden, und ein näheres Eingehen auf dieses schöne Verhältnis; ist gleichzeitig ein Ehrendenkmal für den vortrefflichen Kunstfreund, das der Biograph des Malers als eine Pflicht anzu-

^3H Hans Müller in Verlin. —

sehen hat. Kaulbach war andauernd von herzlichster Achtung und Erkenntlichkeit für den freimüthigen Gönner erfüllt und hat ihm niemals seine erste Förderung vergessen. Noch in späteren Jahren schrieb er: „Sie, hoher Herr, waren ja der Erste, welcher mein ernstes Streben und Ringen in der Kunst erkannten. Mit Ihrem scharfen Mick durchschauten Sie, wozu in der Kunst ich befähigt bin. Durch Ihre großartige Bestellung wurde ich in den Stand gesetzt, in der Kunst eine Laufbahn zu betreten, wonach ich mich seit Jahren sehnte.“ Sehr schnell entwickelte sich zwischen Raczyński und Kaulbach ein wirklich freundschaftliches Verhältnis, aus Neigung, Dankbarkeit und Verständnis; zusammengesetzt. Der Graf blieb monatelang in München und schrieb denjenigen Theil seines bekannten kunstgeschichtlichen Werkes, der über München handelt, in Kaulbachs Wohnung.

Raczyński war auch, wie er erzählt, gegenwärtig, als Cornelius nach seiner Rückkehr aus Italien, im Jahre 1835, zum ersten Male bei Kaulbach den fertigen Carton der Hunnenfchlacht sah. Der Meister betrachtete schweigend das Gemälde, erkannte den Werth desselben, bevor er noch den Gedanken gefaßt hatte, welcher in diesem Worte herrscht — wie der Graf erzählt — bemächtigte sich alsbald der Bedeutung des Gegenstandes und sagte dann: „Nun begreife ich,“ aber er hatte die ganze Darstellung und den Ausdruck der einzelnen Gestalten schön gefunden, bevor er nach den: Gegenstände gefragt hatte. Offenbar hat ihn also doch die Ausführung des Stoffes, den er einstmals so dringlich abgerathen hatte, im höchsten Grade gefesselt. Um dieselbe Zeit zeichnete Kaulbach auch das Porträt Raczyńskis, ganze Figur in sitzender Haltung, den Arm auf die Stuhllehne gestützt, die Rechte nach links ausgestreckt, und schenkte die Zeichnung dem Grafen, der das ihm theuere Gefäch hoch hielt und seiner Sammlung einverleibte. Das treffliche Stück ist, wie alle Kaulbach'schen Arbeiten für den Grafen mitfammt der Raczyński'schen Galerie in der Berliner National-Galerie untergebracht. Nachdem der Auftrag auf die Hunnenfchlacht gegeben war, in einem Niefenumfange von 17² Fuß Höhe und 22 Fuß Breite, bestellte sich der Künstler die große Leinwand in Dresden. Der gewaltige Malzwillich mußte besonders gewoben werden, kostete auch die stattliche Summe von hundert Reichsthalern und gelangte nur mit umständlicher Spedition nach München. Später ließ der Künstler auch die Leinwand für die Zerstörung Jerusalems noch von Dresden kommen, bis er mit dem dortigen Lieferanten in Differenzen gerieth. Am 24. August 1835 um 4 Uhr hat dann Kaulbach, wie Raczyński in seinen, Katalog gewissenhaft registriert, die große Zeichnung der Hunnenfchlacht auf der Leinwand begonnen.

Ein ziemlich geschäftsmäßiger Vriefanstauch betreffs der Bedingungen hatte vorher stattgefunden, wie denn Raczyński peinlich auf Regel und Ordnung hielt. Nachdem Klenze „großmüthig“ sein Prioritätsrecht abgetreten hatte, weil er des Grafen Bestellung für die Kunst und den Künstler angemessener achtete, schrieb Raczyński:

Klulbachs Hunnenschlacht. 1.35

„München, den 20. Juni 1835.

„An den Historienmaler Herrn Kaulbach,

„Sie haben die Ausführung der Hunnenschlacht in einem großen Oel-bilde in Zeit von höchstens drei Jahren für mich übernommen, wofür ich Ihnen 4500 Reichsthaler Preuß. courant zahlen werde. Die Länge des Bildes wird nach meiner genauen Angabe zwischen 21 und 22 Berliner Fuß in der Länge messen.

„Sie haben mir versprochen, bis zur Vollendung dieses Budes keine anderen Arbeiten zu übernehmen.

„Sobald Sie das Bild zu malen anfangen werden, werde ich Ihnen 500 Reichsthaler und von 6 zu 6 Monaten ein gleiches Quantum zahlen, es sei denn, daß Sie verhindert wären, verhältnißmäßig zu diesen Zahlungen und zu dem festgesetzten Termin von drei Jahren mit der Arbeit fortzufahren. Sollte durch unvorhergesehene Hindernisse, Zufälle oder durch Ihren Willen die Arbeit in drei Jahren nicht vollendet sein, so stände es frei, das Bild in den« Zustande zu übernehmen, in welchem es alsdann befindlich wäre, ohne daß ich mehr zu zahlen hätte, als was bis dahin an Vorschuß entrichtet worden wäre.

„Sollte inzwischen mein oder Ihr Tod eintreffen, so müßten die Verbindlichkeiten von den Erben, in sofern sie ausführbar sind, erfüllt werden, nämlich, daß die Meinigen das Bild übernehmen und die oben bedingten Zahlungen leisten müßten, und die Ihrigen das Bild in demjenigen Zustand übergeben müßten, in welchem es alsdann sich befinden möchte, ohne mehr zu fordern, indem für das vollendete Bild 4500 rth. stipulirt sind, für das unvollendete so viel nur, als an Vorschuß gezahlt worden.

„Ich bitte mir schreiben zu wollen, ob Sie mit mir einverstanden sind, und mir eine Abschrift dieses meines Schreibens zuzustellen.

Hochachtungsvoll ganz der Ihrige

A. Graf Naczynski."

Kaulbach ging auf den Vertrag ein, erfüllte ihn aber nicht in allen Theilen, so daß schließlich der Besitzer kein ausgeführtes Oelgemälde, sondern nur die bekannte braunschattirte Untermalung erhalten hat.

Nach Verlin zurückgekehrt machte Graf Raczynski auch hier nach allen Seiten hin Propaganda für den plötzlich berühmt gewordenen Künstler und legte, wo er nur konnte, seine Bewunderung für dessen Talent an den Tag. Die vornehme und gebildete Gesellschaft erfuhr vom Grafen zuerst über das aufgehende Gestirn. Er sorgte, daß bei dem Kunsthändler Kuhr ein Exemplar des Narrenhauses auf mehrere Wochen ausgehängt wurde, welches viel Anf. sehen machte, immer eine Menge Menschen zum Anschauen anzog und auch einige Male verkauft wurde. Nicht aber allein mit Wort und That, sondern auch mit der Feder trat der Graf für die Bedeutung seines neuen Freundes ein, und es ist keine Frage, daß er auch hierdurch dem Künstler außer-

Hans Müller in Berlin.

ordentlich genutzt hat. Er schrieb in seine, gerade in Vorbereitung befindliche Kunstgeschichte eine besonders günstige Charakteristik Kaulbachs und nahm neben Anderm eine Gruppe aus dein Narrenhause auf. Dieses bereits mehrfach genannte Buch von Raczyński über die neuere deutsche Kunst (Histoire des arts modernes en Allemagne, t. I—III, Paris, 1836 bis 1841. Gleichzeitige deutsche Ausgabe von Friedr. Heinr. von der Hagen, 3 Bände, Berlin. Auf Kosten des Verfassers) erregte begreiflicherweise die größte Aufmerksamkeit der zeitgenössischen Künstler. Als ein chatkräftiger Förderer der bildenden Kunst hatte der Graf, begünstigt durch seine guten Verhältnisse, nicht allein die meisten besseren deutschen Künstler durch Aufträge ausgezeichnet, sondern auch einen regen Verkehr mit ihnen begonnen und immer größere Künstlerkreise zu persönlichein Umgänge an sich gezogen. Natürlich strömten ihm immer neue Schaaren zu, um seine Bekanntschaft zu machen, um mit Aufträgen bedacht und — auch in seinem Buche nicht vergessen zu werden. Allen kam der liebenswürdige Kunstenthusiast mit der größten Gutmütigkeit entgegen, und so geschah es von selbst, daß seine Kunstgeschichte neben vielem Hervorragenden auch manches kleine Licht allzusehr berücksichtigt hat und vielfach einen mehr persönlichen, gönnerhaften als kritischen Ton einschlägt. Aber darüber wird der Werth des Buches keineswegs bestritten werden. Außer seinen: mahrhaft großen Herzen und einein allzeit freudigen Opfermnth für Kunst und Künstler besaß Raczyński jedenfalls eine entschiedene künstlerische Naturbegabung, umfangreiche Bildung und Uebung, Geschmack, Findigkeit und klaren gesunden Menschenverstand, und sein Urtheil traf durchgängig das Richtige, wenn auch zuweilen mit einiger Ueberschmänglichkeit. Sein Einfluß als Rathgeber und Lobpreiser der classischen Kuuft ist aus viele damalige Künstler sehr bedeutend gewesen. Sein Verdienst für die neuere Kunstforschung ist unleugbar. Man darf nicht außer Augen lassen, daß sein knnsthistorisches Werk für damalige Verhältnisse einzig in seiner Art mar, daß Vorarbeiten so gut wie ganz fehlten und daß in der Berücksichtigung seiner persönlichen Beziehungen zu den einzelnen Künstlern auch wiederum viele zuverlässige Wahrheit und Genauigkeit für die Zukunft enthalten mar, und so ist denn das Buch bei allen Mängeln und Schwächen ein wichtiges und unentbehrliches Hülfsmittel der neueren Kunstgeschichte geworden. Während der erste Band nach allgemeinen Vorbetrachtungen und einem kurzen Abriß über die Geschichte der Malerei sich mit Düsseldorf und dem Rheinlande befaßt —, nebst einem Anhang, Ausflug nach Paris — und der dritte Band in buntem Wechsel die Kunstverhältnisse in Berlin, Dresden, Hamburg, Mecklenburg, Weimar, Halbersladt und Göttingen bespricht, auch in einein Antxmge über Ausflüge nach Holland, Belgien, England, Schweiz, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark und Nord-Amerika berichtet, ferner eine treffliche Abhandlung RumohrS über den Einfluß der Literatur auf die neueren KunKbestrebungen der Deutschen enthält, währenddem ist der ziveite Band vor Allem der Kunst gewidmet, die in München, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg, Karls-

KaulbachZ Hnnnenschlacht. ^2?

ruhe, Prag und Wien ihre Blüthe feiert und bringt einen Anhang: Ausflug nach Italien von Ernst Förster. Die Münchener Künstler sind mit besonderer Liebe behandelt, die größten wie die kleinsten, und es ist feststehend, daß der Graf in München selbst viele Hülfe und Beeinflußung während der Arbeit erhielt, sowohl für den Text wie namentlich für die Illustrationen und den beige-fügten Atlas. Cornelius und Kaulbach nahmen Neide großen Antheil an der Ausführung des Werkes. Es ist wohl anzunehmen, daß ihnen der Text des Ganzen zur Begutachtung und etwaigen Verbesserung vorgelegt wurde. Cornelius ließ wenigstens im November 1835 durch Kaulbach den Grafen bitten, in feiner Biographie die Stelle zu streichen, wo erwähnt würde, daß der alte Director Langer den jungen Cornelius zum Goldschmied hätte machen wollen; er meinte, die Langer seien schon genug gezüchtigt worden, es sei nicht nöthig, ihnen solche alten Fehler wieder von Neue»: vorzuhalten!

Kaulbach besorgte die Vermittlung der Kupferstiche und Holzschnitte, er« theilte mancherlei gute Rathschläge und war in jeder Weise für Raczvnski bemüht. Von seiner Hand rühren auch die Zeichnungen zu dein Titelblatte des zweiten Bandes her, — von I. C. Loedel mit geringfügigen Abänderungen gestochen, — die in der gräflich Nacznski'schen Sammlung aufbewahrt werden. Es sind dies inl Original vier Blätter, eine Allegorie, ein ornamentirter Figurenfries und die Porträts von Cornelius und Schadow, Thorwaldsen und Schinkel. Die beiden ersten Entwürfe schickte Kaulbach am 12. November 1835 dem Grafen aus München zu, und damit begann ein ziemlich reger Briefwechsel, bei welchem der Künstler mit wenigen Ausnahmen seiner Frau in die Feder dictirte. Er gab selbst Erläuterungen zu den Skizzen: 1. zu einem Frieze der vorstellt, wie die Harmonie, die aus dem sonnigsten Tag hervorgegangen ist, von den Ungeheuern der Nacht, die wieder von Genien gebändigt werden, angefochten wird. 2. Die Poesie oder auch Venus Urania, kurz die Beförderung alles Hohen und Schönen in Kunst und Wissenschaft, die die Malerei und Bildhauerei unischlingt. Humoristisch schreibt er dazu: „Im Vorgefühl meines künftigen Ruhmes habe ich unwillkürlich mein Nildniß hingemacht (an welchem eben die Muse beschäftigt ist, um ihm größere Vollendung zu geben). Bei diesem Gedanken bekam mein Gesicht einen behaglich, freudestrahlend verklärten Ausdruck, welcher auf dies Nildniß überging, aber diese meine Apotheose wird Ihnen, Herr biraf, etwas zu voreilig bedünken. Im Vorgefühl dieses Tadels habe ich noch einen Felsblock beigelegt, aus dessen harter Schale ein anderer süßer Kern, ein anderes Früchtchen herausgemeißelt werden kann. Die Gruppe läßt aber auch noch andere Auslegungen zu, z. V. die Bildhauerei wendet ihren Kopf fragend zur mittleren Figur hin, ob sie dem grin-senden Kobold mit dein Hammer den gottlosen Mund zusiegeln soll, oder ihm auch eins auf die hochmüthige Nase geben u. s. w. Stoßen Sie sich nicht, Herr Graf, an die ungeheuren Fleischportionen in den Skizzen, ich würde rathen, es in der Ausführung beizubehalten, es wirkt besser aus der Entfernung gesehen." Diese anmuthige Allegorie, in welcher die Muse, von einer Sternenglorie umstrahlt, nnt

^38 Hans Müller in Verlin.

ausgebreiteten Schwingen, die in dem Werke vorzugsweise berücksichtigten Künste in ihren Schutz nimmt, zeigt links die Malerei mit Stab und Pinsel hingelagert, von einem Genius als Farbenreiber begleitet, und links die Bildhauerkunst mit Meißel und Hammer, an einer schrägstehenden Hcrmenbüste thätig, von einem Genius gestützt. Neben dem kleinen Farbenreiber stehen die Verse:

Fruchtlos vergeudest Du Fleih und deckest die Leinwand mit Farben.

Handweil bleibt jegliche Kunst, verweigert die Muse den Bund.

Ueber dem Vildhauerputten heißt es:

Meihelst du tünstlich auch Glieder, geschmückt mit den edelsten Formen,

Deine Gebilde sind Stein, wenn sie nicht der Genius belebt.

Die „göttliche Birchpfeifer“ lieferte, wie Kaulbach dem Grafen sarkastisch schrieb, die Verse mit den nncorrecten Pentametern auf den zwei Täfelchen und fügte noch hinzu:

Ein Schelm nur thut mehr als er lann, drum nimm diese dürftigen Verse:

Sieh der Wille war gut, aber die Feder zu schwach!

Die Skizze IM auch für ein von Michael Echter ausgeführtes Wandgemälde im Treppenhause des ehemaligen gräflich Raczpnski'schen Palais gedient.

Die vier großen Meister für das Titelblatt entwarf Kaulbach mit ziemlich freier Charakteristik. Cornelius im Mantel steht mit ernstem, strengem Mick neben Wilhelm Schadow, der mit Rollen und Pinsel in der Rocktasche vermittelst der Finger eindringliche Erklärungen zn geben sucht, während der Mantel von der rechten Schulter hinunterfällt — eine nicht mißzuverstehende Hindeutung auf deu Unterschied der beidm Männer. Auf einen: zweiten Blatte siebt man Schinkel im einfachen Arbeitsrock, die Hände übereinanderkrenzend mit Stift und Buch, den linken Fuß auf einen Stein gestellt, und hinter ihm nach links Thorwaldsen, die Linke an die Brust gelegt und die Rechte auf die Statuette des Iafon aufgestemmt. Kaulbach fand selbst, daß die Zeichnungen nicht genng im Stil gehalten, zu genreartig aufgefaßt seien, „aber die Ursache dieser mißlungenen Apotheosirung sei, glaube er, die, daß er zwei von den Herren zn gut und die zwei anderen fast gar nicht kenne.“ Verbesserungen seien leicht zu machen.

Mit der Fortführung der Hunnenschlacht ging es inzwischen nur langsam voran, obwohl er eine Farbenskizze begann — die nach langen Jahren 1890 in das Stuttgarter Museum gelangt ist, — und auch die beste Absicht hatte, das große Bild in eifrige Behandlung zu nehmen. Cornelius wollte ihm nach Schluß der damaligen Ausstellung den großen Saal der Akademie dafür einräumen, einmal weil das für Kaulbach bestimmte Atelier noch an Raumangel litt, dann aber auch, weil der Künstler sich in dem ungesunden Gebäude anhaltend krank fühlte und immer von der Gicht geplagt wurde.

Der Senat der Akademie aber verweigerte die Erlaubnis; dazu, und der Künstler wartete vergeblich mehrere Monate auf den Bescheid.

Man war damals an der Münchener Akademie sehr schlecht auf Kaulbach zu sprechen. Ein Aufsatz in der „Zeitung für die elegante Welt“ hatte

Raulbochs Hunnenschlacht. I.29

in dieser Zeit in manchen Kreisen große Verstimmung hervorgerufen. Es war darin mit vieler Bitterkeit auf die bevorzugte Stellung der älteren Münchener Künstler hingewiesen, die ihre Professorenämter als Sinecuren verwalteten und alle Aufträge an sich rissen, während die jungen, aufstrebenden Talente das Nachsehen hätten. Die Professoren seien allerdings Künstler, die vor einem Jahrzehnt unter die großen ihres Geschlechtes gezählt und deshalb vom König zu einflußreichen Stellungen berufen wären. Seit dieser Zeit sei aber ein junger Nachwuchs üppig emporgeschossen, der auch die Gelegenheit zur Manifestirung des Talentos wahrgeuommen habe, anfangs zur Freude und Ehre der Professoren, dann aber zur Bestürzung der ganzen Akademie, da sie dieselben ganz und gar zu überwachsen drohten — und in diesem Tone ging es fort mit einer Reihe derber und deutlicher Wahrheiten. Obwohl nun dieser Artikel thatsächlich von den Brüdern Rohmer verfaßt war, — ebenso wie die vorausgegangenen und folgenden Briefe aus München, die scharf und treffend die dortigen Zustände beschreiben, sowohl die bürgerlichen, wie wissenschaftlichen und künstlerischen, — so wurde dennoch, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, an eine Beteiligung Kaulbachs geglaubt, der längere Zeit ein großes Interesse namentlich für den hochbegabten, leider später zu Grunde gegangenen, älteren Rohmer gehabt hat. Und gegen Kaulbach ergoß sich eine Zeit lang der ganze Zorn der Angegriffenen. Es soll sogar ein obrigkeitlicher Ausweisungsbefehl gegen den Künstler beschlossen gewesen sein, als der König immer begeistertere Urtheile über die Hunnenschlacht hörte und zur Einsicht gelangte, daß er selbst den größten Schaden litte, wenn ein solcher, vielversprechender Meister voreilig des Landes verwiesen würde. Aber die Verstimmung der Herren Professoren, namentlich von Seiten Schnorrs und Schlottbauers, war nicht so schnell verraucht. Mit dem ersteren besonders hatten auch sonst allerhand Reibereien stattgefunden. Cornelius wünschte endlich, wie Kaulbach dem Grafen schrieb, daß er sich zuerst mit Schnorr und seiner Vetterschaft versöhnen möchte, und Kaulbach fand das in der Ordnung. Er hatte es auch ohne diese Aufforderung gethan, und schrieb einen höflichen Brief, die vergangenen Händel zu vergessen. Trotzdem aber fand der Senat, daß für ein so großes Bild kein Platz sei, verweigerte endgültig das bequeme Lokal, und Kaulbach mußte trotz der ungünstigen Jahreszeit bei dem Bildhauer Leeb bleiben. Er ließ nun dort mehrere Statuen entfernen, strich die Wände mit einer dunklen Farbe an und freute sich schließlich, „nicht zwischen den Philistern auf der Akademie zu sitzen.“ Des Morgens früh mit Tagesanbruch ging er mit Freund Thäter, der unter seiner Aufsicht die Hunnenschlacht stach, hinaus und tauschte mit keinem König, wie er schrieb. „Ich bin in meinem Leben noch nicht so glücklich gewesen wie jetzt an meinem Bilde, ein Seelenfriede zieht in mich ein, wie ich es nie empfunden habe. Denn was ich mache, wird gut, unser Herr Gott hat mir die Kraft dazu gegeben. Und Ihnen bester Herr Graf, habe ich alles dies zu danken, tausendfachen Dank für diese mir ruhmbringende Arbeit.“ Mit Thäters

^

IHN Hans Müller in Verlin.

Schöpfung war Kaulbach außerordentlich zufrieden. Er berichtete dein Grafen, der Stich würde sehr schön, er zeichne die Conturen mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit, jeder der es sähe, freue sich über die Arbeit. Die klare Ausführung und Einfachheit bei der großen Vollendung jeder Figilr sei vortrefflich. Sein eigenes Wirken beschreibt er sehr anschaulich. Die Leinwand stellte ihn sehr zufrieden, sie war sehr körnig grundirt, von vortrefflich festem Gewebe. Bruder Carl pauste die Eonturen durch. Er selbst begann die unteren Figuren mit kräftigem Vraun zu untertuschen. Dabei erscheinen ihm die unteren Gruppen fast zu kolossal, obwohl sie nur lebensgroß sind. Von dem schwertziehenden Hunnen hofft er, daß er dem Grafen besser gefallen würde. Freund Thätcr sitzt ihm den ganzen Tag zur Seite und radirt. Zur Erläuterung des Beisammenseins schickt Kaulbach eine Skizze nach Berlin, die beiderseitigen Porträts, in Mäntel gehüllt mit ungeheuren Filzschuhen, wie sie eben ihr Frühstück verzehren, Karrikaturen, die den Grafen sehr belustigten. Klenze kommt häufig zu Besuch und äußert große Freude über das fortschreitende Werk. Cornelius und seine Professoren aber haben nichts von Bedeutung gesagt. Endlich kamen sie und boten den Frieden an, da die Akademie doch mit dem Künstler keine dauernden Zwistigkeiten haben wollte, und Schnorr war höflich und lebenswürdig. So wurde Friede und Versöhnung geschlossen, wenn auch nicht für die Dauer. Es wurde ein neues Atelier zugesagt, und im Oktober 183li ward endlich das Leebische Atelier auf Befehl des Königs ganz zum Atelier Kaulbachs eingerichtet. Alle diese Dinge interessirten den Grafen auf das Lebhafteste. Die Mißhelligkeiten mit den Akademikern ereiferten ihn sehr. Ironisch fragte er einmal: „Wie steht es mit Ihrer Liebe für die Akademie und die Professoren? Lassen Sie dieses Gefühl nicht in eine Abgötterei ausarten. Ihre Deniuth ist dessen fähig. Sie wissen, wie es denen gegangen ist, welche ein goldenes ... ich weiß nicht was . . . angebetet haben, von Schlangen wurden sie angefallen und gebissen.“ Er war empört über die Art, wie man in München gegen Kaulbach verfare und will es gar nicht zulassen, daß Cornelius, Schlottbauer und die Akademie seinen Aufschwung hemmen möchten. Ein solches „niederträchtiges Verfahren von Vorstehern der Knnst gegen das Gedeihen derselben“ halte er für unmöglich und sehe er nicht einen Augenblick voraus. Ihn wundere es nur, daß man der Huunenschlacht nicht genug Wichtigkeit beilege, und daß man nicht alles Erdenkliche daran setze, um die Schwierigkeiten, welche sich bei der Einräumung eines Lokals für ihn in den Weg legten, auf alle mögliche Weise zu beseitigen. Er lud ihn deshalb ein, im Sommer oder schon im Spätfrühjahr 1836 nach Berlin zu kommen. Daß Kaulbach auch dort Widersacher finden würde, könne er ihm zwar nicht verhehlen, aber so viel sei doch gewiß, daß er die Hunnen in seiner Bildergalerie ungestört werde vollenden können. „Wissen Sie wohl, daß ich jeden Tag von Ihnen spreche — schreibt der neue Freund — zuweilen von Ihnen träume und beinah immer recht freundlich an Sie denke?“ Selbst der Kaulbach'schen

«aulbachs Hnnuenschlacht.

Küche erinnert er sich mit Freuden. „Solche Hühner wie bei Ihnen gegessen werden, giebt es hier gar nicht. Mein ästhetisches Maul läuft mir über, wenn ich daran denke. Nicht wahr, wenn ich nach München zurückkehre, dann nehmen Sie mich in Kost? Ich thue Gleiches, wenn Sie mich und Ihre übermüthigen Hunnen hier besuchen werden, was in Qualität abgehen wird, soll in Quantität erfetzt werden." Ueber die! Maßen erfreuen ihn die Zeichnungen für sein Buch. Er schreibt darüber: „Mein hochbewunderter und herzlich geliebter Herr Kaulbach. Ich kann es mit Worten nicht beschreiben, in welches Entzücken mich Ihre Zeichnungen versetzt haben. Ich lachte, ich schrie, ich war außer mir vor Freude. Um Gottes willen, leben Sie recht lange. Ihre Zukunft ist glorreich für Deutschland. Sie werden Großes leiste?i, und ich werde es mir immer zur Ehre und zum Ruhm anrechnen, daß ich Ihnen einen Auftrag gegeben, der Ihr schönes Talent in ein würdiges Licht stellen wird ... Es freut mich, daß Sie nnt der Akademie Frieden geschlossen haben. Möge er doch von Dauer sein! Sie werden gewiß das Ihrige dazu beitragen, der Friede ist zum Glück nöthig." An Thäter schreibt er einmal aus Berlin den 2. Juni 1836 über die Hunnenschlacht: „Bei der Beschauung dieser ungeheuren Schöpfung wird mir schwindlig, denn es gehört wahrlich eine nicht gewöhnliche geistige Kraft und Ausbildung dazu, um in dieser Arbeit Kaulbach zu folgen und <hn zu fassen. Beinahe möchte ich mich in Hinsicht des Bildes derselben Besorgnis? hingeben, eine weit längere Zeit auf die Ausführung desselben verwendet zu sehen, als die, welche festgesetzt wurde. So viel ist gewiß, daß wenn es fertig wird, und Kaulbach an der Malerei nicht scheitert, der Ruhm für Kaulbach, für seinen Meister, für König Ludwig, für München, für Deutschland, für das gegenwärtige Jahrhundert beispieillos sein wird. Möge der Himmel ihm beistehen!" Bei alledem aber ließ der begeisterte Kunstmäcen seinen eigentlichen Auftrag nicht außer Acht, als ob er im Geheimen ahnte, daß das Werk nicht so fortschritte, wie er es wünschte. Unablässig steht ihm das bestellte Bild vor Augen, oessen Vollendung er kaum zu erwarten vermag. Er bittet um Nachricht, ob Kaulbach mit der Farbenskizze zufrieden sei und ob er mit dem großen Bilde den Anfang schon gemacht habe. Am liebsten möchte er recht bald nach München hinüberfliegen und den Künstler nur ein Stündchen an dein Bilde malen sehen können, aber das sei wohl noch zu früh und von den todten Hunnen sei wohl noch keiner auferstanden. Endlich sieht er im Juni 1836 die Hunnen mit so viel Freude und Bewunderung wieder, als wenn er sie noch gar nicht gekannt hätte. Seine anhaltende Beschäftigung mit dem Gegenstande geht so weit, daß er die für Kaulbach bestimmten Briefe in der Folge nicht mehr wie üblich an den Kupferstecher Thäter adressirt, sondern mit der einfachen Aufschrift versieht „Bei den Hunnen zn erfragen." Er wünscht dann selbst zur Vollendung des Uebertuschens des Gemäldes auf kurze Zeit nach München zu kommen und ist ängstlich besorgt, daß keine andere Arbeit die kostbare Zeit den Hunnen entziehen möchte.

I, H2 Hans Müller in Verlin.

Auch wissenschaftlichen Nach läßt er dem jungen Meister zugehen. So schreibt er den 5. Juni 1836: „In Beziehung auf die Gesichtszüge des Attila dürfte Ihnen vielleicht folgende Notiz nicht uninteressant sein. Iornandes in seinein Werke über die Gothen XXXV sagt von ihm:

Der Kopf größer wie gewöhnlich capits FiNnäiori

Kleine Augen minuti8 ouulis

wenige Haare im Barte raru» darb»,

mit weihen Haaren untermischt e»ui» »zpsrguz

Affen-Nase oder Stumpfnase «ino na,«»

Braun im Gesichte oder von der Sonne verbrannt . tetsr eolor«

Auf seinem Gesichte Abkunft gemalt orißiuis »u»« «i^» is^sren».

Betreffend seiner Abkunft ist es nicht unwichtig zu wissen, was die Gothen in ihrem steten Haß gegen die Hunnen erzählen, nämlich: daß sie von den Alraunen oder Hexen der Gothen abstammen, die wegen ihrer bössartigen Zaubereien, auf der Wanderung der Gothen nach dem fchwarzen Meere, von diesen in die Wüste vertrieben wurden, sich dort mit den Geistern der Wüste begatteten und die Hunnen in ihrer scheußlichen Mißgestalt ausbrüteten." Dauernd wacht auch Naczynski darüber, daß sich Kaulbach eine gute Gesundheit bewahrt. Als er erfährt, daß sich der Künstler zu sehr anstrengt und seine Gesundheit darunter leide, fordert er ihn dringend auf, sich zwei Tage in der Woche der frischen Luft oder, wenn schlechtes Wetter fei, einer frühlichen Gesellschaft zu weihen. Ein Amerikaner, der Kaulbach gesehen und von seiner Arbeit ganz cnthusiasmirt sei, habe ihm deswegen geschrieben und auch Andere hätten ihn schon darauf aufmerksam gemacht. „Behüte Sie Gott vor Kränkung und Leiden," ist fast der stete Ausklang seiner Briefe. Auch auf den October 1836 stellt er seinen Besuch in Aussicht und bittet deu Maler, ihm dann ein warmes Quartier zu miethen, Schlafzimmer nebst Salon, Bedientenstube und kleiner Küche, Matratzen, verwahrte Fenster und Thüren, einiges Küchengeschirr auf fünf bis fechs Wochen. Späterhin wiedcrruft er diese Bestellung und will sich mit einem Zimmer im Gasthof begnügen, da er doch nicht lange in München verweilen tonne, vermuthlich well die Cholera daselbst, wenn auch leise, aufgetreten war. Er freut sich sehr ans das Wiedersehen, das sich allerdings verzögert. „Was helfen mir Ihre fetten Hühner" — bemerkt er — „Sie haben gewiß keine guten Kartoffeln, und wenn Sie keine Kartoffeln haben, fo kann ich doch bei Ihnen nicht essen; ich will Ihnen ein paar mitbringen. Mein theuerster Herr Kaulbach, der Anfang dieses Briefes zeigt Ihnen, daß ich übermüthig geworden und wissen Sie, warum ich es geworden? weil mich Ihr freundlicher Brief fchr erstaunt und well ich den Tag nahen sehe, wo ich Sie und unsere Hunnen sammt dem guten Thäter, der sie alle sticht, umarmen werde!" (Lchlu» i°l«t.)

Bibliographie. ^7

„Jungfräulich ist die Natur, primitiv die Menschen! Jahrhunderte alte Bäume, eine lichte verwachsene Vegetation, reichliche, wilde Gewässer, ein rauher Bode», Nachstellung wilder Thiere, ein gleichartiger Wechsel der Naturerscheinungen — kurz, der Mensch verliert sich in dem Ehaos des Reichthums der Erzeugnisse, wird nur von seinem Instinkte belebt, ist in ewigem Kampfe mit Allem und Allen — und vornehmlich gegen seines Gleichen. So ist der schwarze Bewohner Centralafrikas.

Er ist Jäger und Soldat, unbesorgt um Morgen, der Arbeit des Bodens abgeneigt, mit beschränkten Wünschen und wenig Bedürfnissen. Sein Dasein geht in Kämpfen und gegenseitiger Vernichtung auf. Die Kriege führen neue Gröuel des Hasses unter den Stämmen herbei, und dieser, schon durch Ueberlieferung überkommen, wird immer wilder und unversöhnlicher. Das Gefühl der Liebe sür die Kinder während der Jahre der Kindheit und die Achtung der Erwachsenen für die Eltern und die alten Leute ist fast allgemein. Die geistige EntWicklung ist eine rasche und scharf markirte, aber sie lägt rasch nach und beschränkt sich auf den engsten Kreis. Die Leute haben eine ungezügelte Phantasie, eine Lebhaftigkeit, die an Wahnwitz streift. Singen zur Mando-line, tanzen, sich betrinken sind tägliche Beschäftigungen. Tanzend feiert man die Geburten; auch die Todesfälle beklagt man unter Tänzen.

Jede Neuigkeit regt aus; die Neugierde für alles Unbekannte ist lebhaft, auf-reibend. Die Bewunderung für das Schöne ist tiefgeföhlt und wird enthusiastisch an den Tag gelegt. Ei" Schwarzer, der einen Vogel halbtodt von einem Flintenschüsse getroffen herabfallen sah, wollte in dnS Rohr der Waffe schauen; es war ihm der Verdacht gekommen, daß das ein Lager von Vögeln sei und er wollte das Räthsel lösen. Anfänglich gedankenvoll und stutzig geworden, machte er seiner Spannung in lärmender Heiterkeit Luft. Die Eigenschaft des Spiegels, das Bild wiederzugeben, mackt sie staunen, zwingt sie zum Nachdenken und quält sie. Ter Besitz einer Flasche ist für sie Grund berechtigten Stolzes. Bon Natnr aus mißtrauisch, fügen sie sich einer Meinung mehr aus Schlaueit, alz aus innerer Ueberzeugung.

Sie lieben ihre Unabhängigkeit, ja sie sind eifersüchtig auf dieselbe; wenn sie ge-zwungen werden, einer Partei zu folgen, so studiren und spioniren sie, uni schließlich auf Seiten des Stärkeren zu stehen".

Inhaltlich geht das Buch Casatis von seiner Abreise von Mailand im December 1879 aus und reicht bis zur Ankunft der Stanley'schen Expedition an der Ostküste Afrikas. Es ist aus zwei Grünsen später als man wünschte, im Buchhandel erschienen: Der Verfasser, welcher durch König Tschua von Unjoro aller seiner Papiere beraubt worden war, mußte eine» großen Theil seiner Tagebücher aus dem Gedächtnisse her-stellen und wurde außerdem durch die Krankheit seines Freundes Emin Pascha in Sansibar und dann in Kairo durch die ägyptische Regierung, von der er die Aus-zahlung des rückständigen Gebaltes bewirken wollte, fünf Monate lang in Afrika aufge-halten, bevor er sein Vaterland wieder sehen konnte.

Das Buch ist prächtig und künstlerisch ausgestattet. II. ^.

Ferdinand Kerz.

Weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebularhypothesc. Ein Nachtrag. Leipzig und Berlin. Otto Spanier. 1888. 127 und VIII Seiten gr. 8« mit 3 Tafeln. 3.

Zweiter Nachtrag. Ebenda 189«. «6 und IV. Seiten gv. 3°. °«. 1,6«.

Seit einer Reihe von Jahren sucht Ferdinand Kerz in Darmstadt einer von ihm aufgestellten kosmogonischen Theorie Eingang zu schaffe». Er bezeichnet seine Lehre als weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebularhypothesc, also jener bekannten Theorie von der Entstehung unseres Planetensystems aus einer durch ungeheure Sitze gewaltig aus-gedehnten Sonnen'Atmosphäre heiaus. Kerz möchte diese Theorie weitr führen radurch, daß er die Entstehung jener großen Sitze und die Bildung der Planeten sammt ihren Monden u. s. w. ableitet aus dem Sturze einer etwa fünfhundertfachen Erbmasse auf die Sonne. Die einzelnen Theile unseres Planetensystems ergeben zusammengekommen

Nord und Süd.

ctwa das 434fache der Erde: Kerz rundet dies ab auf das Fünfhundertfache der Erde, berechnet, mit welcher Geschwindigkeit diese Masse gegebenen Falls ans die Sonne stürzen muhte und bestimmt die durch de» ZusammenvraU erzeugte Hitze für den in die Sonne stürzenden Körper auf etwa 22U Millionen Celswsgrade. Diese Temperaturerhöhung bewirkt, dasz die sünfhindertfache Eidmasse in Gas übergeführt wird. Das Gas breilet sich im Weltenraume bis jenseits der Neptunbahn aus und geht endlich „in einen äußerst zerdünnten und kalten Zustand" über, welchen Kerz als vierten Aggregatzustand in Vorschlag bringt'). Zugleich aber auch hat diese „Ätebularmasse" eine Drehung von West nach Ost erkalten, weil jener die Erde an Große fünfhundert mal übertreffende Körper die Sonne nicht in der Mitte, fondern auf der westlichen Seite getroffen hat. Es bildet die Nebularmasse ein die Sonne einschließendes Rotationsellipsoid. Von diesem Rotationsellipsoid lösen sich innerhalb der kurzen Zeit von 35 Jahren eine Anzahl von Schalen ab, welche an den Polen der UmdrehungSacdse am dünnsten, in der Gleicherebene am dicksten sind. Jede der Schalen giebt einem Planeten, in einem Falle auch der Gruppe der Planetoiden den Ursprung. Denn indem die Schale» sich ablösen, gewinnen ihre Theile Bewegungen gegen die Aequatorebene hin, sie müssen folglich dort zusammenstoßen und sich zuletzt zu Planeten oder Planetoiden zusammenballen. In ähnlicher Weise leitet Kerz die Bildung der Monde, die Entstehung der Saturnringc u. i. w. ab, ebenso erklärt er aus seiner Hypothese heraus die Erscheinungen der Sternschnuppen Kometen, des Polarlichtes. Zodiacallichtes u. s. m. Kerz ist Dilettant und erklärlicher-weise geneigt, die abfällige Beurtheilung oder die Nichtbeachtung seiner Ansichten seitens der Fachgelehrten der „Zünftelei" in die Schuhe zu schieben. Allein es ist ihm auch jetzt, wo er in der ersten der eingangs genannten Schriften eine mchr wissenschaftlich« Darstellung gegeben hat, nicht gelungen, seine Theorie annehmbar zu machen. Es haften ihr zu viel bedeutende Mängel an, es spricht zu viel erdrückend gegen sie. Damit fällt wohl auch der eigentliche Werth der zweiten Schrift, welche in gemeinverständlicher Behandlung eine Verbreitung der Kerz'schen Lehre „durch die gebildete Laienwccli" bewirken soll. Anklang wird diese Lehre in Laienkreisen vielleicht t finden, denn dort ist man — es sei nur an Falb erinnert — gerade jetzt etwas geneigt, Spekulationen über kosmische Vorgänge Glauben zu schenken, auch wenn diese Speculationcn von der Wissen-schaft als nicht stichhaltig bezeichnet werden müssen. I.r.

-) Also erster Aagrcgotzustand: fest, zweiter: tropfbar fliisstl', dritte goisörmig, dlerter: gakfürmtg, ober änßerst verdünnt und tolt!

Bibliographische Notizen.

Shakesveare'sche Probleme. Plan und Einheit im Hamlet. Von Adolf Gelber. Wien, Carl Konegen.

Die fesselnd und anregend geschriebene Arbeit zeugt von ernstem Strcben nach wirklichem Verständnis; der Hamlettragödic.

Der Verfasser verweilt weder bei Erörte-rung der Vorgeschichte, noch bei der Ge-staltung der Cnaraktere (Beides k,nin ja erst aus den Ernöhnungen nn Drama erkannt werde»!), sondern er achtet auf-merksam auf den Gang der Handlung, wie er Scene vor Scene dem durch keine Vor-urtheile beirrten Zuschauer entgegentritt. Es gelingt ihm vortrefflich, einen

zusammcntiängendcn und an jrder Stelle psychologisch begreiflichen Fortschritt der Handlung nachzuweisen: k, app und klar wird Plan und Zusammenhanq der Tra-gödie dargelegt S. 274. Mit vollem Rechte sieht der Verfasser in der Gebet!-scene (Act III., 3) den bedcutungsollsten Wendevunkt der Handlung, nämlich die Stelle, an welcher der jetzt von der Schuld dcS Königs überzeugte Hamlet wirklich

handeln könnte, aber es unterläßt aus einer von Leidenschaft getrüben und vernunftwidrigen Erwägung: aus dieser Unterlassung entwickelt sich folgerichtig der tragische Fortgang und Ausgang der Handlung. Zur Erreichung des vollen Verständnisses malt der Verfasser sich den Fall aus, daß Hamlet in dieser Scene nicht zurückgewichen wäre, sondern heroisch gehandelt hätte, und erörtert dabei auch die Möglichkeit, daß er nicht in gerechtem heroischen Hasse den König getödet, sondern in gerechter heroischer Milde (I. 271) ihn zur thätigen Reue emporgeführt und in ein Kloster geschickt hätte.

Bibliographische Notizen.

Diese Ausführung ist natürlich nur! hypothetisch und durch kein Wort des wirklichen Hamlet veranlaßt: wo freilich in den schön gestrichenen Reden S. 263 und 264 die Dichtung von William Shakespeare aufhört und die von Adolf Gelber beginnt, das kann der nicht ganz shaleSpearefeste Leser nur mit einiger Mühe erkennen. Wir hoffen aber in der That, daß die Schrift viel zur richtigen Würdigung der Hamlettragödie als eines einheitlichen Kunstwerkes beitragen wird. Lehrreich ist auch — wenn wir noch einige Einzelheiten hervorheben sollen — die Hinweisung auf die dem englischen Publikum Shakespeares noch in klarer Erinnerung lebenden Vorgänge aus der Geschichte der Maria Stuart S. 82 ff., sowie die für manche Kritiker noch nicht überflüssige Erinnerung an den religiösen Standpunkt der Zuschauer, welche den Hamlet zueist auf der Bühne sahen

Josef Lewinsky, selbst ein bedeutender Schauspieler, hat der Schrift Gelbers eine empfehlende Begleitirtheilung ans den Weg gegeben. är

Heinrich Arel. Ein elsässischer Roman von L. Spach, Deutsch bearbeitet von Hermann Ludwig. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt

L. Spach hatte diesen Roman 1831 in französischer Sprache unter dem Pseudonym Louis Lavater in Paris erscheinen lassen. Das Buch machte damals Aufsehen durch die Kühnheit, mit welcher der Verfasser wirkliche Ereignisse verwerthete, wie durch die Offenheit, mit welcher er intime Vorgänge des ehelichen Lebens darlegte und durch die Unbefangenheit, mit welcher er Pariser Sittenzustände besprach. Tann aber wurde der Roman vergessen! der Verfasser selbst, der noch eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit entsaltete, und zwar gegen das Ende seines Lebens mit immer entschiedenerer Hinneigung zum deutschen Wesen, besaß kein Exemplar; Niemand in Straßburg kannte den Roman mehr. Es war Wilhelm Scherer, welcher bald nach seiner Uebersiedelung nach Straßburg, 1873. durch eine gründliche und feinsinnige Besprechung (wieder abgedruckt in seinen „Vorträgen und Aussätzen“) die Aufmerksamkeit von Neuem auf das bereits verschollene Buch lenkte. Jetzt wird es zum ersten Male in deutscher Bearbeitung von H. Ludwig (v. Jan) dem Publikum dargeboten.

Im literarhistorischen Interesse können wir dem Herausgeber dankbar sein. Es

ist für seine Zeit und sein Ursprungsland sehr charakteristisch, dieses Jugenowerk eines talentvollen Schrifstellers, der neben der stets bewachten Liebe, zu seiner elsässischen Heimat eine Mittelstellung zwischen deutscher und französischer Bildung erkennen läßt und der einerseits unter dem Einflusse von George Sand steht, andererseits Goethes „Wahlverwandtschaften“ in bedeutungsvollen Zügen nachahmt. Eine andere Frage aber ist es, ob das Buch durch seinen bleibenden ästhetischen Werth diese Wiederbelebung verdient hat. Gewiß sind alle Charaktere scharf gezeichnet und — abgesehen von einigen Uebertreibungen — lebensvoll und in sich consequent dargestellt: der glatte Wellmann und gewissenlose Genusmensch Wangenheim; sein Compagnon, der elsässische Fabrikant; zwei junge Frauen, die eine von ihrem Gatten nicht verstanden, die andere von dem ihrigen in der bedenklichsten Weise für seine Zwecke als Werkzeug gebraucht; der lutherische Landpastor und die anderen Nebenpersonen. Aber die Konflikte, welche in Bezug auf die religiöse, gesellschaftliche, eheliche Gemeinschaft zwischen diesen Personen entstehen und die Handlung des Romans bestimmen, wirken uns ganz fremdartig an; für uns würde auf der einen Seite etwas mehr Zutrauen und Verständigkeit, aus der anderen etwas weniger zwecklose Schurkerei und etwas weniger Beschränktheit in solchen Kreisen selbstverständlich sein, und dann würden alle die furchtbaren und sittlich verletzenden Endergebnisse der Handlung vermieden werden. Einen großen Genuß wird den heutigen Lesern die Lectüre dieses Buches schwerlich bereiten. Die meisten werden den Roman ebenso unbefriedigt bei Seite legen, wie dies wahrscheinlich mit einem großen Theile unserer heutigen französischen Romane und Novellen der Fall sein wird, wenn diesen nach weiteren 50 Jahren eine neue Ausgabe beschieden sein sollte. 0.

Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen von Adolf Pichler. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1894.

Das neueste poetische Erzeugniß des greisen Dichters, das uns hier beschäftigt, spiegelt eine Charaktereigenschaft wieder, die Jeder, der ihn kennt, schon längst an ihm schätzen gelernt hat, und die ihn dem Herzen des Lesers immer wieder auf's Neue näher bringt, das ist die innige Liebe zur Heimat. Pichler liebt seine Tiroler

150 Nord!

nd Süd.

Berge von ganzer Seele, und ob nun seine poetischen Geschichten auf der deutschen oder auf der welschen Seite sich abspielen, immer merkt man, daß sein Herz dabei ist. Und weil er die Leute, welche er schildert, in ihren Anschauungen und Lebensgewohnheiten so genau kennt, weil er mit ihnen empfindet und denkt, so sind sie auch alle lebensvoll und lebenswahr. Der Leser sieht sie in Fleisch und Blut vor sich stehen und weiß sich sofort in ihre Gedanken und Gefühle hineinzufinden. Und darin eben besteht die Fähigkeit des echten Dichters.

Gestalten wie „Fra Serafico“ und der «Zaggler Franz» gehören zu dem Besten, was die moderne Epik geschaffen und gestaltet hat. Aber nicht nur moderne Figuren gelingen ihm, die er mit kräftigen Umrissen zu zeichnen, und an deren sorgfältigen Ausgestaltung er sein feines Charakterisierungstalent zu messen versteht, auch Balladenstoffe weiß er meisterlich zu verarbeiten, wie in „der ewige Jude“, „der Tod des großen Pan“; und zuweilen schlägt er auch lyrische Töne an, die in ihrer Einfachheit, Frische und unverfälschten Natürlichkeit wiederum zum Besten gehören, was die poetische Sintfluth seit Langem auf den Büchermarkt geschwemmt hat. Gedichtbücher fliegendem bedauerenswerthen Kritiker heutzutage buchstäblich dutzendweise zu, aber es ist wirklich niederdrückend, zusehen, wie dreist die absolute Unfähigkeit sich überall vordrängt und ihren Schund durch den Druck zu verewigen trachtet. Da ist es denn eine wahre Erholung, wenn man nach zwanzig solcher lyrischen Sündenregister endlich wieder einmal auf ein Buch stößt, wie Pichlers „Neue Marksteine“. Dies sei unfern Lesern auf's Wärmste zur Lectüre und besonders zum Ankauf empfohlen.

Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hoffmann. 3 Bde. Berlin, Gebr. Paetel.

Der Roman versetzt uns in das westpreußische Städtchen Marienburg und in die Zeit des russischen Krieges von 1812. Der Aufschwung gegen die französische Uebermacht bereitet sich vor, und sein stärkster Hebel ist der Kant'sche Pflichtbegriff, der in preußischen Gemüthern zur treibenden Macht geworden ist — sowohl bei dem Widerstande gegen die Fremdherrschaft, als bei der Gestaltung ihres persönlichen Lebens. Tieses Grundthema erscheint mannigfach variirt in den im Romane zusammengeführten Personen; häufig schimmert durch den Ernst der dar-

gestellten Lebenskämpfe die Komik des Widerstreites hindurch, welche sich beim Zusammentreffen der idealistisch - Philosophischen Geistesrichtung starrer Naturen mit den Gewohnheiten und Anforderungen der Wirklichkeit ergibt. In diesen Partien des Romans zeigt Hans Hofsmann von Neuem feine Meisterschaft als Humorist; die Darstellung des Titelhelden erinnert an die plastische Komik von Cervantes und auch ein Sancho Pansa in Gestalt eines emeritirten Küsters fehlt diesem Don Quixote nicht. Auf eine Analyse der reichen Handlung des Romans sowie auf eingehende Schilderung der durchweg scharf gezeichneten Charaktere müssen wir hier verzichten. Im meisten aus dem Geiste jener Zeit heraus sind wohl die Frauencharaktere gestaltet, während es bei den männlichen Figuren an übertriebenen, ja an Karrikatur steifenden Zügen nicht fehlt. Der Charakter des Physikers bietet — auch abgesehen von der Frage, ob ein solcher Arzt um 1812 in dem Landstädtchen j an der Nogat denkbar sei — selbst dem aufmerksamen Leser ein nicht ganz leicht zu lösendes Räthsel. Aber originelle Gestaltungskraft und die Gabe anziehender Darstellung hat der Verfasser von Neuem glänzend bewährt. Auch locale und provinzielle Züge sind mit geschickter und kundiger Hand angebracht. 0.

Die beiden Fiedler. Roman aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges von Peter Philipp. Wien, C. Konegen. Leben, Liebe» und Kämpfen zweier fahrenden Spielleute und Sänger — von denen der eine, Felix, mit dem Ritter der Wagner'schen „Meistersinger" manche Züge gemein hat — in der bewegten Zeit zu Anfang des 18. Jahrhunderts bildet den Gegenstand der fesselnd geschriebenen Erzählung. Auch die saubere und gefällige Ausstattung und der correcte Druck ist lobend anzuerkennen. 0.

Harte Herzen. Zwei Erzählungen von Anton Freiherrn von Perfall. Cens. — Raßenkampf. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Das vorliegende Buch ist ein be- redtes Beispiel dafür, wohin ein Schrift- steller von ansehnlicher Begabung und ur- sprünglich eigener Physiognomie kommen kann, wenn er nicht seinem Talente und seinem künstlerischen Gewissen folgt, son-

Bibliographische Notizen.

15!.

dem dem verdorbenen Geschmack des flachköpfigen, weichherzigen und kraftlosen Haupttrosses der großen Lesewelt zu Liebe sich zu Concessionen herbeiläßt, die offenbar seiner eigenen Ueberzeugung ebenso sehr entgegen sind, als den unantastbaren Regeln der Kunst.

Das erste der beiden in dem Buche enthaltenen Stücke, Cens, eine Erzählung aus dem bayrischen Hochlande, verdiente ein groß angelegtes und mit Meisterhand ausgeführtes Kunstwerk genannt zu werden, wenn der Verfasser durch den Schluß nicht das Ganze verdorben hätte. Die Erzählung schildert einen tragischen Conflict im bäuerlichen Leben. Die Charaktere sind mit großem Scharfblick erkannt und so treu und »aturwahr gezeichnet, so lebendig beseelt, daß die Illusion den Leser niemals freiläßt, daß er sich vielmehr mitten unter diese oberbayrischen Bauern versetzt fühlt, mit ihnen empfindet und denkt, sich freut und leidet.

Und diesen schönen Erfolg der Erzählerkunst hat der Verfasser mit eigener Hand zu Nichte gemacht, indem er dem Conflict nicht den von selbst sich ergebenden, einzig möglichen Ausgang ließ, sondern einen widerlich sentimentalen Familiendlätterschluß daran setzte, der sich etwa ausnimmt, wie ein Puppenkopf auf einer Apollostatue.

Der deutschen Familienmutter und ihrer höheren Tochter wird dies wahrscheinlich gefallen; wer aber nur einen Funken künstlerischen Verständnisses besitzt, wird sich angewidert davon abwenden.

— Das zweite Stück. „Raßenkampf“, eine Erzählung aus der kalifornischen Goldzeit, steht durchweg nicht auf der Höhe des ersten. Es führt dem Leser eine Reihe Bilder aus dem kalifornischen Trapper- und Goldsucherleben vor Augen, die allerdings zum Theil ein lebhaftes Kolorit aufweisen und von warmer Naturempfindung zeugen, aber die darin auftretenden Menschen haben doch so wenig Ursprüngliches, ihre Beziehungen zu einander sind auch hier wieder theilweise so von weichlicher Sentimentalität durchdrungen, daß man sich nicht in ein halbwildes Land, sondern in ein deutsches Rührstück mit kalifornischen Decorationen versetzt wähnt. Wir vermeiden es sonst gern, bei der kritischen Würdigung eines Buches, eine Parallele zu den Werken anderer Autoren zu ziehen, aber gerade bei dem Bestreben Verfalls, die exotische

Scenerie mit besonders grellen Farben zu malen, wird der Leser unwillkürlich an Bret Hartes unvergleichliche Erzählungen erinnert, die ohne großen Apparat mit ungesuchter Einfachheit ihn die kalifornische Landschaft so lebendig vor Augen zu stellen wissen, wie das Bild einer heimatlichen Gegend. Auf die Bret Hartesche Meisterschaft, mit wenigen Strichen einen Charakter scharf zu zeichnen, wollen wir hier gar nicht kommen, Das wäre zu grausam gegen den deutschen Autor. !',-(!.

Ideale und Jrrthümer. Jugenderinnerungen von Karl v. Hase. Vierter Abdruck.

Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte von Karl v. Hase. Zweiter Abdruck. Leipzig, Breitkopf K Härtel.

Wie von dem gewaltigen katholischen Theologen Döllinger eine Reihe bedeutungsvoller Essays („Akademische Vorträge.“ München, L. H. Beck) auch dem weiteren Publicum mit Recht zugänglich gemacht worden sind, so bietet auch von dem großen protestantischen Kirchenhistoriker Karl von Hase dieselbe Verlagshandlung, bei der seine wichtigsten wissenschaftlichen Werke erschienen, dem Kreise aller Gebildeten zwei herzerfreuende Gaben.

DaS erste, schon bei Hases Lebzeiten erschienene Buch enthält höchst anziehende Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, aus dem Leben des Schülers und später des Leipziger und Erlanger Studenten, der noch als Tübinger Privatdocent wegen der früheren Theilnahme an den burschenschaftlichen Bestrebungen — die kaum Jemand edler und jugendfrischer erfaßt hatte als er — auf den Hohenasperg wandern mußte: sodann aus dem Streben und Wirken des sächsischen Gelehrten bis zur rühmlichen Berufung nach Jena (1830), wo er fast 60 Jahre in schönster Wirksamkeit verleben sollte.

DaS zweite Buch ergänzt inhaltlich das erste, indem es die Eindrücke einer 1829 gemachten Reise nach Italien in Briefen an die schon damals gewonnene, aber nach Klopstocks Art als »die künftige Geliebte« bezeichnete Braut und spätere Gattin widerspiegelt. Diese Briefe waren auf den Wunsch der Betheiligten bei ihren Lebzeiten ungedruckt geblieben und erst 1830 von dem Sohne des Verfassers veröffentlicht: es scheint jetzt bereits im zweiten Abdruck. In der That haben diese Reisebriefe, in denen der vielseitige

Nord und Süd.

und hochgebildete Mann das in Natur, Kunst und Volksleben von Italien Geschauter der verständnißvollen Freundin schildert, einen bleibenden Werth: sie bilden ein würdiges Gegenstück zu den jetzt leider fast vergessenen Briefen Herders an Caroline Flachsland, seine Braut und spätere Gattin.

Ein treffliche« Bildnis, Hase» aus dem Beginn der Jenaer Zeit schmückt das erste, die Nachbildung eines Portraits von Pauline Härtel aus dem Jahre 1830 das zweite Buch. r.

Naturgeschichte des Teufels, von A. Graf. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. med. N. Teuscher. Jena, Herrm. Costenoble.

Der Teufel ist ein so wichtiger und bedeutsamer Factor in der Geschichte der Entwicklung unserer Cultur, daß es sehr verwunderlich erscheint, wie nicht schon längst Jemand auf den Gedanken verfallen» konnte, ihm ein besonderes Studium zu widmen. Zwar haben sich alle Cultur« Historiker mehr oder minder mit ihm zu beschäftigen gehabt, — Gustav Freytag z. B. widmet ihm in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" ein eigenes Capitel, — aber seine vollständige „Naturgeschichte" zu schreiben, ist doch bisher noch Niemandem eingefallen. Und doch fällt dieselbe mit der allgemeinen Kulturgeschichte fast zusammen. Das Unternehmen des Verfassers war daher ebenso schwierig wie umfangreich. Er hat es aber vollständig zu bewältigen verstanden und ein äußerst schätzbares Werk geliefert. Daß er sein Buch nicht in der trockenen Manier gelehrter Forschung geschrieben, sondern einen frischen Erzählton angeschlagen und auch den Humor hat mitsprechen lassen, scheint uns ein ganz besonders rühmenswürdiger Vorzug, zumal da dadurch der wissenschaftlichen Werthe und der historischen Vollständigkeit kein Eintrag geschehen ist. Er theilt die Geschichte des Teufels von seinem Ursprung an mit, charakterisirt seine Persönlichkeit, classificirt die verschiedenen Teufel »ach ihrem Aufenthalt, ihrem Rang und ihren besonderen Eigenschaften, beleuchtet die mannigfaltigen Aufgaben, Beschäftigungen und Liebhabereien des Teufels von ihrer ernsten und heiteren Seite, kommt auf seine Familienverhältnisse zu sprechen, widmet ein besonderes Capitel den Teufelspacten, ein anderes der Zauberei, und zwei der eingehenden Beschrei-

bung der Hölle, und schlicht, nachdem er sich eingehend mit den Niederlagen des Teufels befaßt und dieselben durch viele Beispiele aus Geschichte, Sage und Legende illustriert hat, seine Geschichte mit dem Ende des Teufels ab, das demselben nach einem langen, geschäftigen und unruhigen Leben die Wissenschaft endlich bereitet hat. Das Buch zeugt von erstaunlichen Kenntnissen und einem wahren Bienenfleiß des Verfassers. Trotz seines unbestreitbaren wissenschaftlichen Werthes ist es doch weit davon entfernt, sich als wissenschaftliche Abhandlung zu geben. Es ist populär gefaßt und von der ersten bis zur letzten Seite äußerst fesselnd geschrieben, sodah der Wunsch, den der Verfasser in der Einleitung ausspricht, es möge ohne Anstrengung, aber nicht ohne Wohlgefallen gelesen werden, zweifellos in Erfüllung gehen wird. I'-(i.

Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Aelteivats 1752 bis 1773. Herausgegeben von Helene v. Hülsen. Berlin, Gebr. Paetel.

Biographische Aufzeichnungen und Briefe, welche in die Lebensführung und Denkweise eines Offiziers der Friedericilluischn Armee interessante Einblicke eröffnen. ?.

Mein Onkel Benjamin. Von Claude Tillier. Deutsche Ausgabe von Ludwig Pfau. Stuttgart. Niegersche Verlagsbuchhandlung.

Dieses Buch gehört zu den Schätzen der Weltliteratur, es wird sobald nicht veralten, und überall, wo Sinn für echten, gediegenen Humor vorhanden ist, willkommen heißen werden. Was unserer modernsten Literatur so sehr abgeht und sie so unerquicklich erscheinen läßt — der Mangel einer großen Persönlichkeit, die aus dem Kunstwerke selbst zu dem Leser spricht, hier ist sie vorhanden. Auf jeder Seite des Buches spüren wir den Hauch der großen Seele des Verfassers. Sein Humor ist von einer Tiefe »und Weite der Gesichtskreise«, wie wir ihn bei einem Franzosen selten antreffen. Ein kurzes Leben voll Kummer und Entbehrung, das dem Dichter beschieden war, hat seinen Charakter nicht gebeugt, sondern gestählt und zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen der französischen Literatur werden lassen. Das Buch ist zu bekannt, als daß wir hier näher auf seinen Inhalt einzugehen brauchten. Bemerkt sei nur

noch, daß es von Ludwig Pfau vorzüglich übersetzt und mit einer vortrefflichen biographischen Einleitung versehen worden ist. Die äußere Ausstattung ist sehr geschmackvoll und entspricht dem gediegenen Inhalte de« Buches. e,

Verse. Bon Theodor Suse. Berlin,

A. Asher K Comp.

Es ist eine wahre Freude für den Recensenten, wenn er unter der giofzen Zahl von Bänden lyrischer Dichtungen, die alljährlick auf den Büchermarkt gebracht werden, endlich einmal ein Buch findet, daS ihn fesselt, das ihn nicht losläßt, das er lesen mufz von Anfang bis zu Ende. „Verse“ betitelt der neue Dichter bescheiden seinen stattlichen Band, der mehr enthält, als Berse, nämlich Gedichte und zum Theil sehr gute Gedichte. Man sieht eS dem jungen Dichter zwar noch an, aus welcher Schule er kommt, viele seiner Gedichte tragen deutlich den Stempel des Meisters, er ist die Bahn gegangen, welche folgende Namen bezeicknet: Goethe, Uhland, Eichendorff, Heine, Lcnau, Mörike, Storm, und gerave seine selbständigen Gedichte beweisen, das; es die rechte Bahn gewesen, die er eingeschlagen hat. Ter echte Lyriker soll uriS in seine Stimmung zwingen; wie er eS thut, daS ist ein ewige« RSthsel, daS auch der gelehrteste Aesthetiker niemals ergründen wird. Wir wissen nicht, warum die einfachsten Vierzeilen mitunter die zartesten Saiten unserer Seele berühren und erklingen machen: wir wissen nicht, warum gerade diese Zusammenstellung von Worten, die wie zufällig aussieht, uns?o mächtig ergreift; wir wissen nur, dak es eben ein Dichter sein mufz, der dieses Zaubers fähig ist, der die Wünschelruthe besitzt, von welcher Eichendorff singt:
»Schläft ein Lied in ollen Dingen,
Die da träumen kort und fort.
Und die Welt hebt an zu singen.
Triffst Du nur da? Zauberwort,“
Theodor Suse besitzt diese Wünschelruthe sicherlich und er wird sie hoffentlich mit immer größerer Meisterschaft zur Anwendung bringen sobald er sich ganz aus sich selbst verlaßt. Nicht selten begegnen wir in seinen Gedichten noch Wendungen, die fast wörtlich dem Einen oder dem Anderen der oben genau, ten Dichter angehören, ohne daß eS mir hierbei einfiele mit dieser Bemerkung den Vorwurf des Plagiats zu erheben. Dergleichen ist nur zu natürlich und läßt sich in Storm's Gedichten ebenso nachweisen wie in denen seiner großen Vorgänger.

Fragen wir nach den Gegenständen,
die Suse besingt, so müssen wir sagen,
es sind dieselben, welche alle echten Lyriker
besungen haben und die sie auch in Zu-
kunft immer besingen werden, d. h. Alles,
was Menschenherz bewegt. Er sagt es in
seinem schönen Widmungsgedicht selbst, wovon
sein Buch miedertönt:

„Ei tiint nur von den ewig alten Dingen,
Die blichen und vergeh,, und wieder blühen
Und erst bei dem dereinstigen Verglühen
Der Sonne sich z» Gott hiniiderschw ngen."

Dazu ist er ein Meister der Form,
die er in den verschiedensten Gattungen
handhabt. Wir setzen statt jeder weiteren
Kritik — indem wir dem Leser rathen,
das Buch selbst in die Hand zu nehmen
— eines der kleineren Gedichte zur Probe
hierher:

Nur leine Worte, dasz der Traum »erweht —
Sineilig stumme» Ancinanderichmiegen,
Da« ist die Sprache die da« Herz versieht!
Das andre sind nur kalte, blaff: Lüge».
Wer weiß noch morgen, wo» er heute sagt.
Und wer noch Heu,', wo» gestern er gesprochen?
Den Ectwur, den hcuie Diine Lippe wagi,
Hot morgcn Lust schon oder Eclam gebrochen.
Doch wa» die Hände kosend mir vertraut.
Der Lippen he,Ke, Aufeinanderpressen,
Der Glanz, der feucht „»» Deinen Augen blaut —
Da» redet mehr und da» wird nicht vergessen . . .
Und dann: kennst Du den Grund der Majestät,
Der >w'gen Anmuth, die dem Marmor eigen?
S» lebt. Du fühlst es — doch den Mund umweht
Ein Hauch von lies geheimnifzvollem Eckwciaen.
Die Früchte der Bildung. Lustspiel in
vier Aufzüge» von LeoNikolajewitsch
Tolstoj. Genehmigte Ilevertragung von
Raphael Löwenfelo. Berlin, Richard
Wilhelmi.

Dieses neuste dramatische Werk des
großen russischen Dichters zeigt ihn noch
im Vollbesitze seiner poetischen Kraft, Die
Vorzüge Tolstojs, seine wunderbare Gabe
der Menschendarstellung, seine Fähigkeit zu
charakterisirc», so daß man die geschilderten
Menschen lebhaftig vor sich sieht, daß sich
uns die geheimsten Regungen ihres Innern
offenbaren, tritt in dem vorliegenden Lust-
spiele wieder glänzend zu Tage. Es ist
eine Satire auf den Spiritismus, und in-
sofern der Titel des Stückes eigentlich nicht
richtig gewählt.' Denn wenn der Spiritis-
mus auch vornehmlich in den Höberen
Ständen Eingang gesungen hat, so ist er
doch keineswegs als eine Frucht der Bildung
und Aufklärung anzusehen, deren nach-
theilige Folgen der Dichter in seinen letzten
Schriften nachzuweisen versucht. Sehen

Nord und Süd,
wir aber ganz von der Tendenz ab, die
den Dichter zur Abfassung des Stückes
bewogen haben mag, so müsse« wir zu-
geben, dasz wir es mit einem hervorragenden
Eczeugnid der komischen Muse zu thun
haben. Namentlich das niedere Volk, die
Bauern und die Dienerschaft, sind dem
Dichter vortrefflich gelungen; ihre Schilde-
rung nimmt auch den breitesten Raum in
dem Lustspiele ein. Man muß sich nur
wundern, daß Tolstoj bei der ländlichen
Beschäftigung, der er sich jetzt haupt-
sächlich hingiebt, noch Zeit und Kraft
hat zu einem so feinen poetischen
Die Uebersetzung von Raphael
seid, einem der gewiegtesten Ken-
nischen Sprache und Literatur,
wie ein Original und verspricht
für die Gesamtausgabe von
Werken, die Löwenfeld ver-
eint, auf welche wir später ausführlich
kommen.
Usrius, vm, ^, Ivliisonnei-, I8g>, U«kl 2^ »,
va> ieotrem, LuKmi» UrW», 2u ^tl,,<i>«! vsitsr«
UldllnllieK <Ier «e»»n>mt Utters,,r 4e» In uncl
^«!>I>i>leü >», 4Z7»4M.: ^Ikred «,»u«r, Usluck»
?I>ul täiclisn. ^I>llä« I Msr, ilvin Vn^sl
«cknsicksixsslls«, »»II«, U, UsittlsI,
v»rnem»»n, >V,, ?!>tl>>!In>»cns SsZick!» ilit
LriieKe, L,, LcdSviwit nnck 1^>dl»r nisnscil-
vrn>m«»>>, R,, I>»x Vodiseuin, Usulscne »utoris.
ll>i>erllve, ii,,^I1«r Küni« ^von 8i«n Illn^tr,
vor «Irr^ctorilleKe »au»K>lt <Ier ilentieko»
Ursvi», 1891, .«»i?,^Ssrl!n, Ilsrin. r>st I,
Lodeiikelck, U,, LU»»t«tK von I,'nlsI>rn, liausi-sn,?!
«eltrr, II,, >'r, V, Vobsr/ cksr Uicktsr vnn
^vin»n, n, "K'
I^I^ner, 0, v,, ,»«8 bis 1»«. «»il»!» Urir» nus
^r»u»»n4. Uorli«, rr»u«iiell«r ^

I, s. I^sii^ig, I">, V, (Zru,,««,
ll»r«r, L., II,i,II Ku«K cksr ^strol >s>s,
ZllolKe, R,, U e Ii«v«U,tion iQ >!«r dilch
^utaris,^ Ucbors. Äit IS«
und 4 Lnitsnbsilnzsn, llvksrnn« S, w, M»
>an»K,I, 8t, v,, L«rl sin ,
ItoKII^nsKz, V,, vsdsr iüin^sr unä Singsn.'
üencilele» ^eurlek, O v,, ^ns cksin
üek»ebe>,' 0., ^u""^Ir vsilin, LtiU«
ScKüaorun«»», Lit SOS Illusrr, ijsrlj^L,
Stillte, Ullcker u»4 I.,ck>cd>klei> »n» »Um 1
I8SI, L, Wri^K, ^, I^uiVncic.
«troelier, K,, ?»Wilis ^vinp», I!om»n,
«lcker, R,, vi« IZ?d»näll,,g «er X«
Iziirt, Otto V«is?rt,
Vledmii»», 1^> ai», ^liUtsr äe^r '^'^^
ff«!>Uei>, v,, vis KUKIs Llonci»,
Liirendilil, A««i LDicks, lüngsl Korn»!
««Wl>n - IZivw,,K>>K, VII, ^»jii«, L»nä I

llir üdsr l »g^)ri8in»I-IIWstr,, » Kar«»I
1 kwxiMvwssl, llsnznne 7—», Uim
Vsri»^»ust»ir (vorm. ^, RicKwr),

W
^ 1891«. k'risoks 1891sr,

liKl briiiii . <K «
?«>«»q«lIi. 47 »
Z9' .

MsMMni>imii,,,,,,,,,immi,ii,ii,iM
derleke» 6urcK <jie

l.öds> 8«Kott>änäsi'. Kai-lsdsli l/sskmsn
sovie clurck
älle jünml väszer-IIAlijllliFei!, ^Möllen unil öroFiiistkn.
Usbei-ssslsons Vopot8 in «sn gröS8tsn 8Mtsn slIsi' Wslttnsils

(^ .KrtK^I, R.Kein-?reu8sen) betrug an ?Is,sOken unä

Krüzen:—

16,322,000 in 1839, .

17,670,000 „ 1390. 5

/«^//SL'i?// (7^«^^/^

1^ II^IIIL, 20. ^//^^ I

1^ ^I1I_I_>^«I8 MK/I^^V,

EMPTY

Inhalt.
 John Paulsen in Kopenhagen.
 Frau Tarsen's Sohn, Erzählung 5 55
 Josef Schuhmann in Rom.
 Giuseppe Gioacchini« Belli. Ein römischer Dialektdichter I.7H
 Julius Lindau in Berlin.
 Ferdinand Lassalle's Tagebuch, II I.3H
 Hans Müller in Berlin.
 Raulbachs Kuznenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen
 Raczyński. (Schluß)... I 21.2
 Adalbert Zernehardt in Hamburg.
 Literarisches Märchen 25H
 Hermann Sudermann in Berlin.
 Im Volksgarten 2^
 Georg Irmer in Hannover.
 Die dramatische Behandlung des Wallensteinstoffes vor Schiller., 2H3
 Julius Jettre in Berlin.
 Christus am Kreuz, Novelle 262
 Klemens Sokal in Wien.
 Ein moderner Heldensang. „I. «Geit" von Emile Zola 270
 Bibliographie 27s
 Hauffs Werke, (Mit Zuluftattonen) — I« N, Tolstoj', Gesammelte Werke. —
 Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel, — Herzog Albrecht von Preußen.
 Bibliographische Notizen 233
 Hierzu ein Portrait von Hermann Sudermann.
 Radierung von Ludwig Kühn in Nürnberg.
 „Nörd und Süd" erscheint am Anfang jeder, Monat in Heften mit je einer «Inhaltsbeilage,
 — Preis pro Quartal (2 Hefte) 6 Mark. —
 Alle Verhandlungen und Änderungen nehmen jederzeit Stellung an.
 Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Mord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
 richten an die
 Redaktion von „Mord und Süd" Breslau.
 Siebenhufenerstr. 2/2.
 Beilagen zu diesem Heft
 von
 Benlag Fanfalt («km. I. A. Richter») in Hamburg, Sammlung gemeinverständlich« Wissenschaft.

EMPTY

EMPTY

EMPTY

Nord und Süd.
(Line deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
Paul Lindau.
I.VII. Band. 1870. Heft 70.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

EMPTY

Frau Larsen's öhnh.

«Erzählung.

von

Ingeborg Vang.

— Kopenhagen. —

«Nur eine autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Dr. Vang.

Sie war nur eine Handelsfrau; sie verkaufte Äpfel, Kuchen und

Fruchtzucker. Sommers und Winters, in strömendem Regen, in

Sonnengluth und Schneetreiben saß sie mit ihren Körben auf

demselben Platz draußen vor dem Theater, durch eine vorspringende Wand

ein wenig geschützt.

„Schnuff-Bolette“ nannten sie die Gassenjungen, da sie fleißig aus ihrer

Dose ein Pritschen nahm — aber anständige Leute redeten sie Frau Larsen

an. Das war ihr richtiger Name.

Im Sommer trug sie ein verschossenes, carrirtes Sitzkleid, eine schmutzige,

schwarze Schürze und einen runden Hut, welcher dem der Frauen von

Amager*) ähnelte. Im Winter war ihre Kleidung noch merkwürdiger. Dann

hatte sie große, mit Stroh gefütterte Holzpantoffeln auf den Füßen und war

in die verschiedenartigsten Kleidungsstücke und alte Lumpen so eingehüllt,

daß man kaum die Spitze ihrer rothen erfrorenen Nase entdecken konnte.

Sie erinnerte in ihrer soliden Verpackung an den kupferrothen Kaffeekessel

an ihrer Seite, welcher dicht in Lappen eingewickelt war, um warm erhalten

zu werden.

In ihrer Winterkleidung ähnelte sie übrigens mehr einem Manne, als

*) Insel gegenüber Kopenhagen mit reichem Gemüsebau.

11»

^56 John f>aulsen in Kopenhagen,
einer Frau. Unter dem dicken, grauen, um den Leib geknüpften Langshawl,
über dem umfangreichen Friesrock, trug sie eine alte, blaue Duffeljacke, welche
ihrer verstorbenen Eehälfte gehört hatte, um den Hals ein großes, buntes
wollene« Tuch, so wie es die Seeleute trage», und ihre mystische Kopfbe-
deckung mit Kinnschutz und Qhrenbinde hatte die Form eines Helms.
Ihre Stimme Hang heiser und wurde von Husten unterbrochen. Ihr
Gesicht war grob und kräftig und von jenem blaurothen Kolorit, welches den
Droschkenlutschern eigenthümlich ist, die bei jedem Vetter im Freien thätig
sind. Die grauen, etwas hervorstehenden Augen zeichneten sich auch nicht
gerade durch Schönheit aus — aber der Blick in ihnen überraschte durch
eine milde Gutmüthigkeit.
Diese Frau mußte ein weiches Herz haben.
Sie wäre „scheußlich“, meinten die Gassenjungen, eine richtige Eule —
und plagten sie auch nach besten Kräften. So wußten sie, daß sie nicht gut
höreu könne. Wenn sie an ihren Körben vorbeikamen, blieben sie also stehen,
zeigten auf die Aepfel und fragten: „Was ist die Uhr?“ — „Zwei für
einen Schilling,“ antwortete sie. Dann lachten die kleinen Schelme aus vollem
Halse und liefen davon, ohne etwas zu taufen.
Aber Fran Larfen ließ sich durch ihre Neckereien wenig anfechten.
Sie wurde nicht böse. Mit einem Lächeln, welches nachsichtig und gut
wie das einer Mutter war, sah sie ihnen nach — und nahm ruhig eine Prieße
Schnupftabak.
Sie hatte selbst einen Sohn — aber das wußten ihre langbeinigen
Plagegeister nicht — einen einzigen Sohn, welchen sie vergötterte. Wenn
sie geduldig die Unverschämtheit der Gassenjungen ertrug, wenn sie dasitze»
und in Schneetreiben und Wintertälte mild lächeln konnte, dann kam es daher,
daß ihr Mutterherz wann und getreu war. Sie dachte stets an ihren lieben
Jens Christian.
Wenn er es nur gut hatte und in der Welt vorwärts kam, dann mochten
sie ruhig mit Fiugern auf sie zeigen und sie die „Schnupf-Bolette“ nennen.
Leider machte ihr der Sohn bereits Sorge — aber er blieb ihr dennoch
gleich theuer.
Er war Contorist in einem „feinen“ Geschäft, aber was hatte sie nicht
durchzumachen gehabt, bis er es so weit gebracht hatte.
Der Vater starb, als Jens Christian acht Jahre alt war. Er war
Reifschlängergeselle gewesen. Die Wittve blieb jedoch nicht mit ganz leeren
Händen zurück. Der Mann hinterließ ein unansehnliches Holzhäuschen mit
einigen kleinen, schiefen Stufen. Das Erdgeschoß vermietete Frau Larsen,
und sie selbst bewohnte den Bodenraum, auf welchem sich zwei kleine Kammern
mit schrägem Dach befanden. Die Miethe, welche ihr die Zimmer einbrachten,
in Verbindung mit ihrem einträglichen Handel, machten es ihr möglich, sich
auch als Wittve gut durchzuschlagen.
Sie hätte das Ihrige auf dem Trocknen, meinten die Nachbarn.

Frau Larsen's Sshn.

15?

Das Erste, was sie nach dem Tode ihres Mannes that, war, daß sie den kleinen Jens Christian aus der Volksschule, nahm und ihn in eine bessere Schule schickte, wo er „etwas Ordentliches“ lernen könnte und mit den Kindern „ordentlicher Leute“ zusammen kommen. Frau Larsen hatte in ihrer ersten Jugend in „feinen Häusern“ gedient, und seit dem lag ihr die „böse Robition“ im Blute. — Wenn sie die Mittel hatte, das theure Schulgeld für Jens Christian zu bezahlen, warum sollte sie es dann nicht thun? Ihr Sohn war so hübsch und klug und hatte so nette Manieren, daß er unter all' die „einfachen Jungen“ nicht hingehörte, welche sich unten an den Brücken herumtrieben.

Er würde einmal etwas Großes werden, dessen war sie sicher. Und dann würde er seiner armen Mutter Alles reichlich vergelten, wie sie sich für ihn abgemüht und abgeplagt hatte. Denn Geinüth besaß er.

Großes Aufsehen erregte bei den Nachbarfrauen der Sommermorgen, da Jens Christian in zierlichen: Anzug, schwarzer Bluse und weißem Leinenkragen, mit blanken Stiefeln auf den Füßen (die Kinder der Nachbarn gingen alle in Holzschuhen) durch die armen Gassen stolzirte, mit hübsch eingebundenen Büchern und einem langen, polierten Lineal unter dem Arm. Sein blondes Haar war mit Wasser in einer Locke zur Wange vorgekämmt, und die kleine Nase hob er in die Höhe.

Jens Christian sollte seinen vornehmen Schulgang beginnen.

Frau Diriks, welche an ihrem Fenster stand und ihre kümmerliche Geranie begoß, wollte er nicht einmal grüßen — und doch war sie immer so gütig gegen ihn gewesen und hatte ihm so manche Kleinigkeit, wie Goldpapier, Spielzeug und Knallerbsen geschenkt.

„Sieh, sieh!“ murmelte sie. „Der Sohn von der Schnuvf-Bolette wird stolz! — Na, fehen wir, wie lange die Herrlichkeit dauern wird.“

Jens Christian zeigte sich indessen als ein tüchtiger Schüler. Er wurde bald nach einer höheren Klasse versetzt.

Frau Larsen triumphirte. Aber die Nachbarn blieben deshalb ebenso böse. Frau Larsen hatte ihrem Sohn nämlich verboten, mit ihren schmutzigen und unartigen Kindern zu spielen. Er hätte in der Schule feinere Freunde bekommen. Namentlich war Frau Diriks wüthend. War ihr Olaf etwa nicht ebenso gut wie der geputzte Jens Christian? Was für eine Unverschämtheit! — Frau Larsens Mann war nur ein einfacher Handwerker gewesen — das wußte Gott und Jedermann — und sie selbst war jetzt bis zum gemeinen Handelsweib heruntergekommen, während Frau Diriks mit einem — königlichen Postboten verheirathet war und also zum Beamtenstande gehörte. Außerdem war sie mit Michaelsen verwandt, welcher den großen Bäckerladen auf dem Markte besaß.

Je größere Fortschritte Jens Christian in der Schule machte, desto hochmüthiger wurde er — und desto mehr sah er seine einfache und unwissende Mutter über die Achsel an. Allein sie merkte nichts, sie war glücklich.

^58 Ich jaulen in Kopenhagen.

wenn sie nur in seiner Nähe sein und ihn von seinen tüchtigen Lehrern erzählen hören und sein Censurbuch studiren konnte, in dem nur gute Zeugnisse zu finden waren.

Abends, wenn er seine Arbeiten machte, strickte sie für ihn Strümpfe, indem sie einen alten Psalm vor sich hinsummte. Aber wenn dann Jens Christian mit finsterner Miene vom Buche aufblickte, schwieg sie erschreckt. Biswellen nahm sie die alte schwarze Katze, welche zu laut schnurrte, mit sich und ging in die Küche hinaus, damit der Sohn allein und ungestört mit seiner Arbeit sein könne.

Er vermied es stets, mit seiner Mutter zusammen auf der Straße gesehen zu werden. Einmal, als er ihr mit ihren Körben unterm Arm begegnete, — keuchend und schwitzend kam sie daher und sah in ihrem alten Anzug recht häßlich aus — sprang er in einen Thorweg hinein und verbarg sich dort, bis sie vorüber war. Wenn sie am Sonntag, wo sie sich biswellen freimachte, ihn aufforderte, mit ihr spazieren zu gehen oder sie zur Kirche zu begleiten, fand er tausend Entschuldigungen, um ihrer Gesellschaft zu entgehen. Er hätte soviel auf zum Montag zu lernen, oder er hätte Kopfschmerzen, oder er wollte einen seiner Schulkameraden besuchen.

Dann ging die Mutter allein — ihr war ein wenig schwer um's Herz^ aber da sie von der Liebe des Sohnes überzeugt war, vergaß sie bald die traurigen Gedanken und freute sich bei der Erinnerung, wie gerade und hübsch ihr Jens Christian gewachsen war, wie gutes Zeugniß ihm die Lehrer gaben, und wie ihn die neue Sonntagsjacke mit den blanken Knöpfen kleidete. Ja, sie hatte sie manche saure Stunde und manchen kostbaren Schilling gekostet, diese Jacke — aber dafür war er auch so freudestrahlend gewesen, als er sie bekam. Er lief sogleich zum Spiegel und musterte sich, sowohl von vorn, als von hinten — und dann wollte er sie auch Wochentags anziehen, aber das verbot sie ihm. Er mußte Maß halten mit dem Staat. Er wäre doch auch kein Vürgeenneisterssohn.

Die Schule, welche er besuchte, lag weit von seinem Heim entfernt, und unter seinen Kameraden war beinahe keiner, welcher wußte, daß er der Sohn der „Schnupf-Volette“ sei, denn sie wohnten alle in dem entgegengesetzten Theil der Stadt, wo die Schule lag.

Er erzählte es keinem; das ließ er wohl bleiben.

Vor dem Platz am Theater, wo die Mutter mit ihren Körben saß, hatte er eine so furchtbare Scheu, daß er immer einen großen Umweg machte, wenn er nach Hause ging. Und immer schlich er sich mit rothen Backen und mit Herzklopfen an dem Stand der Mutter vorbei, wenn die Umstände ihn dazu nöthigten. Man hätte meinen können, er hatte etwas Böses gethan. Einmal entdeckte ihn die Mutter und rief ihm freundlich mit ihrer heiseren Stimme nach: „Jens Christian, komm her. Du sollst einen feinen Kuchen bekommen!“ — aber er that, als wenn er nichts hörte und rannte davon, indem ihm das Herz bis in den Hals hinauf klopfte.

Frau Larsen's Sohn.

Eines Nachmittags traf er einen seiner Kameraden in der Nähe des Theaterplatzes. Derselbe hatte gerade sein Taschengeld bekommeil und wollte nun flott sein und für Jens Christian etwas spendiren.

„Laß uns zur Schnupf-Bolette gehen!“ sagte er, „und Aepfel kaufen.“

Jens Christian wurde bis an die Haarwurzeln roth. Sollte er den Unverschämten ersuchen, den Mund zu halten, ihm offenbaren, daß die Frau, welche er verspottete, seine Mutter sei, welche ihn so lieb hatte und so schwer für ihn arbeitete? Nein, nein, er konnte dieses Bekenntniß unmöglich über die Lippen bringen! Er würde vor Scham sterben.

„Ich habe keinen Appetit auf Aepfel,“ antwortete er leise — und sagte dem Kameraden adieu, indem er die entgegengesetzte Richtung einschlug.

Am Abend desselben Tages schenkte die Mutter ihm ein kleines Saffian-Notizbuch, welches er sich lange gewünscht hatte. Da sah er sie unsicher an — und dunkel rührte sich etwas in seinem Kinderherzen. Er hatte sie heute ja verleugnet. —

Das jährliche Eranien kam und die Eltern der Schüler waren eingeladen, demselben beizuwohnen. Frau Larsen freute sich so auf dieses Fest. Sie wollte an dem Tage ihre jörbe im Stiche lassen und sich ein „ordentliches Kleid“ anziehen, um Zeuge von Jens Christians Triumphen zu sein, wenn er niemals „stecken blieb“, sondern dem Lehrer auf die schmierigsten Fragen antworten konnte. Aber Jens Christian bat sie so hübsch zu Hause zu bleiben. Er würde so ängstlich sein, wenn die Mutter dasäße und ihm zuhörte, sagte er, er wäre nicht an ihre Anwesenheit in der Schule gewöhnt, außerdem wäre sie ja auch schwerhörig, sodaß sie nichts von dem Allen verstehen würde, er aber würde in der Verlegenheit Alles vergessen, was er könnte. Alles, was er mühsam im Laufe des Jahres gelernt hatte — und das könnte doch wohl nicht ihr Wunsch sein?

Die Mutter seufzte — und wanderte mit ihren Körben zum Theaterplatz, anstatt das festlich geschmückte Schullocal zu besuchen.

Aber wie sie am Abend strahlte, als sie erfuhr, daß ihr lieber Jens Christian der Erste in der Klasse werden würde. Sie gab ihm ein blankes Vierschillingstück, und sein Abendbrot wurde leckerer als gewöhnlich. Er bekam Buttergrütze mit Rosinen darin, sein Lieblingsgericht.

Es war an einem Winterabend um die Zeit der Dämmerung, wenn die Laternen angezündet werden. Jens Christian kam aus der Schule, es war sehr kalt, ihm froren Hände und Füße, und um schneller nach Hause zu den, wannen Kachelofen zu kommen, unterließ er es, den gewöhnlichen Umweg zu machen und schlich sich an den Stand der Mutter vorbei. Plötzlich blieb er klopfenden Herzens stehen. Er entdeckte ein paar Kassenjungen, welche sich damit belustigten, nach der wunderlichen Kopfbedeckung der „Schnupf-Bolette“ Schneeballen zu werfen. Sie zielten nach derselben, trafen aber ihre Nase und ihre Wangen. Jens Christian schnaubte vor Wuth, ballte die Hönde zusammen, wollte hervorstürzen Zund seine Mutter vertheidigen.

^60 loh« j)aulsen in Kopenhagen,
aber da geschah es in demselben Augenblick, daß einer seiner jungen, „feinen“
Schulkameraden vorüberkam — und er blieb unbemerkt auf derselben Stelle
stehen, die geballten Hände in den Hosentaschen, ohne den Muth zu haben,
Partei zu ergreifen.

Ein Schutzmann näherte sich. Die Jungen ergriffen die Flucht, während
die Mutter ihr Gesicht vom Schnee reinigte. Nun erwachte Jens Christian
wie aus einem Traun: er sprang den Jungen nach, packte den kleinsten,
einen kleinen Vengel von fünf bis sechs Jahren, und bearbeitete seine Ohren
so, daß der Kleine jämmerlich anfang um Hülfe zu schreien.

Aber was nützte es, daß der Kleine seine Züchtigung bekam? Er selbst,
Jens Christian war es, der sie verdient hatte. Heute hatte er abermals
seine Mutter verleugnet — und diese Verleugnung war schlimmer als die
erste. —

„Bist Du trank, Jens Christian?“ fragte ihn die Mutter an demselben
Abend. „Du siehst so blaß aus, mein Junge.“

„Nein, mir fehlt nichts, Mutter,“ sagte er, betrachtete eine Secunde ihr
bläulich-rothes, gutmüthiges, erfrorenes Gesicht — und beugte sich dann tief,
tief über seine Bücher herab.

„Du lernst zu viel, Kind,“ sagte die Mutter. „Wirklich zu viel.“

Aber diese Nacht schlief Jens Christian nicht fo ruhig, wie sonst. Noch
war er nicht ganz verdorben, noch gab es in dem Kinderherzen weichere
Saiten, welche bei einem guten Worte, bei einen: liebevollen Blick erbeben
. . . Bitterlich bereute er seine Feigheit Warum war er eine solche
Memme gewesen und hatte nicht gewagt, seine Mutter zu vertheidigen?
Warum hatte er wie ein Fremder dagestanden und war ruliig Zeuge davon
gewesen, wie man sie zun: Besten hatte?

Er lag mit geschlossenen Augen da und rief sich die peinliche Scene
in's Gedächtniß zurück. Cr erinnerte sich des Blickes der Mutter, als die
Jungen sie mit Schnee warfen. Wie voll ruhiger Nachsicht derselbe gewesen,
beinahe lächelnd — sie hatte kleine Kinder ja so gen: -^ und doch hatten
die harten Schneebällen ihr sicherlich wehe gethan, sie geschmerzt und gebrannt,
und das kalte Schneewasser war an ihren: bloßen Halse herabgetröpfelt. —
Resignirt hatte sie sich dm Schnee abgeschüttelt und dann eine Priese
Schnupftabak genommen. Dieser letzte Zug rührte ihu besonders, er wußte
nicht warum — aber plötzlich brach er in Thränen aus Da entsann
er sich der biblischen Erzählung von dein Apostel, welcher seinen Herr,:
und Erlöser so jämmerlich verleugnete — sie hatten dieselbe gerade in der
Religionsstunde durchgenommen — uud er weinte noch mehr und noch
bitterer.

Cr gelobte feierlich sich selbst, daß er sich niemals mehr seiner Mutter
schämen wollte.

Am nächsten Morgen empfand er das Bedürfnis; der Mutter im
Stillen Abbitte zu leisten, ihr eine Liebkosung oder ein freundliches Wort

Frau Larscu's Zohn.

zu geben — aber ein falsches Gefühl des Stolzes hielt ihn davon zurück. Die Situation war ihm auch zu nüchtern dazu. Die Mutter stand in ihrer alten blauen Duffeljacke und dein alten Wollshawl und spülte die Kaffeetassen ab.

Bald darauf wurde es ihm klar, daß sein Geheimnis nicht mehr wohl bewahrt war. In der Zivischenstunde gerieth er mit einem Kameraden in Streit. Das eine Wort gab das andere. „Geh Du nur nach Hause und schnupfe an Deiner Mutter Körben!“ sagte schließlich der Kamerad und gab ihm eine Ohrfeige.

Jens Christian wurde roth wie Blut, in seiner Verlegenheit dachte er nicht einmal daran, sich zu verteidigen. Aber von dem Tage an wurde er eigenthümlich demüthig seinen Kameraden gegenüber und suchte ihnen alle möglichen kleinen Dienste zu leisten. — —

Dann nahte die Zeit der Confirmation heran. Er ging ein halbes Jahr zum Unterricht, und es zeigte sich, daß er viel Nutzen aus seinem Religionsunterricht in der Schule gezogen hatte. Der Pfarrer klopfte ihm ein paar Mal auf die Wange und lobte ihn für seine geschickte Auslegung von einigen schwierigen Schriftstellen.

Der große Tag näherte sich.

Wie ihm davor graute, wie er zitterte. — Ach, dieser schreckliche Confirmationstag! — Es war nicht die öffentliche Prüfung in der Kirche, wovor er Furcht hatte, denn er konnte seinen Pontoppidan*) aus- und inwendig — nein, er fürchtete sich, weil er sich an diesem Tage, zum ersten Mal, öffentlich an der Seite seiner Mutter zeigen sollte. Er konnte seinem Schicksal nicht länger entgehen. Nach altem Brauch begleitete nämlich die Mutter ihren Sohn zur Kirche — und die alten Bürger fanden, das wäre ein guter und hübscher Brauch. Vaterhaus und Kirche schlossen gleichsam eine höhere Bereinigung.

Aber der Weg von Jens Christians Wohnung bis zur Domkirche war weit. Er mußte viele Straßen der Stadt passieren. — Die ganze Welt würde dann erfahren, daß die „Schnupf-Bolette“ seine Mutter war.

Ach diese Schande, wie sollte er sie nur vermeiden? Er grübelte und grübelte, fand aber keinen Ausweg. In seiner Noth betete er zu Gott, seine Mutter möchte an dem Tage krank werden, nicht gefährlich, bat er, nur ein Bischen, genug, um sie von der Kirche fernzuhalten.

Und doch war die Mutter gerade in diesen Tagen so rührend gut gegen ihn. Sie schenkte ihm Vaters alte silberne Uhr, welche bis dahin wie eine Reliquie an der Wand über der Eommode gehängt hatte, ein Gegenstand von Jens' ständiger Bewunderung und Begelnen, und bei Schneider Madsen bestellte sie für ihn einen recht feinen schwarzen Anzug, Jacke, Weste und Hosen. Und jeden Abend im letzten halben Jahr hatte sie für ihn genäht

*) Herausgeber des norwegischen Katechismus.

^62 John Paulsen in Kopenhagen.

und gestrickt. Er würde soviel Strümpfe und Hemden bekommen, meinte die Mutter, als kaum ein Prinz hatte.

Der Confirmationstag brach an. Ein klarer Märztag! Jens Christian war an diesem 'Morgen früher auf als gewöhnlich. Bereits um fechs Uhr war er in vollem Staat, rein gewaschen und pomadisirt. Er stand lange vor dem kleinen caputen Spiegel und betrachtete seinen neuen, schwarzen Anzug, die Uhrkette und die kleine, goldeue Shlipsnadel, welche die Mutter ihm geschenkt hatte. Mit Wohlbehagen bemerkte er, daß ein kleiner, dunkler Schatten von Flaum über seinen Lippen lag. Nun war er ja bald ein erwachsener Mann.

Die Toilette der Mutter nahm längere Zeit in Anspruch. Frau Larsen war ja auch so gar nicht gewöhnt „im Staat“ zu sein. Sie fühlte sich am wohlsten in ihrer alten Handelsfrauentracht. Aber wenn sie sich einmal ausputzte, that sie es auch gründlich.

Jens Christian wurde ganz verblüfft, als sie hereinkam. Und mit dieser Vogelscheuche sollte er durch die ganze Stadt wandern! — Das wurde ein wahrer Spießruthenlauf. Alle würde» sich nach Ihnen umkehren und lächeln; dessen war er sicher.

Es war noch zur Zeit der Krinolineu, und Frau Larsen wollte in ihrer Sonntagskleidung gen« der Mode folgen. Sie trug einen wahren Ricsenballon von steifem Fischbein unter ihrem schwarzen Wollkleide und über die Schultern ihren alten Brautshawl, welcher ursprünglich weiß gewesen, nun aber von Alter vergilbt und mit grünen Palmen und rothen Rosen in den Ecken verziert war. In den Ohren hatte sie ein paar lange Korallengehänge und auf dem Kopf eine Art von Haube, mit alten, raufchenden Spitzen und langen, flatternden Bändern von buuter Farbe. Und das Gesangbuch hatte sie zierlich ihr großes, weißes Taschentuch gefaltet, welches ganz feucht von Eau de Cologne war, welche sie reichlich darauf gegossen hatte.

Strahlend und feierlich war ihre Miene. Man konnte ihren Augen ansehen, daß sie geweint hatte — aber diese Thrcinen waren leicht und milde gewesen, wie ein Frühlingsregen.

„Gott segne Dich, Jens Christian!“ sagte sie. „Wie hübsch Du bist!“ fügte sie hinzu und berührte vorsichtig seine feinen Kleider. „Jetzt ähnelst Du Deinem Vater.“

Die Glocke begann bereits mit langen metallreichen Schlägen zu läuten. Von einzelnen Nachbarhäusern sah man Confirmanden bescheiden heraustreten, begleitet von festlich gekleideten Eltern und Gefchwistern. Die Glocke läutete noch immer, die Kirchengänger füllten die Gasse — und der Sonntag wurde doppelt feierlich, meinte Frau Larsen. Sie mußte ihr Eau de Cologne duftendes Taschentuch auflösen und sich die Augen wischen. Herr Gott, daß ihr Manu so zeitig abberufen werden mußte! Wenu er jetzt am Leben gewesen und diesen Freudentag mit ihr erlebt hätte!

Fran karsen's Sohn.

„Bist Du noch nicht fertig, Jens Christian?“ fragte ihn die Mutter, während er wie im Traum dastand. Er hatte weiter keinen Vormand, die Wanderung aufzuschieben, und mit einem Seicher machte er sich fertig, der Mutter zu folgen.

Der Himmel war blau, mit silberweißen Wolken am Horizont, die gewaltigen Fjällen (Berge) standen glitzernd wie nach einem Bade, die Erde mar feucht, sodaß die Schuhe leichte Spuren in ihr zurückließen, es wehte der Südwind, sodaß die Flaggen, welche auf dm Schiffen im Hafen aufgehißt waren, lustig flatterten und über der ganzen Stadt lag die sonnen-glänzende, arbeitslose, schläfrige Stille des Feiertages.

An der Seite der Mutter ging Jens Cristian die Gasse entlang. Er war verschämt und doch stolz, er fühlte sich als bedeutende Person, er spielte zum ersten Mal in seinem Leben eine hervorragende Rolle. Dieser Tag war ihm zu Ehren, dem Confirmanden, für ihn wehten diese Flaggen und läuteten die Glocken.

Die Nachbarfrauen standen am Fenster auf Posten, um die Vorüberkommenden zu mustern. Hinter ihrer Geranie stand Frau Diriks, und es kam Jens Christian vor, als wenn sie ihm höhnisch zulächelte. Die Krinoline der Mutter mar auch so unförmlich und zudein an einer Stelle entzwei, so daß das Fischbein durch das Kleid durchzudringen suchte — und ihre langen, bunten Haubenbänder flatterten wie ein Nothsignal weit hinter ihr her.

„Mutter, ich muß wieder nach Hause zurück! Ich habe mein Desangbuch vergessen.“

„Bist Du verrückt. Junge? — Du wirst sehen, wir kommen zu spät.“

„Sicher nicht. Geh' Du nur voraus zur Kirche, Mutter, mährend ich nach Hause laufe und das Buch hole. Ich werde Dich an der Kirchenthüre schon wiederfinden.“

„Nein, nein, Kind. Ich warte hier auf Dich. Ich verlasse Dich nicht, bevor Du wohlbehalten in der Sakristei bist. Spute Dich nur!“

Die Glocken läuteten schneller und schneller, als wenn sie in athemloser Angst nach jemand riefen.

Jens Christian begann mit verlegenen! Gesicht in seiner Jacktasche herumzusuchen.

„Ich glaube, ich habe es doch,“ rief er mit erheuchelter Zufriedenheit — und zog das Gesangbuch aus der Hintertasche hervor.

„Gott sei Lob!“ sagte die Mutter. „Aber wie kannst Du so gedankenlos sein? — Na vorwärts!“

Nach diesem mißglückten Fluchtversuch ging er neben der Mutter weiter. Sie erreichten die belebte Hauptstraße, welche Jens Christian besonders fürchtete. Er eilte, ohne sich umzusehen, mit hastigen Schritten, mit schamglühenden Wangen dahin. Die schwarzen Lederhandschuhe, welche ihm viel zu groß waren, waren in die Luft hinausgespreizt, sein pomadisiertes gelbes Haar

^6H — John sialusen in Kopenhagen.

glänzte in der Sonne, und die neuen blanken Schuhe knarrten bei jedem Schritt, welchen er auf dem Boden machte.

„Geh nicht so schnell, Kind," sagte die Mutter keuchend und richtete an ihren Haubenbändern, welche der Wind verwickelt hatte. „Ich kann Dir kaum folgen."

Aber schämte er sich im Stillen über seine Mutter, so war sie zum Entgelt dafür so glücklich über ihn. Mit strahlender Mutterfreude betrachtete sie ihn hie und da von der Seite. Wie schlank und männlich seine Gestalt in dem neuen Anzug eines Erwachsenen war, und wie vornehm er aussah! — Der liebe Jens Christian! Sie mußte sich bezwingen, um nicht in ihrem überwältigenden, jubelnden Stolz den Vorübergehenden zuzurufen: Das ist mein Sohn! Sehen Sie ihn doch an, wie fein und hübsch er ist. Das ist mein Sohn! — —

Als Jens Christian consirmirt war, verließ er die Schule und bekam eine Anstellung in einem der ersten Geschäfte der Stadt. Er brachte nämlich von seinen Lehrern die vorzüglichsten Zeugnisse über Fleiß und Tauglichkeit mit. Frau Larsen war in: siebenten Himmel. Gott sei Lob, nun war ihr Sohn obenauf! Nun war sie für all' ihre Anstrengungen belohnt, für alle Mühe, welche sie sich mit seiner Erziehung und Ausbildung gegeben hatte. Nun würde sein Glück, ohne ihre weitere Hilfe, von selbst weiterrollen. Nach Verlaufs einiger Jahre, in welchen Jens Christian als Lehrling in einem Geschäfte gewesen, bekam er eine feste Anstellung und gutes Gehalt. Frau Larsen dankte wieder Gott. Aber ihre Freude verschwand bald, da der Sohn ihr erzählte, daß er jetzt von Hause fortziehen wollte, er wollte der Mutter nicht länger zur Last fallen. Bei Kaufmann Heiland auf dem Markte hatte er ein hübsches, möbliertes Zimmer gemiethet, und Mittag und Abendbrot würde er in einer Restauration essen, in der seine Collegen sich zu treffen pflegten.

Frau Larsen weinte und bat ihn so hübsch bei ihr wohnen zu bleiben. Was sollte denn aus ihr werden, wenn er fort war? All' ihr Glück hatte darin bestanden, daß sie, nachdem sie den ganzen Tag bei ihren Körben gewesen, sich gemüht und geplagt hatte, ihn des Abends in der gemüthlichen Bodenkammer zu treffen, seine liebe Stimme zu hören, eine Pfeife für ihn zu stopfen, eine Kunst, welche sie gut verstand, sein Abendessen zu bereiten und es ihm in jeder Weise gemüthlich zu machen. Wenn er guter Laune war, pflegte er ihr laut aus den Zeitungen vorzulesen, während sie selbst mit einen: Strickzeug in der Hand dasaß — und diese friedlichen Abendstunden waren das Schönste in ihren Leben gewesen.

Aber weder Thränen noch Bitten halfen. Jens Christian hielt an seinem einmal gefaßten Beschluß fest.

Nun kam eine traurige Zeit für Frau Larsen. Sie sah ihren Sohn beinahe niemals, aber desto mehr hörte sie von ihm reden. Er geborte

Frau Larsen's Sohn.

jetzt zu den „flotten“ jungen Leuten der kleinen Handelsstadt, er ging elegant gekleidet, ritt jeden Sonntag spazieren und trieb sich des Abends im Theater und den Cafés herum. Daß er ein fleißiger und gerngesehener Gast in dem Etablissement war, in welchem die dänischen Sängerinnen auftraten, wußte sie auch. — Frau Diriks behauptete, Jens Christian mache um derselben willen „dumme Streiche.“ Eines Abends hätte er zum Beispiel für die ganze Sängergesellschaft Champagner gespendet.

Wenn es mit Jens Christian nur nicht schief ging! Er war so leicht zu verlocken. — Und diese dänischen Frauenzimmer waren so gefährlich. Sie hatte solche Lust, ihn in seinem neuen, feinen Zimmer am Markte aufzusuchen, aber eine dunkle Furcht, daß sie dort nicht gern gesehen wäre, hielt sie davon zurück. Dann kam Jens Christians Geburtstag. Sie hatte für ihn ein kleines Sophakissen genäht, die langen, einsamen Abende auf der Bodenkammer, wo sie so mutterseelenallein saß, sein Bild betrachtete, welches ihm so ähnlich war, mit Sehnsucht an ihn dachte und weinte, so daß die Thränen die Seide beschmutzten.

Um die Mittagszeit verließ sie ihren Stand, um ihm das Kissen zu bringen. Sie erwartete, er würde allein zu Hause sein. Vorsichtig lauschend stand sie vor seiner Thür. Der Klang froher Stimmen, Lachen und das Klirren von Gläsern drang zu ihr hinaus. Eine Menge junger, lustiger Gratulanten hatte sich bei Jens Christian eingefunden. Sie hörte die Stimme ihres Sohnes, er lachte lauter als die andern, und dann brachte er einen Toast aus, welcher lärmenden Beifall fand. Frau Larsen aber verbarg ihr Geburtstagsgeschenk unter ihrer alten Schürze und schlich wie ein Dieb die Treppen hinunter und zum Hause hinaus.

Was hatte sie unter all diesen frohen, feinen Fremden zu suchen? Sie war ja nicht einmal im Staat, sondern hatte ihr dickes Alltagskleid an. Sie würde Jens Christian nur geniren.

Die Zeit verging. Jens Christian stieg in der Gunst seines Principals immer höher. Er war nun sein Bevollmächtigter, seine rechte Hand geworden. Er war Mitglied des alten, ehrwürdigen Clubs „Freundschaft“ geworden, in welchen man nur nach stattgefundener Ballotage aufgenommen werden konnte, und außerdem gehörte er dem feinsten Ballverein der Stadt an. Ein Gerücht wollte wissen, daß er heimlich mit der schönen Tochter seines Principals, der achtzehnjährigen Emma, verlobt wäre.

Mehr als einmal stand Frau Larsen vor dem Balllocal, rieb ihre erfrorenen Hände und stampfte mit ihren Holzpantoffeln im Schnee, während sie nach den strahlenden Fenstern hinaufstarrte, an welchen tanzende Figuren gleich leichten Schattenspiegeln vorüberflogen. Wie schön die Musik doch war und wie die großen Kronleuchter doch strahlten! Und dort oben im Festsaal wellte ihr eigener Jens Christian unter Studenten und goldgestickten Lieutenants, unter den hübschen jungen Damen in weißen seidenen Kleidern mit Rosen und Spitzen. Ach, wenn er erst einmal mit Fräulein Lund ver-

^66 John J)aulsen in Kopenhagen.

heirathet war! Das war eine gute Partie, der Vater war reich, Emma seine einzige Tochter, und das ganze Geschäft würde dann einmal auf Jens Christian übergehen.

Ob er sie dann, seine alte Mutter, zu sich in's Haus nehmen würde?

Nein, das that er wohl kaum. Sie hatte nicht die Manieren und das Benehmen, um mit feinen Leuten verkehren zu können. Jens Christian schämte sich ihrer wohl ein Nischen — das hatte sie in der letzten Zeit wohl bemerkt — und darüber wunderte sie sich auch nicht. Nein, sie war auf ihn deswegen durchaus nicht böse. Herrgott, es mußte ja ein Unterschied in der Welt sein! Er war nun so hoch emporgestiegen, ging vertraulich mit all' den Großen um und kannte Amtmann und Schreiber — aber sie war dieselbe, die sie früher gewesen, die alte unansehnliche Bolette, welche kümmerlich ihr Brot verdiente, indem sie Früchte und Kuchen verkaufte. Wenn er nur nicht ganz seine Hand von ihr abzog, sondern sie hie und da auf ihrer Bodenkammer besuchte, sie bei dem theuren Mutternamen nannte und ihr einige freundliche Worte gab, dann wollte sie schon zufrieden sein. Die Hauptsache war ja, daß es ihm in der Welt gut ging. Was aus ihr, dem allen Gerippe, wurde, das blieb sich schon gleich. Sie war abgenutzt und müde wie ein alter Droschkengaul und würde bald in der Erde verscharrt werden, ohne daß sie Jemand vermissen würde. Die Thränen liefen in der Winternacht still die Backen der Frau Larsen hinab. — Aber die Tanzmusik dort oben klang noch lustiger.

Sie wollte vor dem Local warten bis der Ball zu Ende wäre. Vielleicht bekam sie dann einen Schimmer von Jens Christian zu sehen. Sie hatte ihn noch niemals in Gala gesehen, in Frack und weißen» Shlivs und Perlknöpfen in den Manchetten — und das wollte sie so gern. Es war ja ihr eigener Sohn.

Wenn Jens Christian hie und da in der Dämmerung zu ihr hinaufgeschlichen kam, geschah es stets nur, um Geld von ihr zu „borgen.“ — Frau Larsen konnte das nicht begreifen. — Wie war es möglich, daß er, der ein so hohes Gehalt in dem Geschäft bezog, der sauer verdienten Schillinge seiner armen Mutter bedürfen konnte? Allein sie hatte nicht den Muth, ihn danach zu fragen. — Sie bemerkte nur, daß er so bleich und angestrengt aussah, daß er in der Noth war — und sie gab ihm Alles, was sie zur Hand hatte, bald zwei Thaler, bald drei, bald fünf. — Eines Sonntag Abends, als sie etwas außerhalb der Stadt zu thun hatte, traf sie Jens Christian Arm in Arm mit einem rothhaarigen, herausgeputzten Frauenzimmer, welches laut und unanständig lachte.

Die alte Mutter schüttelte bekümmert den Kopf. Sollte Frau Dirits Recht haben?

Wieder kam Jens Christian, um von ihr Geld zu „borgen.“ Da er von Kindheit an alle seine Wünsche erfüllt bekommen hatte, glaubte er, die Mutter wäre wohl mit Geld versehen, sie „hätte mehr auf dem

Frau Larsen's Sohn. ^6?

Boden der Kiste, als sie die Welt merken lassen wollte." Aber die Mutter hatte diesmal nicht einen Schilling im Hause, er hatte sie völlig ausgezogen.

Jens Christian fühlte sich beleidigt, er warf der Mutter vor, sie liebte ihn nicht, sonst würde sie ihm wohl in seiner Verlegenheit geholfen haben.

Frau Larsen stand einen Augenblick in Gedanken versunken, als wenn sie etwas Wichtiges überlegte, dann öffnete sie die alte birkenne Commode mit den vielen kleinen Schubladen und zog ein Sparkassenbuch hervor über das ersparte Geld, welches ihr in Zukunft, wenn sie krank im Bett liegen müßte und nicht arbeiten könnte, helfen sollte.

Dreißig Thaler standen darauf. Das gab sie ihm». Er eilte mit dem Buche fort, ohne ihr einmal zu danken. Aber ein paar Wochen darauf war Frau Larsen nahe daran, wegen restirender Steuer auf ihr Häuschen ausgepfändet zu werden. — Sie hatte nichts, um dieselbe zu bezahlen.

Frau Larsen zerbrach sich den Kopf, wie sie ihre schlechten Finanzen verbessern könnte. Die Einnahme von ihrem Handel genügte nicht mehr. Sie war, um ihrem Sohne zu helfen, bei dem Höker und Schlächter in Schulden gerathen. Sie mußte etwas Neues aussindig machen.

Ihre Nachbarin, die alte Maren, welche kürzlich gestorben war, hatte in der letzten Zeit ihren Lebensunterhalt dadurch verdient, daß sie Fischkuchen bereitete und sie in den Schuppen unten am Hafen verkaufte, wo sich die Seeleute aufhielten. Die wahren delicaten Kuchen fanden immer guten Absatz, das Bier und der Schnaps schmeckten doppelt so gut, wenn man gleichzeitig ein Stück von ihnen abbiß.

Wie wenn sie denselben Erwerb versuchte? Des Tages konnte sie gut bei ihren Körben sitzen und abends ging sie zum Hafen hinunter und bot ihre Wallren den Matrosen feil? Sie konnte ja gut Beides besorgen.

Frau Larsen wurde bald in den Brantweinkneipen drunten am Hafen gerade so beliebt, wie es die alte Maren einmal gewesen. Ihr warmer Kübel wurde äußerst schnell seines Inhaltes entledigt. Sie nahm bisweilen einen Schnaps, welchen die freundliche Wirthin ihr bot, oder einen Magenbitter, aber niemals ging sie über's Maß hinaus. Die Seeleute hatten darum auch großen Respect vor ihr.

Eines Abends, als Frau Larsen in allen alten Kneipen gewesen, ohne daß der Handel sonderlich ging, und sie noch einige Kuchen in ihrem Kübel übrig hatte, bekam sie die Idee, eins der feineren Cafés in der Seestraße zu besuchen. Vielleicht konnte sie dort den Rest verkaufen? Die wohlgekleideten Herren, welche darin saßen, konnten vielleicht auch Appetit haben ans einen ihrer frischen, nach Cardamome duftenden Kuchen.

Sie trat mit ihrem Kübel in der Hand herein, nachdem sie sich im Vorflur ihrer schmutzigen Holzpantoffeln entledigt hatte, und verneigte sich demüthig bei der Thür. Das Eafe bestand aus zwei großen, hellerleuchteten Räumen, welche ineinandergingen. In dem hintersten waren mehrere jüngere

^68 John J)aulsen in Kopenhagen.

Hen-en um ein Billard gruppiert. In dem ersten saßen einige Ollste an kleinen Tischen, tranken Vier- und lasen Zeitungen.

Ehe Fr«« Larsen ihr Anliegen vorbringen konnte, kam ein naseweiser Kellner auf sie zu und wies ihr ohne Weiteres die Thür. Sie mußte wissen, daß man nicht das Recht hätte, sich hier hineinzudrängen, der Wirth hätte alle Bettelei und allen fremden Handel in dem ^ocal verboten.

Frau Larsen begann in ehrerbietigem, ein wenig prahlendem Ton die Güte ihrer Waare anzupreisen. Die Kuchen „zergingen einen, in: Munde“, sagte sie. „Der Kellner lächelte verächtlich und murmelte etwas wie „Schweine-Fraß.“ Aber Frau Larsen raffte all' ihren Muth zusammen, nahm den Deckel von dein Kübel lind bot ihre Kucheu dem Iuuächstsitzenden an. Der Kellner faßte sie nun brutal am Ann, ersuchte sie, sich „davonzufcheeren“ und stieß einige Schimpfworte über „alte betrunkene Weiber“ aus. Nun wurde Frau Larsen ganz wüthend — sie hatte gerade an diesem Abend einen Magenbitter bei der Wirthin zun, „Anker“ bekommen — und sie trat streitbar hervor, setzte den Kübel fort und hielt ihre rothe, große, geballte Faust dem Kellner gerade nnter die spitze Nase. Er sollte sich in Acht nehmen, sie zu beleidigen und mit gemeinen Beschuldigungen zu kommen, sie wäre eine ehrliche und folide Frau und keine Täuferin, das mochte er sich merken! Der Kellner drohte ihr mit der Polizei. Wenn sie jetzt nicht freiwillig ging, würde er den Schutzmann rufen — und diese Drohung wurde von einem Stoß begleitet, welcher sie dazu brachte, gewaltsam gegen den großen Eckschrank zu taumeln.

Sie rieb ihren schmerzenden Arm und sah sich nach Hülfe um. Die Gäste des Cafts hatten ihre Zeitungen uud ihr Vier vergesse,! und folgten neugierig dem spannenden Auftritt. „Ergeben Sie sich nicht, Petersen!“ rief ein snnger Bursche dem Kellner zu. Er hoffte auf einen Fanstkampf! Wie amüsan würde es nicht sein, den kleinen Kellner und das dicke Weib einander in die Haare fahren zu sehen!

War unter den Anwesenden denn nicht einer, welcher ihr half? Sie sah sich wieder nm, der Blick verweilte bei jedem einzelnen Gast. Warum sollte sie wie eine Diebin behandelt werden, sie hatte ja nichts Böses gethan. Aber, großer Gott, sah sie auch recht? War das nicht ihr Sohn, ihr eigener Jens Ehristian, welcher dort in Hemdsärmeln am Billard stand, das Queue in der Hand. Er war leichenblaß, seine Finger umklammerten krampfhaft das Billard-Queue, während er sich so dünn als möglich machte, um unbemerkt zn bleiben.

Sie warf ihn« einen langen, langen Nlick voll Bitten und Schmerz zu, aber er vermied ihr Auge und wandte sich fort. In demselben Augenblick sank ihre ganze kräftige Gestalt zusammen — es war, als wenn eine Kugel sie mitten in's Herz getroffen hätte — der Kopf fiel nach der Schulter herab, während eine große Thräne langsam über die wetterdurchfurchte Wange hinabließ.

— Frau Larsen's Zölin. ^69

Schnell verließ sie das Café und vergaß in der Verwirrung ihren Kübel mitzunehmen. Der Kellner warf ihr ihre Holzvantoffeln nach.

Jens Christian wollte sie nicht mehr kennen! — Ihr eigener Sohn! —

Herr Gott, wie ein Mensch sich verändern konnte! — Daß er sich ein Vischen ihrer schämte, hatte sie schon lange geahnt, aber sie so geradezu zu verleugnen — so ganz die Hand von ihr abzuziehen — ruhig zuzusehen, wie sie verhöhnt wurde, — sie nicht im Geringsten gegen all' diese Fremden zu vertheidigen, — sie war doch seine Mutter . . . Hatte er denn keine Spur von Herz? Nein, das hatte er nicht! Er war grausamer, als die wilden Lungeu des Naubthiers — deun die liebten doch ihre Mutter . . .

Aber er, er! —

Mit unsichern Schritten, wie eine Betrunkene, wanderte sie durch die Gassen, ohne Ziel und Zweck. Bisweilen blieb sie plötzlich stehen und drückte die Handknöchel gegen die Stirn. Es sauste und brauste darin so, als wem« etwas in Stücke gegangen wäre. Der bestimmte Gedanke, nach dem sie rettungsuchend griff, entglitt ihr und schwebte formlos hinaus wie der Nebel eines Novembertages . . . Wenn sie nur nicht verrückt würde. Sie betete zu Gott, daß er gnädig ihren Verstand bewahren möchte.

Der Regen strömte vom dunklen Himmel hernieder, die Laternen flackerten im Winde und streckte« gleichsam hinter ihr die Zunge aus. Unter einem Treppenabsatz lag ein kranker Hund und heulte.

Weinend, unverständliche Worte vor sich hinmurmeln und wie wahn-sinnig mit den Händen fechtend, wanderte sie wie im Traume weiter und kam aus der Stadt heraus, in ein Villenviertel hinein, welches sie nicht kannte. Müde sank sie auf einer Bank nieder. Und nach und nach kam Ruhe über sie.

Ach, sie selbst hatte das verschuldet, nun sah sie es ein — nun, da es zu spät war. Gerade dadurch, daß sie ihm eine höhere Bildung gab, hatte sie ihn von sich entfernt und künstlich eine Kluft zwischen ihnen herausgebildet. Von dem Augenblick an, daß Jens Christian aus den« Kreise von Seinesgleichen herausgerissen wurde und in die „feine“ Schule kam, war er ein ganz anderer geworden, nicht mehr so gut und liebevoll gegen sie, als früher. Warum hatte sie ihm damals auch verboten, mit den Nachbar-jungen zu spielen, weil sie schmutzig und barfuß waren? Die Eitelkeit, welche sie selbst bei ihm« auf so viele Arten genährt hatte, wurde nun ihre Strafe, ihr Fluch!

Ja, sie war eine liebevolle, aber keine kluge Mutter gewesen. Sie hatte, ohne sich dessen in ihren Gedanken bewußt zu sein, ihn gelehrt, die Leute nach dem Schein, nach der Kleidung, die sie tragen, zu beurtheilen, sich vor den Vornehmen zu beugen und die Armen und Einfachen gering zu achten — und ach, allzu gut hatte er sich diese Lehre eingeprägt und sie ausgeübt.

Wenn sie ihn in den dürftigen Verhältnissen gelassen hätte, in denen er geboren und seine Eltern gelebt hatten, wenn sie ihn niemals aus der Volks-«

Illrk und Süd., I.VII. I?n. 12

^?0 John pausen in Kopenhagen.

schule herausgenonunen hätte? — Ja, das wäre wohl das Beste gewesen. Frau Diriks' Olaf war jetzt ein tüchtiger Schmiedegeselle, geachtet und beliebt bei aller Welt. Er schämte sich wahrlich nicht seiner Mutter. Jeden Sonntag konnte man ihn mit Frau Diriks untergefaßt gehen sehen. Entweder gingen sie zusammen zur Kirche oder sie wanderten in's Freie hinaus. Und alle Beide hatten gleich vergnügte Gesichter.

Mitternacht war vorüber. Sie fror vor Kälte, erhob sich, schüttelte sich die Regentropfen ab und wankte wieder zur Stadt. Ein Schutzmann wurde auf die wunderliche, nasse und zerzauste Gestalt aufmerksam, er sprach sie an und fragte sie streng, wo sie zu Hause wäre. Schlaff vom Unglück, wie sie war, entsann sie sich im ersten Augenblick nicht ihrer Adresse und gab etwas Unverständliches zur Antwort. Der Polizist wurde in seiner Bermuthung bestärkt, daß sie berauscht wäre und wollte sie mit Gewalt auf das Polizeiamt führen. Aber sie bat so hübsch, daß er sie endlich losließ. Sie hätte keine,« Menschen was zu Leide gethan, meinte sie, sie würde schon nach Hause finden, wemi er sie nur in Ziuhe ließ.

Mißtrauisch sah der Polizist ihr nach. Und doch war in ihrer bebenden Stimme etwas gewesen, was ihn unwillkürlich gerührt hatte. Die arme Frau, sie mußte viel gelitten haben.

Aber seit diesem Tage begannen die Nachbarfmuen über Frau L»rrsen zu lästern. Es ginge mit ihr zurück, sagten sie. Sie sähe so bleich und schlecht aus, hätte wenig Kräfte, so daß es ihr Anstrengung bereitete, ihre Körbe hin und zurück zu tragen. Die kleine Karen Marie mußte ihr oft dabei helfen. Einige zischelten, Frau Larsen tränke im Geheimen; aber Frau Diriks behauptete, sie litte an der Gelbsucht. Aber die Strafe verdiente sie fo hoffärtig, wie sie über ihren vomehmheitskranken, herausgcstutzten Sohn war, welcher auf der Straße nicht einmal ordentliche Menschen grüßen wollte. Schüchterne Gerüchte begannen indessen über Jens Christian umzulaufen. Er richtete sich zu Grunde, hieß es, um einer dänischen Sängerin willen. Da gab es große Wagentouren auf das Lcmd, Soupers mit Champagner nnd kostbare Geschenke von Toiletten und Schmnckfachen. Wo er das Geld für all' feine Ausgaben herbekam, konnte Niemand begreifen.

An einein Montag war Frau Larsens Platz beim Theater leer. Die Gassenjungen suchten sie vergebens und wunderten sich sehr über die Abwesenheit der „Schnupf-Bolette“. Was konnte das bedeuten? Es war das erste Mal, daß sie an einem Wochentage fehlte.

Jens Christian war arretirt worden. Sein eigener Principal hatte Um wegen Unterschlagung nnd Wechselfälfchung angezeigt. — Endlich wurde das Urtheil in der Sache gefällt. Es lautete auf ein paar Jahre Zuchthaus.

Der Platz an: Theater blieb auch ferner unbesetzt. Frau Larsen lag mit starkem Fieber zu Bett. Der letzte Stoß war zu stark für sie geweseu.

— Die kleine Karen Marie pflegte sie in ihrer Krankheit.

Frau Larsen's Sohn.

Als sie wieder gesund war und mit ihren Körben am Ann sich mager und abgezehrt die Gasse entlang zum Theater schleppte, stand Frau Diriks, wie gewöhnlich, am Fenster. Sie grüßte theilnahmvoll nach Frau Larsen hinunter, deren großes Mißgeschick sie gerührt und die alte Feindschaft in ihrem Herzen verlöscht hatte; aber es kam Frau Larsen vor, daß so viel verborgener Spott und Schadenfreude in ihrem Gruß lag, daß sie ihn nicht erwiderte, sondern verschämt ihre Augen niederschlug. Ja, nun lag sie, wie sie sich gebettet hatte! Sie war auf ihren einzigen Sohn so stolz gewesen, hatte sich gebrüstet und die Nachbarinnen über die Achsel angesehen — und nun saß Jens Christian im Zuchthaus hinter Schloß und Riegel.

Wie oft schlich sie sich nicht Abends mit trauerbeschwertem Herzen um das große graue Steingebäude mit den Eisentrailen vor den Fenstern herum, indem sie darüber grübelte, hinter welchem Gitter ihr Jens Christian saß. — Sie hatte den Aufseher gebeten, ihn besuchen zu dürfen, es war ihr aber verweigert worden.

Dann kam der Weihnachtsabend. In einem kleinen Päckchen hatte sie einige wenige Gegenstände, von denen sie meinte, daß er sie brauchen könnte, eingepackt, ein Stück feine Seife, eine Scheere, einen Kamm, ein Gefängnisbuch, ein paar manne wollene Jacken und Socken, welche sie selbst gestrickt hatte, und ein kleines Federmesser, welches er als Junge besessen und welches sie seither aufbewahrt hatte. Sie grüßte den Aufseher und bat ihn, ihrem Jens Christian das Päckchen zu überreichen. Das war ihr geringes Weihnachtsgeschenk für ihn. Der Aufseher prüfte genau den Inhalt des Päckchens, nahm die Scheere und das Messer heraus, da sie als verbotene Sachen betrachtet wurden und versprach ihr, die übrigen Gegenstände dem Sohne zu geben. Mit vielen Danksagungen und Wünschen zum frohen Weihnachtsfest verließ ihn Frau Larsen. Jens Christian blieb also den heiligen Abend, der ihm in den unschuldigen Tagen der Kindheit so lieb gewesen war, nicht ganz allein; eine Erinnerung an das Heim, an die Mutter, an das entschwundene Glück würde ihm Gesellschaft leisten. —

Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Die Strafzeit war vorüber.

An einem Vormittag zur Frühlingszeit wurde Jens Christian entlassen. Aber er fürchtete sich die bekannten Gassen bei Hellem Tageslicht zu durchschreiten und bat um die Erlaubniß, sich in dem Versammlungszimmer des Gefängnisses aufhalten zu dürfen, bis es dunkel wurde.

Die Mutter hatte an diesem Tage ihre Körbe im Stich gelassen, sie war vom frühen Morgen an zu Hause gewesen und die Nacht vorher hatte sie nicht geschlafen. Nun saß sie am Fenster und wartete auf ihn in furchtsamer Freude, in Angst und in unnüthiger Sehnsucht nach dem Wiedersehen.

Als die Uhr sieben war, klopfte es leise an die Thür.

Jens Christian stand vor ihr.

Herr Gott, wie verändert er war. Sie erbepte am ganzen Körper, als sie ihn sah, stand von ihrem Stuhl auf, sank aber kraftlos wieder

!72 John J)aulsen in Kopenhagen-

zurück, ihre Lippen bewegten sich, es kam aber kein Willkommengruß über dieselben. Alle Schönheit, auf welche sie so unvernünftig stolz gewesen war, war nun fort. Sein unheimlich mageres Gesicht hatte die trockene gallgelbe Farbe, welche die Gefängnißluft giebt, das Auge war müde und glanzlos, mit dunklen Schatten darunter, die früher so glatte Stirn war voller Falten, und sein hübsches blondes Haar, welches an den Schläfen bereits begann grau zu werden, hatte man in entstellender Weise ganz kurz abgeschnitten. Aber dann überwand das starke, unauslöschliche Muttergefühl alle anderen Eindrücke. „Jens Christian!“ rief sie — und in der nächsten Secunde lag er an ihrem Herzen, auf den Knieen vor ihr, den Kopf in den Schooß gedrückt, so, wie er oft in den Tagen der Kindheit gelegen hatte, wenn er ihr seine kleinen Sünden beichtete — in den ersten Tagen der Kindheit, als er noch in die Volksschule ging und den Unterschied von Reichthum und Armmh, vornehm und gering nicht kannte.

Ja, nun war er wieder der Ihrige! Vergessen waren all' die dazwischenliegenden Jahre voll eiteler Hoffnungen und großer Leiden. Nun war auch kein Unterschied mehr zwischen ihnen, nun, da er mit Schande bedeckt war, schämte er sich ihrer nicht mehr. Sie war wieder seine einzige Zuflucht, seines Herzens Vertraute, seine alte, liebe, hülfreiche Mutter.

Er drückte ihre alte», Spuren der Arbeit tragenden, Hände in die seinigen, er weinte und flüsterte so viele schöne Gelübde von Besserung in der Zukunft, er wollte ein anderer Mensch werden, sagte er — aber sie konnte vor Rührung kanni ein Wort hervorbringen, und strich ihm nnn liebevoll über den mißhandelten Kopf, und ihre strömenden Thränen fielen wie ein warmer Regen auf denselben herab.

„Armer Jens Christian!“

Er bekam wieder seine alte Bodenkammer und schlief diese Nacht zum ersten Mal seit vielen Jahren ruhig wie ein Kind — aber er ruhte ja auch unter dem sicheren Dach der Mutter, mit den von der Kindheit her bekannten Bildern an der Wand.

Am nächsten Morgen fragte die Mutter ihn, was er nun zu thun gedächte.

Er senkte muthlos den Kopf — er wußte es nicht, er hatte nicht an die Zukunft gedacht.

„Du mußt natürlicherweise hier aus der Stadt fort, so schwer es mir auch fällt, mich von Dir zu trennen, gerade jetzt, da ich Dich wiederbekommen habe . . . Aber der Sohn der Frau Larsen“ — die Mutter richtete sich stolz empor — „soll hier nicht wie ein Auswurf unter seinen alten Kameraden herumwandern.“

„Wie meinst Du, Mutter?“

„Die Schwalbe“ (das war der Name eines großen Auswandererschiffes)

„geht nächste Woche ab; reise mit ihr nach Amerika, Jens Christian! Vielleicht wird es Dir drüben besser gehen —“

Frau karsen's Sohn,
!73

„Das niöchte ich gern, Mutter, aber wo bekomme ich das Geld her?“

„Das habe ich,“ sagte sie mit berechtigtem Selbstgefühl, ging zur Commode hin und nahm das Sparkassenbuch heraus, welches sie in seiner Gefängnißzeit von Neuen? gefüllt hatte. „Während Du dort drinnen saßest,“ — sie zeigte in der Richtung nach dem Gefängniß hin — „habe ich gespart und gespart und jeden Schilling beknauselt.“ Sie reichte ihm das Buch. „Glaubst Du, das; dies genug Reisegeld ist, Jens Christian?“

Es standen fünfzig Thaler darauf.

„Ach Mutter, Mutter!“ rief er zu Thränen gerührt. „Wie soll ich Dir das Alles vergelten?“

„Du sollst drüben wie ein ordentlicher und braver Mensch leben, früh und spät arbeiten und an Deinen Gott und Deine alte Mutter daheim denken. Und kommst Du drüben gut vorwärts, dann schreibe nach mir. Bei der ersten Botschaft komme ich. Ich komme nächstes Jahr zu Dir oder im Jahr darauf, oder noch später einmal. Ich werde schon Geduld haben und warten —“

„Die Schwalbe“ dampfte langsam aus dem Fjord hinaus. Der Himmel war blau und frühlingsklar, die norwegische und amerikanische Flagge wehte von der Mastspitze in dem frischen Nordwind. Die Passagiere standen auf Deck, dicht an einander gedrängt, und grüßten zum letzten Mal mit Hüten und wehenden Taschentüchern ihre Freunde und Verwandten in dem alten Lande.

Auf der Brücke war außer den Abschiednehmenden eine Menge Neugieriger und Gleichgültiger, Lastträger, Gassenjungen, Dienstmädchen, welche empfindungslos für die Wehmuth der Situation, lachten und scherzten und kritische Bemerkungen über die Passagiere machten. Für sie war die Abfahrt eines Ausivanderungsschiffes nur eine amüsante Abwechslung in der Einförmigkeit des kleinstädtischen Lebens.

Ein Stück von diesem Haufen entfernt, in einer Ecke der Brücke stand eine alte Frau in verschossenem, carrirtem Sitzkleide mit einer schwarzen Schürze und einem alten Sonnenhut auf dem Kopfe. Sie starrte dem Schiffe nach, starrte und starrte, während unaufhörlich Thränen über ihre mageren Wangen herablieffen. Und als das Schiff schließlich hinter der hervorspringenden Spitze des Fjälls verschwand, konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Sie zog die alte Schürze vor's Gesicht und brach in ein lautes jammerndes Schluchzen aus, welches gar nicht aufhören wollte.

Aber die Gassenjungen zeigten mit Fingern auf sie und kicherten. Das war ja die „Schnupf-Bolette.“

Giuseppe Gioacchino Belli.
Ein römischer Dialektdichter,
von
Josef Schumann.
— Rom. —

zer Fremde, der durch das Studium der Straßennamen seine geschichtlichen Erinnerungen aufzufrischen pflegt oder bereit ist, neue Namen kennen zu lernen, die er zunächst für Localberühmtheiten hält, findet unter den neuen Straßen Roms auf dem rechten Tiberufer eine mit dem Namen Gioacchino Belli. Der erste Vorname des römischen Satirikers, von dem Heyse bereits 1878 30 Sonette übersetzte, war indessen Giuseppe; den Namen Paul Gioacchino legte er sich in seiner Schriftstellerperiode zu, da ihm keiner seiner fünf oder sechs Vornamen genügte. Geboren in der ewigen Stadt am 7. September 1791 als Sohn wohlhabender Eltern, die aber in den Fährlichkeiten der Revolutionszeit und später durch häusliches Unglück ihr Vermögen einbüßten, lernte er in früher Jugend als Doppelwaise das Leben von seiner drückenden Seite kennen, indem er froh fein mußte, im Dienste der Negierung und reicher Herren provisorisch verwendet zu werden. Eine Zeit lang hatte er ein dürftiges Unterkommen in einem Kapuzinerkloster, mußte Privatunterricht ertheilen und Proceßacten abschreiben, 1816 heirathete er eine noch junge reiche Wittwe, die ihm von Cardinal Consalvi eine kleine Sinecure auswirkte; er hatte nun Zeit, seine Kenntnisse zu erweitern, lernte lateinisch, französisch und englisch und machte einige Reisen in Italien. 1827 wurde er mit vollem Gehalt pensionirt. 1837 verlor er seine Frau und kam in schlechte Verhältnisse, so daß er Cardinal Lambruschini Mld Papst Gregor XVI. mit Versicherung eines loyalen Unterthans und frommen Katholiken um eine bessere Stelle anging. Schließlich brachte er es im Staatsdienst zu einer nach römischen Begriffen der voritalischen Zeit recht einträglichen Stellung in der Verwaltung der öffentlichen Schuld. Nach den von

Giuseppe Gioacchino Belli, 1,75

ihm hinterlassen«! Auszeichnungen war er seit dem Anfang der 20er Jahre der liberalen Sache zugethan. Natürlich mußte er seine Gesinnungen geheim halten und am allerwenigsten hätte er sich zur Vaterschaft seiner politischen Sonette bekennen dürfen. Verschiedene nach Oben keinen Anstoß erregende Sonette declamirte er mit großen Erfolg auch vor Prälaten und Cardinälen. Gedruckt hat er mancherlei, aber nur sehr wenige Sonette in römischer Mundart; etwa 200 derselben liefen handschriftlich um; einzelne der unter dem Volk üblichen Varianten sind treffender als die Lesarten des Dichters. Die erste Ausgabe erschien 1865/66; ein Freund von ihm, Monsignor Tizzani, der auf den Bischofssitz in Terni verzichtet hatte, veröffentlichte mit Anderen 796 Sonette mit jenen Verstümmelungen und Aenderungen, welche die Rücksicht auf die päpstliche Censur gebot. Derselbe Freund hatte der von Belli hinterlassenen Vorschrift, die Sonette nach seinem Tod zu verbrennen, glücklicherweise nicht entsprochen; übrigens hätte Belli von 1849 bis zu seinem, am 21. December 1863 erfolgten Tod durchaus die Zeit dazu gehabt, 1869 besorgte Luigi Morandi eine Ausgabe von 30 Sonetten; eine von 200, in die sich etwa 15 unechte unter dem Namen Bellis umlaufende eingeschlichen haben, druckte er 1870 bei Barbara in Florenz.

Ein bei Perino in Rom erschienener Neudruck ist im Wesentlichen eine fehlerhafte Wiedergabe der ersten Ausgabe 1865/66. Nach dem Fall der päpstlichen Herrschaft kam Morandi in den Besitz fälschlicher Autographen der Sonette und eines Manuskriptes, wie es wohl einzig in seiner Art in der Literaturgeschichte dasteht. Belli hatte außer einer Vorrede und den Daten der Entstehung bei fast allen, sämmtliche Sonette mit recht eingehenden sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen, was auch nach der scherzhaften Aeußerung eines verstorbenen Philologen die griechischen und römischen Klassiker hätten thun sollen. Morandi hat nicht versäumt, noch viele andere Punkte, die zur Verdeutlichung der Situation beitragen, aufzuhellen, wobei es bisweilen sehr mühevoller Nachforschungen bedurft hat. Die erste Gesamtausgabe*) bringt in sechs mäßigen Bänden chronologisch geordnet mehr als 2150 Nummern; der sechste Band enthält diejenigen Sonette, die nicht in Aller Hände kommen sollen, außerdem 13 apokryphe und 20 in italienischer Sprache abgefaßte. Einige Sonette in römischer Mundart mögen verloren gegangen sein; zwölf bat der Herausgeber ausgeschlossen, weil sie nach seiner Ansicht nicht zu der Versicherung des Dichters stimmen, daß er nie habe obscön sein wollen. Belli war sich der Bedeutung seiner Schöpfungen wohl bewußt. Nachdem er nach und nach seiner Fonn Meister geworden, sprechen seine Sonette genau so, wie das römische Volk spricht, und wie es schreiben würde, wenn es das Schreiben gelernt hätte. Verschiedene seiner Sonette, mich einige seiner schönsten, hätten in jeder Epoche geschrieben werden können und nur der geschulte Philologe hätte vermocht, an der Sprache der Dichtung die Zeit ihrer *) Oitt» 6i Os8teU« bei L. I^sxi tipogr»fo-e6it«re 1886—89.

^76 Josef Lchumann in Rom.

Entstehung zu erkennen. Das Auszeichnende Belli's ist, daß er mit vollem Bewußtsein die Epoche widerspiegelt, in der sie entstanden; in diesem Sinne sind sie eine Geschichte der römischen Plebs im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts, wie sie das genaueste Studium in den Documenten nicht deutlicher hervorbringen könnte. Einerseits zeigen sie uns, wie das gemeine römische Volk fühlt und denkt, wenn es unter sich ist und nicht über den beschränkten Kreis der gewöhnlichen Bedürfnisse hinausstrebt; andererseits schildern sie auch die Lage der höheren Klassen, soweit sie das naturwüchsige Urtheil der niederen Stände erreicht. Nie kam nun Belli dazu, seine poetische Thätigkeit so früh aufzugeben? Auch wenn wir keine bestimmten Angaben hätten, das Datum der Sonette belehrt uns, daß die Politik ihm den Mund geschlossen hat.

Nach der Wiederherstellung des Kirchenstaates gab es drei Jahrzehnte lang gar kein öffentliches Leben außerhalb der amtlichen Kreise, und nun hatte man nach der Wahl Pius IX. und besonders im Jahre 1848 viel zu viel Politik.

Belli war als ein Gemäßigter-Liberaler mit den Ausschreitungen der zur Republik drängenden Radikalen nicht einverstanden. Ueber die Ermordung des Grafen Nossi, den er nicht einmal persönlich kannte, vergoß er bittere Thränen. Ein Freund von ihm erzählt, er habe die Republikaner rothe Jesuiten geheißen.

Vom Jahre 1848 haben wir darum kein einziges Sonett; das letzte der Sammlung, vom 21. Februar 1849 ist familienhaften Charakters. So scheint es, kann seine lange vor der Rückkehr des Papstes von Gaeta vollzogene Bekehrung zur Sache der Reaction keinen Schatten auf seinen Charakter werfen.

Belli führt mit einem Schlage die Person oder die Personen des Gesprächs ein, der thatsächliche Vorgang wickelt sich gebührender Maßen ohne Zuthun des Dichters ab. Bei einigen ist zumeist der Schluß des Sonettes epigrammatisch, bei den meisten ist der ganze Verlauf dazu angethan, unser Interesse zu erregen, da wir sehen, daß die Betreffenden selbst in dem Gespräche ganz aufgehen. Entweder sprechen alle Personen die römische Mundart oder die eine spricht italienisch oder etwas, was für italienisch gelten will. Eine beliebte Form ist es, die Reden wiederzugeben, ohne daß wir uns in Folge des gut gewählten Inhalts den Kopf zerbrechen müssen, wie die Rollen vertheilt sind, es heißt einfach: „er sagt,“ wie eben das Volk sich ausdrückt.

Besonders schön sind solche Sonette, in denen eine einzelne Person so spricht, daß über die Zwischenreden, die Antworten und selbst die Geberden des Andern kein Zweifel aufkommen kann.

Wer weiß, daß es im römischen Volk außer den Bissen, die von der Staatsverwaltung abfielen und der Fremdenindustrie gar wenig zu verdienen gab, wird sich nicht wundern, daß das Zahlenlotto in unseren Sonetten eine hervorragende Rolle spielt. Von einem Courier, der durch Arezzo geritten, lassen sich die Diener des nissischen Gesandten die bereits gezogenen Nummern mittheilen und kaufen eilig alle verfügbaren Loose auf, aber der hat sie schon angeführt, keine ihrer Nummern ist unter den an» Morgen darauf ausgehängen (2, 33). Von einem Mönche, der sich durch mehr Wunder als Christus

Giuseppe Gioacchino Velli. ^??

verrichtet habe, die Heiligsprechung verdient (2, 331), wird das Unmögliche berichtet, er habe einer Fran im Keller drei Nummern gegeben und sie habe eine Quinterne gewonnen. Die Schwierigkeit, gute Nummern zu bekommen, wird oft betont; ein Sonett (2,218), das uns auch deßhalb interessant ist, weil wir seine Entstehung aus einem längeren Gedicht verfolgen können, erzählt, wie man nach Mitternacht nach vorherigem Gebet zur Kirche San Giovanni Decollato wandern muß, iu deren Kirchhof die Aufgehängten ihre letzte Ruhe finden. Was man daselbst und auf deni Wege dahin hört, muß in den: Traumbuche nachgesehen werden, wo alle realen und unrealen Dinge ihre entsprechende Lottonummer haben. Man wird auf sich selber böse, wenn man die Sprache des Schicksals nicht verstanden hat und anstatt der gespielten andere Nummern herauskommen, die man von Rechtswegen hätte spielen müssen; man flucht auf die ganze Einrichtung des Lottos und selbstverständlich fehlt es nicht an Zweifeln der Loyalität des Lottounternehmens. Das gewonnene Geld wird an einem Sonn- oder Feiertag alsbald vergeudet. Reichliches Essen und Trinken wäre indessen nichts, wenn man nicht mit Freunden und Freundinnen, alten und ueuen, zum Thor hinausführe. Auch läßt man sich nicht zweimal znm Wischen von Wein auffordern, wenn etwas herausgekommen ist. Zu den lebhaftesten Sonetten gehört das „eilige Gefchäft" (4, 324). Der Diener, der einen Anwalt feines Herrn Proceßdocumente zu bringen hat, aber in der Geschwindigkeit niit einem offenerzigen Bekannten ein kleines Gespräch über das Lotto anknüpft, hört die gute Mär, daß der letztere etwas gewonnen und verschiebt um des Trunkes willen seinen dringlichen Vesuch auf morgen.

Gegen das Ende der Fastenzeit wurden während mehrerer Katechismusstunden des Nachmittags alle öffentlichen Lokale geschlossen; wenn man nirgends etwas für den Magen bekomme, gehe man zum Zeitvertreib in die Kirche (4, 147). Mit der Religiosität des Volkes sehen wir, ist es nicht weit her, obschon es alle Functionen gewohnheitsgemäß mitmacht und sich fürchtet, anf der Liste derjenigen Ercommunicirten zu stehen, die am 25. August am Hauptportal der Kirche S. Norromeo auf der Tiberinfel angeschlagen wurde (5,164). Der Nachweis, znm Abendmahl gegangen zu sein, wird in verschiedenen Kirchen erworben und gegen Entgelt an Kunden uud Andere abgetreten (3, 32). Das Fluchen war und ist dermaßen im römischen Volt (und in anderen Theilen Italiens) eingewurzelt, daß alle kirchlichen uud Polizeiacte nichts fruchteten. Noch zu Anfang der 60er Jahre wurde in Terracina ein Gotteslästerer mit dem Maulkorbe öffentlich ausgestellt. 1828 hatte der Cardinal-Erzbifchof von Imola gegen die Gotteslästerer verfügt: wenn es ein armer Plebejer ist, werde er zum ersten Mal an die Kirchenthüre gebunden, das zweite Mal durchgepeitscht, das dritte Mal soll er ins Zuchthaus kommen und ihm die Zunge durchbohrt werden. Es ist gewiß aus dem Leben gegriffen, wenn ein Vater u. a. seinem Sohn sagt, sich tüchtig zu wehren, statt eines Hiebes deren zwei zurückzugeben, beim gemeinschaftlichen

^?8 Josef Lchnmann in Rom.

Trunk den Andern nichts zu lassen und ihm schließlich empfiehlt, da das Ehrstenthum eine gute Sache sei, in der Tasche stets ein geschliffenes Messer und den Rosenkranz zu tragen (1, 73). Die Streitigkeiten und das Vorrecht, bei den Processionen die Fahnen der Bruderschaften tragen zu dürfen, wurden nicht immer mit der Faust allein erledigt, auch das Messer wurde dabei gebraucht. Als nach einem bei einer solchen Gelegenheit vorgekommenen Todschlag das Gerücht umlief, der Papst habe das Mitführen der Fahne verboten, meinte Einer (3, 383), da sei es doch besser, das Merheiligte wegzulassen. Wenn eine Bruderschaft in einer entfernten Kirche vor den Thoren, etwa zu St. Sebastian ihre Andacht verrichtet, so hat einer der Brüder die keineswegs leichte Aufgabe, für die nöthige Menge an Speise und Trank zu sorgen, wegen deren man es nicht verschmäht, sich an auswärtige Bezugsquellen zu wenden (5, 242). Ueber den Zustand, in dem man heimkehrt, schweigt die Geschichte. Der Rausch ist in Italien keineswegs so selten, als von Nordländern, die im Süden gereist sind, behauptet wird, nur hat der Weinrausch, so lange kein Messer bei der Hand ist, weniger Folgen als der Bier- oder Branntweinrausch. In den Zeiten Nellis war das Weinfälschen noch nicht eingeführt, man schenkte und nicht immer aus demselben guten Faß. Von den zwei Lobgesängen auf den Wein (1, 128 und 5, 397) schließt der erste mit der bei deutschen Romfahrern populären Behauptung: Der Est Est Est ist ein wahres Paradies. Das römische Volk trinkt nicht, um sich seine Sorgen vom Halse zu schaffen, denn es fällt ihm nicht ein, Sorgen zu haben, es trinkt, weil ihm das Trinken schmeckt, auch versucht mehr als Einer, der sich nicht wohl fühlt, durch fortgesetztes Trinken Doctor und Medicin zu sparen.

Belli, der sich mit den von ihm dargestellten Personen identisicirt, verdankt seinen Ruhm hauptsächlich seiner Geschicklichkeit, die Dinge von ilwer lächerlichen Seite zu zeigen, allein er hat auch als wahrer Dichter von Gottes Gnaden die Gabe, die Dinge in ihrer Gegenständlichkeit zn sehen und ohne den Anspruch, unser Urtheil beeinflussen zu wollen, zwingt er uns seine Anschauungen auf. Zwei der dem Erdbeben gewidmeten Sonette (das Sachregister im ersten Band erleichtert die Auffindung der behandelten Gegenstände) sind von einer Klarheit in der Darstellung der Vorgänge, wie wir sie von einem Professor der Physik nicht besser erwarten; in einen, dritten, in dem der Satiriker erwacht, ruft die erschreckte Frau eine Nachbarin mit den Worten an: Macht auf, o Gott, die Lampe läuft über.

Wenn die Madonna der Minerva sich nicht der Sache annimmt, wird Heuer gar nichts wachsen, in der Campagna ist allgemeines Wehklagen, da die Pferde, die Ochsen und die Schafe verdürsten (4, 88). Was umgekehrt andauernder Regen ist, könnte man bei einiger Fähigkeit der Phantasie aus dem Sonett 2, 71 lernen, das wir dem ebenfalls sebr gelungenen, mit einem Anhang versehenen (2, 416) vorziehen. „Das gute Wetter“ nebenan nimmt sich beinahe so fröhlich aus, wie in der Wirklichkeit.

Giuseppe Gioacchin« Velli. ^?9

Wie drückend der Sommer in Rom sein kann, zeigt uns das Sonett 2, 420; die Wirkung des Winters, wenn der Triton des Springbrunnens auf Piazza Barberini seine Eisperücke aufsetzt, findet man zwei Seiten vorher. Man sieht, wenn Belli sich vornahm, gewisse Naturerscheinungen oder was ihn sonst anregte, zur Darstellung zu bringen, befriedigt er seinen poetischen Drang an demselben Tag oder bald darauf; andererseits kommt öfters nach Jahren erst zu einem bereits fertig gestellten Bilde das Gegenbild.

Eine besondere Klasse von Genrebildern schildert die verschiedenen Berufsstände. In Erinnerung, daß die Satire gegen den Clerus Jahrhunderte alt ist, halten wir es nicht für nöthig, die vielfachen Auslassungen Bellis oder vielmehr der Taufende von Römern, deren Wortführer er ist, gegen die Welt- und Klostergeistlichkeit anders als im Vorübergehen zu erwähnen. Bekanntlich lag die gesummte Verwaltung des Kirchenstaates in den Zünden von Geistlichen; sogar die Anwälte trugen geistliches Gewand. Wer sich über die Förmlichkeiten und Kosten eines Reisepasses unterrichten will, lese Band 4, 31)9 nach, erinnere sich jedoch, um nicht ungerecht zu sein, der Sitten und Gebräuche im vormärzlichen Deutschland. Original dürfte sein, das; 1829 einer armen Frau aus Recanati der Heimat Leovardis der Aufenthalt in Bologna untersagt wurde, weil der dortige Cardinal-Legat, derselbe, der später in einem öffentlichen Schriftstück alle Liberale kurzweg Diebe hieß, verordnet hatte, im Interesse des einheimischen Dienstperfonals dürfe niemand von auswärts angenommen werden. Die erste Eisenbahnstrecke im Kirchenstaat, nämlich die von Rom nach Frascati wurde im Jahre 1857 eröffnet. Um einem anerkannten Privatunternehmen nicht zu wehe zu thnn, nicht etwa um die Pferde zu schonen, hatte man unter dem vorhergehenden Pontificat Gregor XVI. den Vetturini verboten, mehr als eine gewisse Strecke im Tage zurückzulegen. Z. V. zwischen Rom und Ascoli Piceno, wohin man in zwei Tagen hätte kommen können, mußte man sechs Tage nnterwegs sein; zu den 10 Wegstunden von Viterbo nach Roni mußte man zwei Tage brauchen; sonst zahlte der Kutscher 10 Thaler Strafe und bekam achttägiges Gefängniß. Die Droschken-Kutscher der ewigen Stadt (auch heute noch ein des Studiums würdiger Typus) zogen das Wasser auf ihre Mühle und hielten eine in der ersten Zeit Pins IX. geplante Verminderung der Feiertage für einen Iacobinerstreich, denn der Festtag sei für die Kutscher, was für die Pfarrer die Epidemie (5, 357). Ueber die Fremden machen sie sich Instig, als ob dieselben taub wären, oder kein Wort Italienisch verstünden. Die neu anlangenden Milordi, deren Sparsamkeit ihnen verhaßt war, hielten sie für Narren, die nicht wüßten, wen und was sie bewunderten. Der Kutscher ist verständiger als all die Engländer, die es so eilig haben, die Gemälde Raphaels zu betrachten und zu bewundern, das Verdienst ist des Farbehändlers, der ihm die guten Farbe« verkauft hat (2, 244). Nud warum fahren sie den weiten Weg zum Wasserfall bei Terni: wegen des bischen Wassers!? wenn es wenigstens Wein wäre. (3,163).

^8l) Josef Schumann in Rom,

Belli ist im Laden und in der Werkstatt zu Hause. Dem Schuster, der einem Kunden die engen Stiefel aufschwätzt und einem andern beweist, daß die Halbstiefel nicht zu weit sind, glauben wir im Leben begegnet zu sein. Ein anderer Jünger Crisvins ist gegen die Unsitte des Wagenfahrens. Die anderen Thiere haben ja auch kein Cabriolet; wenn er auch nur drei Tage Papst wäre, würde er schon die Sänften bei Todesstrafe verbieten. Alle müßten zu Fuß gehen und Schuh und Stiefel zerreißen (2,395.). Prächtig ist der Hutmacher, der gar nicht mehr weiß, wo der bestellte Hut Hingerathen ist, aber verspricht, ihn am nächsten Morgen nach Hause zu schicke»; verlassen Sie sich darauf, als ob sie ihn schon auf hätten. Der Dosenhändler macht dem weitgereisten Herrn, der so gut zu wählen wisse, sein Compliment: Material und Form seien gleich vortrefflich, im schlimmsten Falle sei er immer da. Und im Sonette nebenan erinnert er sich nicht mehr, die Dose verkauft zu haben, der Kunde habe sie wahrscheinlich fallen lassen. Die Dose war fehlerlos, wer kaufen will, muß die Augen offen halten, die Welt ist nicht für die Dummen geschaffen; die Waare, die aus dem Laden fort ist, nehme er nicht wieder (5, 75). Dem Maurermeister ist die Entdeckung des Blitzableiters eine Sünde gegen die Natur; der Matratzenmacher bringt eine oder zwei Wanzen hinein, damit man ihn bald wieder rufen müsse. Der gemüthliche Zinngießer hat die richtige Liebe zu seiner Arbeit, die ihres Gleichen nicht in der ganzen Stadt finde; der Käufer soll sich nur anderswo umsehen und ihm bei gleichem Preis den Vorzug geben. Ein Krämer im Kasfeehause giebt sich die größte Mühe, daß man ihm etwas zulege, will aber auf alle Fälle etwas Geld lösen; Gott weiß, um wie viel es zu theuer ist, aber die Bitte, nicht weiter zu erzählen, wie wenig er bezahlt hat, muß die Kinder in Sicherheit wiegen. Wie der Hausirer von den Spitzbuben Kaufleuten in den Läden spricht, sein Ehrfrentum betont, da der Jude nur Schund verkaufe, der Preis überführe den letzteren, das ist ans dem Leben gegriffen und aus einem Gusse dargestellt. Nicht übel ist der Vorschlag des Speisewirthes, der sich über den verringerten Verdienst in der Fastenzeit ärgert, der Cardinal-Vicar sollte lieber anstatt des Verbotes der Fleischspeisen den dritten Theil des Rosenkranzes beten lassen. Der Weimuirth hingegen ist durchaus für die Fastenspeisen eingenommen; wenn er Priester wäre, müßte man das ganze Jahr Salzsische essen, das wäre ja auch in» Interesse der Weinbauern. Das Sonett „Domenica beim Gemüsegärtner" zeigt die Magd, die sich die Lunge herausredet, um für 10 italienische Pfennige (—8 deutsche) wenigstens so viel Salat zu bekommen, daß man ihn auch sieht, wenn er geputzt ist. Die Ruhmredige, die sich nie anführen läßt und stets billig einkauft, wobei die Versicherung des Verkäufers, nichts zu verdienen, nicht fehlen darf, ist meisterhaft gezeichnet (3,306). Wenn wir uns nicht selbst bedienen können, bedürfen wir gut geschulter Hülfe. Belli lehrt uns die römischen Diener in den großen Häusern kenneu, zunächst den „Decan", den ältesten Diener, der nicht wenig darauf stolz ist, daß er im Vorzimmer die Befehle der Herrschaft erwartet, deren Gespräche

Giuseppe Gioacchino Velli, ^8^

er erforderlichen Falls belauscht, um sich danach zu richten und es jedem in der Familie zu Dank machen zu können. Er weist nicht nur den anderen Dienern die Geschäfte zu, hält das Register der Besucher in Ordnung, schweigt und lügt als Mitwisser „discreter“ Geheimnisse seiner Herrschaft, sondern merkt sich auch diejenigen Besucher, die kein Trinkgeld geben, sehr gut, um sich bei der nächsten Gelegenheit zu revanchieren, z. B. eine Bestellung nicht auszurichten. Nicht umsonst heißt man höflicher Weise auch die gewöhnlichen Diener Decane. Der Kutscher hält sich selbstverständlich für besser als die gewöhnlichen Livreebedienten, die auf der faulen Bank sitzen, verfängliche Diuge mitansehen, wenn nicht gar begünstige«, dem Herrn die Stiefel ausziehen müssen, während er die edelsten Thiere der Welt leitet und das Leben seines Herrn in der Hand hat (2, 282). Es ist künstlerisch gar kein übles Bild, wenn er bei Regen und Kälte auf den Schluß des Theaters wartet, in dem seine alte Herrin sich belustigt, während sie, wie er meint, zu Hause in« Spiegel sehen könnte, das; man mit weißen Haaren auf die Vergnügungen der Welt verzichten soll. Viel harmloser ist der Koch, selig im Bewußtsein, daß Latein, Mathematik, Jus, Medicin nur albernes Zeug sind, am Herd allein zeige sich das Talent. Als sein früherer, so beliebter Herr keinen Koch mehr hielt, blieb ihm auch nicht ein einziger Freund treu. Häusig ist die Klage, daß der schwere Dienst, da jeder seine besonderen Bedürfnisse habe, ohne Unterbrechung fortgehe, man könne sich nicht einmal ausschlafen und bekomme nur die Ueberbleibsel von« Essen. Die löbliche Gewohnheit, der Dienerschaft Legate auszusetzen, stachelt die Neugierde, nach Eröffnung des Testaments zu erfahren, wie viel es eigentlich sei. Hätte der außer dem Hause schlafende Diener des Prälaten, der ihm in jeder Krankheit eine Pension verspricht, das Geld, um seine Hausmiete zu bezahlen, würde er vielleicht nicht um den Tod seines Herrn und künftigen Wohlthäters beten (2, 384).

In den Großstädten kommen wir nachgerade dazu, die Namen unserer Nachbarn erst aus der Localchronik zu erfahren, wenn nämlich irgend etwas in unserer unmittelbaren Nähe vorgefallen ist. Die moderne Gesundheitslehre mag immerhin jeden Tag deutlicher lehren, wie sehr wir von dem guten Willen, von der Reinlichkeit und von der musikalischen Begabung der Nachbarn und Mitbewohner abhängen. Schon Belli läßt eine unglückliche Frau erfolglos auf die Polizei gehen, weil ein Er vom frühesten Morgen an bis spät in die Nacht sein Wohlgefallen an seiner häßlichen Singstimme an den Anderen ausläßt; auf der Polizei sagt man, er sei bei sich zu Hause. Und diejenigen, die über unseren Köpfen hüpfen und tanzen und weil sie so gut wie wir die Miete bezahlen, keine Rücksicht kennen! Nicht zu sprechen vom Rauch, der aus der Küche unter uns kommt. Gleich ein paar Katzen der Nachbarin kommen ugerufen in die Wohnung, belustigen sich, als wären sie vom Porzellanwarenhändler angestiftet, verunreinigen die Betten und zerkratzen sogar das Kind. Da kommen wir noch besser mit der unpünktlichen Nachbarin aus, die ohne unsere Hülfe gar nicht kochen könnte; leih-

.'-

^82 Josef Zchumann in Rom,
weise erbittet sie sich hintereinander ein Töpfchen, ein wenig Petersilie, ein
bischen Gewürz, eine Pfanne, ein Stückchen Knoblauch, ein wenig Speck und
ein Tröpfchen Wein (4, 302).

Wenn wir uns recht erinnern, erzählt nur ein Sonett in drei Teinpi,
wie er ihr aufpaßt, sich erklärt und sie heirathet. Wie sich hingegen die
Mädchen und die Wittwen ihre Anbeter beneiden, ist wiederholt dargestellt.
Mannigfaltigkeit und Kraft der dabei gebrauchten Schimpfwörter muß im
Original studirt werden. Einmal ist das letzte Wort der Erzürnten: dich
heirathet nicht einmal der Teufel, ein anderes Mal: um dich zu heirathen,
muß man einen Magen haben wie ein Arzt, ein drittes Mal: der Ihrige
sei gewiß nicht schwindsüchtig, nur die Wuth, ihn nicht haben zu können,
mache die Andere so reden, sie habe sich ihn mit aller Vorsicht ausgewählt,
er habe die Kraft, Samson zu Boden zu strecken. Aergerlich ist es, wenn
der Geliebte immer den Tag der Hochzeit hinausschiebt. Noch ärgerlicher,
wenn andere Mädchen das Glück haben, tüchtige und wohlhabende Männer
zu finden und die eigene Tochter Keinen zu fesseln weiß. Zum Glück giebt
es Mütter, welche die nüthige Initiative haben. Man vergleiche z. B. die
Lobpreisung der Tochter und die Frage an Sor Piuccio, manu er heirathen
wolle (5,420). Das Mädchen mag über die Versprechungen des Künftigen
glücklich sein, auch wenn seine Einnahmen ganz bescheiden sind; die
Mutter mehrt sich gegen den mittellosen Freier, dessen Familie nicht einmal
Leintücher im Bette habe. In der Ehe des römischen Volks geht es nach
Belli sehr positiv zu. Wenn sich die Frau, welcher der Mann seit langer
Zeit keinen Pfennig mehr gegeben hat, einen aushelfenden Freund zulegt, so
ist dieser meistens höflicher als der Eheherr und sie spricht bisweilen mit
Freundinnen recht offenherzig von diesem Verhältnis). Die Untreue des
Weibes, das größeren Lurus treiben will, als die Einnahmen des Mannes ge-
statten, schildert Belli nicht minder als die Erbärmlichkeit des zufriedenen
Hahnreis. Eine Frau spricht klar mit einem Mädchen, das mit ihrem Ehe-
mann kotettirt, eine andere oder auch dieselbe mit ihrem Ehemann selbst, sie
wolle nicht vor Langerweile sterben; mit dem Affengesicht einer Freundin habe
er Zeit, spazieren zu gehen; wenn er mit ihr gehen solle, habe er immer
Geschäfte; sie sei zu jung, um ein solches Leben zu führen. Nach dieser
drohenden lernen wir eine verzweifelte Gattin kennen, die hilflos und arm
zu Hause sitzt, während er mit Freunden im Wirthshaus esse und in's
Theater gehe; sie wolle lieber sterben als so leiden; warum habe sie ihrer
Mutter, die Alles vorausgesagt habe, nicht gefolgt (4,325). Pathetisch ist die
Klage der „Frau des Spielers.“ Seitdem ihn der Spielteufel erfaßt, habe
er nicht nur ihre Mitgift verthan und das ganze Haus geleert. Zu ihrem
Schrecken ist er jüngst ohne Jacke nach Hause gekommen und sie ist schwanger,
womit soll sie ihr Kind wickeln? Und wieder ist es die Rücksicht auf das
Kind, mit der die erschreckte Frau den wüthenden Mann, der mit einem
Messer davon eilen will, zurückzuhalten versucht, damit das lieblich schlafende

Giuseppe Gioacchino Velli. ^83

Kind beim Aufwachen den Vater nicht vermisst (4,109). Wenn die Frau nicht geduldig ist und aufbegehrt, so giebt der Mann wohl zu, daß er ihr im Neben nachsteht, kündigt ihr auch nach Verlauf von so viel Zeit, als man zu einem Credo braucht, die kommenden Folgen, Prügel an. Sie antwortet ihm dann bisweilen mit einem Teller in's Gesicht und verlangt Arod, wenn nicht für sich, für die armen Kinder, die vor Kälte und Hunger zu Grunde gehen. Wer an der Hand der Belli'schen Sittenschilderung über die römischen Frauen aburtheilen wollte, untersuche vorher etwas genauer, was sie als Mütter sind — der Ankläger Belli wäre hier ein Bewunderer, wenn er eben nicht sein Urtheil verbürge. In seiner Objektivität hat er jene Frau nicht vergessen, die keine Kinder will, zuerst weil ihr Schwangerschaft und Entbindung nicht recht ist, sodann weil die Kinder so viele Arbeit machen und Schrecken verursachen, schließlich weil die Töchter gefährliche Wege einschlagen und die Jungen Taugenichtse werden (2,411). Man betrachte die Sonette 4,310/311, wie die Mutter ihr Kind bewundert, das vor der Familie seine erste Geschicklichkeit zeigt; wie geduldig ist sie, obschon sie der Last des Stillens fast erliegt. Eine andere Mutter ist ganz vergnügt, daß ihr noch nicht 2-jähriger Knabe, den sie übrigens noch trinkt, schon fluchen kann, wie ein Erwachsener, auf der Straße die Kiesel herauszuziehen sucht und alle Hoffnung giebt, er werde s. Z. der ganzen Nachbarschaft zu thun geben. Hochberühmt ist „Die Bettlerin“ mit ihren nackten Kindern, deren Vater im Spital liegt, während sie selber unter der Bank eines Verkäufers im Freien schlafen müssen (2,116). „Die Wittwe mit sieben Kindern“, von denen übrigens eins gestorben ist, berichtet mit Ergebnell, was sie alle treiben; dem Jüngsten, der in die Schule geht, ist eine ganze Strophe gewidmet, sie selbst flickt Strümpfe, bis, ihr die Mutter Gottes weiter hilft. ^ Mau hält die Kinder zur Mithätigkeit an; das römische Volk ist allem Anschein zum Trotz äußerst gutmüthig. Die Väter sind meistens rauh und lassen sich von Niemand in die Erziehung hineinreden; es ist ihr Blut, sagen sie von ihren Kindern. — Unfeine Worte vertragen sich mit stolzer Gesinnung; es ist für sie und ihre Nachkommenschaft ein Ruhm, Römer zu sein, wenn auch sie keinem Kritiker Rechenschaft über die Bedeutung der ewigen Stadt geben können. Belli zeigt uns mehrfach, wie ungezogen die Kinder sind, sie klettern, wohin sie nicht sollen, sind unfolgsam, wollen nicht die Suppe essen, benehmen sich bei Tische gar zu schlecht, nicht einmal während des Rosenkranzes können sie sich ruhig verhalten; die Mutter schämt sich vor den unten wohnenden Nachbarn, die mittelst eines Stockes an den Plafond schlagen, um zur Ruhe zu gemahnen; die Furcht vor dem abwesenden Vater hält sie nicht mehr im Zaum, man brauchte die Geduld eines Heiligen; Christus nehme euch alle zu sich, ruft die gute Mutter voll Aerger, aber welche Besorgniß hat sie, wenn die Kinder krank sind oder auch nur weniger gut aussehen, man lese z. N. das Sonett: „Die Mutter des Jägers.“

Ferdinand Lassalles Tagebuch.
herausgegeben und mit einer Einleitung versehen
von
Vau! Lindau.

n,
!cm jungen Ferdinand Lassalle war durch seine bösen Schüler-
streiche der Aufenthalt in Breslau vollkommen verleidet, und
sehr wider den Willen seiner Eltern, die den ungewöhnlich be-
fähigten Knaben studiren lassen wollten, ging er mit endlicher Zustimmung
seines Vaters Anfang Mai 1840 nach Leipzig, um an der dortigen Handels-
schule, die offiziell „Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig“ heißt, sich
zum Kaufmannsstande vorzubilden. Sein Vater hatte ihn nach Leipzig be-
geleitet und ihn dort bei Karl Gottlob Hand er, dem Director einer Priuat-
schule, in Pension gegeben. Das Haus lag damals noch „vor dem Thore“
in der Ostvorstadt. Inzwischen ist da die Nürnbergerstraße angelegt, und auf
dem Grunde des alten Hauses ein anderes erbaut worden (Nr. 11 der
genannten Straße). Hander unterhielt in der innern Stadt, in der Universitäts-
straße, in dem sogenannten Paulinum, einem academischen Gebäude, eine Pri-
vatschule, aus der später das Teichmann'sche Institut hervorgegangen ist,
das heute noch besteht und von Kindern der besten Familien besucht wird.
In der ersten Zeit fühlte sich Ferdinand bei seinem Hauswirth und
in dessen Familie überaus wohl. Er findet nicht genug Worte des Lobes
für die lebenswürdige menschenfreundliche Art, mit der ihm Herr und Frau
Hander entgegenkommen. Aber dieser freundliche und friedliche Zustand
währt nicht lange. Schon am 7. Juli schreibt er von seiner Pensions-
mutter: „Das Blatt hat sich schrecklich gewendet. Um einer Kleinigkeit

Ferdinand Lassalle's Tagebuch. ^85

willen zankt sie, hetzt ihren Gemahl auf mich. O Weiber, Weiber, wer kennt euch! Ich war so gut!" Und fünf Monate später, Anfang December, spricht aus seinen Aufzeichnungen geradezu glühender Haß gegen die einst so verehrte Frau Wirthin. Er nennt sie eine „wurmstichige, verblühte Rose von der Centifolienart" und macht dazu den Wortwitz: „csnt loliez, hundert Dummheiten" seien ihr zu eigen; aber sie sei noch schlechter als dumm. Und auch Nector Hander selbst wird von dem jungen Menschen in verächtlichster und wegwerfendster Weise behandelt.

Noch schlimmer gestaltet sich sein Verhältnis zu den Lehrern der Handelsschule. Die öffentliche Handelslehranstalt wurde durch die Kramerinnung, einer seit 1477 bestehenden, im jüngsten Jahrzehnt aber aufgelösten Corporation, im Jahre 1831 ins Leben gerufen. Sie steht also jetzt in sechszigsten Jahre ihres Daseins. Das Schulgebäude war von 1882 bis 1890 das Haus am Königsplatz Nr. 10. Neuerdings ist die Anstalt in ihr neues prächtiges Heim an der Löhrstraße, nördlich des alten Stadttheaters, übersiedelt. Nach Auflösung der Kramerinnung übernahm die Handelskammer die Unterhaltung und Fortführung der Handelslehranstalt. Der Schulvorstand wurde gebildet durch die Vorsteher der Kramerinnung, die „Herren Kramermeister," ferner „die Handlungsdeputirten" als Vorstände der Kaufmannschaft und den Director.

Es versteht sich, daß Lassalle auch jetzt wieder behauptet, das Opfer der auserlesenen Bosheit von Seiten seiner Lehrer zu sein. Er leidet beinahe an einer Art von partiellem Verfolgungswahnsinn. Er ist immer im Nocht, die Lehrer haben immer Unrecht. Das Schauspiel aus der Breslau«

Secundanzzeit wiederholt sich hier, nur noch in sehr verstärktem Maße. Namentlich auf den Director Schiebe hat er es abgesehen. Er bezeichnet ihn als unfähig, kriechend, unwürdig, grob, rachsüchtig, feige, kurzum als Muster des Pädagogen, wie er nicht sein soll. Er haßt diesen Director Schiebe aus vollem Herzen, und gerade wie früher schwört er sich auch hier hoch und theuer, an seinem Feinde dereinst Nache zu nehmen.

Die sehr einseitige Schilderung, wie wir sie in den Aufzeichnungen des mißvergnügten Handelsschülers finden, stimmt nun allerdings keineswegs überein mit dem Andenken, das der im Jahre 1851 in seiner Vaterstadt Straßburg im 72. Jahre verstorbene August Schiebe bei Allen, die ihn näher kennen gelernt haben, hinterlassen hat. Schiebe wird als ein wohlwollender, gerechter, tüchtiger und gelehrter Mann gerühmt. Er hielt streng auf Disciplin. Dem Collegium des Schulvorstandes, den Kramermeistern und Handelsdeputirten gegenüber wahrte er seine Directorenrechte mit großer Entschiedenheit. Er ist der Verfasser einiger tüchtiger handelswissenschaftlicher Schriften. Daß er Lassalle nicht leiden konnte, wollen wir gern glauben. Und von einem noch lebenden Lehrer aus derselben Zeit ist unser Gewährsmann, Herr Dr. Whistling in Leipzig, bestätigt worden, daß Director Schiebe Lassalle besonders scharf in den Zügel zu nehmen be-
3!«rd und SiiK r,VII., 170. 13

^86 Einleitung von j)aul lindau.

liebt habe. Lassalles keckes Auftreten veranlaßte ihn oft in der Lehrer-Conferenz zu herber Kritik. Er nannte in seiner derben Art Lassalle einen unverschämten Lummel. Lassalle war nun wirklich ein sehr unbeauemter und schlechter Schüler. Sein Hauswirth Hander schrieb in der Thai an den alten Lassalle nach Breslau i Ferdinand wäre vorlaut, naseweiß, lüderlich und anmaßend. Lassalle giebt das mit großer Objectivität wieder und macht dazu die lakonische Bemerkung: „So mache ich also meinein Vater noch immer keine Freude.“ (5. Juli.)

So wenig schmeichelhaft das Hander'sche Zeugniß über den Handels-schüler ist, so zutreffend scheint es zu sein. Gerade wie in Breslau bummelt er auch in Leipzig, und gerade wie dort leidet er auch hier an chronischem Geldmangel. Er macht wieder seine kleinen Tauschgeschäfte, verkauft seine Bücher und contrahirt Schulden. Besonders wird der Schneider eines seiner Freunde besteuert, von dem er sich von Kopf bis zu Fuß neu einkleiden läßt, denn er legt Werth darauf, anständig auszusehen.

Das übertriebene Selbstgefühl des jungen Burschen erstarkt immer mehr. Er nennt es den „schönen, festen Glauben an mich.“ Er vergleicht sich mit dein tobtten Adler, der auf dein Felde liegt, und dem Naben, Elstern und sonstiges verächtliches Geflügel — darunter sind nämlich die Lehrer zu verstehen — die Augeu auspicken und das Fleisch abnagen. Aber er fühlt dann neues Leben in sich und erhebt sein rauschendes Gefieder. „Krächzend entflohen die Naben uud Elstern, ich aber fchwang mich auf zur Sonne.“ (11. März.)

Wegen feines ungebührlichen Betragens wird er in der Schule mit den härtesten Strafen belegt. Er wird vor das Gefammtcollegium, die Synode, geladen nnd erhält drei Wochen Hausarrest. Die Lehrer wittern in ihm einen gefährlichen Menfchen. Der Director erklärt, daß er nur auf die Gelegenheit warte, um diesen bedenklichen Eumpan, der die Disciplin der Schule untergrabe, zu ermittiren. (22. März.)

Der junge Lassalle, der immer mit de«: Mnnde vorweg war, wird natürlich von seinen Mitschülern dazu ausersehn, einem scheidenden Lehrer im Namen der Klasse einige Worte des Dantes uud des Abschieds zu sagen. Lassalle hat keine Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Er spricht aus dem Stegreif, und er macht, wie aus seinen Mittheilungen hervorgeht, auf die Klasse und auch auf den Lehrer einen tiefen Eindruck. Das Datum des 19. December 1840 ist in der Biographie Ferdinand Lassalles festzuhalten, denn a,l diesem Tage hat er seine Jungferrede gehalten.

Der eigenthümliche Zug im Charakter Ferdinands, von dem »vir schon in seinen Breslau« Aufzeichnungen verschiedene Zeugnisse aufzuführen hatten: das leidenschaftliche, wahrhaft unheimliche Verlangen, Diejenigen, die ihm weh gethan haben, bis zur Venlichtung zu verfolgen, entwickelt sich mit der Zeit immer mehr nnd mehr. Mit „Flammenfchrift“ will er unauslöschlichen Haß in sein Inneres eingraben; er will heiße Nuche nehmen und

Ferdinand Lassalles Tagebuch. 1.87

schwört es „bei Gott und dem Teufel.“ (8. Juli.) Wenn er sich nicht rächt, will er verdammt sein so lange er lebt. Mit alttestamentarischer Beredsamkeit bekräftigt er an einer andern Stelle seine Rachegeübde: „Keine Freude inöge mich erquicken, kein Lächeln meine Wange berühren, kein Trost mir im Unglück bleiben. Ich will verflucht sein in den tiefsten Abgrund der Hölle, kein Sonnenstrahl möge mich erfreuen, keine Hoffnung mir werden im Unglück. Verachtung sei mein Loos hienieden, und drüben treffe mich die Strafe des Meineids.“

Leidenschaftlicher als je regt sich in ihm der kamvfesmuthige Jude, der seinen ungerechten Bedrückern und Verfolgern gegenüber mit dem Schwerte in der Hand sich seine Rechte erkämpfen soll. Seiner Meinung nach hätten die unglücklichen Juden von Damascus die Stadt an allen Ecken anzünden und den Pulverthurm in die Luft sprengen sollen, um sich mit ihren Peinigern zu tödten. „Feiges Volk!“ ruft er aus, „Du verdienst kein besseres Loos! Der getretene Wurm krümmt sich, du aber bückst dich nur tiefer! Du bist zum Knecht geboren!“ (21. Mai 1840.1 Daß man mit den Beschuldigungen auftritt, die Juden brauchten zu ihrem Osterlamm Christenblut, scheint ihm anzudeuten, „daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der That durch Christenblut uns helfen werden.“ (30. Juli.)

Während seines Aufenthaltes in Leipzig überfiel den jungen Lassalle oft ein starkes Heimweh, eine mächtige Sehnsucht nach den Seinigen. Die liebenswertheste Einzelheit im Charakter Ferdinand Lassalles ist seine echte und innige Liebe zu den Seinigen, besonders zu seinem Vater. Er, der keine Autorität respectirt, spricht von seinem Vater immer nur in den Ausdrücken der tiefsten Ehrerbietung und der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Wenn er einen dummen Streich begangen hat, so quält ihn das nur seines Vaters wegen, und nur der Gedanke, daß er seinem Vater Kummer bereiten werde, hält ihn von noch dümmern ab. Die oft recht häßlichen Dissonanzen, die in diesen Aufzeichnungen angeschlagen werden, klingen schließlich immer versöhnlich aus in die reinen Accorde der Kindesliebe, der Liebe zu seinen Anverwandten. Auch mit seiner Schwester Friederike hat er sich völlig ausgesöhnt, und ein vollkommener Umschwung ist in seiner Stimmung zu Gunsten des Bräutigams Friederikens, seines Vetters Ferdinand Friedland, eingetreten. Jetzt hat er für Friedland nur noch Ausdrücke der wärmsten Anerkennung, ja Bewunderung darüber, daß dieser so gefeierte Mann die großen Verhältnisse der französischen Hauptstadt verläßt, um sich aus dem „tristen Breslau“ seine Braut zu holen.

Auch für schwärmerische Jugendfreundschaft bleibt Ferdinands Herz wann und empfänglich. Der Verkehr mit seinem besten Freunde Isidor Gerstenberg hat sich zwar durch die örtliche Trennung etwas gelockert, aber die Gesinnungen sind die alten geblieben. Hier in Leipzig schließt er sich besonders an Wilhelm Becker an.

Ernst Johann Wilhelm Becker gehörte zur Lehrlingsabtheilung der

1.88 Einleitung von siaul lindau.

Handelslehranstalt. Als Lehrling beziehentlich Volontair war er im Geschäft eines Spediteurs angenommen. Beckers Eltern waren wohlhabende Leute in Berlin. Der Vater hatte wohl ein Bankgeschäft. Der junge Mann verfügte über reiche Mittel, konnte sich also allen Comfort gönnen und noble Passionen, wie Reiten und dergleichen, pflegen. Er ließ denn auch in Gesellschaft Lassalles und Zanders viel Geld draufgehen. Director Odermann erinnert sich Beckers als eines recht leichtlebigen Jünglings, der sich z. B. nicht bedachte, einen eben mit großen Kosten angeschaffte» Frack sehr bald für einen Spottpreis an einen Trödler zu verkaufe». Also auch ein „Berliner Windsack“, wie Director Schiebe sich geni ausdrückte.

Außer au Wilhelm Becker hatte sich Lassalle noch besonders an Robert Zander angeschlossen, der vor einigen Jahren in Oesterreich gestorben ist. Dieser Freund Lassalles war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Kramers, der in „Hohmanns Hof,“ einem stattlichen Grundstück in der Peterstraße, sein Geschäft hatte. Robert führte seine Freunde Lassalle und Becker in seine Familie ein. Roberts Schwester, Rosalie, war Lassalles erste Schülerliebe, während Wilhelm Becker für die andere Schwester, Antonie, schwärmte. Lassalle schrieb an Rosalie Zander zahlreiche Briefe und widmete ihr Gedichte. Die Brieffammlung fand sich noch beim Tode Rosaliens vor, wurde aber dann vernichtet. Lassalle hat das Andenken an die Familie Zander bis in seine letzten Jahre bewahrt. Noch bei seiner letzten Anwesenheit in Leipzig stellte er Nachforschungen danach an und bedauerte, ihre Spur nicht finden zu könne». Rosalie blieb unvermählt. Sie starb am 25. August 1876, etwa achtundfünfzig Jahr alt. Sie ist ans dem Friedhofe zu Reudnitz, dem jetzt eiuerlebteu Vororte Leipzigs, begraben. In Leipzig hatte Ferdinand Lassalle kaum andern Umgang, als mit seinen Mitschülern. Mit den meisten stand er nicht gerade auf gutem Fuße. Die in den nachstehenden Blättern vorkommenden Namen sind daher fast ansschließlich Namen von Lehrern und Schüler» der Leipziger Handelsschule. Wir theilen also zunächst eine genaue Liste des Lehrercollegiums mit, wie es im Schuljahre 1840/41 zusammengesetzt war, und zwar in der Reihenfolge »ach dem Eintritt der Lehrer ins Amt:

1. Schiebe, August, Director. Handelswissenschaft. (Trat 1859 in Ruhestand. Starb 1851.)»
2. Nischwitz, Chr. Fr. Adolph. Deutsch, Geschichte, Geographie.
3. Echierholz, Ad. Chr. Leopold. Kalligraphie, Arithmetik.
4. Esche, Fr. Angust. Zeichnen.
5. Dr. Feller, Fr. Einst. Handelswissenschaft. Neuere Sprachen.
6. Flügel, Chr. Gottlieb. Naturgeschichte, Französisch.
7. Hülse, Iul. Ambras. Mathematik. (Abgegangen December 1840. Starb als Geh. Regierungsrath und Vortragender Rath im Ministerium des Innen, zu Dresden 1876.)

Ferdinand Lassalle's Tagebuch,
1.89

8. Heuschkel, Christian Gottlieb. Deutsch. (Starb nach fünfundzwanzig-jähriger Lehrtätigkeit an der Anstalt 1860.)

9. Erdmann, Karl. Chemie.

10. v. Odermann, Karl Gustav. Handelswissenschaft, Arithmetik. (Nachmals Director der Handelslehranstalt. Lebt im Ruhestande in Dresden.)

11. Courvoisier, FrSdoric. Französisch. (Lebt noch in Leipzig als Privatlehrer.)

12. Dr. Michaelis, W. Iul. Herin. Mathematik.

13. Weinlig, Dr. Luecl., Chr. Albert. Physik und Mechanik. (Nachmals Geh. Regierungsrath im Ministerium des Innern in Dresden.)

14. Dr. Barker, William John. Englische Sprache. (Trat nach Schiebe? Rücktritt aus, starb als Privatlehrer.)

Lassalle war Schüler der Klasse II., höhere Abtheilung. Die Schülerliste ist folgende-

1. Becker, Ernst Johann Wilhelm, aus Berlin.

2. Demlich, Joseph Louis, aus London.

3. Eilenstein, Gustav Eduard, aus Werdau.

4. Fritsch, Louis Heinrich Theodor, aus Gr.-Glogau.

5. Georgs, Carl Robert, aus Mylau. (Bruder des derzeitigen Oberbürgermeisters in Leipzig.)

6. Glier, Carl Alexander, aus Klingenthal.

7. GoSling, Friedrich Wilhelm Bernhard Carl Hermann, aus Osnabrück. (Lebt noch als Chef eines Handelshauses in seiner Vaterstadt.)

8. Hasselbach, Adolf Anton Wilhelm, aus Berlin.

9. Heftne, Thomas Johannessen, aus Christiania.

10. Heftne, Thomas Thomassen, aus Christiania. (Vetter des Vorigen. Seit 1857 norwegischer Consul in der Schweiz.)

11. Hengstmann, Carl Paul Friedrich, aus Berlin.

12. Hughes, George, aus Dresden.

13. Kerksieg, Crich Friedrich, aus Osnabrück. (Lebt noch als Leiter eines Pianosorte-Magazins in New-York.)

14. Hindermann, Gustav Reinhard, aus Zschopau.

15. Krüger, Carl Heinrich Adalbert, aus Benshausen.

16. Lassal, Ferdinand, aus Breslau.

17. besser, Bernhard Ludwig, aus Landsberg a. W.

18. Evison, Edmund, aus Pr.-Minden.

19. Mohnberguer, Fedor, aus Strasburg. (Ist Bankier in Paris.)

20. Nathanson, Joseph, aus Warschau.

21. Pickford, Eduard Middleton, aus Heidelberg. (Namhafter national-ökonomischer Schriftsteller und Journalist.)

22. Richter, Adolf Bruno Waldemar, aus Leipzig.

23. Simons, Eduard, aus Elberfeld.

24. Tamm, Simon, aus Muggesfelde.

1,9^ Einleitung von Paul tindau.

25. Welt, Ernst Eduard von, aus Dresden.

26. Zander, Friedrich Robert, aus Leipzig.

Es ist uns gelungen, eine Abschrift des Schulzeugnisses Lassalles zu erlangen, das uns sehr charakteristisch zu sein scheint. Obgleich die Leistungen eigentlich vorzügliche sind, wird doch der Vermerk gemacht, daß der Schüler noch mehr hätte leisten können.

Lassal, Ferdinand, Breslau.

Kalligraphie 1 d.

Deutsche Sprache 1.

Franzbs. Sprache 2.

Englische Sprache 2.

Arithmetik I b.

Kopfrechnen 1 b.

Zeichnen 3.

Physik 2.

Mathematik 1 d.

Handelswissenschaft I b.

Geschichte 1 b.

Geographie 1 d.

Verhalten. Zusatzbemerkung des Directorö.

Sollte noch mehr Blieb weg August 1841.

leisten. Will scharf im War weder von den Lehrern

Auge behalten sein. noch von den Schülern ge-
achtet.

Aus dieser sehr bezeichnenden Schlußbemerkung geht hervor, daß Lassalle sich gar nicht abgemeldet hat. Er hatte seinen Vater inzwischen zweimal gesprochen und ihm in eindringlichster Weise auseinandergesetzt, daß er sich in der Wahl seines Berufes getäuscht habe, daß er zum Kaufmann nicht taue, daß er studiren müsse. Er sagte damit seinein Vater nichts Unerwartetes, denn der alte Hevman Lassal hatte immer gewollt, daß Ferdinand studiren solle. Seine Eltern riethen ihm ab, als er Kaufmann werden wollte, und freiwillig, ja gegen den Willen seines Vaters, entsagte er „jedem ästhetischen Leben, um Ladenschwengel zu werden". Dieses wichtige Gestäudnih, das einen allgemein verbreiteten Irrthum über Lassalles Jugend berichtigt, befindet sich unter dem Datum des 3. August verzeichnet. Wir verweisen auf diese Aufzeichnung ganz besonders. Es war einfach die Notl, gewefen, die Angst vor der Entdeckung seiner Schülerschwindeleien, die ihn aus Breslau weggetrieben hatte, und seine Erklärung, daß er Kaufmann werden wolle, war eigentlich auch nur eine Nothlüge. Er gesteht sogar mit aller Ehrlichkeit, nachdem er kaum ein Vierteljahr die Handelsschule besucht hat, daß er seine Zukunft nicht im Kaufmannsstande erblicke, daß er blos

Ferdinand Lassalles Tagebuch.

diese gelegentliche Beschäftigung ergriffen habe, um den Breslauer Wirren zu entinnen, daß er aber dem Zufall, oder lieber der Vorsehung, wie er sagt, vertraut, daß sie ihn aus dem Comptoir herausreißen und auf einen Schauplatz werfen werde, auf dem er wirken könne. Er vertraut seinem festen Willen, sich mehr um die Freiheit, als um die Warenpreise zu bekümmern und „heftiger die Hunde von Aristokraten, die dem Menschen sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concurrenten, die den Preis verschlechtern, zu verwünschen.“ „Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben!“ fügt er hinzu.

Schon in diesen Aenßerungen erkennt man, wie schnell sich Lassalle in den letzten Monaten entwickelt hat. Und jetzt berühren wir den Punkt, der das werthvollste dieser jugendlichen Aufzeichnungen bedeutet, der die Veröffentlichung, die wir veranstaltet haben, rechtfertigt, der es uns gestattet, die Aufmerksamkeit der Leser für dieses Tagebuch eines Halbjünglings in Anspruch zu nehmen. Wir ersehen aus diesen Blatten:, wie Lassalle als noch nicht sechszehnjähriger junger Mensch mit vollkommenster Klarheit das Programm seines zukünftigen Wirkens entwirft, und wie sich in ihm der Entschluß zur Unerschütterlichkeit festigt, dieses Programm ungeachtet aller Schwierigkeiten unbedingt durchzuführen, auf jede Gefahr hin, selbst auf die Gefahr des eigenen Untergangs. Es hat geradezu etwas Unheimliches, wenn man diese mit männlicher Festigkeit niedergeschriebenen Seiten des halbwachsenen Jünglings liest. Wir verweisen besonders auf die Aufzeichnungen uuter den Daten des 24. August, 26. August 1840, des 2. Februar 1841 und vor allem auf die Nachschrift, die den Schluß unserer Aufzeichnungen bildet und etwa in den Mai 1841 fallen dürfte.

Lassalle, der entschieden aristokratische Neigungen in sich hat, trotz aller revolutionär-demokratisch-republikanischen Gesinnungen (19. Juli), der mit Fiesco sympathisirt und erklärt: wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein", fühlt als schlichter Bürgerssohn grimmigen Haß gegen diese Aristokraten nnd will dem Aristokratismus den Todesstoß versetzen. Er will den Völkern die Freiheit verkünden, „und sollte ich im Versuche untergehen!“ Und er schwört es bei dein Gott über den Siemen. Er will nach Paris gehen und von dort ans Worte zu allen Völkern der Erde schicken, daß die Fürsten zähneklappern sollen. Ja, das will er thun, „der Handlungsdieners, der Ellenreiter! Aber der Handlungsdieners wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen!“ Er hegt Träume, die er sogar diesem Buche nicht anvertrauen mag. Und sein Freund Isidor Gerstenbcrg soll mit ihm kämpfen und siegen. „Denn siegen müssen wir in dem Kampfe, den ich zu kämpfen gedenke! Siegen inuß das Licht und die Finsternis; weichen!“ Und der Vorwurf, daß ein entlaufener Handlungsdieners sich als Messias der neuen Freiheit aufspiele, soll fürder nicht gegeil ihn erhoben werden. Er sieht ein, daß er, so schwer es ihm auch fallen mag, seinen Vater von der Nothwendigkeit, die Laufbahn noch einmal zu

I,92 Lütleitung von Paul lindau

wechseln, überzeligen, daß er unbedingt studiren muß. „Fest«- und immer fester wird der Gedanke in mir, zu studiren, einem höheren Bewußtsein, einem edleren Zwecke Geist, Kräfte, Streben zu widmen, wenn's sein muß, zu opfern. Gott, Gott, sage mir, was soll ich thun?"

Diese Krisis währt nur wenige Tage. Heyman Lassal besucht seinen Sohn, und mm findet zwischen den Beiden die entscheidende Unterredung statt. Lassalle entwickelt seinem Vater gegenüber mit der feurigen Beredsamkeit der tiefsten Ueberzeugung, daß er als Kämpfer mit dem Schwerte des Wortes und der Schrift, als Kämpfer für die Freiheit handeln und, wenn es das Schickfal so fügt, seinen Untergang finden will. Er will die Völker erleuchten und aufklären. Er entwaffnet alle Bedenken des vorsorglichen und ängstlichen Vaters. Und, seltsam genug! immer spukt im Hintergrunde die Schreckensgestalt eines tragischen Ausgangs. Schon als er Fechtstunde nimmt, schreibt er: „Mau kann nicht wissen, ob man nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch von ihr zu machen." Und hier, als er mit seinem Vater sich ausspricht, regt sich in ihm der Gedauke, daß er als Märtyrer der guten Sache fallen werde. Aber der Gedanke schreckt ihn nicht. Er muß kämpfen, folte er auch zum Märtyrer werden! „Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampf! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zwecke gegeben, nicht betrügen will! Weil ich mit einein Worte nicht anders kann!"

So bildet denn dieses Tagebuch eiu wenn auch mit vielem kindischen Gewäsch und manchem unnützen Zeug durchsetztes, doch für den jungen Lassalle in mannigfacher Beziehung fehr bezeichnendes und für dessen agitatorisches Wirken bedeutsames Vorwort zur Biographie eines der wichtigsten Urheber der jetzigen socialistischen Bewegung.

Mit dem Berichte über die Unterredung mit seinem Vater verlieren die Lassalle'schen Aufzeichnungen den Charakter des eigentlichen Tagebuchs, und an dieser Stelle haben wir die Veröffentlichung abgebrochen. Die folgenden Seiten sind gefüllt mit der Beschreibung einer Ferienreise uud mit Citatcn, die Lassalle aus verschiedenen Schriftstellern zusammengestellt hat. Vielleicht werden wir von diesen Seiten noch einige für die Veröffentlichung herausgreifen. Unserm Zwecke aber ist durch die Herausgabe des Nachstehenden genügt.

Wir haben schließlich nur uoch zu bemerken, daß wir den Text des zweiten Abschnitts eben so gewissenhaft behandelt haben, wie den des ersten. Wir haben Unerhebliches gestrichen, überflüssig Anstößiges gemildert, in» Uebrigen aber den Wortlaut vollkommen unverändert gelassen.

Herrn Dr. Karl W. Whistling in Leipzig, der uns über die Personalien und Zustände in der Leipziger Handelsschule werthvolle Aufschlüsse verschafft hat, sind wir noch zu besonderm Dank verpflichtet. P. L.

Ferdinand Kassalles Tagebuch,
Der Handelsschüler in Leipzig,
Mai 1840 bis Mai 1841.

Obwohl ich immer gewünscht hatte, aus Breslau wegzukommen, so wurde mir doch sehr weh ums Herz, als ich von meiner guten, zärtlichen Mutter, von meiner geliebten Schwester, von allen meinen Tanten, Onkeln und Cousins, die alle gekommen waren, noch einmal mich zu sehen, mich trennen mußte, — als ich Abschied nahm von unseren Leuten, die ebenfalls fast Thränen vergossen. Auch von Isidor mußte ich Abschied nehmen, auch meinen Pylades mußte ich zurücklassen, nur mein geliebter Vater blieb bei mir. „Aber auch er begleitet mich nur bis an meinen Bestimmungsort, dann muß ich mich auch von ihm trennen,“ dachte ich, und meine Augen wurden feucht.

Ich übergehe meinen Aufenthalt zu Berlin, der reich an Vergnügungen aller Art war. Ich führe nicht die Sehenswürdigkeiten an, die ich in Augenschein genommen. Ich sage bloß, daß ich noch keine so seligen Tage verlebt habe, wie diese in Berlin. Ich flog von Amusement zu Amusement, von einem Theater ins andere. Wichtig ist, daß Joel Meier, ein ungemein reicher und sehr renommirter, als ausnehmend klug bekannter Seidenfabrikant den Vater permovirte, mich nach Leipzig zu geben.

Ich begleitete also meinen Vater nach Leipzig, Den vierten Tag unserer Ankunft ging ich zu Herrn Director Schiebe, mich einschreiben zu lassen. Doch hatte der Vater noch keine ihm zusagende Pension gefunden. In der Klasse selbst ist es sehr leicht, fortzukommen, und es gelang mir schon, mich in Einige einzuszeichnen. Alles trägt das Gepräge der Freundlichkeit und scheint die bösen Prophezeiungen Adolph Dyhrenfürths, die er mir auch in Leipzig wiederholte, Lügen zu strafen.

Uebrigens amüsire ich mich bis jetzt recht gut in Leipzig, und begreife gar nicht, wie mir Samuel davor so bange machen konnte. Unter Andern wurde meinem Vater auch vorgeschlagen, mich zu einem gewissen Herrn Hander, Director einer Realschule zu Leipzig, in Pension zu geben. Wir waren draußen in seinem Logis (er wohnt in einem herrlichen Garten vor dem Thore), und Alles, was wir sahen, der Herr selbst, seine Frau, die Kinder, die Stuben, entzückte uns. Bis jetzt hatte ich noch zu keiner der vorgeschlagenen Pensionen sonderliche Lust gefühlt. Diese aber gefiel mir ausnehmend. Der Herr Rector versprach, meinem Vater in Hinsicht des Preises zu schreiben, und so schieden wir. Am andern Tage erschien ein Billetchen des Herrn Directors, der die ungeheure Summe von vierhundert Thalern verlangt. Herr Rothe, den der Herr Director Schiebe dem Vater empfohlen hatte, verlangte bloß zweihundertfünfzig Thaler, und dies war Vater schon zuviel. Aber da ihm die Pension bei Herrn Hander ausnehmend gefiel, und er mich da mit Recht am Besten aufgehoben glaubte, so that er, was ich gar

1.94 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

nicht erwarten konnte; seine Zärtlichkeit siegte über das Bedenken, und so schwer sie ihm auch werden, er einigte sich mit Herrn Director auf den Preis von dreihundert Thalern. Jeden Tag lerne ich mehr einsehen, wie gut »mein Vater ist, den ich so sehr gekränkt habe.

Ich bin bereits an zehn Tage bei Herrn Director Hander, wo ich nur sehr gut gefalle. Die Frau Director ist eine ungemein gemüthliche, wirklich herzensgute und dabei eine kluge und geistreiche Frau, Herr Director auch ein sehr guter Mann. Meine Stellung in diesem Hause ist wirklich ausgezeichnet. Ich werde nicht betrachtet, wie anderswo ein Knabe von fünfzehn Jahren, sondern wie ein erwachsener junger zwanzigjähriger Mann. Das Geld, das mir mein Vater gelassen, ist ausgegeben, »nd ich habe um neues gebeten.

Von jetzt an will ich »nieder Tag für Tag einschreiben.

Donnerstag, 21. Mai,

Abends beendete ich die „Wahlverwandschaften.“ Ich weis; nicht, ich kann diese Ottilie nicht lieb gewinnen, so sehr sie auch der Dichter herausstreicht. Ich sehe in ihr bloß einen ganz gewöhnlichen Charakter.

Später las ich Frau Director „Clavigo“ vor. Es ist doch seltsam, daß sich die Natur so sehr in Extremen gefällt, daß sie es so sehr liebt, Wesen zu schaffen, die so stark und so schwach sind. Dieser Mann, der sich bloß durch eigene Geisteskraft vom Staube so hoch hinaufgeschwungen hatte, der durch sein Genie die Bewunderung eines Königreichs erregte, der sich durch seine Thaten als großer Mann legitimirte, dieser auf der andern Seite so schwach, so kleinlich, so ganz ohne eigenen Willen. Wahr sagt der Franzose i „I ^L8 6XtrSMS8 80 tcmokst.“

Abends brachte mir der Bruder von Madame Director den Bericht über die Juden in Dmascus. O, es ist schrecklich zu lesen, schrecklich zu hören, ohne daß die Haare starren und sich alle Gefühle des Herzens in Wuth verwandeln. Ein Volk, das dies erträgt, ist schrecklich, es räche oder dulde die Behandlung. Wahr, fürchterlich wahr ist folgender Satz des Berichterstatters: „Die Juden dieser Stadt erdulden Grausamkeiten, wie sie mir von diesen Parias der Erde ohne furchtbare Reaction ettragen »Verden können.“ Also sogar die Christen wundern sich über unser träges Blut, daß »vir uns nicht erheben, nicht lieber ans dem Schlachtfeld, als auf der Tortur sterben wollen. Waren die Bedrückungen, um bereu willen sich die Schweizer einst erhoben, größer? Gab es je eine Revolution, welche gerechter wäre, als die, wenn die Inden in jener Stadt anständen, sie von allen Ecken anzündeten, den Pulverthurm in die Lnft sprengten und sich mit ihren Peinigen» tödteten? Feiges Volk, dn verdienst kein besseres ^oos! Der getreite Wurm krümmt sich, du aber bückst dich nur tiefer! Du »weißt nicht zu sterben, zn vernichten, du »weißt nicht, was gerechte Rache heißt, du weißt nicht dich mit deinen

Ferdinand Lassalles Tagebuch.

1,95

Feinden zu begraben und sie im Todeskrampf noch zu zerfleischen! Du bist zum Knecht geboren!

Sonnabend, 23. Mai.

Heut wurde die Schulbibliothek eröffnet. Da ich etwas von Corneille begehrte, meinte Schiebe, das verstünden wir noch nicht. Ja, das glaube ich, die Schüler seiner dritten Klasse verstehen ihn freilich nicht.

Ich bin so kindisch oder so kindlich geworden, ich bin so gesunken oder so gestiegen, daß ich bereits wieder Vergnügen am Ballspiel finde.

Sonntag, 24. Mai.

Wends, nachdem mir von alten Jungfern und Möpsen eine Zeit lang geschwätzt hatten, äußerte ich — ich weiß nicht, wie ich auf das Thema kam —, daß ich ein Jahr so unnütz verliere, daß ich wohl reif und überreif für die zweite Klasse wäre, und was für Kinder, für Ignoranten in die dritte Klasse aufgenommen würden. Frau Director gab mir Recht und rieth mir, mich selbst an Schiebe zu wenden, oder ihm durch meinen Vater schreiben zu lassen. Ich verwarf Beides. Eine Aufforderung von mir, mich zu eraminiren, könnte Schiebe ignoriren, ins Lächerliche ziehen. In meinem Vater wollte ich erst nicht diese Idee erwecken. Wozu, wenn sie nicht realisirt würde? So waren wir Beide einig, daß Herr Director sich an Schiebe wenden solle. Als dieser aber nach Hause kam, bewies er inir sonnenklar, daß dies wegen einer gewissen Eifersucht und Schiebes eigensinnigen despotischen Meinherrschens mir nichts nützen würde. Er wollte durch Mgel und Feller Schieben bearbeiten.

Dienstag, 26. Mai.

Als ich heut Schiebe fragte wegen eines englischen Lehrers, so verbot er mir, ohne Grund englisch zu lernen. Tyrann! Wir bekamen Censuren. Einige, welche die Besten waren, erhielten sie nicht, sondern Schiebe schickte sie ihren Eltern. Unter dieser Zahl war auch ich.

Ms wir später Schiebe fragten, zeigte er uns Copien. Meine war wirklich gut. Doch sagte mir Schiebe: „Bei Dir habe ich noch ein Anhängsel gemacht. Du hast einen zu großel Dünkel. Dil willst Voltaire lesen und verstehst ihn doch nicht. (So?) Du denkst, Du weißt wunder was, alter Lassal.“

„Sie entschuldigen,“ entgegnete ich, „ich kann mit Sokrates sagen: ich weiß, daß ich nichts weiß.“

Da mar ich schlecht angelaufen.

„Ein Kaufmann, der von Sokrates und Cicero spricht,“ sagte Schiebe, „wird gar bald seinem Bankerott entgegengehen.“ Welche Dummheit!! Verdrießlich lief ich weg. Unten stand Heuschkel, der mir wirklich gut ist. Ich erzählte ihm den Auftritt. „Das hätte ich Ihnen im Voraus

^H6 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

sagen können. Herr Nector liebt das nicht. Von mir haben Sie die beste Censur der Klasse."

Mittwoch, 27. Mai.

Ich erfahre von Herrn Director Hander, daß Schiebe ihm etwas babe sagen lassen. Hander will nicht heraus, will sich Einsicht in die Sache verschaffen. Aus seinen und der Frau Director Reden setze ich mir zusammen. Schiebe habe Herrn Hander Strenge anempfohlen. Ich sei vorlaut, eingebildet, thate Aeüßerungen. Es habe ihm sehr mißfallen, daß ich Voltaire haben wollte und sagte: ich weiß, daß ich nichts weiß. Herr Director bat mich, mich gegen die Schüler in Acht zu nehmen; ich hätte Aeüßerungen gethau, die zu Tchiebes Ohr gekommen wären; ich sollte mich gegen keinen Schüler aussprechen. O Adolph, Adolph!

Am andern Morgen ließ mich Herr Director Schiebe rufen und zeigte nur an, daß er mich und einen Andern nach der zweiten Klasse setzen wolle. Wer war glücklicher als ich! Doch durch die Nachhilfestunden, die nun eintraten, wie durch die viele Arbeit wurde ich verhindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen. Auch verlor ich den Schlüssel dazu und habe mir erst einen neuen machen lassen. Viel ist und Wichtiges in der Zeit vorgefallen: mein Verhältnis; in der Schule hat sich geändert, meine Lebensweise; mit Herrn Director Hander bin ich auch schon über die Flitterwochen, gebe viel Geld aus :c. Doch werde ich Alles dieses, wenn ich noch einmal darauf zurückkommen sollte, deutlich auseinandersetzen und nachholen. Von jetzt beginnt mein täglicher Bericht.

Donnerstag, 18. Juni.

Ich kann wirklich nicht recht darüber ins Klare kommen, warum ein Necker, Nathanson*) über mich lachen. Weil ich lächerlich bin? Oder weil sie Narren sind?

Meine französische Arbeit ist mit „m<Mc>ei'LM6nt", die von Moewes, bei gleich viel Fehlern, mit „pn^IMs" unterzeichnet. Wenn es wahr sein sollte, was ich uermuthe, daß

Freitag, 19. Juni.

Heut empfing ich einen Brief von Isidor voll von Witz, Geist und Liebe. Doch war darin die Hiobspost, daß wir nichts gewonnen haben. O Schicksal, Schicksal, warnm hast du mir das gethan! Wo blieb der Traum meiner Schwester? Inliegend schickte er mir einen Thaler, weil ich meine Geldnot!, ihm geschrieben. Er ist, wie er schreibt, selbst sehr auf dem Sande, da er zehn Thaler in der Lotterie verloren. Das tteld erfreute mich nicht

*) Schüler der Handelslehranstalt E. D. W. Becker aus Berlin, Iosevh Nathanson aus Warschau.

Ferdinand Kassalles Tagebuch.

Es ist jzu wenig, um Effect zu mache». Ich habe in anderthalb Monat dreizehn Thaler ausgegeben; was soll ich mit einem anfangen? Aber dieser Beweis seiner Liebe rührte mich tief. „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein.“ Es ist doch ein wonniges Gefühl, einen Freund zu haben, der Einen versteht. Einen aufzufassen vermag, und ich habe einen solchen Freund in meinem Isidor.

Heut habe ich Brief nach Hause geschrieben. Drinnen ein Aufsatz über's Schwimmen, der hat sich geiviß gewaschen.

Sonnabend, 20. Juni.

Nachmittag ging ich auf Schimmelsteich*). Es ist dies ein ganz eigenes Vergnügen für mich, und Isidor hat Recht, wenn er sagt, er beneide mich um einen Ort, wo ich ungestört melancholisch sein könne. Der Wind ging heut sehr stark, und es war ungemein schwer, gegen den Wind zu fahreu, welcher den Kahn wie einen Kreisel in die Nuude drehte. Tief betrübte es mich, daß der alte Manu verabschiedet ist, weil er, wie sein unbarmherziger Hm sagt, sich das Trinken angewöhnt habe. Ich freute mich immer so über diesen Ueberrest der großen Armee, und ivenn ich hörte, mit welcher Begeisterung er von Napoleon sprach, so schwärmte ich mit ihm. Nnn ist der alte Mann fort, hungert vielleicht und weiß nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll. Diese Idee verdarb mir alle Freude, und ich war ordentlich mit dunkler Ahnung erfüllt, daß mir etwas begegnen würde. Des Windes wegen konnte ich den Kahn nicht gut lenken und wurde fortwährend an das Ufer getrieben, Ivo die Bäume mit ihren vorstehenden Zweigen mich gleichsam packten und zu sich heranzogen. Mein Boot fuhr sich jede Minute fest, kippte beständig, und es fehlte oft nur ein Haar, und ich wäre hinausgefallen.

Sonntag, 21. Juni.

Heilt empfang ich einen Brief von meinem Vater. Mit welcher Hast erbrach ich ihn! Ich konnte seinen Inhalt freilich nicht ahnen. Er enthielt lauter Vorwürfe, von denen keiner gegründet war, und von denen mich ein jeder tief, tief verletzte. Zuerst beklagte sich Vater, daß meine Briefe so kurz wären, und der von Herrn Burchardt**) ihm überbrachte Brief war es doch allein, und die übrigen füllten alle einen oder mehrere Bogen an. Weiter sagte er: ich lese seine Briefe mit Nachlässigkeit, beantworte sie zerstreut, weil ich ihm das Gedicht nicht geschickt, noch keine Eintheiluug meiner Stunden gegeben und auch ihm noch nicht gesagt, ob ich die drei Thaler zurückgegeben, worum er mich schon dreimal gefragt habe. Gerade das Gegentheil fand ") Ein Vergnügungslöcal am Floßplatz, auf einer Insel, Buen retiio genannt, inmitten des großen Teiches eines früheren Landgutes, SchimnielSgut. Dieser Teich wurde zu Kondelfahrte» benutzt und im Winter zum Schlittschublaufen. Alljährlich hielt dort die Fischelinnung von Leipzig ihr »Fischerstechen," ein beliebtes VolSfest, ab.

**) Burchardt hatte auf seiner Durchreise Ferdinand in Leipzig aufgesucht.

1.98 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

statt, ich hatte dreimal geschrieben und gefragt, nie Antwort auf diese Frage erhalten, und erst vierzehn Tage darauf, als ich nicht mehr im Stande war, bekam ich den Befehl. Vor Allem aber legte es mir mein Vater zum Verbrechen aus, daß ich gegen Herrn Nurchardt habe verlauten lassen, ich möchte Hundsferien nach Breslau kommen. Bisher mußte ich noch nicht, daß es einem Kinde zum Verbrechen angerechnet werden kann, seine Eltern sehen zu wollen». Neberdies hatte ich zu meinem Vater noch nicht davon geschrieben, und mein Vater, der es bloß vom Hörensagen wußte, nah«, den Punkt so gereizt auf und schalt mich darüber so! Ich möchte meinem Vater seine Frage zurückgeben: „Ist das wohl Recht?" Ich brach gleich nach Beendigung des Briefes in Thränen aus. Ich fühlte mich so allein. Diese Stimmung wurde dadurch noch genährt, daß ich Heines Gedichte, die stets so innig meine Seele bewegen, las. Besonders bei dem einen Gedicht: „Einst zogen nach Frankreich zwei Grenadier', die waren in 3tußland gefangen" 2c., zerfloß ich in Thränen. Sie rührte mich so tief, die Liebe, die Treue jenes alten Kriegers gegen seinen großen Kaiser, und meisterhaft hat Heine dessen Schmerz geschildert in den Worten: „Mein Kaiser, »nein Kaiser gefangen!" Ich weiß nicht, wen ich in diesem Gedichte am meisten bewundern soll: Napoleon, den Grenadier, oder Heine, den großen Dichter.

Mittwoch, 24. Juni.

Heute war die Säculärfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Philippsohn*) besuchte mich früh. Ich verkaufte Fritz meine schlechte alte Uhr für zwanzig Groschen, und wir gingen nun, uns den Zug ansehen zu können. Philippsohn und ich, wir pflanzten uns auf dem Markt auf, rings umgeben von zwiebelduftenden Hökerinnen, deren spitze Ellbogen ich ini Verlauf des Vormittags manchmal in meinen Seiten zu fühlen die Ehre hatte. Ich glaube, ich will lieber mit einer ganzen Legion Teufeln anbinden, als mit einer solchen „Dame von der Halle." Ich war wirklich zu beklagen. Mein Strohhut, von dem immerwährenden Regen ganz naß, wurde zugleich von der Sonne gebraten, und ich mußte Rippenstöße und Ausdünstungen von allen Seiten, wenn auch nicht ugerochen, doch ungerächt ertragen. Endlich nahte der Zug. Meine Erwartungen warm aufs Höchste gespannt und wurden gänzlich getäuscht. Zuerst kamen in geborgten Fracks und Hosen die Lehrer von einigen Schulen angezogen und darauf in bunter Reihe dumme Jungen hinterdrein. Hinterher ein Musikchor. „Zwölf wi,ü»-dürre Musiker führen den Reihn, blind Fiedelweib stolpert wohl hinterdrein." Auch wurde jeder Totaleindruck dadurch gestört, daß jeder Zug einzeln km» und man nun immer eine halbe Stunde warten mußte bis die andere Innung an den Circus kam. Die Musikus hätten den Marsch spielen sollen: „Immer langsam voran, immer langsam voran, daß die österreichische Land-») Philiv» August Philipftsoh» aus Lasset, war 1840 Schüler der dritten Klasse.

Ferdinand Lassalles Tagebuch.

'99

wehr nachrücken kann." Darauf kamen die Studenten, die aber eher spanischen Reitern und Lohndienern als Studenten glichen. Besser machte sich der Senat, der mit dem Rostorff in Hermelin gekleidet vorherzog. Auch die Drucker, die nachher kamen und in die Stühle setzten und druckten und gössen, machten sich gut. Ebenso Gutenbergs Standbild. Halb zerdrückt und zerquetscht kam ich nach Hause.

Mit Philippssohn machte ich einen Tausch: seinen neuen Atlas-Stein gegen einen alten Pfefferrohrstock und zwölf gute Groschen, die ich ihm schuldig blieb. Der Esel! Es hat keine Recht, wenn er sagt: „Meine besten Freunde sind die Narren. Wenn ich einen kennen lerne, so freue ich mich königlich und kann gleich berechnen, wieviel Honorar ich aus einem solchen Narren heraus schreiben kann. Sie müssen nur unentgeltlich zum Modell sitzen.“

Freitag, 26. Juni.

Ich ging heute Nachmittag mit Fritz nach Pfaffendorf. Da ich kein Geld hatte, gab mir Zionssohn ein clireeur einen Thaler, und von Fritz borgte ich acht Groschen. Wir waren nicht lange draußen, so begann das Wettrennen. Doch wurden wir bei dieser Gelegenheit gekent. Ich suchte Fritz bis achteinhalb Uhr und konnte ihn nicht finden. Ich ennuirte mich daher, doch hatte ich noch keinen Sou ausgegeben. Da traf ich in einer Restauration zwei Handelsschüler, Kröger und Glier*), halb benebelt. Vor ihnen stand eine leere Weinflasche und andertthalb Groggläser. Bald kam auch Siegmund dazu. Wir legten zusammen, Z, Person zwölf Groschen, und ließen eine Flasche Champagner geben. Siegmund empfahl sich, wir tranken, da zum Champagner das Geld fehlte, eine Flasche Lunel, und Kröger, der bereits ein Schwein war, soff noch einen steifen Grogk. Wir »lachten dabei höllisch Lärm und brachten beständige Toaste auf Gesundheit der Handelsschule aus. Nun gingen wir zum Feuerwerk. Besoffen war ich, besoffener Glier, doch der Besoffenste war Kröger, der lange Bengel. Ich empfand dabei gräßliche Schiverzen der Rene, denn mein ganzes Geld bis vier Groschen war fort. „Meine gülden Dueaten, sagt, wo seid ihr hingelassen,“ sumnte ich, während Kröger schrie: „Ihr seid Alle lumpige Kerls, ganz lumpig! Ich will keinen Lunel, Champagner will ich! Ihr seid Lumpenhunde!“ Glier, bei dem es auch schon gewaltig zu dämmern anfang, gab sich alle Mühe, ihn zu halten. Wir kamen an die Tribüne. Kröger lief uns mit Gewalt weg. Wie ich später erfuhr, sei er hin und wurde von einem Communalgardisten nach Hause gebracht. Glier setzte sich hin und wurde seekrank. Auch bei mir zeigten sich die Folgen des Champagners, aber auf ganz andere Art. Ich wurde poetisch. Ich tanzte umher und schrie: „Bacchus soll leben! Wo seid ihr Mänaden! Her mit dem

*) Siehe die oben mitgetheilte Liste der Lassal'schen Mitschüler.

200 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Thvrsusstab, ummñkt von strotzenden Neben! Änf, feiert das Vacchanal'.
Vivat Champagner! Champagner soll leben! Viuat Champagner! Es lebe»
die Franen! So, füllt den Becher! Komm, Apoll, komm, sauf, Dichtergeist!
Vist nur doch nnterthan Bruder Apoll sammt deni donnernden Jupiter.
Aber wo bist Du, alter Silenus?" Dazwischen jnbelte ich: „Wer niemals
einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!"
„Zum Donnerwetter, Herr! Treten Sie mir nicht die Füße ab," er-
tönte eine Stimme. Sogleich kam meine Besonnenheit, mein Rausch schwand.
Ich »lachte mit dem Herrn mit den abgetretenen Füßen Bekanntschaft, und
siehe da, es war ein Schuster. Wir trugen den eingeschlafenen Glier nach
Hause. Nachher ging ich, um das Schnsterlein zu belohnen, mit ihm ins
Cafü Franyais und gab auch noch die letzten vier Groschen aus. Ware
ich nicht Handelsschüler, hätte ich ein schönes Gedicht ans Champagner ge-
macht, aber so!

Sonnabend, 27. Juni.

Ich hatte große Lust, ins Theater zu gehen, da Madame Neumann-
Haizinger in „Stille Wasser sind tief"* und „List und Phlegma" ** > auf-
tritt. Aber woher Geld? Da nahm ich die Bücher der dritten Klasse, die
ich nicht »lehr brauche, und ging mit Fritz zu Freund Autiguus, der mir
zehn gute Groschen gab. Abends ging ich ins Theater.

Sonntag, 28. Juni.

Heut kam wieder ein Brief meines Vaters, doch nlein <1'»rnour, ob-
gleich er meinen durch M. Zadig noch nicht erhielt. Abends nahm mich
Herr Director mit ins Theater, wo Theaterfchau gegeben wurde. Am
meisten gefiel mir, oder vielmehr, am tiefsten ergriff mich „Nathan der
Weise."

Montag, 29. Juni.

Heut bei Tisch kam die Nede auf Heiue. Herr Director raisonnirte
wie gewöhnlich auf ihn. Als wenn . . . doch . . .

Dienstag, 30. Juni.

Heut ist Fritzens Geburtstag. Da ich ihm zwölf Grofchen, ebensoviel
an Philipppsohn schuldig biu und für meinen Rock acht Groschen bezahlen
muß, und überdies Fritz, wenn auch nur eine Kleinigkeit fchenken wollte, so
ging ich mit meinem dicken Echeller zum Antiquar. Allein schon schlug es
siebendreiviertel, um acht mußte ich in der Funkenbnrg sein bei Herrn
Dr. Feller. Mit den dicken Büchern konnte ich mich nicht schleppen. Mein
) Lustsviel in vier Aufzügen von Fl. L. Schröder.

**) Posse in einem Aufzua von L. Ängcly.

Ferdinand Kassalles Tagebuch.

Entschluß war schnell gefaßt. Ich gab sie, da sie schon etwas zerfetzt waren, dem gegenüblerwohnenden Buchbinder, sie einzubinden. Als ich nach Hause kam, kam Frau Director, ich weiß nicht wieso, auf ein mir unangenehmes Gespräch. Ich hatte ihr nämlich, als ich Freitag Abend halb molum nach Hause kam, gesagt, ich hätte keinen H.'ller mehr. Gleichwohl ging ich Sonnabend ins Theater. Nun wollte sie immer wissen, woher ich das Geld hätte, denn daß ich mir es geborgt, wollte sie mir nicht glauben. Sie warf mit lauter anzüglichen Redensarten, wie „Kaupeln“*), „man weiß, wie es die jungen Leute machen, wenn ihr Vater kommt,“ um sich herum. Wahrscheinlich ist es, daß sie ein Gespräch von mir mit Fritz behorcht hat. Sie spricht auch davon, Schierholz etwas sagen zu wollen, von Bücherverkaufen. Ei, ei, Diadame, ist es so weit gekommen? Dann muß ich anfangen, aus einer andern Tonart zu pfeifen.

Donnerstag, 2. Juli.

Ich führte heute ein recht ernstes Gespräch mit Moewes**), und dieser versicherte mir, was ich auch glaube, daß mir mein vieles Sprechen manchmal Unannehmlichkeit bereite und schade.

Freitag und Sonnabend, 3. und 4. Juli.

Nichts weiter, als daß ich anfang, Elsners „Wichtige Tage... Napoleons“ zu lesen. Das ist doch noch kräftige Sprache und Unwillen gegen die Despotie der Tyrannen. Man sollte kaum glauben, daß bei einem Deutschen die Liebe zur Freiheit so groß sein kann. Herrliches Buch!

Sonntag, 5. Juli.

Heute empfang ich Brief von meinem guten, guten Vater! Und mit dem Brief neue Beweise seiner Liebe. Herr Director war von dem Schreiben, das er erhalten, so gerührt, daß er mir versicherte, so einen Vater wie den meinigen gäbe es in der Welt nicht mehr. Das ist wahrlich wahr! Gleichwohl hat Herr Director Handt meinem Vater geschrieben, ich wäre vorlaut naseweis, lüderlich, anmaßend. So mache ich also meinem Vater noch immer keine Freude.

Montag, 6. Juli.

Ach, ich weiß nicht, wie mir ist. Mich überfällt eine solche Bangigkeit nach Vater, Mutter und Schwester, daß ich jedesmal, wenn ich an meine liebe Heimat denke, in Thränen ausbrechen muß. Ach, mein Vater, kenntest Du die Wehmuth, die mein Herz beschleicht, das Sehnen, das mich ergreift.

*) In heimlicher Weise Tauschgeschäfte machen.

**) Karl August Moewcs aus Berlin, gehörte der ersten Klasse an. Er wohnte beim Lehrer Karl Erdmann mit Becker zusammen. Ein echtes Berliner Kind oder, wie Schiebe gern sagte, »Berliner Windsack.«

Nord und Süd.. 17«. 14

202 Ferdinand Lassalle? Tagebuch.

Du würdest gestatten, daß ich nach Breslau komme! Ich würde Dich, Geliebter, meine Mutter, meine Schwester, meinen Freund sehen. Hier wirft die Luft immer schwüler, ich befinde mich gar nicht mehr wohl. Anfeindungen aller Art dringen auf mich ein. Niemand, dem ich in Liebe an die Brust sinken kann. Ach, meine Eltern, wohl sind die Worte meines Vaters wahr, als ich Breslau zu verlassen wünschte: ich würde mich noch oft dahin zurücksehnen.

Dienstag, 7. Juli.

Immer mehr gehen mir die Augen auf. Ach, in welchem andern Lichte erscheint mir jetzt Frau Director! Ihr Benehmen gegen mich ist ein feindliches. Das Blatt hat sich schrecklich gewendet. Um einer Kleinigkeit willen zankt sie, hetzt ihren Gemahl auf mich. O Weiber, Weiber, wer kennt euch! Ich war so gut!

Mittwoch, 8. Juli.

Was muß ich hören! Kann es wahr sein? Und es ist wahr, schrecklich wahr! Philippsohn hat mir erzählt, Frau Director habe neulich bei Tempels diesem in Gegenwart seiner Frau, vier Fremden, ihm (Philippsohn) und Pickford**) gesagt: ich verkaufe meine Bücher; gewiß wüßte sie es nicht, doch sie will suchen, auf die Spur zu kommen, um, wenn sie es gewiß weiß, es an Schierholz zu melden.

Das ist also dieselbe Frau, die ich so sehr liebte. O, wie reut mich jede Liebkosung, die ich an sie verschwendet, und die mir aus der Tiefe meines Herzens kamen. Noch kann ich sie bei mir entschuldigen. Sie kann gesprächsweise, ohne üble Absicht es gesagt haben. Ich werde nachforschen. Aber wenn ich sie nicht rechtfertigen kann, dann will ich es mit Flammenschrift meinem Innern eingraben, und unauslöschlicher Haß soll so lange in meinem Innern glühen, bis ich Gelegenheit finde, Rache, heiße Rache zu nehmen. Ich schwöre es bei Gott und dem Teufel. (Notabene aus späteren Tagen): Sie ist gerechtfertigt.***)

Donnerstag, 9. Juli.

Es ist wahr, schrecklich ist es, daß es Wahrheit ist, und in Wahrheit, es ist schrecklich! Ja, sogar noch mehr. Ich höre von Philippsohn — und es können nicht Lügen sein, — daß sie bei Tempel gesagt habe zu Herrn Director, ich prügte die Kinder, ich — o lügnerisches Weib! — ich betrage mich gegen sie ungeberdig, und daß sie Alles gethan habe, Herrn Director aufzuhetzen. Und sie ist doch gegen mich so gütig, lächelt so süß! O, wie wahr ist es, daß ein Weib sich nicht durchschauen läßt.

*) v. Tempel, Hlluswirth von Philippsohn, nachmals Aichidialonus,

**) S. die Schüleiliste.

***> Mit anderer Handschrift und Tinte.

Ferdinand rassel's Tagebuch. 202

Freitag, 10. Juli.

Herr Director hat etwas verlauten lassen in Betreff der Kinder. So scheint es also wahr zu sein, daß sie mich verleumdet!

„Foit in meine stille Kammer!

Mich verzehret noch die Gluth,

Fluch der Welt und ihrem Jammer!

Fluch der ganzen Menschenbrut!"

Wem soll ich glauben, wenn dieses Weib, das ich so liebte, wahrhaft liebte und nicht nur schmeichelte, wenn dieses Weib mich betrogen hat! Doch er beobachtet noch immer sein früheres Betragen, ist gütig und offen, mnd heraus gegen mich. Aber beim Teufel! ich will kein Urtheil mehr fällen, nachdem ich so betrogen. Auch Philippssohn kehrt die gemeine Seite her und mahnt mich dringend, drohend, er werde es in der Schule erzählen. Ueber den Lumpenhund! Ich will ihm sein Geld ins Gesicht werfen, ihn anspucken und kein Wort mehr mit ihm reden.

Sonntag, 12. Juli.

Ich war im Theater. Loewe spielte den Hamlet. O, wie gelten die Worte in nur wieder: „Ich will es aufschreiben, daß Einer lächeln kann und doch ein Schurke sein!" Ich war von der Wahrheit dieser Worte, die so treffend auf meine Lage angewandt werden konnten, so hingerissen, daß ich sie hätte laut wiederholen mögen. Loewe spielte ausgezeichnet und gab den Hamlet, wie sich ihn Shakespeare gedacht haben mag. Dieser Hohn, dieses Racheverlangen, diese Verachtung des ganzen elenden Menschengeschlechts. „Sein oder Nichtsein," sagt Shakespeare. Ob ertragen, ob durch Widerstand kräftig vernichten. Nichtsein! rufe ich. Nichtsein! ruft jede Faser an mir.

Montag, 13. Juli.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mit ineinen Mitschülern so schlecht stimme, da ich doch Keinen beleidige und mich bestrebe. Jedem gefällig zu sein. Bürgte mir nicht mein Isidor und so manche andere Person dafür, ich würde auf den närrifchen Gedanken kommen, daß ich ein Narr bin.

Sonabend, 18. Juli.

Die Ferien sind angegangen. Alle Handelsschüler sind verreist: die zu ihren Eltern, die ins Gebirge, die in die große Stadt. Nur ich, ich allein bin dazu verdammt, hierbleiben zu müssen. Vier ganze Wochen! Zwar hat mir mein Vater das Schwimmen erlaubt. Will ich mich aber vier ganze Wochen mit Schwimmen amüsiren, werde ich zuletzt eine Ente werden.

Sonntag, 19. Juli.

Ich war im Theater. Loewe gab den Fiesco. Bei Gott, ein großartiger Charakter, dieser Graf von Lavagna! Ich weiß nicht, trotzdem ich

14-

2NH Ferdinand Lassalles Cagebuch.

jetzt revolutionär-demokratisch-republicanische Gesinnungen habe wie Einer, so fühle ich doch, daß ich an der Stelle des Grafen Lavagna ebenso gehandelt und mich nicht damit begnügt hätte, Genuas erster Bürger zu sein, sondern nach dem Diadem meine Hand ausgestreckt hätte. Daraus ergiebt sich, wenn ich die Sache bei Licht betrachte, daß ich bloß Egoist bin. Wäre ich nicht Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein. So aber, da ich bloß ein schlichter Vürgerssohn bin, werde ich in seiner Zeit Demokrat sein.

Montag, 20. Juli.

Ich las heute Lessings Meisterstück, „Nathan den Weisen“. Was ich dabei fühlte, als ich von solchem Meister so meisterlich mein Volk vertheidigen sah, läßt sich denken. Und ob ich es gleich hundert und aberhundert Mal gelesen.

Dienstag, 21. Juli.

Daß noch kein Brief von Isidor kommt!

Donnerstag und Freitag, 23. und 24. Juli.

Fiel nichts vor, außer daß ich meinem Vater schrieb und ihn um Geld bat. Herr Director hat mir bereits schon zehn Thaler gegeben, von meinem Vater habe ich sieben erhalten, und das Alles in zweieinhalb Monaten. Ich weiß nicht, wie das Michaeli mit dem Verrechnen werden wird.

Ich lese Bornes Briefe, die mich ungemein ansprechen. Wenn man sieht, was für ein großer Kerker Deutschland, wie Menschenrechte mit Füßen getreten werden, wie dreißig Millionen Menschen von dreißig Tyrannen gequält werden, so möchte das Herz weinen ob der Dummheit dieser Leute, die ihre Ketten nicht zerreißen, da sie es doch könnten, wenn sie nur den Willen hätten. Ich bewundere Börne. Wahr ist, was er sagt, wahr seine Verwünschungen gegen Deutschlands und Europas Tyrannen, die Asiens Despoten nichts nachgeben. Aber seine Worte: „Kein europäischer Fürst ist so verblendet, daß er glaubt, seine Enkel werden seinen Thron besteigen,“ diese Worte muß ich leider bezweifeln. Es muß ärger werden, ehe es besser wird.

Sonntag, 26. Juli.

Philippsohn erscheint mir als ein großer Lügner. Darum fange ich auch an, an dem, was er nur von Frau Director erzählt hat, zu zweifeln. Doch habe ich mir einen Thaler von ihm, gepumpt. Ich war mit Fritz auf Schimmels Teich, und dieser hatte das Unglück, zweimal in den Teich zu fallen und sich dabei seine neuen schwarzen Hosen zu zerreißen. 8i« transit flori» muncl.

Dienstag, 28. Juli.

Heute kam Herr Director zurück und brachte mir ein sehr schönes Glas mit. Das hat mich wirklich gefreut.

Ferdinand kassalles Tagebuch.

203

Mittwoch, 29. Juli.

Die kleine Marie ist bedenklich krank. Die Leute geben sie auf, ebenso die Doctoren, ich aber nicht. Frau Director ist jetzt seit einiger Zeit gegen mich die Güte selbst. Ich habe ihr also Unrecht gethan, und Philippssohn hat sie schändlich verleumdet. Nous vsrrons.

Donnerstag, 30. Juli.

Wieder die abgeschmackten Geschichten, daß die Juden Christenblut brauchten. Dieselbe Geschichte wie in Damask auch in Rhodos und Leinberg. Daß aber aus allen Winkeln der Erde man mit diesen Beschuldigungen hervortritt, scheint mir anzudeuten, daß die Zeit bald reif ist, in der ivir in der TI>at durch Christenblut uns helfen werden, ^iäe toi st 1« «ist tsiclöia. Die Würfel liegen, es kommt auf den Spieler an.

Sonnabend, 1. August.

Heut hatte ich die erste Schwimmstuude. Schweiß und Mühe hatte es mir genug gekostet, es dahin zu bringen. Ich schivimmc täglich und besuche auch Schimmels Teich sehr häufig. Dieses Vergnügen, obgleich sehr solid, ist dennoch ganz und gar nicht billig. Ueberhaupt, ob ich gleich nicht Billard spiele und zu keinem Conditor gehe, gebe ich doch viel Geld aus. Ich habe seit meines Vaters Abreise blos für meinen Bedarf an Taschengeld zwanzig Thaler gebraucht, wobei zwar auch die mvnv.8 trsis keine geringe Rolle spielen. Aber was thut'ss Meinem Bater und Isidor habe ich heut geschrieben.

Sonntag, 2. August.

Ich las bioethes Temen. Unter seinen „Weissagungen des Bakis" ist mir folgendes Distichon sehr wahr und epigrammatisch erschienen:

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dein sie vom Munde nicht flosz.

Nun lallt alles Boll entzückt die Sprache der Franken.

Zürnet, Mächtige, nicht, was ihr vei langtet, geschieht."

Montag, 3. August.

Ich lese Willlielm Meister. Sonderbar. Ich glaube bis auf einige Abweichungen mich in Meister geschildert zu sehen. Auch ich stand vor drei Monaten an diesem Scheidewege. Auch mein Herz lebt nnr für die Kunst, die ich lassen mußte, scheinbar lassen mußte, um mir ein Gewerbe zu erwählen. Aber welcher Unterschied! Ihn drängten Bater und Mutter und Freunde, von seinen sogenannten „Träumereien" abzulassen, und zogen ihn zum Kaufmannsstande hinüber, und dennoch entrann er dem Zwang und ergab sich der Kunst. Ich aber liabe, obgleich meine Eltern abriethen und

206 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

mich zum Studiren bewegen wollten, freiwillig jedem ästhetischen Leben entsagt, um Ladenschwengel zu werden. Und doch wußte ich das Alles auch damals. Aber das macht, ich stand überhaupt sehr frühreif, auch frühzeitiger am Scheidewege, und wenn mich nicht Eltern drängten, so drängte mich meine damals überaus schreckliche Lage, der ich um Alles in der Welt entrinnen wollte. Ich sah ein, ich konnte das Gewebe von Lügen nicht lange mehr fortführen, es ging nicht. Ich wollte das Gymnasiuni und Breslau fliehen, noch ehe der Betrug entdeckt war. Aber er wurde entdeckt, und dann war es zu spät, zurückzutreten. Und, um wahr zu sein: ich glaube keineswegs gezwungen zu sein, einem öffentlichen, ästhetischen oder politischen Leben zu entsagen. Ich habe blos vor der Hand eine Beschäftigung ergriffen, und ich glaube fest, der Zufall, oder lieber, die Vorsehung, wird mich aus dem Comptoir herausreißen und mich auf einen Schauplatz werfen, auf dem ich wirken kann. Ich traue auf den Zufall und auf meinen festen Willen, mich mehr mit den Musen, als den Haupt- und Strazzabüchern, mich mehr mit Hellas und dem Orient als mit Indigo und Mnkelnrüben, mehr mit Thalien und ihren Priestern, als mit Krämern und ihren Commis zu beschäftigen, mich mehr um die Freiheit, als um die Warenpreise zu bekümmern, heftiger die Hunde von Aristokraten, die dem Menschm sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concnrrenten, die den Preis verschlechtem, zu verwünschen. Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben.

Mittwoch, 5. August.

Was man gefürchtet, ist eingetroffeil. Die gute Marie ist heut früh um fünf Uhr hinübergefchlummert. Morgen wird sie secirt und Freitag begraben.

Donnerstag, 6. August.

Folgendes eröffnete Herr Director nur heute. „Lassal," sagte er zu mir, „ich betrachte es als eine Schickung, daß Sie in mein Haus gekommen sind. Ich hatte damals keine Idee, Pensionärs zu nehmen, und ehe ich's mich versah, waren Sie schon bei mir. Sie wissen selbst, wie wenig Platz ich habe. Meine Toni, das arme kranke Kind, die früher in Ihrer Stube lag, muß jetzt auf dem Vorsaal schlafen. Den Sommer über geht das, und ich dachte, bis zum Winter wird sich noch ein Plätzchen ausmitteln lassen. Mer weder meine Frau noch ich sind das in« Stande gewesen, weil jeder Platz schon zu sehr in Anspruch genommen ist. Nun war ich, da ich es nicht über mein Gewissen bringen kann, Toni im Winter auf dem kalten Vorfall! wimmern zu lassen, entschlossen, Weihnachten Ihrem Vater zu schreiben, daß, so leid es mir auch thue, ich Sie nicht länger behalten kann. Jetzt macht der liebe Gott selbst Platz. Marie stirbt, und Platz ist da."

Ich habe hier Stoff genug, um drüber nachzudenken.

Freitag, 7. August.

„Kabale und Liebe" wurde gegeben. Ich war im Theater. Doch zuerst hat es auch mich Kabale gekostet, die acht Groschen zu erhalten.

Sonntag, 9. August.

War im Theater, wo die „Hugenotten" gegeben wurden. Die Musik ist wirklich über alle Begriffe herrlich. Das Lied des alten Marcel erfüllte mich mit einem unwillkürlichen Schauer. Jedes Mal, wenn er schrie: „Piff, paff, puff!"

»Mordet sie.

Würget sie,

Piff paff puff!

Schlachtet sie

Brennet sie.

Piff paff puff!

Bratet sse,

Foltet sie!-

und dabei leidenschaftlich gesticulirte, die greiseil Haare selbst vor Zorn sich zu röthen schienen, hatte seine ganze Gestalt etwas Dämonisches.

»Auch Weiber verschonet nicht.

Vertilgt sie in Eil'!

Ein jammernde» Weibsgcsicht

Bringt euch »m's Heil.

Bergieszet mit Kraft und Muth

Ihr rosiges Blut!"

Und nun die Wiederholung obiger Verse. Wer das hörte und sich in jene Zeit hineindachte, den: mußte schauern. Holzmiller als Raoul genügte mir nicht. Er war zerstreut und ließ beständig seine Blicke in eine Pateneloge fallen. Wahrscheinlich war da ein lieber Gegenstand. Ich erwartete nun, er würde, um das gut zu machen, die herrliche Romanze: „Zwei Angen sah ich" :c. um so besser singen, allein ich täuschte mich. Er sang es ohne Feuer und Ausdruck, und ebensowenig legte er einen genügenden Schmelz hinein. Bloss bei den: Refrain:

„O Luft, o Luft.

Zu ruhn an ihrer Brust!"

hatte sein Gesang etwas Liebliches, Melodisches, und seine Mienen waren beredt. Dabei sah er aber immer nach jener Loge. Wahrscheinlich richtete er an die darin befindliche Schöne jene Worte. Deinoiselle Schlegel als Valentine sang ausgezeichnet. Die Musik in dieser Oper hat etwas, das mich ungemein anzieht. Bei einigen Stellen der Ouvertüre hätte ich den ganzen Abend verweilen mögen. Uebrigens erinnerte sie mich an die schöne Zeit, als Schiff in unserm Hause jene Melodien spielte. Ob ich diesen Menschen je in meinem Leben noch einmal wiedersehen werde?

20«

Ferdinand Kassalles Tagebuch.

Montag, 17. August.

Heute singt die Schule wieder an. Ich befinde mich besser als vor den Ferien. Das dumme Kenecke hat aufgehört. Ich habe, weil ich keine Reise gemacht, eine Reisebeschreibung von einem Winkel meiner Stube bis zur Stubenthür aufbekommen.

Dienstag, 18. August.

Heute bekam ich Brief von Isidor, in dem er mir auf meine Bitte seine Liebesgeschichte erzählt. Das klingt nun so sentimental. Aber weil er dieser Amour wegen mit seinem Herrn, dessen Verwandte sie ist, in Collision geriet!), so hat ihm sein Onkel in Hamburg eine Stelle zu Manchester verschafft, wohin er in Kurzem abgeht. So lagern sich also hunderte von Meilen zwischen mir und meinem besten Freund,?, meinem andern Ich.

Mittwoch, 19. August.

Mit Fritz vertrage ich mich jetzt recht gut. Er ist ein sehr gemüthlicher guter Junge, dem es gar nicht an Verstand fehlt.

Donnerstag, 20., Freitag, 21., Sonnabend, 22., Sonntag, 23. August.

Nichts Bemerkenswerthes, außer das; ich einen Brief nach Hause schrieb und in diesem zwei Gedichte für die Hochzeit meiner Cousine Dorothea Friedländer mit Herrn Schnieder, die am 23. gefeiert wird. Sonntag ging ich mit Fritz auf Schimmels Teich, ganz wie gewöhnlich.

Montag, 24. Anglist.

Ich weiß nicht, ich empfinde eine unnennbare Sehnsucht nach meiner Eltern. In mir kämpfen jetzt zwei Extreme. Ich möchte in die Welt hinausstürmen, dort mit eigener Hand mein Glück erringen, und wiederum giebt es Augenblicke, in denen mir nichts wünschenswerther erscheint, als die friedliche Stille zu Hause in den Kreisen der alten Bekannten. Ebenso kämpfen in meinem Innern zwei andere Extreme. Soll ich klug, soll ich tugendbast sein in meinem Leben? Soll ich den Mantel nach dem '68 hängen, den Großen schmeicheln, mir durch feine Intriguen Vortheile und Ansehen erschleichen, oder soll ich wie der trotzigste Republikaner an der Wahrheit und Tugend halten, alles Andere nicht beachten und nur daraus ausgehen, dem Aristokratismus den Todesstoß zu versetzen? Aber nein, ich will, obwohl ich auch dazu Talent hätte, kein lächelnder feiger Hofschranze werden! Ich will den Völkern die Freiheit verkünden, und sollt' ich im V. untergehen, Ich schwöre es bei dem Gott unter den Sternen, und Fluch mir, wenn ich je meinem Schwur untreu würde!

»Alle Menschen, gleich geboren,

Sind ein adliges Geschlecht."

Ferdinand Lassalles Tagebuch. 20)

Und es wird und es »müß noch dahin kommen! Doch vorher werden noch Ströme von Blut, von Pöbel- und Fürstenblut fließen. O Frankreich, Land meiner Sehnsucht, Land meiner Träume! Ach, wie zieht es mich hin zu dir! Bei dir wohnt die Freiheit, du hast dir sie erkämpft. Doch noch legtest du die Waffen nicht ab. Du sahst ein, was noch gethan werden muß, und läßt dich nicht einschläfern von den Versprechungen perfider Aristokraten.

Dienstag, 25. August.

O, mit wie anderen Augen sehe ich jetzt die Handelsschule an! Die meisten meiner Mitschüler gehen ab. Wir sind sechsunddreißig in der zweiten Klasse, und davon bleiben keine zehn, die Anderen gehen alle Ostern ab. Während in der dritten Klasse vierzig, in der zweiten Klasse sechsunddreißig stets waren, waren in der ersten nie mehr als zehn. Die Eltern sehen, wenn ihre Söhne zwei Jahre aus der Schule waren, ein, daß ihre Erwartungen im Ganzen getäuscht wurden. O, ich wollte, ich könnte meinen Vater überzeugen! Auf jeden Fall werde ich es versuchen und ihm klaren Wein einschenken.

Mittwoch, 26. August.

Ueberhaupt thut es mir leid, daß ich nicht weiter studirt habe. Es ist mir jetzt klar geworden, daß ich Schriftsteller werden will. Ja, ich will hintreten vor das deutsche Volk und vor alle Völker und mit glühenden Worten zum Kampf für die Freiheit auffordern. Ich will nicht erschrecken vor dem drohenden Angenzucken der Fürsten, ich will mich nicht bestechen lassen von Mindern und Titeln, um ein zweiter Judas die Sache der Freiheit zu verrathen. Nein, ich will nicht eher ruhen, bis sie bleich werden vor Furcht. Von Paris aus, dem Lande der Freiheit, will ich wie Börne das Wort zu allen Völkern der Erde schicken, und alle Fürsten sollen Zähneklappern und einsehen, ihre Zeit ist gekommen, lind doch, welche Hindernisse habe ich nur nicht selbst in den Weg gestellt! Wie werden meine Widersacher höhnen über den entlaufenen Handlungsdienner, der die Elle mit der Feder vertauscht. Selbst meine Anhänger werden Furcht haben, sich mir anzuvertrauen, und „Handlungsdienner!“ „Ellenreiter!“ wird es aus allen Ecken zischen. Aber mit den Thronen müssen auch die Vorurtheile brechen, und der Handlungsdienner wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen.

Sonnabend, 29. August.

Heut sollte Vogelschießen sein. Da es aber ausfiel, so ging ich mit Becker und Hasselbach*) nach Biohlis und von da ins Nosenthal. Becker ist von der Seite, wie er sich heute zeigte, sehr vernünftig, und es läßt sich gut mit ihm barmoniren. Ich besuchte ihn gegen Abend, und wir wurden recht vertraut.

*) 2. die Schüleiliste.

21,0 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Dienstag, 1. September.

Mein Isidor ist gekommen! O, wer beschreibt meine Freude! Ich kann es nicht. Aber leider war sie kurz und flüchtig wie jede Freude im menschlichen Leben. Schon Mittwoch früh reist er ab. Hander nahm ihn freundlich auf, das muß ich dankend anerkennen. Ueberhcmpt habe ich es in vieler Beziehung besser als irgend ein Handelsschüler; wenn er nur ein bischen weniger launisch, nur nicht gar so unverträglich wäre!

Mittwoch, 2. September.

Heut hatte ich mit Courbafsier (Lehrer Curvoisier) Streit, der sehr übel hätte ablaufen können. Ach, es gefällt mir nicht an der Handelsschule, und ich bedauere von Herzen, daß ich hergekommen bin. Das viele Geld ist umsonst ausgegeben, denn wenn ich wirklich Kaufmann werden wollte, so könnte ich privatisirend in einem Jahre mehr lernen, als hier in zwei Jahren, und mit weit weniger Kosten. Nicht ich allein, alle Handelsschüler bedauern, daß sie hergekommen sind.

Sonntag, 6. September.

Der heutige Tag sollte folgenreich für mich werden. Herr Director pflegt nämlich in feinen Scherzen sehr unangenehm zu werden. Er nennt mich dann stets „er“ und giebt mir sogenannte Iagdhiebe, worüber mich Philippsohn, der einmal dabei gegenwärtig war, schon auszog. Auch heut that er es. Ich will mich aber selbst im Spaß nicht prügeln lassen und sagte ihm ganz ruhig, wenn auch mit einem etwas strengen Blick: „Herr Director, vergessen Sie sich nicht.“ Diese wenigen Worte nahm er ungemein übel und rief einmal über das anderemal aus: „Wart, den will ich drucken, der soll das bereuen, den will ich von nun an drücken, wie ich nur kann!“

Mein Gott! das ist der Manu also, der vorgiebt, mich mit Liebe zu behandeln. Drücken? Ich habe wohl gehört, daß ein Vater sein Kind straft, aber drücken? Geflissentlich suchen, mir das Leben zn verbitten», das ist eine feindliche Stimmung, und demgemäß muß ich mich von nun an betragen.

Montag, 7. September.

Ich habe einen Brief von meinem geliebten Vater bekommen. Er schreibt mir, er habe sich geängstigt, so lange von mir keine Nachricht zn erhalten. O, dieser gute, liebevolle Vater! wie er mich liebt! Aber ich fühle es, ich werde ebenfalls nie Jemand mehr lieben können, als ihn und meine Mutter. Wenn ich ihn doch glücklich machen könnte!

Dienstag, 8. September.

Ich fange an, Hasselbach auf meine Seite zu ziehen. Dieser arme Junge wird von Becker und Moewes schrecklich behandelt, es wird ihm form-

Ferdinand Kassalles Tagebuch.

21.1

lich das Leben verbittert. Da gesellte sich bei mir Mitleid zur Klugheit, ich trat laut auf gegen solche Behandlung und nahm ihn in Schutz. Was natürlicher, als daß er sich freute, einen Beschützer zu finden und stolz darauf war, daß ich ihn, den Gedrückten, Verspotteten, meines Umgangs und, wie der Narr glaubt, meiner Freundschaft widme. Haha, Becker und Moewes lachen drüber, sie wissen nicht, welchen Zweck ich habe, wie ich diesen Hasselbach nutzen will.

Mittwoch, 9. September.

Ich habe jetzt in einiger Zeit viel von Heine gelesen, als da: „Der Salon“, „Französische Zustände“, „Gedanken über Deutschland.“ Dann Börnes „Franzosenfresser“. Ich liebe ihn, diesen Heine, er ist mein zweites Ich. Diese kühnen Ideen, diese Alles zerschmetternde Kraft der Sprache! Er weiß so leise zu lispeln wie Zephyr, wenn er die Rosen küßt; feurig und glühend weiß er die Liebe zu schildern; er beschwört sanfte Sehnsucht, zarte Wehinuth in uns herauf und ebenso den unbändigsten Zorn. Alle Gefühle und Regungen stehen ihm zu Gebot, seine Ironie ist so treffend, so tödtlich. Und dieser Mann ist abgefallen von der Sache der Freiheit! Und dieser Mann hat die Jakobinermütze von seinem Haupt gerissen und einen Tressenhut auf die edlen Locken gedrückt! Und doch, ich glaube immer, es ist sein Spott, wenn er sagt: „Ich bin roynlistifch, ich bin kein Demokrat.“ Es scheint mir Ironie zu sein und ist es vielleicht. In seinen „Französischen Zuständen“ sagt er, als er den Tod der sechzig Republikaner bespricht, die beim Begräbnis? des Generals Lamarque umkamen: „Ich ging traurig über die Stätte, Ivo der Aufruhr stattgefunden. Der Boden war getränkt von dem edelsten Blut Frankreichs. Bei Gott! ich wollte lieber, ich und alle meine Mitgemäßigten lägen auf dem Platz, als diese sechzig edlen Republikaner.“

Sonntag, 13. September.

Mittag mar schrecklicher Lärm. Hander, der bisher nicht mit mir gesprochen hatte, fing an, sich wüthend mit mir zu zanken. Ich war auch entschlossen, nicht nachzugeben. Da aber meine Eltern Dienstag über acht Tage kommen, so wollte ich meinen: Bater keinen Verdruß machen und bestand, daß ich mich übereilt hätte. Kaum hatte ich das Wort gesagt, so nahm Hander meine Hand, schüttelte sie und sagte, es wäre ganz beim Alten, er wäre wieder mein bester Freund.

<Schl„K solgt,)

Kaulbachs Hunnenschlacht
und seine Beziehungen zum Grafen Raczynski.*)

von

HsnF Müller.

— Veilin, —

(LchluK,,

aulbach berllbigte den Grafen »ach Kräften über sein körperliches Wohlergehen und über die Fortschritte des Bildes. Den 19. September 1836 schrieb er, daß es »üt seiner Gesundheit gut stehe, er habe ein zähes Leben, könne manchen Puff vertragen, seine Figur sähe freilich öfters etwas kränklich, angegriffen aus, er sei aber recht gesund, namentlich jetzt, nachdem er mit seiner kleinen Familie einige Tage auf dem Lande verbracht babe. Die Untertufchung des Bildes sei in wenigen Wochen fertig. Er frene sich sehr auf die Ankunft Naez>,nskis. Das würde ein Festtag für ihn sein. Er sei sehr gespannt, ob ihm die Veränderungen und Zusätze im Bilde gefallen würden. An Fleiß habe er es nicht fcben lassen, er habe bei jeder Fignr mit der größten Sorgfalt den Ebaralter sowie aucl, die Schönheit einer jeden Form auszubilden gesucht, auf die malerische Haltung des Bildes dagegen noch keine Zeit verwendet, die Form schien ihm zuerst am wichtigste», und so habe er jetzt blas für die gute Färbung zu sorgen. Eiueu Mouat später, am '28. i^ctober 18A>, meldete er, das Bild sei fertig untertuscht, und er sei bereits an der Farbenskizze. Er erwarte min sehnlichst den Grafen. Die Eholera sei die unschädlichste von der Welt, sie zupfe hier und da einmal einen an der Nase, treffe aber keinen bis zum Tode, der boshafte Echarakter dieser Krankheit, wie er sich in Rußland zeigte, sei vor uuferer gebildeten Welt sehr zahm geworden.

*) Nach bisher unbenutzten Quellen.

Aaulbachs Hunnenschlacht.

Auch von neuen Plänen inachte er dem Grafen Mittheilung, die in diese Zeit fielen und eine große Aussicht in die Zukunft eröffneten. Vor einigen Wochen, also im Sommer 1836, sei eine Fürstin Radzwill in München gewesen, eine sehr liebenswürdige Dame und große Kunstfreundin, und habe ihm ein großes Oelbild, die Zerstörung Jerusalems durch die Römer, gestellt, welches er erst nach einigen Jahren anfangen könne. Ferner hatte Kaulbach eine Skizze zu einer Löwenjagd im Atelier stehen, die er, angeregt durch eine Menagerievorstellung gelegentlich eines Münchener Volksfestes, entworfen hatte und in größerem Maßstabe auszuführen gedachte. Leider ist es niemals hierzu gekommen, da der treffliche Entwurf auf unglückliche Weise verdarb und zu Grunde ging.

Endlich nach Verlauf von zwei Jahren, nachdem Raczynski wieder in München gewesen war, verlangte es den kunstbegeisterten Grafen denn doch einmal, Thatsächliches über Kaulbachs Erfüllung des Contractes und die endliche Vollendung seiner Arbeit zu erfahren, da es immer mehr den Anschein gewann, als käme der Maler über die Untertuschung nicht hinaus und als ob er mit der farbigen Ausführung des Bildes durchaus nicht vorwärts und fertig werden könnte. In der That wurden auch Aussprüche des Künstlers bekannt, die das Gefühl seiner damaligen Unfähigkeit in der Oelmalerei auf das Deutlichste kennzeichnen. So hatte er zu vertrauten Freunden mehrfach geäußert, es sei ihm bei der Arbeit so, als wenn die Figuren die Hände erheben und ihn bitten wollten, sie nicht zu coloriren. Der Graf war in großer Roth. Die darauf folgenden Verhandlungen sind bemerkenswert!) für die Geschichte des Bildes wie für Kaulbachs künstlerisches Schaffen, nicht minder aber auch für den Charakter der beiden Männer. Raczynski bat zuerst einmal ernstlich den Kupferstecher Thäter, ihm Nachricht über die Hunnen zu geben, weil er wisse, wie ungern Kaulbach selbst schreibe, und ersuchte auch den Maler, dem Freunde zu sagen, wie es damit stünde. Kaulbach hatte nämlich plötzlich den Entschluß gefaßt, die Untertuschung für sich zu behalten und ein ganz neues Bild zu beginnen. Die Leinwand dafür wurde bestellt, und so war also nach zwei Jahren eigentlich noch nicht ein Strich für den Besteller fertig. Dieser verlegte sich zunächst aufs Bitten: „Sie haben Zartgefühl, Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie finden selbst, daß mein Verfahren in dieser Sache wohlthätig auf Ihre Existenz und auf Ihren künstlerischen Ruhm gewirkt hat, daß ich freundlich und rechtlich verfare. Gewiß werden Sie die von Ihnen übernommenen Verpflichtungen nicht als leere Phrasen ansehen und sie unbeachtet lassen. Seien Sie folglich gerecht gegen mich, haben Sie Mitleiden mit mir, und glauben Sie, daß auch Ihnen daran gelegen sein muß, mich nicht gar zu übel zu behandeln.“ Zur selben Zeit wendete sich Raczynski an, 30. Mai 1837 an den Grafen Dönhoff in München um Auskunft über Kaulbach, da er die Nachricht erhalten habe, daß dieser an dem Bilde gar nicht arbeite, er wolle aber alle Mittel der Güte erschöpfen, ehe er die gesetzliche Donnerkeile auf ihn schlendere. Er bat, Graf Dönhoff möge schonungs-

21. H Hans Müller in Veilin.

voll, ohne Klatscherei zu erzeugen, aber ernstlich mit Kaulbach reden, daneben den Professor Hermann, der sehr lürt mit Kaulbach sei, auffordern, sich seiner anzunehmen. Auch an den damals in München ansässigen Landsmann Kmübachs, den Dichter Heinrich Stieglitz, wendete sich Racznnsti und bat ihn bei dein Künstler zu wirken. Alles in Allem sah er sich in der Idee, die sich ihm schon während seines letzten Aufenthaltes in München unwiderstehlich aufgedrungen hatte, bekräftigt, Kaulbach fei gar nicht mehr ernstlich damit beschäftigt, das Bild für ihn auf die festgestellte Weise und zur verabredeten Zeit zu liefern. Er begreift, daß dem Genie Alles was ins Recht, ins praktische Leben, in sociale Verbindlichkeit hineingreift, einigermaßen fremd sei, dafür müßten denn die Freunde mit aufrichtigem Rathe bei der Hand sein. Kaulbach würde gewiß sagen, er brauche Studien, sei mit seinen Ideen noch nicht im Reinen, es müsse besser werden, er sei ermüdet und müsse sich an einem anderen Gegenstand erholen, aber damit könne der Besteller sich nicht fernerhin abspeisen lassen.

Den 1. Juni 1837 schrieb Kaulbach endlich selbst nach Verlin, daß der Inhalt von Raczynstis Vrief ihn sehr traurig gesummt habe. Es seien falsche, infame Gerüchte allerdings auch in München verbreitet, als ob Kaulbach mit Racznnsti in einen Proceß verwickelt wäre, da er das Vild der Hunnen, an den König verkauft hätte — „der es allerdings gern besitzen möchte“ fügt er hinzu. Er begreift nicht, wie man etwas derartiges von ihm sagen kann, da er seinerseits durchaus keine Veranlassung dazu gegeben hat. „Diese verfluchten Verläumder, man läßt mir hier in München keine Ruhe!“ Er würde nie vergessen, was er dem Grafen zu danken habe, der der Begründer feiner jetzigen Existenz sei. Er habe mit allem Fleiß an den MÄstudien gearbeitet, sehe aber immer mehr ein, daß, soll die Vollendung des Bildes nicht auf eine fabrikmäßige Weise übereilt werden, dies nicht in dem übereingekommenen Termin geschehen könne. In zwei Sommern wäre es unmöglich, obgleich er mit der Farbe des Bildes im Detail sowohl wie im Ganzen durchaus ini Reinen sei, welches sowohl seine Farbenstudien wie seine Farbenskizze beweisen könnten. Die Studien seien uothwendig gewesen, füllten auch die Zeit aus, da die neue Leinwand aus Dresden bis zur Stunde noch nicht gekommen fei. Er macht uuu deu Vorschlag, statt zwei Sommer vier Sommer zur Vollendung des Bildes zu benutzen. Wenn das aber nicht anginge, so bietet er die vollendete Untertuschung au und als Eiw schädigung ein ausgeführtes Bild von der Zerstörung Jerusalems, das allerdings noch zu machen wäre.

Inzwischen schrieb auch August Graf Dönhoff auf Erkundigung bei Professor Hermann hin, daß Kaulbach in der That wegen des nassen Wetters nichts mehr gearbeitet habe, er sei auch physisch und moralisch nicht ini Stande, den Contract einzuhalten, und müsse vier statt zwei Sommer haben. Hermann fei fehr unzufrieden mit Kaulbach und dränge auf einen neuen Contract. Es fehlt auch nicht au einigen Hiebeil auf die Künstler, die lcnnen-

Uaulbachs Hunnenschlacht. 2⁵

Haft, unzuverlässig, unpraktisch seien und sich mit Kunst über alle bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse hinwegsetzten. Im Uebrigen fänden es alle Münchener Künstler, die Dönhoff sprach, besser, wenn Raczynski nicht auf der Ausführung in Oelfarben bestehen würde, da sie zweifelten, daß das Bild dann einen so guten Effect machen würde wie in den jetzigen Zustände.

Auch Fürst Metternich, auf der Durchreise durch Dönhoff auf Kaulbach aufmerksam gemacht, war ganz erfüllt von der großartigen Unternehmung.

Raczynski gab sich mit diesen Berichten keineswegs zufrieden. Am

6. Juni 1837 ging er dem Maler energischer zu Leibe und schrieb:

„Es sind keine Gerüchte, theuerster Herr Kaulbach, auf die sich meine Besorgnisse in Hinsicht des Bildes gründen. Ich glaube, Sie haben mich als einen Mann kennen gelernt, der einer selbständigen Ansicht fähig ist, und da ich einen Monat in München zugebracht, so habe ich mich auch nicht auf Gerüchte zu beschränken gehabt, sondern habe den Stand der Dinge selbst beurtheilen können.

„Die Beschaffung einer Leinwand, wenn Sie die durchaus haben wollten, die Farbenskizze, die Studien, konnten alle im Winter besorgt werden, stattdessen wird jetzt die Leinwand erwartet und in den längsten und schönsten Sommertagen das Nebertragen auf eine andere Leinwand vorgenommen, wo dann die günstigste Jahreszeit vorüber sein und das Malen bis zum künftigen Jahre ausgesetzt wird. Ich verlange nicht, daß Sie fabrikmäßig die Sache überellen, ich wünsche nur, daß Sie dabei bleiben und die Absicht täglich bekunden, die von Ihnen übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Mein Leben ist nicht versichert, und ich möchte gerne von dem, wozu ich Recht habe, Genuß und Freude erlangen.

„Ich möchte gerne andere Vorschläge anhören oder selbst machen, ich würde aber dadurch die bestehenden Rechte vergeben und könnte doch auf die Erfüllung der neueren durchaus nicht rechnen, daher ich auch entschlossen bin, meine Verbindlichkeiten bis zum letzten Augenblick pünktlich zu halten und dann am Schlusse des dritten Jahres zu sehen, was Rechtens sein wird und was billigerweise nachgesehen werden kann.

„Wollen Sie die Untertuschung jetzt gleich mir zukommen lassen, ohne die andere Leinwand abzuwarten, so will ich gerne die an Sie bis jetzt gezahlten 2000 Thaler als die dafür Ihnen zukommende Zahlung ansehen. Ich müßte aber Ihr Jawort in drei Wochen und die Untertuschung bis zum ersten August erhalten. Diesen Vorschlag gründe ich auf folgende Berechnung:

„4500 Nthaler waren für die Arbeit von drei Jahren ftipulirt. Es kommen also auf einen Monat 125 Rthaler. Sie haben von 24. August bis Ende September gearbeitet, nämlich dreizehn Monate und eine Woche, ich will aber vierzehn Monate rechnen, da noch am Himmel etwas zu machen übrig bleibt. Für diese vierzehn Monate kämen Ihnen 1750 Nthaler zu, ich will dagegen 2000 Rthaler zahlen. In diesem Falle würde ich gern

21.6 Hans Müller in Verlin,

noch die Löwenjagd bei Ihnen in derselben Größe wie die Zeichnung ist, bestellen und würde Ihnen dafür 1500 Rthaler nach Vollendung zahlen.

„An die Zerstörung Jerusalems kann ich nicht denken, erstens weil ick keinen Platz habe, um solche aufzustellen, und zweitens weil ich nicht glaube, daß ich die Vollendung dieses großen Werkes erleben würde. Sie haben wir immer gesagt, theuerster Herr Kaulbach, daß Sie mir Ihre ganze Zeit in diesen drei Jahren aufopfern wollten. Ich habe es immer abgelehnt und freue mich, wenn die Hunnen nebenbei Ihnen Früchte tragen, aber ich verdiene wohl, daß Sie mich nicht ganz unberücksichtigt lassen.

„Ich bitte Sie, theuerster Herr Kaulbach, in diesem Briefe nichts anderes zu suchen und zu finden, nur die große Bewunderung und Liebe, welche mir Ihr Talent einflößt und den sehr natürlichen Wunsch, mir Freude und Genuß von einer Sache zu verschaffen, die mir rechtlich und billig zukommt. Daß ich lieber das Bild uuuollendet zu haben wünsche, als vier Jahre darauf zu warten, das können Sie für gewiß annehmen und zwar, weil schon vier Jahre an sich eine lange Zeit ausmachen, die mir Niemand garantiren und ersetzen kann und zweitens, weil mir Niemand die Erfüllung des zweiten Versprechens verbürgt. Ich hatte und habe noch Projecte für Sie, die Ihnen Nutzen bringen würden und ich glaube, viel Nutzen. Ich spreche sie nicht an, weil ich für nichts und widernichts keine Verbindlichkeit auf mich laden will. Aber Sie kennen mich genug und glauben gewiß, daß wenn Sie mich, nicht gar zu sehr rücksichtslos behandeln, ich meine größte Freude daran finden »verde, die Liebe und Hochschätzung zu bewähren, welche Sie mir seit den ersten Augenblick unserer Bekanntschaft eingeflößt haben und welche tief in meiner Seele eingegraben sind. A. Naczvnski.“

Hierauf theilte Julius Thaeter am 20. Juni 1837 dem Grafen im Auftrage Kaulbachs mit, daß sich dieser entschlossen hätte, auf Anrathen vieler Freunde, die einstimmig die Untertuschung der Hunnen für zu gut hielte, um darauf zu malen, das Ganze auf einer anderen Leinwand noch einmal zu malen und, da der Graf sich auf keinen längeren Zeitraum einlassen »volle, den ersten August spätestens das untertuschte Bild, wie der Graf es kenne, abgehen zu lassen, wie leid es ihm auch sei, sich davon zu trennen. Was der Graf in Bezug auf die Zahlung gesagt hätte, sei zu nobel, als daß er es annehmen könne, er werde deshalb noch schreiben.

Kaulbach selbst erklärte: „Ich sehe täglich mehr ein, daß dieses Bild gemalt werden muß, und zwar kann dieses nur in Berlin geschehen, weil es nothwendig ist, daß ein Bild von solcher Größe, in dem nehmlichen Locale gemalt werde, in welchem es hunderte von Jahren beschaut wird. Diese Erfahrung werden Sie schon an der bloßen Untertuschung machen, was für andere Wirkungen ein verändertes Licht hervorbringt.“ Raczynski sah diese Nachricht als die glücklichste an, welche ihm werden konnte, stellte ihm, wenn er das Bild in Berlin maleil wolle, alle Bequemlichkeiten in seinem Hause zur Verfügung und überließ ihm die Wahl derjenigen Monate, die ihm am

Raulbachs Hunnenschlacht. 2⁷

angenehmsten sein dürften, was ganz gleichgültig sei, da die Galerie im Winter geheizt würde. Er geht noch weiter: „Oder Sie malen für mich die Löwenjagd in der Größe der Zeichnung und bestimmen selbst den Preis, wo ich alsdann mit der Vorschußzahlung gern fortfahren will, oder Sie sagen, wie viel Sie für die Zeichnung von Jerusalem haben wollen in der Größe wie die erste Zeichnung der Hunnen.“ Es spricht für das feine künstlerische Verständniß des Grafen, wenn er freimüthig gesteht, daß er sich nicht entschließen könne, dies letztere Sujet für ein Oelgemälde zu bestimmen, denn er sah mit rechtem Blick die Gefahr der späteren Kaulbach'schen Kunstrichtung und Programm-Malerei voraus, die gerade mit der Zerstörung Jerusalems begann. „Es ist ein complicirter Gegenstand, nicht anders verständlich, nur wenn er explicirt wird. Genug, es mag ihn ein Anderer als Gemälde zu besitzen wünschen, ich thue es nun einmal nicht, aber die Löwenjagd als Gemälde kann etwas ganz Vorzügliches werden, sowie auch meine Hunnen, weil bei diesen mehr Einheit vorhanden ist, als in jenen Jerusalems, obgleich selbst die Hunnen nach meinem Dafürhalten weit mehr als Fresco als für Oelmalerei geeignet sind.“ Schließlich giebt er noch seinem Wunsche Ausdruck, wie gern er am 4. August, dem Geburtstage des preußischen Königs, das Bild in Berlin ausstellen möchte — aber vielleicht sei es nicht möglich, Kaulbach möchte thun, was er konnte.

Der Künstler konnte sich aller dieser Freundschaft nicht verschließen und machte endlich seine Gegenvorschläge, wie man zugeben muß, voll größter Bescheidenheit und Selbstlosigkeit. Er hatte anscheinend selbst die Lust und die Kraft verloren, seine Hunnenschlacht bis zu dem übereingekommenen Termine fettig stellen zu können, und wollte sich nun ein für alle Mal mit den bereits bezahlten 2000 Thaler für die Untertuschung und für die Löwenjagd zusammen begnügen. Aber der edle Kunstfreund läßt sich auf ein so großmüthiges Anerbieten nicht ein und schreibt den 30. Juni 1837.

„Mein theuerster Herr Kaulbach.

„Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, wie tief mich die edlen Gesinnungen ergriffen haben, die sich in Ihrem Briefe aussprechen. Es soll Ihr Schaden nicht sein. Was ich einmal gesagt habe, steht fest, und ich nehme nicht nur mein Wort nicht zurück, sondern ich muß Sie bitten, mir die Erfüllung meines Versprechens zu gestatten. Sie handeln edel, lassen Sie mich wenigstens gerecht sein und meinen Worte treu bleiben. Sie sollen am 24. August als Angeld auf die Löwenjagd 500 Rthaler erhalten und wenn Sie mir die Zahlung erleichtern wollen, so stellen wir fest, daß die zweite Zahlung von 500 Rthaler über ein Jahr und die dritte ein Jahr später erfolgt. Es wird mich freuen, wenn ich die Löwenjagd früher erhalte, als der letzte Zahlungstermin, aber diese Verpflichtung brauchen Sie nicht zu übernehmen. Ich bitte, lesen Sie diesen meinen Brief dem Professor Hermann vor, damit er sich mit mir dessen, was nun fest steht erfreue. Ich Nord unb Vüb. I.VII., 170. ⁵

21.8 Hans Müller in Verlin.

glaube wahrlich, daß es Ihnen zur Ehre gereicht so gehandelt zu haben, wie Sie es gethan, indem der von Ihnen ausgegangene und von mir entschieden abgelehnte Vorschlag, sich mit den 2000 Thaler für die Untertusung und für die Löwenjagd zu begnügen, ebensoviel Bescheidenheit als Selbstverleugnung an den Tag legt. Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Ihrer lieben Familie Glück und Wohlbefinden verbleibe ich
Ihr Freund

und ergebenster A. Raczunski."

Zu dem gewünschten Termine konnte das Gemälde nun bedauerlicherweise wieder nicht nach Verlin gelangen. Am 29. August 1837 schrieb Kaulbach daß er das Bild eher übersendet haben würde, wenn nicht König Ludwig hätte sagen lassen, er wünsche die Hunnen vor ihrer Abreise noch einmal zu sehen. Darauf mußte gewartet werden, und so erschien die ganze königliche Familie eines Tages, dem König Attila die Abschiedsvisite zu machen. Die Löwenjagd will Kaulbach, wie er hinzufügt, wenn sie dereinst fertig ist, drei Andenken geben. Auf keinen Fall will er von einer Verzählung etwas wissen. Anfang September ging das Bild endlich nach Berlin ab und wurde mit größtem Jubel empfangen. Die Verstimmung über die Verzögerung verlor sich vollkommen. Raczunski schrieb in seinen Katalog: „Jedenfalls bin ich ihm Dank schuldig, denn von Allem, was ich besitze, gewährt mir dieses Wert, auch in seinem jetzigen Zustande, die größte Freude, und ich glaube auch damit das schönste kunstsinnliche Erbtheil für meine Nachkommen zu hinterlassen." Das Gemälde erhielt eine zwei Zoll breite goldene Leiste und wurde in Raczunskis Hause, in einem großen Saale, in einer neuerbauten — wie Kugler schrieb — prachtvollen, höchst geräumigen Gemäldegalerie nur einen Fuß über der Erde aufgehängt, eine der beiden Seitenwände gänzlich ausfüllend. Bei näherer Vergleichung ergaben sich keine wesentlichen Veränderungen gegen den kleinen Carton. Nur waren einzelne Gestalten mit größerer Klarheit der Bewegung und Linienführung ausgeführt und einige Lücken der größeren Dimensionen halber durch untergeordnete Figuren ausgefüllt worden. Die Wirkung war natürlich durch den großartigen Maßstab erhöht. Mit besonderer Liberalität — wie die Berliner dies anerkannten — öffnete der Graf seinen Saal unentgeltlich für das größere Publikum und ließ die weitesten Kreise Antheil an dem neuen Kunstwerk nehmen. Wie erwartet bekam er denn auch nur das Lobenswerthe zu hören; man fand, daß sein gesammter übriger Kunstbesitz durch dieses eine Bild bei weitem in den Schatten gestellt sei. Freilich erhoben sich auch vereinzelte Stimmen von solchen, die ihm das Wert nicht gönnten, die die Ansicht aussprachen, ein so gewaltiges Gemälde gehöre nicht in Privatbesitz, sondern in ein königliches Gebäude oder Nationalmuseum. Der Besitzer selbst war über die Maßen erfreut und stolz auf das endlich erlangte Eigenthum und äußerte sich in den wundernden Superlativen.

Uaulbachs Hunnenschlacht. 2^9

„Mein theuerfter Herr Kaulbach, ich befinde mich nun seit einigen Tagen in den: Besitz Ihrer vortrefflichen Geisterschlacht. Es ist nach meiner Ansicht das vollkommenste Wert unserer Zeit und selbst aller Zeiten. Wenn auch Wenige die Courage haben, sich so positiv auszusprechen, und die Meisten zurückhaltend sind, wenn sie die Gefahr ahnden, sich zu compromittiren, so ist doch die Begeisterung allgemein. Bis jetzt haben Wach, Schorn, Bendemann, Magnils und viele weniger bekannte Künstler das Bild gesehen, und ihre Begeisterung spricht sich unverhohlen aus. Von Neid ist gar nicht die Rede; nicht das geringste Symptom dieses traurigen Gefühls läßt sich bis jetzt blicken. Ich bleibe bei dem, was ich früher empfunden: Attila dürfte größer sein, der fliehende Römer müßte zurück und im Schatten gehalten werden, der Priester, welcher getragen wird, auch im Schatten gehalten werden. Diese Bemerkungen ändern mein allgemeines Urtheil nicht, und es ist das größte und schönste was die Kunst aufzuweisen hat. Ich glaube nicht, daß Sie sich je wieder daran machen, aber wenn Sie Lust haben sollten, so biete ich Ihnen die Hand dazu. Hier können Sie es malen so viel Sie wollen. Ich lasse hier, wenn Sie einmal den Entschluß dazu fassen, die Leinwand aufspannen und die Zeichnung durchpausen. Ehe aber zu Werke geschritten wird, muß alles feststehen und schriftlich aufgesetzt werden, damit ich genau weiß, was ich für Verpflichtungen übernehme. Gott erhalte Sie und die Ihrigen. Nehmen Sie nochmals meinen Dank an und die Versicherung meiner Bewunderung und meiner Frenndschaft. A. Raczynski.“

Der Maler Wach nahm sofort Anlaß, direct an Kaulbach zu schreiben.

„Hochgeehrter Herr Kaulbach.

„Ich kann es niir nicht versagen, ohnemchtet ich nicht so glücklich bin Sie persönlich zu kennen, Ihnen zn sagen mit welchem Interesse und mit welcher Bewunderung ich Ihr schönes Bild betrachte, welches sich jetzt im Besitz des Grafen von Racznusti befindet. Wie glücklich, daß dieser reichhaltige, wenig gekannte Gegenstand Ihnen zuerst bekannt geworden ist, es wird nach Ihnen Niemand versuchen, ihn zu bearbeiten; der ist fertig für alle Ewigkeit. Das Zusammentreffen dieser beiden Gewitter in den Wolken; die Hunnen so trefflich in ihrer Natnr und ebenso charakteristisch gegenüber die alte römische Civilisation, es kann nicht meisterhafter ausgedrückt sein, wie es hier lebendig in den schönsten Formen vor nns steht. Mit innigem Vergnügen h<«e ich gerade diesem Formenwesen nachgespürt nnd mich ergötzt an dertiefen Empfindung der Formen in ihren mannigfaltigsten Wendungen und öfter in verteufelt schwierige» Verkürzungen. Genug es ist vortrefflich, nnd obgleich ich von Herzen wünsche, Sie möchten noch recht viele Werke erschaffen, so können Sie auch jetzt aufhören, für Ihren Ruhm ist dies genug, man wird nicht fragen, was Sie gemacht haben, wenn man Ihren Namen hört, mit dein Incognito hat es ein Ende. Ich könnte unter diesen Brief Ihnen eine Reihe von Unter-

15*

220 lian5 Müller in Neilin.

schriftcn setzen, die dasselbe Nrtheil über Ihr Bild habe», und es würden einige Namen darunter sein, die Ihnen gewiß einiges Vergnügen machen würden. Wir sind dem Grafen van Raczynski den größten Tank schuldig, dies Bild hierher verseht zu haben. Nun höre ich, daß Sie eine Farbenskizze dazu gemacht haben. Wie schön wäre es, Sie geben sie dem Grafen auch. Er sagt mir, er würde mit Vergnügen Ihnen 300 Dhaler dafür geben. Tollten Sie sich nicht dazu entschließen können? Es würde einen doppelten Nutzen haben, einmal daß das nicht getrennt ist, was von rechtswegen zusammen gehört, und zweitens, daß wir sähen, wie Sie sich die Farbe gedacht haben, welches bei den vielen verschiedenen Meinungen darüber, ob es nicht in dieser bloß conventionellen eintönigen Haltung am besten ist u. s. w., den Ausschlag geben würde.

„Ich schließe mit der Wiederholung meiner aufrichtigen Hochachtung und lege Ihnen die Angelegenheit mit der Farbenskizze noch einmal an's Herz.

Ihr ganz ergebenster Diener

Berlin, den 3. Oktober 1837. W. Wach."

Ein anderes Lob kam von Seiten eines herzlichen Freundes älterer Zeit des Malers Engelbert Seibery. Dieser schrieb:

„Lieber Kaulbach!

„Als ich hörte, daß Deine Hunnenschlacht unvollendet hier ankommen würde, ward mir, aufrichtig gesagt, etwas bange um Deinen Ruhm, weil ich von der tadelsüchtigen Mehrzahl unserer Berliner, welche bekanntlich Witz und Weisheit allein gefressen, die Bemerkung fürchtete. Du feiest au der Ausföhrung des kolossalen Wertes gescheiten. Nun habe ich heute bei dem Grafen Naczynski das Bild, welches dieser, übergelückt im Besitze desselben, jedem mit großer Freundlichkeit zeigt, gesehen lind muß Dir in der Freude mein«» Herzens über Deine Arbeit und die Anerkennung, welche sie findet, jetzt auch gleich schreiben, daß ich den gnten Berlinern Unrecht gethan, da das allgemeine Nrtheil, welches ich bis jetzt gehört habe, dahin lautet, daß die Gestalten selbst durch ein Tizianisches Eolorit nur verlieren könnten. Die Leute habe» recht, es ist schön, daß man eigentlich gar nichts darüber reden kann. Das Staunen ist stnnim, deshalb wäre es lächerlich, wenn ich für meine Person der Bewunderung, welche ich Deinem (leiste zolle, nach Worten suchen wollte, so wie es Berrath an Deiner Schöpfung wäre, auf diesem Blatte von Anderem zu reden, deshalb begnüge ich mich. Dir diese wenigen Zeilen mit den herzlichsten Grüßen zukommen zu lassen, die Dir hoffentlich willkommen sein werden von

Deinem

aufrichtigen und dankbaren Freunde

Engelbert Seibertz.

Berlin, den 19. September 37."

Raulbachs kzuinenschlacht.

22!

Die Tageszeitungen sowohl wie die Kunstblätter brachten enthusiastische Berichte über das neue Werk. Die angesehensten Kunstkritiker äußerten sich in überschwänglicher Weise. Friedrich Förster sagt in „Ost und West": „Seit Michel Angelo sein jüngstes (Bericht malte, sei in keines Malers Phantasie eine großartigere Composition empfangen und von der Hand keines Meisters die menschliche Gestalt in Flug und Sturz, lebend und todt, träumend und wachend, in Kampf und Ruhe, Anstrengung und Ermattung, durch alle Schattirungen der Leidenschaft hindurch mit so jede Schwierigkeit beherrschendem Griffel gezeichnet, hingeworfen, hingeschleudert möchte man sagen, worden als in dieser Zeichnung von Kaulbach". Fr. Kugler nannte die Hunnenschlacht im 'Museum' ein Werk, das zu den ersten Leistungen unserer Zeit gehöre, „welches die Bedeutsamkeit der in unserer Zeit vorhandenen Kräfte abschätzen läßt wie wenig andere Werke der Kunst und welches keinen Vergleich mit den Leistungen der Vorzeit zu scheuen hat." Der Berliner Correspondent des Cotta'schen Morgenblattes für gebildete Leser stellte die Hunnenschlacht sogar über die massenhaften Hauptbilder der italienischen und flandrischen Schule. So gediegen und reich der Beroneser, so schwellend und von üppiger Kraft der Fürst der Niederländer sei, hier sei mehr. „Der Geist hat diese Massen durchdrungen und gelichtet. Neben der Großartigkeit athmet uns der Hauch der Bollendung an, und in dem wildesten Schlachtgemetzel herrscht eine Schönheit und ein Adel, der an gar keine bekannten Schlachtgemälde erinnert; denn selbst Raphaels Marentiusschlacht ist, so groß sie nun sich sei, in ihrer Ausgabe etwas Geringeres." Das Bild reiche weit hinaus über Alles, was die neuere Malerei geleistet, ja nur versucht habe. Dies sei nicht das Urtheil eines Enthusiasten, sondern das der Kenner wie des Publikums. In der königlich privilegierten Berliner Zeitung < Professor v. d. Hagen) hieß es „Berlin sei um ein Kunstwerk reicher geworden, welches zu den größten Hervorbringungen der neueren Malerei, ja der Malerei überhaupt gehört." Ebenso sprach sich Gruppe in einem längeren bewundernden Aufsatz in der Preussischen Staatszeitung aus. Auch auswärtige Blätter wie die „Morning Post" brachten sofort ruhmvolle Artikel über die Hunnenschlacht. Ausdrücklich und allgemein erklärte man, daß die Darstellung auch in der gegenwärtigen, wenn auch farblosen Ausführung als ein abgeschlossenes Werk zu betrachten sei, keineswegs als eine Unterabfertigung, obzwar die Farbe wohl noch manches neue bedeutsame Element der Belebung hinzugetragen haben würde. Kaulbachs Name war in aller Mund. Auch erschienen alsbald eine Reihe von Gedichten auf die Geisterschlacht.

Das Gemälde sollte nicht lange an demselben Platze verbleiben, aber dauernd mit dem Namen seines Bestellers verknüpft sein. Raczynski, der gerade in den nächsten Jahren seine Sammlungen erheblich erweiterte, immer größeren Raum für deren Unterkunft benötigte und schließlich ein eigenes Museumsgebäude haben wollte, erhielt durch Kabinettsordre des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 30. März 1842 die Abtretung des Grundes und

222 Hans Müller in Berlin.

Bodens am Königsplatz genehmigt, wo im Jahre 1844 ein stattliches Palais errichtet wurde. Er schloß ferner am 19. Mai 1847 einen Contract mit dem Domänenfiscus ab, nach welchem er sein Galeriegebäude auf eigene Kosten erbauen, erhalten und bei Zerstörung wieder herzustellen hatte. Auch mußte er die Bilder fortwährend darin belassen und sollte das Etablissement und die Gemäldegalerie seinem am 24. December 1825 errichteten Majorat [^]bersitzto (Oberzcnko) in der Provinz Posen einverleiben. Die Sammlung bleibt demzufolge mit allem, was zu ihr gehört, Eigentum des jeweiligen Besitzers des Fideicommisses, darf niemals veräußert werden und fällt nach dem Aussterben seiner Nachfolger im Majorat in den unbeschränkten Besitz des königlichen Hauses von Preußen. Infolge der Veräußerung des Terrains an das Deutsche Reich hat dann das Palais im Jahre 1884 wieder niedergelegt werden müssen, um dem neuen Reichstagsgebäude Platz zu machen. Bon Raczynstis altem Hause und der damit vereinigten Galerie befindet sich in der Raczunski'schen Sammlung eine aus dem Jahre 1852 stammende Zeichnung von Eduard Gerhard. Das Haus wurde 1866 und 67 nach beiden Seiten erweitert, lieber dem Anbau wurden 1869 Statuen angebracht von Schadow, Rauch, Thorwaldsen, Schlicke!, Carstens, Tuerbeck und Kaulbach, modellirt von den Bildhauern Franz, Drake, Encke, Blaeser und Stürmer (Kaulbach), gebrannt in der Tonfabrik von March. Die Kunstsammlungen sind seit dem 2. April 1883 seitens der preußischen Staatsregierung in Verwahrung und Verwaltung übernommen worden und haben ihre einstweilige Aufstellung in fünf besonderen Räumen der National - Galerie erhalten.

Ans diese Weise ist die Hunnenschlacht also keineswegs — wie Kaulbüch hoffte — hunderte von Jahren an derselben Stelle bewundert worden. Der Rummangel in der Nationalgalerie ließ es sogar nothwendig erscheinen, das übergroße Gemälde späterhin aufzurollen und im Keller des Gebäudes niederzulegen, da man sich überdies mit der Wiederholung des Bildes im Treppen-Hause des Neuen Museums begnügen zu dürfen vermeinte.

Auch die Farbenskizze der Hunnenschlacht ist später an einen andern Platz gekommen, als ursprünglich in's Auge gefaßt war. Raczynski wollte sich zwar, wie Wachs Brief zeigt, nicht mit dem Bilde begnügen, sondern versuchte auch durchaus diese Skizze zu haben. Wenngleich Kaulbach behauptete, daß dieselbe keine 309 Thlr. werth sei, so gäbe er sie doch gerne dafür und bäte ihn, ihm solche zu gönnen. Der Maler aber kam trotz allem Zureden nicht zum Entschlusse, sich davon zu Nennen und bat sie zeitlebens beibehalten, und erst 1890 ging die interessante Farbenstudie auf langes Betreiben Rüstiges hin in den Besitz der Stuttgarter Staatsgalerie über.

Raczynski hat dem Künstler seine Weigerung niemals nachgetragen, sondern sich auch weiterhin als echter Freund und Gönner bewährt. Freilich mußte er ihm gerade damals einen Wunsch abschlagen. Er konnte ihm keine Abdrücke von der Hunnenschlacht mehr weggeben, die Kaulbach erbat, da die

Kaulbachz Hunnenschlacht. 223

Platte keine größere Anzahl von Abdrücken ausgehalten haben würde, als die, welche die Zahl der Exemplare seines Werkes erforderte. Ueberhaupt — so schrieb er — gehe der Verkauf des Werkes sehr langsam und die Würze, welche seine»» Werke die Hunnen sichern, dürfe er nicht vergeuden, er verliere aus Eifer für die Kunst schon viele tausende Thaler und es habe Alles seine Grenze».

Der Briefwechsel nahm seinen Fortgang. Getreulich berichtete der Graf über die Begeisterung, welche die Arbeit Kaulbachs in Berlin erweckte, schickte ihm die glänzende» Recensio»en der Berliner Zeitungen und nannte ihm auch deren Verfasser. Auch Geschenke wurden ausgetauscht. Der Künstler erhielt unter Anderem einen kostbare» „Ehrenpelz“, »nd der Graf wurde nit manchen: werthvollen Stiche und Drucke bedacht. Die Freundschaft nahm in der Folge einen immer herzlicheren Charakter an und bereitete allmählich die Beziehungen Kaulbachs zu Berlin vor. Naczynski schickte mehrfach einflußreiche Personen mit Empfehlungen »ach München zu Kaulbach, darunter einen Kunstliebhaber, Bankier Fränkel, den Grafen Ponrtalds, „den Kenner und Besitzer einer der ausgezeichnetsten Gemäldesammlungen in Paris“, dann auch am 4. Juli 1841 den Professor Wichmann, „einen der tüchtigsten Bildhauer“ — wie er schreibt — der sich freue Kaulbachs Bekanntschaft zu machen und ihn vorträtireu wolle. „Niemand auf Gottes Erdboden macht ähnlichere Büste» und faßt sie schöner auf. Es ist von seiner Seite keine Speculation, denn er ist ein reicher Mann, sondern aufrichtige Bewunderung für Ihr Talent. Ich würde Sie hassen, wenn Sie ihm nicht sitzen wollten, denn die kleine Wolltecksche Medaille genügt mir nicht und statt mir Ihre Züge in's Gedächtniß zurück-zurufen, wessen es nicht bedarf, verwischt er sie.“

Ebenso schickte Kaulbach Freunde zum Grafen, unter Anderen den vi. von Glehn, der 1840 den Winter mit seiner Frau in München verbracht und Manches nach der Zerstörung von Jerusalem copirt hatte. Seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. richtete auch Kaulbach, wie viele andere Künstler und Gelehrte, mit Interesse sein Augenmerk auf Berlin, von wo ihm Raczynski mancherlei Nemertenswerthes mittheilen konnte. Am liebsten wäre er einmal selbst nach der preußischen Hauptstadt gereist, wo damals ein immer regeres künstlerisches Treibe» begann. Er hatte den Grafen mehr und mehr auch als ehrlichen Keimer schätzen gelernt und sehnte sich — wie er schrieb — oftmals sehr, sich mit Raczynski wieder einmal mündlich besprechen zu können, um seine Meinung über das Eine oder Andere im Gebiete der Kunst zu hören. Aber es waren außerdem andere Pläne und Rücksichten ini Spiele, wenn er sich ernstlich mit dem Gedanken einer Reise »ach Berlin beschäftigte. Darüber giebt ein Schreiben des Grafen andeutungsweise Aufschluß:

„Ich habe Ihren lieben Brief uicht gleich becmittwottet, weil ich zuvor etwas horchen wollte. Ihre Ankunft und Ihr Bleiben in Berlin würde gewiß sehr gerne gesehen werden, aber der König kann, wie Sie wohl begreifen

22H — Han- Müller in Veilin.

werden, es nicht wünschen, daß es scheine, als suche er an sich zu ziehen, was seinem Schwager, dem Könige von Bayern, behagt, was dessen Lande und Hauptstadt Ehre bringt. Das ist eine Rücksicht, welche beachtet zu werden verdient und die ich um so ehrbarer finde, als ich gar nicht zweifle, das; unser König Ihre Tüchtigkeit im vollen Maße würdigt. Nun eine zweite Rücksicht, die nicht minder w'chtig ist und die mich hindert, Ihnen zu rächen, München zu verlassen. Unser König hat gewiß Geist, Verstand und Kunstsinne in einem hohen Grade, und doch finde ich, daß im Gebiete der Kunst hier Vieles geschieht, was ich nicht nur nicht zweckmäßig finde, aber was ich schlechtweg gar nicht begreife. Was ist der Auftrag, welchen Cornelius erfüllt? ... Er wird mit der Ausführung der Schinkel'schen Compositionen beauftragt. Solche sollen, ihrer Vestimmung gemäß, die Fayade des Museums schmücken. Nun müssen Sie aber wissen, was diese Compositionen sind. Sie sind sehr sinnreich als Decorations - Zeichnungen, als architektonische Verzierungen schön zu nennen, sie sind aber nicht das Werk eines Historienmalers und bei allem poetischen Aufschwung, welcher sich darin erblicken läßt, und manchen gewaltigen Scenen und Bewegungen, die darin vorkommen, ist das ganze idyllisch, weich, ich möchte beinahe sagen schwach. Ueberhaupt Cornelius mit der Ausführung einer fremden Composition beauftragen, fcheint mir seine Natur verkennen und Kräfte vergeuden, welche zu den fruchtbringendsten gehören, die unsere Zeit aufzuweisen hat. Wie vortrefflich könnte nicht dasselbe Ziel erlangt werden, wenn man diese Sache dem Hiltensverger aufgeben möchte oder auch Neureuther und noch zwanzig anderen? . . . Glauben Sie nicht, daß ich Schinkel gering schätze. Er ist als Architekt, als Leitstern des Geschmacks, als Mann achtbar, bedeutend; aber Schintels Compositionen von Cornelius ausführen zu lassen, scheint mir die unbegreiflichste Sache in der Welt. Zwar soll er die Sache nur leiten, aber es ist gar nicht die Rede davon, ihm andere Arbeiten aufzugeben, und dann bleibt ja der Hauptzweck seines Hierseins die Ausführung der benannten Composition. Es ist ferner die Rede, ihn mit der Reorganisation der Akademie zu beauftragen. Ich halte den Cornelius nicht für den Mann, welcher sich mit administrativen Geschäften abgeben kann, und ich halte die hiesige Akademie für einen unheilbaren Kranken. Es wäre so einfach, dem Cornelius einen angemessenen Wirkungskreis anzuweisen. Ich würde ihm einen Saal öffnen in: Schloß, in der Universität oder in der Akademie und würde ihm sagen: „Male!“ Auch würde ich ihn auf jede Weise auszeichnen, damit die Köter nicht bellen, denn die Berliner Köter und alle möglichen Köter (vom Cup Nord bis zun: Cap der guten Hoffnung) bellen nur, wenn die Macht, sie möge König oder Pöbel-Gunst heißen, nicht schirmt. Was ich von der Akademie gesagt habe, bedarf auch noch einer Erläuterung. Die jungen Leute haben da Gelegenheit zu lernen, und in dieser Hinsicht ist sie von Nutzen, aber die vier Fünftel der Professoren sind furchtbar fchwach, und es herrscht unter ihnen ein Geuatterschaftsgeist, der, wenn er nicht im Zaune gehalten

Kaulbachs Hunnenschlacht. 225

wird. Alles gern in seine eigene Nichtigkeit hineinziehen möchte. Alan lasse die Akademie lehren, aber man lasse nicht zu, daß sie ihren Einfluß auf die Kunstausstellung, auf die Nestellungen, auf andere Künstler, die nicht derselben angehören, auf Düsseldorf :c. übe, deun was sie berührt, wird morsch. „Die Lippmannsche Erfindung ist mit 500 Rthaler lebenslänglicher Pension belohnt worden. Es ist eine der größten Mvstificationen, die je einem Menschen-Kinde gelungen ist. Ich habe gestern die Composition des Cornelius, die er für mich vorgenommen hat, gesehen. Es giebt keine Worte für die Freude, welche mir dieser Anblick gewährt hat.

„Schließlich: ich freue mich auf Ihre» Edelknappen und lebe in der Hoffnung, daß, wenn sich alles entwickelt und unser hochherziger und kluger Herr Zeit haben wird, alles zu ordnen, alles in Gang zu bringen, Ihre Ankunft hierher von selbst durch das Schicksal herbeigeführt wird und Sie uns angehören werden.

Ihr Freund uud wärmster Anhänger

A. Naczynski.

Berlin, den 12 Mai 1841."

Man sieht, Racznnski sah mit uorurtheilslosen, klugen Augen und wollte vor allein, daß nichts Voreiliges von Seiten Kaulbachs geschah. Aber er war in der nächsten Zeit offenbar unablässig bemüht, für seinen Schützling irgend einen geeigneten Posten zu finden und ihn nach Norddeutschland zu ziehen. Schon am 11. October 1841 weiß er ihm sogar mit einen ziemlich positiven Antrage zu kommen. Er schreibt: „Man hat mir aufgetragen, folgenden Vorschlag an Sie zu richten: „Möchten Sie wohl der Gründer einer Kunst-Lehr-Anstalt in einer großen nordischen deutschen Stadt werden? ...

Sie können, sich dabei Riga, Stettin, Lübeck, Danzig, Hamburg, Königsberg oder Mitau denken, nur darf ich Ihnen den Ort nicht nennen, bis man die Hoffnung hat, daß Sie auf diesen Vorschlag eingehen wollen. Daß sich damit die Idee der Gründung einer abgesonderten Malerschule verbinden läßt, wird Ihnen wohl einleuchten: für mich nehmlich sind die zwei Vegriffe von Kunst-lehranstalt und Schule verschieden. Auch ließe sich damit rühmliche ausübende Wirksamkeit vereinigen. Mit Freuden entledige ich mich dieses Auftrages, in welchem ich die Anerkennung Ihrer Größe erblicke, und bitte Sie, mir Ihre Freundschaft zu bewahren und der meinigen versichert zu sein,"

Hieraus wurde nun freilich nichts, da sich Kaulbach inzwischen immer mehr in München gefesselt sah und bald darauf auch dort selbst das gewünschte Feld einer vollen Tätigkeit fand, fast ganz in den Fußtapfeu von Cornelius, dessen Popularität an der Isar einigermaßen erkaltet war.

Der Graf aber follte selbst für längere Zeit die preußische Hauptstadt verlassen, während sein Einfluß dafelbst freilich nachhaltig blieb. Am 18. Dezember 1841 wurde Naczynski zum Gesandten in Lissabon ernannt und bekleidete diesen Posten vom 13. Mai 1842 bis zu Anfang des Jahres 1848.

Hans Müller in Berlin,

Hinauf übernahm er am 26. April 1848 die Gesandtschaft in Madrid, blieb dort bis 26. August 1852 und trat dann aus eigener Initiative von allen politischen Angelegenheiten zurück, um mit den höchsten Würden ausgezeichnet, von da ab gänzlich in Berlin und auf seinen Gütern sein übriges Leben zu verbringen.

Auch während seines Aufenthaltes in Portugal und Spanien beivahrte Raczvnski seinem „heißgeliebten“, „bewunderten“, „göttlichen“ Freunde Kaulbach treues Andenken und warme Freundschaft. Die Brieze sind zwar seltener und mehrfach nur Empfehlungsbriefe. So bittet er am 31. März 1843 den Meister, sich des Marquis von Manna, eines Granden von Portugal anzunehmen. Dann schickt er ihm am 19. August 1844 einen jungen portugiesischen Künstler, Thomas Fonseca, der sich nach München begeben will, um seine Studien fortzusetzen. „Wenn er Kraft genug besitzt, um sich unter Ihnen auszubilden, so bitte ich Sie inständigst, aus Freundschaft sür mich, sich seiner anzunehmen. Vor 300 Jahren hat hier der deutsche Einfluß Wunder gethan. Während die Regierung immer nach Rom herunterblickt, dessen portugiesischen Jüngern und ihrem Vaterlande wenig Nutzen von dort entsprossen ist, will ich beweisen, daß nur in Deutschland die Kunst jetzt wirklich ein nationales und urkräftiges Leben gewonnen hat. Der junge Mann hat Talent und viel Lust. Er ist ein eleganter Zeichner. Die Eleganz wird der historische Anhänger hoffentlich bald verlernen und wird den Ernst bald zu würdigen verstehen. Ich bitte, nehmen Sie sich seiner an. Er spricht italienisch und französisch. Werden Sie sich mit ihm verständigen können?“ Wiederholt erkundigte er sich nochmals nach seinem jungen portugiesischen Freunde und bittet denselben zu protegiren, der „Taugenichts oder vielmehr Faullenze“ schreibe weder an seinen Vater noch an ihn. Roch im Mai 1846 fragte Raczvnski sowohl die Gräfin Pappenheim wie Meister Kaulbach, ob er den jungen Fonseca nunmehr nach Berlin reisen lassen könne.

Von der rührenden Sehnsucht des Grafen nach dem Freunde giebt ein Brief vom 2. Januar 1845 beredtes Zeugniß, in welchem er sich bereits ans ein Wiedersehen in sieben Monaten später freut. „Mein thcuerer un!> aus ganzer Seele bewunderter Freund, ich habe Ihnen meine Ankunft in München für Anfang August anzukündigen. Es pocht mir das Herz ün Busen bei dem Gedanken, daß ich Sie und Ihre große neue Schöpfung sehen werde. Der Himmel wäre grausam, wenn er mich dieses Glück nick« genießen ließe. Es drängt sich mir dabei der Gedanke auf, daß Sie dcr> Edelknaben wenn auch nur so vollenden könnten, oder das fehlende hm-skizziren, daß die Leinwand nirgends unbedeckt bleibe. Ich wäre gar zu glücklich, wenn ich den Knalxm bei mir hätte. Ich will ihn kosen und pflegen wie mein eigenes Kind.“

Inzwischen war Kaulbach in Folge seiner „neuen großen Schöpfung“ — die Zerstörung^von Jerusalem, — durch den Auftrag Friedrich ,Wilhelms IV. für

Kanlbachs Hunnenschlacht.

227

das neue Museum ausgezeichnet worden. Raczynski, welcher den Charakter seines Freundes wohl kannte, schreibt in demselben Briefe von Lissabon hierüber: „Die Bestellung meines königlichen Herrn ist Ihrer würdig. Wenn ich mir einen Rath erlauben dürfte, so würde ich sagen: Vermeiden Sie die Tages-Manien und die politischen und religiösen Zwiste in den zu wählenden Gegenständen. Es giebt der großen Momente von allgemeinen: Interesse genug. Tragen Sie zur Aufregung nicht bei, sie ist ohnehin groß genug. Es wird Sie Niemand verdächtigen, sich zu derselben nicht erhoben zu haben, es wird vielmehr ein Jeder einsehen, daß sie dieselben überragen, daß Sie der ewige, für alle Zeiten große, von der Gegenwart Unabhängige sind. Sind Sie aber von der Gegenwart ergriffen, so ist besser, daß Sie in derselben verbleiben und sich von derselben begeistern lassen, denn in der Kunst ist besser Fanatismus als Kühle. Die Vernunft leidet darunter, aber die Kunst gewinnt.“

Das liest sich, als habe der Graf die Zwistigkeiten vorausgesehen, die sich später wegen des sechsten Museumsbildes für Kaulbach erheben sollten. Das Reformationsbild ist, um dies gleich hier beizufügen, niemals nach Raczynskis Geschmack gewesen. Es sind darüber erregte Worte gewechselt worden. Einmal geriethen Beide auf einem Spaziergange unter den Linden in so heftigen Streit, daß sie mit den Armen in der Luft herumschlugen und die Leute rechts und links stehen blieben. Bei solchem Anlaß nahm der offenerzige Graf kein Blatt vor den Mund, ebensowenig wie der Künstler. Zu den früheren Arbeiten Kaulbachs hatte Raczynski unterdessen auch noch den Hirtenknaben erworben (den 24. Juni 1845 für 500 Thaler), den Kaulbach als eine Frucht seiner vielen italienischen Studien nach dem lebenden Modell aus Rom mitgebracht hatte und welchen die Kritik als eine der besseren Arbeiten des Meisters anzusehen pflegt, was Farbe und rein malerische Behandlung betrifft. Der Künstler scheint etwa« besorgt über die Ankunft dieses Bildes in Lissabon gewesen zu sein. Raczynski beruhigte ihn darüber am 8. Mai 1846. „Mein theuerster, göttlicher Freund, der Hirtenbua ist nicht gerollt, sondern erfreut sich eines Rahmens und wurde gleich nach seiner glücklichen Ankunft aufgespannt. Seien Sie also unbekümmert. Er wird wohl gefroren haben, aber die Tränen, die Sie ihn vergießen lassen, können nur der Trennung von seinem Schöpfer oder den? Umständen, daß er nun mir angehört, gelten, nicht aber dem Gerolltsein, oder gar den Mäusen und Spinnen, denen er hat preisgegeben werden sollen.“ Auch in diesem Jahre 1846 kommt der Graf noch von Lissabon aus auf die guten Hühner zurück. „Sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin“ — so schreibt er — „daß ich Hühner im Hause mästen lasse, aber keine einzige von diesen Bestien will so werden wie die, welche ich an Ihrem Tisch die Ehre hatte kennen zu lernen. Das waren Hühner! Das waren Zeiten!“ In der Revolution des „tollen Jahres“ hat dann der Graf, wie er Kaulbach bei seinem Aufenthalt in Berlin 1849

228 Han« Müller in Veilin.

öfter erzählte oder aus den schriftlichen Berichten feiner Beamten mit

„Timmen in den Augen" vorlas, ungeheuere Verluste erlitten.

Weilige Jahre später erhielt Kaulbach den Auftrag von Naczimsti, ihm

eine Wiederholung des allegorischen Bildes „die Enge" aus dem Treppenhause

des neuen Museums in Oel auszuführen, an welchem der Graf große Freude

empfund. Doch stammt das Bild nur zum geringsten Theile von Kaulbach selbst,

der damals überhäuft mit Arbeiten schon häufig die Hülfe seiner Genosse»

in Anspruch nahm. Man weiß das Nähere darüber aus Naczynstis Katalog.

Kaulbachs Sage, 8' Fuß hoch 7' Fuß breit, wurde 1850 für 1500 Thlr.

bestellt und 1852 ausgeführt, nicht nach der Manier des Treppenhauses,

sondern nach dem Larton mit einigen Modifikationen, namentlich am .halse,

welchen Kaulbach verlängerte. Den Hauptantheil an der Ausführung hatte

Julius Muhr, während Kaulbach nur zum Schluß sich drei Tage hindurch mit

der Vollendung beschäftigte, an manchen Stellen dicke Farben auftrug, an anderen

lasirte, zumeist am Kopfe. Das Colorit ist hier in Folge der Oelfarbe kräftiger

und tiefer als auf dem Wandgemälde im Museum. Am 24. September 1854

führte Kaulbach an Ort und Stelle in der Galerie in Naczimskis Gegenwart

noch einige Netouchen und Lasirungen aus und legte so die letzte Hand an

das Werk. Heber das Oelgemälde selbst machte Naczynski von Madrid aus

mit Kaulbach einen Vertrag, indem er gleichzeitig die Wiederholung der Hunnen-

schlacht im neuen Museum gestattete:

„Herr Direktor uou Kaulbach und ich sind darüber einig geworden, daß

er die Zaga für mich in der Größe der Fresko-Malerei des neuen Museums

oder größer, wenn es ihm beliebt und der vorhandene Raum es zilläßt, in

Oel ausführen wird. D.'r Preis ist auf 1500 Nth. festgesetzt. Der Termin

ist ein Jahr.

„Gegen die Wiederholung der Hunnenschlacht in dem neuen Museum,

kann ich, glaube ich, gesetzlich nichts haben, und würde auch, wenn ich dürfte,

schon darum nichts haben, weil es der König will. Im Gegeutheil, es freut

mich, daß dieses Kunstwerk auf alle mögliche Weise vervielfältigt wird, daher

ich auch den Herrn von Kaulbach autorisirt habe auf seine Kosten und zu

seinem Nutzen meine Hunnenschlacht stecheil zu lassen, wobei ich jedoch aus-

drücklich erkläre, daß ich mich »nicht verpflichte, andere Vervielfältigungen desselben

Gegenstandes zu untersagen. Diesen Vorbehalt spreche ich darum aus, weil

ich mich keiner Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht aussetzen will.

Ich habe dies dem Herrn von Kaulbach am 21. Juli 1851 gesagt,

und er hat mir beigestimmt.

Madrid, den 30. October 1851. A. Naczynsti."

Schon am 9. Juni 1847 hatte der Graf bewilligt, daß Kaulbach die

Hunnienschlacht auf seine eigene Rechnung stechen ließ. Das Bild dürfe aber

nicht heruntergenommen oder aus der Galerie entfernt werden. Am 22. April

gab er dann zum zweiten Male Erlaubnis; der Wiederholung, und Kaulbach

Aulbachs Hunnenschlacht.

22 g

übertrug den Stich dem Kupferstecher Jacobi für Duncker. Der Graf schrieb selbst in seinen Katalog: „Der Maler Strichhuber hat die Jahre 1854 und 1855 damit zugebracht, in meiner Galerie für den Kupferstecher Jacobi eine sehr ausgeführte Sepia-Zeichnung dieses Gemäldes zu verfertigen. Die Zeichnung ist das oon-plus-viltr» der Zeichenkunst: der ängstlich treuesten und zugleich meisterhaftesten Ausführung. Herr Jacobi hat 1857 diese Zeichnung für den Verleger des Museums, Herrn Alexander Duncker, gestochen.“

In die Reihe der weltgeschichtlichen Gemälde zu Berlin wollte die Hunnenschlacht Vielen nicht recht passen. Man erkannte in derselben wohl die historische Bedeutung der Völkerwanderung, den Kampf des barbarischen Heidenthums mit dem hinsterbenden Rom und seiner heidnischen Cultur, das gegenseitige Sichaufreiben heidnischer Mächte. Man vermied aber den Gegensatz desjenigen Elementes, das nun als Erbe der Zukunft auf der dem Untergang anheimfallenden Vergangenheit sich erhob. Man habe überhaupt in dieser Geisterschlacht weder ein wirkliches geschichtliches Ereigniß, noch selbst die allegorische Verbildlichung einer weltgeschichtlichen Katastrophe, sondern nur den ganz willkürlichen Inhalt einer phantastischen Ueberlieferung. Das ist aber keineswegs vollauf zuzugeben. Deutlich genug ist auf das Christenthum hingewiesen, welches triumphirend die Weltherrschaft antreten wird.

Während der langen Jahre, die Kaulbach an den Wandgemälden des Berliner Museums gearbeitet hat, suchte er sich anfangs regelmäßig eine bescheidene Privatwohnung. Als aber der Graf wieder in Berlin ansässig war, mußte er fast immer in dessen Palais am Königsplatz absteigen. Als merkwürdiges Zusammentreffen ist zu verzeichnen, daß die erste Wohnung, die Kaulbach 1847 in Berlin fand, in dem Hause Potsdamerstraße 120, später von der königlich akademischen Hochschule der Musik in Besitz genommen wurde und daß auch das Mczyński'sche Haus, in dem Kaulbach nachher wohnte, eine Zeit lang von derselben Hochschule benutzt worden ist. Wie gern Kaulbach auch jedes Mal die Einladungen Raczyński's annahm, so hatte er doch mitunter ein peinliches Gefühl, die große Gastlichkeit des Fürsten so häufig in Anspruch zu nehmen. Der Graf wollte aber davon nichts wissen, wenn der Künstler Einwendungen machte, und schrieb ihm einmal im Sommer 1844, als es darüber zu Auseinandersetzungen gekommen war: „Wie können Sie Ihr Wolmen bei uns so unrichtig auffassen? Wie ich das verstehe, werde«

Sie aus folgender Aufschrift ersehen:

„Hier hat Wilhelm von Kaulbach während des Entstehens seiner großen Werke in Treppenhause des neuen Museums (1854 bis 1864) zu meiner großen Ehre und Freude oft gewohnt.

A. Raczyński.“

„Sie werden sagen: Kolossale Eitelkeit.“

Wenn der Fürst Raczyński abwesend war, was später im Sommer gerade sehr häufig geschah, so hatten die Dienstboten auf seine Anordnung

230 Hans Müller in Neilin.

Alles zu thun, um dem Künstler den Aufenthalt, fern von seiner Familie, möglichst leicht und angenehm zu machen. War Raczyński in Berlin, so mußte Kaulbach, wenn möglich, täglich zu ihm essen kommen und das Tischgespräch bildeten dann die alten Zeiten. Dabei war auch viel von neuen Rezepten die Rede. Aber nebenbei wurde des alten Hühnerrezepts immer wieder gedacht. Auch manchen Abend verbrachte Kaulbach zum Thee bei seinem Freunde — „was mir durchaus nicht unangenehm ist“, schrieb er nach Hause.

Bis in das höchste Alter hinein blieb Raczyński Kaulbachs treuester Freund und Bewunderer, unwandelbar in seiner Begeisterung und Liebe für die Kunst. Auch nachdem die Berliner Bilder fertiggestellt waren, welche ja jeden Sommer den reichsten Anlaß zu persönlichem Verkehr gaben, bestanden die Beziehungen zwischen München und Berlin ungeschmälert fort. Raczyński führte den preussischen Gesandten Baron von Werther im Februar 1867 in Kaulbachs Haus ein, welcher bald ein ähnlicher Bewunderer des Künstlers werden sollte und bei Kaulbachs Jubiläum 1874 eine zündende, aufsehen erregende Rede hielt. Mit jugendlichem Feuer weiß sich Raczyński noch im Januar 1868 für Kaulbachs Leda, „das theuere schöne Geschenk“, zu begeistern: „Ich finde Ihre Leda großartig, und als Zeichnung das Vollkommenste was man sich denken kann. Die Actualität des entscheidenden Moments durchzuckte mich, trotz meiner 80 Jahre. Ich fürchte, mich cynisch ausgedrückt zu haben — wir wollen lieber sagen erotisch — klingt besser.“

Wie alle alten Leute erinnert er sich mit Vorliebe der ältesten Zeiten, da sie sich zuerst kennen lernten. Aber schon früher habe er seine Donau gekannt, die er bei Weitem für das schönste Werk in den Arkaden des Münchener Hofgartens hielt. Und dann schreibt er: „Mit welcher Wonne habe ich in Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin — Sie waren ausgegangen — zum ersten Male die für Klenze bestimmte erste Zeichnung der Hunnenschlacht mir angesehen . . . bis zum Verrücktwerden davon ergriffen, bezaubert gewesen! . . . oder war es Comödie, da doch der große Riedel pag. 181, mich gar nicht für fähig hält, die deutsche Kunst zu würdigen, zu verstehen oder sind wohl Ihre Werke und Sie nicht deutsch? Als Kunsthistoriker ist mir doch Riedel noch lieber als Waagen, Kugler und viele seiner Collegen — er ist ein G . . ., aber er lügt nicht wissentlich oder absichtlich und von Cornelia spricht er wie es sich gebührt. Als Philosoph ist er langweilig.“ Wahrhaft rührend wirkt es, wie der alte Mann allen Dank von sich weist, als ihm einmal Frau Kaulbach, welche mit ihrem Manne den Grafen als Begründer ihres Glückes betrachtete, in diesem Sinne ihre herzlichst zugehörte Freundschaft erklärt: „Ich habe mir meine Begeisterung für Ihren Herrn Gemahl nicht gegeben, sondern er hat sie geweckt. Seine Hunnenschlacht oder der Hirtenknabe find für mich und für »leine Nachkommen eine Illustration. Wie viel mehr sind diese Werke werth, als das was ich dafür gegeben. Ohne meine Bestellung wäre Ihr Herr Gemahl geworden, was er ist, denn Gott

Kaulbachs Hunnenschlacht, 23l.

hat ihn so groß geschaffen. Unsre Freundschaft ehrt nur mich. —" Ja, es scheint, als wenn Raczynskis Vewunderung und Verehrung für Kaulbach noch weiter wüchse. Am 16. Januar 1869 schreibt er nach München: „Ich muß seine lebensgroße Statue besitzen, im Freien, von gebranntem Thon, bald, nämlich im Laufe des Frühjahrs oder spätestens Ende Juli. Giebt es in München eine schöne Statuette von Ihrem Herrn Gemahl im Handel, mit der Sie, was Charakteristik, Haltung, Eigenthümlichkeit, Interesse und Aehnlichkeit anbelangt, zufrieden sind, so bitte ich Sie, solche (der Kürze wegen gegen Postvorschuß) anzukaufen und mir gleich zu schicken. Ich würde dann , dieselbe von Blaeser oder Drake lebensgroß ausführen lassen, oder wenn ein tüchtiger Bildhauer in München das übernehmen will, und Sie einen Thonfabrikanten kennen, der, — wie hier March — das Brennen versteht, so könnte Alles in München besorgt werden. Aber da müßte ich zuvor die Statuette sehen, oder wenigstens eine Photographie davon. Die Statue müßte 6 Fuß 3 Zoll im rohen Thon hoch sein. Die Statue würde alsdann, nach dem geschehenen Brennen, auf die natürliche Größe schwinden." Frau Kaulbach schickte denn auch alsbald die Statuette von Stürmer, die den Künstler in sitzender Figur darstellt und welche den: Grafen recht gut gefiel; wenn auch die Verhältnisse des Körpers nicht ganz richtig seien, so sei sie doch ganz Natur, einfach und ungeschminkte Actualität. Sie wurde im Speisesaal aufgestellt, damit er sie immer vor Augen haben konnte. Im Spätherbst 1870 ging der Graf trotz seiner streng katholischen Zichtung sogar mit der Idee um, in den Besitz der „wundervollen Composition" des Peter Arbues, dieses gewaltigen Kampfbildes gegen die Jesuiten und die Inquisition, zu gelangen. „Drei Mal habe ich schon meine Antwort entworfen," so schrieb er nach München „und wieder verändert, bis ich endlich einsah, daß dieses Borhaben rein unsinnig ist. Nicht die Tendenz, welche in der Compositum vorherrscht und welche, wie Sie wissen, mir widerstrebt, hält mich zurück, weil ich um Ausichten Anderer in Neligion uud Politik mich nicht kehre, sondern, weil ich zu alt bin, um auf das Bild zu warten und weil der Raum in meiner Galerie es nicht zuläßt. Dem letzteren Argumente ließe sich wohl abhelfen durch Verkleinerung der Figuren, fo, daß das Bild nur einen Naum von 8 Fuß Höhe uud Breite einnehmen möchte, aber meine bereits verlebte 82 Jahre sind nicht abzukürzen." Auch im folgenden Jahre, als der Kunsthändler Merkel bereits im Besitze des Cartons des Arbues war und denselben in Berlin in einem königlichen Gebäude ausstellen wollte, kam er nochmals auf seinen LLuusch zurück, dieses große Werk zu besitzen. Freilich würde er dann in seinem Katalog gesagt haben, wie sehr er diese Composition bewundere, aber wie weuig er sich der Tendenz anschließe. Auch will er sich jetzt keinesfalls iu die Verhandlungen wegen der Berliner Ausstellung mischen. Das Bild habe in München zu viel Agitation verursacht, als daß er beitragen möchte. Gleiches in Berlin hervorzurufen. Das ändert allerdings durchaus uichts an der

,^

222 Hans Müller in Neilin.

Bewunderung für Kaulbach. Für jedes geringste Zeichen von ihm bezeigt er seinen Dank. „Wie lieb, wie gütig die vier Zeilen Ihres Herrn GematM!“ schreibt er an Frau Iofephine. Ebenso dankbar ist er für jedes aufmerksame Geschenk, das ihm der Künstler zugehen läßt. Jede neue Sendung bereichert die Mappe, die Kaulbachs Werke enthält. Viele geschenkte Zeichnungen hängen unter Glas und Nahmen an den Wänden und befinden sich gebunden in seinen Manuskripten. Kaulbach lieft auch keinen Weihnachten vorübergehen, ohne dem grohmüthigen Protector Reproduktionen oder Eartons zuzuschicken, so noch in den letzten Zeiten den Nero und den Earton zum Glasgemälde in Edinburg. Dann auch fremde Arbeiten, wie die Horschelt'schen Nandzeichnungen, von denen er glaubte, sie seien so vortrefflich, daß die Engländer und Franzosen, welche in diesem Genre doch Unglaubliches leisteten, niemals mehr Virtuosität, Arauour, Geschick und Kenntuih entwickelt hätte«. Kaulbach war es auch, welcher Naczynskis Interesse auf den jugendlichen Hans Matart richtete. Er hatte nämlich, bestrickt von der Farbenpracht der neuen Schöpfungen, schon 1868 das dreitheilige Bildchen „Elfenreigen“ getauft und schickte es dem gräflichen Freunde zur Ansicht. Wie er vermuthete, täuschte er sich auch nicht über den Eindruck des Bildes, welches das Entzücken des enthusiastirten Greises dermaßen erregte, daß er, wie er schreibt, „seine Wonne gar nicht schildern kann. Das mache ihn ganz confus, so was sei noch nicht dagewesen, Genie, Geschmack, unvergleichliches Colorit, nie gekannte Nichtung und Effekt, Traum, Hexerei, etwas mit Stubens verwandt, aber viel feiner und zarter, das könne kein Anderer erreichen, er fürchte nur das Nachdunkeln, nur Weniges habe er auszusehen.“ Er bestellt denn gleich auch den jugendlichen Künstler eine Wiederholung des mittleren Bildes, die Königin von Elfen getragen, während ihm die beiden Gruppen rechts und links, trotz der bezaubernden Farbenwirkung, Bedenken in Beziehung auf Zeichnung, Eindrücke und Geschmack verursachen, und hofft auf baldmöglichst, Fertigestellung des Gemäldes, das er gern noch vor seinen» Tode besitzen möchte. Bevor noch das Bild begonnen werden konnte, erwarb der Graf von Matart ferner zum Preise von zweihundert Thalern die freilich recht verworrene Originalstizze der Eentauren, die auch ein Obdach bei Kaulbach gefunden, und von welcher vorher kein vollendetes Bild existirte, obwohl er offen erklärte, daß er das Bild nicht verstünde. Die Elfenkönigin erhielt er am 27. Februar 1879 und reihte sie hochentzückt neben die Hauptstücke seiner Galerie ein, obwohl er den großen Gegensatz erkannte. Er zahlte 500 Thaler dafür. Anhaltend blieb seine Bewunderung für Makart, wenn er auch durch die Pest von Florenz ein wenig ernüchtert wurde, als dieselbe im Februar 1869 in Berlin bei Sachse ausgestellt war. Die erste Abtheilung fand er schön, wie er nach München schrieb, genialisch, wunderbar, die zweite mochte er nicht umsonst haben, die dritte, theilweise schön, theilweise nicht, das Colorit sei lange nicht so reizend als in dem Neigen der Elfen und in der mittleren Abtheilung die Fleischgruppe beinahe ekelhaft.

Raulbachs Hunnenschlacht.

223

Vor einem aber sei Makart gesichert, vor Vergleichung. Er stehe allein da in Richtung, Phantasie, Empfindung, Farbe und selbst Styl.

Auch die Bekanntschaft Pilotys verdankt Raczyński dem Freunde Kaulbach und fand in dem Künstler, dessen bedeutendste Arbeiten er schon früher kennen gelernt hatte, „einen liebenswürdigen Mann, eine wohlthuende Erscheinung“, als dieser im Dezember 1868 nach Berlin kam. Die größte Sehnsucht hatte der alte Herr nochmals selbst nach München zu reisen, um den bewunderten Freund zu umarmen. „Wenn mir mein hohes Alter, der Tod oder die Gesundheit keinen Strich durch die Rechnung machen, so werde ich Sie im Frühjahr besuchen. Wie würde mich das glücklich machen,“ so schreibt er fast in jedem Winter. Und auch jetzt noch gedenkt er der guten Küche von Frau Josephine. Wie früher die Hühner, so spielen jetzt eine Kalbskeule und „als schönste Erinnerung dieser Art“ die Dampfnudeln des gastlichen Künftlertisches eine Rolle in seinen Briefen.

Noch vor dem treuen Gönner sollte der Künstler das Zeitliche segnen.

Er starb den 7. April 1874 an der Cholera. Der Tod Kaulbachs wurde dem alten Grafen telegraphisch mitgeteilt, der sofort ein herzliches Schreiben an die Wittve sandte und durch den Verlust seines so hochverehrte!- Freundes auf das Tiefste erschüttert war. Man hoffte auf feine Mitwirkung bei den Ehren, die man dem Tobten erwies. Zum Gedächtniß Kaulbachs wurde nämlich gleich im April 1874 eine Ausstellung seiner Schöpfungen in großen Rathhaussaale zu Nürnberg veranstaltet, wozu auch der Graf um Beschickung angegangen wurde. Raczyński weigerte sich indessen, seinen Besitz nach Nürnberg zu senden, zeigte sich dagegen bereit, eine bestimmte Summe Geldes beizutragen, auf Ungewißeiten ließe er sich nicht ein. Der Besuch dieser kurzen Ausstellung war sehr stark, es erschienen weit über 5000 Personen. Der Reinertrag von nahezu 1000 fl. wurde als Grundstock eines Stipendienfonds für talentvolle deutsche Künstler unter dem Namen Kaulbach-Stiftung bestimmt. Nicht lange überlebte Raczyński den Freund. Vier Monate nachher 21. August 1874 starb der hochbetagte Greis an einer Lungenlähmung in Berlin und wurde in der Erbgruft des gräflichen Hauses auf dem St. Hedwigskirchhofe beigesetzt.

Nord und End I.VII., 170.

Literarisches Märchen.

von

Adawert Meinhardt.

— Hamburg. —

lekanntlich kommen in einer jeden Neujahrsnacht, mit dem ersten Glockenschlage der zwölften Stunde, auf der breiten gläsernen Treppe, die vom Himniel herunterführt, in hellen Echaaren die weißen Englein herabgestiegen, große, gefüllte Säcke tragend, aus welchen sie für das kommende Jahr allen Leuten ihre Gedanken zuertheilen. Die einen bringen strengeren Glauben, die nächsten veränderte freiere Sitten; wieder andere Weltverbesserungsträume, neue Ansichten, neuen Geschmack; kurz Alles was mir armen Menschen so im Laufe der nächsten zwölf Monde denken, fühlen, erstreben werden. Wo die Treppe beginnt, da stehen drei Erzengel, untersuchen den Inhalt der Säcke, mischen, sichten und weisen einem Jeden sein Theil zu. Es geht dabei so ellig her, wie — nun ungefähr wie in einer großstädtischen Postanstalt um die gleiche Neujahrs-Mitteruachtsstundc. Da freilich kann es wohl geschehen, daß einmal so ein kleines Versehen mit unterläuft. Zum Beispiel, daß ein Vrief, der nach St. Paul im Staate Minnesota bestimmt war, in der guten Vorstadt von Hamburg Et. Pauli abgeliefert wird und umgekehrt. Oder, daß die Glückwünsche für den jetzige,» Herrn Minister durch einen unberechenbaren Zufall dem vorigen — für welchen das Schreiben böse Hiebe enthält — am Morgen ausgehändigt werden. Nun ja, das passirt wohl bei uns Menschen, wenn auch nicht oft. In der Posterpedition der Engel geht es unendlich viel sicherer her und zugleich stiller. Es wird nicht gesprochen, nicht ausgerufen, man hört kein Geschrei.

Literarisches Märchen. 225

Von droben begleitet eine sanfte, unsagbar liebliche Musik das fleißige Geschäft. Und unter den feierlichen Klängen mallen die seligen Flügelknaben in ihren langen weißen Gewändern paarweise vorüber, liefern ihre Säcke ab, empfangen andere und ziehen die Treppe Herabwärts und weiter, wohin ein Wink mit den Augenlidern, ein Fingerzeig des Erzengels sie weist: die einen gen Norden, die anderen gen Süden, dahin und dorthin. Sie bringen Jedem etwas Neues, denen in den Städten ein wenig mehr, denen auf dem platten Lande etwas minder, oder auch das, was vielleicht vom Vorjahre übrig geblieben. Und Einzelnen, Auserwählten, ein Quantum, so groß, daß eine ganze Provinz behaglich damit auskommen könnte. Und wieder Anderen ein armes Restchen. Und Jedein das Seine.

Die drei Erzengel haben denn auch alle Hände voll zu schaffen.

St. Raphael, der Tobiasbegleiter, fährt sich in der Erregung manchmal in sein lockig Haar. St. Gabriel, dem Verkündiger mit dem Lilienstengel, dem hilft seine Länge an zwei Enden zugleich nach dem Rechten sehen zu können. St. Michael, der streitbare Kämpfer, der Lindwurmbezwinger, kennt Dank der Verehrung, die ihm an so verschiedenen Punkten des Erdenrundes seit Jahrhunderten geworden, alle Länder und deren Sitten; er ist's, der bestimmt, was einem jeden Volk gebührt, der dafür sorgen muß, daß nur bei Leibe nicht uns Deutschen etwas von der leichter fassenden, beweglicheren geistigen Grazie der Franzosen, daß ihnen wenig von der soliden Moral zuertheilt wird, um derentwillen wir selbstzufrieden uns so sehr viel besser dünken; — als ob nicht die Menschen hier wie dort eben Menschen blieben trotz aller der schönen, zur Schau getragenen Moralität! — Doch wie gesagt, der Erzengel kennt all' solche nationale Schwächen. Er weiß, daß jenseits der Grenze Kamine, hier Kachelöfen im Gebrauch sind und daß danach schon die Temperatur verschieden, bei welcher ein jedes Geistesproduct an's Tageslicht tritt. Deshalb überlassen die Genossen ihm hierin auch allein die Führung.

Sind nun alle Boten endlich abgefertigt und fortgezogen, so athmen die drei auf und reiben sich vor Vergnügen die Hände. Und das himmlische Orchester spielt noch einmal so schön und noch zweimal so heiter. Aber, ach, — meist ist's eine Täuschung, zu denken daß die Arbeit gethan sei. Kommt da, just wenn die Erdenuhren zum letzten Schlage sich rüsten wollen, einer noch, ein schöner Knabe mit lockigem Haar, tiefdunklen Augen, die irgendwo in den Sternen schweifen und einem edelstolzen Gesichte. Die schlohweißen, goldgesäumten Flügel scheinen ihn allein zu tragen. Seine feinen, nackten Füße berühren die Wolken kaum, da er langsam im Takte heranschwebt.

Das ist der Poetenengel, der allen dichtenden Menschenkindern ihr schmerzlich Sehnen, Talent, Genie, ihren Geistesfunken bringt. Mancher zwar dichtet ohne den allermindesten Funken. Aber, — Du lieber Himmel! — kann denn ein Engel, und noch dazu ein so sehr zerstreuter, kann denn so einer an Alle denken? Es kommt wohl vor, daß ein Dichter, dem er früher

236 Adalbeit Meinhaidt iu Hllmbuig.

Schätze brachte, dies Jahr leer ausgeht. Nun, dann heißt's eben gut haus- halten mit dem Vorrath an gesundem Menschenverstande, den ein Jeder hie- nieden erhält. So ein kleines Restchen von Geist findet sich auch wohl noch im Winkel. Und der Ruhm, den ältere Gaben reichlich erzeugten, bleibt bestehen; und der Name, den sie vielgenannt machten, wird gefeiert, ob mich seit den: einen Phönir recht wässerige, gewöhnliche Entlein den» verehrten Hirne entschlüpft sind. — Manchmal geht's auch umgekehrt. Der Engel gewährt zuerst nur ein kleines, schwaches Fünkchen im hastigen Vorüberreifen. Aber in einem der folgenden Jahre fällt es ihm ein, gerade demselben armen, einsamen, jungen Dichter seinen reichsten Schatz zu spenden. Dieser schreibt nun, was einem Ändern Ruhm und Lorbeer erworben hätte. Doch es ist zu spät. Er ist ja längst clafirt, beurtheilt und — verurtheilt worden. — Nun geschah es einmal, — es ist so lange noch nicht her, — daß der schöne Poetenengel in der Neujahrsmitternachtsstunde sich wieder versvätete, mehr als je früher.

„Immer bist Du der Allerletzte!“ zürnte Raphael, da er ihn kommen sah.

„Gieb her, was Du hast,“ rief Gabriel und streckte den langen Arm nach dem Sack aus, der recht wohl gefüllt war.

Sanct Michael überflog mit dem Blick, so schnell er's nur konnte, die einzelnen Päckchen und schüttelte den Kopf dazu: „Wieder Alles verkehrt! Kannst Du denn niemals Methode lernen? Das da gehört ja nach England, dies nach Italien, und jenes andere . . . Das willst Du doch nickit den Franzosen bringen? — So, nun ist's besser geordnet, nun geh nur, 's in höchste Zeit. Aber nächstes Jahr, das; Du's Dir nur merkst, erwarten wir Dich zur rechten Stunde und mit richtig sortirten Sachen.“

„Ich will's versuchen,“ murmelte der schöne Engel und neigte das Haupt vor den strengen Worten, daß ihm seine langen, schwarzbraunen Locken bis auf die Augen niederfielen, ja bis auf die heiß errötheten Wangen. Mit dem letzten Mitternachtsschlage stieg er die gläserne Treppe hinabwärts. Und Michael, der noch eben so herb und so tadelnd gescholten, lächelte wie eine zärtliche Mutter, wenn ihr Lieblingskind von ihr geht. „Er ist doch der Neste von Allen. Was werden nur die Menschen sagen, wenn sie erst sehen, was für Gaben er ihnen bringt!“

Jener aber, so empfindsam und so leicht verletzlich, wie es ja auch die ihm Schutzbefohlenen sind, das ßynu8 irritadils postai-uiu, flüchtete auf seinen lautlosen Sohlen aus dem Angesichte der Himnielswachter, und da er drunten angelangt, breitete er seine Schwingen aus zum elligen Flug über Länder und Meere. Weil ihm aber bei St. Michaels scharfen Worten eine Thräne ins Auge gekommen, sah er nicht recht, wohin er sich wandte, flog niel zu tief, der Ende zu nahe, stieß mit dem gabengefüllten Sack an eine hochragende Kirchthurmspihe, der Sack zerriß, und mit blitzendem Gefunkcl, wie ein Sternschnuppenfall stürzten alle seine Geschenke zu Boden nieder. Hier unten, auf unserer lieben Erde, mar gerade Thauwetter eingetreten.

literarisches Märchen. — -2?

Da lagen verstreut in dem häßlichen Gerinne der Geist der Dichter und der Denker, ihr Glanz getrübt von geschmolzenem Schilee, von irdischem Schmutz. Mit gerungenen Händen stand der Engel, bleich, verzweifelnd. Eben klang an demselben Kirchthurm, der das Unheil angerichtet, die Glocke aus. Ein Summen, Singen, schwebte nachhallend hin ob den Häusern. Mit seinen Engelsaugen sah er, was kein Mensch erkannt haben würde, wie die crystallene lichte Treppe zum Himmel hinaufschwand, Stufe um Stufe sich zurückzog, während die drei Erzengel Hand in Hand zur Höhe kehrten. — Was nun? ihnen folgen? eingestehen was ihm geschehen? wieder ihren Tadel hören, sich sagen lassen, — und das mit Recht! — daß er seine Schützlinge, des himmlischen Herrschers liebste Kinder geschädigt habe, sie auf ein Jahr, ein ganzes Jahr ohne Lichtfunken gelassen, ohne Geist, gemeinen Trieben, gemeinen Träumen hingegeben? Nein, nein, unmöglich! Er durfte es nicht. Er war dazu eingesetzt und bestallt den Menschen die Poesie zu bringen. Waltete er so schlecht seines Amtes, so würden die himmlischen Gerichte, — wer weiß, — einen Anderen für ihn ernennen, ihn seiner Würde und Ehre entkleiden, als unfähigt, so hohe Aufgaben zu erfüllen. Und dann, und dann . . . Seiner goldenen Schwingen beraubt, im Troß unter Anderen, einer von Vielen, sollte er alltägliche Güter gleichmäßig, regelrecht vertheilen, nach Rang und nach Würden, wie's seine Vorgesetzten ihn hießen? Er konnte es nicht, er wollte es nicht! Und zusehen, wie vielleicht ein Anderer an seiner Statt die höchsten Geschenke Anderen darbot, seine Lieblinge leer ausgehen ließ? ... Der schöne Engel scheuchte rasch die quellenden Tropfen von seinen Wimpern. Er hob den Kopf hoch und warf einen Blick hinauf zum Himmel, halb Trotz, halb Bitte. Dann breitete er seine Flügel weit, daß die droben nicht sehen sollten, wie er schauernd, mit vor Ekel zitternden Fingern seine ausgeschütteten Gaben aus dem Schlamm und Schmutze aufas. Doch sie alle zu vertheilen, verfügte der Muth ihm. Kaum die Hälfte, — so schämte er sich seines Thuns, — ließ er hinieden und trug den Rest zurück zum Himmel, zu versuchen, ob es ihm nicht gelingen könne durch fleißige Arbeit, durch eifriges Putzen seinen Schätzen die ursprüngliche, glänzende Reinheit wiederzugeben. „Du kehrst spät und gingst weit,“ so sagten die Erzengel, da er heimkam, „an Deinen Kleidern klebt schwärzliche Erde. Armer Freund, ruhe, ruhe Dich aus, daß Du den Menschen zum nächsten Jahre wieder so holde Gaben spendest, sie zu trösten, zu erheben, über ihr Menschenleid und Loos.“ Er aber schlüpfte ohne Antwort, ohne die Augen aufzuschlagen, vorüber am dem goldenen Throne, um dessen Stufen die Drei standen. Und das Jahr rollte seinen runden Kreislauf, Mond um Mond. — In der folgenden Neujahrsnacht kam der schöne Poetenengel pünktlich wie nie und zugleich mit allen Anderen. Gabriel that seinen Sack auf. Es strömte ihm eine Luft entgegen, daß er zurückwich. — „Was ist denn das?“ „Das ist der Erdgeruch,“ sprach der Engel, „das Neuste, was ich den

228 Adalbeit Meinhlltdt in Hamburg.

Menschen bringe. Hat doch Michael immer schon mich gedankenlos gescholten, weil ich wenig wählte und suchte, wohin ich meine Gaben trug. Diesmal dachte ich's besser zu ordnen. Zu jedem Himmelsfunken band ich ein Erdenstaubchen, echt, natürlich, da gehoben, da entstammt, wo der Dichter wohnt."

Raphael wollte das neue Product prüfend noch genauer betrachten.

Aber Michael, immer ernst und immer beschäftigt, winkte seinem Liebling Gewährung. — «Laßt ihn nur," sprach er zu den Genossen, „er weiß, was er thut, er bringt jedem Gutes. Wir wollen das eine Mal ihn nicht tadeln, wo er rechtzeitig kam, wie wir's wünschen."

So stieg er denn in der Schaar der Gabenträger zu unserem Erdenball hernieder. Aber ihm war nicht leicht wie jenen und fröhlich zu Muthe.

Denn er hatte den hehren Hütern die Wahrheit verborgen. Nicht freie Wahl war's was ihn seine Geisteslichter mit irdischem Schlamm beschweren ließ.

Er hatte sich genug gemüht sie reinzuwaschen. Doch wenn er schon meinte sie wieder ganz blank gescheuert zu haben und sie froh in seinen Sack that, so trübten die Cchmutzspuren, welche noch in demselben haften geblieben, sie wieder neu. Also konnte er nicht anders, die verdorbenen Himmels Gaben mußte er, wie sie einmal waren, den Menschen austheilen.

Und wieder rollte geruhig ein Jahr seinen Kreislauf ab.

„Wie ist mir denn," sprach Gabriel, der Begrüßende lächelnd, da er in der Neujahrsnacht abermals mitten unter der Schaar der Engel dm goldbeschwingten Poetenbeschützer herankommen sah, „täusche ich mich nicht, bist Du's denn wirklich? Sag', wie ist Dir die Natur verändert worden, daß Du Pünktlichkeit gelernt hast, Methode, "Ordnung, Alles was wir an Dir vermißten?"

„Versprach ich denn nicht, mich zu bessern?" versetzte leise der Gefragte.

Er sah nicht auf dazu. Seine Augen standen voll Thränen. Seine Wangen brannten vor Scham.

Raphael hatte den Sack schon geöffnet. „Wieder der Erdgeruch," fügte er hustend und bog den Kopf zurück und hielt sich das feine Engelsnäslem zu. So sah er denn nicht, was für wunderliche Sachen da zusammengepackt lagen: Geist für Aerzte und Chirurgen, tastende Untersuchungsfreude, Verstand für Kaufleute, für Polizisten, für Krämer, Handwerker.

Weil der Kummer und Gram um feine geschändeten Geistesfunken dem Poetenengel die Schwingen gelähmt, also daß er nichts zu schaffen vermochte, hatte er, um das Fehlende zu ergänzen, von den anderen himmlischen Noten sich ausgeborgt, was jeder gerade entbehren konnte.

Und da er die gläserne Treppe hinabstieg, den Sack auf dem Rücken, der viel zu fchwer war für seine zarten Schultern, da blickten ihm die drei Erzengel nach.

„Ich weiß 'nicht," sagte Raphael, „seit er vernünftig geworden ist, pünktlich, regelrecht, wie wir es wünschten, gefällt er mir nimmer. Fast will

literarisches Märchen.

22g

nicht's bedünken, als sei er nun derselbe wie Alle und habe nichts mehr voraus vor den Anderen."

„Wie schwer er dahinkeucht," sprach Gabriel mit Seuszen; „seht nur, von seinen schönen Schwingen scheint das Gold halb abgefallen, seine Füße haften am Boden und der Saum seines weißen Gewandes ist kothbespritzt."

Michael aber gab keine Antwort.

Die Erzengel halten scharfe Aufsicht, ob ihre Untergebenen genau das ausführen, was sie befohlen. Und wenn sie auf den Poetenengel etwas weniger Obacht geben, so ist's, weil sie seine himmlische Art der ihren so nah, so anverwandt glauben, daß sie vermeinen durch seine Vermittelung könne hinieden nichts angeregt werden, als was auch ihnen genehm und recht sei.

Nun geschah es aber damals, daß Michael, der Menschenkenner einen häßlichen neuen Zug an manchem Erdenkinde bemerkte. Die Drei besprachen sich traurig darüber, wie es möglich, daß so gährende Gifftropfen heimlich den Erdenbewohner in's Blut gedrungen, ohne daß ihrer einer drum wußte.

Raphael, der Sanfte klagte und vergoß Thränen. Gabriel, der Fromme, wandte verachtend sich ab von der Erde, wie sie abfiel von Treu und von Glauben. Aber Michael, der Held, der hier unten Meistgeehrte, stand gestützt auf seinen Speer und schaute und schaute und dachte und dachte. Die armen Menschenkinder gingen gebückten Hauptes dahin und unfroh.

Die Jungen lachten über die Alten, die noch Ideale besaßen, für Ideen kämpfen wollten. Die Bolksbeglückter hielten Reden, auf daß man von ihnen viel reden sollte. Die Maler vergaßen der Farbenfreude, sie malten graue, nebelblasse, häßlich krankhafte Gestalten, eine lichtlos kalte Welt. Die Bildner entweihten den edlen Marmor, der ihnen geliehen war, Götter zu schaffen, indem sie bunt geflickte Lumpen, gestricktes Armengewand daraus machten. So Einer ein Verbrechen begangen, meinten die schwächlich weicherzigen Richter achselzuckend, er handle eben nach seiner Art, sein Vater sei wohl ein Spieler gewesen, der Großvater ein Trinker; da liege es ihm so im Blut, er müsse inorden. — Aber nicht nur, um streng zu strafen hatten sie den Muth verloren — noch niehr um zu lieben. Der Jüngling fand, seine Leidenschaft sei nur eine Wallung des Blutes, die durch ein niederschlagendes Pulver vergehen werde, wie Alles im Leben. Um gerade dieses, dieses Mädchen zu erringen, sollte er Kämpfe und Entbehrungen auf sich nehmen? Dazu spürte er wenig Lust. Eine andere würde es wohl auch thun, die ihm mehr Geld, bessere Connerionen zubrachte. Und überhaupt, — sei's denn wünschenswert!), daß noch mehr, immer mehr dieser armen, kranken, nur zun? Sterben geborenen Menschlein ungefragt in die Welt gesetzt würden? Er zum Mindesten wolle nicht die Verantwortung, brauche die Sorge nicht auf sich zu nehmen. Er habe schon mit sich allein genug zu thun. Praktischer blieb es und bequemer nur an sein eigenes Behagen zu denken. —

Und Michaels Stirn umwölkte sich strenger, und seine Augen sandten

2H0 Adalbeit Meinhardt in Kamburg.

Blitze feurig, sengend. Alles durchbohrend, lind er sah nicht nur, was die Menschen thaten, er sah was sie planten, was sie dachten, und — was sie lasen.

Da wußte er's mit einem Male, wie nun schon seit Jahren die Dichter geschrieben.

Die Erzengel nämlich im Himmel droben gehen, noch weit schneller und summarischer zu Werke, als se ein Kritiker hier auf Erden. Ein Blick — und sie kennen Inhalt und Tendenz von Allem, was nur auf der Leipziger Messe vertrieben wird. Ein Neigen des Ohres, — und sie wissen, welchen Einfluß die Bücher haben, vernehmen es, was gesprochen wird aller Orte».

Zwei Männer trafen sich auf der Straße einer großen Stadt, eben in dem Augenblicke, da Michael mit feinen Genossen hinunterfchaute. Der eine blutjung, der andere älter, aufrecht, ernst, mit tiefliegenden Augen, grau-gesprenteltem langen Barte, ein Dichter- und Denkerantlitz. Und der junge, ein rechtes geschniegeltes Modepüppchen, lächelte begrüßend, streckte zwei kühle Finger herablassend aus.

„Nun, mein Lieber, wie ich höre, haben Sie wieder ein Buch verfaßt?

Ich las es zwar noch nicht, — lese niemals, was Andere schreiben, höchst überflüssig. — Aber ich fürchte, es werden's auch sonst nicht viele lesen, wenn es wieder so visux Mi ist, wie Ihr letztes."

„Leider," murmelt jener. „Wüßte ich nur, wie ich anders schaffen könnte! Ich gab mein Bestes, die Menschen zu erfreuen und heben."

„Das ist es eben," lacht der bartlose Gesell, „man merkt's Ihnen an, Sie schreiben zu Ihrem eigenen Vergnügen, wie zu dem der Anderen."

Der ernste Mann schaut staunend auf: „Und — was follte ich sonst thnn? was thun denn Sie?"

„Ich! Nun, das ist denn doch etwas anderes. Daß ich zum Vergnügen der Menschen schreibe, das hat wohl Niemand noch von mir gedacht. Den Meisten schaudert es, wenn sie mich lesen. Und es ist auch eine schauderhafte Arbeit, sage ich Ihnen, so viel Details, soviel widerwärtige Thatsächlichkeiten zusammen zu klauben."

„Aber — was ist Ihr Zweck bei der Arbeit? Ihre Absicht?"

„Mein Zweck?" er zuckt die Achseln, „Lieber, ich will das Leben darstellen wie's ist."

„Wozu, wozu! Das Leben, wie's ist, mit seinen Kleinlichkeiten, seinem einförmig gleichen Tagwerk, der gemeinen Nothdurft des menschlichen Leibes an Speis und an Trank, kennt jeder selbst, lebt jeder täglich. Das schwarz auf weiß gedruckt zu lesen, kann einen Menschen nicht bessern noch ändern. Jene, die Büchernahrung begehren, thun es, wie mich dünken sollte, sich zu zerstreuen: durch Thrcinen, durch Grauen vielleicht, am liebsten durch echtes, herzbefreiendes Lachen über ihre Alltagsmifere sich fortheben zu lassen."

„Schon möglich. Aber was kümmert das mich? Sie fehen es ja, ich habe Erfolg. Meine Bücher werden gelesen. Und was noch weit mehr ist —

literarisches Märchen.

sie werden gekauft. Darum schreibe ich so, photographisch, wie es Mode ist heutzutage." —

Dieses Gespräch vernahmen die Erzengel droben, die hehren Drei, wo sie standen zu Füßen des Thrones. Und sie tauschten einen Blick nur.

„Wie es Mode, heutzutage!" sagte Raphael.

„Woher kommt denn solche Mode, wie können Gedanken drunten entstehen, die wir nicht durchließen, nicht prüften!" rief Gabriel zornig.

Und Michael senkte schmerzlich seufzend sein stolzes Haupt. „Er hat uns betrogen," sagte er leise, „er unser Aller Stolz und Liebling. Er hat seine reinen Himmelsfunken in den Schmutz der Erde fallen lassen." —

Es ward ein großes Gericht berufen unter den Engeln. Alle jene, die der Menschen Denken und Hoffen zu lenken haben, kamen zusammen. Die geflügelt leichten Knaben, welche Liebessehnen wecken; die stolzen Gesellen, die Ehrfurcht und Herrschbegier erregen; die stillen Gestalten, die des Wissens kostbare Schätze geheimnißvoll hüten; die Schützer des Glaubens, die Bringer der Freude, die Boten menschenbefreienden Fortschritts, sie Alle, Alle nahten in Scharen, ordneten sich nach ihrem Wesen, gleich zu gleich, und standen in weiten, weiten Kreisen, feierlich still. Auf allen Gesichtern lag es wie Trauer und über die weißen Himmelsgewänder war ein grauer Schleier gebreitet, schwer und trüb. Da nahte der Poetenengel, der schönste von allen, der Vielgeliebte. Sie gaben ihm Platz, sie ließen ihn durch. Als er zu Füßen des Thrones gelangt war, auf dessen unterster goldener Stufe die drei Erzengel Wache hielten, da mußte er die geblendeten Augen niedersenken. Er fiel auf die Knie und hob seine gefalteten Hände flehend, wortlos.

Es herrschte Schweigen in weiten Kreise.

Und Michael schwang sein Schwert, daß es blitzte, in feurigem Strahlenrund rings um sein Haupt. Er war der Ankläger. Zornig zählte er die Sünden des Frevlers her: „Wir trauten ihm, er hat uns betrogen, hat sein hohes Amt gemißbraucht. Gesandt eine Ahnung von unserem Himmel den Erdbewohnern hinabzutragen, bestallt die Beschwerten aufzurichten, die im Finsternen Wandelnden auf leichten Schwingen göttlicher Phantasie zu heben in das Reich des Lichts, hat er die goldenen Himmelsfunken gegen gemeinen Staub vertauscht, verderbt, entweiht. Und das Saatkorn, das seiner Dichtkunst Samen in die Menschengefühle gepflanzt, das schoß auf in wilden Halmen. Er hat der Jugend die Träume genommen, dem Alter den Frieden, der Liebe das Glück. Herr, so Du gerecht bist, wirst Du ihn strafen, seines Amtes ihn entkleiden, daß er verbannt den Himmel meide."

„Hinab, hinab, er sei verstoßen!" tönte es im dumpfen Chor.

Der Engel beugte sein Haupt immer tiefer. Glühende Tropfen brennender Thränen quollen ihm aus seinen schönen Augen. Und keiner trat, von Allen die zugegen waren, an seine Seite, seine Vertheidigung zu führen.

„Verzeihung," stöhnte er; „ich habe gesündigt, ich weiß es wohl. Da ich «erwirrt von Eurem Tadel, beschämt, gekränkt hinabwärts schwebte, ist

2H2 Adalbert Mein[^]ardt in Hamburg.

mir mein guter Sack zerrißen, die Poesie in den Staub gefallen. Kann ich dafür, daß ich so betrübt war? Daß mir das Herz zu Freud und Schmerzen leicht bewegt wird? daß ich über dem heißen Empfinden alles Andere vergesse? Ihr machtet mich so, Ihr Himmelsmächte; Ihr gabt mir mein Amt, um dieses meines Wesens willen; verstoßt mich nun nicht, weil ich bin, den Ihr erschaffen, aller Erdpoeten Urbild."

„Und gehört es zu der Dichter Sein und Wesen, daß sie lügen?" entgegnet Raphael ihm mit Zürnen. „Trogst Du uns nicht, als Du hinabstiegest und häßliche, irdische Triebe vertheiltest, anstatt der idealen, reinen?"

„Ja," spricht der Engel; „wir trügen uns selbst, wie wir Andere täuschen. Jene Schreibenden dort unten glauben die lautere Wahrheit zu zeigen, indem sie einzig das Unschöne schildern. Und sie wissen es doch und sie sehen es täglich, daß Welt und Leben vielfältig sind, nicht immer im Schmutze untergehen. Wir wollen das Gute, wir Alle, Alle, wollen es so heiß, so innig, glauben daran mit festem Vertrauen, auch in Schlamm, auch durch alles Schlechte, am meisten, wo wir am verderblichsten wirken. Wißt Ihr's denn nicht, Ihr Allesschauenden, wie ich mich mühte, wie ich strebte, die Himmelslichtfunken von dem irdischen Rost zu säubern? Der Rost kam wieder, immer wieder. Und da ich zagend die also mißgefärbte Waare den Menschen hinabtrug, befürchtend sie würden mich schmähen wie Ihr's thm, da — da gefiel sie ihnen gut. Sie erkannten sich selber in Spiegel der Dichtung. Und sie verstanden diese neue, menschliche, gemeine Sprache besser, weit besser denn jene feierlich clafische, die man hier oben loben würde. Ich soll die Staubgeborenen, so sprecht Ihr, beglücken, hinwegtäuschen über ihr tägliches Leid? Gelingt mir das eher mit Erdenklängen, als mit den reinsten Sphärentönen, wie dürft Ihr mich strafen, so mir's nur gelingt!"

So vertheidigte sich der Verklagte. Und alle Engel und die Erzengel schauten erwartend hinauf zu der Wolke ob dem Throne, zu der unsichtbaren, höchsten, allenkenden Macht, der sie sämmtlich unterthan waren. Da wuchs dein holden Poetenengel aus dem Schweigen rasch wieder der Muth. Von seinen Augen, die eben noch voll Thränen standen, ging ein schelmisch Leuchten aus. Um seine Lippen zuckte es wie Lächeln. „Du, Michael," rief er, „Gestrengster der Strengen, bitt' Du für mich! In all' meinem Gram blieb Dich nicht zu kränken immer mein Streben. Ich trug von meiner befleckten Waare das Beste, das Glänzendste, gegen Westen, trug davon gen Osten und mehr noch zum eisigen Norden hinauf. Aber in das Reich der Mitte, in dem sie sich nach Deinen! Namen benennen, brachte ich nichts. In all' dieser Zeit muhten sie sich mit dem Abfall behelfen, von der Nachahmung dessen zehren, was ich Anderen, den Nachbarn gönnt. Sie, die das Volk der Dichter einst hießen, haben nun in so manchem Jahre nicht einen, einen Himmelsfunken von mir erhalten. Michael, so dachte ich Dein!"

„Er dachte Deiner!" ruft die Menge, die leicht bewegliche, die immer dem zuletzt laut Redenden Recht giebt, ob er Ankläger sei oder Sünder, —

Literarisches Märchen.

„er hat dem braven Volk der Mitte auch nicht den kleinsten, eigenen, neuen Geistesfunken spenden wollen. Michael, bitt' Du für ihn!"

Und der Erzengel steht im Zweifel: „Herr, entscheide! Ist sein Frevel darum minder, weil er meinem Herzensvolke nur mittelbar schadet? Soll die Poesie auf Erden so irdisch bleiben? Darf ferner seines Amtes walten, wer das Himmelslicht in den Staub warf?"

„Gieb Antwort, Herr!" — und: — „Gnade, o Gnade!" so tönt es im Kreis.

Die goldene Wolke ob dem Throne leuchtet still. Ein Schweigen lagert über Allen, Cherubim und Seraphim. Der Poetenengel preßt seine Stirn an die kalte Stufe zu Michaels Füßen. Und alle Liebe und alles Leid, die je Menschen fühlten, die Dichter je sangen, schwellt ihm das Herz.

Da tönt es von droben in hehren Klängen, in wundersamen Harmonien.

Und der Urteilsspruch wird verkündet von einer unsichtbaren Stimme:

„Die Poesie, die gottgeborne, kann keine irdische Beimischung schänden. Wenn sie eine Zeit verderbt schien, immer wieder und immer wieder leuchtet ihr Licht durch Staub und Schlacken, unverlöschbar. Darum geduldet Euch. Um eine kleine, kleine Welle wird er neue Lichtstrahlen hinuntertragen, helle, welterfreuende, reine. Der eingesetzt ward sein Amt zu versehen, soll es nimmer und nimmer verlieren."

„Hallelujah, der Herr hat entschieden!" sangen die Chöre; „der eingesetzt ward zu hohem Ainte, soll es verwalten für und für."

So war der Gerichtstag im Himmel beendet.

5

Da sich also die lieben Engelein droben gedulden muffen, bis der Rost, von den Himmelsfunken abgescheuert, die Poesie wieder rein leuchten läßt, was sollten wir armen Menschenkinder wohl Anderes thun? — Wir folgen ihnen und warten es ab. —'

Im Volksgarten.

von

Kcrrm.inu Sudcrrmmm.

— Verlin. —

Tagllbcr sank ein Regen fein und prickeln»

Zur «krde nieder. Nun am Abend klärte

Der Himmel sich und wieder schien die Tonne,

Sich langsam aus den wolgentüchern wickelnd.

<Ls war der Tabbathgruß, den sie gewährte-

Und siehe! lenzeslust und Maienwonne,

Die sich verkrochen in des Tages Trauer,

Erfüllten neu die Welt mit süßem Lchauer,

Da ward auch ich des Grillenfanges satt

lind einsam, wie gewöhnlich, Zog ich aus,

Um Frieden und Erquickung mir zu suchen.

In unsrer alten f>hilosophenstadt,

Dicht an dem düstern Festungswalle drauß,

Renn ich den allerschönsten Vrt: Weißbuchen

Und junge Virken, schlank »nd zart, Zpiräen

Und Flieder hold darein gemischt, ergrünen

Im Chale dort zu lieblichster Gemeine,

Dicweil vom Vera,, umschwärmt von grauen Krähen,

wachsam ein Aar, gehaun aus düsterm Steine,

Hinausschaut zu des Meere; fernen Dünen.

Im Volksgarten.

Dort rast ich gern, wiewohl in unsrer Fama
Sich Gunst mit Abscheu ob des Grtcs streitet;
Das stille Thal, des Berges grüne Stufen,
Sie schauten, sagt man, schon manch rohes Drama,
Und junge Damen, sind sie unbegleitet,
Geh'n rasch vorbei. Es ist der Brt verrufen.
was scheert es mich? Blick um Dich trunk'nes Auge
Und schau, wie leis mit seinen goldnen Flügeln
Der Sonnenstrahl sich senkt ob Thal und Hügeln.
Damit die Seele feinen Abglanz sauge,
Schau, wie er jedes Vlättlein taubefeuchtet,
Mit seinem Schimmer zauberisch durchleuchtet,
Und wie die Knospen, die noch harren müssen,
Sich schaudernd dehnen unter seinen Aussen,
Aomm Sabbathruhe, daß ich dich gewinne,
Laß' dich mit kenzesandacht eng verschrivstert
In meine raihselvolle Seele nieder;
Du, Nachtigall, sing' leiser deine Lieder,
keis' wie der Wind, der rings im kaube flüstert,
viewcil ich meine stillen Träume spinne.
Da plötzlich — was ist das? welch wüstes Brülle»
Von rauhen, heisern Stimmen füllt die kuft,
Als hätt' der kenz das wilde Heer entziigct!
Und näher kommt's und näher! Noch verhüllen
Es mir die Zweige, doch wie Branntweinduft
Dringt's schon heran. Da horch! Nun wird geprügelt.
Man jauchzt und kreischt, miaut und bellt und wimmert
Und wiederum Gesang: Ein Sotenlied,
So schmutzig, wie's die Gasse je vernommen!
Nun kommen sie! Her durch die Zweige schimmert
Ein pöbelhauf, wie man ihn allzeit flieht,
Unreife Bursche noch, doch ganz verkommen,
verlottert schon an keib und Seele, Grauen
Erfasste mich, Ich sprang empor und wollte
valct nun sagen dem geliebten Brie,
Doch »ahn sie jetzt, und wie sie mich erschauen,
Da stehn sie still vor mir, und sieh! cs rollte
wie Rinnsteiifluth ein Schwall unflZth'ger Worte,
Halb Scherz, halb Hohn, doch ekelhaft zumal,
Vb meinem Haupte hin. Da fiel mir ein:
„Sind das Geschöpfe, die ich Brüder nannte?
„wohnt auch in ihnen gleiche Lust und (yual
„wie sie Natur in meinen Busen bannte?
„was ist's, das mir mit jenen noch gemein?"

Hermann Sudermann in Berlin.
Ich fragte mich und wüßt' es nicht zu sagen.
Und einer nahte mir, als wollt' er schlagen;
Ich salz ihm ernst ins Auge und — erschrak,
Venn in dem Blick, der lodernd auf mir lag,
Da glomm ein Glanz gottsel'ger Trunkenheit
Von jener Flamme, die in ken zestagen
So heiß, so sehnsuchtsreich in uns erglüh't.
Und in dem Drang nach Glück, nach kühnem wagen
wie Gpferfeuer ans dem Aug' uns sprüh't.
Ich schämte mich, denn pharisäerhaft
Erschien ich mir, und still ging ich von hinnc,,,
Das öaupt gesenkt. Mein Venken war erschlafft
Und neuen Muth sucht' ich zu neuem Linnen.
Va ward mein Auge anfgethan: Ich schaute
Wie jungen Bursche, denen ich begegnet,
vereinst auf ihrem Todtenbette liegen,
Den Linnen, dem vor Arbeit nimmer graute,
Und der verstanden, selbst sich obzusiegen,
wenn arm zwar, doch von Weib und Kind gesegnet,
Die weinend um sein Schmerzenslager stehn
Und nun noch seinen Segen sich erflehn;
Den Andern, der im Ringen unterlegen
Und nichts wie kaster auf des kebens wegen
?ich eingeheimst, und der — mich packt ein Gran'n,
Den alten Fluch getreulich zu vererben
vereinst in Schmach geboren hinter'm Zaun,
Auch hinter'm Zaune jetzt in Schmach muß sterben.
In Beider Aug' welch' überirdisch Glänzen!
wie Widerschein von lang vcrschollnen kenzen?
vielleicht, daß mit dem Nachtigallenlird,
Mit Blumenduft und Sonnenschein im Bunde
Lrinnrcung an diese Sabbathstunde
vurch ihre sterbensmiide Seele zieht!
Sie ahnen nichts mehr von dem Schmutz, der Rohhrit,
Vcm wilden Drang, der sich in Unflath kühlte,
Der jenen wand'rer frech mit Hohn begossen;
was sie erlebt, das glänzt in lichter Hoheit
Als Traum des Glücks, von Sternenglanz umflossen,
Vis Alles dann die Noth von hinnen spülte,
Sie waren jung noch, wild in Sinn und Mienen,
Und ach! der kenz sprach gar zu heiß mit ihnen.

Im Volksgarten,"

Ja wohl, so ist's! Zu einem Jeden spricht
Oer Lenz in seiner Sprache, die verständlich
Ztm klingt und die er kennt von Kindheit Beinen,
Und nur wir Andern, wir versteh'n sie nicht,
?onst wüßten wir sehr wohl: Was was unendlich
Uns Menschen trennt, das geraoe müßt' uns eine». .
Uann wird der Frühling durch die Lande geh'»,
Hn dem die alten eis'gen Schranken brechen,
Zn dem die Seelen eine Sprache sprechen
Und alle Menschenbrüder sich versteh'«?

Die dramatische
Behandlung des wallensteinstoffes vor Schiller.
von
Georg Meier.
— Hannover. —

Je eifriger und gewissenhafter man in der letzten Zeit den historischen Boden durchmißt, um dem die tragische Gestalt des Friedländers sich erhebt, und je mehr man aus diesen Forschungen die einsame Größe dieses eigenartigen Mannes zu würdigen gelernt hat, der bei allen Mängeln eines herrsch- und rachsüchtigen Charakters seine historische Umgebung noch um Haupteslänge überragt, desto mehr wird in weiteren Kreisen die Thatsache interessieren, daß es keinen geschichtlichen Stoff giebt, der so frühzeitig und so oft der Gegenstand dramatischer Behandlung geworden ist, wie die Geschichte Wallensteins. Dabei kann es nicht zweifelhaft sein, daß gerade die dramatische Dichtung Schillers es war, welche die deutsche Geschichtsforschung erst zu neuem Schaffen auf dem Gebiete der Wallensteinfrage angeregt hat; und ebenso wenig läßt es sich leugnen, daß in jenem Meisterwerke deutscher Dichtung das Bild Wallensteins weit wahrheitsgetreuer getroffen ist, als in irgend einer Biographie der Geschichtsschreiber vor Schiller. Es war die Divinationsgabe eines echten Dichters, die hier unbewußt — man vergleiche dagegen die Schilderung Wallensteins in Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ — in großen Zügen nahezu das Nichtige traf, und ein nachträglicher Dank der Poesie für den Mann, der mitten im Triebwerk ränkevoller Politik und unter dem Kriegslärm der Waffen den Sinn für bildende Kunst, für die Wissenschaften und selbst — für die Poesie sich zu bewähren gewußt hatte. Als unter Anderen nach der Blutnacht in Eger auch Wallensteins Kanzler von Elz in Untersuchung gerieth, sagte er in seinem Zeugenverhöre, wie es noch heute im Vurgarchiv zu Wien aufbewahrt wird, aus, daß Wallenstein an seine in Eger zu gründende Universität die hervor-

Die drani. Behandlung des U?alle»fteinstoffes vor Schiller.

ragendsten Gelehrten seiner Zeit ohne Unterschied der Religion hatte berufen wollen, so Boppius von Aizema und Goldast; kein Geringerer als Hugo Grotius sollte dort Geschichte lehren, und für den Lehrstuhl der Poesie war — Martin Opitz von Boberfeld bestimmt. Allen diesen großartigen Plänen, die, auf dem Boden der kirchlichen Toleranz erwachsen, für die Entwicklung deutscher Wissenschaft von höchster Bedeutung gewesen sein würden, machte die Katastrophe von Eger mit einem Schlage ein Ende. Welche ungehemmte Entwicklung würde Böhmen unter diesem organisatorischen Genie ersten Ranges genommen haben!

Erst jüngst ging wieder durch die größeren Tagesblätter die Notiz, daß schon zu Lebzeiten Wallensteins seine Thaten in einem Drama dem Publikum vorgeführt worden seien; es wurde als Jahr 1634 und der Ort der Auf-führung Madrid genannt. Die Thatsache ist ohne Zweifel richtig, nur ist hinzuzufügen, daß die Persönlichkeit des Friedlanders bereits einige Jahre früher in Deutschland selbst dramatisch bearbeitet worden war. Die älteste dramatische Dichtung, welche sich mit Wallenstein beschäftigt, ist ein „Komödien-Spiel“ von Philalethes Parrhasiastes (Bartholomäus AnHorn), welches bereits im Jahre 1631 lateinisch im Druck erschien und die Befreiung Pommerns von Lastlev «Wallenstein) darstellte. Zwei Jahre später, im Jahre 1633, erschien eine zweite dramatische Behandlung desselben Stoffes von dem Professor der Theologie am Gymnasium zu Stettin Dr. Johann Micraelius (geb. 1597 in Köslin, gest. 1658 zu Stettin) unter dem Titel: „^ssstkauäer pro Lebs8t» vm«sn8 st «um virtutibus triumphkävs, ?«Meri6«8 «t l^rtKsttiaie contmuatio“. „Ein new Poetisch Spiel von dem siegreichen Helden Agathander (König Gustav Adolf von Schweden), welcher um der bedrängten Sebastia und anderer allemannischer Nymphen willen wider die beyden Wütriche den Contill (General Tilly) und den Lastleven (Wallenstein) herrlich sieget und mit der himmlischen Eusebia und andern Tugend-Frawcn im Lande der Lebendigen triumphiret, angestellt im Wintermond des dritten Jahres nach der Befreiung Pomeris“. Beide Stücke behandeln von protestantischem Standpunkte aus nur eine einzelne Episode aus dem Leben Wallensteins, die Besetzung der deutschen Küste an der Ostsee und die Verjagng des kaiserlichen Heeres durch den König von Schweden; sie sind ganz in dem schwülstigen, tendenziösen Stile geschrieben, der die zahlreiche Flugschriftenliteratur jener bewegten Zeit auszeichnet.

Mehr biographisch und umfassender muß jenes Drama gewesen sein, welches im Jahre 1634 in Madrid unter dem Titel „Bon des Generals Friedländer Komödie“ aufgeführt worden ist. Im Jahre 1630 entschloß sich der Kammerrath des Herzogs von Württemberg Hieronymus Welsch zu einer Reise durch die Länder Europas und nach Jerusalem, welche 11 Jahre währte, und deren Beschreibung im Jahre 1659 zu Nürnberg im Druck erschienen ist. Welsch hielt sich im Sommer des Jahres 1634 in Madrid auf, besuchte alle Sehenswürdigkeiten der spanischen Hauptstadt und versäumte Nord und Süd I.VII ^ 170. 17

250 Georg Irmer in Hannover.

es auch nicht, den Stiergefechten und den Theatern beizuwohnen. „Es pflegen auch die spanischen Herren,“ erzählte er bei dieser Gelegenheit, „ihre Zeit mehrmaln mit Spielen, und oftermals umb viel und großes Geld, hinzutreiben: insonderheit aber werden täglich schöne Komödien gehalten, die man umb ein geringes Geld kann zu sehen bekommen. Zu derselbigen Zeit hat es sich begeben, daß an einem Donnerstag man in einer solchen Komödie des kaiserlichen Generals von Friedland und Wallenstein heroische Thaten nach dem böhmischen Krieg und Union-Wesen, item seine Erlassung uf eine Zeit lang und dann die Wiederantretung des kaiserlichen Generalats, auch daß hierdurch die schwedische Macht gedämpft und vernichtet worden, agirt, und also darbei seine Person und heroische Kriegsactiones viel mehr, als in der Wahrheit es jemals gewesen, erhebt, groß gemacht und also belobt, daß Männiglichen in der ganzen Stadt darvon zu sagen wußte. Es sein aber am folgenden Sonnabend nit der ordinari Post von Wien nachvermelte Avisen einkommen, neinblichen: Nachdem der Herzog von Friedland bei der römisch kaiserlichen Majestät, sonderlichen von der hispanischen Votschaft, für verdächtig angebracht und verklagt worden, er auch mit seinem untergebenen officiern eine nachdenkliche Bündniß getroffen und wider kaiferlichen bevelch die Armada in die kaiserliche Erbländer in's Winterquartier gelegt. Darbei es dann sehr schwer und hart hergangen, und Niemand verschont geblieben, daß dahero zwo unterschiedliche kaiserliche Patent« herauskommen, darinnen ermelter Friedland in die Acht erklärt, nnd denselben niederzuwerfen befohlen worden.“ Es folgt nun die Erzählung von Wallensteins Ermordung am Abende des 15./25. Febrnar 1684 im Hause der Wittwe Ursula Pachhelbel in Eger, wie sie die offiziellen kaiserlichen Berichte enthalten haben, nnd am Schluß einige Worte über den Einfluß, den diese Nachricht auf jene Komödie in Madrid gehabt hat: „Umb solcher einkommenen Zeitung willen,“ heißt es, „hat man die obvermelte Komödi von dem General Friedländer Iso den folgenden Sonntag wieder gehalten werden sollen) freilichen nicht mehr halten dürfen, sondern es ist sein Lob in die allergrößte Schmach und Verachtung verändert worden.“ Wir haben es hier also bereits mit den: staatlichen Verbot eines Theaterstückes aus politischen Gründen zu thun.

Aber alle diese bisher angeführten dichterischen Arbeiten über Wallenstein können nicht als dramatische Behandlungen des Wallenstein st off es bezeichnet werden, denn ihnen allen fehlte der recht eigentliche Kernpunkt, der Tod Wallensteins, und ohne diesen können theatralische Aufführungen aus dem Leben demselben nichts weiteres als Darstellungen von Bildern ans der Zeitgeschichte gewesen sein, denen der Reiz des tragischen Conflicts gefehlt hat. Wohl aber ist es möglich, daß gerade jenes Madrider Schauspiel mit seiner nach der Katastrophe in Eger für die spanisch-katholischen Kreise unangenehmen Verherrlichung Wallensteins einem katholischen Dichter die Anregung zur dramatischen Bearbeitung des tragischen Endes des Friedländers gegeben hat. Es war dies Nicolaus de Vernulz (v. Vernulaeus), geboren am 10. April 1588

Die dram. Behandlung des wallenfteinstoffes vor Zchiller. 25 I
zu Robelmont im Herzogthum Luxemburg, gestorben am 6. Januar 1649 zu
Löwen. Unzweifelhaft war Nicolaus de Vernulz einer der gefeiertsten lateini-
schen Dichter seiner Zeit — man nannte ihn nicht anders als die Säule der
Universität Löwen —, und in der That zeichnen sich seine Dramen, die mit
ihrer ernsten Lebensphilosophie an die Werke Senecas erinnern, vor den
Dichtungen seiner Zeitgenossen dadurch vortheilhaft aus, daß Vernulz sich von
dem schwülstigen Pathos frei hielt, der diese heute für uns fast unlesbar
macht, und daß er ferner seine Stoffe nicht aus der sagenhaft verschwommenen,
grauen Vergangenheit entnahm, sondern aus der Zeitgeschichte, wie sie die
damalige Welt entweder selbst miterlebt hatte oder doch aus der un-
mittelbaren Erzählung einer früheren Generation noch kannte. Unter seinen
Tragödien interessiren uns Deutsche vor Allem zwei, weil ihre Stoffe später
der größte deutsche Dramatiker, Friedrich von Schiller, meisterhaft behandelt
hat, die Jungfrau von Orleans und Wallenstein. Für die Erretterin
Frankreichs begeisterte sein katholisches Priesterthum Vernulz, zur dramatischen
Behandlung der tragischen Gestalt des Herzogs von Friedland bestimmte ihn
das von ihm bekleidete Amt eines königlich spanischen Hofhistorrogravhen. Es
ist ja bekannt, wie sehr den Höfen zu Wien und Madrid nach jener Blut-
nacht in Eger daran lag, der entsetzten Welt zu beweisen, daß der Mord
Wallensteins ein Act der Gerechtigkeit gewesen sei; diesen Motiven entstammen
jene offiziellen Anklageschriften, die in den Jahren 1634 und 1635 in Wien
erschieden sind. Und ohne Zweifel hat Vernulz dem spanischen Hof jenen
früheren theatralischen Lobeserhebungen Wallensteins gegenüber mit seinem
Drama einen nicht weniger angenehmen Dienst erwiesen, als der bekannte
Unterhändler Sezyma Rasin mit seinen Enthüllungen über den todten Fried-
länder. Und doch muß man dem Dichter die Gerechtigkeit widerfahren lassen,
daß er in seinem Drama aus Wallenstein nicht das Zerrbild eines blut-
dürstigen Tyrannen, wie ihn viele der damals erschienenen Schriften darstellten,
gemacht, sondern versucht hat, seinen endlichen Abfall vom Kaiser aus psycho-
logischen und politischen Gründen zu erklären. Der Gang der Tragödie ist
ebenso klar wie einfach und hält sich im Wesentlichen streng an die Geschichte;
frei erfunden ist nur der böse Geist Wallensteins, sein Adlatus Lalgus. Das
Stück holt etwas weiter aus, indein es mit Wallensteins Stellung in den
böhmischen Winterquartieren nach der Schlacht bei Lützen, die der Dichter
als einen Sieg der katholischen Waffen auffaßt, beginnt. Durch den Rückzug
nach Böhmen ist der General dem Kaiser verdächtig geworden, und der Letztere
hat Befehle ergehen lassen, die Arníee zu theilcn; damit beginnt jder Conflict
in der Brust Wallensteins, und in einem Dialog mit dem Astrologen Seni
<Sener) tritt der innere Kampf zu Tage:
Voll Unruh' ist mein Geist, und jäher Schrecken
Durchschüttelt das Gebein, heiß rast das Blut
Durch meine Adern, und der Phantasie
Gebilde wirren mich, und schwankend
17"

252 Georg Irmer in Hannover.

Wild mein Blick und Gang. Nicht« Gutes birgt

Des Herzens Unruh, und vergeblich ring' ich.

Der Seele Ruhe wieder zu gewinnen,

Damit nicht wanteud wird mein Will' und Entschluß.

O schaue güt'ger Sternenlenler droben

Das wilde Gähren meiner heissen Brust,

Den Sturm im Geiste und mein banges herz!

Kann ich zurück noch treten? Nimmermehr!

Das Vaterland in Banden schreit zu mir,

Es treibt mich stürmisch fort die cig'ne Kraft!

Unsere ^eser werden aus dieser recht bezeichnenden Stelle der Dichtung, sogleich erkennen, daß Vernulz dein Charakter Wallenfteins in der Tragödie das Neckenhafte, was denselben in der Weltgeschichte auszeichnet, nicht genommen hat, und wie er sich bemüht, trotz seiner spanisch-katholischen Anschauung seinem Helden gerecht zu werden. Wie Schiller läßt er Wallenstein, bevor er den entscheidenden Schritt zum Abfall thut, zwischen der Pflicht gegen seinen Kaiser und Herrn und dem Ehrgeiz schwanken, der ihn verblendet und ihm vorspiegelt, daß er zum Retter Deutschlands berufen sei.

Die folgenden Aufzüge beschäftigen sich mit jener denkwürdigen ersten Mrede der kaiserlichen Generäle zu Pilsen am 12. Januar 1634, bekannt unter dem Namen des Pilsener Schlusses, die in Wien so böses Blut gegen Wallenstein erregte, und die Schiller zum Mittelpunkt seiner „Piccolomim" gemacht hat. Tröka, Kinski), How und Neumann, die bösen Geister an der Seite Wallenfteins, stellen dem Generalissimus den goldenen Hut von Böhmen in Aussicht. Wallenstein versucht umsonst Piccolomim, der treu zuni Kaiser steht, zu gewinnen, und läßt ihn von sich ziehen, um Aldringen und Gallas zu holen. Im fünften Acte tritt dann die Katastrophe ein und wird in« Wesentlichen ihrem geschichtlichen Verlauf gemäß geschildert.

Am meisten wird uns die Frage nach dem Zusammenhange der Tragödie Vernulz' mit der Wallenstein-Trilogie von Schiller interessiren. Dabei kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß Schiller die Werke seines Vorgängers gelesen und studirt hat. Schon die Gesamtauffassung von der Persönlichkeit Wallenfteins bei Vernulz ähnelt außerordentlich dem Helden der Trilogie, aber noch weit weniger können einzelne Stellen in beiden Dichtungen ihre natürliche Verwandtschaft verleugnen, obgleich dieser Umstand noch mehr bei der Behandlung der Figur der Jungfrau von Orleans durch beide Dichter hervortritt. Man vergleiche nur die oben angeführten Verse von Vernulz und den ersten Monolog in „Wallenfteins Tod":

„Wiir's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?

Nicht mehr zurück, wie mil's beliebt? Ich mühte

Die Thllt vollbringen, weil ich sie gedacht?"

und am Schluß:

„Blhnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer

Aus meinen eignen Weilen baut sich auf.

Die mir die Umkehr thürmenb hemmt!"

Die dram. Behandlung des Wallensteinstoffes vor Schiller. 25?

und man wird sich überzeugen, daß unter den vielen Quellen, welche Schiller für seinen Wallenstein studirt hat, auch die Werke Vernulz' gewesen sind.

„Aber das Verhältniß Beider zu einander,“ sagt Alfted Meißner in einer seiner „Historien“ sehr treffend, „ist wie das eines Zeichners, der den Kernpunkt einer Situation mit wenigen Linien hinwirft, und eines Malers, der dieselbe Idee in einem färben- und figurenreichen Bilde versinnlicht. Am einfachen Spalier aus Holzstäben, das der Eine aufgerichtet, hat der Andere Reben hinaufgezogen und die feurigsten Trauben wachsen lassen. Der Eine ist ein Seefahrer, der im Vorbeieilen eine Küste sieht und seiner Karte einzeichnet, der Andere ist ein Eroberer, der dort eine Stadt gründet!“ Dies Urtheil von Alfted Meißner über das Abhängigkeitsverhältniß zweier Geistesarbeiten von einander ist heute um so interessanter, weil eben ein Unbekannter aus dem Nichts seiner Vergangenheit heraus nach den Lorbeeren greift, die des tobtens Meißners Schläfe umwinden.

Eine genaue Bestimmung über das Jahr, in welches die Wallenstein-dichtung Vernulz' fällt, läßt sich nicht geben; aber man wird nicht allzusehr fehlgreifen, wenn man sie in die Jahre 1636 oder 1637 setzt, also in die Zeit gleich nach dem Erscheinen der offiziellen Anklageschriften des Wiener Hofes gegen den ermordeten Wallenstein. In der Zeitbestimmung ist man mit einer anderen Dramatisirung des Wallensteinstoffes glücklicher daran, dafür weiß man aber sonst von diesem Drama so gut wie nichts. Es ist dies das Trauerspiel „Wallenstein“ von dem evangelischen Pastor und als Kirchenliederdichter bekannten Johann Rist, das schon vor dem Jahre 1638 gedichtet, aber erst 1647 in Druck gegeben und bisher nicht wieder aufgefunden worden ist. Rist wirkte als Prediger in der Gemeinde Wedel in Stormarn, stiftete den Schwanenorden an der Elbe, wurde von Kaiser Ferdinand III. 1644 zum Dichter gekrönt und 1653 wegen seiner poetischen Verdienste gar in den Adelstand erhoben. Daß sein Werk über Wallenstein gänzlich verloren gegangen ist, ist um so mehr zu bedauern, als es die erste dramatische Behandlung dieses Stoffes von Seiten eines Protestanten gewesen ist. Uebrigens erwähnt Rist im „Lustgarten“ selbst dieses seines Dramas „Wallenstein“ neben einem gleichfalls verloren gegangenen vaterländischen Schauspiel von ihm „Gustav Adolf“.

Wie populär die tragische Geschichte des Friedländers in wenigen Jahren in ganz Deutschland geworden war, zeigt der Umstand, daß kurz nach dem dreißigjährigen Kriege, als die etwas geordneteren Zustände im Reiche den Sinn für theatralische Vorstellungen zunächst in den größeren Städten wieder aufleben ließen, das Volkstheater aus Wallenstein schon ein Repertoirestück für seine Bühnen gemacht hatte, und kurze Zeit später sich auch der deutsche Puppenspieler des interessanten Stoffes für sein Miniaturtheater bemächtigte. Der bestimmteste Nachweis, den man über diese Thatsache besitzt, besteht in einem Theaterzettel, der im Jahre 1834 — also gerade 290 Jahre nach der Egerer Mordnacht — in einem handschriftlichen Exemplar der bekannten

25H Gcotg Irmei in Hannover.

Gommer'schen Chronik van Cosmus von Simmem gefunden und damals in den Baltischen Studien abgedruckt worden ist. Man hat aus dem Todesjahre des Verfassers dieser Gommer'schen Chronik — 1650 — den Rückschluß machen wollen, daß dieser Theaterzettel spätestens in diesem Jahre gedruckt worden sei, und demnach die Aufführung des „Wallenstein“ vor dieser Zeit schon stattgefunden haben müsse. Wäre diese Folgerung richtig und hält man an die Angabe des Theaterzettels „Montag, den 3. September“ fest, so könnten nur drei Jahre für diese Aufführung in Verlin in Frage kommen: 1635, 1640 und 1646. Aber man hat dabei ganz übersehen, daß dieser Theaterzettel auch von einem späteren Leser der Chronik etwa als Lesezeichen eingelegt sein kann. Ich schließe aus dem ganzen Inhalte des Zettels jedoch, daß er nicht viel später als 1650 gedruckt sein wird. Des hohen Interesses wegen möge sein Inhalt hier Platz finden:

.Montags, den 3. September:

Soll denen respective hochgeneigten Liebhabern der Teutschcn Ischcmspiele zu sonderbarem Wohlgefallen präsentirt werden:

Die Weltbekannte Historie

von dem

Tyrannischen General Wallenstein.

Personen:

1) Ferdinllnbus I., Römischer Kaiser.

'H ZA! z nh«iw w"w.

15) Illo. Wallenstein« Marschall.

16) Obrister Lesle , ft den Wallenstein

17) Obrister Gordon ^ und seine Creatoren

18) Klpt. Buttler) tödten.

19) Neumann, Wallenstein» possirlicher

Rittmeister.

20) Der Koch.

21) Ein voller°besosicner Reuter.

22) Ein Page.

A) Die Henter.

2) Ferdinand«« II., König von Ungarn.

3) Mathias G°ll°s) ^„l. O^,.

4) Graf Questenberg j " «>«,ci°.i.

5) Albertus Wallenstein, Herzog von Friedlanb.

6) Dessen Gemahlin.

7) Friedrich I h« Söhne.

8) Albertus j" ""

9) Ilabella, Kammerfrau bei Wallenstems

Gemahlin.

10) Hertzog von Weymar.

11) Ämilll. dessen Tochter.

12) Graf von Arnheim.

Summarischer Inhalt:

Act 1, Sc. 1. Der Kayser rüstet sich wider Wallenstein, weil er von seinem geneiallt nicht abweichen will, zum Kriege; befiehl«! sowohl dem Gallls eine Arm« wider ihn aufzubringen, als auch den Questenberg nach Ungarn zu schicken, um etliche Hülfsvölter herzuführen. Sc. 2. Wallenstems Kriegs-Officierer verwundern sich, daß ihr großer General resignien soll, und haben deswegen allerlei Anschläge. Sc. 3. Nachdem Wallenstein selbst zu ihnen kommen, und von allen beklagt worden, beschließen sie, sich wider den Kaysei aufzulehnen und niemand anders als ihren General davor z» erlernen, wobey Neumann posfirlich mit prahlet. Wallenstein schicket Illo nach de» Herzog von Weymar und Grafen Arnheim, eine Allicmtz mit ihnen zu machen. Sc. 4 Rittmeister Neumann giebt dem jungen Alberto einen Verweis, daß er sich in die Isabel!« verliebet und unterrichtet ihn, wie er sie auf andere Manier zur Affeltion

Die dram. Verhandlung de? wallenfteinstoffes vor -chiller, 255

bringen soll. Sc. 5. Albertus will zwar bei Isabella Neumanns Äath sich gebrauchen, aber auf ihr demüthiges Anrathen wild ei wieder auf andere Gedanken gebracht.

Act. 2, Sc. 1. Nachdem Wallenstein mit den Bundesgenossen conferiret, beschließt er auf das Geschwindeste, seinen Anschlag in's Wert zu setzen. Sc. 2. Rittmeister Neumann unterrichtet den jungen Friedrich, wie er sich bei Amilia seiner Liebsten verhalten soll. Sc. 3. Tri hertzog von Weymar beredet seine Prinzessin Tochter, den jungen Fiiderich zu ehelichen, der auch durch allerhand Lieblösungen sich bei ihr ouj'2 Beste insinuiret. Sc. 4. Lesle, Gordon und Vuttler tragen Äedenten, dem Wallenstein wider den Kaiser beizustehen und beschließen vielmehr, solche Veiätherey zu entdecken. Sc. 5. Ter Kaiser und König von .Ungarn scheuen des Wallenstein Mein-Eyd und machen sich parat, ihm zu widerstehen. Sc. 6. Lesle, Gordon und Buttler offenbaren dem Käufer des Wallenstcins Veiätherey und versprechen Sr. Majestät, ihn hinzurichten.

Act 3, Sc. 1. Friedrich fährt fort, Amilia zu seiner Liebe zu persuadiren, die sich auch ihm als seine Gemahlin ergiebt. Sc. 2. Wallenstein verwundert sich über seiner Sohne Liebes'Affairen, wobei Neuinann mit scherzet. Sc. 3. Fridrich kömmt mit Amilia und bittet um Hochzeit mit ihr zu machen. Sc. 4. Lesle, Gordon und Buttlei offcnbahnen dem Wallenstein, dasz sie von dem Käufer ernannt scnd, ihn zu todten, und stellen sich, als ob sie ihm am allergetreuestcn waren. Sc. 5, 6, 7. Ter junge Albertus lieblosct die Isabell», Fridrich verweist ihm solches; sie kommen darüber mit dem Degen zusammen, werden aber von Neumann auf possirliche Art geschitden und wieder vereinigt.

Act 4, Sc. 1. Friedrich hat Albertum bey Wallenstein veriahten wegen der zur Isabella hegenden Liele, die Gemahlin bittet vor ihn, wird aber von Wallenstein abgewiesen. Sc. 2. Wallenstein velweist auf's Grausamste dem Alberto feine Liebe, er aber rechtfertiget sich auf's Beste. Sc. 3. Die Gemahlin bezüchtigt die Isabella Diebstahls, Wallenstein befiehlt, sie aufzuheulen. Als aber Albertus einen Henker, der sie angreifen will, ersticht, wird ec gleichfalls von Wallenstein in der Furie hingerichtet. Sc. 4. 5. Ein lustiges Interscenium von dem Koch und einem besoffenen Rcuter, welche Wallenstein will henken lassen. Sc. 6. Wallenstein besiehlet seinen kleinen Pagen, Niemand zu ihm kommen zu lassen, als ihn aber der Pllgie auf der Herzogin Befehl aufwecket, wird er von ihm erstochen. Sc. 7. Lesle, Gordon und Bultler in, uitiren den Wallenstein nach Eger, und Gordon überreicht ihm die Schlüssel zu derselben Festung.

Act 5, Sc. 1. Lesle, Gordon und Buttler tractiren den Wallenstein ncbst seinen Kreaturen auf's Beste, und wie der Wallenstein wegen Melancholey Abschied nimmt, fahren doch die Andern fort und machen sich mit Singen und Trinken recht lustig, bis sie zuletzt noch eine Gesundheit trinken, wobey Tertzly, Kinski, Illaw und Neumann von den Andern erschossen und weggeschleppt weiden. Sc. 2. Wallenstein wild auf feinem Bette beunruhigt von den Geistein der von ihm Ermordeten, worüber er in Todesgedanlen geräth, doch aber wieder einschlummert. Sc. 3. Goidon kommt nebst Lesle und Buttlei heimlich geschlichen und giebt dem Wallenstein mit der Partisane einen Fang, worüber er sich noch zuletzt als ein sterbender Löwe erzeiget. Nach dieser Haufttaction soll zur Kurtzweil beschließen ein lustiges Nachspiel, genannt „Die drei seltsamen Berge“.

Der Schauplatz ist auf dem Berlinischen Rathhause, und wird um 4 Uhr angefangen."

So weit dieser alte Berliner Theaterzettel, der an dr Ausführlichkeit nichts zu wünschen und darüber keinen Zweifel übrig läßt, daß dieses Wallensteinstück mit Schillers Werke beinahe gar nichts gemein hat. Hat Sch,ller seine Thekla nur dichterisch umgestaltet und in seinen« Mar Piccolomini nur aus

256 Georg Irmer in Hannover,
dem Neffen Octavio, Joseph Silvio Piccolomini, genannt Mar, der im Por-
trät noch heute im Schlosse zu Nachod zu sehen ist, und im Jahre 1645
bei Iankau in Böhmen den Heldentod fand, den Sohn desselben gemacht,
so haben wir es in diesen« Volksstücke mit den völlig freien Erfindungen von
zwei Söhnen Wallensteins und einer Tochter des damals kaum dreißig-
jährigen Herzogs Bernhard von Weimar zu thun. Andererseits erhebt sich
dies Theaterstück doch schon weit über die gewöhnlichen Darstellungen tages-
geschichtlicher Ereignisse, indem es den Versuch macht, die geschichtlichen Tat-
sachen durch eingeknüpfte Liebesintrigen zu würzen. Die Figur Wallensteins
selbst ist freilich dabei zu der Earricatur eines blutdürstigen Wütherichs ge-
worden, und die historische Größe des Friedländers bleibt völlig unbegriffen.
Am Interessantesten ist ohne Zweifel die Behandlung des Rittmeisters
Neumauu, der bei Wallenstein die Stellung eines Geheimsecretärs einnahm,
und über dessen Persönlichkeit und Thätigkeit man erst aus den demnächst
zu veröffentlichenden Unterfuchungsacten gegen die Anhänger Wallensteins
etwas mehr Licht als bisher gewinnen wird. Neumann übernimmt in dem
Volks stücke die Rolle des Hanswurst: und in der That wird keine Figur
aus der Umgebung des Friedländers zn einer solchen Verwendung mehr sick,
schicken, als dieses sein Factotum Neumann, der seine Hände in allen Dingen
stecken hatte und mit seiner losen Zunge überall voran war, vielleicht
Seni ausgenommen, der in seiner komischen Gravität als Sterngucker nach
dieser Seite heute nicht minder wirksam auszunutzen wäre. Sonst oerrätt,
das Stück entschieden den Einfluß der englischen Schauspieler, die ihre
Stücke frühzeitig nach Deutschland gebracht haben. Die Forderungen der
Einheit des Ortes und der Zeit sind von unserem Dichter völlig vernach-
lässigt und, der Wechsel der Decorat! ouen wird auf den, Berliner Rathhaufe
kaum weniger naiv gewesen sein, als in London zu Shakespeares Zeiten.
Die Schlußscene unseres „Wallenstein“ erinnert zudem frappant an eine
Shakespeare'sche Vorlage, an die Traumscene in „Richard III.“, wo jenem
blutdürstigen Usurpator des englischen Königsthrons in der Nacht vor seinem
Tode die Geister der von ihm Erschlagenen drohend erscheinen. Ganz so ge-
schieht es auch Wallenstein, bevor die Mörder eintreten. Unser Dichter
wußte offenbar aus der Praxis, wie wirksam die plastische Darstellung des
Trauines auf der Bühne ist, namentlich wenn die Schrecken desselben in den
folgenden Scenen sich verwirkliche»; auch bei der Figur des Elarence hat
Shakespeare dies Mittel mit großem Erfolge uenuendet.
Zu der nämlichen Zeit, also gleich nach dem dreißigjährigen Kriege,
hatten sächsische, hochdeutsche Eomödianten ihren Thespiskarren im Westen
Deutschlands, in Bremen aufgerichtet, und unter ihren Theaterstücken befand
sich ebenfalls ein- „Wallenstein“. Das Theater war in Capitän Nielsens
Hause auf der Langenstraße, und diese Schauspieler waren wohl die Ersten,
welche den plattdeutschen Eollegen in der eigenen Heimat Concurrenz machten.
Man erfährt nur den Titel des Stückes: „Der verrathenc Verräther,

Die oram. Behandlung des wallensteinstoffes vor Schiller. 2ö?
oder der durch Hochmuth gestürzte Wallenstein, Herzog von
Friedland, eine meltberufene, wahrhaftige und schauwürdige
Materie" und die Schlußverse des Theaterzettels:

„Den das Glücke hoch erhoben,
Wird gleich einem leichten Ball,
Oft bald hin und her geschoben.
Bis ihn kürzt ein hoher Fall.

Wen Hoheit nicht genüget,
Und höher nur stieget.

Als ihm ist erlaubt,
Durch schreckliches Fallen
Wird solcher betäubt.

Der Himmel kann Tyrannen nicht vertragen,
Der Hochmuth muß selbst sich darniederschlagcn."

Ob diese sächsischen, d. h. obersächsischen Schauspieler nach derselben Bor-
lage wie die Berliner gespielt haben, ist sehr zweifelhaft. Durch einen Theater-
zettel der Hamburger Bibliothek, den Otto Rüdiger veröffentlicht hat, und
welcher vom 26. Juli 1720 datirt ist, ist es dagegen festgestellt, daß der
Berliner Wallensteintert sich bis in das 18. Jahrhundert hinein zugkräftig
erhalten hat; denn auch dieser Hamburger Theaterzettel enthält die beiden
Söhne Wallensteins, Friedrich und Albert, die Tochter Herzog Bernhards von
Weimar, Ämilia, die Kammerjungfer Jsabella und Neumann als Hanswurst.

Der Kopf des Theaterzettels lautet:

„Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung
werden heute FreytagS, den 26. Julii (1720)

Die Königs. Pohnischen und Churfürstlichen Sächsischen vrvilegirten Teutschen
Hofcomödianten denen respective Herren Liebhabern cürieuser teutscher Schau-
spiele mit einer sehenswürdigen und modelten Haupt-Aktion aufwarten,
betittult:

DaS seltsame Leben und gewaltsamer Toot

Alberti von Wallenftein,

Herzogs von Mecklenburg und Friedland, gewesenen kaiserlichen General
lissimum. So geschehen zn Eger in Böhmen »in«, 1634. Mit Arlequin,
einem kurzweiligen Offizier.

X, S, Und da diese Geschichte fast einem jedem wird bekannt sein, als hat man
vor unnöthig erachtet, den Inhalt derselbigen beyzusetzen."

Dagegen scheint ein Wallensteinstück „Das große Ungeheuer der
Welt, oder das Leben und Todt des ehemals gewesenen Kaiser-
lichen Generals Wallenstein, Herzogs von Fridland mit Hans

Wursten" mit dem Berliner Text nichts gemein zu haben. Es wurde am

29. October 1736 ebenfalls in Hamburg und zwar, wie der Theaterzettel

sagt, von den „Hoch Fürstl. Waldeckischen vrvilegirten Hochdeutschen Sächsischen
Hofcomödianten mit lebendigen Personen" aufgeführt, aber auch von diesem

Wallensteinstücke ist uns ein Tert nicht erhalten geblieben.

Die Annahme liegt sehr nahe, daß diese Wallensteinstücke des Volks-

258 Georg Irmer in Hannover. —

theaters auch von den deutschen Puppenspielern für ihre Miniaturtheater benutzt worden sind, aber es mangelt auch hier an einem, Texte, der «ui unsere Zeit gekommen wäre; bei der Faustdichtung sind wir in dieser Beziehung entschieden besser daran. Doch läßt sich wenigstens die Thatsache selbst zweifellos durch das Repertoire des Puppenspielers Michael Daniel Drey feststellen. Drey kam im Jahre 1666 aus Dänemark nach Niedersachsen und spielte im September desselben Jahres in Lüneburg; unter den Theaterstücken, die er mit seinen Puppen den Lüneburgern vorführte, erscheinen als besonders bemerkenswerth ein „König Lear“, ein „Doctor Faust“ und ein „General Wallenstein (Wahlstein)“. Leider verräth die Aufzeichnung der Stücke über ihren Titel hinaus nicht das Geringste, und so ist man vorerst noch auf die Hoffnung angewiesen, daß sich in irgend einem Stadtarchive gelegentlich Näheres über „Wallenstein“ auf dem Puppentheater findet.

Im Jahre 1769 tan« in Nürnberg eine deutsche Übersetzung der Geschichte Wallensteins des Gualdo Priorato von Dr. Link heraus und sie war es offenbar, welche das Interesse für die tragische Gestalt des Friedländers unter den Geschichtsfreunden und Dichtern Deutschlands von Neuem anregte; man hat nicht weniger als vier größere dramatische Werke über Wallenstein in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von 1781 bis 1796 in der deutschen Literatur zu verzeichnen. Sie alle sanken zurück in das Nichts der Vergessenheit vor dem Meisterwerke Schillers, wie die Sonne am Morgen die kleinen Gestirne der Nacht versagt und für das menschliche Auge unsichtbar macht; es finden sich diese dramatischen Dichtungen nur noch auf großen Bibliotheken in einigen Exemplare», selbst in Berlin und Göttingen ist nur je eine derselben, die von Halem, vorhanden. Der Zeit nach ist von ihnen das Schauspiel „Albrecht Waldstein“ von Steinsberg das älteste; es erschien schon im Jahre 1781 zu Prag im Druck. Der Verfasser war Theaterdirector in Prag und Regensburg und hat eine ganze Reihe von Schauspielen, darunter auch einen „Otto von Wittelsbach“ geschaffen. Zwei Jahre später 1783 erschien in Gotha eine zweite dramatische Bearbeitung des Wallensteinstoffes im Druck und zwar anonym unter dem Titel „Der Baron von Wallenstein“, ein militärisches Schauspiel in 5 Aufzügen, welches die besondere Eigenthümlichkeit hat, Wallenstein als Geist auftreten zu lassen. Endlich brachte das Jahr 1792 noch ein drittes fünfactiges Trauerspiel über Wallenstein von dem Prager Buchhändler Komarek; dieser fruchtbare böhmische Dramatiker hat übrigens neben seinem „Wallenstein“ auch einen „Faust“ geschrieben.

Von entschieden höherem dichterischen Werthe als die drei genannten Dramen ist das Schauspiel „Wallenstein“ von Gerhard Anton von Halem, welches im Jahre 1786 in Göttingen erschien, nachdem die ersten Scenen der Dichtung bereits ein Jahr früher in Boie's „Deutsches Museum“ abgedruckt worden waren. Halem stand in den nächsten Beziehungen zu den Göttinger Dichtern und zu Graf Friedrich Leopold von Stolberg, war aber

Die dran», Verhandlung des Ivalleinfeststoffes vor Zchiller. 25)
auch mit Nicolai und Wieland befreundet. Zur Zeit, als sein Drama „Wallenstein“ erschien, war er Regierungsrath in Oldenburg und stand damals im 36. Lebensjahre. Seine Zeitgenossen rühmen, diesem fast ganz vergessenen Dichter einen sehr ausgebildeten Sinn für Form, große Leichtigkeit in der Darstellung und eine ungewöhnliche umfassende und vielseitige Belesenheit, besonders auf dem Gebiete der Geschichte nach. Für seine gewissenhaften historischen Studien spricht nichts mehr als die Vorrede zu seinem „Wallenstein“. „Wallenstein,“ führt Halem dort aus, „sei dein Kaiser weit länger, als die meisten Geschichtsschreiber (damals) annahmen, treu geblieben. Nur das offenbare Mißtrauen des Kaisers habe ihn zum Verrath fortgerissen. Er, Halem, habe versucht, diesen historischen Wallenstein in seinem Drama darzustellen.“ Und dieser kritische Zug ist in der That der leitende Gedanke des Dichters bei seiner dramatischen Arbeit geworden; er hat, um diesen Zweck zu erreichen, weiter ausgeholt, als Schiller. Während dieser die Entwicklung der Ereignisse, die zur Katastrophe von Eger führten, in den kurzen Zeitraum von etwa drei Monaten (Dezember 1638 bis Februar 1634) zusammengefaßt, beginnt das Drama Halem bereits mit den Verhandlungen Wallensteins mit dem Fürsten Eggenberg wegen Wiederübernahme des Obercommandos der kaiserlichen Truppen, wie sie im November und December des Jahres 1631 sich abspielten. Ohne Zweifel war demnach die Absicht Halem, in seiner Dichtung ein historisches Charakterbild von dem großen Friedländer zu geben, wie es Shakespeare in seinen Königsdramen zu bieten pflegt. Wie bei dem großen Britten, so reihen sich auch bei Halem, die einzelnen Ereignisse episodentartig aneinander, nur fehlt seinem Drama der natürliche Kitt: die packende Lebenswahrheit Shakespeares. Das Liebespaar bei Schiller Thekla und Max Piccolomini fehlen bei Halem ganz. Dagegen erscheinen bei ihm Gertruds, die Mutter Wallensteins und sein guter Geist, und ein kleiner Sohn desselben, Wilhelm; doch scheinen diese beiden Figuren nur zu dem Zwecke da zu sein, um dem Dichter Gelegenheit zu einer Familienscene nach dem Muster Goethes in seinem „Götz von Berlichingen“ zu geben. Die tragische Verwicklung, wie sie sich in Schillers Werke aus dem Charakter und der Stellung Wallensteins ergibt, fehlt im Wesentlichen bei Halem; auch kann dafür die sehr oberflächlich stizzirte Liebesintrigue zwischen Piccolomini und Teresa, der Gattin Wallensteins, nicht entschädigen. Piccolomini selbst erscheint, wie bei Schiller, als der geheime, aber ärgste Feind des Friedländers, während dieser das festeste Vertrauen auf ihn setzt, weil der welsche Graf mit ihm unter dem Einflusse desselben Planeten geboren ist. Es entspricht dies übrigens den Thatsachen, wie sie sich aus dem Briefwechsel Piccolominis mit Gallas und Aldringen ergeben. Wie bei Schiller, so warnt auch bei Halem Graf TrNa Wallenstein vergeblich vor diesem falschen Freunde. Seni, dem Sterndeuter Wallensteins, ist in beiden Stücken dieselbe Nolle zugetheilt.- er inaugurirt hier wie dort die politische Thätigkeit Wallensteins und ist am Ende der Erste, welcher aus den Sternen das nahende

260 Georg Hriner in Hannover.

Veihängniß liest. Im Gegensatz zu Schillers Anordnung geht die Ermordung Wallensteins auf offener Bühne vor sich, und zwar ist es Gordon, der viele Wohlthaten von dem General empfangen hat, und ihrer vergessend, das Henkeramt selbst an seinem Wohlthäter vollzieht. Buttler tritt mehr zurück, ist aber ganz und gar der wenig achtungswerthe Charakter, wie ihn die Geschichte kennt. Die werthvollste und dramatisch wirksamste Scene aus Halem's Dichtung ist ohne Zweifel die Episode, in welcher der zum Tode verurtheilte, ritterliche Pappenheim den Fricdländer vor seiner Ehrsucht warnt; hier erhebt sich auch die Sprache des Dichters zu höherer Kraft.

Kurz vor dem entscheidenden Schritte Wallensteins, der ihn von, Kaiser für immer trennen soll, läßt Halem die Mutter Wallensteins zu diesem warnend sagen: „Du wirst der Held eines Trauerspiels dereinst sein!“ und der Friedländer antwortet: „Das sei ihm schon recht, vorausgesetzt, daß das Trauerspiel auch gut sei!“ Wir hoffen, daß Halem dies Wort Wallensteins nicht auf sein Drama bezogen hat, denn das würde eine schwere Täuschung für ihn gewesen sein. Sein Drama ist nichts weiter als eine literarhistorisch interessante Vorarbeit für Schillers Meisterwerk; und wenn wir muß nicht ganz so weit in unserem Urtheile wie Goethe und Schiller gehen wollen, die Halem zu jenen Schriftstellern zählen, die den Geschmack des Publikums im Argen hielten, so läßt sich doch nicht weglegen, daß der Dichter schöpferische Kraft, Ursprünglichkeit der Empfindung und lebendige Naturwahrheit so gut wie gänzlich mangeln. Seine Dichtungen bewegen sich alle auf der ausgetretenen Bahn des Conventionalen, und für einen dramatischen Dichter ist diese die gefährlichste, denn sie führt zu der schlimmsten Eigenschaft eines Dramas, zur Langweiligkeit.

Höchst wahrscheinlich ist es, daß Schiller dies Werk seines Vorgängers gekannt hat, es würden sich manche auffallende Züge, die beiden Dramen gemeinsam sind, sonst nur schwer erklären lassen; zudem muß man annehmen, daß Schiller ebenso fleißige literarhistorische Studien gemacht hat, wie jeder zeitgenössische Dichter. Denn man glaube nur ja nicht, daß man die Meisterwerke unserer Literatur allein dem Genie ihrer Verfasser verdankt, einen nicht unwesentlichen Beitrag dazu hat auch ihr Fleiß geliefert.

Das Werk Schillers hat seinen Weg fast in alle Sprachen der gebildeten Nationen gefunden. Schon im Jahre 1800 übersetzte Coleridge die Piccolomini und Wallensteins Tod in's Englische, und dieser ersten Übersetzung folgten noch drei: von Thornton, Wallington und Dr. Vuchheim. In das Französische wurde Wallenstein zuerst im Jahre 1808 von Benjamin Constant übersetzt; seinen Fußtapfen folgten nicht weniger als neun Andere, dem Alter nach in folgender Reihenfolge: Baraute (1834), Lefrancois (1837), Villeneuve (1837), Tassart (1837), Marmier (1840), Falateuf (1854), Mgnier (1859), Braun (1864), Gottler (1875). Die italienische Literatur besitzt eine Uebersetzung von Wallensteins Lager von Richard Ceroni (1844) und zwei Uebersetzungen von Wallensteins Tod von Vergani (1838) und

Die dram. Behandlung des wallenfteinstoffes vor Schiller. 26^
 Bazzani (1843), die polnische zwei von Kaminski (1832—1834) und Sabomski (1875), die czechische — Wallenstein ist von den Czechen immer als einer ihrer Säulenheiligen angesehen worden — eine von Kol^r; ja Wallensteins Lager ist sogar in's Lateinische (von Griesinger 1830) und — in's Stenographische übertragen worden (von Wendtland 1875).
 Daß Wallenstein auch in eine Oper verarbeitet worden ist, werden nur sehr Wenige von unseren Lesern wissen. Das Libretto hatten Panzachi und de Lauzières nach Schillers Trilogie gearbeitet, und Ruiz hatte es in Musik gesetzt. Am 4. December 1877 wurde sie zum ersten Male im Communal-Theater zu Bologna aufgeführt, ohne daß sie sich auf die Dauer auf der Bühne hätte halten können. Bekannt ist bei uns in Deutschland die Composition von Rheinberger „Wallenstein, ein symphonisches Tongemälde.“ Unter den einzelnen poetischen Stücken aus der Trilogie Schillers haben die Componisten besonders an dem Reiterliede aus dem Lager und dem Liebe der Thekla „Der Eichwald brauset“ Gefallen gefunden; sie sind sehr oft und in mannigfaltiger Form in Musik gesetzt worden.
 Außer verschiedenen Bearbeitungen der Trilogie Schillers kenne ich selbstständige dramatische Arbeiten über Wallenstein nach Schiller nur zwei; die eine ist von den Franzosen Liadisres (geb. 1792 gest. 1858), welche im Jahre 1829 in Paris gedruckt worden ist, die andere von Wilhelm Meinhold, der aber nicht den eigentlichen Wallensteinstoff, sondern nur ein hervorragendes Ereigniß aus seinem Leben behandelt hat, die Belagerung Stralsunds unter dem Titel „Wallenstein und Stralsund,“ ein geschichtlich-heroisches Schauspiel in fünf Aufzügen, gedruckt im Jahre 1846.
 Ganz besonders reich ist die deutsche Literatur an Romanen, Novellen und Erzählungen, die sich die Geschichte Wallensteins als Tummelplatz der Phantasie ausgewählt haben; nach dieser Seite hin ist ohne Zweifel die gediegenste Arbeit der umfangreiche historische Roman „Wallenstein“ von Heinrich Laube. Dazu hat sich um die geheimnißvolle Gestalt des Friedländers, namentlich in seinem böhmischen Heimatlande bereits ein Sagenkreis gebildet, dessen weitere Ausdehnung auch die umfassendsten Wallenstein-Studien der Gegenwart nicht stören werden. Daran aber, daß die historische Persönlichkeit Wallensteins eine so volksthümliche, wie sie heute ist, geworden ist, hat gerade Schillers Trilogie den wesentlichen Antheil gehabt; und sie ist es auch, die den reizvollen Zauber immer in lebendiger Kraft erhält, um stets neue Forscher in den Bann der Wallensteinstudien zu ziehen.

Christus am Kreuz.

Novellette.

von

MIWF Petri.

— Nerlin. —

Hharfreitag. Soeben ward dm 3iachmittagö-Gottesdienst ausgeläutet;

ein unharmonisches Getön. Denn die Glocken waren in grellen

Dissonanzen zusammengestellt, damit es dein Menschen schon von

Vornherein recht weinerlich und wehmüthig um's Herz werde.

Aus den altersgrauen Portalen der halb romanisch, halb gotischen Kirche

strönte die Menge; zahlreicher als gemeinhin. Sie zogen zusammen beim-

wcirtö schwarzgekleidet, mit ernsten und strengen Gesichtsfalten. Hier und da

eine Aeüßerung über die gehörte Predigt. Candidat Meiners hatte geredet.

Er war sonst der Liebling Aller; aber die Predigt heute — ?! — Wie das

wohl kam? — Er mußte trank gewesen sein; gewiß. Seine Stimme klang

ja ganz heiser und er hatte so gar keinen Schwung. Einmal war er sogar

stecken geblieben; fast eine Minute lang. Das war doch nie bei ihm vorge-

kommen! . . .

Am Hauptportal stand Sophie Eichler, die Tochter des Pastors. Eine

lange, schmale Gestalt in glattem, schwarzem Kleide; ein unschönes, langge-

zogenes Gesicht mit kleinen, aber durchdringenden, schwarzen Augen. Sie

mochte kaum vierzig Jahre zählen. Aber das fest am Kopfe liegende Haar

war fast völlig gebleicht.

Sie erwartete den jungen Geistlichen und trat mit ihm den Heimivcg

an. Denn auch er hatte feiue Wohnung im Predigerhause. Der kaum

mittelgroße Mann mit dem bartlosen Gesicht und dein straffen, gelben Haar

schritt fast wie ein Kind an ihrer Seite.

„Was geht mit Ihnen vor, Richard?“ fragte sie.

Christus am Kreuz.

26Z

„Was mit mir vorgeht?“ gab er erstaunt zurück und sah zu ihr auf.

„Ja. Sie sind in der letzten Zeit nicht mehr der Alte; und heut' weniger denn je.“

„Wie meinen Sie das?“ sprach er; „ich verstehe Sie nicht, Sophie!“

— Aber sein Auge suchte verwirrt den Boden.

Sie antwortete nicht gleich und sah mit ihrem klugen Lächeln auf den Freund herab.

„Sie wissen also wirklich nicht, was ich meine?“

Er erröthete. „Verzeihen Sie mir!“

Schweigend schritten sie weiter bis zum Pfarrhaus.

„Richard,“ sagte sie, als er ihr die Thür öffnete, „wollen Sie mir nicht vertrauen? Wir haben uns doch in der Zeit unseres Beisammenseins stets verstanden. Und Sie wissen, daß ich die beste Freundin Ihrer Mutter war!“

Sie stand in dein halbdunklen Hausflur und ergriff seine Hand. Er aber vermochte wie ein Kind die Worte nicht zu finden.

„Später?“ fragte sie.

Er nickte und stieg langsam die Treppe hinan.

In seinem Zimmer angekommen, legte er hastig den Talar ab und warf ihn über eine Stuhllehne. — Da lag noch die offene Bibel. Er schlug sie zu und warf sie in den Bücherschrank. Die Darstellungen aus der heiligen Geschichte an den Wänden, die Büste Luthers auf dein Ecktisch, Alles, was ihn an seinen geistlichen Beruf erinnerte, regte ihn auf. Er hätte es zertrümmern mögen! — Mit hastigen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder.

Es klopfte. Ein junges Mädchen trat ein mit einer Schale Kaffee in der Hand. Fräulein Sophie schicke es ihm herauf, weil er doch nicht ganz wohl sei. Sie würde ihn beim Vater entschuldigen.

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und blies gedankenlos die grauen Dämpfe von dem heißen, braunen Trank. Seine Hand zerbröckelte das Backwerk. Langsam schlürfte er. Er war der Freundin dankbar, daß sie ihm den Familienkaffee erspart hatte. Ein frommes Gespräch mit dem alten Pfarrer wie hätte er es in diesem Zustande führen können?

Wieder begann er sein unruhiges Auf- und Niederwandern. Aber die Wände, die ihn so dumpf und eng umschlossen, bedrückten ihn. — Er ergriff Hut und Stock und stürmte hinaus.

Grau spannte sich der Himmel aus über den Straßen, auf denen die Feiertagsstille lagerte. Nur dort scheuerte Frau Rüstige ihre Fensterbretter. Sie war eine eifrige Katbolikin und rächte sich dafür, daß ihre Nachbarin während der vorjährigen Frohnleichnamsp procession die Fenster geputzt hatte. Bald hatte er die Stadt im Rücken. Er wanderte die Chaussee entlang. Sein Schritt war hastig. Er vermied es, die Menschen anzuschauen, die ihm entgegenkamen.

Erst als er durch ein Gehölz auf einen Seitenweg einlenkte, begann er ruhiger zu werden und seine Gedanken zu sammeln.

26H Julius petii in Verlin.

Rückschauend überblickte er sein Thun und Lassen der letzten Wochen.

Was war es, das ihn mit unsichtbarer Gewalt drängte und stieß von dem Wege, auf dem er bisher so zufrieden einhergeschritten?

Er vermochte es nicht zu entdecken. Aber fast unwillkürlich versetzte er das erste Aufdämmern des unbehaglichen Empfindens und der schwülen Stimmung, die jeder großen Wandlung vorausgeht, in die Zeit, da er als Hilfsprediger - in die Gemeinde und das Haus des Pfarrers Eichler eingetreten.

Nicht als ob er einem Angehörigen der Familie etwas vorzuwerfen hätte. Er ward von allen mit Liebe und Achtung behandelt. 'Zu jeden, einzelnen stand er in dem besten Verhältniß.

Der ehrwürdige Pfarrer liebte ihn wie einen Sohn, vertraute ihm in Allem und Jedem. Er betrachtete ihn schon als seinen Nachfolger im Amt, wenn er bei dem baldigen fünfzigjährigen Jubiläum seiner Ordination sich in den Ruhestand zurückziehen würde . . .

Dann Sophie, seine kluge Freundin, ihr sollte er gram sein? — Und ebenso wenig ihrer jüngeren Schwester, der lieblichen Bertha; so grundverschieden auch die Mädchen waren . . .

Bertha, das sinnige, blonde Kind! Denn wie ein Kind, so unberührt, so anschmiegend war sie noch, trotzdem sie einige Jahre mehr zählte, als er selbst. Sie war klein im Verhältnis; zn den Riesengestalten des Vaters und der Geschwister. Blaue Augeu, überreiches, blondgewelltes Haar. Das einzige der Kinder, das nach der Mutter geartet war. Die aber hatte bei der Geburt der Tochter ihr Leben lassen müssen.

Fast unwillkürlich war dem jungen Geistlichen der Gedanke aufgestiegen, eine solche Gattin werde ihm in seinem Berufe mit Liebe zur Seite stehen. Und in Stunden der Selbstzufriedenheit war er geradezu entschlossen, um ihre Hand anzuhalten, falls er zum Pfarrer gewählt werde. Und das war kaum zu bezweifeln. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß er nicht zurückgewiesen werde.

Aber in dieser Stunde ward ihm die dunkle Ahnung, die bislang manchmal auf ihm gelastet, zur klaren Gewißheit: Er stand mit all seinem Denken und Fühlen dem gegenüber, was im Pfarrhause für hoch und heilig galt.

Die geistige Atmosphäre sagte ihm nicht zu. All die vielen altüberkommenen Sitten und Bräuche, die dort herrschen, die Menge der gemeinsamen Gebete und Andachten, so ehrwürdig alles beim ersten Bekanntwerden ihm erschien, jetzt vermochte er es nicht anders als eine starre, verknöcherte Form anzusehn, welche ein individuelles Empfinden zurückdrängte und ertödtete.

Er selbst war ein tief religiös angelegter Menfch. Aber gerade das bewog ihn, sich mehr auf sich selbst zu verlassen, als sich schwach an ein aufgerichtetes Dogma anzuklammern. Im Pfarrhaus« aber rüttelte man nicht an dem Bestehenden. Alles ging seinen ewigen, unveränderlichen Gang in den ewigen, unveränderlichen Bahnen.

Das Extrem hatte den Widerspruch in ihm geweckt.

Christus am Kreuz.

265

Aber es war noch etwas anderes dabei. Ohne daß er das bezeichnende Wort zu finden vermochte, summten ihm eine Reihe von Aeußerungen im Ohr, die er, er wußte nicht wann noch wo, aufgefangen und ohne sie irgendwie für wichtig anzusehen, doch halb im Gedächtniß behalten hatte. Er sann und grübelte, ihnen Form zu geben; und allmählich gewannen sie faßbare Gestalt. Ein feines, kluges Lächeln fand sich ein; überlegen, ironisch fast; wem gehörte es doch an, dieses Lächeln? — Da, wie durch einen Blitz erhellt, da ward ihm alles klar und sichtbar: Sophie, sie war es!

In einem andern Lichte erschien sie ihm plötzlich, die greise Jungfrau, die mit freisinnigen Ideen in: orthodoxen Vaterhause dastand, 'die alle Regungen ihres Geistes verschließen mußte, um den Frieden der Ihrigen nicht zu stören. —

Er sah sie, wie sie mit ihm im Garten wandelte, überlegenen Geistes seinen Worten lauschend. Er sah sie vor sich Abends am Familientisch, wenn Bertha heilige Schriften vorlas; denn sie selbst war wegen der Härte ihrer Stimme dazu nicht tauglich. Ab und zu von ihrer Handarbeit aufblickend, ließ sie die kleinen schwarzen Augen forschend umherwandern, um auf dem Gesichte der anderen den Eindruck zu lesen, den die Worte der Schrift hervorbrachten . . .

Und dann, wenn das Gelesene besprochen ward Sie warf hin und wieder eine Bemerkung in die Unterhaltung, die von Niemand beachtet wurde und vielleicht auch nur in dieser Voraussicht ausgesprochen war . . .

In einem Augenblick sammelte der junge Mann all diese Erinnerungen.

Er gedachte der Worte der Freundin auf dein heutigen Heimweg. Er gedachte daran, wie sie ihn bei einer Stelle der Predigt so merkwürdig angeschaut, daß er in Verwirrung gerieth und stockte,... und er wußte jetzt, daß er in Sophie eine Geistesverwandte besitze, die ihn eher verstand, als er sich selbst.

Das machte ihn froh. „Ich mar die beste Freundin Ihrer Mutter!"

Diese Worte fielen ihm wieder ein; und sie thaten ihm wohl, als stehe die Mutter selbst ihm zur Seite und gebe ihm dm Segen zu dem Entschluß, zu dem ein dunkles Etwas ihn drängte.

Eine sonst nie empfundene Entschlossenheit überkam ihn; eine unruhige Bewegung in seiner Brust, Verschiebung aller Verhältnisse. Und schneller und schneller flog und flog es ihm vorüber, wie dem Reiter die Landschaft. Herüber, hinüber gingen die Gedanken wie, im Schwindel. Jetzt suchte er noch einmal sich anzuklammern an das überlieferte Wort, jetzt warf er Alles von sich. Alles, und erklärte für reine Fabel, was er bislang geglaubt und gelehrt hatte. Die quälende Unruhe. Bald schritt er hastig dahin, bald blieb er stehn und bohrte den Stock in die Erde, warf den feuchten Sand des Weges ans, bis die darunterliegende trockene Schicht emporstäubte.

Seine Schritte lenkten sich zu dem schönsten Aussichtspunkte der Umgebung, den er oft zum Ziel seiner Spaziergänge gemacht hatte. Eine stattliche Buche am Waldesrand auf einer Anhöhe. Er lehnte sich ermattet an Nord und Süd I.VII ^ 17». 18

266 Julius Petri in Verlin.

den glatten, glänzenden Stamm, kreuzte die Arme über der Brust und blickte gedankenlos in die Weite. Eine Erschlaffung war über ihn gekommen. Von dem Graubraun der gepflügten Aecker und dem schmutzigen Grün-gelb der Wiesen hob sich schon hier und dort ein Feld ab mit dem angenehm saftigen Grün der sprießenden Wintersaat. Die Bäume, Eichen, Pappeln, die einzeln im Feld verstreut standen, trieben noch kaum eine Blätterknospe hervor: doch das Zweigwerk der niederen Büsche war schon grünlich umschleiert. Dunkel stand der Kiefernwald zur Linken. Einige weißstämmige Birken zeichneten sich ab wie helle Kreidestriche auf der Kohlenzeichnung. In der Ferne erhob sich langsam gleich einer lagernden Wolkenwand ein Höhenzug. Gradlinig zog sich der Kamin dahin und zeichnete sich scharf vom helleren Himmel ab. Oft hatte der junge Geistliche an dieser Stelle gestanden. Mechanisch suchten seine Augen das ferne Ziel, zwei Punkte, die sich obm auf dem Höhenrücken erhoben. Er wußte, links stand eine Linde, rechts eine Windmühle. Und heut glaubte er zum ersten Male in dieser weiten Entfernung die Flügel der Mühle sich drehen zu sehn.

Die kleine Beobachtung rüttelte seine Geister wieder auf. Er strengte sein Auge an, um zu unterscheiden. Er kam zu keinem Ziel, aber einmal geweckt, blieb ihm seine Aufmerksamkeit. Eine unbefangene Freude an dieser spärlichen Natur ergriff ihn. Er schaute um sich und erspähte und betrachtete das kleinste Anzeichen des nahenden Frühlings mit dem innigsten Interesse. Die eben sich entfaltenden Blättchen des Weißdorns mit den feinen, röthlichen Spitzen; die Nußstaude mit den grünstäubenden männlichen und den tiefrothen kleinen und feinen weiblichen Blüthen; ein goldübersäeter Weidenbusch. — Schlanke goldgelbe Blätterknospen der Buche; der Ahorn, dessen lichtgrüne doldenförmige Blüthen ihn dicht, fast wie ein Laubdach überdeckten. — Hier eine Fläche voll von eben erblühten weißen Anemonen, dort die ersten gelben Primeln und ein schüchternes Veilchen unter der Hecke. . . . Weiter und weiter schritt er. Ihm war, als sei ihm heute erst das Auge für die Natur aufgegangen. Ein ruhiges, reines Gefühl erfüllte ihn. Er fühlte sich frei von Allem, was eben noch in ihm gekämpft hatte. So kleinlich diese Worttüftelei, wo die weite Natur doch in einer so verständlichen Sprache redete! Wieder stand er still und betrachtete halb andächtig, halb neugierig das Gewimmel eines Ameisenhaufens. Dies Leben, dies Treiben! So geregelt, so organisirt; fast wie in einer Großstadt. — Welch' merkwürdiger Hochmutb doch den Menschen trieb, daß er Jahrtausende lang sich abgesondert hatte aus dem allgemeinen großen Leben der Natur, daß er wähnte, für sich allein ein Sonderdasein zu führen! — Nein, ein/s ist alles Leben, ein geheimnißvoller Drang, der sich in tausend und abertausend Formen darstellt! Er schritt den Weg entlang, den Ameisen folgend, die in Reihen am Rande hin- und wiederzogen bis zum Ende des Gehölzes. Er blickte auf, überschaute die Wiesen, die sich vor ihm« ausbreiteten und wandte sich wieder zurück. ... >.

I,hris!U5 am Rreuz. 26?

Ein lähmender Schreck durchzuckte ihn.

Zwischen einer Eichengruppe und dunklem Fichtengebüsch, das sich zu ihm hin öffnete, stand es plötzlich vor ihm, das Bild des gekreuzigten Christus. Die hageren Arme spannten sich nach beiden Seiten, schlaff hing die dürre Gestalt herab, das leidensmüde Haupt senkte sich zur Brust. Reste eines verwelkten Blumenkranzes lagen über der Dornenkrone, die Enden einer vergilbten Stechpalmengirlande, die über die Kreuzesarme gelegt war, flatterten im Winde. Aber frische Blumenspenden an der Fußbank unten am Kreuz.

Der junge Geistliche stand und stand und starrte hinauf zu den hageren, elend-geknechteten Mann dort oben, dessen Todestag die Christenheit heute beging. Sein Blick hing an dem leiddurchfurchten, vom Regen verwaschenen und gebräunten Angesicht. Und wie er stand und hinaufstarrte, da schien das brechende Auge des Erlösers Leben zu gewinnen; und sein Blick, glühend heiß, senkte sich herab und brannte ihm hinein bis tief in die innerste Seele.

Die Gedanken waren ihm gefesselt. Er fühlte eine leidenschaftliche Erregung in sich, ohne zu wissen weshalb und wohin. Aber plötzlich quoll es in ihm auf, bittere Vorwürfe, grimmiger Hohn gegen den Mann, vor dessen Bild er stand; gegen den Mann, der jetzt zwei Jahrtausende die Menschheit beherrschte, ihr seine Gesetze vorschrieb; gegen den Mann, der jede freie Lebensregung hemmte, der alles Denken und alles Thun des Menschen einzig für sich in Anspruch nahm. Freiheit, Freiheit wollte der Mensch; er gab ihm ein unerfüllbares Gesetz! Was that's, daß er seine unerschöpfliche Gnade dem in Aussicht stellte, dessen Kräfte nicht ausreichten! — Nicht Gnade, Gerechtigkeit! — Wer hatte denn die Sünde in die Welt gebracht? Gott, der Allmächtige, von dem alle und jede Kreatur geschaffen! Er hat den Keim des Bösen wie des Guten in des Menschen Brust gesenkt; und nun will er sein Geschöpf strafen, weil das Eine stärker in ihm ist als das Andere?! — Auflachend reckte der junge Geistliche die Hand zum Kreuze empor und wollte sich zun» Gehen wenden. Aber wieder blieb sein Auge auf der Knechtsgestalt haften und wieder traf ihn der sterbende Blick des Gekreuzigten. — Er hat gelitten, er hat geduldet, sprach es in ihm, weshalb, wofür? —

Eine heiße Blutwelle ergoß sich über sein Angesicht. Er stand und starrte hinauf, unverrückt, unbeweglich. — Wie ein bitteres Unrecht, eine schwere Schuld gegen dies erhabene Wesen erschienen ihm die Gedanken, die er soeben gehegt. Wer für seine Ueberzeugung den qualvollsten Tod erleiden konnte und ohne einen bitteren Gedanken dem Leben entsagte, mußte der nicht ein Wesen, sei es Mensch, sei es Gott sein, dem sich ein schwacher Erdgeborener anvertrauen konnte? — Trug denn der Reine, Unbefleckte die Schuld, daß übereifrige Jünger seine Worte zum starren Dogma geprägt hatten, zum tyrannischen Gesetz? — Nein, nein! Du Christus, bist die reinste und schönste Erscheinung alles Lebens. Ein Schritt von Dir fort ist ein Schutt zum Bösen. Du bist, wie Du selbst gesagt, der Weg zur Wahrheit, und ich kniee nieder und bete Dich an . . .

18*

268 Julius petri in Veilin.

Der Geistliche breitete in Entzückung die Hände zum Kreuze aus. Er wollte sich niederwerfen am Fuße des Crucifires; aber wieder hielt ihn das blauschimmernde Auge des Heilands mit unerklärlicher Gewalt zurück. Er faltete die Hände und starrte hinauf, andachtsvoll, doch ohne Gedanken. Und plötzlich tauchte die Frage in seiner Brust auf und er stellte sie laut an das Christusbild: „Warum wurdest Du am Kreuz geschlagen?“

Er konnte nicht glauben, nicht fassen, daß durch den Tod des einen die Sünde aller gebüßt sein sollte. Er konnte nicht glauben, daß hier für immer der höchste Punkt der Weltentwicklung erreicht, und den Nachlebenden nicht noch ein anderes, weiteres Ziel geblieben sei: Das höchste Glück des Menschen ist ja nicht der Besitz der Wahrheit, sondern das Ringen nach ihr. —

Und er starrte hinauf, als könne das geschnittene Bild die Antwort geben. Ein Windstoß fuhr einher und riß dem Bild die letzten vertrockneten Blumen vom Haupt. Die Enden des Stechpalmenkranzes flatterten hin und her und schlugen in das leidende Angesicht.

„Warum wurdest Du am Kreuz geschlagen?“

Warum?

Er begann das Leben und Leiden des wunderbaren Menschen zu überdenken, das in dem Crucifix versinnlicht vor ihm stand. Sein Leben, den Kampf der neuauftauchenden Ideen gegen den alten jüdischen Dogmatismus, den Kampf, der in irgend einer Form stets fortgekämpft ist, so lange die Erde steht, den Kampf des nährenden, lebenden Gedankens gegen die umschließende, beengende Form . . .

Er sann und sann . . .

Und da ward es ihm plötzlich offenbar, daß auch er diesen Kampf soeben kämpfte, daß auch in ihm die frische eigene Ueberzeugung gegen die altehrwürdige der großen Masse streite.

Wie eine Erleuchtung kam es über ihn. Christus ist in den Tod gegangen für seine Ueberzeugung, verfolgt vom Glaubenswahn der Menge. Er hat gesprochen: „Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach!“

Folge mir nach!

Und nicht Die sind die Nachfolger des Erhabenen, die in ängstlichem Haften an dem geschriebenen Wort der inneren Stimme Schweigen gebieten, sondern die unbekümmert um die Anfeindung der Welt mit dem großen Wegweiser Christus sich mühen und kämpfen, um durchzudringen zu dem Licht, das unbestimmt und durch Wolken verschleiert in der Ferne schimmert.

Das Recht ist überall, wo die Ueberzeugung ist.

„Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach!“

Mit fliegendem Athem, die Hände gefaltet, stand und stand der junge Geistliche und starrte hinauf zu dem Christusbild.

Der Abend senkte seine ersten, dämmerigen Schleier herab. Aber dicht über dem Horizont brach die Sonne durch einen Wolkenstreifen und vergoldete von unten auf den grauen Himmel, wie ein Feuer das hohe Gewölbe einer

Christus am Kreuz,

26g

inächtigen Kirche. Die westliche Landschaft zeichnete sich dunkel ab wie ein Gemälde vom goldenen Grund.

Langsam versank die glühende Scheibe. Grau und grauer lagerten sich die Schatten über die Ebene. Das Lachen des Spechtes, der kreischende Ruf der Elster erklang noch einmal aus der Ferne. Eine Schaar Krähen flog herbei und bevölkerte die kahlen Bäume, Nachtruhe dort zu halten. Abendläuten im nahen Dorf; feierlich leise Schwingungen andachtsvoll verklingend . . .

Tiefer und tiefer senkten sich die Schatten. Kaum hob sich noch das Kreuz von den dunklen Stämmen ab. Die Finsternis; schlug ihren Mantel über die Flur.

Tiefaufathmend wandte sich der junge Mann zum Gehen. Ein feiner Regen kam vom Himmel herab. Ganz leise rieselte, raschelte er durch das dürre Laub, das eine vor dem Wind geschützte Eiche noch von dem Borjahr zurückbehalten hatte.

Und stärker und stärker rauschte es hernieder. Aber langsam, achtlos des Wetters schritt der Wanderer zur Stadt zurück, deren flimmernde Lichter vor ihm auftauchten.

Ms er die Thür des Wohnhauses öffnete, ging eben Sophie mit ihrem langen, unhörbaren Schritt durch den Hausflur.

Ueberrascht blieb sie stehen, als die regentriefende Gestalt eintrat.

„In solchem Zustande, Richard?“ fragte sie staunend.

Er schritt auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Aber wo waren Sie denn?“ fuhr sie besorgt fort; „konnten Sie denn nicht Schutz vor dem Regen suchen?“

„Ich habe eine Vision gehabt!“ sprach er langsam, mit lächelndem Vkunde.

Sie sah ihn groß an.

„Eine Vision?“

„Jawohl. Christus ist mir erschienen.“

„Christus?“

„Jawohl. Er hat mir meinen Lebensweg gezeigt.“

„Ihren Lebensweg?“

„Jawohl. Ich werde Sie bald verlassen.“

„Verlassen? Uns?“

„Jawohl. Denn ich kann nie der Amtsnachfolger Ihres Vaters werden.“

Sie ergriff seine beiden Hände und blickte ihm lange in das muthige blaue Auge.

„Verlassen! Uns! Mich!“ sprach sie bewegt. „Und doch find wir uns ja in Wahrheit erst jetzt begegnet!“

Ein moderner Heldensang.
„L'ar^ent" von Emile Zola,
von
Klemens So, i>l.

— wic,, —

Die berühmte Roman-Serie Rougon-Macquart nähert sich ihrem Abschlüsse. Seit
ö.V^ Jahren verkünden die indiscreten Freunde Emile Zolas dem »eugierften Le>!.
Publikum des großen Romanciers, der Zeitpunkt sei gekommen, in welchem dieser daran
gehen werde, die beiden Schlußbände seines Werkes zu schreiben: den „militärischen
Roman", welcher die Endkatastrophe des zweiten Kaiserreichs behandelt und den
„wissenschaftlichen Roman", der die Summe aus allen vorangegangenen Bänden ziehen
und die darin angedeuteten Vererbungstheorien näher ausführen soll.

Dann hat der berühmte Realist sein literarisches Hauptunternehmen vollendet und
er kann auf seinem Landgute zu Medan in Ruhe seinen Kohl pflanzen. Allerdings
hat er, wie seine Jünger erzählen, zu dieser beschaulichen Muße keine Luft. Er ge-
denkt vielmehr die Welt von Neuem zu überraschen, indem er in völlig veränderter
Gestalt vor sie tritt. Er will sich einen neuen Styl schaffen, seine Compositions-
weise von Grund aus ändern, er will ein neues Feld für seine Thätigkeit suchen, er
denkt daran, die Bühne, auf der es ihm bisher so schlecht ergangen, mit einem litera-
rischen Staatsstreich zu erobern, er träumt davon, eine neue Methode von Geschichts-
schreibung zu entdecken und von seiner Muse überhaupt für immer Abschied zu
nehmen.

Bei all diesen Zukunftsplänen vermag sich Zola von seinem großen Lebenswerke
doch nicht so leicht zu trennen. Er hat sich die Aufgabe gestellt, das moderne Leben
im Rahmen seines Bildes ganz zu umfassen und da ist es kein Wunder, wenn ihm
dieses Bild immer unvollständig erscheint und wenn von Jahr zu Jahr ein neuer
Plan und ein neues Buch sich vor die angekündigten Schlußbände schieben. Daß
jüngste Werk, womit er soeben vor uns hingetraten, ist auch einer solchen Erweiterung
des ursprünglichen Programms entsprungen.

Vor einem Jahre ungefähr wurde Zola während einer seiner Fahrten von Paris
nach Medan vom Berichterstatter eines französischen Blattes, welcher die gute Idee
hatte zum berühmten Romancier in's Coupé zu steigen, über Inhalt und Tendenz
seines neuesten Werkes befragt, das er kaum begonnen hatte.

moderner Kzeldensang. Z71.

„Ich will,“ — so lautete damals die Antwort — „ein Buch schreiben, in welchem das Geld die Hauptrolle spielt. Ich will die Bedeutung des Geldes im modernen Leben nach allen Seiten hin erschöpfend darstellen. Aber glauben Sie nicht, daß ich zu denjenigen gehöre, welche donnernde Philippiken gegen das schändliche Metall loslassen. Mein Buch soll im Gegentheil ein Loblied auf das Geld sein“

Ein Loblied auf das Geld! Diese Ankündigung war wohl geeignet, die Leser des groben Realisten zu verblüffen, die bis dahin in seinen Werken das Geld stets im Zusammenhang mit den niedrigsten Instincten der menschlichen Natur gesehen. Das Staunen mußte nur steigen, als man erfuhr, daß dieser Roman des Geldes eigentlich ein Roman der Speculation werden sollte und daß Zola als Thema seines Lobgesanges sich die traurige Geschichte des berühmten Bontoux'schen Kraches erwählt hatte.

Aber gerade die Kühnheit dieses Unternehmens mußte der ungestümen Natur des Romanciers zusagen. Die oft angeklagte vielverleumdete Börse in den Mittelpunkt seiner Handlung zu stellen, sie mit poetischem Glänze zu umkleiden, die Hauptpersonen einer schwindelhaften Gründung, die Urheber einer entsetzlichen Katastrophe, bei deren Anblick ein nüchternes Menschenkind nur den Gedanken haben kann, sich die Taschen möglichst fest zuzuhalten, als moderne Heroen darzustellen, — das erschien Zola in hohem Grade verlockend. Ist doch der große Realist trotz seiner literarischen Methode, welche ihn auf Schritt und Tritt zu nüchterner Keimcilerei, zu breiter Ausmalung des trivialen Alltagslebens zwang, im Grunde genommen und seiner innersten Natur nach stets ein Freund des Ungewöhnlichen und Grandiosen geblieben, ein Romantiker im Realismus, ein Schilderer mächtiger Katastrophen, gewaltsamer Aktionen und hat er doch trotz all seiner Theorien niemals Bedenken getragen, dieser Vorliebe sogar die Wahrscheinlichkeit zu opfern, wie dies unter vielem Andern auch die bluttriefende Handlung seines letzten Werkes beweist. So mußte er auch an seinem neu erwählten Stoffe vor Allem das Gemaltige sehen: — den tollen Tanz der Millionen, welche von einer kühnen Hand in Bewegung gesetzt, durcheinandertaumeln, bis sie in ihrem Zusammenstürze tausende von Existenzen begraben.

Und nicht nur das? Thema, auch die handelnde Hauptperson konnte der eigenthümlichen Auffassung des kühnen Romanciers sympathisch erscheinen. Dieser abenteuerliche Sveculmt, welcher in seiner ausschweifenden Phantasie gigantische Pläne umherwälzte, welcher aus Nichts emporgestiegen auf die Eroberung der ganzen finanziellen Welt losging — er verschmolz sich in der Einbildungskraft des Schriftstellers mit einer anderen Gestalt, welche ihn seit jeher auf das Lebhafteste beschäftigt hat. Diese Gestalt kehrt in immer wechselnder Form fast in jedem der Romane Zola's wieder, sie ist gewissermaßen der Grundtypus jener zahllosen Reihe von Erscheinungen, mit denen der große Romancier seine Werke bevölkert hat, ES ist dies der Mann, dessen Geist von unersättlichem Ehrgeiz verzehrt wird, in dem ein unstillbarer Durst nach Macht, nach Genüssen aller Art, eine nie befriedigte Begierde nach äußerem Erfolg, eine schier übermenschliche Kampflust, brennt. Dieser Mann taucht im großen Romancyclus stets von Neuem auf, und fast immer in derselben Weise. Er kommt aus einem entlegenen Winkel Frankreichs, aus einer kleinen Provinzstadt, wo sein Drang in jahrelanger UnthStigkeit sich allmählich zur Kraft einer fixen Idee gesteigert hat — aller Hülfsmittel entblößt, landet er in Paris.

Hier, im Mittelpunkte des modernen Lebens sieht er alle Ziele, nach denen er in ehrgeizigen Träumen so oft gegriffen, dicht vor sich und sieht sich doch durch eine unübersteigbare Kluft von ihnen getrennt. Sein sehnüchtiges Verlangen wird zu düsterem Grimm, mit krampfhaft gespannter Willenskraft macht er sich zur Eroberung dieser Welt auf, deren Grenzen ihm verschlossen scheinen, je unerreichbarer das Ziel, desto starrer wird sein trotziger Entschluß! — Hat Zola Etwas aus seinem eigenen Wesen in diese mächtige Gestalt hinübergewonnen, ein Theil seiner eigenen Erinnerungen aus einer harten Jugendzeit, aus einem jahrelangen grimmigen Kampfe um den literari-

272 Clemens Schmal in Wien,

schen Erfolg? Wir möchten es fast glauben, wenn wir seine Vergangenheit in den Aufzeichnungen seiner Freunde betrachten, — die Geschichte jener Jahre, in denen er als unbelannter Scribent mit unbeugsamer Ausdauer Schritt für Schritt auf dem einmal betretenen Wege vordrang, unter härtesten Entbehrungen, mit journalistischer Handwerksarbeit kümmerlich sein Dasein fristend und dennoch stets von jener trotzigsten Zuversicht beseelt, welche ihm als Lohn all dieser Mühen früher oder später den ersehnten Triumph verhieß: die Eroberung des literarischen Paris. — Wie dem auch sei, jener Typus des lüthnenden Eroberers ist ihm immer der liebste geblieben und er hat ihn ohne Unterlaß variirt wie ein Maler, dem die Züge eines zu besonderer Stunde erfaßten Gesichtes ohne seinen Willen stets unter dem Pinsel wiederkehren. Bald ist es ein ehrgeiziger Priester, der eine ganze Stadt seinem Einfluß unterjochen will und dann heißt er Abbé Mouret, bald ist es ein rücksichtsloser Staatsmann, dem es um politische Macht zu thun ist und dann heißt er Eugène Rougon. Vor Allem aber ist es der Mann, welcher dem mächtigsten Mittel zu Einfluß und Genutz nachjagt, dem Reichtum. In dieser Form führt er verschiedene Namen, aber am kräftigsten hat ihn Zola vor Jahren schon in einer Gestalt verkörpert, die er nunmehr auch in den Mittelpunkt seines jüngsten Werkes gestellt hat.

Dieser Mann heißt Saccard. Er ist die Hauptperson des zweiten Romanes in der Serie der Rougon-Macquart („Le roman expérimental“) und dort erfahren wir auch seine Vorgeschichte und die Anfänge seiner bewegten Laufbahn. Aber vorher schon hat uns Zola in einer Novelle („Le roman expérimental“) einen Theil jener Lebensgeschichte in besonderem Rahmen vorgeführt, — so sehr fesselte ihn seit jeher die Gestalt dieses seines Lieblingshelden. Saccard kommt aus Plassans nach Paris. Er hat Nichts mitgebracht, als seinen Ehrgeiz und den festen Vorsatz in kurzer Zeit reich zu werden, ganz unermesslich reich. Er bedarf nur eines Punktes, auf dem er Fuß fassen könnte, um zu den Höhen emporzuklimmen, von denen er träumt, — aber diesen Punkt vermag er eben nicht zu finden und im grimmigen Gefühl seiner Ohnmacht durchstreift er die Straßen dieses Paris, welches er sich unterthänig machen will. Ein eigenthümlicher Zufall giebt ihm endlich das Mittel in die Hand, wonach er sucht, allerdings ein Mittel, nach dem nicht Jeder greifen würde. Ein reicher Mann bietet ihm die Hand seiner Tochter an, nebst einem stattlichen Vermögen als Mitgift. An diesem unerwarteten Glück klebt jedoch ein Makel, das Mädchen, dessen Hand Saccard angetragen wird, hat einen Fehltritt hinter sich und er soll die Folgen mit seinem Namen decken. Er besinnt sich nicht lange, greift zu und steht nun auf der ersten Stufe der Leiter, die ihn emporführen soll. Mit dem Gelde, das er jetzt besitzt, stürzt er sich zuversichtlich in den Kampf und — er siegt. Seine nimmer rastende Phantasie gebiert einen Plan nach dem andern, seine kühnen Speculationen bringen die gewaltigsten Umwälzungen in Paris hervor, er ist reich und mächtig. Aber nur eine kurze Weile dauert die Herrlichkeit, die unersättliche Leidenschaft Saccards hat die Grundlagen seines Werks untergraben, — ein unglücklicher Augenblick stürzt ihn wieder in jene Tiefe zurück, aus der ihn der Zufall emporgetragen. Er ist wieder Wittwer und wieder arm, er steht genau auf derselben Stelle, auf der er vor Jahren stand und es bleibt ihm nichts übrig als sein Spiel von Neuem zu beginnen. Er wird es thun, denn seine Kraft ist ungebrochen und das Mißlingen hat nur die Zähigkeit seines Entschlusses gesteigert.

In diesem Augenblicke erfaßt Zola die Hauptgestalt seines jüngsten Wertes zu Beginn der Handlung. Das ist der Mann, wie er ihn braucht, um eine ganze Armee von Millionen in Bewegung zu setzen, um das Gold in Strömen durch alle Seiten seines Buches fließen zu lassen und eine fieberhafte Atmosphäre des Geldrausches darin zu schaffen, welche uns ganz vergessen läßt, daß es außer dem edlen Metall noch andere beachtenswerthe Dinge auf der Welt und im Gesellschaftsleben giebt. Aber nicht genug daran, der große Romancier hat den Typus seines Helden noch eine Steigerung erfahren lassen. Er hat das Wesen Saccards gewissermaßen destillirt, bis nichts davon zurückgeblieben ist, außer den Eigenschaften und Trieben, die er für seine Aufgabe braucht.

Dieser Saccard ist nicht mehr der Mann, welcher dem Genüsse und der Macht in Form des Geldes nachjagt, er ist ein fabelhaftes Geschöpf, welche« das Geld um des Geldes willen erstrebt, sein Drang ist eine Art von Monomanie, welche ihn treibt Millionen ohne Unterlaß auf Millionen zu häufen, kurz dieser Zola'sche Held ist eine Abstraction: der Speculmt an und für sich und ohne irgend welche sonstigen irdischen Beimengungen. Der Vorkämpfer des Realismus ist hier wieder in seinem Ungestüm über alle Grenzen der Wahrheit und Natürlichkeit hinausgegangen, aber solche Ueberschwänglichkeiten setzen uns bei ihm nicht mehr in Erstaunen. Einer der geistreichsten französischen Kritiker, Jules Lemwtre, hat über das vorletzte Buch des berühmten Romanciers, seinen Mord- und Blutroman, gesagt: es sei ein Epos aus voisintfluthlichen Zeiten. Dieses «igenrhmliche Urtheil laht sich ebenso gut auf die meisten Werke Zolas anwenden. In jedem begegnen wir solchen Gestalten, welche in der naiven Einfachheit ihres Fühlens und Wollens, in der elementaren Kraft ihrer Instinkte gar nicht mehr an die complicirten, widerspruchsvollen Wesen erinnern, wie sie die Gegenwart hervorbringt, sondern auf jene vorhistorische Zeiten zurückweisen, in denen der Mensch ohne Schwanken und Widerstand der Natur gehorchte, die mit der Stimme seiner Triebe gebieterisch zu ihm sprach. Im Rahmen eines modernen Gesellschaftsbildes sehen solche Gestalten wie phantastische Ungethüme aus und trotz des Lebens, das der Autor ihnen einzuhauchen versucht, merkt man ohne Mühe, dag man es mit abstracten Personificationen zu thun hat, die er seiner Idee zu liebe geschaffen.

An solchen Figuren ist das jüngste Werk Zolas besonders reich. Schon die nächste Hauptgestalt, die er dem Helden, um den Grundgedanken deutlich hervorzuheben, an die Seite gestellt, gehört zu derselben Kategorie. Es ist der Ingenieur Hamelin, der Mann der Wissenschaft und deS modernen Fortschrittes. Er steht so vollständig im Banne seiner fixen Jdeeu wie Saccard unter der Herrschast der seinigen. Alles, was wir aus dem innern und äuszern Leben HamelinS erfabren, beschränkt sich mehr oder weniger darauf, das; er seit Jahren rastlos der Verwirklichung eines genial ersonnenen Planes nachgeht: er will die Schätze Asiens für Europa erschließen, er hat ein vollständiges Netz von Schiffslinien und Eisenbahnen entworfen, welches einem kühnen Unternehmer die Herrschaft über das Mittelmeer und den östlichen Welttheil sichert, er hat auf jahrelangen Reisen Silbergruben und Kohlcnerwerke entdeckt, welche der Ausbeutung harre».

Natürlich ist Hamelin dabei, wie dies Erfinder und Entdecker, seit Romane und Theaterstücke geschrieben werden, zu sein Pflegen, scheu, unbeholfen und durchaus unfähig seinen Geoanken im praktischen Leben Haltung zu oerschaffen. Es ist auch selbstverständlich, daß er und Saccard einander finden, um sich gegenseitig zu ergänzen. Saccard öffnet dem kurzsichtigen Mann der Forschung die Augen, er zeigt ihm das Mittel, welches seinen Ideen zum Leben verhelfen kann: die Speculation. Der kühne Speculant hat zugleich für sich selbst den Weg gefunden, der ihn zu seinem Ziele führen soll, die Zauberformel, welche ihm die Millionen zufließen lassen mutz. Eine Actieugesellschaft wird gegründet, um für die Pläne HamelinS das nöthige Capital herbeizuschaffen und — wir treten in jene Welt des Geldes, die ZolaS Buch zu schildern unternommen, Datz der berühmte Romancier bei solchen Schilderungen mit pedantischer Genauigkeit vorgeht, ist bekannt. Er hat uns die Darstellung jener Welt versprochen, die um die Million gravitirt, und er ist ein genauer Mann, der sein Versprechen bei Heller und Pfennig einlöst. Nichts darf an seinem Bilde fehlen, es muh vollständig sein wie ein guter Catalog. So finden wir denn darin vor allem eine erschöpfende Musterkarte von Millionären jeder Sorte. Obenan der Grotzmillionär Gundermann, das Haupt der berühmten Dynastie von Millionären, — es ist leicht zu errathen, daß Rothschild gemeint ist, — der unumschränkte Herrscher in diesem Reiche des Goldes, der unermüdlich auf die Vermehrung seiner Macht bedacht ist, und eifersüchtig jede neu entstehende Nebenbuhlerschaft bewacht. ALS Gegenstück zu dieser Verkörperung deS ewig

2?H Clemens Sokal in Wien,
wachsenden Capital«: die Gestalt der Herzogin von Orviedo, der Wohlthäterin en 310«,
welcher ihr Mann ein rasch zusammengerafftes Vermögen von dreihundert Millionen
zurückgelassen und die diesen sündhaft erworbenen Reichtum nun als unerschöpflichen
Goldregen über die dürftige Welt ausstreut. Hierauf in langer Reihe die Schaar der
Millionäre geringerer Art, zwanzigmache, zehnfache und auch — die Bedauerswertlien! —
einfache Millionäre, Millionäre mit schmutzigen und mit reinen Händen, Millionäre,
denen es darum zu thun ist ihren Reichtum auf lustige Weise loszuwerden, und solche,
die es vorziehen ihre Millionen zu vermehren.

Nach den Millionären kommt die noch größere Zahl derjenigen, die es werben
wollen, vom braven Kaufmann angefangen, der sein mühsam erworbenes Vermögen aufs
Spiel setzt, um es zu verzehnfachen bis zum kleinsten Rentier hinab, den die Lockungen
des Kurszettels zu Hause nicht schlafen lassen. Die Reihe setzt sich in's Unendliche
fort, und über diesem Gewühl, welches sich der Pforte des Reichtums fieberhaft zu-
drängt, über dielen zahllosen Köpfen, deren Zügen die gleiche Leidenschaft, den gleichen
Stempel aufgedrückt, schwebt wie ein Raubvogel über dem Schlachtfeld, die Gestalt des
Geldagenten Busch, der seine Opfer belauert, eine augenblickliche Nothlage, einen Schmutz-
fleck in der Vergangenheit des Bewachten benützt, um im rechten Moment als sein
Verhängnis; vor ihn hinzutreten. Er hat auch in Saccard's Vorleben einen solchen
dunklen Punkt erspäht: die Verführung eines armen Mädchens, ein Kind, welche diesem
längstvergessenem Verhältnis; entsprungen und im tiefsten Pfuhl des Pariser Elends
und Lasters verkommt.

Dadurch werden wir zu jener anderen Welt hinübergeleitet, welche zu dem von
Zola geschaffenen Bilde die dunkle Folie herzugeben hat. Hier der blendende Glanz;
des Goldes, dort das Elend in seinem Schmutz: den wirkungsvollen Contrast durfte
sich der wohlberechnende Romancier nicht entgehen lassen und er läßt uns daher mit
einem jähen Sprung die ganze Weite der Kluft durchmessen. Nachdem wir in Millionen
heimgewatet, stehen wir mit einem Male, wenn auch nur für einen Augenblick, mitten
im Jammer einer Zinskaserne aus der ärmsten Vorstadt von Paris. Wir sollen dort
nach dem Sohne Saccards suchen, aber wir wissen, daß dies nur ein Verwandt gewesen
ist uns hinzuführen, weil dieser Sohn im Buche und der Handlung desselben doch
eigentlich nichts zu thun bat. Dafür haben wir die Gelegenheit unsere Umgebung zu
beobachten und mit einem jähen Eolophoniumblitz wird diese ganze dunkle Welt be-
leuchtet, um im nächsten Augenblick in ihre Finsternis; zurückzusinken.

Mitten in dieser theatralisch unheimlichen Beleuchtung sehen wir die Gestalt des
Socialisten Sigismond Busch auftauchen, wie eine düstere Drohung des neuen Welt-
theiles gegen den andern. Der schwindsüchtige junge Mann, welcher in einem ärmlichen
Stübchen der Gegenwart entrückt, weltbeglückende Umsturzpläne entsinnt, das ist der
äußerste Endpunkt dieser Figurenreihe. Sein Haß gegen das Gold ist ebenso glühend
und ebenso uneigennützig, wie die eigenthümliche Leidenschaft, die der Held des Buches
für das edle Metall empfindet; er ist der verkörperte Gegensatz zu Saccard.

Wir sehen, an Vollständigkeit läßt die Zusammenstellung, die Zola uns bietet,
nichts zu wünschen übrig. Wir haben eine ganze Welt von peisonisirten Argumenten,
welche für und gegen das Geld vorgebracht werden könnten, vor uns und diese Welt
ist nach den Gesetzen der Symmetrie und des Contrastes sorgfältig geordnet. Man
könnte den künstlichen Aufbau eines Zola'schen Romans mit der ssompofitiontweise
Richard Wagners vergleichen. Selbst die „Leitmotive" fehlen bekanntlich in keinem
größeren Werke des realistischen Romanciers. In dem gegenwärtigen ist es die Schilde-
rung der Börse, welche immer wiederkehrend, stets von Neuem variirt, den Grundton
des Buches angiebt. In solchen Schilderungen, welche die nüchternste Description in
ein mächtiges Etimmungsbild zu verwandeln wissen, ist die Virtuosität des jgroßen
Realisten hier wie anderwärts bewunderiswerth und unerreichbar. Wir sehen das
vrhänguißvllle Gebäude, in welchem die großen Schlachten der Millionen gegen ein-

ander ausgekocht werden, immer wieder vor unseren Augen auftauchen. Bald liegt es in voller Mittagsgluth vor uns mit lärmendem Leben erfüllt, bald ist es eine todte Steinmasse im trüben Nebel eines Winterabends? wir sehen es von außen und von innen in all seinen Theilen, ja selbst von oben herab wird es uns einmal aus dem Fenster eines Nachbarhauses gezeigt, damit nur nichts an der Genauigkeit der Darstellung fehle! Dieses Gebäude steht im Mittelpunkte der Begebenheiten, die sich nun vor uns abspielen. ES ist der große Magnetberg, der die Saccard'sche Millionen mit unwiderstehlicher Macht an sich heranzieht und zugleich, wie wir voraus wissen, die Klippe, an welcher der kühne Spekulant früher oder später zerschellen muß. Wie dies Schicksal sich langsam vorbereitet, läßt sich mit seinen Einzelheiten, die hier in Ziffern bestehen, nicht wohl in Kurzem wiedergeben. In seinen großen Zügen ist der Gang der Dinge derselbe, wie wir ihn aus dem täglichen Leben kennen und wie Zola ihn an dem traurigen Fall, der ihm als Modell diente, fand.

DaS Unternehmen, welches durch die Spekulation in'S Leben gerufen wurde, wird durch die Spekulation in seinen Grundlagen untergraben. Die Actien der Saccard'schen Gesellschaft erreichen Dank dem kühnen Spiele, das der geniale Speculant betreibt, bald eine schwindelnde Höhe, Da erwacht die Eifersucht des großen Kapitals. Gundermann, der Geldkönig, fühlt seinen Thron erschüttert und Waffnet sich zum Kampfe gegen Saccard. Der Sieg ist ihm sicher, denn lange schon hat Saccard den sicheren Weg verlassen, der ihn nicht zu seinem erträumten Ziele führen könnte; trotz aller Warnungen Hamclins hat er das Unternehmen auf jene abschüssige Bahn geleitet, auf welcher jeder Schritt es dem Abgrund näher bringt. Einen Augenblick lang hält das Werk des Spekulanten den Angriffen seines Gegners stand, Saccard genießt seinen Triumph mit vollen Zügen, — dann stürzt der haltlose Bau zusammen, tausende von Existenzen unter seinen Trümmern begrabend. Saccard und Hamelin zählen selbst zu den Opfern, denn sie waren nur die uneigennützigen Diener ihrer Ideen, oder vielmehr ihrer fixen Ideen und haben es unterlassen, vor der Katastrophe für die eigene Rettung zu sorgen. Der Strafe, welche die Justiz über sie verhängt, vermögen sie sich noch rechtzeitig zu entziehen: sie fliehen in'S Ausland, Saccard, um sein mißlungenes Spiel an einem andern Orte wieder aufzunehmen, Hamelin, um wieder im Verborgenen zu forschen und gigantische Pläne zu entwerfen.

Und die Moral der Geschichte? Denn der Roman Zolas hat eine Moral, die er uns selbst im Voraus angekündigt und auf die er an mancher Stelle seines Buches nachdrücklich hinweist. Um sie unzweideutig aussprechen zu können, hat der realistische Romancier, der es vermeidet, in eigener Person zu moralisiren, jenen beiden Hauptgestalten eine dritte an die Seite gestellt, eine der eigenthümlichsten Frauengestalten, die er je geschaffen.

ES ist dies Caroline, die Schwester Hamelins, welche Saccard liebt, ihm helfend und mahnend zur Seite steht und grohmützig zu verzeihen weiß, als sie zum Schlüsse sich und ihren Bruder durch den wahnsinnigen Ehrgeiz des Spekulanten in Schande und Unglück gestürzt sieht. Diese Frau hat, so sonderbar dies auch klingen mag, ihre eigene symbolische Bedeutung in dem Buche. Wir würden sie wohl selbst nicht errathen aber Zola hat in resoluter Manier unserem Scharfsinn nachgeholfen. Das mächtige Gesellschaftsbild des großen Realisten erinnert in dieser Beziehung merkwürdig an jene mittelalterlichen Gemälde, jene tiefsinnig naiven Allegorien, auf denen jede einzelne Figur eine Tugend oder ein Laster vorstellt und dem Beschauer ihren Sinn auf einem Papierstreifen erklärt, der ihr aus dem Munde geht. Saccard ist eine Verkörperung der Spekulation — dies wird uns oft genug ausdrücklich gesagt, sein Bundesgenosse Hamelin ist die Personifikation der Forschung und des Fortschrittes und auch Caroline ist mehr als ein gewöhnliches Frauenzimmer, wie wir erfahren. In dieser Gestalt hat die Symbolik des Buches ihren kühnsten Wurf gewagt, aber hier ist es auch dem

276 Clemens Zotal in Wien.

Autor gelungen, Mit einer seelenlosen Abstraction ein wahrhaft lebendes Wesen zu schaffen.

Dieses Weib mit jugendfiischen Zügen unter schneeweißem Haar, welche» frühe Sorgen im Alter von kaum dreißig Jahren so gebleicht haben, mit einem Körper von unzerstörbarer Kraft und Schönheit, mit einem Gemütbe von bewunderungswürdiger Ellsticität, das sich durch jede Verdüsterung zu neuem Sonnenschein durchkämpft und aus äußeren und inneren Stürmen nur gestalt hervorgeht, ist eine lebenswahre Erscheinung von eigenthümlichem Reiz, aber diese wahrhaft poetische Figur ist zugleich eine Allegorie auf — das Leben selbst, die ewig unzerstörbare Lebenskraft, welche jeder Gefahr Trotz bietet.

Auf diesen Standpunkt müssen wir uns stellen, um das Uitheil zu begreifen, das Zola über seinen Helden fällt und in den Mund Carolinen? legt. Sie verzeiht dem Speculanten all' das Unheil, dessen Urheber er war und ertheilt ihm feierlichst die Absolution von all seinen Sünden.

„Die Speculation, das Spiel" — so heißt es ungefähr am Schlüsse des Werles — „find für den Fortschritt der Menschheit dasselbe, was die Süßigkeiten der Liebe für ihre Fortpflanzung. Ohne die Liebe wäre die Welt längst ausgestorben, ohne die Speculation und ihre Leidenschaft würde sie keinen Schritt vorwärts thun. Wer wollte ihnen beiden da noch das Uebel und die Leiden zum Vorwurf machen, die fie über den Einzelnen manchmal bringen? Aus all dem vorübergehenden Ungemach geht die Lebenskraft des Ganzen ungeschwächt hervor; durch verheerende Katastrophen unberührt schreitet die Welt siegreich der Zukunft entgegen"

Das ist die Vertheidigungsrede für die Speculation, zu der Zola folgerichtig ge° langt ist, indem er von einer Lobrede auf das Gelb ausging. Es ist unnöthig, hier zu prüfen, zuzustimmen oder zu widerlege«! diese Gedanken sind, wie man ohne Mühe erkennt, weder neu noch sür alle Zeiten gültig, aber wir Pflegen es einem Anwalt auch nicht übel zu nehmen, wenn er im Oifcr für seine Sache ein wenig über das Ziel hinausschießt. Der Autor des „Germinal" würde bei kühlerem Vlute wohl selbst die Tragweite seiner jetzigen Behauptungen auf das richtige Maß eingeschränkt haben. Aber gilt das Plaidoyer auch für den Speculanten? Ist Saccard darum weniger schuldig, weil er eine culturhistorische Nothwendigkeit ist, ein treibendes Rad im Mechanismus unserer Zeit? Hier ist Zola von jener echt modernen Auffassung ausgegangen, die Alles entschuldigt, was sie begreift, die den Verbrecher freispricht auf Grund von statistischen Tabellen, welche die Gesetzmäßigkeit des Verbrechens nachweisen. Oder hat vielleicht dem großen Rainancier jene leicht begreifliche Sympathie des Autors für seinen Helden einen schlechten Streich gespielt und ihm seinen Saccard als einen modernen Heros dargestellt, während wir trotz der Millionenaureole in dem kühnen Abenteurer nur den Mann sehen, der sich frischen Muthes über den Unterschied von Mein und Dein hinwegsetzt?

Doch dies ist nicht der Maßstab mit dem ein Werl Zolas gemessen werden soll. Der große Realist bleibt stets Gesellschaftsschildcrer und nicht die Idee ist es, die seinen mächtigen Gemälden Werth verleiht, sondern die Gluti) der Farbe, die Kraft der Zeichnung. Ob ihm daher sein Lobhymnus auf das Gold gelungen ist oder nicht, wir bewundern die Meisterschaft, mit der er vorgetragen wurde.

Berichtigung zu dem Artikel:

Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen
auf griechischem Boden.

„Nord und Süd“, Heft 67, Februar 1891.

Der Redaction ist folgendes an den Herausgeber dieser Zeitschrift ge-
richtete Schreiben des Herrn Geheimen Ober-Baurath F. Adler in Berlin
zugegangen:

Hochgeehrter Herr Doktor:

In der von Ihnen herausgegebenen Monatsschrift: „Nord und Süd.“ (Februar»
Heft 1891.) Heft 67, Seite 218 steht wörtlich folgendes:

„außerhalb der Altis erhebt sich seit der Mitte des Jahres 1838 da«
nach den Plänen Zillers von Syngros erbaute Museum der Olympia'Altertümer,
deren Aufstellung unter der Leitung des Bildhauers Grüttner, eines Schülers von
Schaper vorgenommen worden ist.“

Hier liegt ein Irrthum des Herrn Verfassers vor. gegen den ich im persönlichen
wie sachlichen Interesse Einsprache erheben musz. Das in Olympia am Fuße des
Druva-Berges stehende Museum ist, nachdem der zweite von zwei meinerseits vorgelegten
Entwürfen die Genehmigung Seiner Majestät Georg Königs der Hellenen erlangt
hatte, unter meiner Oberleitung durch meinen Schwiegersohn Dr. Dörpfeld und den
Regierungs-Bauführer Siebold in den Jahren 1834—87 erbaut worden. Ich selbst
habe es im Frühjahr 1837 nahezu vollendet gesehen und seine feierliche Uebergabe hat
noch im selben Jahre stattgefunden.

Genehmigen Sie u. f. w.

F. Adler.

Geh. Oberbaurath,

) Illustrierte Bibliographie.

Hauffs Werte Mit mehr als 300 Illustrationen hervorragender deutscher Künstler.

Herausgegeben von Dr. Caesar Flaischlen. Stuttgart. Deutsche Verlags-

Anstalt. Erste Lieferung.

Seitdem Wilhelm Hauff, ein kaum zum Manne gereifter Jüngling, von frühzeitigem Tode dahingerafft wurde, sind mehrere Generationen von erzählenden Dichtern und Schriftstellern in Deutschland erstanden und wieder entschwunden, unter denen sich größere Talente befanden als er und die doch heute vergessen sind, während Hauff noch immer ein Liebling des deutschen Volles, insbesondere der deutschen Jugend ist. Wer greift heute noch nach einem Bande der großen Erzähler Tieck, Fouquée, Arnim! so selbst so viel gelesene Autoren wie Hoffmann, Sternberg u. f. w. die mit Hauff in der gleichen Epoche auftraten, finden kaum noch Anklang: des «rohen, jetzt ungenießbaren Jean Paul garnicht zu gedenken! Nur Chamisso's „Peter Schlemihl" und Hichendorfs lebenswürdiger „Taugenichts" sowie Immermann's unvergänglicher „Oberhof" erfreuen sich auch heute noch einer Popularität, die derjenigen Hauffs gleichkommen dürfte. Wodurch ist es Hauff, oer den meisten der oben genannten Dichter an schöpferischem, ursprünglichem Talente nicht gleichkommt, gelungen, sich im Gedächtnis; der deutschen Nation so frisch zu erhalte?»?

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden, wenn ich zunächst einen rein äußerlichen Grund dafür angebe. Als Voltaire im Alter die große Reihe von Bänden seiner Schriften vor sich sah, soll er seufzend ausgerufen haben: mit soviel Gepäck kommt man nicht auf die Nachwelt! Dieses Wort enthält viel Wahres. Jean Paul, Tieck, ja sogar der große Walther Scott sind diesem schweren Gepäck erlegen, — Hauff mit seinen wenig umfangreichen „fämmlichen Werken" wurde immer wieder von Neuem aufgelegt und gern in die Hand genommen; er, der in seinem Hauptwerke, dem „Lichtenstein," doch nur ein Nachahmer Walther Scotts gewesen war.

Neben diesem äußerlichen Grunde sind es aber gewiß auch innere Vorzüge, die dem jungen Dichter einen so großen Anhang verschafften und ihn auch heute noch genieß» b«r erscheinen lassen.

Zllustrirte Bibliographie.' 279

(5s ist vor Allem die Frische und Natürlichkeit seiner Darstellung, der gcmüthliche Plauderton, über den er verfügt, dem man ohne jede geistige Anstrengung zuhören kann. Dann aber auch die tiefe, echte Gemüthlichkeit seines urdeutschen Wesens, die nuS allen feinen Schriften zu uns spricht: der leichte glückliche Humor, die naive Fröhlichkeit und gesunde Lebenslust, mit der der Dichter die Welt anschaut. Die

jugendliche Persönlichkeit Hauffs mit feiner unverdorbenen Seelenreinheit und geistigen Frische kommt in seinen Schriften zum vollkommenen Ausdruck. Darum wirken sie auch hauptsächlich auf die Jugend und die breiteren Schickten des Volkes.

Wenn man bedenkt, daß die Schaffenszeit des Dichters kaum drei Jahre gedauert hat, so muß man erstaunen über seine Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit. Die Leichtigkeit, mit der er schuf, wäre ihm bei längerem Leben vielleicht verhängnisvoll geworden, so

230 Nord und Süd.

aber hat der frühe Tod den Dichter vor jener Vielschreiberei bewahrt, der selbst viel größere Talente zum Opfer gefallen sind. Er wird auch noch ferner ein Liebling der Deutschen bleiben, der Dichter des »Lichtenstein«, der reizenden »Märchen« und der »Phantasieen im Bremer Rathskeller«.

Das Unternehmen der »Deutschen Verlags Anstalt« in Stuttgart, Hauff in ein« Prachtausgabe mit Illustrationen berühmter deutscher Zeichner erscheinen zu lassen, kann daher nur mit großer Freude begrüßt werden, zumal die bisher vorliegenden Proben« Vorzügliches versprechen. Wir behalten uns vor bei weiterem Vorschreiten des Werke? auf dasselbe zurückzukommen. e.

Bibliographie.

23!

Leo N. Tolstoj's Gesammelte Werke.

Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Lieferung I—IV.

Berlin, Richard Wilhelm!.

Daß Graf Leo N. Tolstoj zu den interessantesten literarischen Erscheinungen der Gegenwart gehört, ist eine kaum noch bestrittene Thatsache, gleichzeitig aber wächst die Erkenntnis; Je eingehender man sich mit den Werken des Dichters beschäftigt, je tiefer man eindringt in die Gedankenwelt, die Tolstoj durch seine Werdekraft eröffnet, desto schwerer ist es über seine Eigenart das letzte Wort zu sprechen! Daß der russische Dichter, der in allen seinen bedeutendsten Schöpfungen sich Fragen der Zeit und der Menschheit zum Stoffe gewählt und sie in uneingeschränkter Drastik und mit dem vollen Muthe der Wahrheit behandelt, zu den modernen Realisten gezählt wird, ist ebenso erklärlich wie es gewiß ist, daß seine Beurtheilung eine einseitige geblieben, wenn man glaubt Tolstoj's Schaffen, seiner Natur nach, hierdurch völlig gerecht geworden zu sein. Tolstoj ist gleichzeitig Idealist bis zu einer äußersten Grenze, bis dahin, wo schon der Illusionär beginnt. Er neigt in seiner Askese häufig bis, wir möchten fast sagen, zu marotten» harter Ueberschwänglichkeit, und derselbe Dichter, der in absoluter Souveränität sich über alle durch Sitte und Herkommen gebotene Zurückhaltung hinwegsetzt, um Menschen und Lebensverhältnisse, die er charakterisiren will, in unbedingter Verständlichkeit klar zu legen, führt uns mit seinen Ueberzeugungen auch in jene Regionen, wo Empfindung Alle» ist, und jede Vorstellung zur Allegorie wird. Vielleicht ist es gerade diese Proteus-Natur ohne Gleichen, die den, Einsiedler von Jasnaja Poljana das lebhafteste Interesse der Gebildeten aller Nationen zuwendet; seine große dichterische Bedeutung entspringt, nach unserem Dafürhalten, einer anderen Eigenschaft. Tolstoj besitzt die Gabe der Beobachtung in einem wahrhaft bewunderungswerthen, schier divinatorschen Umfange! Er ist ein meisterhafter Anatom der Seele, deren leiseste Regungen, jedes Zittern und Schwingen, Alles ist ihm offenbar; die allerintimsten Vorgänge, die wir, sei es aus irgend einer Scheu, oder — aus Eitelkeit, uns selbst nicht klar zu machen pflegen, dem genialen Blicke des Dichters entzieht sich nichts! Er erkennt Alles, er begreift Alles und zieht dann mit unerbittlicher Folgerichtigkeit die logischen Resultate. Leo Tolstoj mag als Künstler vom aesthetischen Standpunkte aus verschiedenartiger Beurtheilung unterliegen, als großartigen Psychologen, wird man ihn immer gelten lassen müssen! Es ist, als ob er mit einem „zweiten Gesicht" begabt wäre mit alle Vorgänge im Menschenherzen, und wie er dann zu deuten und zu künden versteht, die Kraft und Lebhaftigkeit seiner Schilderungen, läßt ihn uns allein schon als einen Dichter von Gottes Gnaden erkennen. So ist uns das Unternehmen, seine gesammelten Werke, in eine methodische Reihenfolge zu bringen und in trefflichster Uebersetzung, dem deutschen Volke darzubieten, ein sehr willkommenes, weil wir überzeugt sind, daß trotz des Reichtums unserer eigenen Literatur, die Werke Tolstoj's, in solcher Uebersetzung, d. h. so völlig dem Empfindungs- und Gedankengange des Dichters angepaßt, eine große Wirkung zum Guten ausüben können. Man lese doch nur die ersten Lieferungen dieser Gesamtausgabe, die unter der Bezeichnung: „Lebensstufen", „Kindheit" und den größten Theil des „Knabenalters" umfassen. Der Uebersetzer, Raphael Loewenfeld, belehrt uns, daß die „Lebensstufen" nach des Dichters Idee ein ganzes Menschenleben in der Form der Selbstschilderung behandeln sollten, daß aber dieser große Plan nicht gänzlich zur Ausführung gekommen, daß nur die „Kindheit" und das „Knabenalter" vollendet worden sind, während die Jünglingsjahre Fragment geblieben, und das Mannesalter überhaupt nicht geschrieben worden ist. Was uns aber von den ersten beiden Lebensabschnitten vorliegt, das läßt uns Tolstoj's hervorragendste dichterische Eigenschaften schon deutlich erkennen. Als Held der Erzählung wird uns zwar Nilolay Jrtieniew, ein junger Russe aus vornehmem Hause genannt, der uns autobiographisch berichtet, doch wird man nicht fehl gehen, wenn man hier eine Art von Beichte des Dichters selbst erkennt. Außerdem aber ist Nikolay Jrtieniew überhaupt ein Typus: der Typus eines Knaben der besten Kreise unseres Zeitalters. Da ist's denn wahrhaft erquicklich zu lesen, mit welcher Feinheit die seelischen Vorgänge in dem Kindesherzen geschildert sind; und wie Verkündigungen des absolut Wahren klingt es, wenn der Dichter von solchen Höhepunkten des Kindheitslebens spricht, wie sie häufig genug sich ereignen, und so selten Nord und Süd! V.N., 19

282 Nord und 5nd.

richtig verstanden und gewürdigt werden. Aus den Neinen Zügen, mit denen uns von des Knaben Abschied vom Elternhaus«, von seinen Empfindungen bei dem Tode, an der Bahre und beim Begräbnis der Mutter berichtet wird, sollen wir nicht nur deutlich des Dichters psychologische Meisterschaft erkennen, wir meinen, daß solche Schilderungen wirtlichen didaktischen Werth besitzen, und bedeutungsvolle Beiträge zum Studium der Menschenseele sind.

Es wird uns eine liebe Aufgabe fein, die weitere Folge dieser Gesamtausgabe der Tolstoj'schen Werte, immer mit directem Hinweis auf den Werth de« gerade Gebotenen, verzeichnen und begleiten zu tonnen. >. ^.

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel.

Herausgegeben von Karl Eggers. 2 Bände. Berlin, F. Fontane.

Selten wohl ist Künstlern so bald nach ihrem Tode eine gleich eingehende und liebevolle Lebensbeschreibung zu Theil geworden, wie sie die Brüder Eggers dem Meist« Christian Rauch, Andreas Oppermann, dem gioßni Schüler Rauchs, Ernst Rietschel gewidmet haben. Zu beiden Weiten — von der Rauch-Biographie erscheint fast gleichzeitig im selben Verlage der abschließende fünfte Band — gesellt sich nun als hochwill« lommene Ergänzung der Briefwechsel der beiden Künstler, von Karl Eggers mit Unterstützung Opvermllnns in umsichtigster Weise herausgegeben. Mit Recht weist der Herausgeber in seiner Vorrede darauf hin, daß ein Briefwechsel, wie der vorliegende, in der gesamten biographischen Literatur wohl beispiellos dastehen dürfte. „Einer der trefflichsten Künstler unserer Zeit beginnt denselben in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre mit seinem um achtundzwanzig Jahre jüngeren Schüler und setzt ihn ununterbrochen llchtundzwanzig Jahre hindurch in umfänglichster Weise fort bis zu seinem Lebensende.“ Die Stellung der beiden Meister in der modernen Kunst bringt es mit sich, daß ihre Briefe zugleich wichtige Beiträge zur Kunst- und Culturgeschichtc ihrer Zeit find. Ein Blick auf das sorgfältig angelegte Register zeigt uns, wie viele Personen und Verhältnisse hier mehr oder minder eingehend erwähnt werden. Aber auch über dieses rein historische Interesse hinaus bietet die Lectüre der stattlichen zwei Bände reichen Genuß. Denn sie eröffnen uns nicht nur den Einblick in da3 Schaffen und geistige Stieben zweier hochbe mutender Künstler, sondern lehren uns in ihnen auch die trefflichsten Menschen hochachten und lieb gewinnen. Wir sehen, wie aus den Beziehungen des dankbaren Schülers und Gehilfen zu feinem Meister im Laufe der Jahre sich ein auf gegenseitige Zuneigung und Hochschätzung begründetes Freundschaftsverhältniß entwickelt: wie der schüchterne Adept, der mit treuherziger Offenheit seine Atelierberichte an den llbwesenden Lehrer schreibt, allmählich zum selbständigen Künstler heranreift, stets begleitet von dem herzlichen Wohlwollen und Verständnis; des um so viel älteren Freundes. Hochinteressant ist es dabei zu beobachten, daß, während Rauch sich mit zunehmendem Aller immer mehr in einem eigenartig krausen, um Satzbau und Interpunction gänzlich unkümmerten Stil verliert, die anfänglich unbeholfene Schreibweise Rietschels sich fortgesetzt glättet und vertieft, bis zu jener ungezwungen gemüthvollen, aber doch künstlerisch voll« endeten Beherrschung der Feder, welche uns bereits in den köstlichen, der Opoeimannschen Biographie einverleibten „Jugenderinnerungen“ des Künstlers entzückt hat. — Somit sei diese Vublication, welche der Herausgeber mit einer aus den Quellen ge« schöpften kurzen Darlegung der Beziehungen beider Künstler zu einander bis zum Beginn ihres Briefwechsels eingeleitet hat, als werthvoller Beitrag zur deutschen BrieNiteratur der allseitigen Beachtung auf das Wärmste empfohlen. ?l. 8.

Herzog Albrecht von Preußen.

Eine biographische Skizze. Festschrift zum 17. Mai 1890 von Kall Lohmeuer.

Danzig, A. W. Kafcmann.

Jeder Leser dieser kleinen Schrift — und wir wünschen ihr viele — wird de« Eindruck haben, daß der Verfasser viel mehr über seinen Gegenstand weiß, als er giebt. Mit einer gewissen Kunst, weiß der Autor zu verhüten, daß die Fülle des Stoffes

die knappe Form nicht sprengt. Einer so reich begabten Individualität, einem von giotzen und schicksalsvollen Peripetie«« erfüllten Leben auf dem spärlichen Raum von Vier Druckbogen gerecht zu weiden, das war schon an sich eine Aufgabe, der nur Wenige gewachsen sind. Und doch fehlt aus dem reich verschlungenen und eigenthümlich sich gestaltenden Lebensgeschick dieses hohenzollern lein wesentlicher und chaiatterisirender Zug, und wem nicht, wie leider Vielen, bei der Behandlung vaterländischer Geschichte die Phrase Bedürfnitz ist, der wird seine Freude haben an der schlichten und doch nicht trockenen Zusammenstellung der Ereignisse und Züge, aus denen sich das Lebensbild zusammensetzt, und wird diese sprechenden Thatsachen um so mehr würdigen, als sonst in unseren Tagen die Historiographie, wenn sie auf die Hohenzollern zu sprechen tommt, einen gewissen höfischen Beigeschmack verspüren läßt. Was Ranke gelegentlich einmal von der nur durch Friedrich den Glotze» durchbrochenen mittleren Genialität dieser Dynastenfamilie anführt, die es aber verstanden hat, durch unablässige Thätigkeit und Unterordnung unter die Pflichten ihrer Stellung ungewöhnliche Schöpfungen zu Wege zu bringen, das chaiakteristit Albrecht ganz vornehmlich. Wir rechnen es unserm Verfasser hoch an, dah er, wenn schon voll Anerkennung der unermeßlichen Bedeutung, welche in Ulbrichts Anschluß an die refoimirte Lehre, in der Säcularifirmg Preuhens, in der Gründung der Universität Königsberg, in der Schaffung einer Zuflucht für das protestantische Belenninitz, in der Fort- und Durchbildung desselben durch eine lebensvolle, obschon nicht immer ansprechende Theologie, dennoch die höhe der ethischen und politischen Eigenschaften seines Helden nicht übertreibt. Mit gebührender Ge- rechtigkeit läßt er den Eindruck empfangen, wie öfters, ja meistentheils die Umstände und Verhältnisse mehr den Herzog trieben und trugen, als von ihm als erster Ursache hervorgerufen wurden, wie er aber mit hartnäckiger Stetigkeit den Richtungen nachging, die in seiner innern Ueberzeugung Wurzel gefatzt hatten. Sowie aber der Herzog und sein Lebenswerk eins der hauptfundamente des späteren preuhischen Königsstaats ge- wesen sind, so waren sie auch der Ausgangspunkt für die von da an immer deutlicher weidende Abnahme und Verkümmern der ungeheuren Machtfülle des polnischen Reiches. Einige Federstriche zur Andeutung des Verhältnisses der herzoglichen Schöpfung zu den beiden slawischen Oststaaten würde auch .die Skizze" ertragen haben. Sie fehlen nicht ganz, aber sie verlieren sich zu sehr in dem Farbenauftrag. Jedenfalls weiden die Klarheit und Gedrungenheit der Darstellung dem Büchlein auch in weiteren Kreise» Freunde werben. O

Bibliographische Notizen.

Hie sittliche Weltordnnng. Von Moriz Carriüe. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, 'F. Ä. Blockhaus.

Die neue Auflage unterscheidet sich von der eisten, welche vor 14 Jahren er- schien, nicht in wesentlichen Stücken, son- dern nur durch verschiedene Erweiterun- gen, die einigen Abschnitten zu Theil ge- worden sind. Doch machen wir auf das Erscheinen derselbe» aufmerksam im Inter- esse aller Derer, welche die erste Auflage kennen und mit Theilnahme die Schicksale eines Buches verfolgen, das eines nach- haltigen Eindruckes auf jeden gebildeten Leser sicher ist. Dah sich dies Wert zahl- reiche Freunde gewinnen muhte, war be- greiflich, da es die philosophischen An- sichten, welche der Münchener Aesthetiler und Kunsthistoriker in seinen vorangegan- genen, verbreiteten Schriften vertrat, in systematischem Znsammenhange darstellt und wissenschaftlich, dabei aber allgemein- verständlich, zu begründen sucht. Sicher wäre es gerade für unsere Zeit ein nicht

zu unterschätzender Gewinn, wenn die Stimme de« geistvollen Vertreters einer idealistischen Westanschauung von Neuem recht weithin vernommen würde.

>V . . . e.

Geschichte des deutschen Volkes. Von David Müller. Dreizehnte verbesserte Auflage, Besorgt von Prof. Dr. Fr. Junge, Berlin. Franz Vahlen.

Eine Empfehlung des längst bewährten Buches ist überflüssig. — Neu sind bei dieser Auflage die historischen Karten, die an entsprechender Stelle in den Text eingefügt sind, für Jeden, der sonstige Hilfsmittel nicht hat, gewih sehr erwünscht.

Neu ist ferner, datz die Erzählung, welche früher mit dem Jahre 1871 abhloh, bis 19*

Nord und Lud.

zur Gegenwart, ja, bis zum Alters» und Invalidengesetz fortgeführt ist, ein Umstand, der vielleicht für alle „Klebefpflichtigen“ nicht ohne Interesse fein dürfte.

Repetitor»«« der Geschichte der

Philosophie. Von Dr. Raphael

Koeber. Stuttgart, Carl Conrad».

Der jetzige Herausgeber von Schweglers altbekannter und bewährter «Geschichte der Philosophie» will in dem vorliegenden Illum 200 Seiten starken Buche dem Leser die philosophischen Hauptsysteme ihren wesentlichsten Punkten nach wieder in's Gedächtnis; zurückrufen, indem er speciell die Studirenden, welche vor dem Examen stehen, im Auge hat. Hierbei wird nicht nur die Lectüre des Schwegler'schen Lehrbuches vorausgesetzt, sondern eine gleichzeitige und beständige Benutzung desselben durch die fortlaufenden Verweisungen darauf erfordert, — Nicht alle Theile sind gleichwerthig ausgefallen. Die Darstellung der alten Philosophie ist, obwohl ziemlich Inapp, im Großen und Ganzen gut und übersichtlich, namentlich Solrates und die 3. Periode (nacharistotelische Philosophie). In der Neuzeit — denn das Mittelalter ist nur durch eine tabellarische Uebersicht vertreten — verdienen die Einleitung zum Rationalismus und Descartes besondere Hervorhebung. Weiterhin sind die Systeme von Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, Schilling und Hegel eingehender dargestellt, am ausführlichsten, nächst Kant selbstverständlich, und mit unverkennbarer Vorliebe das des letztgenannten Philosophen, während für Schopenhauer und Hartmann nur auf Schwegler verwiesen wird. Im Allgemeinen ist es dem Verfasser wohl gelungen, dem schwierigen Stoff die nöthige Klarheit und Verständlichkeit zu verleihen. 8. v. Geschichte der deutschen Verfassung»« Frage während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses 1812—1815. Von W. A. Schmidt. (Aus dem Nachlaß herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart, G. I. Göschen'sche Verlagshandlung. Daß die Schrift „weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus Beachtung verdient,“ darf man dem Herausgeber gern zugestehen, ob sie dieselbe finden wird, ist dagegen sehr zweifelhaft. Die Untersuchung ist nach Anlaß und Zweck zu kritisch gehalten, als daß auch andere Leute wie Historiker ein inniges Behagen dabei empfinden könnten, wenn sie dem scharfen, jedes Wort abwägenden Forscher

in seine innerste Werkstatt zu folgen, in den Stand gesetzt werden. — Die allgemeine Bedeutung des Buches liegt darin, daß manche Urtheile in Treitschkes „deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert“ über Personen und Dinge gründlich berichtigt werden. So auch die — man möchte trotz Treitschke beinahe sagen — Mythe, daß Stein der Träger des deutschen Einheitsgedanken im modernen Sinne gewesen sei. Der große Staatsmann, so wird hier schlagend nachgewiesen, hatte durchaus nicht, weder 1812, noch auch später, eine immer klare Vorstellung von der zukünftigen deutschen Verfassung; wenn er bestimmte Gedanken in dieser Hinsicht hegte, so dachte er stets an das deutsche Kaisertum vom 10.—13. Jahrhundert, alles Andere war auch bei ihm recht verschwommen und unklar. Mit dieser Berichtigung hängt auch der Zweck des Buches zusammen. Ohne daß es ausgesprochen wird, ist doch aus jeder Zeile herauszulesen, daß nicht begeisterte und begeistern sollende, nicht schillernde noch eine individuell gemodelte Geschichtsrhetorik die eigentliche Ausgabe des Historikers erschöpfe, sondern daß gerade auf dem so schwierigen Gebiete moderner Verfassungsfragen die unerbittlichen Gesetze historischer Forschung allein maßgebend sein sollten. — Man darf gespannt darauf sein, was Herr o. Treitschke zu dem Buche sagen wird. ^V<l.

Gymnasium und Universität. Bon
Eduard Zeller. Berlin, Hermann
Paetel.

Der Stimme des hochverdienten greisen Gelehrten dürfte in Fragen der Schulreform wohl ein besonderes Gewicht beizulegen sein. Sicher ist wünschenswerth, daß die inhaltreiche, in sehr ruhigem Tone geschriebene Abhandlung, die zuerst in der „Deutschen Rundschau“ erschienen ist, recht viele aufmerksame Leser finde. In keiner anderen Broschüre dürften so gründlich und anschaulich die Unzuträglichkeiten geschildert fein, welche sich nach Einführung einer „Doppelwährung“ auf den Mittelschulen für den Hochschul-Unterricht ergeben würden. Vielleicht erscheinen hier und da die Ausführungen Zellers zu konservativ, da sie auf eine Verteidigung des bestehenden, ja eine Iurückführung des älteren Vorrechts des humanistischen Gymnasiums hinauslaufen, welches allein geeignet sei, die richtige Vorbildung für die Universität

zu liefern. Aber die Mehrheitsbeschlüsse der Berliner Bersammlung, auf welcher die radicalen Umstürzler so glänzend Fiasko gemacht haben, haben ihm Recht gegeben: und auf Grund dieser Beschlüsse ist ein gesunder, vorsichtiger Fortschritt möglich und zu erstreben. Kl.

«riosto alSSattrikernnd italienische Portrait^.

Von S. Samosch, Minden i. Westfalen, I, C. C. Bruns.

Der Verfasser hebt in gewandter Darstellung die feine Ironie und Satire hervor, welche den Dichtungen Ariost's auch für unsere sonst wenig der Romantik zugeneigte Zeit einen eigenartigen Reiz verleihen. Es folgt ein Aufsatz über Torquato Tasso, und sodann vier italienische SchriflsteuerportraitS aus neuerer Zeit; Leopardi, Salvatore Farina, Matilda Serao und Antonio Fogazzaro. Alle diese Studien sind geistreich und anziehend geschrieben, ckr.

Die Seehäfen des Weltverkehrs.

Dargestellt von Josef R. v. Lehnert.

Dr. Carl Zehden, Johann

Holeczek, Dr. Theodor Cicalek

und Alexander Dorn. Wien

Aolkswirtyschaftlicher Verlag,
Alexander Dorn.

Die Verfasser gingen von dem Gedanken aus, daß der überseeische Verkehr heute für jeden Staat, der in commrcieller und industrieller Beziehung eine nur einigermaßen höhere Stufe erreicht hat, zu einer Wichtigkeit gelangt, wie er sie m gleichem Maße bisher nie besessen hat. Sie hielten es daher für nötyig, den Angehörigen de? Handels- undJndustriestaates die Möglichkeit zu verschaffen, ihre Kenntnisse auf dem Gebiete des Seeverkehrs zu erweitern und alle Factoren, welche hiebet einen wichtigen Plag beanspruchen können, fortgesetzt und aufmerksam zu beobachten. Nächst der Schifffahrt selbst spielen nun im Seeverkehr die wichtigste Rolle gerade die Seehäfen, die Pforten, durch welche der große internationale Verkehr geht, und auch die Knotenpunkte, um welche sich seine ledhafte Thätigkeit gruppirt. Das vorliegende Werk, welche? mit 4IK) Illustrationen und Hafenplänen aus» gestattet sein wird, bietet nun dem Leser eine Reihe von Einzelschilderungen, welche aber doch insofern zu einem abgeschlossenen Ganzen aufgebaut sind, daß die Beziehungen der Handelshäfen unter einander ihre richtige Würdigung gefunden haben. Jeder Abschnitt enthält eine Schilderung der all-

gemeinen geographischen Lage, die Topographie der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten, eine kurze Skizze ihrer historischen und commerciellen Entwicklung, endlich statistische Angaben über Handel und Verkehr unter gleichzeitiger Berücksichtigung der wichtigsten Industriezweige des Ortes. Außerdem werden die betreffenden Küstenstriche und Meerestheile zwar kurz, aber richtig charakterisirt. Vor uns liegt zunächst der abgeschlossene erste Band, welcher alle wichtigere» Handelshäfen Europa«, sowie auch der asiatischen und afrikanischen Küsten des Mittelmeerbeckens umfaßt: der zweite Band wird alle übrigen Handelshäfen behandeln und im Verlaufe des nächsten Jahres fertiggestellt sein. Die sehr guten Abbildungen sind durchweg Original-Holzschnitte von sauberster Arbeit. Die Lecture des Buches empfiehlt sich somit nicht bloß für die Interessenten des Handels- und Gewerbestandes, sondern auch für Jeden, der sich über die geographischen Verhältnisse der Handelsplätze belehren lassen will. K[^].

Tausend und ein Tag im Occident.

Von Ernst von Hesse - Wartegg.

Leipzig, Carl Reißner.

In einem zweibändigen Werke veröffentlicht Hesse-Wartegg, dieser vorzügliche Kenner Amerikas, dessen vor einigen Jahren erschienenen Buch über diesen Erdtheil wohl begründete Anerkennung fand, eine Reihe von Aufsätzen über das Culturleben in der neuen Welt, die obgleich in inhaltlichem Zusammenhang mit einander verbunden, doch jeder für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Der Verfasser verwahrt sich hinsichtlich des von ihm gewählten Titels dagegen, daß der Leser etw[^]s Aehnliches erwarte, wie dies Bodenstein in seinem Werke „Tausend und ein Tag im Orient“ geschildert hat, oder gar einen Anklang an jenes poetischste aller Märchenbücher »Tausend und eine Nacht«. Der Titel ergab sich aus der einkochen Thatsache, daß des Autors Streifzüge jenseits des großen Wassers, ungefähr dem Zeitraum von tausend und einem Tage entsprechen. Wer würde auch von dem nüchternen, dollarjagenden Amerika Schilderungen erwarten wie von dem märchenhaften, träumerischen Orient? Dennoch liest sich Manches in dem Buche, obgleich ein Ausfluß der materiellsten Thatsachen, wie ein Märchenwunder, so z. B. das plötzliche, geradezu fieberhafte Emporwachsen

Nord und Süd.

von Städten an Orten, wo die moderne Schatzgräber« Gold in der Erde entdeckt hat, sei es in der Gestalt dieses edlen Metalls selbst, oder in der nicht minder werthvollen von Petroleum-Quellen: — auch manche Werte amerikanischer Ingenieurkunst grenzen an das Wunderbare, wie ja überhaupt der Erfindungsgeist nirgends so eifrig ist, wie in jenem Lande der Zukunft. Wer sich über amerikanische Zustände in leichter, feuilletonistisch - anmuthiger Form unterrichten lassen will, belehren und dabei unterhalten, dem empfehlen wir die Lectüre von Hesse-Warthe's Werl. m?.

Geschichte der Nordamerikanischen Literatur von Karl Knortz. Zwei

Bde. Berlin, Hans Lichtenöcker.

Der Verfasser, der sich bereit« durch eine Anzahl von Schriften und Dichtungen, die größtentheils das amerikanische Leben zum Gegenstand haben, vorthelhaft bekannt gemacht hat, bietet hier in zwei stattlichen Bänden eine auf gründlichsten Studien und reicher Sachkenntniß beruhende Geschichte der Nordamerikanischen Literatur von ihren Anfängen bis auf unsere Zeit. Das Werl ist vortrefflich geschrieben, frei von Trockenheit, ohne in's Ueberschwängliche zu verfallen. Man liest es mit Wohlbehagen von Anfang bis zu Ende und fühlt angenehm heraus, daß hier nicht nur ein Kritiker, sondern auch ein selbstschillender Dichter zu uns spricht.

Die äußere Ausstattung ist vortrefflich.

Das Werl sei allen Literaturfreunden auf's Angelegentlichste empfohlen. e. Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter, zusammengestellt von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Lucas Gräfe.

Die Aufgabe, die sich der kunstsinnige Verfasser in dem vorliegenden Buche gestellt hat, ist einfach: es ist eine geographisch geordnete Zusammenstellung der auf Italien bezüglichen lyrischen Dichtungen alter und neuer Zeit, also ein poetischer Bäderer, in der Zeit beginnend und in Sicilien schließend, recht geschmackvoll und hübsch ausgestaltet, mit über dreihundert Nummern. Wir finden ein wenig Griechisch, recht viel Latein, Beides mit beigefügter Uebersetzung, eine stattliche Reihe von italienischen Verherrlichungen des schönen Vaterlandes, von Dante bis Giusti, ferner Byron, Goethe, Platen «. Sogar einigen Spanien» begegnen wir auf dieser Vergnügungsreise, aber auffallender Weise nicht einem Franzosen — ist dies»

persönliche Abneigung des Herausgebers,
oder bewuhter Teutonismuss Hl.
Nbriß der Entwickeln»« sgeschichte
der vper» mit literarischen H»n»
weisen. Von Emil Krause. Ham-
burg, Verlagsanstalt u. Druckerei.
A.-G.. uorm. I. F. Richter.
Das «eine Wert (130 S. u. 8»>
kann zwar musikwissenschaftliche Bedeutung
nicht beanspruchen, wird aber demjenigen,
welcher sich durch die Leclüre einiger
Stunden über die Entwicklung der Oper
orientiren will, Belehrung und Anregung
bringen. Einige Mängel und Irrthümer
seien hervorgehoben. Die eisten Bestre-
bungen zur Gründung eines neuen Styl«
im Hause des Grafen Bordi zu Florenz.
1590-1^00, fußten nicht, wie der Ver-
fasser anzunehmen scheint, auf den alten
Mysterien und Schäferspielen, sondern lehn-
ten sich bewußt an die clüssische Tragödie
an. Sehr vermisse ich die Mittheilung der
Principien, von welchen die ersten Compo-
nisten des neuen Styl« ausgingen, nieder-
gelegt in den Quellen, insbesondere
Caccinis „Nuove Mnsicbe“, Marco di
Guyldanos „Dafne“, „Peris“ „Euridice“.
und der AN und Weise der Aufführungen
der eisten Opern. Monteveide und
Scarlatti sind nur mit je einer Oper
(Orfeo bez. la Rosaura) genannt!! Die
weitere Darstellung verliert an Uebersicht-
lichlciit dadurch, daß die Materie nicht dem
innern Zusammenhange nach, sondern in
äußerlicher Weise, nach Nationen, einge»
thcilt ist. Von einer nationalen Oper
war im 17. und 18. Jahrhundert noch
nicht« zu spüren. Der Einfluß der ita-
lienischen, insbesondere neapolitanischen
Schule war so vorwiegend, daß man, von
Gluck und Lully allenfalls abgesehen, bis
Mozart eigentlich nur von einer kosmo-
politischen Opel auf italienischer Basis
sprechen kann. So kommt es, daß manche
Componisten ohne Rücksicht auf ihren
wechselseitige» Einfluß gesondert besprochen
werde» (z. B. Mozart und Vimarosa).
Die deutsche Oper, soweit sie an Mozart
unmittelbar anlehnt, ist recht lückenhaft,
so sind Winters „Zauberflöte“ (LabyrinihX
Wranitzlys Oberon, „Wenzel - Müllers'
„Das neue Sonntagslind“, Opern die ihrer
Zeit Furore machten, u. ». m., unerwähnt.
Erschöpfend behandelt scheint die neuere
Zeit von Weber an bis auf die Gegen-
wart. Verdienstlich sind die Hinweise auf
verschollene Werle. z. B. Jensen« „Erbin

Bibliographische Notizen.

257

von Montfort", dantenswerth endlich die Angaben moderner Ausgaben älterer Werke. Ueber Sänger und Ginge». Von Victor Rokitansky. Wien, A. Hartleben.

In diesem Buche hat der Verfasser, einer der ersten Gesangsmeister Wiens, nicht etwa eine Methode schreiben wollen — seine Methode ist diejenige der alten italienischen Meister — sondern in einer auch dem Laien verständlichen Manier die langjährigen Erfahrungen seiner Sängers- und Lehrpraxis niedergelegt. Wenn nun auch schon so Manches von dem, was der Verfasser über Unterricht im Allgemeinen und Technik im Besonderen erzählt, vor ihm von Meistern alter und neuer Zeit gelehrt wurde, so findet sich doch Vieles von hohem Interesse, und auch das bereit früher Gelehrte immer wieder zu sagen, ist solange ein Verdienst, als es nicht auch in der Praxis zu unverrückbarer Geltung gelangt ist. Und leider wird in der Gesangkunst noch heute gefehlt gegen Satzungen, welche theoretisch seit Jahrhunderten feststehen. Schon die alten Meister (Tos!) betrachten die Nachahmung eines guten Vorbildes als wichtigste Bedingung für den Unterricht. Heutzutage geben meist Cwellemeister, nicht Sänger Unterricht! Auf Einzelheiten einzugehen ist mir versagt; hervorgehoben seien die trefflichen Bemerkungen über Stimme, Register, methodisches Ueben (ohne Instrumentenbegleitung!) Einsingen der Stimme, Koloratur und ihrer Bedeutung für die Stimmbildung, über das Athmen, Ist u. s. w. Des Verfassers Vorschriften über *Portamento*, welche er für durchaus neu hält, finden sich schon in einer französischen Schule vor 1679 (L'art de chanter, 1700) für den *Port de voix*, Das Heraufschlagen des Tones («s'elever le son») ist schon von Caccini (1600) als banal bezeichnet und schleppt sich als eine ewige Krankheit von Geschlecht auf Geschlecht fort! Nicht beistimmen kann ich der Verbannung der Sprachphysiologie aus dem Unterricht, Die Lautlehre wenigstens der deutschen und italienischen Sprache, der Vocalismus und Consonantismus derselben ist eine nöthige Hilfswissenschaft. Sehr gut lesen sich die Capitel: Auffassung, Nuance und die Aphoristica. Des Verfassers Begeisterung für Alice Barbi kann ich nicht theilen. Ich kann Hanslick nur zustimmen, wenn er ihr vom deutschen Lied abräth. Das Buch schließt mit einer entbehrlichen Abhandlung über *Diaet* des Sängers. — In

einer Zeit de« Niederganges de« bsl «sutu
wird dieses Buch, welches seine Wieder-
belebung anstrebt, allen Freunden der Ge-
sangskunst höchst willkommen sein! tt.

F. «. von «aulbach. Eine Auswahl
von 30 der bedeutendsten Werke deSKünst«
lers in Heliogravüre und Phototypie.

München, Verlagsanstalt für Kunst
und Wissenschaft, vormals
Friedrich Bruckmann.

Die Werke F. A. von KaulbachS
haben durch ihre virtuose malerische Be-
handlung und den vornehmen Geschmack
der Auffassung sich längst allgemeine Be-
liebtheit erworben. DaS Unternehmen
der Verlagsanstalt, nach einer vom Künst«
ler selbst getrcffenen Auswahl dreiszig
seiner hervorragendsten Gemälde durch an-
gemessene Reproduktionen auch weiteren
Kreisen zugänglich zu machen, wird daher
auf allgemeine Theilnahme rechnen können.

In der Auswahl der Blätter ist das
Hcmvtgebiet von Kaulbachs Schaffen, das
Portairt, ebenso berücksichtigt wie seine
poesievollen Compositionen figürlicher und
landschaftlicher Art, sowie die humoristi-
schen Eingebungen der Künstlerlaune Auf-
nahme gefunden haben. Ueber die Vor-
trefflichkeit der Ausführung und die ge-
schmackvolle Ausstattung brauchen wir bei
dem wohlbegründeten Rufe der Verlags-
anstalt kein Wort zu verlieren, öl. L.

Ein Traum im Ntelier. Von Carl
Lang. Mit Abbild, von Alexander
Rudolph Grünenwald. München,
Theodor Ackermann.

Ein etwas weitschweifig erzähltes
kulturhistorisches Märchen, das an die Ge-
schichte eines alten Barometers anknüpft.
Durch die eingestreuten, zum Theil ganz
hübschen Lieder und die sauberen Illustra-
tionen erhält das anspruchlose Büchlein
ein gewisses Interesse. A. 8.

Der KKSer von Horft. Roman
von August Becker. 2 Bde. Jena,
Hermann Costenovle.

Der neueste Roman des kürzlich ver-
storbenen Dichters gewährt eine hochinter-
essante Lectüre. Tief hinein in das öde
Haideland zwischen der Weser und Nieder-
elbe werden wir geführt: in farbenfrischer
Anschaulichkeit wird das eigenartige Land
mit seinen eigenartigen Leuten geschildert,
und Alles ringsum erscheint uns wie
plastisch gestaltet und beseelt durch echte

Nord und Süd.

dichterische Schöpferkraft. Hier, in einem kleinen Dorf, mitten zwischen Moor und Haide, hat sich einst ein grausiger Vorfall zugetragen. Ein Mord war unter eigenartigen Umständen geschehen, hatte seine Schauer und seine Schatten tief hinein in die Zeit geworfen, und weil er ein Geheimnis, geblieben war, konnte der Pfarrer von Horst, der eigentliche Held der Handlung, der sich einer indirekten Mitschuld an dem traurigen Ereigniß zieht, eine tiefe Umbüsterung nicht verscheuchen, und war ein alter, stiller Mann dadurch geworden. Es ist geradezu eine psychologische Meisterleistung, wie das Glauben und Zweifeln, das Hoffen und Fürchten in dieser Mannesseele geschildert ist. — Durch welche wunderbaren Zufälligkeiten endlich Alles entdeckt und aufgeklärt, und der Küster von Horst als Mörder erkannt wird, das erzählt uns hauptsächlich das Buch; wir lauschen oft in athemloser Spannung und folgen auch den einzelnen Episoden mit regster Theilnahme — kurz, August Becker weiß uns auch dieses Mal zu fesseln, zu interessiren und zu belehren, wie in seinen besten Dichtwerken sonst. Phantasien und Märchen. Von Isolda Kurz. Stuttgart, G. I.

Götschen'sche Verlagshandlung.

Die Tochter Hermann Kurz' hat sich als Dichterin und Novellistin des Namens, den sie trägt, in vollem Maße würdig erwiesen. Die im vorliegenden Büchlein enthaltenen Märchen zeichnen sich durch originelle, tiefe Grundgedanken, hübsche poetische Einkleidung, graziösen Humor und schlagende Ironie aus. Das Büchlein ist als eine werthvolle, Verstand und Gemüth anregende Gabe einer Dichterin und Dichterin zu bezeichnen. O. >V.

Lustige Geschichten. Von Hans

Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz

K Comp.

Der Humor der Verfasserin giebt sich zwar — im wahren Sinne des Wortes — nur mit Kleinigkeiten ab: aber da er ohne jede Prätension, ungezwungen und natürlich auftritt, macht er einen recht lebenswürdigen, wohlthuenden Eindruck. Das eigentliche Gebiet der Verfasserin ist die Schilderung der Kinderwelt, für deren Thun und Treiben, Ideengang und Gefühlleben sie ein überraschende Verständniss zeigt und die sie von ihrer ergötzlichsten Seite mit Glück zu erfassen weiß. Wo sie über diese kleine Welt hinausgeht und es unternimmt, komische Charaktere oder

Situationen erwachsener Personen zu schildern, wie in „Eine kleine Vergnügungsreise“, läuft ihr Humor Gefahr, bald an der Klippe der Schablonenhaftigkeit, bald an der der Caricatur zu scheitern. Doch wir legen damit einen strengeren Maßstab an diese harmlosen Geschichten, als nöthig und billig ist. Jedenfalls erfüllt das Buch ganz, was sein Titel verspricht. Es findet in der That „lustige“ Geschichten, die es bietet, welche uns eine angenehme, heitere Stunde bereiten und durch manche gute Beobachtung überraschen. O. V.

Die Falkner vom Falkenhof. Roman von Eufemia Gräfin Balleftrem.

Dresden, Verlag des Universum, Alfred Hlluschild.

Das neueste Werk der Gräfin Balleftrem ist ein nach altbewährtem Recept zusammengestellter Roman. Sowohl in der Heldin mit goldrothem Haar, welche ob eines ihr zugefallenen Erbes von einem mißgünstigen Verwandten mit Gift und Pistole heimtückisch verfolgt wird, als auch in dem alten Familiengespenst^ welches einst die Züge und den Namen jener Heldin getragen hat und aus erklärlicher Sympathie ihre Namensschwester vor allem Ungemach im Traume warnt, wird man unschwer alte Bekannte wiederfinden. Schließlich wird die vielgeprüfte Erbin, welche nebenbei das musikalische Genie eines Beethoven oder Mozart besitzt, mit dem Manne ihrer Wahl, einem Vetter vereinigt, was übrigens nach einer Prophezeiung der Ahnfrau nicht anders kommen konnte und durfte, damit das Geschlecht der Falkner vom Falkenhof nicht aussterbe. Und nachdem die Dynastie durch die Geburt eines Erben gesichert ist, kann der Leser das Buch beruhigt aus der Hand legen. Ein Verdienst der Verfasserin ist es, die Lectüre dieses Romanes, trotz der allzu abgebrauchten Figuren und Situationen durch ihre routinirte Geschicklichkeit zu einer recht interessanten gemacht zu haben. ml.

Der Nrandftifter. Roman aus dem Pariser Leben. Von Pierre Sales 8. Deutsch von E. Neumann. 2 Bde. Breslau, Schlesische Buchdrucker-, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlacnber.

Pierre Sales ist ein äußerst gewandter Erzähler von einer Erfindungsgabe, wie

man sie gegenwärtig sehr selten antrifft. Es giebt sicher wenig Romane, die von Anfang an den Leser so fesseln, ihn in so ununterbrochener, sich beständig steigernder Spannung erhalten und ihn so befriedigend entlassen, wie Sales' Brandstifter. Die Fäden der an Effecten und Ueberraschungen, die aber alle genügend vorbereitet und motivirt sind, reichen Handlung sind so kunstvoll verschlungen und werden mit einer so frappirenden Geschicklichkeit wieder gelöst, daß der Leser beständig in Athem erhalten wird. Nicht unterlassen wollen wir, hervorzuheben, daß der Roman durchaus decent gehalten und als Familienlectüre bestens zu empfehlen ist, was bei einem französischen Roman besonders zu betonen nicht unnöthig ist. O. ^V.

Deutsch und Welsch. Ein Kampf um Lothringen. Von Gräfin Baudissin.

Leipzig, Georg Böhme Nachfolger.

Ein historischer Roman aus den letzten Zeiten des Herzogthums Lothringen: doch sind es weniger die politischen Vorgänge, als die socialen Zustände der höheren Stände in jenem deutschen Grenzlande welche die Verfasserin in ihrer Erzählung veranschaulicht. O.

Doctor Lomnitz. Das Geheimniß der Rupertsburg. Zwei Novellen.

Von M. Corvus. Breslau, Schles.

Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsgesellschaft vorm. S. Schottlaender.

Der Ruf, welchen sich M. Corvus als Romanschriftsteller und Novellist erworben hat, wird durch seine beiden neuesten Schöpfungen befestigt und erhöht werden. Namentlich die erste kürzere Novelle verdient schon durch das schwierige bedeutungsvolle Problem, das der Verfasser mit kühnem Griff gefaßt und in fesselnder Darstellung behandelt, die größte Beachtung. — Das der zweiten, breiter ausgeführten Novelle «Das Geheimniß der Rupertsburg» zu Grunde liegende Motiv kann sich zwar an tiefer principieller Bedeutung und allgemein menschlichem Interesse nicht mit der Idee der ersten messen. Die Geschehnisse eines kleinen fürstlichen Hauses dürfen heute nicht eine gleiche Theilnahme beanspruchen, wie der Conflict zwischen Menschlichkeit und Berufspflicht, den Doctor Lomnitz durchkämpft. Aber die Handlung ist so geschickt aufgebaut, die Entwicklung der Charaktere und ihrer Leidenschaften so wahr und psychologisch fesselnd, das Ganze so spannend anregend und in der Form so abgerundet, daß der Leser beständig den

Geist und die Hand eines Meisters erkennt. O. Vi'.

Die Wiedergeborenen. Erzählungen von J.J.David. Dresden. Heinrich Minden.

Bei der Verleihung des Gesamttitels, unter welchem der Verfasser die sechs Erzählungen dieses Büches vereinigt hat, schwebte ihm gewiß jene Stelle des Neuen Testaments vor, welche von der Wiedergeburt des Menschen handelt: «ES sei denn, daß der Mensch von Neuem geboren werde" u. s. w., sowie die nähere, von Christus gegebene Interpretation dieses Worte». In der That drehen sich diese Erzählungen um eine geistige oder moralische Wiedergeburt; sie gehen von dem Gedanken aus, daß oft der eigentliche innerste Kern des Menschen durch die Macht äußerer Umstände nicht zur Entfaltung kommt, ja, daß er sich oft in einer seiner angeborenen Seelenanlage entgegengesetzten Richtung entwickeln und in einer ganz anderen Lebensanschauung verharren kann, bis ein Zufall in entscheidender Weise umgestaltend auf ihn einwirkt, so daß die in ihm so lange im Schlummer gelegenen Kräfte plötzlich mit elementarer Gewalt, alle Schranken zertrümmernd, sich Bahn brechen. Derartige Fälle verkörpern Erzählungen wie »Der neue Glaube", »Die Tochter Fortunats". Andererseits kommt es aber auch häufig vor, daß ein trügerisches Sehnen den Menschen plötzlich erfaßt und aus dem gewohnten, ihm angemessenen Lebenskreise zu verführen droht, bis ein entscheidendes Ereigniß ihm die Augen über seinen Wahn öffnet und ihn auf die rechte Bahn zurückführt, wie es dem biederer Bildschnitzer, der gern ein zweiter Michel Angelo werden möchte, in der Erzählung »Olivenholz" geht. Weder in dem ersten, noch in dem zweiten Sinne scheint uns der Haupttitel auf die Erzählung »Gold" mit Fug verwendbar: denn hier tritt gerade die Wiedergeburt nicht ein: der Held geht an feinem Wahn zu Grunde, ohne von ihm geheilt zu sein. — Der Verfasser hat mit seinem Roman „Das Höfe-Recht" die wohlwollende Anerkennung der Kritik gefunden, auch diese Novellen verrathen ein Talent, das eigene Wege wandelt. Die Darstellung zeichnet sich durch Schlichtheit, Kraft, Anschaulichkeit und einen laconischen Ausdruck aus, der oft mehr

220

Nord und Süd.

als alle Beredsamkeit wirkt. Mitunter scheint uns aber diese Methode des Verschweigens und Errathenlassens zu weit getrieben. Der Verfasser läßt mehr die Thatsachen sprechen, als die durch sie erzeugten oder sie erzeugenden Seelenbewegungen. Eine so ungeheuer, fast unbegreifliche Wandlung, wie sie z. B. Herr Aestuarius in „Der neue Glaube“ durchmacht, verlangt unbedingt eine ganz ausführliche, sorgfältige Seelenmalerei, wenn wir an sie voll glauben sollen; einzelne Andeutungen genügen hier nicht. Die Erzählungen spielen sämmtlich im Mittelalter oder um die Wende desselben, sollte sich nicht auch ein modernes Gewand für derartige Probleme, wie sie hier behandelt sind, eignen? O. >V.

Bibliothek der Gesamt-Literatur

des In- und Auslandes. Halle

a. d. Saale, Otto Hendel.

Ein neues buchhändlerisches Unternehmen, das sich rasch »und mit voller Berechtigung viele Freunde erworben hat.

In hübscher Ausstattung, mit gutem Druck weiden hier zum Preise von 25 Pfg. das Heftchen, hervorragende Werte aus allen Literaturen geboten. Jedes Heft ist mit einem Bildniz des betreffenden Verfassers geschmückt und enthält eine kurze biographisch-literarische Einleitung aus sachkundiger Feder. Wer auf billige Weise zu einer gediegenen Bibliothek gelangen will, dem wird durch dieses Unternehmen die beste Gelegenheit dazu gegeben, n.

Vie Geister vom »Sternberg. Ein

Sang von Einst und Jetzt. Von

E. Mießner, Berlin, A. SenfZ.

Eine jener zahlreichen epischen Dichtungen mit lyrischen Einlagen, wie sie Julius Wolff in Mode gebracht hat: zwar führt uns dieselbe nicht, wie »3 Wolff mit Vorliebe thut, in die Zeit der Butzenscheiben: im Gegentheil, die Haupt-handlung spielt in der Gegenwart, und wenn der Verfasser in einer eingeschobenen Episode uns in mittelalterliche Zeit führt, so thut er dies nur, um sie in Beziehung zur Gegenwart zu bringen und zu zeigen, daß die finsternen Gewalten, welche Geist und Herz in Fesseln schlugen, zwar auch heute noch mächtig sind, aber doch nicht mehr den Sieg über den muthig kämpfenden, freiheitsdurstigen Geist erringen tonnen. Während so in dem »Sänge von Einst" das liebende Paar durch elterliches Machtgebot und kirchlichen Geisteszwang zu Grunde gerichtet wird, kommt in dem »Sänge von

Jetzt" das Liebespaar, dessen Schicksal im Uebrigen zu dem des elfteren Analogien bietet, schließlich doch an das ersehnte Ziel. Daß der Stoff dem Verfasser reiche Gelegenheit zu Tiraden gegen Pfaffentrug und Geisteilnechtschllst bot, ist au« dem Gesagten leicht zu errathen: und an diesen Stellen, wo die Tendenz sich «»verhüllt zeigt, belebt ein etwas kräftigerer Pulsschlag d«c farblose Dichtung, die über die poetische Dutzendwillie nickt hervorragt. Hätte der Verfasser das Alles nicht ebenso gut in Prosa sagen können? Einzelne« der eingestreuten Lieder wie: „Wir fühlen die Kraft wie den würzigsten Wein durch die Adern, die jungen, uns rollen" u, f. w. haben uns noch am meisten angesprochen. O, » Her Konsul. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen von Fr. von Bülow. Berlin, F. Fontane.

Ein vaterländischer Roman, der in einer Hafenstadt am Indischen Ocean in Afrika spielt, das bedeutet also einen colonillpolitischen Roman allerneueftcn Datums! Dieser Voraussetzung entspricht auch der Inhalt. Der Verfasser will uns den „i'nror eoo»n!«ri8" von feiner menschlich begreiflichen und sympatischen Seite zeigen; er selbst steht zwar durchaus nicht mit kühler Objektivität über dm Parteien, sondern ist im Herzen eifriger Eolonialschwärmer, dennoch gipfelt die Tendenz seine» Buches in dem Grundsatz, daß der wahre Patriotismus nur im Drangehen des eigenen Ichs besteht, in der Unterordnung unter das Ganze dient man seinem Vaterlande am Besten. Das Leben in der afrikanischen Hafenstadt ist recht ansprechen» geschildert, wir begegnen dcrt Typen aller europäischen Nationen, welche durch ihre Mischung mit den exotischen Elementen an eigenartigem Reiz gewinnen. Abgesehen von dem etwas sentimental veiwässeitc» Schlüsse, hat uns die Lectüre des „Konsul" durchaus angesprochen. ml.

II m!» poen'l». Von Pietro Rodolli Bolognesi, Florenz, Successori le Monnier.

„Lrani ä'»n «tinrio" (Bruchstücke eines Tagebuches) nennt der Verfasser das in Rede stehende, nur einen kurzen Band umfassende Opus. Dasselbe erzählt in vierzig Gesängen von Leid und Freud' einer hochgesinnten Dichterseele. Nicht

Bibliographische Notizen

29!

was er erlebte, sondern wie er Erlebtes und Geschontes in sich aufnahm, wie es ihn bald beseeligte, entmuthigte oder läuterte, sagt er uns. Alle Beziehungen des Lebens weifz er in seinen Gesichtskreis zu ziehen, alle Saiten des Geistes und HerzenS, die seit den Tagen deS Aristoteles die Mensä enbrust bewegten, anzustimmen; und die an herrlichen Naturschilderungen und treffenden Vergleichen überaus reiche Sprache erhebt sich an vielen Stellen — so namentlich im 5. Gesang (c» amii-iai«) im 2V. (sesturigini OmUciN, im 3I. (tensbre s lue«) zu hohem Schwung.

WaS die Form betrifft, so wählte Bolognesi einfache sechsfüßige Zeilen, ohne Strohengliederung und Endreim. Wer an die musikalisch volltönende Reimsprache italienischer Ritielli oder Alexandriner gewöhnt ist, den wird die etwas spröde Redeweise anfangs befremden: jedoch liest man sich ungemein rasch in die dem vorwiegend lyrisch-dydaktische:! Charakter des Werkes trefflich angepaßte Form ein.

Soll „il mi? poeuii." in eine bestimmte literarische Kategorie eingereiht werden, so regt es entschieden zu Vergleichen an mit älteren Werke», wie: „Die Psalmen und das Hohelied der Hebräer", „Dante'S göttliche Komödie", „L.i«c>n's «88!>vs on mau" sowie an einige Klopstock'sche Öden; jedoch ohne die Symbolik früherer Tage und dem Leben der Gegenwart Rechnung tragend. Philosoph und Dichter streiten um die Palme, aber der Letztere behält schließlich die Oberhand, ist doch nach i m: »Des Lebens Endzweck ja die Liebt', „Sein bester Inhalt Kunst und Poeii."

DaS Ganze liest sich verhältnißmäßi, rasch und verdient einen weiteren Leserkreis zu finden. A. 8 . . . n.

De Söck'sche Schweiz. Vaterländ'sche Reim- un Farwen-Boösten von Edwin Bormann un den Malern E. Schulz und M. Zoster. 1. Theil. Leipzig, Carl J acobsen.

Diese jüngste poetische Gabe Edwin BormannS erscheint in wirklich ansprechen» dem Gewände durch die glücklichen Darstellungen von Künstlerhand. Eine stattliche Reihe Zeichnungen, Ansichten der interessantesten Punkte aus der Sächsischen Sckweiz, in charakteristischer Auffassung flott und frisch hingewoifen, nehmen die Hälfte von den 16 Blättern des zierlichen Bündchens ein und bilden mit den Versen zusammen ein recht gelungene?, harmonisches Ganze, das man ebenso gut als

Stimmungsbilder mit Text, wie als Gedichte mit Illustrationen bezeichnen könnte. Tie Verse bieten natürlich wieder den eigenartigen Humor von Bormanns sächsischen Dichtungen, jenen dankbaren Humor echter Dialectdichtung. in welcher durchaus nicht bloß die bekannte Mundart, nicht aus dem Hochdeutschen übertragenes Sächsisch, vielmehr die unverfälschte Auffassung und Ausdrucksweise des naiv-selbstbewußten, spießbürgerlichen Bildungsvhilisters mit der ihr eigenen unfreiwilligen Komik die unfehlbar packende Wirkung hervorbringt. Wer also den Verfasser auf seiner „gemiethlichen“ Wanderung an den reizenden Ufern des Stromes, welcher „sich Elwe schreibt“, begleiten will, der sieht sich gewiß in die heiterste Stimmung versetzt und freut sich unwillkürlich schon auf die Fortsetzung dieser „Boesien“, welche durch den Zusatz „1. Theil“ in Aussicht gestellt wird. Denn „Was ä gebildeder Sachse is, Gibbt nie dorch Sück'sch ä Aergernih.“

V . . . e.

Lckler, <!, „Di» So«»!»/«,« «uck LKesisr. trt'I, Li,, üritiseds LluoSe», Scdinispi«! in I?r«„dni? i, L, F. 0, L, «uki.

Ke»rd. v. >V, UiMsr !lit ?»Kli«ickK?i> Ilwstr, KerGd«tler^?dr, V,, vi« ünriodwiis v. Vor» II»? di8 .»»«, «ii » l.icwSr°,c>.«i,. kraul.- Illvllnlkek <lei>I>«iir,UAer l«i»I>»ii»Irel«!», gr»?.

d ^u»v»Kl cksr Rscksctiou voideluiltev.

vourxet, I>ü^«o, kivioav, ^uwn», HoKsr?, v«vlli, k^r, ^drimiin, ^v» cckm X»rU«s« ein«

Ilstor, Run,"», vres^ev, L, Ilsmv«,

2YZ

Nord »nd Süd.

vukm«s«r, kr., I,,I,wi, I ^rv^iist »>I«r I'«i«>»T?

Ssrlin, L<I, lisntWl,

VSrov, ^, v,, Ltradlsnjork u, lisst^ov, 2 Uli«.

I ^siriziß, O. li»i«,,«r.

DKe»Kerx, ^, StsmmliuoK-^uKiiko, Inscdrjk-

^ Hartlsdsn,

DrssSso. Vsrl»? ck«, Duivsr». ^Itr, IIillSLkM.

S Lcku, », ^»U, Vi«», ^, g,!ttl,d«n,

<Zrgued«rlZ, V., AliNiv I ^utKsr, Uistnr, 8c>i>ll»vi»I

Nenk" v!V, u, ^°.°>letl>^»r' Ssi,, W ^UWstr,

Nr»cK«r«i, ^-^ <?anu. >I ?, liicktser) ^

I«»-»!>49, I>«i,«ix, LioeKKau»,

^elllii^d»»», H,, ^ ^rmini»« uuck Sisskrisck, Ivisl,

ScKv^bs,

li»»u»K>, Kl,, ?di>»ix Li»« Di«Kt»»ss, Drsscksv,

Od, ^Ito» I/>cKs, KcKnsicisr u. Dickt«,-,

dsr« u, ll, v«« !l»rd«u, 2 IZ>i», l«ipiiir, L.

Ii>«Iii»lkdter, Lr,, vis 8t«>tsi«>n»n«. Ll» L«i»

»,»,», Vis», L, IZrsitsoütsiv. ^

Osrn. ?, KieKwrl, ^ ^

?«»> Lourgst, Lin^ijs »utaris, vsksr, va» v.

»ittnod, IZu<I»p«sl, <Z, drimm,

I^orm g,, Di» i«K«imr»s,Kiv, Xovslls, <p,

vc,» »cköntk»»'« Ä»rK-l>ib>. L»»>! III) v«rlu,

H, 0,»iK»r,

Ix>«»», L,, Lür's ^ldura, 8»riicd« uuck LvrueK»

I uS«Ix, », <Z««>mm«tts SoKriktsn. ll«5«run^ 3

NonKe,, H,, ^Vi,? liatk li isskii I, 2«r«i,litt»rt,

>l»nr«I, D, li., ^vs äer Vslt a«»(i«b«tes, Dsut«,'

vo» llicksl»«», tZotn», ?r, ^, ?«rt«s,

>»»»«», Lr,, ^»k 5cK««s»enuvsv guren (Zrü»!)»«cl.

u»ck 4 Kurts». Kisker««« ll—it.

V?rl»zi»»»st^It »vck Drucclsr,si ^..g. ixorn^!^

^, RicKtsr).

Is»tGe, S., vsbsr ?i»ncis ZZ«:i>i,s koruisiilsk»

I ^sippiix, S <i. Isubusr,

>e««r», Dis LcKlllg »öS Si» s«?ü>l» g«.

strsbunK«» »»<> «sck»»Ic«ii üdsr Si» Nekur» je-

«cduls, i»sds»ollck«r» ci»r V«l^s«Kul«n. U.«.,.

dur« Vsrls«s»nstkl, n, Druelisrsi ^,-«.,r>,!^

^. liivktsr,,.

Xlemexei', K,, ScKulrsj«», Hi«I,l.ivzju»«i?i«i.k-

OdlrieK, H,, Di« ^lldMilvi, ««snsijel i» ?«i

»»l»»S,II«ck, »«, Li« »llk5»»ÄÄ vsk«

v, L. Mllsr. Usmbuiis, V«l^«>sis!t z»i

DrucKsr,si, ivorm. ^, »,cKt»l.

Iii««ler, IZ., D»ck»»s ^vsik«I, L,, »!tk«t«ils^

liodss rr»n«r»,i«l i» kii»k ^uklüg«. V«?'

8»u«r, ^»6«i»,s«ds ?sstreck« i» Siil!xu«,5

Kun<lsrrs>«m<Zst,urt«t»M, O»lr«,ts

Lok» unck ll»iv,.Lllodd»»<IW,«,

^ct>?» »»« cksm cksuisek kr»vÄ,,^,ii« IS7c,?I

>r«iduiS > L,, ^«n, Llckl«»»,

Sei,««, 8, gsckient«. Lw«««t. 0»t«5k

?»Ierril«ck's^U«Wair«v, I,«r»lls^, mit m°« V«-

li«, UsutseK» OriK,v»l ^osgäk« von ^j,

!>n«, rii»ktss !!,»<°«ck, L«sä. QZu.

?»Ine^IZ,, Ms LnKlsKunß ck« mocksr««

L>t>cK«r. vritlsrlZ»»,! : v»s »schr«rowv°»srs
?r»vlir«i?d. Lrsts L,KIK, I^«iu:i«, ^d«I ^
^dsll«e, L,, Lililsr aus Z«r OKivvi^ L»«d,«K ^
s«i»sr TKiilsr. liüu Stüen rke,»,«»«
unck KircusngsseKieKt?. IZsiK^, kr, ^tr,
I^sriKss,

?»ws, V, v., VM llsul IZsodt«». 6»i» Ven!» i»
^j^n>o»siillbilckuvs. Li»s p««l»«, Lmöj«. .X«»
I^si>»i?, (i, IZLKms Xsolik.

1UK>x, V. v,, Di« I>ist« ist cksr VsrÄi
I^«b«»s. I>ip»? , S. Lülill» X»cKk,
?r»te, V,, ki«g»,,lis» »»«! Stivune» >ir«l>«i«L
rieistlillksz uuä >V«llllo«s» j» <j«licr«r»
l'eder liem»r»»<>t »l« r»l«l>» v«» ein», l>
<iswLi?äKl»»s»o, tL»?s>»«ri,s^.llz«oi,li<»«'
>Vlc»,n»»n, Diout»»«»» »»^ iZsckcd^

Orssii«», L. I?i»rk«u.

Vle»«vd»eK, ?, Di« dlivcksn Hss»». ^i«

(vorm, liichtsr > ,

»^Kr«ii(icksr^!vlr«il»S ««ltli'.«^c-

Klslll-OKsvolisr», «>«i« S l^!>rtsi>, krut-

turt ». i>, IrovjtZiscK Lodv,

ümls!r»S!k>, jl, äs, l^» quostinn ck« ls tsmms? «

/»>>», ^ussiksld äsr Sesvllscliiti,

Zn Vertretung des verauzgeber, veiontmortlicher Sedacteur: Karl Zoenicke in Srekla«.

5chlesische Bnchdruckerei, «uns» und verl»g,>Zlnftal, vormal, S. Scholtloender, Sr»w°,

Unberechtigter Nachdruck au, dem Znalt dieser Zeitschrift unicrsazt. Uebersetz»ng«echk,

sllstüi'licke ü/linöi-alwässör
1891er. k'riSOK« 1891«r
^^S^<

iii,,,,,,,,,,,,,ll>llll,,,,ll,,»,,,,,,i i ,,,,,, ,, ,!,,
»io6 ru deiieken 6urcK 6ie

Usds^ssslsvKs llopots in llsn grösstsn 8täcltsn slls^ «sINKsils

15,322,000 in 1339H
17,670,000 â€ž 13M
/<2^//<5M/? (7//^^17/^ Â«^M/ÃŒ^."
7^ I>Ki>^8, 2O. Le/ZeMSe/"^

1^ /Wl.I.,IMi8 Â«WP^V. I_

Juni 1891.

Inhalt.

G. von Kieres und Wilkau in Berlin.

Der kleine Köß. Novelle 293

Fürstbischof Dr. «ovo 31.4

Paul Lindau in Berlin.

Ferdinand Kassel's Tagebuch. (II. Schluß.) 329

k. SMgfnd m Riel

Federzeichnungen aus Holstein. I. Die Wassermaus ISO

Detlev von Kiliencron in Ottensen,

Der schmermiithige König 337

Gla Hansson in Skurup.

Meervögel. Novelle 39 I

Bibliographie : 42z

Mrinc zwciie Durchqurrung ArquatorirAsrikas IMir Zllvstrationen > — Schlejirn

Bibliographische Notizen H2?

Hierzu ein Portrait von Fürstbischof Dr. Kopp.

Radirung von Johann Liudger in München.

»Nord und S>d" ericheint am Anfang jede, Monari in Serien nitt je einer ««ngdetloz«.

— preis pro «vuartal <Z befi») S Marl.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be»

jügliehen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem hefte

Schleiche »„«drucke«?, Kunt-^u. Berlag«°«nstall vorm.«. Scholtl«»»»«, i«

2.

IVn unsere ILvonnemen!

ie bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet öroschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (—3 Hefte) broschirt 6 ZNark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Hriginar- Ginbanööecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band I[^]VII (April bis Juni 1391), wie auch zu den früheren Bänden 1—I[^]VI stets zur Verfügung. — Der preis ist nur I. Ulark 50 Vf. pro Decke.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Settels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 30 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Runst- und Verlags-Anstalt

vorm. S. Sch ottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

ZSestecczetter.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul kindan.

Schiefische Buchdruckerei, Runs!» u, Verlagsanstalt vorm. S, Scholtloender in Breslau,

Lxpl. Band I.. II.. III.. IV.. V.. VI.. VII.. VIII..

IX.. X., XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV.. XVI.. XVII..

XVIII.. XIX.. XX.. XXI.. XXII., XXIII.. XXIV..

XXV.. XXVI.. XXVII.. XXVIII.. XXIX., XXX.,

XXXI., XXXII., XXXIII.. XXXIV., XXXV.,

XXXVI.. XXXVII., XXXVIII., XXXIX.. XI., XII.,

XI.II., XI.III., XI.IV., XI.V., XI.VI., XI.VII., XI.VIII..

XI.IX.. I., I.I.. I.H., I.III., I.IV., I.V.,

elegant broschirt zum preise von »itZ, 6.—

pro Band (— 3 Hefte)

fein gebunden zum preise von 8.— pro Band. Exxl. Heft >,, 2, z, 4,, s, s, 7, s, 9, 1«, U, l2, 12, ,4,, ,5,

,s, 1,7, ,3, 1,9, 2«, 21, 22, 2Z, 24., 2S, 2S, 27, 28. 29, ZV, Zl,, Z2, 22,

2H, 25, ZS, 27, 28, 29, 4«, Hl,. 4,2, H2, HH, HS, HS, 47, H8, H9, 5«, 51.,

52, 52, 5H, 55, SS, 57, 53, 59, ö«, S1, S2, KZ, SH, S5, SS, S7, S8, S9,

70, 71, 72, 72, 74., 75, 7S, 77, 78, 79, 80, 81., 82, 82, 8H, 85, 8S, 37,

88, 89, 9«, 9>, 92, 92> 9H, 9S, 96, 9?, SS, 99, lvo, 101, ,02, ,,«2.

1«H, 1.05, 1«s, 1.07, 1.03, ,.«9, l.l.0. n^, N2, 1,1.2, 11H, 115, 11«, ,1,7,

1,8, ,19, >20, ,2,. 1.22, 1.22, l.2H, 1.25, ,2S, 1.27, ,28, ,29, ,2«, ,2,,!

,22, ,22, ,24., ,25, ,ZS, ,27, ,23, ,29, ,40, ,H,, ,H2. ,4.2, ,4.4. 1H5. j

,HS, ,H7, ,43, ,H9, ,S«. ,51, ,52, ,52, ,54, ,S5, ,SS, ,57, ,53. ,59.

,eo, ,s,, ,S2, ,sz. ,64., >S5, ,es, ,s?, 1e8. ,S9, ,70

zum preise von ^ 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band I.VII. (April bis l«ni l«9N Expl. do. zu Band I.. II., III.. IV. V., VI..

vii., vm.. ix. x, xi., xii.. xiii.. xiv.. xv..

XVI., XVII., XVIII., XIX.. XX. XXI.. XXII..

XXIII.. XXIV. XXV.. XXVI.. XXVII.. xxvm.

XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXHI., XXXIV.,

XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX..

XI., XI.I., XI.II., XI.III.. XI.IV., XI.V., XI.VI.,

XI.VII.. XI.VIII., XI.IX. I., I.I., I.H., I.III.. I.IV,

I.V., I.VI.

zum preise von °it1 (.50 pro Decke.

Wohnung: Nam«!

Nichtgemeinschtes bitten zu durchstreichen.

Um gest. recht deutliche Namei»» und lvoohnungsangab« wird ersucht.

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
Paul Lindau.
I. u. Band. 1891, Heft 17.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

EMPTY

Der kleine 5öß.
Novelle
von
Kon LiereF und Wilkau.
— Berlin, —

sitzen sie wieder in dem Zimmerchen, das der Wirth der Ofsiziers-
kneipe für sie abgesondert hält in weiser Würdigung der Ehre,
welche der kleine Stamm von Gästen in gesetzter Lebensstellung
durch sein allabendliches Erscheinen dem Unternehmen anthut. Stabsärzte und
Majors, verheirathete Hauptleute und ältere Junggesellen in doppelt Tuch.
Manchmal auch einer im bürgerlichen Kleide darunter, aber der dann, wenn
nicht ein Vetter, doch ein guter Bekannter von irgend Jemandem im Kreise,
eine anerkannte Persönlichkeit und eingeführt in die Gesellschaft. Man ist
unter sich in dem Zimmerchen mit den Filzuntersätzen und den Seideln auf
dem blankbraunen Tisch. Man kann sich unterhalten, als ob da nebenan
gar kein Saal wäre init einem Hin und Her von Bekannt und Unbekannt,
Lieutenants und Studenten, naseweiser Jugend und Fremden mit annoch un-
erforschtem Ursprung, Ziel und Gesinnung.
Das eben zieht sie an mit Allgewalt, diese Hauptleute, die auf die
Compagnie, Compagniechefs, die auf den Stabsoffizier, Bataillonscommmdeure,
die auf den Etatsmäßigen warten.
Züschen, ein Tollkopf, wie er ist, hat einen heute in der „Kreuzzeitung“
befindliche« Artikel über Unteroffizierprämien in Erwähnung gebracht, und einen
Stnrm der Meinungen heraufbeschworen, und mährend die Anderen bereits
mit mehr oder weniger Entschiedenheit ihre Ansicht und ihr letztes Wort ge-
äußert haben, sind Jssen und Pahlitz immer noch hart aneinander über den
20*

29H <3, von Iierez und Wilkau in Verlin,
Punkt, sodaß Hessenftedt es für angezeigt hält einen harmlosen Gesprächs-
stoff anzuschlagen.

„Was war denn gestern eigentlich los beim Oberst?“

„Abfütterung,“ sagt einer als Vetheiligtgewesener mit Leidensmiene.

„Vierzig Personen, ein Rehrücken und munderschöne Gesangsuorträge der
jungen Damen.“

„Aber die Nichte ist charmant.“

„Ein Bild von einem Mädchen!“

„Ein bischen der Schlag von Fräulein von Rauh aus Antschütz. Sie
wissen, die im Kloster verschwand!“

„Im Kloster verschwand“ ist gut ausgedrückt. Aber „ähnlich?“

„Die Rauh hatte eine ganz andere Nase.“

„War auch nie so vornehm wie die N'chte.“

„Und überhaupt“

„Erlauben Sie, ist das jenes Fräulein von Rauh, das kurze Zeit verlobt
war mit dem Hausner, der jetzt in N. beim Generalcommando ist?“ mischt
sich Einer ein, der erst vor Kurzem aus dem Vreisgau in die welsische Flur
versetzt wurde und deshalb nicht ganz eingeweiht ist in die Geheimnisse der
Provinz.

„Dieselbe.“

„Hatten Sie die Ehre?“

„Ich habe sie in Karlsruhe kennen gelernt, als sie kaum erwachsen war.

Nicht wahr, es gab da eine etwas dunkle Geschichte?“

„Sehr dunkel.“

„Verzeiht' mal, Herrschaften, er schoß sich todt, und sie ging in's Kloster!
Mehr kann man eigentlich nicht von ihnen verlangen,“ ruft Issen, der jetzt
endlich von Pahlitz abgelassen hat, reckt sich und läßt seine Augen heraus«
fordernd über die Umsitzenden schweifen.

Ein kurzes Schweigen erfolgt auf den Einwurf der bekannten scharf-
klingenden Stimme.

„Es ist aber doch eine Schande, daß so etwas in unseren Kreisen überhaupt
vorkommen kann. Nicht genug zu brandmarken! Wenn man denkt, ein Mensch
wie Löß von Familie, von Gesinnung, von Erziehung und Aussichten ein
Mensch, der das Alles wegwirft, mit der Kopflosigkeit eines Schuljungen!

Für Nichts. Leben, Zukunft, Ehre weg damit! Einer verrückten

Passion nachgerast, bis Einein nichts bleibt als die Kugel vor den Kopf. Nur
sich nicht beherrschen, nur nicht der Vernunft Gehör geben! Das ist eine
Charakterlosigkeit, die ich nicht begreife. Solche Vorkommnisse in unseren
Kreisen! Bedenken Sie nur, welche Waffe für die Socialdemokratie!“

Es ist der Hauptmann von Henner, der so spricht, mit einem so be-
redten Heruorauellen seiner vorstehenden Augen, einer solchen Ueberzeugungs-
treue in jeder Linie seiner untersetzten Gestalt bis in die äußersten Zipfel
seines blonden Backenbartes hinein, daß man beinahe vergißt, wie dieser

Vei kleine laß. — 221

Mustermann sonst für einen nicht angenehmen Herrn gilt; hart nach unten, nach oben unterwürfig, und mit einer allseitig wenig beifällig bemerkten, schon nicht mehr löblichen, Verehrung für dralle Dienstmädchen.

„Natürlich!“ sagt Issen. Weiter nichts; auch das so sacht, daß die Anderen ihn verwundert ansehen.

Sanftmuth ist sonst seine Weise nicht. Er ist ein besonderer Kauz, der Herr von Issen. Ziemlich groß und entsetzlich mager. Beine, die entzweizubrechen drohen, eine Haut wie in der Sonne getrocknetes Leder, spitze Züge, Fuchsaugen, einen ausnehmend langen und dünnen Schnurrbart mit wehmüthig niedersinkenden Enden, eine schmale Stirn, krumme Haltung, ergrauendes Haar. Schön kann Issen selbst in seiner ersten Lenzesblüthe nicht gewesen sein. Er ist Hauptmann erster Klasse und Junggeselle. Ein Lunggesell, der nicht in Gesellschaften geht. Wenn er sich nicht im Dienst befindet oder im Wirthshaus, sitzt er in seiner Klausur, die sich dadurch auszeichnet, daß sie sich nie für einen andern Sterblichen gastlich öffnet. Wie es darin aussieht, darf sich nur die Einbildungskraft ausmalen.

Für das weibliche Geschlecht hat Herr von Issen ungefähr soviel Antheilnehmen wie für die Staatsverfassung der Lappländer. Das heißt gar keines. In seiner Zerstreuung rennt er die hübschesten Mädchen beinahe über den Haufen, und er hat ein so schlechtes Gedächtniß für frauenhafte Amuuth, daß er neulich sogar verabsäumt hat seine Neg'mentscommandeuse auf der Straße zu grüßen.

Er ist kein Weiberhasser. Gott bewahre! Er steht auf dem Standpunkt vollkommener Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Wenn er seiner Wirthin nicht monatlich die Miethe und seiner Waschfrau die Rechnung bezahlen müßte, würde er vielleicht vergessen, daß es überhaupt Frauen auf der Welt giebt.

„Ein schrecklicher Mensch!“ flüstern die jungen Damen hinter ihm her. Das ist holden Kindern nicht zu verdenken, deren Sinn allerwege auf das Schöne gerichtet sein soll. Auch wagt die unternehmendste Ballmutter nicht den hartgesottenen Sünder anders als mit entsagungsvollen Vlickern zu behelligen.

Denn man hat nie gehört, daß Issen einen Angriff anders beantwortet hätte, als indem er seinen Gegner nachdrucksvoll in den Sand streckte. Und ein derartiger Erfolg würde doch eine peinliche Lage für eine würdige ältere Dame bedeuten.

Er ist „Krakehler“. Er hat nicht die schreckliche Eigenschaft immer selbstgehaltenen Reden zuhören zu wollen. Doch er vermag keine der seinen entgegengesetzte Ansicht zu hören, ohne sie anzugreifen, und keine der seinen entsprechende, ohne mit ausführlicher Begründung zu betonen, daß er das Gegentheil für verwerflich ansieht. Er hält nie den Mund zu dem, was ihm als unrichtig erscheint. Niemals. Gleichgültig dagegen, ob er mit seinem Einspruch die heiligsten Gefühle selbst eines Oberstlieutenants oder

2^6 G. von Ileres und Wilkau in Berlin.

Majors verletzt, geht er gleichsam wie ein krähender Hahn mit Flügelschlägen und Schnabelhieben los auf Alles, was ihm nicht daseinsberechtigt erscheint. Kurzum, er ist ein Sonderling in diesem Zeitalter des Streberthums und der Liebedienerei.

Trotzdem wird sein Mißgeschick bei den Frauen, um das er wenig sorgt, durch Beliebtheit bei den Männern wettgemacht. Ja, Manche widmen ihm eine überschwängliche Hochschätzung, die ihn durchaus nicht angenehm berührt und die er gelegentlich mit ausgesuchter Deutlichkeit zurückweist.

Isseil steht seine ganze Dienstzeit in demselben Regiment.

Wie weit er es noch bringen wird? Lieber Gott, wer will das wissen.

Er selbst kümmert sich am wenigsten darum. Er geht seinen Weg, als habe er weiter keinen Lebenszweck als den, seine Meinung zu sagen und seinen Dienst zu thun, so lange man ihn denselben thun läßt, und ist stadtbekannt als ein seltsamer Hagestolz.

„Etwa nicht?“ fragt Henner, indem er sich mit Festigkeit aufrichtet.

„Etwa nicht?“

„Gewiß,“ sagt Issen. Wieder ist die ungewohnte Ruhe in seinem Ton.

„Sie haben in Allem Recht. Es ist nur, ich war dabei, wie es kam.“

„Und, Ihr Herren, war mau dabei, sah man, wie so etwas zugeht — wie nicht unter einem tragischen Geschick, (das als Einzelfall ginge noch an!) sondern aus einer unglücklichen Verkettung ganz alltäglicher Dinge ein hoffnungsvolles Leben zu Grunde geht dann ist das an sich so jammervoll, daß man den Teufel Lust hat, nachher noch tadelnde Leichenreden zu halten.“

„Mir tritt es näher, wenn Einer an einer Lieutenantsliebe scheitert, als an einer Theaterverschwörung, mit Dolchen und mit bengalischer Beleuchtung, über dem Schlachtfeld.“

„Sie sind eingeweiht?“

„Ich habe die Entwicklung miterlebt.“

„Oh,“ spricht der Badens, „das ist mir interessant zu hören. Ich hab' immer nur Gerüchte vernommen, und weil ich die Dame doch kenne. — Ich muß sagen, sie hat mir Wohlgefallen und ich hab' nie begreifen mögen, wie so 'was hat mit ihr geschehen können. Sind Sie verpflichtet zu schweigen?“

„Ich? Durchaus nicht. Der Klatsch hat die Sache lange in schlimmster Fassung an die Oeffentlichkeit gebracht.“

„Da bin ich neugierig,“ läßt Henner fallen.

Issen streift ihn mit kurzem Blick. „Gut, ich werd' erzählen,“ sagt er.

„Aber vorher muß ich meinen Standpunkt retten, indem ich betone, daß ich die Geschichte selbst für unerhört halte. Für unentschuldig und was Ihr sonst noch wollt.“

Es zwinkert in Issens Gesicht. Er schlägt die Beine übereinander und beginnt:

„Laßt sehen, es ist nun zwölf, ja, fünfzehn Jahre her. Das junge Volk weiß nichts mehr darüber. Ihr Herren, soweit Ihr damals schon im

Ver kleine köß.

29?

Regiment und überhaupt im Corps wäret, werdet davon gehört haben, wie es in die Oeffentlichkeit drang. Ihr wißt, Fräulein von Rauh war einige Tage verlobt mit unserem vortrefflichen Hausner, da gab sie ihm den Ring zurück, und zu derselben Zeit erschloß sich der Lieutenant von Löß in seiner Wohnung. Auch ist es erwiesen, daß Fräulein von Rauh am Tage vorher den Lieutenant von Löß in seiner Behausung aufgesucht hat. Eine Menge Vermuthungen knüpften sich hieran; diese zwei Thatsachen waren festgestellt; gerade ausreichend, um neugierig zu machen wie, beim rechten Namen genannt, der Spectacel denn eigentlich zusammengehangen hat.

„Das mar einfach genug.

„Das Stück spielte, das wissen Sie, in H., eine Bahnstunde von hier.

Das Füsilierbataillon stand damals dort und ich in demselben, sowie auch Löß. Er war ein halb Jahr jüngerer Offizier wie ich und hat im Ganzen nicht voll drei Winter die Epauletten getragen. In den siebenziger Jahren traten wir Beide ein, in einer Zeit, als der große Krieg vorübergezogen war und der Gamaschendienst und das langsame Avancement Weder einsetzten; in dem Nest von H. gerade auch nicht erbaulicher als anderswo.

„Ein allerliebster Mensch mar Löß. ‚Fischchen/ nannten wir ihn mit Spitznamen. Bezeichnend für seine flinke Art wie für das Vergnügen, mit dem er im Strome des Lebens zappelte.

„(Er wurde überhaupt viel geneckt und ließ sich gut necken. Ohne daß jemals Einer versucht hätte, ihm zu nahe zu treten.)

„Eine zierliche Figur, die meinen Freund ewig bedauern ließ, daß seine Mittel ihm nicht erlaubt hatten, bei den Husaren einzutreten. Sie war wirklich etwas klein gerathen für einen Infanteristen. Ein Mädchengesicht; auf der Lippe einen Flaum, der niemals wachsen wollte. Dazu das Einglas in's Auge geklemmt, einen Gang von unglaublicher Fixigkeit, einen hellen Kopf, eine gesellschaftliche Keckheit und Wortfertigkeit, die ihn nie im Stiche ließ; immer aufgeräumt, höflich und verliebt. Und immer auf seine Kleinheit mehr noch scheltend als auf seine unbezahlten Rechnungen.

„Er galt für sehr brauchbar im Dienst und war der Liebling seines Hauptmanns. Ueberhaupt Einer von Denen, die Glück in ihrer Laufbahn haben, ohne daß sie sich jemals besonders darum mühen. Wenn er weiter gedient hätte, bin ich überzeugt, daß er sich eines Tages in einer einflußreichen Stellung befunden, und daß man halb überrascht gesehen hätte, wie der kleine Löß ‚ein großes Thier' geworden war.

„Sein Vater war zuletzt General a. D. gewesen, aber schon lange todt, die Mutter auch. Es machte mir aus Aeüßerungen von Löß den Eindruck als ob das Familienleben seiner Elten, kein glückliches gewesen wäre. Die Frau war, glaube ich, viel jünger als der Mann und stark gefallsüchtig. Da mochte es oft nicht recht gegangen sein.

„Löß hatte ein kleines Verwögen, aber nicht soviel, als er brauchte.

Grade leichtsinnig genug, um desto lebenswürdiger in, Verkehr zu sein, sah

298 <3, 1> on licies und wilkau in Vellin.

er das Geld immer um eine Kleinigkeit schneller durch die Finger rollen, als er es sich eingebildet hatte. Er spielte zuweilen, buchte auch sonst manche Allotria. Aber schlechte Anlagen hatte er nicht, und bei Allem, was er that, behielt er eine gewisse Ueberlegnung, trotz allen Sprühfeuers, das in ihm steckte.

„An Anverwandten besaß er jetzt nur noch einen älteren Brnder, der reich verheirathet, ihm zuweilen Schulden bezahlte und noch öfter ermahnungs-volle Briefe schrieb. Fischchen nannte ihn abwechselnd ‚seinen Lebensretter‘ und ‚die schulmeisterliche Landplage‘, je nachdem gerade Geld oder Schreiben eingegangen waren. Irgendwo saß auch noch ein Millionenonkel, den Löß in Zukunft einmal hätte beerben können.

„Löß war, wie gesagt, immer verliebt. Er machte chronisch schlechte Verse. Jedoch setzte er als Überschrift dazu nur ‚cm Sie‘, und das war weise im Hinblick auf die zahlreichen Herrscherinnen, die sich in seinem Herzen abwechselten, oder bis zu einem halben Dutzend sich gleichzeitig in demselben zu ««'tragen hatten.

„Löß liebte gewöhnlich Drei auf einmal. Die Blonde neben der Braunen und über Beiden noch die Schwarze. Die Letzte gefiel ihm allemal an, besten, und so gelangte er niemals zu den Zuckungen, die sonst bei Herzensangelegenheiten unvermeidlich sind. Er tr'eb den Teufel durch Beelzebub aus.

„Er war nie länger als einen halben Tag sentimental. War er am Abend ‚total weg‘ von einer junonischen Hauvtmannsgattin, so schwur er schon am andern Mittag, daß es kein bezaubernderes Geschöpf auf Gottes Erdboden gäbe als Amtmanns ältesten Backfisch.

„Nur jung und hübsch mußte das Frauenzimmerchen sein, im Uebrigen war ihm beinahe jede Schattirung recht.

„Eigentlich sonderbar, daß ich mich mit diesem Damenfreunde gefunden hatte und ihm nahegetreten war. Im Gegensatz zu ihm war ich der hölzernste Kerl, den man sich denken kann. Lang aufgeschossen, vom Bewußtsein meiner Gliedmaßen gedrückt, trocken und schweigsam wie ein Trappist, vor Allem, wenn ich nur den Kleiderzipfel einer Dame gewahrte. Ich habe sprechen eigentlich erst gelernt, als die Zeit der schönen Iugendeselei für mich vorüber war. Solange ich ein liebweicheö Herz besah, war ich stnmm wie ein Klotz. Das geht manchmal so.

„Die Damen hatten Löß gern. Von den Küchenfeen an, die einander anstießen, wenn er vorüberkam, und die er alle beim Vornamen kannte und grüßte, bis zu den jungen Mädchen aus der Gesellschaft, die sich in der Damenwahl beim Eotillcm sozusagen um ihn rissen.

„Denn es gab damals Cotillons in H. Es ist ja an sich ein gottverlassener Ort mit seinen neuntausend Einwohnern, war es damals so wie heute. Doch ehe das Bataillon zurückgezogen wurde, fand man dort, aus Kreisgericht, Militär und ländlicher Nachbarschaft zusammengesetzt, eine Geselligkeit,

Her kleine Löß.

299

mit Allein, was dazu gehört. Es gab eine anerkannt herrschende Schönheit in der jungen Frau des alten Superintendenten. Es gab ein Kleeblatt von hübschen Hauptmannsfrauen, eine immer lustiger als die andere, immer zusammensteckend, immer im Wettstreit um den neuesten Hut oder den interessantesten Verehrer. Es gab Gutsbesitzerstöchter aus der Gegend und junge Damen, die von auswärts zum Besuch kamen. Tanzfeste, mit welchen die Bemittelten prunkten, und magere Thees, mit denen Unbemittelte ihre Gäste abfanden, Liebhabertheater und Landpartien, Intriguen und Klatsch, langathmige Neigungen, die aus Geldrücksichten aussichtslos waren, und manchmal sogar eine Verlobung.

„Also es gab eine Geselligkeit, und Löß stürzte sich hinein und hatte Glück in ihr. Insofern, als bald eine Feier, bei der sein belebendes, gottloses Mundwerk fehlte, als ertödtend empfunden wurde, und jedes junge Mädchen ihm strahlend entgegensah. Wenn Löß nicht dabei war, ging es nicht, wenn Löß nicht da war, hatten sie nichts zu lachen.

„Und sie lachten so gern!

„In Folge dessen wurde Löß vom zarten Geschlecht mit einer Wärme behandelt, die nur den einen Stachel inbegriff, daß sie zu unverblümt war. Da lag's! Die Damen gingen weiter ihm als Anderen gegenüber, weil sie den kleinen Lieutenant nicht ganz für voll rechneten. Sie verzogen ihn wie einen Pagen, den man sogar einmal unbescheiden werden läßt. (Natürlich soweit es die Damen der Gesellschaft anlangte, immer nur unbescheiden im Rahmen des guten Tones.) Aber es nahm ihn Keine ernst. Von den Mauerblümchen hätte er vielleicht allenfalls eines zum Glühen bringen können. Aber von denen wollte er nichts wissen. Und von den Anerkannten that ihm einmal keine den Gefallen sich auch nur ein klein bischen zu verfärben, wenn er vor sie trat.

„Er ließ es sich nicht merken, aber, eitel wie er war, wurmte es ihn tief. Er fieberte förmlich nach einer vollen Anerkennung, und ich glaube, er wäre bereit gewesen eine solche durch eine ernste Gegenneigung von, sagen wir, acht Wochen Dauer königlich zu belohnen.

„Alles vergeblich!

„Schließlich fand er sich in's Unabänderliche, küßte und liebte sich weiter durch in den unteren Tausenden und hetzte aus Rache für Unerschütterlichkeit die oberen aufeinander, indem er jede Einzelne ahnen inachte, ihr allein gehöre sein Herz, woraus natürlich Unzuträglichkeiten entstanden. Denn wenn sie ihn nicht wollte, ihr Eigenthum von einer Anderen beansprucht sehen, das duldeten doch Keine.

„Gewitzt genug war Löß schön für einen dreijährigen Lieutenant!

„Bis dann

„Eines Herbstes, als die Hasenjagd gerade besonders gut ausfiel, tauchte Fräulein von Rauh auf. Auch sie war Nichte, wenn nicht des Obersten, dann des Oberstlieutenants. Sie war aus Schlesien, aus dem Goldberger

300 G. von tieies und wilkau in Verlin.

Kreis. Die Tochter eines Gutsbesitzers von mäßigem Vermögen und zahlreicher Nachkommenschaft. Sie kam, um auf der Rückreise von irgendwoher auf drei Tage ihre Verwandten zu besuchen, und nach Weihnachten war sie immer noch da. Wie das so geht, wenn junge Damen aus ländlicher Einsamkeit einen Onkel besuchen, der noch im Dienst befindlicher Oberstlieutenant ist und in einer Garnison steht, in welcher der Lieutenant mangels anderer Zerstreuungen für die Anziehungskraft höherer Töchter ein rührendes Verständnis; beweist.

„Sie fand es göttlich in H., die Thilda Rauh.

„Löß begegnete ihr zuerst in euer Abendgesellschaft bei einem verheiratheten Lieutenant, die mir öde vorkam.

„Löß, Schmeling und ich waren eben eingetreten und standen hinter den Flügel geklemmt.

„Löß stieß mich an, er sah die neue Erscheinung.

„Wer ist das?

„Ich Unglücksmensch war natürlich unwissend wie ein neugeborenes Kind.

„Aber Schmeling konnte aufklären.

„„Stell' mich vor!^ Diesmal mit einem Fußtritt.

„Räch zehn Minuten war er schon recht bekannt mit ihr, und im weiteren Laufe der Sache fah sich das gute Kind, sobald es ihr unheimlich wurde in der fremden Gesellschaft, verstohlen nach dem Retter, dem kleinen Lieutenant, um.

„Ja, die Mechthild Rauh!

„Gelegenheit sie zu beobachten hatte ich von Anfang an. Denn ich hatte damals einen kühnen Entschluß noch nicht gefaßt, den gesellschaftlichen Frohdienst noch nicht abgeschüttelt und erschien stumm und ergeben überall, wo ich befohlen worden mar; begrüßte Jedermann mit tiefen Bücklingen, warf Tischchen und Theetassen um, stotterte unverständliche Antworten, wenn ich gefragt wurde, und stand Abende hindurch lebendes Bild an einem Kachelofen oder einer Thür, indem ich die schönsten Betrachtungen darüber «nachte, wie Andere sich amüsirten. Nicht einmal tanzen konnte ich.

Sie war ein prächtiges Weib; zwmiz'g Jahre alt, hochgewachsen und von einem wahrhaft strotzend blühenden Körper. Sie hatte einen klassischen Kopf, blondes Haar und eine schwerfällige Figur. Sie lächelte mehr, als sie sprach, und trug m-t Vorliebe einen rothen Rembmndthut. Ein Ungethüm, das ihr nicht einmal stand. Dieser Rembrandt gab zu denken.

„Auch sagte man, sie sei ein bischen langweilig.

„Aber der Lieutenant verzieh Alles gern ihrem lieben Gesicht und den freundlichen Augen, mit denen sie Jeden ansah. Sie war angenehm anzuschauen, war eine neue Erscheinung und nicht anspruchsvoll. Das genügte, um sie in H. so geschätzt zu machen, daß die drei Hauptmannsfrauen sie mit scheelen Blicken betrachteten.

„Löß gab gegen seine sonstige Gewohnheit nie ein Urtheil über sie ab, wenn der Eine oder der Andere sie erwähnte. Aber mir siel später aus.

Der kleine köß.

daß er, war er mit ihr zusammen gewesen, den verbrachten Abend als recht erträglich belobte.

„Er zeichnete sie aus. Das war selbstverständlich, denn sie gehörte zu den hübschen Mädchen. Sonst schien er zu ihr zu sein wie zu Allen, keck, lustig, boshaft in seinen Bemerkungen über Andere. Gelegentlich auch ein bischen boshaft gegen sie selbst.

„Sie erwiderte das mit lachender Nachsicht. Wie Fischchen es allseits gewöhnt war.

„Daß ‚etwas los‘ mar zwischen ihnen, merkte ich an einem Abend, an dem ich zwei Stunden hinter dem Kamin des Stabsarztes stand, während getanzt wurde. Fräulein von Rauh sah gut aus und war viel beachtet; ein ausgeschnittenes Kleid zeigte ihre runden Schultern in verlockender Ansicht. Löß begegnete ihr zum dritten Mal.

„Er kam mit ihr angejagt und dicht vor meiner Ecke hörten sie ans und nahmen auf Stühlen Platz, ohne mich zu sehen, denn sie waren stark im Eifer des Gespräches.

„„Sie spielen mit dem Feuer/ sagte Löß. Mit einer Ruhe, die so merkwürdig bei ihm war, daß ich mich verblüfft nach ihm umdrehte.

„Da saß er wahrhaftig wie ein Brahmine mit einem verteufteltesten ernsthaften Gesicht.

„Ach nein!“ sprach sie.

„Jemand holte sie zum Walzer.

„Löß zerrte an seinem Fläumchen, und ohne mich bemerkt zu haben, ging er aus über den Salon zu einer Andern und umstrickte diese mit feuriger Liebenswürdigkeit.

„Von da an merkte ich auf und fand, daß Löß zuweilen mitten zwischen lustiger Unterhaltung minutenlang in zerstreutem Schweigen brütete, um sich dann mit einem Ruck herauszureißen und wieder der alte Schmerenöther zu sein.

„Darüber kam Weihnachten; ein Silvesterball im Casino, und die Eisbahn.

Dann hielt Löß auf einen Spaziergang mir zum ersten Mal einen Vortrag über Mechthild Rauhs Vorzüge.

„Löß, laß es Dir nicht Ernst werden! So viel ich weiß, bist Du nicht in der Lage

„Ich fühlte mich überlegen ihn, gegenüber. Ich war neun Monate älter als er, und er war zum Sterben verliebt und ich nicht.

„Bewahre!“ Plötzlich warf er das Einglas in's Auge, stellte sich herausfordernd vor mich hin und schnatterte in seiner gewöhnlichen Art, mit der Zunge anstoßend:

Mein Onkel in Frankfurt ist ein alter Mann/

„Dies verblühte Geständniß seiner ernstesten Ueberlegungen kam nun wieder so lächerlich heraus, daß ich kaum meine Heiterkeit verbergen konnte.

202 G, von Ilietz und Wilkau in Berlin.

„Du weißt ja gar nicht, ob sie Dich möchte/

„Er sah erobert aus, aber dann wurde er nachdenklich. Ich will Dir was sagen. Wer zuerst kommt, der hat Die. Sie ist nichts als Weib, und darum braucht sie nichts als einen Mann. Sie wird Dich nehmen, der sie nimmt, und je fester er sie hält, desto mehr wird sie ihn lieben. Sie hat keine ausgeprägten Geistesgaben, keine Initiative, meinetwegen nicht einmal einen Charakter. Solche sind wie Wachs. Man kann Alles aus ihnen machen. Eine Pflichtvergessene, eine Magd, eine Schlafmütze, und wenn man gut zu ihnen ist, ein Ideal. Solche sind nie etwas anderes als die geliebte oder die unglückliche Frau. Aber was hat man denn davon, wenn eine Frau über die Philosophie des Unbewußten spricht? Das kann man ja auch anderswo hören/

„Er sagte das verstömmelt und ganz leidenschaftslos, in der tödlichen Art, die zuweilen wie ein Blitz bei ihm hervorbrach und anzudeuten schien, daß denn doch etwas mehr Reife in ihm steckte, als Löß für gewöhnlich hervorzukehren beliebte.

„Acht Tage später überraschte er mich mit der Bemerkung, sein Onkel in Frankfurt leide an Leberanschoppung.

„Wir gingen Beide nicht weiter darauf ein. Schön sind solche Vorherberechnungen ja nicht aber leider menschlich. Und ich spreche ja von Menschen!

„Um diese Zeit sing Löß an bei der Mittagstafel mehr als sonst von unserem Mosel zu trinken und beim Nachtschiff laut zu werden.

„Ja, es saß etwas in ihm, was ihn um und umkehrte!

„Der ganze Offizierstisch wußte es schon. Weiß der Himmel, wie das immer zugeht! Einmal wollten sie ihn necken. Aber er wies es so kurz zurück, daß sie nicht wieder damit begannen.

„Im Januar gab der Oberstlieutenant sein Tanzfest. Das Eßzimmer war ausgeräumt bis auf das Büfett, denn dieses war sehr schwer. Auf dem Flur neben der Hofthür saß, von Tannenzweigen verdeckt, die Musik, und im Kreise drehte sich die fröhliche Jugend.

„An diesen Abend geschah es, daß Hausner die Nichte des Hauses, Fräulein von Rauh, nicht nur zu Tisch führte, sondern auch den Cotillon mit ihr tanzte und einen rothen Kopf bekam, wenn er sie umfaßte.

„Dies Ereigniß machte in H. ungefähr dasselbe Aufsehen, als wenn in Berlin die Patti ein Concert giebt oder ein Dynamitattentat entdeckt wird. Das ganze Städtchen sprach am nächsten Tage davon; die Damen tauschten Besuche, um einander ihre Meinung über den Fall mitzutheilen.

„Wenn es nicht gerade Hausner gewesen wäre!

„Aber der!

„Wenn Löß ein verzogener Schmetterling, so war Hausner eine Perle, ein Mensch wie Gold. Die Meisten von uns kennen ihn ja. Ein Charakter

Der kleine köß.

von einer über alles Lob erhabenen Zuverlässigkeit und Lauterkeit; eine schöne Erscheinung, groß und dunkel; ein guter Gesellschafter, ein tüchtiger Offizier, nicht unvermögend und damals schon Premier, ein Mann, auf dessen Auszeichnung jedes Mädchen stolz sein mußte.

„Wenn der sich einer Dame näherte, mußte man allerdings annehmen, daß etwas dahinter steckte. Bei feiner ruhigen Art war eine leichtsinnige Cour-macherei ein Ding, das nicht in Verbindung mit ihm zu denken war.

„Löß war außer sich. Nach dem Schluß des Festes blieben wir zwei noch eine Weile zusammen, und da tobte er sich aus.

„Todtschießen wollte er Hausner, sie, sich selbst.

„Löß, sei doch vernünftig!"

„Ich bin vernünftig/

„Beruhige Dich!"

„Ruhig bin ich/

„Endlich kam er von selbst auf sanftere Gedanken. „Er hat sie noch nicht/ sagte er hoffnungsvoll. „Vielleicht ist es garnichts! Und wenn er sie noch so sehr umschmachtet wenn ich morgen anhalten könnte, würde ich sie ihm doch vor der Nase wegschnappen. Ich würde ihr das Jawort über dem Kopfe wegnehmen, und sie würde es geben und glücklich sein und in einer halben Stunde vergessen haben, daß jemals ein Hausner um sie hersäuselte. Was ist sie denn? Ein Kind, ein Weib, ein Nichts. Sie würde mir in die Arme fallen/

„Diese Vorstellung schien ihm Erleichterung zu verschaffen, und er verbreitete sich noch eine Weile darüber, im Zimmer ans und abrennend wie ein Leu. Natürlich einer von der kleinsten Sorte.

„In der That bin ich sicher: obwohl Löß weder an äußeren, noch an inneren Vorzügen irgend an Hausner heranreichte, er hätte feinen Gegner geschlagen, wenn er, Löß, von den beiden derjenige gewesen wäre, der Mechthild Rauh heirathen konnte. Wie Hausner jetzt den Vorsprung hatte nicht wegen seiner persönl'chen Eigenschaften, sondern wegen seiner, ernstlichen Absichten. Nicht aus Speculation von Fräulein von Nauh's Seite. Sie hat nachher bewiesen, daß sie wenig genug von Vorhcrberechnung hatte. Jedoch, wenn Löß um sie warb, hätte sie sich eingebildet, er wäre der Eine für sie. Wäre schleunigst und heilig überzeugt gewesen, nie könne ein Anderer ihr Herz pochen machen wie er.

„Ich bitt' Euch, da ist solch' ein junges Mädchen! Steigend hat Alles es hingewiesen auf den künftigen Stand als Braut, Gattin, Mutter, seine Puppe, aufgeschnappte Bemerkungen der Eltern, der Basen und Onkels, ein verlobtes Paar in der Bekanntschaft, das im siebenten Himmel zu schweben scheint, gelegentliche Ermnerimgcn der Mutter an ihre Brautzeit, die Gold-schnittbändchen mit ihrem Jnbalt von Mai und Minne, Bilder in schwarz und bunt, Musikstücke sammt ihren Titeln „Frühlingsahnung/ „Erste Liebe",

20H G. von Lüüie, und Wilkau in Veilin.

„Herzenswunsch^, .Frauenliebe und Leben/ die Romane mit ihren Gefühls-schilderungen, das Weispiel Anderer, die eigene Eitelkeit.

„Alles deutet hin auf den künftigen Beruf. Oder um es landläufig und mehr in der Auffassung junger Mädchen auszudrücken: auf die Liebe, auf zarte Gefühle, Nachtigallenschlag, wundervolles Herzklopfen, Anbeten und Angebetetwerden in erster Hand.

„Und wenn all' das schwiege, würde doch immer noch die Natur selbst sprechen, das zärtliche verständnißsuchende Herz, die Jugend.

„Eine wohlerzogene Dame liebt aber nur, wenn sie verlobt ist. Es wird sonst leicht compromittirend.

„Da sitzt nun das Ding mit seinem Ueberschwang von Gefühl und Erwartung. Jedermann fagt, Liebe sei himmlisch. Gut, es will den Himmel! Und jetzt hält Einer an. Ist es da nicht natürlich, wenn der ohnehin bei jungen Mädchen nicht sehr entwickelte klare Blick ganz verloren geht? die Schwärmerei in's Ueberlaufen geräth und sich, passend oder unpassend über die Gelegenheit und das betreffende unwürdige Bräutigamshaupt ergießt, um es mit allen nöthigen Vorzügen zu verklären.

„Umsomehr je besser geartet, einfach, unerfahren und liebebedürftig das Mädchen ist.

„Die Selbstsüchtigen, die Eitlen und Kaltherzigen faßt es schon weniger.

„Und dann? Der Nest ist natürlich Sichfügen. Nnch Entsagen. Aber wo in aller Welt ist er das nicht?

„Ich will nicht behaupten, daß es nicht auch andere Neigungen gäbe.

Aber wenn ich neben schiefein'gen Bräutigams so oft strahlende Bräute sehe, denen man füglich besseren Geschmack zutrauen tonnte, so finde ich bestätigt, daß die Gelegenheit zuweilen n'cht nur Diebe, sondern auch Gefühle zu machen scheint.

„Insofern meine ich, daß es noch kein Tadel für sie ist, wenn ich annehme, daß unter veränderten Verhältnissen Löß bei Thilda Rauh den Vorrang gehabt haben würde. Sie war ein holdseliges, einfach empfindendes Geschöpf.

„Ist doch an sich selbst zu Grunde gegangen!

„Löß hätte sie bekommen, lind sie hätten ihr demnächstige Seligkeit wegen beiderseitiger großer Jugend mehr in der bekannten Schattirung, ‚der glücklichen Kinder' der Welt vorgeführt. Das wäre der einzige Unterschied gewesen.

„Wenn Löß nur über lumpige Zwanzigtausend verfügt hätte! Aber er verfügte nicht, und so mußte er zusehen, wie Hausner und Thilda sich immer mehr einander näherten, wie Thilda verschämt wurde Nr»«r Löß!

„Erst wollte er es nicht glauben, durchaus nicht. ‚Er hat sie noch nicht/ »niederholte er, und ich sah ihm an, wie dabei in seinem Gehirn Leberanschoppung, Onkel und Liebe sich zu einen, erbaulichen Ganzen vereinigten.

„„Vielleicht würde Dein Onkel'

„^Enterben würde er mich/

^- Der kleine töß. 303

„So überlegten wir und waren unendlich wichtig und kindisch in unsern zmeiundzmanzigjährigen Erwägen.

„Kindisch ja! jedoch trotzdem

„Löß vermochte es nicht über sich, jetzt die Gesellschaften zu meiden. Er ging immer wieder an die Orte, wo er Fräulein von Rauh treffen mußte, und erregte Befremden durch sein verändertes Wesen, sein schlechtes Aussehen, seine zerstreute und spitze Art. Einmal ließ er sich hinreißen, Fräulein von Rauh gegenüber eine nörgelnde Bemerkung über Hausner zu machen. „Mechthild stand jetzt bereits derart mit Jenem, daß sie unwillig erröthete, Löß von oben bis unten maß und mit einer für Fischchen nicht sehr schmeichelfaften Betonung laut und deutlich sprach:

„„Sie, Herr von Löß, urtheilen über Lieutenant Hausner?'

„Ueberzeugungstreue junge Dame!

„„Sie, die Sie ihm nicht das Wasser reichen'/ lag darin.

„Löß sah sie beinahe haßerfüllt an. Ich glaube, er hätte sie in diese,« Augenblick erwürgen mögen vor Liebe und Zorn.

„Er sing nun an Dummheiten zu machen, trieb sich die Nächte herum und spielte. Es lebten in der Nabe einige ledige Gutsbesitzer, mit denen that er sich zusammen. Von uns hätte keiner in dieser Weise mitgehalten, wir hatten nicht die Mittel und mich nicht Luft, uns die Häse zu brechen. Wir waren alle solide Leute mit kleinen Zulagen.

„Faß' nur, es geht vorüber/ sagte er, wenn ich ihm stumm in sein übernächtiges Gesicht sah. Dabei zuckte es in seinen blassen Mienen.

„Anfang Februar nahm Hausner den bewußten Urlaub zur Regelung von Familienangelegenheiten und nach einigen Tagen kam er strahlend zurück aus Schlesien. Er hatte Mechthild. Die Braut blieb vor der Hand noch da, weil irgend was daheim sie am Reisen hinderte. Ich weiß nicht mehr, war es ein Dambruch, eine Ueberschwemmung, eine Masernepidenne oder was sonst. Anzeigen waren noch nicht verschickt, doch die Kunde von der stattgehabten Verlobung durchschwirrte die Stadt.

„Jeder wußte davon, nur Löß nicht. Endlich hatte er sich doch zurückgezogen vom Familienuerteir und kam nun N'cht mehr zusammen mit mütterlichen Freundinnen, von denen sonst gewiß irgend eine es sich nicht hätte versagen können, ihm tropfenweise die Nachricht einzugeben. Den Kameraden war es peinlich, ihn aufzuklären. Jeder schob die Verpflichtung dazu auf den Andern.

„Wie er es erfuhr?

„Es war an unserm Mittagstisch. Es herrschte eine gezwungene Stimmung, denn aus Rücksicht auf Löß wagte Keiner die Neuigkeit des Tages zu berühren. An die wir doch alle dachten, denn für uns und die kleine Stadt war die Verlobung des Kameraden immerhin ein Ereigniß. Besonders da wir ihre Entstehung miterlebt hatten. Fischchen merkte n'chts. Er war zerstreut wie jetzt immer und bildete sich ein, daß man ihn für vorzüglicher

306 G. von Ileres und Wilkan in Berlin.

Laune halten müsse, weil er manchmal ein paar Worte sprach, deren Zusammenhangslosigkeit er selbst nicht gewahrte. Und starrte immer wieder nach Hausners heut leere Plätze. Endlich hielt er es nicht mehr aus:

„Wo ißt denn der Schwarze heut?“

„Beim Oberstlieutenant/

„Diner?

„Nein/

„Er trank sein Glas aus. Er wußte.

„Bei den Andern war nun das Eis gebrochen. Man sprach von Hausner und seiner Braut, man tauschte aus, was Jeder wußte. Löß stürzte seinen Wein hinunter. Plötzlich sprang er auf und schlug an sein Glas. Der Tischälteste sah herüber, sagte aber nichts.

„Meine Herren, wir befinden uns alle in der größten Freude“ begann Löß. „Unser allverehrter Hausner, ich verehere ihn so sehr, daß Verehrung schon gar nicht mehr das richtige Wort dafür ist, Verehrung n'cht, aber Staunen, Unbehagen, Verblüffung“

„Schmeling fragte mit sehr deutlicher Betonung sein Gegenüber:

„Haben Sie schon von der Rede gehört, die der Oberst an die Hauptleute vom ersten Bataillon gehalten hat?“

„Drei, vier Stimmen antworteten, Löß war übertönt und der allgemeinen Aufmerksamkeit entrückt. Er sah sich um wie erwachend, wendete sich mit einer Verbeugung und einer gemurmelten Entschuldigung von Sichnichtwohl befinden an den Tischältesten und ging. Niemand schien darauf zu achten. Niemand sprach von ihm, als er fort war. Sie hatten ihn lieb, und sie fühlten, es war Ernst.

„Nur Schmeling flüsterte mir nachher zu: „Wollen Sie nicht nach ihm sehen? Er ist ganz entzwei/

„Ich ging in Lößens Wohnung. Aber es war dort Alles zugeschlossen, und weder der Herr noch der Bursche zu finden.

Am andern Morgen sah ich Löß von Weitem. Wir wollten beide in den Dienst und hatten es eil'g. So winkten wir uns nur mit der Hand zu. Löß schien ganz vergnügt zu sein, doch fiel es mir auf, daß sein Gang ungleichmäßig war.

„Mittags fehlte er bei Tisch. Er mochte eine Einladung haben.

Dennoch erfaßte mich eine quälende Unruhe. Wir hatten einen Gast an der Tafel, ich konnte nicht früh weg. Als ich mich endlich losmachen durfte, und kaum, daß ich mir Zeit gegönnt hatte, Säbel, Paletot und Mütze zu nehmen, aus dem Hause stürzte, schlug die Stadtuhr ein Viertel auf fünf.

„Es thaute. Es tropfte von allen Dächern. Ein Wetter, als wenn die Welt sich auflösen sollte.

„Etwas sagte immerzu vor meinem Ohr: „Nasch!“ Ich hörte es so deutlich, daß ich mich umdrehte, ob da Jemand wäre.

„Das Easino liegt draußen am Wall, Löß wohnte in einem der alten

Der kleine Löß, 30?

Häuser hinter dem Markt. Wenn man nach dem Thützenhaufe wollte, muhte man da vorbei: ich glaube, jedes Kind in der Stadt muhte, daß hier der Lieutenant von Loh wohnte.

„Der Herr Lieutenant ist ausgegangen/ sagte der Bursche.

„Dann werde ich warten, bis der Herr Lieutenant wiederkommt/

„Ich ging an dem glotzenden Kerl vorbei und suchte die Thür des Wohnzimmers zu öffnen. Etwas leistete Widerstand, die Thür schien von innen verschlossen zu sein. Aber ich stemmte, und der Niegel war wohl morsch.

Die Thür sprang auf.

„Loh saß an seinem Schreibtisch, eine Menge Papiere vor sich, Rechnungen, vergilbte Schulzeugnisse, in den Kanten brüchig gewordene Briefe.

„Er sah mich groß an. Ich hatte zugeriegelt.'

„Verzeih! Lah' Dich nicht stören! Ich warte gern/ Ich setzte mich.

„So?"" Er schob die Papiere auf einen Haufen zusammen, legte sich zurück und starrte schweigend gradaus.

„Ich auch."

„Du, ich hab' wirklich zu schreiben/ sagte er endlich gereizt. „Was willst DU eigentlich?""

„Dich besuchen."

„Kannst Du nicht nachher wiederkommend

„Nein/"

„Er wollte heftig werden, besann sich aber und begann wirklich sich mit mir zu unterhalten. Immer in der durchleuchtenden Hoffnung, daß ich mich nun bald empfehlen würde.

„Thörichte Erwartung! Ich war fest entschlossen, Löß diesen Abend nicht mehr zu verlassen. Am besten war es, wenn ich mich irgendwo mit ihm feftkneipte, bis er nicht mehr muhte, was er gewollt hatte. Es war keine Noth, daß ich selbst nicht nüchtern bleiben würde: ich vertrug mehr als er.

„Morgen mußte man dann weitersehen. Er würde es ja überwinden.

Heut noch bin ich dessen gewiß, in einem halben Jahr hätte Löß die Geschichte vergessen gehabt, so sehr sie in ihm rumorte damals.

„Endlich wurde es ihm zu arg. ‚Thu' mir den einzigen Gefallen und komme in einer Stunde wieder! Ich habe da einen Brief, der noch heute fort muß, und ich kann nicht schreiben, wenn mir Jemand auf die Finger sieht/

„Vor diefeni triftigen Grunde erhob ich mich. Aber es war nur, um einen Vorwand zu suchen. Ich dachte nicht daran, den Menschen mit dem verstörten Aussehen sich selbst zu überlassen. Seine Augen waren wie irr.

„Es schlug fünf.

„Löß zuckte zusammen. ‚Geh' doch nur!'

„In diesem Augenblick klingelte es draußen, zwei Mann von Fischcheus Zug erschienen zum Strafrapport und erfüllten das Zimmer mit dem Commisgeruch ihrer Kleider und Stiefel.

Noid und Süd. I>VII,, I?I. 21

308 G. von Liebes und Wilkau in Berlin.

„Hol sie der Teufel!“ schrie Löß.

„Ich stand am Fenster. Unten ans der Straße ging der Nachmittags-briefträger. Seine Umhängetasche war leer, er war fertig mit dem Abtrag.

„Die Leute waren fort. ‚Du bist noch da!‘ machte Löß. Er war heiser wie vor Aufregung.

„Zehn Minuten nach fünf!

„Höre mich!“ fing ich an.

„Er war unfähig sich länger zu beherrschen, er stampfte wütend mit dem Fuß auf.

„Ein scharfes Klingeln an der Außenthür. Löß stöhnte. Wir horchten Beide. Eine weibliche Stimme!

„Das hatte ich nicht erwartet!“ murmelte er, kreidefahl, verzerrt und doch wie lächelnd.

„Kaum hatte ich Zeit sein Schlafzimmer zu gewinnen. Aber die Thür konnte ich nicht mehr einklinken, denn da stand Fräulein von Rauh schon auf der Schwelle der Wohnstube, glühroth, angstvoll und zornig, um den Kopf nur ein Tuch genuckelt, einen Regenmantel übergeworfen, in dem man bei sommerlichen Landpartien die Frau Oberstlieutenant öfter gesehen hatte; weggelaufen von Hause im ersten besten, was ihr zur Hand war, in kopfloser Hast noch zurecht und zuvorzukommen.

Sie starrte über's ganze Zimmer, bis sie Löß sah, der vor ihr stand.

Nun lieh sie ihn nicht mehr los mit den Augen.

„Löß, was haben Sie mir geschrieben!“ rief sie, trat mit zwei großem Schritten näher und schwenkte unter ihrem Mantel ein Vrieflein hervor wie eine Fahne.

„Ihre Kleider waren bespritzt vom Schneewasser aus den Dachrinnen.

„Was um Gotteswillen dachte sie sich nur eigentlich? Nicht wahr, so fragt man sich jetzt, und wenn man die ganze Geschichte betrachtet. Ich glaub', sie dachte gar nicht, ging einfach impulsiv vor, sah, daß was in's Wert trat, was ihr fürchterlich war und was sie verhindern wollte.

Und in ihrer Angst lief sie in's Feuer wie Schafe in den brennenden Stall.

„Denn ein Schäfchen war sie, so ausgewachsen sie sonst erschien mit ihren vollen Rundungen. Ein Kind . . . mit einem Wort ein wohlerzogenes Mädchen. Das hat Gefühle, weltläufige Formen, alles Mögliche. Nur nicht die Fähigkeit die Dinge, sich und Andere klar anzuschauen. Das läuft in's Wasser und denkt: ‚Ach was, ich gehe darüber hin wie Petrus/

„Item ein außer sich gerathenes Geschöpf, das mit einem großen Aufwände von Mädchenlogik den Muth zu diesem ungewöhnlichen Besuch in der Lungesellenwohnung gefaßt hatte, in der festen Hoffnung alle Kalenderheiligen würden sich vereinen, es unversehrt und unbeobachtet aus den immerhin gefährlichen Räumen wieder hinauszubringen.

„Ja, Löß hatte ja keine Schildwache vor seiner Thüre stehen! Niemand würde was merken. Es handelte sich sozusagen um ein gutes Werk, ew

Der kleine Löß, 209

Gebot der Pflicht, um ein Menschenleben! Wenn's auch nicht ganz passend sein mochte. Löß würde sie doch nicht verrathenü

„Ich gab mir natürlich alle Mühe, blind und taub zu sein. Erfolg hatte das nicht viel. Durch den Spalt der Thür hörte ich das nicht gedämpfte Gespräch, und im Spiegel neben mir sah ich doch uuwillkürlich einen Schimmer der Gestalten. Wenn ich zartfühlender Jüngling mich aus dem Fenster stierte und meine ganze Aufmerksamkeit auf das schlechte Wetter zu richte» versuchte, hinaus konnte ich nicht, obwohl eine Thür vom Schlafzimmer auf die Hintertreppe führte, denn die war verschlossen und der Schlüssel abgezogen.

„Ich hatte doch gesehen, wie es Löß anfaßte, als er die Stimme der Rauh vo? seiner Thür hörte. Nun sagte er in der eisigsten Art, näselnd geziert, mit der Zuuge anstoßend, wie im Vallsaal:

„In der That, gnädiges Fräulein, ich bin überrascht'

„Sie faßte ihn offenbar nicht. Diese Ruhe! Mein Gott, sie wollte ihn doch erschüttern! Es zerschmetterte sie.

„Sie haben Wie? Haben Sie denn nicht?'

„Ich Hab'/

„Löh, Herr von Löß! Nein!'

„Ich Hab' und ich werde! Ja.'" Fischchen gerieth plötzlich in Fluß, Zugleich in eine Berserkerwuth. Er sprach in dumpfen Gaumentönen.

„Allerdings, ich stehe jetzt vor Ihnen wie ein blöder Thor. Ich Hab' Ihnen geschrieben ,um fünf', nnd ich bin noch. Ich bin abgehalten worden, abgehalten in der dümmsten Weise. Ach, daß ich . . . Auf Ehre, es war so.

Was red' ich! Ich werd's beweisen!'

„Nein!'

„Ich fuhr nun doch herum und sah wie Fräulein von Rauh, ihrer selbst nicht mehr mächtig, sich dem aufgeregten Löß in den erhobenen Arm warf. Mit ihrem Körper deckte sie ihn gleichsam vor dem Nichts, mit ihren Armen hielt sie ihn zurück am Leben.

„Lüh stand wie ein Stock mit seiner süßen Last. Am Ende mit sich selbst, am Ende!

„Aber ich wußte das damals nicht,

„Sie besann sich. Zitternd aufseufzend löste sie sich von ihm, riß den obersten Knopf von ihren: Mantel auf, um Luft zu bekommen. Nun zuerst sah sie beschämt aus. Daß sie da herein gerannt war zu Löß, darüber war das gute Ding bisher nicht verlegen geworden. Aber daß sie eben . . . daß er . . . ihm am Halse! Nein, jetzt schämte sie sich. Sie seufzte wieder, wollte reden und zwang kein Wort hervor.

„Plötzlich fiel sie auf den Stuhl am Tische nieder und brach in Weinen ans. Das Haar hing ihr wirr um's Gesicht, ihre Thränen fielen auf den Regenmantel, auf die Platte des Tisches, flinkernd und blitzend. Und

21*

21.0 G. von tieres und wilkau in Verlin.

während sie schluchzte, hatte sie doch noch Zeit, sich weiter zu schämen. T)ie Röthe stieg ihr immer höher empor am Nacken.

„Ein ungewöhnliches Bild war es schon, sonderbar zusammenhangslos.

Auf Lüßeus schäbigein Stuhl das schöne Mädchen aus der besten Gesellschaft, weinend, außer sich, und ganz gleichgültig gegen den Verlust der wohl-erzogenen Ruhe, deren sie sich sonst befließigte. Nm sie her die Kahlheit der Lunggesellenwohmmg (wir waren damals noch nicht stilvoll eingerichtet), und Löß selbst in der krampfhaften Vallsaalhaltung, mit der er sich vor den Aeüßerungeu seiner an Irrsiuu streifenden inneren Nnth — und Anderem zu retten suchte.

„Ein bischen Gemeinverständlichkeit kam in das Bild, als Löß endlich natürlich nicht mehr so ungerührt bleiben konnte, um nicht die Hand der Weinenden zu ergreifen und zu streicheln.

„Sie ließ es sich gefallen. Lieber Gott, sollte sie ihn noch mehr auf-bringen? Ja, sie weinte schwächer, nnd schließlich that sie ihr nasses Tüchelcben von den Augen, drückte es in der Rechten zusammen und sah Löß an. „Was denn nun aber?'

„Er sprach nicht, er schaute sie nur au. Sonderbar, sie vermochte es jetzt nicht mehr auszuhalten, sah verwirrt aus und blickte nieder.

„Sie haben Angehörige/ sagte sie halb.

„Einen Bruder, dem es angenehm sein wird, wenn er meine Schulden nicht mehr zu bezahlen braucht/

„Denken Sie an Gott!'

„Gott, der Mechthild Rauh erschuf!'

„Nun raffte sie sich und redete bestimmt.

„Ich will Ihnen sagen, Sie zerstören mein Lebensglück. Ich kann Hausner nicht heirathen, wenn Sie das gethcm haben. Ich brächte es nicht fertig. Ich würde mich todtfürchten bei dem I^edanteu, Ihr Sterben hinge an mir und Hausner und der Zukunft/

„Tas war tlipp und klar ausgedrückt. . Aber Löß hatte immer noch Mechthilds Hand. Wieder wandte ich mich ab.

„Maubcn Sie wirtlich, daß ich Rücksichten nehmen würde, damit Sie Hausuer heirathen können?'

„Was that ich Ihnen?'

„Sie wußten, daß ich Sie liebe.'

„Nicht so!'

„Nein, nur zum Spaß! Uud es war ja auch erst nur Spaß. Aber ^unke heute, Flamme morgen. — Ihr denkt, ich wäre ein Knabe!'

„Selbst jetzt erinnerte er sich daran.

„Sie antwortete nicht.

„Was aus mir wird, ist Ihnen im Grunde cius/

„Nein/

„Nicht?'

Der kleine köß,

„Wieder keine Antwort.

„Thilda, Thilda, ich hatte Tie so lieb! Ich konnte nicht gehen, ohne daß Sie mußten warum. Ich kann nicht leben, wenn Sie den Heirathen, einmal, ein einzig Mal Deine Lippen Mechthild'

„Ein Schweigen.

„Muß ich sagen, daß ich nun doch hinüberstarrte und auch nicht wieder fortsah?

„Es war wohl unverantwortlich.

„Aber man bedenke, ich war über zwanzig Jahre und hatte mangels Initiative noch kein Mädchen geküßt! Ein sehnsüchtiger Stockfisch Alles in Allem.

„Ich schmachtete also in's Spiegelglas. Und sah zu meiner Uebersaschung, daß Löß Fräulein von Rauh in: Arm hielt, wie es schien schon seit längerer Zeit, daß es sichtlich in ihr schwellte, und daß sie in Fischchens Besicht schaute wie verzaubert.

„Und nun begann er wieder, gedämpft, schwül, lautathmend, kaum fähig zu sprechen.

„Mechthild, geliebtes Weib, Du bist verloren. Du bist seit einer Stunde bei mir. Dein Ruf ist vernichtet, wenn ich es will. Glaubst Du nun, daß Du in der Gemalt dessen bist, mit dem Du spieltest? ^

„Sie schrie rauh auf. Jetzt erst sah sie ihre Gefahr, die Lage. Sie starrte gradaus. Aber dann wehrte sie sich, wollte sie sich retten? Nein. Seltsame Wallung! Sie warf sich Löß an den Hals, stürmisch Brust an Brust drängend.

„Du ! ^

„Was Hausner! Was wußte sie von ihm! Ein so trefflicher Mensch wie der sagt der Braut gewiß keine Ueberschwänglichkeiten. Von der Ausstattung hatten sie gesprochen, von den losen Härchen, die Mechthild aus der Stini streichen sollte.

„Der hier sprach von Liebe.

„Da schlug es zusammen über ihr. Was? Das Weib.

„Ihre starke Empfänglichkeit. Ihre einfache Natur, die nur empfinden konnte, nicht folgern.

„Wer hatte sie erweckt zum Bewußtsein? Löß!

„Wie sagt der alte Moses?

„Du sollst Dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das im Himmel, noch deß, das auf Erden ist.

„Leute, ideale Leute, wie Hausner machen sich aus der Braut ein Vollkommenheitsbild — ohne Blut.

„Das rächt sich. Die srommste Lüge rächt sich.

„Wir brauchen offene Augen im Viani pf mit dem Avam.

„Ein Rausch, ja! Aber was ist Wahrheit?

3² <8, von lieies und wilkau in Vcilin.

„Löß besann sich auf mich. Er kam zu mir herein. Den Finger auf der Lippe, reichte er mir den Schlüssel zur Hinterthür.

„Er sah aus wie ein Mensch, der von Gott und allem Guten verlassen ist. Ich sehe ihn noch. Er stand mit dem Gesicht gegen das Fenster, und das Regenlicht zeigte jede Einzelheit seiner Erscheinung. Die Gestalt war in der Erregung haltungslos geworden. Die Augenhöhlen eingesunken, der Blick zerfahren, alle Züge erschlaft. Er war häßlich in der Leidenschaft.

„Löß!

„Es war eine schauerhafte Lage für mich. Was sollte ich thun? Hineingehen und das Fräulein fortbringen? Ueberhaupt, was thut ein Dritter bei solcher Sache? Er thut am besten, wenn er garnichtö thut. Je weniger Mitwisser das Ding hat, desto eher ist es möglich, daß es sich wieder einrenkt.

„Außerdem stauden mir die Haare zu Berge bei dem Gedanken, daß ich, Issen, der überhaupt nie mit Damen sprach, bei dieser heiklen Angelegenheit eingreifen sollte.

„Morgen gibst Du mir den Schlüssel wieder/ murmelte Löß.

„Ich sah ihn an — und ging. Soviel Albernnes spielt mit in den traurigsten Verwicklungen: dies Morgen' beruhigte mich. Neun ich morgen Löß den Schlüssel wiedergeben sollte, konnte Löß doch morgen nicht todt sein.

„Nein, das Leben würde weitergehen über diese Stunde hinweg. Die Stunde würde vergehen; Löß, ich, die altgewohnten Verhältnisse würden bleiben. Das hieß, daß Alles noch uerhältnißmäßig gut werden sollte.

„Ich war aufgeregt, ich konnte nicht klar denken.

„Indem ich die Hintertreppe herab tastete (sie war erschrecklich still und dunkel», nahm ich nur vor Allein vor, Löß bei nächster Gelegenheit meine Meinung zu sagen. Die Geschichte ging mir denn doch über die Freundschaft. Die Vraut eines Kameraden, die Nichte des Oberstlieutenants!

„Ich konnte meine Mitwisserschaft gar nicht verantworten.

„Auch Lößens verrückte Ansprache gestern bei Tisch siel mir ein. Man hatte sie nicht gehört scheinbar. Man hatte ihn geschont.

„In der Nacht schrak ich ein paarmal auf.

„Als mein Iofeph am anderen Morgen eintrat, meldete er:

„Der Vursche von Herrn Lieutenant von Löß hat den Schlüssel geholt.'

„Welchen Schlüssel? — Gabst Du ihn?!

„Vefehlen ja, Herr Lieutenant.'

„Mir zitterten die Beine. Ich stürzte zu Löß.

„Eine Menschenansammlung war vor dem Hause. Ich kam schon ;u spät. Er hatte sich erschossen.

„An demselben Tage ging Fräulein von Rauh's Verlobung zurück.

Warum?

Man mochte wohl einen Zusammenhang muthmaßen zwischen den Er-

Der kleine köß.

3^3

eignissen. Beweise waren zunächst nicht da, indem ich sowohl schwieg als Hausner, der ja auch mehr oder minder eingeweiht sein mochte.

„Und der Bursche von Löß? Ich weiß nicht wie es kam, daß auch der nicht sprach.

„Lößens Schulden wurden von seinem Bruder bezahlt. Auch die waren nicht so drängend, daß sie ihn erdrückt haben konnten. Der Selbstmord schien räthselhaft. Nur auf Geistesstörung zurückzuführen.

„Erst nach einem halben Jahr drangen, Gott weiß auf welchen dunklen Wegen durch Dienstboten und Krämergeschwätz, Einzelheiten in die Oesfentlichkeit, die sich so ziemlich mit der Wirklichkeit deckten, dieselbe sogar noch überboten. Zwischen Löß und Thilda sollte von langer Hand her ein Verhältnis bestanden haben, das dann schließlich das verdiente Ende mit Schrecken nahm. Und derlei Tollheiten mehr. Schneiderinnen und Ladendiener besprachen mit Schadenfreude das Erempel vom Berderb der vornehmen Welt, in der guten Gesellschaft war man bitter empört.

„Es ging Niemand diesen Übertreibungen auf den Grund. Hausner war auf seinen Wunsch versetzt worden, der Oberstlieutenant hatte fern im Osten ein Regiment bekommen. Fräulein von Nauh war verschwunden in ein Kloster der büßenden Schwestern in Sudfrankreich.

„Und was hätte eine Nichtigstellung denn hier viel thun sollen? Eine Schuld war da. Kein Gott half dagegen.

„Aber To kam es.“

5

Ilsen starrt erinnerungöversunken in sein Glas.

„Ah, ich Hab' die Worte nicht. Aber wenn Einer die Gabe hätte, die Menschen sehen zu lassen, wie die Irrungen entstehen — es ihnen zu zeigen, als ob sie dabei wären, wie so etwas emporwächst — der Mann würde mehr thun für den Frieden auf Erden, als alle Tchwarzröcke der alten und neuen Zeit.“

„Ja,“ sagt Henner, „aber die Sache bleibt dieselbe. Unerhört. Wenn man denkt, ein Mensch von guter Familie! Ich kann wohl sagen, mir wäre das nie passirt.“

Fürstbischof Dr. Kopp.
von

!er ein richtiges Lebensbild des Bischofs von Breslau, Dr. Georg Kopp zeichnen will, muß vor Allem seine Vlicke auf dm Kultur-! kämpf lenken, in welchem dieser Kirchenfürst eine hervorragende Rolle gefpielt hat. Er selbst nannte in seiner Herrenhausrede vom 13. April 1886 das Ende desselben: „den welthistorischen Abschluß eines großen Streites“, und gab mit diesen Worten seinem Biographen einen Fingerzeig, wo der Kernpunkt der politischen, ja historischen Bedeutung Dr. Kopps liegt, denn dieser welthistorische Abschluß wäre ohne die einflußreiche Mitwirkung desselben nicht zu Staude gekommen, oder wenigstens nicht so schnell erfolgt, wie es geschehen ist. Der Kulturkampf bildet den Hintergrund, aus welchem das Bild seines Wesens sowohl, als seiner Thätigkeit lenchtend hervortritt. Heute, wo seit dem geschichtlich denkwürdigen Streite zwischen der Regierung nnd Kirche in Preußen fast zwei Jahrzehnte verflossen und durch die Veröffentlichung von Actenstücken die Geheimnisse von Ursache, Wirkung und Ende desselben enthüllt worden sind, kann man wohl die Frage: was diesen Kulturkampf veranlaßt hat? stellen und unbefangen beantworten. Von kirchlicher Seite wird behauptet, daß der damalige Reichskanzler Fürst Bismarck, nachdem er die Gründung des deutschen Reiches vollendet, „die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts weiterführen und das infolge der Glaubenspaltung auch politisch zerrissene Deutschland unter eiuem evangelischen Kaiser zu einem festen Ganzen vereinigen wollte.“ Wenn dies gelungen, sollte der Herrscher dieses großen evangelischen Reiches die politische

Fürstbischof Dr. Kopp. — 3⁵

und kirchliche Führung in ganz Europa übernehmen. Die römisch-katholische Kirche in Deutschland würde sich dann in eine preußische verwandelt und später zu einer deutschen Nationalkirche umgestaltet haben.

Die letztere Idee wäre, wenn sie Fürst Bismarck jemals gehegt und gepflegt, keine neue gewesen, denn sie wurde bereits im elften Jahrhundert vom Erzbischof Adalbert von Bremen, einem Grafen zu Wettin, auszuführen versucht. Dieser Kirchenfürst wollte nicht allein die deutsche katholische Kirche von Rom losrennen, sondern auch ein nordisches Papstthum, das ganz Deutschland, Großbritannien und die nordischen Königreiche umfaßte und dessen Metropole die Stadt Hamburg sein sollte, aufrichten. Er fand aber in dem Mönche Hildebrand, dem nachmaligen Papste Gregor VII. einen Gegner, welcher begabter, millenskiäftiger und mächtiger als er, sein Unternehmen zu Nichte machte. Wie ganz anders würden sich die kirchlichen und politischen Geschehnisse und die Geschichte von ganz Europa gestaltet haben, wenn an den Gestaden der Nordsee ein Papst gesessen? Deutschland wäre die Reformation erspart geblieben.

Zum Beweise, daß Fürst Bismarck die Gründung eines evangelischen Kaisertums im Gegensatz zum heiligen römischen Reich deutscher Nation, welches einst ein katholisch-theokratischer Staatenbund gewesen, beabsichtigte, wurde in der katholischen Presse eine Aeußerung desselben angeführt. Er machte sie am 13. September 1879 in Rheims, indem er sagte: „Die Franzosen sind innerhalb zweier Jahrhunderte fünfzehnmal in Deutschland eingefallen. Um Frankreich in die Lage zu versetzen, daß es nicht mehr angreifen könne, muß man es ganz ohnmächtig machen. Im Uebrigen haben die lateinischen Völker ihre Zeit hinter sich, sie sind im vollen Zerfall. Es bleibt ihnen nur noch ein Element der Kraft: die Religion. Wenn wir aber Herr des Katholicismus sind, werden sie bald verschwinden.“

Von Seite der Gegner der katholischen Kirche wurde dagegen die Fraction des Centrums als diejenige genannt, welche den Kulturkampf heraufbeschworen hat. „Gebildet und geführt von Männern, welche Bundesgenossen des römischen Jesuitismus sind, hat dieselbe alle Mittel kirchlicher und politischer Agitation in Bewegung gesetzt, um das Zustandekommen der Einheit Deutschlands zu verhindern. Sie hat sofort bei Begründung des deutschen Reiches denjenigen Gegensatz in den Vordergrund gestellt, welcher Deutschland am blutigsten zerrissen und seit mehr als dreihundert Jahren das deutsche Reich gespalten hat. Dieser Gegensatz ist der confessionelle, der Gegensatz von katholisch und evangelisch. Es heißt nichts anderes, als die Einheit mit der größten Spaltung beginnen, wenn man in einem politisch parlamentarischen Körper, welcher die deutsche Nation und deren Einheit repräsentieren soll, die politische Parteibildung auf der Basis der Confession vollzieht ...“

Die deutsche Regierung wird sich entschließen müssen, Aggression mit Aggression und zwar gleichmäßig nach außen wie nach innen zu begegnen. . . War schon vor dreihundert Jahren in Deutschland das Deutschthum stärker, als das

3,6 * .'

Römerthum, um wieviel mehr heute, wo Rom nicht wehr die Hauptstadt der Welt ist, und wo die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte eines deutschen Fürsten ruht."

So lautete ein am 22. Juni 1871 in der „Preußischen Kreuzzeitung“ veröffentlichter Artikel, welcher, wie dessen Verfasser Geheimrath Wagner versichert, vom Reichskanzler „eigenhändig mit Correcturen versehen“ worden war. Diese Kriegserklärung gegen die katholische Kirche erhielt zwei Jahre später die Sanction des Kaisers, welcher an den Papst am 3. Sept. 1873 schrieb: „Zu meinem tiefen Schmerze hat ein Theil meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisirt, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden confessionsellen Frieden durch — staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht."

Die Centrumspartei wurde im Jahre 1852 vom katholischen Volke in Preußen zur „Verteidigung seiner von der kirchenfeindlichen Regierung angegriffenen Rechte“ ins Leben gerufen und war im Laufe der Zeit wieder verschwunden, so daß sie während der Legislaturperiode 1871—76 kein Mitglied zählte. Als sie in den darauf folgenden, 1876—81 mit 58 und 87 Mitgliedern stark wieder auftauchte, schrieb der Breslauer Domcapitular Dr. Künzer: „Die Bildung der Centrumsfraction war, wie auch Herr Peter Reichenfperger erklärte, ein politischer Fehler."

Und der Pfarrer an der Sankt Hedwig-Kirche zu Berlin, Müller, erzählte in feiner: „Märkischen Kirchenblatt" vom 10. November 1888, daß nicht nur der Abgeordnete Peter Reichenfperger, sondern auch — Dr. Windthorst „von der Reconstituierung der katholischen Fraction abgerathen habe." Welche Wandlung in seinen Anschauungen mag Dr. Windthorst seit dem Tage durchgemacht haben, wo er diese Aeußerung gethan hat! Was wäre sein Schicksal als Politiker gewesen, wenn nicht die Centrumspartei, gegen deren Neubildung er gestimmt hat, ihn zum Führer wählte. Er verdankt ihr alles, seinen politischen Ruf und seine von allen Parteien anerkannte historische Bedeutung. Sie bot ihm, dem depostirten Minister Hannovers die Arena, in welcher er siegreiche Turniere ausfechten durfte, und war zugleich die Leiter, auf der er zur sonnenigen Höhe eines der besten Parlamentarier der Neuzeit emporkletterte.

Wir entdecken übrigens im Leben dieses Mannes noch eine ähnliche Wandlung, welche Zeugniß giebt, daß er zu Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn nicht der überzeugungstreue Katholik gewesen, als der er am Ende derselben gepriesen worden ist.

Er war kein Freund der Jesuiten und tadelte es offen, daß sie das Dogma von „der Unfehlbarkeit des Papstes" in Scene gesetzt hatten; damals soll er seinem Aerger darüber durch das geflügelte Wort: „Ich werde für die Jesuiten niemals einen Finger krumm machen!" Luft gemacht haben. Und gerade zwanzig Jahre später, nachdem er diese minder kirchliche Aeußerung gethien, bildete die Rückkehr des Jesuitenordens nach Deutschland seinen

Fürstbischof Dr. Kopp.

3^7

Lieblingswunsch, für dessen Ausführung er nicht allein alle zehn Finger krümmte, sondern auch die wärmste Agitation trieb. Sie soll sogar seine Agonie in Anspruch genommen haben, denn die letzten Worte, welche aus seinen Lippen kamen, waren: „Ich fordere die Rückkehr der Jesuiten!“ Mit diesem Rufe hauchte er seine große Seele aus.

Da die Ansicht der katholischen Kirche über die Ursachen des Kulturkampfes mit der ihrer Gegner im schroffen Gegensatz steht, so müßte man eigentlich darauf verzichten, diese Frage klar und voll gelöst zu sehen, wenn nicht Fürst Bismarck selbst die Antwort darauf gegeben hätte. Er that dies wenige Tage nach dem Tode des Dr. Windthorst und zwar in einer Weise, welche sowohl das, was von kirchlicher, als auch das, was von Seite der Regierungsanhänger über die Entstehung des großen Kirchenstreites gesagt worden ist, — bestätigt. Er sagte:

„Unter Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung, vom Fortschritt bis zur äußersten Siechten nahm im Jahre 1871 die Regierung den Handschuh auf, der ihr durch die Bildung des Centrums, das eine wirksame Unterstützung bei den Jesuiten fand, hingeworfen wurde. In den Kämpfen des Centrums gegen die Regierung hat sich diese Anlehnung derselben an den in Rom mächtigen Einfluß der Jesuiten wiederholt wirksam erwiesen und die Verständigungsversuche, welche die Regierung dem Papste gegenüber machte, zu entkräften gewußt. Die Stärke der Windthorst'schen Position hätte sich an der päpstlichen Stütze nicht allein halten können, wenn ihn? nicht die der — Jesuiten zu Gebote gestanden. Diese aber konnten sich mit der Entwicklung des neuen deutschen Reiches und der evangelischen Dynastie an der Spitze, nicht befreunden.“

Der Kampf begann mit einer Reihe von Gesetzen, welche wie Fesseln um den Leib der Kirche geschlungen wurden und die seelsorgerliche wie disciplinäre Wirksamkeit ihrer Bischöfe und Priester hart beschränkte; die ersteren erklärten in ihrer Collectiv-Eingabe vom 16. Mai 1873: „Die Maigesetze verletzen die Rechte und Freiheiten, welche der Kirche Gottes zustehen. Eine Anerkennung derselben wäre nicht allein einer Verwerfung des göttlichen Ursprungs des Christenthums, weil es das unbedingte Recht des Staates einräumt, das Gebiet des christlichen Lebens durch Gefetze zu bestimmen, sondern auch ein Verzicht auf alle historischen und positiven Rechte der Kirche in Preußen.“

Der Kulturkampf, dessen schärfste und für die katholische Kirche verletzendste Spitze nach einem Ausspruche des Fürsten Bismarck nicht so sehr „in den meritorischen Streitobiecten,“ als vielmehr in der „zu subtilen juristischen Ausarbeitung der Kampfmittel“ lag, dauerte dreizehn Jahre. Ein düsteres Bild in der Geschichte des deutschen Volkes, dessen Schilderung nicht in den Rahmen dieser Lebensskizze paßt.

Während sich die katholische Kirche in Kamvfcsstimmung befand, wurde sie durch die Nachricht überrascht, daß der Fürstbischof von Breslau Dr. Heinrich Förster, ein Borgänger des Dr. Georg Kopp, bei Anstellung

3,8 * . *

eines Pfarrers die Zustimmung der staatlichen Behörde nachgesucht und dadurch indirect die Maigesetze anerkannt habe.

Der Bischof von Breslau handelte damals in Uebereinstimmung mit Dr. Windthorst, welcher in einer Parlamentssitzung erklärte: „Der Friede zwischen Kirche und Staat läßt sich nur dadurch herstellen, daß man die Prinzipien bei Seite stellt und sich dann zu «ertragen sucht».

Beides, der Act des Bischofs und der Grundsatz des Mitgliedes der Centrumpartei wurden von den deutschen Katholiken entschieden mißbilligt.

„Der Kulturkampf ist ein Prinzipienkampf,“ sagten diese, „und wer in einem solchen .stampfe ein Princip .bei Seite stellt‘, der giebt es auf! Wenn wir dies gewollt hätten, so würden wir nicht die großen Opfer bringen, um unserem Princip, das der Freiheit der Kirche, zum Siege zu verhelfen“.

Der Reichskanzler Fürst Bismarck, welcher den von der katholischen Kirche „hingeworfenen Handschuh aufgenommen“ und den Kulturkampf begonnen hatte, war der erste, der ihr die Hand zum Frieden reichte.

Es geschah dies anfangs durch die Vermittelung der päpstlichen Nuntien zu München und Wien, durch Seudung des Herrn von Schlötzer nach Rom und später durch die Vorlage von „Friedensgesetzen.“

Welches waren wohl die Gründe, welche den Reichskanzler dazu bestimmten? Er hat sie in seiner Parlamentsrede, am 21. April 1887 offen kundgegeben:

„Wir können schweren Prüfungen entgegengehen, sowohl in auswärtigen Kämpfen, als auch in innern Kämpfen gegenüber Umsturzparteien verschiedener Kategorien. Mein Bedürfnis; war es gewesen, ehe wir diesen Prüfungen ausgesetzt werden, alle inneren Streitigkeiten von uns zu wuteln, die in der That entbehrlich sind, lind für entbehrlich halte ich den Kirchenstreit!“

Es war das Gespenst des Socialdemokratismus, das den Reichskanzler bewog, dem Kulturkampf ein Ende zu machen, denn er sah, daß ein Volk, welches seiner Priester und deren geistlichen Hülfe beraubt war, den Verführungen der Umsturzparteien preisgegeben sei. Und erkannte es auch ebenso klar, daß er gerade in der katholischen Kirche eine mächtige Bundesgenossin im Kampfe gegen die socialdemokratische und anarchistische Partei finden werde. Um das Unentbehrliche zu retten, verzichtete er auf das Entbehrliche; um eine Schöpfung, das neue deutsche Reich, vom Pestübel des Socialdemokratismus zu desinsicieren, schloß er mit der Kirche, welche seit ihrer Stiftung die Hüterin der von Gott eingesetzten Ordnung gewesen ist, Frieden, indem er ihr die einstigen Freiheiten und Rechte wiedergab.

Welcher patriotisch gesinnte Deutsche wird in dieser Umkehr des Reichskanzlers etwas Anderes erblicken, als den Drang, für die Sicherheit und GröÙe der Nation zu sorgen, als die Erkenntniß, daß er den katholischen Staatsbürgern ein Unrecht zugefügt habe. Er gestand das Letztere in seiner Herrenhausrede vom 23. März 1886 selbst ein:

Fürstbischof vi, «opp. 3^9

„Niemand ist der Friede dadurch erreicht worden, daß man ausschließlich mit Staatsgesetzen decretirte, womit der Katholicismus für seine confessionellen Aufgaben zufrieden sein mußte. Das Gesetz hat seine Gültigkeit, aber wenn wir es zwangsweise und ohne Rücksicht auf die Wünsche der Beteiligten durchführen wollen, so sind wir schließlich zu einem gewaltthätigen Verfahren dauernd genöthigt. Wir schaffen die Konflikte als dauernde Institution.

Ich wenigstens muß dein Versuch, unsere katholischen Landsleute gegen ihren Willen dauernd zu vergewaltigen, meine Mitwirkung versagen.“

Der Friedensschluß des Reichskanzlers mit der katholischen Kirche erregte damals, je nach dem Parteistandpunkt der Zuschauer die Ver- und Verwunderung der deutschen Nation.

„Man muß gestehen, daß eine solche Erscheinung in der parlamentarischen Geschichte einzig dasteht und stets vereinzelt bleiben wird“, schrieb Dr. Jörg in den „Hist. pol. Blättern“. „Kein anderer verantwortlicher Minister ist denkbar, der die Vertretung einer solchen Umkehr nicht dem Nachfolger hätte überlassen und sich in die Stille des Privatlebens zurückziehen müssen. Nur Fürst Bismarck konnte das wagen.“

Jeder, der den Verlauf des Kulturkampfes mit vorurtheilslosen Blicken beobachtet hat, wird zur Ueberzeugung gekommen sein, daß der Reichskanzler in der Wahl der Personen, welche für die Ausführung der Maßsetze thätig sein sollten, nicht glücklich gewesen ist. Sie verfahren oft mit einer Härte und Rücksichtslosigkeit, welche an die Zeiten der Reformationstämpfe erinnerte. Um so besser gelang es dem Fürsten Bismarck, den richtigen Mann zu finden, welcher ihm beim Friedensschluß mit der katholischen Kirche erfolgreich helfen konnte.

Es war dies Dr. Georg Kopp, der damals auf dem Bischofsstuhl zu Fulda saß.

Er wurde am 25. Juli 1837 zu Onderstadt, einer kleinen Stadt Hannovers geboren; seine Eltern, arme Weberleute, sandten ihn in die Bürgerschule seines Heimatortes und später, als Georg Fleiß und Freude am Lernen zeigte, auf das Progymnasium, wo er vom Jahre 1849 bis 1852 mit Auszeichnung studierte.

Durch die Vermittelung mehrerer Freunde, welche die guten Anlagen des Jünglings bewunderten und fördern wollten, konnte er das Josephs-Gymnasium zu Hildesheim besuchen, wo er vier Jahre zubrachte und mit Preisen gekrönt wurde. Trotz seiner zarten Gesundheit widmete er Tag und Nacht den Studien und bestand im Jahre 1856 das Abiturientenexamen mit Auszeichnung; obwohl er den Drang fühlte, die Universität zu besuchen, so fügte er sich doch dem eisernen Muß, sich bald selbständig Vrod zu verdienen, und trat als Telegraphenbeamter in den Staatsdienst. Nachdem er zwei Jahre lang in Hannover und zu Neustadt am Rübenberg in einem Berufe gelebt hatte, der ihm keine Zufriedenheit brachte, entschloß er sich im Jahre 1858 zum Studium der katholischen Theologie und wanderte nach Hildes-

heim, wo er die philosophisch-theologische Lehranstalt besuchte und im Jahre 1861 Aufnahme in das Priesterscminar fand. Kopp ist ein neuer Beweis für die uralte Behauptung, daß das ganze Lebensglück eines Mannes von der Wahl des richtigen Berufes abhängt; und daß er ihn fand, verdankt er seinem eisernen Willen, der sich weder durch den Mangel an irdischen Glücksgütern, noch von der Aussicht in seiner jetz'gen Stellung bald befördert zu werden abhalten ließ, sich dem Dienste der Kirche zu weihen. Es waren gewiß harte, an Entbehrungen reiche Jahre, welche er als mittelloser Student verlebte, nachdem er eine sichere Anstellung aufgegeben hatte; er fand aber volle Entschädigung dafür in dem Bewußtsein: „Dieser und kein anderer Weg führt mich zu einer Thätigkeit, an der ich volle Freude haben werde.“ Er empfing am 28. August 1862, dem Feste des großen Kirchenlehrers St. Augustin im Hildesheimer Dom die Priesterweihe und reiste dann in seine Vaterstadt, um dort die erste Messe zu feiern. Seine erste Anstellung fand er als Schulvicar im Waisenhouse zu Henneckenrode, und dann als Eaplan in Dethfurth. Er zeigte in seinem Berufe als Seelsorger und Lehrer so viel apostolischen Eifer, milden Sinn, warme Beredtsnmleit und evangelische Klugheit, daß ihn der Bischof nach Hildesheim berief und zum Assessor am Generalvicariat ernannte. In diesem arbeitsreichen Amte übernahm er noch die geistliche Leitung der Ordensschwwestern an St. Unnla, welche sich mit dem Unterrichte von Mädchen beschäftigten und der Barmherzigen Schwestern; im Jahre 1870 zeichnete ihn Papst Pius IX. durch die Würde eines apostolischen Pronotar aus, und ein Jahr später, 1871, wurde er Domcapitular und Generaluicar der Diöcese Hildesheim. Obwohl Kopp erst 34 Jahre zählte, so zeigte er sich seinem Amte, in welchem er die Angelegenheiten des Bischofssprengels leiten mußte, ganz gewachsen und stand als Rathgeber nnd Gehilfe seinem Kirchexfürsten zur Seite. Seine Thätigkeit fiel in die Zeit des Kulturkampfes, wo die Ordensschulen aufgehoben, die Niederlassungen der Mönche geschlossen, viele Pfarrer und Seelsorger wegen Nichtanerkenkung der Maigesetze ihres Amtes entsetzt nnd selbst der Bischof, Dr. Wilhelm Sommerwerk, gemäßregelt wurden.

So sah I)r. Kopp in den zehn Jahren seines Generalvicariats wenig frohe Tage, in denen er nicht nur persönlich litt, sondern auch von schweren Sorgen um seine Diöcese bedrückt wurde. Er verlor in diesen traurigen Verhältnissen niemals Muth und Nnhe und ließ sich durch nichts aus seiner friedlichen und versöhnlichen Haltung bringen. Ein Mann, welcher viele Jahre lang an seiner Seite gewelt, schreibt über ihn:

„Georg Kopp ist ein Mann von kleiner Statur, wenig unterseht, aber von bewundernswerther Ausdauer und Entschiedenheit. Unthätige Nuhe ist seinem Körper ebenso fremd nnd unerträglich, wie seinem Geiste. Was der heilige Benedict in seiner Negel vorschreibt: „on»8ita8 68t inimicn nniini“, das hat die Natur ihm von Geburt an als innerstes Gesetz seines ganzen Wesens mitgegeben. Sein schönes, durchgeistigtes Antlitz, der sanfte Blick,

Fürstbischof vr, «opp.

32 I

das freundliche Lächeln, das um seinen Mund spielt, geinahmen an den Lieblingsjünger Johannes. Er übt auf Alle, die mit ihm in Berührung kommen, eine so unwiderstehliche Gewalt aus, daß man, ohne sich darüber klar zu werden, schon im ersten Augenblick sich zu ihm hingezogen fühlt, ihn bewundert, ihm in Liebe ergeben ist. Die ihm? natürliche Bescheidenheit und aufrichtig wohlwollende Leutseligkeit hat er unverändert beibehalten, auch nachdem er zu hohen Ehren und Würden gelangt ist."

Im December 1881 wurde Dr. Kopp durch ein päpstliches Breve zum Bischof von Fulda ernannt und wenige Tage später theilte ihm der Oberpräsident der Provinz mit, daß die preußische Staatsregierung nicht allein seine Wahl anerkenne, sondern auch die Commission zur Verwaltung des bischöflichen Vermögens aufgehoben habe und den Geistlichen die Staatszuschüsse wieder ausbezahlen werde.

Der neue Bischof richtete an den Kaiser ein Schreiben, in welchem er gelobte- „die ihm auferlegten Pflichten zum Wohle der Kirche und Staat treu zu erfüllen." Er schilderte die traurige Lage der Gläubigen der Fuldaer Diocese, welche ihrer Seelsorger beraubt seien und schloß mit den Worten, daß „die in ihrem Wirken freie Kirche die beste Stütze des Thrones und die wahre Freundin der leidenden Menschheit sei."

Am 27. Dezember wurde er am Grabe des heiligen Bonifacius, des ersten christlichen Glaubensboten Deutschlands, zum Bischof geweiht. In seiner ersten Predigt, welche er im Dome hielt, sprach er: „Wendet Euch ab von jenen grundstürzenden Lehren, welche das Eigenthum, die Ehe und alle Güter der Gesellschaft gefährden und die öffentliche Ordnung bedrohen. Wirkt mit Eifer dahin, daß Alle, die von Euch abhängig sind, von solchen Lehren sich abwenden."

Es ist charakteristisch und dem Geist, von welchem Bischof Kopp erfüllt ist, bezeichnend, daß die ersten Worte, welche er an seine neue Heerde richtete, keine Klagen über den Kulturkampf und dessen Urheber, sondern nur eine dringende Mahnung enthielten! „Hütet Euch vor den Socialdemokraten und deren verwerflichen Lehren!"

Während er beim Festmahle, das nach der Bischofsmesse stattfand, Papst Leo XIII. und Kaiser Wilhelm I., „welche sich die Hände zum Friedenswerke gereicht", feierte, begann er seinen ersten Hirtenbrief mit den Worten: „Ihr habt jetzt wieder einen rechtmäßigen Bischof, aber einen Bischof mit gebundenen Händen!"

Er gab sich über seine Stellung und Aufgabe keiner Täuschung hin.

„Ich will den Heerde« Hirten senden und sehe dabei nichts als Hindernisse; ich will die Lehre des Evangeliums verkündigen und die Gnadcnmittel spenden lassen, und sehe die Reihen meiner Mitarbeiter sehr gelichtet."

Trotzdem er ein Bischof „mit gebundenen Händen" war, suchte er seine Pflichten treu zu erfüllen und entfaltete in den sechs Jahren, während deren er den Hirtenstab der Diocese Fulda trug, ein reiches Wirken. Nach Ver-

ständigung mit der Negierung errichtete er ein Convict für Gymnasiasten in Fulda und stellte die theologische Lehranstalt wieder her; außerdem gründete er neue Missionsanstalten und sorgte für die Wiederherstellung und den Neubau von zwölf Kirchen. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte er der Armen- und Krankenpflege zu, indem er neue Niederlassungen der Barmherzigen Schwestern stiftete, deren Haus in Fulda vergrößerte, eine Rettungsanstalt für Knaben in Saunert und eine gleiche für Mädchen in Maberzell, sowie eine Herberge für Fabrikarbeiterinnen zu Fulda errichten ließ.

Sein heißer Wunsch, den er in seinem Hirtenschreiben aussprach: „Möge der Augenblick nicht fern sein, wo die Kirche alle ihre Wege zur Nertung der Völker vor den Bestrebungen und Verführungen der Umsturzparteien mit der des Staates vereinigen kann!“ ging bald in Erfüllung.

Im Jannr 1886 wurde Bischof Kopp vom König in das preußische Herrenhaus berufen, und mit diesem Schritt in das parlamentarische Leben trat er in die Reihen der Männer, welche das Ende des Kulturkampfes herbeiführen sollten.

Seine Ernennung zum Mitglied des Herrenhauses erregte Aufsehen, denn Kopp war der erste katholische Kirchenfürst, welcher in diese Kammer berufen worden war.

Er ergriff als Herrenhausmitglied zum ersten Male das Wort in der Debatte über einen Gefetzentwurf zum Schutze des Deutschthums in den östlichen Provinzen, am 27. Februar 1886, und sprach von Vaterlands- und Friedensliebe.

„Die Liebe, das Interesse und der Sinn für die Würde und Größe des Vaterlandes, muß jedem Laudeskinde innewohnen. Sie haben das Recht dieses ganz besonders von denen zu verlangen, welche tragt ihres Amtes berufen sind, die sittlichen Tugenden im Volke zu wecken und zu pflegen. Nun ist die Vaterlandsliebe eine rechte Tugend und sie wird genährt durch die Religion.“ Am Schlusse seiner Rede bezieht er sich auf den Propheten, „der nur die Füße schön finden will, welche sich auf dein Wege des Friedens befinden und welche den Frieden verkünden.“

Durch diese beiden Aeußerungen wollte Bischof Kopp klar und scharf sich selbst und seine Stellung dem Staate gegenüber zeichnen: „Ich bin ein Mann, der sein Vaterland liebt und als wahrer Jünger Christi Wege des Friedens wandelt.“

Die Rede machte Aufsehen und fand unter den Katholiken viele Mißbilligung, weil Dr. Viopp offen erklärte, daß er nicht in den Reihen der streitbaren Bischöfe, deren erstes und letztes Wort: „Xnn po85l«un8“ lautete, stehen wollte. Und vielleicht war es gerade diese Erklärung, welche den Reichstagspräsidenten auf Kopp aufmerksam machte, indem sie den Mann zeigte, der ihm beim Friedensschlusse mit der katholischen Kirche die beste Hilfe leisten werde. Bischof Kopp liebte den Frieden mehr als den Kampf und trug in seiner Seele stets das düstere Bild der schweren Schäden, welche der Kultur-

Fürstbischof DI, «ops. 323

kämpf unter dem katholischen Volke angerichtet hatte. Von den 8711535 Katholiken, welche zu Beginn desselben in Preußen lebten und für deren Seelenheil 8439 Priester sorgten, waren 2 148 691 ganz oder theilweise ihrer Hirten beraubt; außer den Bischöfen von Gnesen, Köln, Münster, Kulm, Ermland, Breslau, Limburg, Paderborn, Trier, Hildesheim und Osnabrück, welche im Gefängnis; saßen, ihres Amtes entsetzt oder in ihren Residenzen gepfändet wurden, mußten noch 1770 Seelsorger ihre Herden verlassen.

Die Entchristlichung und der Niedergang des geistlichen Lebens nahmen immer mehr zu und die Gefahr, daß das Volk ohne Gnadenmittel gänzlich verwildern würde, schien unabwendbar. Die Kirche mußte daher ebenso — wie der preußische Staat aus politischen Gründen — um des Heiles von Millionen Katholiken willen, den Frieden wünschen und mit allen erlaubten Mitteln anzubahnen suchen.

Sie besaß in Bischof Kopp den berufensten Sendboten, der in der parlamentarischen Arena ihre Rechte und Ansprüche mit ebenso gewinnender Beredsamkeit, als kluger Entschiedenheit vertrat.

Als am 12. April 1886 der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze statt der Abgeordnetenkommer dem Herrenhause vorgelegt wurde, übernahm Bischof Kopp die Rolle des Eentrums und führte sie besser durch, als dieses, weil er als Kirchenfürst zur Vermittelung zwischen Rom und Berlin geeigneter erschien.

Er nahm schon in der ersten Sitzung das Wort und schilderte mit Freimuth die Schäden des Kulturkampfes: „Dieser ist wie ein giftiger Mehlthau, welcher auf unserem ganzen Staatsleben ruht und alle kirchlichen und politischen Verhältnisse vergiftet. Wir können selbst der großen politischen Entwicklung, die unser Vaterland gewonnen, nicht froh werden. Dazu kommt, daß in diesem Kampfe die besten Kräfte des Staates verbraucht, daß die Lenker des Staates von den wichtigsten Angelegenheiten des Landes mehr und mehr abgezogen werden. Jeder Tag bringt neue Schäden und beweist nnr, daß die Maitage des Jahres 1873 wahre Unglückstage für das Vaterland gewesen sind..."

Ueber den Werth der Vorlage äußerte er sich: „Alle Parteien sind des Haders müde. Alle suchen den Frieden, welcher den unseligen Verhältnissen ein Ende macht. Betrachten Sie die Vorlage und beantworten Sie dann die Frage, ob man mit derselben zum gewünschten Ziele gelangen kann? Ich muß diese Frage verneinen. Sie läßt noch zu viele Stacheln im Volke zurück, als daß dieses ein Friedensgefühl empfinden kann." Er schloß seine Rede mit einigen Worten, welche Zeugniß sowohl für seinen Mannesmuth, als auch für seine katholische Treue geben, die von seinen Gegnern angezweifelt worden war: „Die Gefetze, deren Aenderungen wir jetzt vornehmen wollen, haben der Kirche unveräußerliche Rechte genommen, und die Arbeiten, an denen wir jetzt sind, haben nicht zum Ziele: Ecmcessionen, sondern — Restitutionen. Sie wollen dasjenige der Kirche zurückgeben, was ihr mit Unrecht entzogen ist. Worin besteht denn die Ehre des preußischen Staates? Ich finde Nord und Süd. I.VII., 17I, 22

32H * , »

diese Ehre in dem Hochhalten der Devise: *8uum olique*. Nun aber bitte ich Sie, mir es nicht zu verargen, wenn ich offen ausspreche: Die katholischen Unterthanen haben das Gefühl, als wenn ihrer Kirche gegenüber diese Devise nicht immer hochgehalten wäre, und das halten sie nicht für ehrenvoll. Ehrenvoll war der Tag nicht für den preußischen Staat, als man sich in einer hochgradig politischen Verstimmung hinreißen ließ, die Verhältnisse der .Kirche einseitig zu ordnen."

Der Gesetzentwurf, über welchen verhandelt wurde, enthielt Bestimmungen, die, wie Bischof Kopp wußte, niemals die Genehmigung des Papstes finden würden, und darum brachte er Vermittelungs-Vorschläge ein, welche aber von der Herrenhaus-Commission abgelehnt wurden. Nachdem dies in Rom bekannt geworden, erließ der Papst eine Note, in welcher er erklärte, daß er sogleich, nachdem die neue Vorlage mit!den Anträgen des Bischofs Kr. Kopp angenommen worden, die Bischöfe anweisen werde, der Regierung die Pfarrer für die gegenwärtig erledigten Parochien zu benennen. Mit dieser Note waren aber weder Herrenhaus noch Regierung zufrieden, und die Letztere ließ durch Herrn von Echlotzer erklären, daß wenn der Papst nicht die ständige Anzeige zugestehe, die Anträge des Bischofs Kopp im Herrenhaus nicht angenommen werden würden.

In Folge dieser Mittheilung erließ der Papst am 4. April 1886 eine neue Note, durch welche er erklärte, daß er nach offizieller Zusicherung der Regierung über eine volle und unmittelbare Revision der Maigefetze die ständige Anzeige gewähren wolle.

Jetzt nahm das Herrenhaus in der Sitzung vom 13. April die Anträge des Bischofs Dr. Kopp mit überwiegender Majorität an. Dieser schloß damals die Rede, in welcher er seine Vorschläge befürwortete mit den Worten: „Wir stehen vor einem welthistorischen Abschlüsse eines großen Streites. Ich rufe Ihren ganzen Patriotismus, Ihre Friedensliebe an. Wir sehen, wie der große Staatsmann, der unsere politische Geschicke leitet, dem i^ber-Haupte der katholischen Kirche die Hand zum Frieden reicht; da wollen wir nicht an Kleinigkeiten herummäkeln . . . Sie werden, wenn Sie jetzt)l>ei Seite treten, den Verdacht erwecken, den Kulturkampf verewigen zu wollen." Die durch die Anträge des Bischofs Kopp abgeänderte Gesetzesvorlage wurde auch vom Abgeordnetenhouse angenommen und erhielt am 21. Mai die Sanction des Königs.

Als Bischof Kopp am 17. April nach Fulda zurückkehrte wurden ihm von Priestern und Laien Huldigungen des Dankes für seine erfolgreiche Wirksamkeit im Parlamente dargebracht; und er erwiderte: daß er „hoffnungsvoll der weiteren Entwicklung der friedlichen Verhältnisse entgegenehe, da Föni Bismarck mit Rücksicht auf die inneren Verhältnisse des Deutschen Reich« den Frieden mit der Kirche wünsche."

Der günstige Verlauf, den die Behandlung der letzten Vorlage im Herre,i-hause gefunden, und durch die Vermittelung des Bischofs Kopp gewonnen

hatte, beivog die Regierung den neuen Gesetzentwurf, welcher die Errichtung von theologischen Lehranstalten, die Anzeigepflicht, die Freigebung des Blesselesens und Sacramentenspendens und die Zulassung bestimmter Orden betraf, wieder der ersten Kammer vorzulegen. Hier entwickelte Bischof Kopp abermals eine große Thätigkeit, indem er theils aus eigener Initiative und theils in Auftrage des Papstes und auf Ansuchen der preußischen Bischöfe einige Abänderungs-Anträge stellte, welche er mit großer Beredsamkeit begründete: „Sie haben im vorigen Jahre,“ sprach er, „der katholischen Kirche wichtige Rechte und Freiheiten zurückgegeben und zum Theile die Fesseln gelöst, welche deren Wirksamkeit bisher gelähmt hat.“

Es gelang ihm in Bezug des Kernpunktes der Borlage, das staatliche Einspruchsrecht bei Besetzung geistlicher Aemter, eine wesentliche Aenderung durchzusetzen, indem er die Anzeigepflicht nur auf die Pfarrer, und nicht auf die Pfarrverweser beschränkte. Sein Antrag: das Messelesen und Spenden sämmtlicher Sakramente freizugeben, wurde mit dem Zusätze angenommen, daß nur die nicht zugelassenen Orden von dieser Freiheit ausgeschlossen sein sollten. Gerade das Verbot des Messelesens und der Sacramentenspendung hatte das katholische Volk am tiefsten verletzt und zum Widerstande gereizt; und dazu kam noch, daß die Beamten, welche mit der Durchführung des Verbotes betraut waren, leider oft die Schranken der Klugheit und Humanität überschritten. So wurde ein Kaplan, der in einem einsam liegenden Kirchlein die Messe feierte, von einem Dorf in das andere gehetzt und endlich durch eine Schaar von fünfzig Ulanen gefangen. In einem schlesischen Dorfe trat ein Gendarm in die Kirche, öffnete die Thür des Heiligthums und tng den Kelch, welcher mit geweihten Hostien gefüllt war, auf das Landrathsamt, um sie dort von einem abtrünnigen Priester recognosciren zu lassen. Eine frevelhafte Dreistigkeit, welche später vom Minister des Innern streng getadelt worden ist.

Bei der Gelegenheit, wo Bischof Kopp für die Zulassung der Ordensvereine, welche in der Seelsorge Aushilfe leisten, im Dienste der christlichen Nächstenliebe stehen, die Erziehung der weiblichen Jugend leiten und ein beschauliches Leben führen, befürwortete, sprach er: „Es mag sein, daß eine moderne Auffassung in dem Ordensleben nur Schwärmerei findet. Aber nm kann sie wohl ertragen, so lange sie nicht für Staat und Gesellschaft gefährlich ist. Es giebt für beide noch andere Gefahren. Wenn wir in das Leben hineinschauen, so finden wir, daß der größte Theil der Menschen heilte für nichts iverter Sinn hat, als für Erwerb und für Erhaltung des Erworbenen. Sie haben vergessen, daß über dem irdischen Dasein ein anderes Dasein sich wölbt. Wir sehen, daß in der Welt ein Geist der Auflehnung gegen alle göttliche und menschliche Ordnung sich erhebt und daß eine breite Schichte der Menschheit bereit ist, nur in dem Umstürze alles Bestehenden ihr einziges Heil zu finden. Das sind die Gefahren, welche die menschliche Gesellschaft bedrohen und es ist notl'weudig ein Gegengewicht zu schaffen.

Dieses Gegengewicht finden wir in den Orden, welche in der Seelsorge dienen und die seelsorgerischen Kräfte gegenüber den Bestrebungen des Umsturzes verstärken, mit dem der weltliche Clerus allein nicht zu kämpfen im Stande ist. Und ferner die Orden, welche sich der christlichen Charitas widmen."

Bischof Dr. Kopp hatte außerdem noch eine Reihe von Zusatzartikeln beantragt, von denen viele angenommen und wieder andere verworfen wurden, so daß er sich, als der Gesetzentwurf zur Schlußabstimmung gelangte, die Frage vorlegen mußte, ob er durch Annahme des Ganzen das, was von seinen Anträgen angenommen worden, retten, oder durch Verwerfung alle gethane Arbeit zu Nichte machen sollte?

Er schloß seine Rede mit den Worten: „Es fällt außerordentlich schwer für mich, einen Entschluß zu fassen. Wenn ich für das Gesetz stimme, so setze ich mich in Gegensatz zu dem katholischen Volke, welches in manchen Punkten sich großen Besorgnissen hingiebt. Ich setze mich in einen Gegensatz zu meinen Collegen, welche glauben, in manchen Punkten nicht die Interessen einer gedeihlichen Diöcesanverwaltung befriedigt zu sehen. Züßer wenn ich gegen das Gesetz stimme, so setze ich mich in Gegensatz zu der Friedensarbeit, welche zwischen Kirche und Staat angebahnt ist, und ich kann mir die Gefahr nicht verhehlen, daß ich vielleicht dasselbe dann vereitle; und diese Verantwortung kann ich nicht übernehmen. Ich werde für das Gesetz stimmen."

In der That würde durch das ablehnende votum des Bischofs von Fulda ein neuer Kulturkampf losgebrochen sein; Dank aber seiner Klugheit blieb er der Kirche und dem Staate erspart.

Mehrere Mitglieder des Centrums, welche weder mit der Haltung des Bischofs Kopp, noch mit der Annahme des Gesetzes durch das Herrenhaus zufrieden waren, bemühten sich den Papst zur Verwerfung der Vorlage zu überreden. Dieser aber erließ am 7. April 1887 an den Erzbischof von Köln, Philippus Krementz ein Breve, in welchem er sagte: „Zum Theil hat man sich bemüht, zum Theil bemüht man sich noch, jene Gesetze (die Maigesetze) zu mildern, und wenn auch noch nicht Alles erreicht ist, was die Katholiken zu erreichen mit Recht wünschen, so ist doch manches festgestellt, wodurch ihre Lage besser wird. Da nun besonders mit Rücksicht auf die vom Herrenhause angenommenen Anträge des Bischofs von Fulda das beschlossene Gesetz ein Heilmittel vieler Uebel darstellt und den Zugang zu dem so lange und mühsam angestrebten Frieden eröffnet, so halten wir es für angezeigt, daß die Katholiken einem solchen Entwurf zuzustimmen nicht verweigern."

lioina locuw — eau33 tmita! ging in jenen Tagen der Ruf durch die katholische Kirche. Mit der päpstlichen Entscheidung ist die Streitfrage erledigt. Es gab aber noch viele Katholiken, welche, die volle Schale ihres Zornes über Bischof Kopp ergossen und seine Vermittlerrolle auf das härteste verurtheilten. Damals mußte er, der um des verwaisten katholischen Volkes

Fürstbischof vi, «opp. 32?

und des Friedens willen sich rastlos bemüht hatte, schwere Verfolgungen, wie der Herr der Kirche, Christus, tragen; auch auf sein Haupt wurde der Dornenkranz verdammender Worte gedrückt und ihm ein Schwamm voll Essig und Galle in den Auslassungen der katholischen Presse geboten.

„Es ist in der Weltgeschichte wohl selten vorgekommen, daß eine siegreiche Armee gerade in dem Augenblick, wo sie im Begriffe steht, den Feind zur Uebergabe zu zwingen sich durch — diplomatische Ranke verrathen und verkauft sieht. Es ist dann nicht auffallend, daß die Soldaten vor aller Welt laute Klagen über die Diplomaten und ihre Umtriebe erheben, welche das, was sie siegreich errungen, um schnöden Gewinn dem Feinde ausliefern. So und nicht anders ist die Stimmung des katholischen Volkes in Deutschland, und ein dumpfes Murren und Grollen geht jetzt durch seine Reihen.“ Bischof Kopp ertrug Alles mit gottfroher Ruhe, denn die katholischen Intransigenten schonten auch Papst Leo XIII. nicht.

„Der heilige Vater,“ schrieb ein katholisches Blatt, „hat im Gegensatze zu seinem Vorgänger Pius IX., im Gegensatze zu den preußischen Bischöfen, im Gegensatz zum Clerus, im Gegensatz zum katholischen Volke Preußens der Staatsregierung den Angelpunkt des Streites, die Anzeigepflicht zugestanden. Der Abgeordnete Dr. Windthorst hat in einer Volksversammlung zu Köln gesagt: das Centrum müsse einen Grabstein mit der Inschrift bekommen: „Von den Feinden nie besiegt, von den Freunden verlassen/ Diese Inschrift muß abgeändert werden und heißen: „Von den Feinden nie besiegt, von den Freunden nie verlassen, aber von dem Papste, für dessen Rechte wir 17 Jahre lang gestritten und gelitten, verleugnet.“

„In einer großen Bischofsstadt,“ so erzählte der ehemalige Redacteur der „Germania“, Dr. Majnke, „pflegte man alljährlich in einem katholischen Verein ein Leo-Fest zu veranstalten. Die Mißstimmung gegen Papst Leo XIII. war nun zu jener Zeit in dieser Stadt eine so große, daß der Vorsitzende des Vereins zu dem Leo-Feste im Jahre 1887 keinen Festredner aus dem zahlreichen Clerus des Bischofsitzes finden konnte.“

Papst aber und König dachten anders über die Rechtgläubigkeit und Tugenden des angefeindeten Bischofs von Fulda und der letztere berief ihn im Jahre 1887 auf den durch den Tod des Robert Herzog erledigten Bischofssitz zu Breslau. In dem Hirtenschreiben, welches Georg Kopp am Tage seiner Weihe, den 28. October, erlieh, schildert er die Pflichten eines Bischofs; „es sind Liebe und Opfer im Dienste der Seelen“ und weist auf das Wort des großen Völkerapostels Paulus hin: „Allen bin ich Schuldner geworden!“

„So soll auch ich mein Amt auffassen,“ fährt er fort. „Euch Allen bin ich Schuldner geworden. Den Kindern, die ich wie den Augapfel hüten und für die ich meine Mitbürger begeistern soll, allen Einfluß, der ihnen möglich ist, den Kinderseelen zuzuwenden; den Jünglingen und Jungfrauen, welche die Hoffnungen der Zukunft, der Blüthengarten des Lebens, und leider von so

vielen Stürmen umtobt sind, Schuldner den Eheleuten, damit sie die christliche Ehe verwirklichen und die Schätze zeitlichen und ew'gen Glückes sammeln, welche im Schöße derselben niedergelegt sind; Schuldner den Großen und Reichen dieser Erde, daß ich sie an den Tag der Abrechnung erinnere, an dem die Werke der Milde und Barmherzigkeit zur Geltung kommen.

Schuldner den Armen und Geringen, damit sie nicht den Verführern ihr ilhr leihen und auf die Stimmen der Unzufriedenheit hören, sondern mit Gottvertrauen unter allen Kämpfen auf das Ziel Hinblicken, das ihnen nach des Lebens Mühe und Roth entgegenwinkt. ... So foll der Bischof Allen

Schuldner sein und Allen alles sein. Lehrer den Unwissenden, Verather den Zweifelnden, Tröster den Betrübten, Arzt den Eeelenkmnken und Beschützer den Wittwen und Waisen. Die Parteiungen und Meinungen, welche die Menschen entzweien, sollen an ihn nicht heranreichen!"

Bischof Dr. Kopp hat während der drei Jahre, die er in Breslau weilt, die Versprechungen seines ersten Hirtenbriefes zur Wahrheit gemacht und »ich voll als „vir produz et 8api6U8" ermiesen.

Das beste Wort hat über ihn ein Andersgläubiger in Würde und Amt, der zu seinen politischen Gegnern zählt, gesprochen: „Bischof Dr. Kopp ist voll ruhiger Besonnenheit und einer, seinem innersten Wesen entsprechenden friedlichen Gesinnung und versöhnlichen Haltung."

Ferdinand Sallies Tagebuch.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen,

von

Paul Lindau.

(Schluß)

In eine lange Zeit wurde ich gehindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen, da meine Eltern nach Leipzig kamen. Biel hat sich in dieser kurzen Zeit geändert. Ich war so beglückt durch die Gegenwart meines Vaters, meiner Mutter, meiner Schwester. Ich wäre so gern wieder mit ihnen gezogen nach Breslau, aber das stolze Herz schämte sich, es zu gestehen, und es hätte mir auch nichts genützt. Mein Vater will, daß ich ausharre und ein Jahr in der ersten Klasse bleibe, um dann mit dem Zeugnis der Reife abgehen zu können. Sonst hätten ihm seine Opfer, die er mir gebracht, nichts genützt. Das viele Geld, das ich ihm kostete, und das ihm so schwer ankommt, das wäre ja herausgeworfen. Nein, es wäre undankbar von mir, meinem Vater diese Hoffnung zu vernichten, es wäre undankbar von mir, darauf zu bestehen, daß mich mein Vater von der Schule nimmt. Nein, und wenn ich noch so viel zu dulden hätte, ich will diese anderthalb Jahre standhaft ertragen. Aber leider stehe ich, wie ich immer deutlicher sehe, bei Schieben sehr schlecht. Schierholz, dieser verfluchte Pedant, dieser verdammte «Latscher», hat bei mir nicht Alles so gefunden, wie es nach seinem pedantischen Sinne gebührt. Uebrigens kann er mich schon länger nicht leiden, und so hat er mich denn beim Alten verklatscht. Diesen ärgert mein freies Wesen, diesen ärgert es, daß ich mich nicht unterdrücken lassen will, daß ich mich nicht sklavisch unterwerfe, und er giebt mir seinen Zorn bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Philippssohn ist auch gefallen, als Opfer des Schiebe'schen Despotismus, öi' mußte abgehen, und jetzt noch verfolgt ihn Sch.'s Haß. Ach,

320 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

großer Gott, hielte mich die Rücksicht auf meinen Vater nicht, wie wollte ich hereinfahren in die ganze Wirtschaft, in die Lehrersippfchaft, in diese schmeichlerischen Klatschmäuler, in diese intriganten, mantelhängcrischeu Schurken! O, wie wollte ich Schieben die Wahrheit sagen! Wie er sie noch nie gehört! Die Ohren sollten ihm sausen davon. Wie wollte ich ihm die Wahrheit sagen vor der ganzen Klasse, der ganzen Schule, dem ganzen Lehrpersonal! Ich wollte ihm sagen, wie er geliebt wird von seiner ganzen Schule, wie da Keiner ist, der ihm nicht schon geflucht hätte, wie da Keiner ist, der sich nicht schon selbst verwünscht hätte, der Handelsschule wegen. Ich wollte erzählen, wie gerecht er ist, wie Alles bloß nach seinem Kopfe geht, wie er nicht auf Kenntnisse und Betragen sieht, sondern danach, ob man ihm schmeichelt, wie Jeder verloren ist, der nicht den Mantel nach dem Winde hängt. Ich wollte es ihm laut in die Ohren donnern, wie unter hundertzwanzig Handelsschülern hundertzehn sind, deren innigster Wunsch es ist, daß die ganze Handelsschule zum Teufel fahre. Wie Keiner ist, der ihn nicht schon mit vollem Recht einen ungerechten Schurken geschimpft hätte. Ich wollte es ihm sagen, ganz laut, wie er sein ganzes Lehrpersonal zu Spürhunden gebraucht, zu Mantelhängeru, zu Spionen, zu Klatschmäulern, wie ängstlich er spionirt, als gälte es Staatsverbrechen zu bewachen, eine Verschwörung zu entdecken, aber nicht sechzehnjährige Jünglinge vor Fehlritten zu bewahren. O, ich wollte auf diesen despotischen Schurken mehr Wahrheiten häufen, als er je gehört noch hören wird. Ich wollte ihm so lange die Wahrheit in die Ohren brüllen, bis ihm sein Trommelfell platzte! Ich wollte es ihm sagen, und alle Schüler sollten es mir bestätigen, wie man nichts lernt auf dieser Schule, als sich bücken, kriechen. Schuldienern den Hof «lachen. Ich wollte ihn durch ein Nadelöhr jagen mit der Wahrheit und nicht eher aufhören, bis sie ihn taub machte.

Doch genug! Ich ändere es ja doch nicht mit meinem Unwillen, so gerecht er auch ist. Hier gilt es das „perter et odäui-«" der Stoiker zu befolgen. Ich sehe es deutlich, wie Schiebe mich haßt und darauf ausgeht, seine Wuth an mir auslassen zu können, wie ungerecht er gegen mich ist. Aber nur Geduld! Vielleicht kommt auch für mich die Stunde der Rache.

Auch mein Verhältnis) zu Hause (bei Hander) gefällt mir gar nicht.

Es sind da beständige Klatschereien zwischen Hander und Schiebe und Schiebe und Hauder. Und nun die ewig geheimnißvolle Miene, mit der mich Hander stets warnt! Ach, es ist zum Davonlaufen! Es vergehen keine drei Tage, so kommt Hander nach Haufe lind fängt geheimnißvoll mit leiser Stimme an: „Hören Sie's, Lassal . . . Ich will's Ihnen gesagt haben, es ist was gegen Sie im Werk . . . Nehmen Sie sich in Acht . . . Um Gotteswillen . . . Na, ich kann nichts sagen . . . Wenn Schiebe will, so müssen Sie fort . . ." ic. Und so bewegt er sich in nichtssagenden Redensarten um sich selbst, macht mich wunder wie neugierig, spricht immer halbe Wörter, und am Eilde ist nichts, gar nichts dahinter. Man möchte toll werden!"

Ferdinand Lassalles Tagebuch. 351.

Mit Mannberguer*) bin ich ein wenig bekannt geworden. Früher konnte ich ihn nicht leiden, und jetzt zieht er mich ungemein an. Ich finde ihn sehr liebenswürdig und gäbe was drum, wenn ich ihm einen Theil des Interesses einflößen könnte, das ich für ihn empfinde. Er hat mir die Marseillaise gegeben, wofür ich ihm sehr verpflichtet bin; denn deutscher Muse ist es bis jetzt noch nicht gelungen, oder vielmehr, die deutsche Muse hat sich noch nicht daran gewagt, den Tyrannenhaß in so kraftvoller Sprache zu verabscheuen. Noch hat der Deutsche nicht gewagt, in feurigen Versen die Freiheit zu schildern; denn die Freiheit, die unsere deutschen Liberalen meinen, besteht darin, daß sie dem gnädigsten Landesfürsten Kratzfüße machen, seine Civilliste vergrößern zu können; höchstens wagen Sie einmal in allerhöchster Devotion mit furchtzitternder Stimme um ein wenig, ganz klein wenig Preßfreiheit zu bitten. Mit Recht sagt Börne, als einmal ein deutscher Gelehrter ein Buch über Preßfreiheit betitelte: „Die Preßfreiheit nach englischen und amerikanischen Grundsätzen bearbeitet“: „Wenn ich einmal über Preßfreiheit schriebe, ich würde anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt euch Alle, Fürst, Volk und deutsches Laud!“

Mit Necker bin ich ebenfalls näher bekannt geworden. Es läßt sich, wie gesagt, wenn man ihn nur näher kennt, gut mit ihm umgehen. Er ist von Gemüth, dabei lange nicht so egoistisch wie Moewes und, wie ich glaube, sogar wahrer Freundschaft fähig. Er ist in der ganzen Klasse der, den ich am Meisten suche. Ich gehe häufig mit ihm Billard spielen. Er besitzt eine Liebe für das andere Geschlecht, die ihn manchmal sogar brutal werden läßt, doch ist dies seltener und in weniger hohem Grade bei ihm der Fall, als bei Moewes. Ich weiß nicht, ich könnte um keinen Preis zu einem käuflichen Weibe gehen. Ich muß durch die Schönheit der Frau begeistert werden, ich muß lieben oder, was gleich ist, zu lieben glauben, ich muß eine bestimmte Person zu besitzen wünschen; nie könnte ich aber einem rohen, thierischen Triebe folgen. Das wäre mir zu roh. Ich würde Keinem verargen, wenn er die Reize einer Person, für die er brennt, zu besitzen wünscht und es dahin durch alle in seiner Macht stehenden Mittel — jedoch nur ehrenvolle — zu bringen wünscht.

Ich fange in einen täglichen Bericht an.

Dienstag, 10. November.

Heut wurde der Monatsbericht vorgelesen. Ich stand gegen mein Vermuthen bei keinem Lehrer drin, bloß Obermann hatte hineingeschrieben: „Lilssal könnte sich manchmal mehr zusammennehmen.“ Bei Moewes hatte er geschrieben: „Macht gar keine Fortschritte.“ Bei Nathansohn: „Geht in seinem Wissen beständig zurück.“ Diesen Beiden thnt der Alte nichts, sagt ihnen nichts, bloß auf mich, der doch lange nicht so hart getadelt wurde.

*) Siehe Schüleiliste,

232 Ferdinand Lassalles Cagedbch.

fuhr er mit einer unbegreiflichen Wuth los, sich ordentlich der Gelegenheit erstellend, mich heruntermachen zu können, und befiehlt mir Sonnabend Nachmittag nachzuzeichnen. Bloß mich und Simons traf diese Strafe, denn obwohl noch fünfzehn weit härter und Viele gleich getadelt waren, so wüthete er doch bloß gegen uns Neide, da er uns nicht leiden kann. Aber die Ungerechtigkeit, besonders gegen mich — denn Simons war bei zwei Lehrern drin, ich aber bloß bei einem und auch bei diesem nicht als unfleißig oder störend, sondern Obermann hatte bloß geschrieben, ich könnte mich manchmal mehr zusammennehmen — war zu offenbar. Die ganze Klasse gab mir Recht. Abends war Schillerfest, und im Theater gab man die Räuber. Die Dessoir sprach einen Prolog dazu. Es war zum Erbarmen, anzusehen, wie Wollraabe den Karl Moor gab. Er glaubte, die Kunst, die ihm fehlte, durch Schreien und die tiefe Bedeutsamkeit, mit der einige Stellen gesprochen werden müssen, durch Augenverdrehen ersetzen zu können. Schon sein Costüm war abgeschmackt. Neger hingegen gab den Franz ausgezeichnet.

Ehe ich ins Theater ging, ließ ich mir vor den Augen der Frau Director den Thaler, den ich mir von Fritz geborgt hatte, wechseln. Zu borgen war ich genüthigt gewesen, denn Vater hat mir schon vierzehn Tage nicht geschrieben, mir also auch theil Geld geschickt. Frau Director wußte, daß ich feinen Pfennig hatte, denn ich hatte ihr meine Geldnoth Sonntag geklagt, und frug mich, woher ich den Thaler habe. Ich hätte ihr das wohl erzählt, denn es ist ja nichts Böses, einen Thaler von einem Freunde zu borgen, aber ihr argwöhnlicher Ton verdroß mich. Ich gab ihr lachend zur Antwort, ich hätte nicht geglaubt, daß »leine Bodenverhältnisse sie so interessiren. Als sie aber fortfuhr, in mich zu dringen, es, wie sie es nannte, zu gestehen, zuletzt auch sagte, sie könne sich's schon denken, so antwortete ich ihr: „Nun gut, so denken Sie sich's!“ und ging weg. Es ist zwar bloß eine Kleinigkeit, aber die Sache ärgert mich doch. Ich hätte Alles so leicht vermeiden können, wenn ich mir das Geld selbst gewechselt hätte. Aber weit entfernt, etwas Böses darin zu sehen, »lachte ich aus der Sache kein Hehl. Doch ich sehe wohl, man muß vor Allen den Schein meiden.

Mittwoch, 11. November.

Heut erhielt die zweite Klasse die Nachricht, einen Wink, der Alte wolle den Gallois nachsehen, ob wir die Vocabeln drüber geschrieben. Um elfcinhalb kam der Alte. Wir hatten Alles ausgerieben, daß auch nichts mehr zu sehen war. Wie er aber bei meinem Nachbar ist, kommt mir die Luit an, zu sehen, ob er mich sehr haßt. Ich nehme also den Bleistift und schreibe schnell ein einziges Wort hin. Darüber konnte er im Grunde nichts sagen, doch schimpfte er nach Möglichkeit. Einige Minuten drauf rücke ich meine Mappe und er sieht »leine Präparation, die ich, ohne dabei eine unredliche Absicht zu haben, unter die Mappe gelegt hatte. Nun hätte man die Wuth sehen sollen, wie Schiebe auf mich los fuhr. Eigentlich konnte er gar nichts

Ferdinand Lassalles Tagebuch. 333

darüber sagen, denn man kann uns nicht wehren, eine schriftliche Präparation zu machen, wenn wir nur nicht corrigiren; und dies war, wie er selbst sah, nicht geschehen. Er aber hunzte mich wüthend herunter. Darauf wandte er sich zu Courbassier sEourvoisier^ und sagte: „Zehen Sie Monsieur, dem Richter dürfen Sie nicht trauen, denn er ist tückisch; diesem aber noch weit weniger. Das ist ein ganz verfluchter Heuchler (ich ein Heuchler!), dem kein Lehrer ein Wort glauben soll. Das ist ein ehrloser Heuchler, ein Schurke.“ :e. Man denke, ich, der ich immer von Hander getadelt werde, das; ich so' offen bin, ich ein Heuchler!

Ich versuchte ein Wort zu stammeln, wieso er eine solche Meinung gefaßt habe, aber der Alte ließ mich nicht zu Wort kommen.

„Verdammter Heuchler!“ unterbrach er mich, „halt's Man! oder ich werf Dich zur Thür hinaus! Gestern erst habe ich von Dir gesprochen, und da sagte ich, nächstens bekommst Du eine Ohrfeige, daß Dir der Kopf zurückbaumeln soll.“ Dabei hob er die Hand und blieb einige Zeit in einer solchen Stellung, daß ich wie die ganze Klasse glaubte, er würde sie nur schon geben. Mich beschäftigte nur der eine Gedanke: wenn er mir eine Ohrfeige giebt, was soll ich thun? Soll ich sie ruhig hinnehmen, vor der ganzen Klasse diese Schande ertragen, oder sollte ich sie erwidern? Aber wenn ich das Letztere thäte, was würde mein Vater dazu sagen, mein armer Vater, dessen einzige Hoffnung ich bin, dem ich versprochen habe, Freude zu machen! Ach, ich sehe wohl, auf der Handelsschule werde ich dies Versprechen wohl nicht erfüllen tonnen. Doch diesmal ließ es Schiebe beim Drohen bewenden.

Als er fort war, erklärte die ganze Klasse, daß es eine niederträchtige Gemeinheit vom Alten gewesen; von allen Seiten kamen welche, mich zu trösten damit, daß es ihnen ebenso schlecht und noch schlechter ergangen. Selbst Hauptiz, einer meiner größten Feinde, kam zu mir und sagte, ich solle mich darüber hinwegsetzen, es ginge mir nicht allein so.

Hander fragte mich heute wieder über das Geld aus. Ich gab ihm dieselbe Antwort wie gestern. Dieser böse Narr aber erwiderte, er wolle es meinen Vater schreiben, und als er sah, daß das nicht zog, sagte er, er würde Schieben von meinen Pumpereien Anzeige machen.

Donnerstag, 12. November.

Ich schrieb meinem Vater heut die ganze Geschichte.

Dienstag, 17. November.

Heut erhielt ich Antwort von meinem Vater. Er tadelt, wie es vorauszusetzen war, mein Venehmeu, — vorauszusetzen, nicht weil ich Unrecht hatte, sondern weil stets Eltern ihren Kindern Unrecht geben, wenn diese gegen ihre Lehrer auftreten. Ich erhielt Geld.

Donnerstag, 19. November.

Heut zeigte sich Schiebes Haß gegen mich wieder recht deutlich. Odermann hat sich nämlich in einen, Briefe an Erdmann (Moewes' und Veckers

32H Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Philister) darüber beschwert, daß Moewes und ich die Privatstunden in der Arithmetik unregelmäßig besucht. Erdmann hatte sich daraus mit Moewes heftig gezankt und war mit dem Vrief zu Schiebe gegangen, wo er und Odermann uns über alle Begriffe verklatschten.

Kaum war ich heut früh in der Schule angekommen, als ich hinunter zu Schiebe gerufen wurde. Wüthend schimpfte dieser auf mich und Moewes los. Er nannte uns Schlingel, unser Betragen flegelhaft :c. Odermann 'stand dabei und verleumdete uns immer mehr. Er fagte, wir hätten noch gar nichts gelernt, wüßten nichts und reizte Rectors Zorn noch. Dieser verbot ihm darauf, uns Stunde zu geben, und wenn wir einen Louisd'or für die Stunde bieten würden.

„Er mag selbst sehen, wie er fortkommt," sagte er von mir, „und wenn er nicht fortkommt, mag er zum Tempel 'naus!"

So??!!

Moewes überhäufte er mit noch mehr Schimpfwörtern, auch mußte dieser seines Betragens gegen Erdmann wegen vor die Synode. Schließlich gab er Odermann den Rath: wenn wir zu ihm kämen, sollte er uns mit Fußtritten regaliren und die Treppe hinunterwerfen. Zn mir sagte er darauf: „Deinem Vater werde ich nächstens schreiben. Ich warte nur, bis das Maß Deiner Sünden voll ist." O, du lieber Gott, wenn ich nicht wüßte, wie sehr sich mein Vater über Schiebes Verleumdungen betrüben wird, o was für einen Dmkzettel wollt' ich diesem Schurken geben! Einstweilen tröste ich mich mit dem Fischerlein: „Geduld, der Augenblick wird kommen."*)

Freitag, 20. November.

Da heut des Nußtags wegen frei war, so ging ich mit Becker und Moewes spazieren. Auf diesem Spaziergang wurde mir die Gewißheit, daß Nector Schiebe die Juden nicht leiden kann. Moewes, der Donnerstag vor der Synode gestanden, erzählte nämlich Folgendes: Der Rector, nachdem er ilm (Moewes) ungeheuer ruutergerissen hatte, sing zu den Lehrern an: „Fast möchte ich glauben, ineine Herren, daß alle Berliner nichts taugen. (Becker und Hasselbach**), die anderen beiden Berliner, kann Schiebe ebenfalls nicht leiden.) „Sie erinnern sich," fuhr er stark betonend fort, „an die drei Juden (er meint die zwei Markwalds uud Henz), die wir von dort hatten."

Sonntag, 22. November.

Heut besuchten mich der kleine Demlich und der eigennützig K. Ich machte sie init Grogk bettunken und ließ sie laufen. Was doch dieser K. ein gemeiner eigennütziger Kerl ist! Für zwei Groschen läuft er Einem ins Feuer, küßt einem die Füße, und umsonst hebt er seinen besten Freund nicht ") Das Lied Masaniellos aus bei „Stumme von Portici", mit dem das .Fischel-

lein" seine Freunde zur Erhebung gegen die Bedrücker aufreizt,

**) S. Schülerliste.

Ferdinand kassalles Tagebuch. 225

auf, wenn er in der Rinne liegt. Dabei borgt er immer Geld und bezahlt nicht. Das Schönste ist, daß er glaubt, ich nehme seine Aeüßerungen für baare Münze und daß er denkt, mir einreden zu können, er käme bloß aus Liebe und Freundschaft zu mir, während er nur kommt meines Abendbrotes halber. Der Esel! Er denkt mich anzuführen und ist doch selbst der Gefoppte. Er weiß nicht, daß ich ihn bloß darum um mich dulde, weil ich ihn brauchen kann.

Dienstag, 24. November.

Ich fühlte mich so unwohl, daß ich zu Hause bleiben mußte. Ich hatte die Mandelbräune. Der Hals schivoll mir an, und der homöopatische Arzt der Frau Director erklärte, daß ich mich zu Bett legen müßte. Er gab mir auch von seinen Pulveni, die ich zwar nahm, zu denen ich aber als Universal-inediciner kein Zutrauen habe, da ich nicht einsehe, wie alle Krankheiten, die doch meist verschiedene Ursachen haben, durch ein und dasselbe Mittel geheilt werden können.

Mittwoch, 25. November.

Ich blieb heut im Bett und habe überhaupt die Aussicht, wenigstens acht Tage die Stube hüten zu müssen. Mein Vater schrieb mir. Ich würde, da ich beständig allein bin, große Langweile empfinden, wenn mich Zander nicht besuchte. Dieser wahrhaft gute, noch ganz unverdorbene Mensch scheint gegen mich aufrichtige Freundschaftsgefühle, zu hegen, die nicht durch den Eigennutz, wie bei K., oder den Trieb, sich zu amüsiren, wie bei Becker, hervorgerufen sind.

Donnerstag, 26. November.

Ich beschäftige mich jetzt mit der Lectüre des genialen Byron. Ich empfinde jetzt recht deutlich den Unterschied zwischen zu Hause und bei fremden Leuten. Während, wenn ich zu Hause das Bett hüten mußte, eine liebende Mutter nicht von meinem Bett wich, Schwester und Verwandte mich liebeich umgaben und meines zärtlichen Vaters erste Frage, wenn er zur Thür hereinschritt, war: „Wie befindet sich das Jnnge?“ läßt man mich jetzt ganz allein liegen, ohne sich um mich zu bekümmern, ohne nach mir zu sehen, außer in der Zeit, wo der Arzt kommt. Alle Viertelstunde muß ich auf die Gefahr, mich zu erkälten, aus dem Bett, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Verlange ich etwas, so muß ich aus dem Bett springen und zur Treppe gehen, Emilien zu rufen, die mir gewöhnlich erst, nachdem ich eine halbe Stunde zitternd vor Kälte da gestanden und sie in einem fort gerufen habe, Antwort giebt. Meine Nahrung ist Wassersuppe, meine Behandlung die eines Hundes. Dabei raucht es heut in meiner Stube so, daß ein Gesunder die größten Kopfschmerzen bekommen würde, und als ich mich darüber beschwerte, daß mir der Rauch auf den Hals falle, gab man mir ganz gleichgültig die Antwort! das wäre nicht zn ändern, es raucht, weil der Wind geht.

236 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

O, wie sehr sehnte ich mich da nach Hause unter die liebenden Hände meiner guten Mutter. Aber das Sehnen war umsonst, und die Thränen, sie flössen vergeben« über meine Wangen. Was übrigens das Stubenmädchen betrifft, so werde ick mir ihretwegen noch eine Gallenkrankheit zuziehen. So etwas Klatsch'ges und Ungefälliges, Dummes, wie diese Emilie, habe ich noch nie gesehen. Dabei «erkennt sie aber ihren Vortheil am meisten. Nie geht sie mir den kleinsten Gang, klatscht Alles; rufe ich sie, muh ich erst eine halbe Stunde warten, indes; Riekchen sich ganz anders benimmt. Sie steht zwar zu tief unter mir, als daß ich mich mit ihr streiten sollte, aber Weihnachten will ich sie strafen. Sonntag, 29. November.

Heut besuchten mich Flatecm, Lehmann, Zander und der dumme Lesser. Da Lehmann, Flateaus Freund, in einer Weinhandlung ist, so kamen wir auf den Einfall, uus über seines Herrn Weine lustig zu machen, und besonders der Champagner war es, den nur bespöttelten, den wir nachgemacht nannten :c. Um uns zu beweisen, daß der Champagner, den seine Handlung beziehe, echt französischer sei, zieht L. den Pfropfen einer Champagnerflasche, dm er zufällig in der Tasche hatte, heraus und zeigt uns den darauf befindlichen Stempel: „keirißr et tilg". Nachdem wir den Champagnerpfropfen befehen, nehme ich ihn und werfe ihn in die Stube mit dein Gedanken: „Wenn den Jemand findet, glaubt er, ich habe Lhampaguer getrunken."

Montag, 30. November.

Heut kam Frau Director zu nür, und nach vielen feinen Wendungen, in denen sie mich zu sondiren sticht, fängt sie endl'ch an: „Es ist Alles berauö, Sie habeu Sonntag hier Champagner getrunken. Nicht?" Ich, der ick natürlich darüber lachen mußte, gebe ihr, theils weil ich es für kein Verbrechen halte, Champagner getrunken zu haben, theils weil ich ihren sich klug dankenden ungrrrchten Argwohn, d<?r stets da, wo nichts ist, etwas ergründen will und beständig Geheimnisse voraussetzt, die zu erspioniren, um damit prunken zu können, ihre Sucht ist, — um diesen Argwohn also zu bestrafen, vollkommen Nccht. Durch dies unerwartete Bejahen wurde sie augenscheinlich verdutzt und iu ihrer Meinung irre gemacht. Als ich aber bald darauf ihr erklärte, es sei dies nur ein Scherz gewesen, und es Hütte Niemand daran gedacht, hier Champagner zn trinken, der Pfropfen wäre aber blos durch Zufall zu uns gekommen, fo hatte sie wieder die felsenfeste Neberzeugung, ich hätte welchen getrunken. Was doch der Argwohn bössartig ist! Darauf hielt sie mir eine lange Rede, sagte auch, sie wolle es ihrem Mann uicht sagen, während ick doch bestimmt weiß, daß sie es dem und noch anderweitig klatschen wird. Ich antwortete ihr auch ganz höfl'ch, sie möchte sich nicht incommodiren und es immerhin erzählen, wem sie wolle.

Dienstag, 1. Decembcr.

Ole Bull ist angekommen. Es sollte mir sehr leid thun, wen» ick durck Krankheit gehindert würde, ihn zn hören.

Ferdinand Lassalle's Tagebuch.

ZZ?

Ich lese die „Briefe eines Verstorbenen“ von Fürst Pückler. Obgleich sich nicht leugnen läßt, daß sie geistreich geschrieben sind, so finde ich doch Börnes Urtheil sehr wahr: die Briefe wären todt. Kein Funke warmer Lebenshauch ist in ihnen.

Herr Schierholz besuchte mich heute, gerade als ich Klavierstunde hatte. Er visitirte nichts, sondern machte mir nur einen freundschaftlichen Besuch, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, tadelte mich liebevoll, daß ich mich nicht warm genug hielt, und ging. Unten ließ sich Frau Director mit ihm in ein langes Gespräch ein. Da mag sie ihm wohl von der Champagnergeschichte erzählt haben.

Mittwoch, 2. December.

Heut kam Zander*) und erzählte mir, daß ihn Herr Director Schiebe und Herr Schierholz streng inquirirt hätten, ob er bei mir Sonntag Champagner getrunken. Natürlich Weise konnte er nichts gestehen, und die ganze Untersuchung führte zu keinem andern Resultat, als zu dem, Frau Director zu blamiren. Zander sprach ganz die Wahrheit, gab sogar an, wo man den Lehmann finden könnte. Auch .Andermann, der von Schierholz befragt wurde, wußte nichts, und so sah Schierholz selbst ein, daß hinter der Sache nichts wäre.

Für Hülse wird gesammelt. Jeder Schüler der zweiten Klasse giebt zwei Thaler, um einen goldenen Pokal zu kaufen. Der einzige gerechte Lehrer, den die Schule besitzt, der sich nicht zum Spion herabwürdigte und den Unterdrückten beschützte, geht nun fort. Es wird hübsch werden! Sein Stellvertreter wird wahrscheinlich wieder eine Canaille sein.

Donnerstag, 3. December.

Heut hatte ich ein ernsthaftes Gespräch mit Herrn Director Hander. Er gestand mir offen, daß seine Frau ihm (le pauvre gäd!) jeden Tag und jede Nacht die Ohren müde Hetze und ihm keinen Frieden gönne. Sie beklage sich fortwährend über mich. Ich behandelte sie besonders in Gegenwart Anderer nicht mit dem schuldigen Respekt. Ich erklärte dies ganz offen Herrn Director, sagte ihm, wie seine Frau stets in Gegenwart von Kameraden mich auszankte, wie ich das durchaus nicht dulden könne, noch viel weniger, daß, wenn sie meine Freunde, die doch gar nichts nach ihr zu fragen haben, selbst angriffe. Ich fragte ihn darauf, ob es etwas Böses wäre, mir in einem Töpfchen Rum zu wärmen, um aus meinem Thier Grog zu machen. Und als er mit Nein antwortete, so sagte ich ihm, wie seine Frau damals, weil ich das gethan, also hereingestürmt wäre: „Was braut Ihr (meine Freunde) da? Das wollen wir uns verboten haben!“

*) Ein Mitschüler, der erst vor wenigen Jahren in Wien starb. Von ihm sind die Rz. bezeichneten „Jugenderinnerungen an Ferdinand Lassalle“ in der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1877.)

338 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Ebenso packte sie neulich Zander auf der Treppe an und fragte ihn, ob er zu mir ginge. Sehr höflich antwortete er: „Mit Ihrer Erlaubnis; ja.“

„Sind Sie auch Einer von denen,“ fragte Frau Director, „die oben solchen Lärm machen?“ Erstens machen wir keinen Lärm, und zweitens paßt sich diese Frage nicht, und wenn es nicht gerade Zander gewesen wäre, so hätte Frau Director eine derbe Antwort ansehen können. Herr Director Hander konnte mir nicht Unrecht geben; indeß sagte er mir, wenn seine Frau ihm ferner so in den Ohren läge, so könnte er sich nicht helfen und müßte, um Frieden zu erlangen, meinem Vater schreiben: „Hören Sie, Herr Lassal, so leid es mir thut, Ihr Sohn kann sich mit meiner Frau nicht vertragen, nehmen Sie ihn weg.“ Ich gab ihm ganz Recht, bedauerte ihn aber und summte dann:

„Ehret die Frauen, sie siechten und weben
Himmlische Rosen in« irdische Leben.“

Frau Director mag sich aber vor mir in Acht nehmen, ich möchte sonst dieser wurmstichigen verblühten Rose ihren eigenen Dorn zu kosten geben. Von der Centifolienart ist sie indessen sicher, denn sie vereinigt in sich centfolig (hundert Dummheiten); nur ist sie noch zehnmal mehr schlecht als dumm.

Sonabend, 19. December.

Heut gab uns Hülse die letzte Stunde (von neun bis zehn). Um neundreiertheil erhalte ich einen Brief von Geidler, in dem er mir schreibt, da in der ersten und dritten Masse Reden gehalten würden, so solle ich sprechen: im Namen der Secunda fordere er mich auf. Ich antworte nicht. Da schreibt mir Hauptig*) einer meiner erklärtesten (Gegner, einen Brief mit derselben Bitte und dem Bemerken, wenn ich nicht sprechen wolle, so werde er es thun. Mir war die ganze Geschichte eine mißliche. Ich hatte nicht einmal zehn Minuten Zeit, mich vorzubereiten. Ich wollte die Aufforderung nicht annehmen, und doch konnte und wollte ich nicht abfchlagen. Indeß winkte ich Hauptig zu, er solle reden. Jetzt schlägt es, und Hülse hält seine Abschiedsrede. Er ist fertig. Ich sehe mich um, ob Jemand auftreten und sprechen wird. Keiner rührt sich aber. Die ganzen Hinteren Bänke winken nur zu. Schon will Hülse sagen: „Erste Sectio« ab!“ da erhebe ich mich, um die Ehre der Classe zu retten und spreche. Was ich sprach, das weiß ich kaum noch, denn da ich ganz so tempore sprechen mußte, so waren es nur Eingebungen des Augenblicks. Allein die Rührung Hülsses, der Beifall und der Dank der ganzen Classe waren mir der Beweis, daß ich meine Sache gut gemacht haben mußte.

Abends kam D>'mlich**) zu mir und sagt mir, daß Hülse dein Alten erzählt, ich hätte eine Rede gehalten, die ihn sehr gerührt und ihm den Ab-*) S, Schülerlist.

**) Ein Mitschüler aus Oerleitzdors.

Ferdinand Kassel's Tagebuch.

schied bedeutend erschwert hätte. Der Alte, fuhr er fort, soll hierauf wütend geworden sein, um zwölf seine Goldsöhnchen heruntergerufen und ihnen erklärt haben: das Blut habe ihm die Adern sprengen wollen, wie er gehört, daß ich gesprochen habe; die ganze Klasse und selbst die wenigen Gilten wären Lumpenkerls; sie hätten rufen sollen: „Nieder! nieder! Lassal!“ Demlich versicherte mir das Alles, doch scheint mir die Sache kaum glaubbar. So viel Gemeinheit übersteigt in einen Horizont. Er sagte also, sie hätten den abgehenden Hülse Schmach anthun sollen und sich so pöbelhaft betragen, was er, wenn's einem Andern als mir gegolten, mit Recht auf's Strengste gerügt hätte.

Sonntag, 20. December.

Heut machte ich die Bekanntschaft der Zander'schen Familie. Seine Schwester R. interessirte mich ungeheuer. Sie ist bildschön, zum Küssen; aber ich bin leider noch nicht zum Küssen eingerichtet. Geduld, mon psrit Kmi! Der Augenblick wird kommen. Uebrigens habe ich mich nach Kräften liebenswürdig gemacht.

Den dritten Brief von Isidor habe ich bekommen, ohne ihm zu antworten. Ich Undankbarer!

Montag, 21. December.

Heut, wie ich aus der Schule kam, sehe ich einen Brief an mich auf dem Tisch mit der Aufschrift „eio <zitißsims!“ Hastig erbreche ich ihn. Er ist von meiner Schwester und von Lachs, die mir melden, Sonnabend, den 26. sei die Silberhochzeit meiner Eltern. Sie hätten mich um Alles in der Welt gern kommen lassen, wenn nicht der Frost sie davon abgehalten hätte, auch hätten sie verboten, es mir zu schreiben, damit ich keine Sehnsucht bekäme, nach Hause zu reisen, da dies der Kälte wegen nicht anging. Doch gab meine Schwester, klug wie immer, mir einige Winke: ich solle thun, was ich nicht lassen könne. Ach, es hätte dieser Winke nicht bedurft! Ich war fest entschlossen, um jeden Preis und in jedem Falle zu kommen. Aber welche Hindernisse stellten sich nicht in den Weg! Schiebe, der mich so Imßte, sollte mich ohne ein Schreiben meines Vaters reisen lassen! Kaum denkbar! Und selbst meine Pflegeeltern, wenn sie nun anderer Meinung waren? Ich berief mich zwar auf den Brief, aber hätten sie diesen selbst gelesen, so würden sie außer einigen versteckten Winken nur Bedauern, das; ich nicht komme, gefunden haben.

Indeß, es gelang, und Handcr wie seine Frau zeigten sich diesmal in besten Lichte. Ja, ich glaube, daß es mir ohne Handcr schwerlich gelungen sein würde, Schiebes Erlaubniß zu erhalten.

Donnerstag Nachmittag saß ich auf dem Dampfwagen und flog Breslau zu.

Ich gehe über meine Reise hinweg. Sonnabend früh um sieben Uhr war ick) in Breslau angelangt. O, welche Wehmut!) ergriff mich, als ich Nord und Süd I.VII,, ,71, 23

3H0 Feidinand lassalles Tagebuch.

die geliebten Straßen und Thürme sah, die ich mich vor drei Vierteljahr so geftut hatte zu verlassen. Ich stieg bei Onkel Friedländer ab, der nicht wenig erfreut war, mich so gleichsam aus den Wolken gefallen zu sehen. Schnell kleidete ich mich an und flog zu meinen Eltern. Die Freude meines Vaters, meiner Mutter und meiner Schwester zu beschreiben, übersteigt meine Fähigkeit. Besonders mein Vater war rein außer sich. Gerade er hatte die »leiste Sehnsucht gehabt, mich zu sehen, und wollte sogar nach dein Feste zu mir heraufkommen. Sieben glückliche Tage verlebte ich hier. Meine Mutter wollte mich noch länger dabehalten, aber ich kannte Schieben zu gut und liebte meinen Vater zu sehr.

Die Heirath meiner Schwester mit Cousin Friedland ist jetzt fast entschieden, und man erwartet Ferdinand aus Paris.

Freitag, 1. Januar 1841.

Saß ich wieder auf dem Wagen, und fort ging's von den liebenden Eltern hin in die Region des Hasses.

Sonntag hatte ich Leipzig erreicht. Ich ging zu Zander, wo man mick sehr freundlich empfang. Ebenfo besuchte ich Johnson und Nagelschmidt, die mir Geldbriefe, buchen und Sachen brachteil.

Montag, 4. Januar.

Früh gleich ging ich zu Schiebe und überreichte ihm den Brief meines Vaters. Ich wurde sehr gnädig empfangen.

Dienstag, 5. Januar.

Abends befuchte mich Zander. Ich arbeitete mit ihm, und als ick aufstehen will, die Briefe holen, werfe ich die Lampe herunter. Sie zerbrach, sowie der Schirm und der Enlinder, und das Oel ergoß sich auf den Erdboden. Zander und ich, wir liefen nach Thon und schmierten die Flecke ein.

Mittwoch, 6. Januar.

Als ich hellt die Frau Director grüßte und anredete, bemerkte ich, daß sie ungemein lau war. Etwa der zerbrochenen Lampe wegen? Abends kam Hauder in mein Zimmer und sagte, ich hätte mich mit Zander gebalgt, «so hat das ^tnbenmädchen Einilie — denn außer ihr war Dienstag Abend Niemand zu Hause — referirt) uud dadurch die Lampe zerbrochen. 3lls ich ihm das Gegentheil versicherte, wollte er's nicht glauben und fügte hinz»^ „Wir werden fpäter darüber sprechen.“

Nachmittags war ich bei Zanders und ainüsirte mich vortrefflich.

Donnerstag, 7. Januar.

Heut früh stehe ich etwas spät auf, will mich eilig anziehen, stoße an den Tisch an, das Licht fällt herunter, und der Leuchter zerbricht. Mittags

Ferdinand kassalles Tagebuch.

komme ich nach Hanse. Hander ist ganz einsilbig und spricht kein freundlich Wort. Endlich fängt er an:

„Nun, Zander kommt nicht mehr hinauf.“

Ich: „Warum denn?“

„Weil Sie sich mit ihm gebalgt haben, wie ungezogene Gassenjungen.

Nun wissen Sie's gleich.“

Ich: „Glauben Sie mir, Herr Director, ich habe mich nicht gebalgt.“

Bei diesen Worten springt Hander routhend auf, kommt auf mich zu:

„Sie Flegel, Sie Grobian, Sie impertinenter, arroganter Junge Sie, wie können Sie so frech, so grob sein und sagen, Sie haben sich nicht gebalgt, wenn ich das Gegentheil behaupte! So sollen Sie mir nicht kommen, Sie dummer Junge Sie! Marsch, hinauf in Ihre Stube! Oben sollen Sie essen bis Ostern! Schieben werde ich es schreiben! Alles werde ich ihm sagen. Alles! O, ich weiß viel von Ihnen. Das soll er jetzt Alles erfahren.“

Ich versuchte ihn zu beschwichtigen, aber umsonst, ich reizte ihn nur noch mehr. Er stürmte hinter inir die Treppe herauf, und als er die schon eingeschmierten Flecke sah, schrie er: „Ein Schweinigel sind Sie, wenn Sie's wissen wollen, Sie Esel Sie! Künftig werden Sie Ohrfeigen bekommen! Nun wissen Sie's gleich. Wenn Zander herauskommt, bekommt er ein paar Schellen.“

Darauf ging er. Einen Augenblick später kommt er mit dem Leuchter herauf. „Was war das für ein Betragen?“ „Es war ungeschickt von mir.“

„So! Na warten Sie nur, das sollen Sie büßen.“

Ich: „Nun, mein Gott, einen Leuchter zerbrechen ist doch kein Verbrechen!“

„Kein Verbrechen! Das sind die Heine'schen Ansichten, die Sie haben.

(Ich warf ihm einen verächtlichen Blick zu.) Aber diesen Leuchter und die Lampe zeige ich Schieben. Warteil Sie, Ihnen will ich's zeigen! Sehen Sie mich nicht mit diesem Blick an oder Sie bekommen ein paar Ohrfeigen, daß Sie zum Feilster rausfliegcn!“

Jetzt war meine Geduld erschöpft. Krampfhaft griff meine Nechte nach dem Tintenfaß, nnd schon wollte ich meiner Wuth nnd meinem gepreßten Herzen durch einen Wortstrom Luft machen, aber der Gedanke an meinen Vater ließ mich diesen Borsatz aufgeben. Noch begreife ich nicht, wie ich so ruhig bleiben konnte, da ich wegen einer solchen Kleinigkeit so behandelt wurde, und ich glaube, wäre ich nicht kurz vorher zu Hause gewesen und hätte da gesehen, wie sehr mein Vater mich liebt, ich hätte nicht den Sieg über mich davongetragen. Aber der Gedanke an den Kummer, den ich, wenn ich mich revanchirt hätte, meinem Vater bereitet haben würde, hielt mich nieder. Ich begnügte mich also damit, ihn mit einem herausfordernden Blick anzusehe», und er ging fluchend ans dem Zimmer. Freitag und Sonnabend aß ich noch auf meinem Zimmer, dann aber, bedenkend, daß es so nicht bleiben könnte, wie Schiebe mit Freuden, diese Gelegenheit, mich zu vernichten, ergreifen würde, wieviel Kummer meinem Vater daraus entstünde, that ich den

IH2 Ferdinand Lassalles Tagebuch.

ersten Schritt und besuchte Schiebe auf seiner Stube. Ich gab nach, und wir versöhnten uns. Wer sich hierbei in einem schlechten Lichte zeigte, nixir seine Frau. Ich will ihr das auch nicht vergessen.

Mit Becker bin ich wahrhaft Freund geworden. Er gehört zu den Menschen, an denen man, je näher man sie kennen lernt, desto schönere Seiten entdeckt. Ganz das Gegentheil hiervon ist Moewes.

Montag, 18. Januar.

Heut war der denkwürdige Tag, an den, Becker und ich unser Freundschaftsbündnis) durch Du und Du besiegelten.

Zander besuche ich oft. Ich fühle mich zu der schönen Rosalie sehr hingezogen und kann mit meinem Erfolg sehr zufrieden sein. Ich habe auch Becker daselbst eingeführt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mein Tagebuch jetzt so lückenhaft führe. Der Grund mag wohl darin liegen, daß nur zuviel Bemerkenswertes arrivirt und ich unmöglich Alles aufzeichnen kann. Hat man aber erst etwas stillschweigend übergangen, so reißt es ein. Indeß ist es wahr, ich erlebe zuviel, um Zeit genug zur Beschreibung übrig zu behalten.

Ich muß sagen, daß mein Aufenthalt in Leipzig, die Schule ausgenommen, gar nicht unangenehm ist. Und auch die langweiligen Stunden in der Klasse werden mir durch meinen Freund Wilhelm Becker versüßt. Sonntag und Sonnabend füllen gewöhnlich Schlitten- und Whistpartien oder Besuche bei Rosalien aus, und so geht das seinen guten Gang fort, bis manchmal Schiebet Gemeinheit wieder unangenehm dazwischendonnt. Indessen habe ich mich einmal gewöhnt, den Kerl mit humoristischer Verachtung zu bettachten, und so mag er denn bellen! Schade nur, daß ich ihm das Beißen nicht wehren kann! Indeß wenn ich dran denke, daß Wilhelm Ostern nach Marseille geht, so möchte ich mich schon heut grämen. 6rauä Dien! Was werd' ich dann anfangen! Obschon mir manchmal bedünken will, daß Wilhelm mich lange nicht so liebt, wie ich ihn, so fühle ich dennoch, wie ich fozusagen verwaist sein werde, wenn er fort ist. Merkwürdig ist es noch heut, wie wir uns so» zusammengefunden haben.

Wie ich in die zweite Klasse kam, wurde ich von fast Allen gehaßt, für insuvvortable gehalten, ausgelacht. Wenn mich nicht damals der schöne feste Glaube an mich selbst aufrecht gehalten hätte, so hätte ich Misanthrop werden müssen. Und siehe, gerade Jene, die am meisten lachen, sind jetzt nieine besten Freunde. Nilhelm ist mein Freund, und Nathans»»*) scheint es werden zu wollen.

An der Mehrzahl der Klasse liegt mir nichts. Von jeher lag mir nur an denen, die ich achte, und von denen ich weiß, daß Sie verstehen können. Wer mich nicht versteht, dessen Urtheil kann mir gleichgültig sein, und wenn ')) S. Schüleiliste.

Ferdinand Lassalle's Tagebuch.

ein Solcher über mich schlecht urtheilt, so ist es gerade, als ob ein Schulknabe, dem Hafts' weise Sprüche in die Hände fielen, weil er die Sprache nicht versteht, mit Verachtung das Buch von sich schleuderte.

Ich will jetzt wieder mal versuchen, ganz regelmäßig mein Tagebuch zu führen und jeden Tag hineinschreiben.

Mittwoch, 17. Februar.

Heut Nachmittag gab Heuschkel meine deutsche Arbeit über „Freundschaftsregeln“ zurück. Ich hatte in dieser Arbeit die ganze Klasse der Philister und dummen Theoretiker auf das Heftigste angegriffen. Weit entfernt, Freundschaftsregeln aufzustellen, war meine Arbeit nichts als eine heftige Invective gegen diejenigen, die sogar unseren Gefühlen Regeln vorschreiben wollen. Wie H. hereintrat, verlangte sogleich die Klasse, daß meine Arbeit vorgelesen werden sollte. Heuschkel ließ sich zuerst in eine Disputation mit mir ein, in der ich jedoch Sieger blieb*). Der idealen Begriffe wegen, die ich für die wahre edle Freundschaft aufstellte, nannten mich Einige überspannt. Die Armen! Wenn sie heut schon so nüchtern von der Freundschaft sprechen, was werden sie in einem Alter von fünfzig Jahren darüber sagen. Wenn sie schon heut nur jener spießbürgerlichen Freundschaft fähig sind, heut als kaum in's Leben getretene Jünglinge, wie engherzig werden sie als Greise sein! Ich bedauere sie, diese Menschen, die schon von ihrer Geburt an alte, bedächtige Philister find. Was mich aber schmerzte, war, daß auch mein Freund Wilhelm sich unter Jenen befand, die meine Verehrung für das Wort „Freundschaft“ Ueberspannung nannten. Und doch weiß ich, oder glaube ich wenigstens, er begreift mich. Es ist bloß Neckerei, Scherz von ihm, mich überspannt zu nennen. Und doch, wüßte er, wie rauh dieser Scherz die zartesten Saiten meines Gemüthes verstimmt, er würde ihn lassen! Nicht um meinetwillen schmerzt es mich, es thut mir nur weh, ihn auf Augenblicke unter die gewöhnliche Rasse zählen zu müssen.

Heut Abend spielte ich mit L., der zu mir kam, Whist. Eine solche Ehrlosigkeit übersteigt meine kühnsten Begriffe. Zu einem Menschen zu kommen, der mir gestern die Thür gemiesen hat! Das fasse ich nicht. Ein widriges Gefühl ergreift mich, wenn ich Leute wie diesen und ähnliche betrachte. Denn ich sehe in ihnen die lebenden Gründe, warum das jüdische Volk so verachtet wurde. Solche Leute waren es, die es dahin brachten. Diese Niedrigkeit der Gesinnung, dieses Kriechende, diese Gemeinheit — pfui, welch abscheuliches Gemisch! Ich spreche mit L., erlaube ihm, mich zu besuchen, um Charaktere dieser Art studiren zu können.

*) Dieser Vorgang wird auch von Zander in der „Gartenlaube“ a. a. O. erzählt. Zander erinnert sich des poetischen Eingangs dieser Lassalle'schen Arbeit:

„Nicht wägen mit der Waage in der Hand

Läßt sich der Freundschaft golden hehres Band.“

2HH Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Der einzige schöne Zug ist die dem Juden angeborene Gutmüthigkeit, die er in hohem Grade besitzt.

Sonntag, 31. Februar.

Nachdem ich mich mit Becker, Moewes und Hasselbach eine Stunde auf dem Thonberg*) gelangweilt hatte, besuchte ich, von meinem Wilhelm begleitet, eine befreundete Familie. Es war ein genußreicher Abend, den wir da «erlebten. Der Zauber, den diese unschuldige, allen Künsten der Koketterie so fremde Tochter auf mich ausübt, ist grenzenlos, und eben, weil es Natur allein ist, die sie so reizend macht, ist sie doppelt liebenswürdig. Das Mädchen ist ganz zum Entzücken geschaffen. Diese blauen schmachtenden Augen, dieses Ebenmaß aller ihrer Züge, diese blendende Weihe der Zälme diese schwellenden Lippen, diese sanfte Rundung des Kinns, dieser jungfräuliche Ausen! O, sie ist wirklich schön! Und dabei so unschuldig, so lammfromm, so kindlich rein, so schüchtern und so zurückschreckend vor jeder bloßen Berührung des anderen Geschlechts.

Ich hatte wahrlich heute keinen Grund, „äiem psräiäi“ auszurufen.

Montag, 22. Februar.

Heut kam Brief von Isidor, der sich, wie er schreibt, in Hamburg recht wohl befindet. Dennoch verläßt er es zu Ostern, um nach Manchester zu gehen. Das Schicksal scheint uns unerbittlich trennen zu wollen, aber trotzdem will ich, wenn es geht — und es muß gehen —, sein Loos mit dein meinigen verknüpfen. Wenn meine schönsten Träume, die ich sogar diesem Buche nicht anvertrauen mag, wahr werden, dann geht es auch in Erfüllung, daß mein Isidor, sein Schicksal nur an das seines Freundes knüpfend, mit nur kämpft und siegt. Denn siegen müssen wir in dem Kampfe, den ich zu kämpfen gedenke! Siegen muß das Licht, und die Finsternis? weicht! Siegen wird der Verstand, die Vernunft, die göttliche, und mit ihren hellleuchtenden Blitzstrahlen den Aberglauben und die Dummheit verscheuchen, gleich wie der Tag die Nacht verscheucht!

Freitag, 26. Februar.

Daß noch immer kein Brief von zu Hause kommt, beunruhigt mich nicht wenig. Es wird doch, Gott behüte. Niemand zu Hause unwohl sein! Auch bekommen alle meine Pläne durch dies Ausbleiben jeglicher Antwort einen Strich a travei-8. Meine Föte, meine Neitstimden, Alles wird dadurch verschoben und aufgehalten.

Auch daß Ferdinand noch nicht hier angekommen ist, will mir gar nicht gefallen. Ich weiß in der Thnt nicht, was ich davon denken soll.

*) Der Name eines ländlichen Vergnügungsorts, das in neuerer Zeit eine Neuaugen ist. Es lag an der Landstraße, die nach Piobstheida Mrt, unweit des Napoleonsteins, des besuchtesten Schlachtdenkmal.

Ferdinand Kassalles Tagebuch.

Sonntag, 28. Februar.

Heut kam etwas zum Ausbruch, worüber ich schon lange nachgedacht hatte. Meine Garderobe ist nämlich von der Art, daß ich schon unzählige Male ihretwegen von meinen Bekannten über die Achsel angesehen, von meinem Freunde Wilhelm, der mit Recht in jedem Stück und jeder Beziehung die Pflicht der Aufrichtigkeit, die er mir schuldig ist, erfüllt, aber ausgelacht und getadelt wurde.

Schon ehe ich auf die Handelsschule kam, war mein Vater ärgerlich, wenn er sah, daß ich auf die Kleidung viel gab, und hatte es sich zur Maxime gemacht, meinem Hang durchaus nicht nachzugeben. Er nannte es Eitelkeit :c., so daß schon früher dieser Gegenstand zu lebhaften Debatten Gelegenheit gab. So schlecht aber wie auf der Handelsschule war meine Garderobe noch nie gewesen: ihre Niederträchtigkeit zu beschreiben, so gewandt ist meine Feder nicht. Es sei genug, daß sie sehr oft Gelegenheit zu Bitten, dann Tadel und zuletzt Sarkasmen von Seiten Wilhelms gab. Was sollte ich thun? Selbst seinem besten Freunde gegenüber besitzt der Mensch kleine Eitelkeiten. Ich schämte mich, meinem Freunde W. zu gestehen: ich fühle das Bedürfnis, mich anständig zu kleiden, so gut wie er, und nur die Grille meines Vaters sei es, die mich zwingt, wie einen Gott auch nur einen und noch dazu sehr schlechten Nock zu haben. Ich machte es also wie der Fuchs mit den Trauben. Ich that, als läge mir an Kleidung nicht das Geringste, und erheuchelte mir aus dieser Weise einen Ennismus, der meiner Seele nur allzu fremd ist. Ich bin kein Geck, kein Modenarr, werde mich aber dereinst stets auf das Sorgfältigste kleiden. Kleider machen Leute, ist einmal die Meinung des neunzehnten Jahrhunderts. Und es ist thöricht, wenn ein Mensch, der von den Menschen abhängt und von ihnen leben will, die Urtheile und sogar die Vorurtheile der Welt verhöhnt. Verachten mag er sie, bespötteln im Innersten seines Herzens, aber ihnen offen Trotz bieten — nein, bei Gott nicht! dann ist er ein Thor.

Es gemährt gewiß Jedem einiges Vergnügen, wenn er sich fein gekleidet im Spiegel betrachtet. Wer sich aber um deswegen elegant kleidet, um sich im Spiegel zu gefallen, ist ein Narr und ein Geck. Anderen soll meine Kleidung gefallen. Ich kleide mich schön um Anderer willen. Und mein Vater hat Unrecht, wenn er mir darin wehrt. Uebrigens ist meine Garderobe so miserabel, daß selbst Frau Director mir mehrmals gesagt hat: „Wirklich, Lassal, wenn Ihnen nicht Alles so nobel stünde, sähen Sie aus wie ein Lump.“ Oft hatte ich das Alles schon überlegt, doch hatte ich wirklich darauf resignirt, mein Eulengefieder eher abzustreifen, als bis ick) wenigstens etwas selbständiger wäre. Doch heute kam mir Oieu meoi ein klügerer Entschluß. Wilhelm hatte mich zu einem Bestich abgeholt und wartete ungeduldig darauf, ich sollte mir meinen Nock anziehen und mit ihm kommen. Aber den Nock anziehen, da lag eben die Schivvrigkeit. Ich schämte mich, vor

2H6 Ferdinand Lassalle« Tagebuch.

den Augen meines Freundes jenen abgeschabten Sonntags-, Arbeits- und Schlafrock anzuziehen. Ich schämte mich, wenn ich bedachte, in diesem Rock Nachmittag Damenbesuche zu machen.

In einem Augenblick sagte ich mir, was für und gegen den Gegenstand zu sagen war. Mit Bitterkeit kramte ich den Plunder, der im Schranke hing, zusammen, warf ihn W. hin und sagte: „Wähle einen Rock.“ W. stand da. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Doch ich unterbrach bald das Stillschweigen durch die Worte: „Komm mit mir zu Deinem Schneider.“ Wir gingen, und ich bestellte Rock, Hosen, Weste, dann auch Stiefel, so fein, als selbst W. es nur verlangen konnte. Und ich gab mir das feste Versprechen, von nun an stets um jeden Preis und auf jeden Fall durchaus fein zu gehen. Ich will dies Versprechen gerade kein frommes Gelübde nennen, aber ich werde es vielleicht um so fester halten, weil es kein frommes Gelübde ist.

Mittwoch, 3. März.

Ich fuhr mit Becker und Moowes Schlitten. Sehr ängstet es mich, daß noch immer jede Antwort von zu Hause ausblieb. Ich weiß gar nicht, welcher Ursache ich es zuschreibe» soll.

Sonabend, (>. März.

Heut zeigte sich der Alte wieder einmal in seiner vollen Glorie. Er war wieder einmal ganz er selbst. Um zwölf Uhr kam er in die Klaffe mit dem Monatsbericht. Ich war bei Courbassier (Courroisier) als unruhig bemerkt. O, wie ließ da der Alte seinen Gefühlen freien Lauf. Charakteristisch war unter Anderm die Aeußerung: „Wart', bei der Eensur will ich's Dir schon eintränken!“ Recht deutlich zeigte sich bei Wilhelm seine Genieinheit. „Es ist mir ungeheuer lieb, daß Du abgehst. Dich brauche» tonnen wir nicht,“ sagte er zu W. Und doch hatte er Alles angewandt, seinen Vater zu vermoviren, W. noch hier zu bebalten. „Von Becker und Lassal,“ erklärte er, „nehme ich auf keinen Fall das Stammbuchblatt (Beschreibung der Feier) an.“ Wahrlich, darüber würde ich mich wenig grämen. Doch will ich diese Ostern wenn mein Vater kommt, sehe,;, ob dieser Vorsatz gegen ein Abendessen im Hotel de Baviöre Stich IM. Was das Zeugniß betrifft, so habe ich keine Furcht. Im Wisse» kanu er mir nicht schlecht geben, ja sogar das „Gut“ nicht vorenthalten, und was er mir sonst einschreibt, soll mir einerlei sein. Eines nur betrübt mich, nämlich die Furcht, mein Vater könnte sich betrüben. Doch hoffe ich mit Gottes Hülfe ihn: Ostern eine» kleinen Begriff geben zu können, was das für ein Mann ist, dieser Schiebe. Ich sage: einen kleinen Begriff, denn ganz kann das bloß einer seiner Schüler einsehen. Es muß doch aber weit mit einem von uns Beiden, mit mir oder Schiebe, gekommen sei», daß, während er mich so schmäählich herunterliunzte, auch keine »och so leise Schamröthe meine Wangen überzog. Entweder bin

Ferdinano kassalles Tagebuch.

ich der ehrloseste Kerl von der Welt, oder Schiebe anerkannt für einen Lmnv, dessen Worte da sind wie der Hauch des Windes. Aber nein, ich bin nicht ehrlos, mir mangelt nicht Ehrgefühl. Aber des Alten Worte, sie können keinen Eindruck machen. Der beste Beweis liegt in dem Betragen der Schüler selbst. Wäre er nicht anerkannt für den ungerechtesten Schuft, hätten seine Worte nicht bei uns Allen weniger Gewicht, als das Lästern irgend eines Schandmaules, so hätten ja die Schüler scheu vor mir zurücktreten müssen. Aber nein, sie näherten sich nur, indem sie mir zuriefen, mich über des Alten Worte hinwegzusetzen. Wirklich, diese Aufforderung ist nicht nöthig bei mir. Mag er reden vor der Hand! Einst will ich ihm schon das Manl stopfen. Schneider Hoffmann brachte mir meinen neuen Anzug, und ich fand Gelegenheit, die Wahrheit des Sprüchwortes „Kleider machen Leute“ zu erproben.

Dienstag, 9. März.

Heut uni neun Uhr erhalte ich ein Billet von meinem Cousin Ferdinand Friedland cio?ari8, in welchem er mir seine Ankunft bier anzeigt und mich bittet, so bald als möglich in sein Hotel zu kommen. Drei unerträglich lange Stunden mußte ich mich gedulden, dann flog ich aber auch mehr als ich ging, zu meinem Cousin. Wir waren Beide höchlich erfreut, uns nach dem Zeitraum von fünf Vierteljahren wieder zu sehen. Nach den ersten Umarmungen besprachen wir unsere beiderseitigen Pläne. Eigentlich hatte Ferdinand ein kleines Recht, mir zu zürnen. Merkwürdig bleibt es, wie ich ohne äußere Veranlassung wieder zu meiner ersten Meinung zurückgekehrt bin. Zuerst, wie die Heirath in Vorschlag kam, war ich derjenige, der am allereifrigsten seine Stimme für Ferdinand erhob. Wie er von uns wieder abgereist war, änderte sich allmählich meine Meinung. Nicht daz etwa mein Interesse schwächer wurde, aber die vielen Verleumdungen, so wenig ich ihnen auch Glauben schenkte, mußten nothwendig Argwohn erwecken. Auch glaubte ich nicht, daß Riekchen auf die Länge der Zeit ihrer Inclination für ihn treu bleiben würde. So kam es, daß ich sogar gegen ihn wirkte. Aber in Leipzig hatte ich wieder meine frühere Ueberzeugung, und bei dem entscheidenden Aufenthalt meiner Eltern hier habe ich wieder für ihn gesprochen und vielleicht nicht wenig zu der Entscheidung beigetragen, die eben jetzt meinen Cousin aus dem glänzenden Paris, aus dem Ministöre, aus der Mitte aller Künstler und Gelehrten, Dichter und Staatsmänner rief, um in Breslau meine Schwester zu Heirathen.

Er zweifelt, wie er mir selbst sagte, noch daran, daß aus der Partie etwas wird. Dies thue ich nun zwar nicht, doch sehe ich voraus, daß er noch viele Vorurtheile zu bekämpfen und viele Unannehmlichkeiten zu ertragen haben wird. Ihm thnt es sehr leid, daß ich nicht niit nach Breslau kann, ihm zn helfen :c. Mir thnt es sowohl aus dieser, als auch aus mehreren anderen Beziehungen leid.

3H8 Ferdinand tassalles Tagebuch.

Was mich betrifft, so versprach Ferdinand auch meine Angelegenheiten zu ordnen. Wohl sieht er als ein Mann, der sich so lange in der glänzendsten Welt bewegte, ein, daß ich nicht so fortleben könne, mit zwei Thalern den Monat. Wie ick wieder um eineinhalb Uhr mick von Ferdinand trennen wollte, um in die Schule zu gehen, litt er dies nicht, sondern behielt mick bei sich unter dem Versprechen, es selbst bei Schieben zu verantworten. Uebrigens weiß ich seit Michaelis mich nichts zu erinnern, das so wohlthuend auf mich eingewirkt hätte, als die Ankunft Ferdinands. Wenn man ein langes halbes Jahr unter Dummköpfen und Canaillen gelebt hat, ist es wirklich ein Glück, wieder einmal mit Jemand zusammenzukommen, von dem man verstanden wird.

Als ich Abends nach Haus kam, hatte ich noch ein langes Gespräch mit Hander. Er ermahnte mich, um Gottes willen behutsam zu sein. Ja, er war ehrlich genug, mir zu sagen: „Sehen Sie, Lassal, Sie stehen schon deshalb beim Alten schlecht, und es ist sogar der Hauptgrund, weil Sie bei mir sind. Es thut mir leid, daß ich die Ursache bin. Aber was soll ich machen? Schützen kann ich Sie gegen Schiebe nicht, und ich möchte mich um Alles in der Welt nicht in einen Kampf mit Schiebe einlassen.“

„Warum das? Sie haben doch keinen Grund, ihn zu fürchten.“

Da gab mir Hander die leider allzu wahre Antwort: „Nein, ick fürchte Schiebe nicht, aber in einem Kampfe mit ihm werde ich allezeit verlieren, denn ich kämpfe mit ehrlichen, er aber mit unehrlichen Waffen.“

Ich bat nun Hander noch, das Alles Andern meinem Vater zu sagen, der mir nie glauben wolle. Er versprach es und ich begab mich zu Bett.

Gott, was liegt nicht Alles in den Worten Handers! Er, der unabhängige, freie, geachtete Mann fürchtet Schieben. Um wieviel müßte ich, fein Untergebener, sein gehäßter Untergebener, ihn fürchten! Und dennoch, weiß Gott, wie es kommt! ich fürchte ihn nicht ein bischen.

Mittwoch, 10. März.

Ich flog zu meinem Eonsin. Nachdem wir einige Stunden auf das Angenehmste verplaudert und wir nuns gegenseitig unsere Luftschlosser hatten sehen lassen, gingen wir aus.

Unbegreiflich ist mir doch dieser Ferdinand. Ich habe eine sehr gute Idee gehabt, als ich ihn mit dem Chevalier de Seintgal verglich. Und so, wie Casanova, nachdem er an allen Höfen Europas die glänzendste Rolle gespielt, sich endlich zurückzog, um als armseliger Bibliothekar auf dem Schlosse des Grafen von Waldstein, von den Dummköpfen, die ihn nicht begreifen konnten, tausendfach angefeindet zu leben, so verläßt mich nun in Paris, Ehren, Würden, Berlioz, Heine, Salohs und weiß Gott was Alles noch, um in unserm tristen Breslau Ealicot zu verkaufen an polnische Lüdchen. Wir gingen zu Areitkopf und Härtet, und dann geleitete ich meinen Cousin an die Handelsschule. Er ging hinauf, ich wartete unten. Schiebe

Ferdinand kassalles Tagebuch. 2^9

war, wie ich Ferdinand auch darauf vorbereitet hatte, sehr schlimm auf mich zu sprechen. Als aber Ferdinand ihn bat, zu entschuldigen, daß ich fehlte, es sei nur auf seine Veranlassung geschehen, so wurde Schiebe, der mich bis dahin für krank hielt, sehr zornig und nahm durchaus F.'s Verwendung nicht an.

Donnerstag, 11. März.

Heute ist Herrn Directors Geburtstag. Ich gratulierte ihm und begab mich dann in die Schule. Mit einem Entschuldigungszettel Ferdinands versehen, begab ich mich zn Schieben. Kaum wurde mich dieser gewahr, wurde er wüthend, sagte, weder Zettel noch Cousin gehe ihn was an, ich hätte gegen das Regulativ verstoßen und müsse um neun Uhr vor die Synode kommen. Das war zuviel. Das hieß die Pedanterei und den Haß auf's Höchste steigern. Ich begab mich in die Klaffe, wo gleich die Schüler auf mich zu-eilten, doch ich zog mich mit Becker zurück und erzählte es ihm. Er empfahl mir vor allen Dingen stoische Ruhe.

Um neun Uhr wurde ich hinuntergerufen.

Ich trat ein. In der Mitte saß der Director, um ihn herum in einem Halbkreis sämmtliche Lehrer. Ich stellte mich dicht am Eingang hin mit zusammengefalteten Händen, die Augen zu Boden geschlagen. Während der ganzen Verhandlung war ich bemüht, alle die Gefühle, die mich wechselweise bestürmten, auch durch kein Zucken meines Mundes zu verratheu. Haß, Verachtung, Hohn, Aerger, Trauer, Wuth, Gleichgültigkeit wechselten in meiner Brust, doch verrieth nichts, was da drinnen vorging, und mit der größten Anstrengung zwang ich meine Gesichtszüge zu einer Ruhe, die schlecht zu meiner Lage paßte, bei einem Eintretenden aber gewiß dem Gedanken, ich stehe jetzt vor der Synode, widersprochen hätte.

„Immer näher!“ erscholl es. Ich trat einige Schritte vor, blieb aber in meiner vorigen Stellung und würdigte die ganze Versammlung auch keines Blickes.

Der Director las nun mein sogenanntes Verbrechen vor und erklärte, daß er auf meinen Cousin nicht die geringste Rücksicht nehme. Nun sing ein Schauspiel an, das wirklich im wahren Sinne des Wortes sehenswert!) war. Schiebe, Schierholz und, was mich am meisten ärgerte. Feller waren die Sprecher, die Anderen schwiegen. Diese drei aber lösten sich unaufhörlich ab. Trotz der unbeschreiblichen Verachtung, die ich empfand, wurde ich doch ganz wehmüthig. Mir kam vor, ich wäre ein todter Adler und läge ans dem Felde, und es kämen die Raben und die diebischen Elstern und all das verächtliche Geflügel, und pickten mir die Augen aus und nagten mir das Fleisch von den Knochen. Plötzlich aber sing ich wieder an mich zu regen, es kam Leben in mich, und ich erhob mein rauschendes Gefieder. Krächzend entflohen die Raben und Elstern, ich aber schwang mich ans zur Sonne.

Aus diesen Träumereien weckte mich unangenehm der Baß des Alten.

Gott, was raisonnirten die nicht zusammen! Kein gutes Haar ließen sie an

350 — Ferdinand Lassalles Tagebuch.

mir. Ich wurde für Heuchlerisch, betrügerisch, schlecht, eigennützig, überspamrt, hinterlistig, verrückt und verdreht erklärt. Da die guten Herren über meine Leistungen nicht reden konnten, das Raisonement über das vorliegende Verbrechen auch bald erschöpft war, so singen sie an, auf meinen Charakter zu kommen. „Meine Herren," fing Feller, diese personifizierte Falschheit, an, „Messieurs, Sie müssen wissen», Lassal betrachtet Alles mit dem Auge eines Philosophen. Wir sind nicht seine Vorgesetzten. Den Begriff Vorgesetzten giebt er überhaupt nicht zu. Wir sind seine Untergebenen, denn wir werden ja beherrscht. Ueberhaupt Liebe, Hochachtung, Dankbarkeit, die kennt Lassal nicht. Alles, was aus dem Herzen kommt, ist ihm unbekannt, sowie das Wort Herz selbst. Er hat zu Niemand Liebe. Sein Grundsatz ist Liebe :c. zu heucheln, so lange er Jemand benutzen kann." „Ein schöner Grundsatz!" höhnte der Alte. „Dabei," fuhr Schiebe fort, „weiß er sich einen Schein zu geben." „Einen Schein," wiederholte Schierholz. „Einen Schein," tönte es aus Fellers Lippen, wie das Echo in Adersbach.

„Du thätest am besten," sagte nun der Alte, „Du würdest Komödiant. Da könntest Du heute den Salmlock und morgen eine andere schlechte Rolle geben, denn Du bist zu jeder schlechten Rolle fällig." Und in diesem Stile ging das fort.

Hierauf wurde ich ersucht, hinauszutreten. Als ich wieder hineinkam, las nur Herr Director ein Urtheil vor: Ich hätte drei Wochen Hausarrest, und wenn ich mir noch einmal etwas gegen das Regulativ zu Schulden kommen ließe, würde an den Vorstand Anzeige gemacht werden. Als ich nach Haus kam, war schon ein Brief Sch.'s an Hander angelangt, in dem er ihm meinen Hausarrest anzeigte und ihn ersuchte, im Fall daß ich ausginge, es ihm anzuzeigen. „Die Justiz würde dann prompt sein," fügte er hinzu. Dieser Satz jagte nun H. viel Schrecken ein. Er zeigte ihn meinem Cousin und legte ihn so aus, daß Schiebe mich wegweisen könne. Zwar ist Schiebes Macht groß, aber das kann er Gott sei Dank nicht so leicht. In meinen Leistungen war ich untadelhaft, ich will auch in meinem Betragen jetzt sehr behutsam sein. Ich will mich von nun an nicht gut betragen, denn ich habe mich nie schlecht aufgeführt, aber ich will mit einem Wort mich gar nicht betragen. Bis jetzt war meine Hoffnung, Ostern abzugehen. Von nun an ist es mein fester Entschluß, den vollen Cours durchzumachen. Ich fürchte S. nickt. Freitag, 12. März.

Heut war Bußtag und der erste Tag meines Hausarrestes. Wilhelm Moewes und Zander besuchten mich und versuchten mich über mein Schicksal zu trösten. Glücklicher Weise bedurfte ich aber des Trostes wenig. Ueber die Strafe kann ich mich leicht wegsetzen, ich betrachte sie gar nicht einmal als solche. Schiebes, Schierholz' :c. Meinung kann mir noch gleichgültiger sein. Ich rufe mit jenem großen Dichter aus, der nach Kleinasien verbannt war:

Ferdinand Lassalles Tagebuch, 35^

»um dsrbsrus c^ui« von iutelliAor illig!"*) Eines nur betrübt mich, eines nur drückt mich darnieder, und kaum kann das Gefühl meiner Unschuld mich aufrecht erhalten. Es ist der Gedanke, daß ich meinem Vater, es komme wie es wolle, auf der Handelsschule schwerlich viel Freude bereiten werde. Doch Gott ist mein Zeuge, ich konnte nicht anders. Was an mir lag, habe ich gethan; es ging nicht. Schiebe und ich, mir begegnen uns nur in einem Gefühl, in dem gegenseitigen Haß. Ich könnte sogar vielleicht meinem Vater, meinen Eltern zu Liebe meine edle Natur verleugnen und kriechend sein gegen den Alten. Allein auch dies nützte nichts mehr. Er würde die eingezogenen Krallen sehen unter den Pfötchen. Und doch! wie hätten wir Beide, S. und ich, uns schon begegnet, wenn nicht der Gedanke an meinen Vater mich beständig zurückgehalten hätte! Doch genug davon.

Sonntag, 14. März.

Heut an dem zweiten Tage meines Hausarrests besuchten mich Moewes, Nathanson und Wilhelm. Wir spielten Whist und plauderten dann. Unergründlich ist doch die Menschennatur. Ich glaubte bisher, Schiebens Gemeinheit durch und durch zu kennen, ich glaubte, gegen mich habe sie den höchsten Grad erreicht. Doch heut erfuhr ich Dinge von S., die ich sogar ihm nicht zugetraut hätte. Die Skizzen, die nns N. von dem gab, was er früher auf der Handelsschule erleiden mußte, waren wirklich ergreifend. Die Wirkung, die seine Schilderung hervorbrachte, war unserm Charakter entsprechend. Ich ballte die Fäuste, knirschte mit den Lippen und that im Innern die schrecklichsten Rachegeübde. Wilhelm stand ruhig da, kein Wort kam über seine Lippen, nur Thränen perlten aus seinen Augen, und dann und wann zuckten seine Lippen schrecklich. Ich kann mir wohl denken, was in seinem Innern vorging. Nur Moewes war nicht aus seiner Pomade zu bringen, kalt und theilnahmlos wie gewöhnlich.

Armer Joseph! Du hast viel leiden müssen, und schon darum lieb' ich Dich! Du bast viel, sehr viel ertragen, aus Liebe zu Deinen Eltern. Die Liebe zu meinem Vater, so groß sie ist, sie hätte schwerlich solche Probe überstanden.

Mittwoch, 17. März.

Ich bekam von meinen geliebten Eltern Brief. Auch Ferdinand schrieb mir, daß seine Befürchtungen grundlos gewesen und meine Prophezeiungen in Erfüllung gegangen.

Donnerstag, 18. März.

Heut war ich im Gemandhausconcert. Die Devrient sang.

*) L»rb:>r„s Ki,- e^o sum etc. Lassalle, der jugendliche Unverständene, scheint ür dieses Citat, das hier zum zweitenmal wiederkehrt, eine besondere Vorliebe zu haben.

Ferdinand Kassalles Tagebuch,

Sonntag, 21. März.

Hont der letzte Tag meines Hausarrestes.

Montag, 22. März.

Wie gewöhnlich gab uns Herr Heuschkel heut die deutschen Arbeiten zurück.

Becker hatte in der seinigen über die Frage: „Wie dankt man Gott am besten

für empfangene Wohlthöfen?“ gesagt: „Nicht durch unfruchtbares Abplärren

von Psalmen :c., sondern durch die That.“ Diese gewiß sehr richtige Hypo-

these griss nun »der Heuschkel orthodox an. Da ich B.'s Arbeit gemacht hatte,

so war es auch meine Pflicht, sie zu vertheidigen. Ich nahm daher den Kamps

ans und bewies in der That, daß Gutes thun. Edles wirken ein weit kräftigerer

Dank sei als Kniebeugungen, Singen, Beten :c. Da H. also geschlagen

wurde, so ergriff er das gewöhnliche Auskunftsmittel kleiner Geister: er schwieg

und sann auf Rache. Sie blieb nicht aus. Nachmittag in Dr. Nischw'tz

Geographiestunde öffnete sich plötzlich die Thür, und der Zllte trat herein.

In diesem Augenblick ward es mir zur Gewißheit, er komme meinerwegen,

von Heuschkel irritirt. Zur unbestreitbaren Thatsache wurde es, als Himer

Schiebe sich noch die wohlbeleibte Gestalt Heuschkels hineinschob. Obgleich ich

nun hinlänglichen Grund zum Ernst hatte, so konnte ich mich doch des Lachens

N'cht enthalten, als ich H.'s miserable Figur näher betrachtete. Er war io

geisterhaft bleich, sein fatter Bauch wabbelte so furchtsam hin und her, er

wagte nicht, mich anzublicken, hielt sich so nahe hinter Schiebe, die schreckbarste

Angst prägte sich so deutlich in seinen Mienen aus, daß sogar Melpomene,

die schwermüthige Göttin, bei seinem Anblick gelächelt hätte.

D.'r Alte erzählte nun mein Verbrechen. Ich hätte gewagt, zu be-

haupten, daß die Thränen der Armen trocknen, Schönes und Edles wirken

besser sei, als lange, lange Gebete herzuleiern, Danklieder zu plärren und

dabei seine Brust dem Flehen seiner Mitbrüder zu verschließen. Gerechter

Unwille über diese gottlos frivole Anficht flammte dabei in seinen und des

würdigen Nischwitz Augen. H. aber stand noch in einem fort zitternd da

und wagte nicht die Augen zu erheben, aus Furcht, meinen Blicken zu be-

geggen. Er that mir leid, der arme Mann, mehr leid, als ich mir

selbst that.

Nnterdeß war der Alte von meiner diesmaligen Gottlosigkeit im Be-

sonderen auf meine sonstige Gottlosigkeit nn Allgemeinen gekommen.

„Uni Ihnen von seiner Denkweise einen Begriff zu geben,“ sagte er

unter Anderin, „will ich Ihnen eme Aeüßerung erzählen, die er gegen Herrn

Hander that. Er sagte nämlich zu ihm: „Ich kann nur den Menschen

schätzen und achten, der mir zu ineinen Zwecken dienlich ist.“

He^iger Apoll! das war zuviel! Was der Alte über mich urtheilt. das

kann und muß m'r zwar höchst gleichgültig sein, nicht aber, wenn man mir

Ferdinand Lassalles Tagebuch, 353

Aeußerungen in den Mund legt, die ich nie gethan, und die beides, dumm und schlecht, in so hohem Grade sind.

„Das kann Herr Director Zander nicht gesagt haben! Wann soll er es gesagt haben?“ entgegnete ich.

„Herr Dr. Feller hat es mir erzählt,“ herrschte mir der Alte zu.

Nun ward mir Alles klar. Hander mag in seiner Unschuld, Dummheit oder in einem Anfall von Papelei irgendwas gegen Feller gequatscht haben, das dieser dann mit gehöriger Verdrehung und Verrenkung seinem Herrn und Meister überbrachte. O dieser Hander! Er hat mit seiner wohlwollenden Dummheit mir schon mehr geschadet, als Andere mit ihrem Haß!

Ach ja, Heine hat Recht:

„Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und bläh,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Hah.“

Uebrigens will ich H. zur Rede stellen und sehen, was ich ausrichte, um meine Unschuld darzuthun.

Der Alte ging nun, nachdem er die merkwürdig lächerlichen Worte gesprochen hatte: „Soviel wisse, wenn Du noch einmal so denkst, kommst Du vor den Vorstand.“ Diese Worte sind wirklich so lächerlich, daß ich sie erhalten zu finden anfangte, wenn ich die Worte Napoleons umkehre: Du bist dumm, weil du nicht anders als ich denkst. »8.“

Abends kam Zander zu mir und brachte mir eine wichtige, sehr wichtige Nachricht. Er war nämlich gekommen, um mir fünf mit Feller spazieren gegangen, und dieser, der in Z. nichts weniger als einen speciellen Freund von mir vermuthete und ihn immer wie einen Vertrauten betrachtete, fragte ihn, was es zwischen mir und Director gegeben habe. Z. erzählte Alles, auch die Aeußerung, die Feller hinterbracht hatte.

„Es ist mir sehr, sehr unlieb,“ sagte Feiler, und, wie natürlich, drehte sich das Gespräch auf mich. „Sehen Sie, Zander,“ sagte F., „Sie kennen Lassal nicht. Lassal ist ein sehr, sehr gefährlicher Kopf. Und der Herr Director und wir Lehrer sind fest entschlossen, Lassal, wenn er nicht selbst abgeht, um jeden Preis unter nichtigem oder wichtigem Vorwand von der Schule zu entfernen. Denn er ist überaus gefährlich. Er hat bereits viele Anhänger.“

„Verzeihen Sie,“ rief Z. ein, „ich weiß genau, er geht nur mit Becker um.“

„O, das verstehen Sie nicht,“ entgegnete Feller, „Becker ist zu pomadig, den würde er eher incommodiren, aber er hat schon seine Anhänger. Mit einem Worte: er ist uns sehr gefährlich.“

Diese Mittheilung Zanders erweckte sehr verschiedenartige Gefühle bei mir. Soweit hatte sich meine Eitelkeit doch noch nicht verstiegen. Das hatte sich doch meine Arroganz nie träumen lassen, daß sich der mächtige

35H Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Schiebe vor mir dummen Jungen fürchtete. Hahaha, zum Todtlachen! Da soll man nicht eitel werden! Nicht genug, daß ich ihn nie im Geringsten gefürchtet, nein, ich bin ihm noch gefährlich! Er fürchtet sich vor mir! Und zwar in folchein Krade, daß er sich soweit herabläßt, es Feller zu gestehen und mit seinen Lehrern ein Bündniß einzugehen, jede Gelegenheit zu ergreifen, mich zu entfernen. Aber das brachte mich auf ernsthaftere Gedanken. Ich hatte mir vorgenommen, zu bleiben. Werde ich das aber können, wenn man sich das Wort drauf gegeben hat, die Gelegenheit beim Haar zu fassen? Bisher glaubte ich nur. Schiebe haßte mich. Haß hätte ich vielleicht besänftigen oder unschädlich machen können, doch Furcht — nimmermehr. Ich mußte Zander versprechen, gegen -Niemand außer Becker, dieses Gesprächs zu erwähnen. Dagegen gab er mir sein Ehrenwort, es diese Messe meinem Vater gegenüber Wort für Wort zu wiederholen.

Dienstag, 23. März.

Heut theilte ich Hander Schiebes Worte mit. Er erklärte sie für unwahr. Nun verlangte ich, er solle vor Schiebe diese Erklärung wiederholen. Ja, da war ich schön angekommen. Er machte Ausflüchte, wollte die Sache in's Spaßhafte ziehen und für eine Bagatelle erklären. Aber es ist erstens keine, und zweitens ziemt es ihm am wenigsten, sie für eine Kleinigkeit zu erklären, da er doch stets aus jeder Lumperei solch Aufhebe» machte. Ein schöner Schutz, den ich von ihm erwarten kann! O, mein Blick fängt an, sich zu bewölken, wenn ich in die Zukunft schaue. Doch laßt die Zeit kommen wie den Tod; dran vorzudenken ist schrecklich. Doch wenn sie kommt, wenn wir müssen, dann wollen wir uns geberden, wie wir können.

Mittwoch, 24. März.

Ich lese die Schriften Laubes. Merkwürdig ist es, wieviel Vorurtheile der Mensch doch hat, und wie grundlos sie entstehen. Ich hatte gegen Laube eine Abneigung gefaßt, ohne irgend eine seiner Schriften zu kennen, ich glaube, nur einer Aeüßerung willen, die ein Schriftsteller, den ich verehere, that. Und jetzt waren es einige Aeüßerungen Heines, die mich veranlagten, an die Lectüre dieses Schriftstellers zu gehen. Gott, wie bitter Unrecht habe ich dein Mann gethan! Er gehört unter Deutschlands beste Männer. O hätte es noch tausend solche wie er! Er betet die Freiheit an mit aller Gluti, seiner Seele. Sein Wille ist der beste und auch seine Kraft ist gewaltig. Mit den ernstesten schlagenden Worten Börnes und einer Persiflage vereinigt er Heines Ironie, und obwohl er hierin jene Beiden nicht ganz erreicht, so übertrifft er dennoch den Ersten an Kunstsinn, den Zweiten an Willen, oder wenigstens an Klarheit des Willens. Wie herrlich sind seine „Politischen Briefe“, sein „Polen“, seine „Poeten“! Zumal die Letzteren. Wie ist in den drei interessanten Gestalten alles Edle so schön gepaart: Genialität, Kunstsinn und Liebe, brennende Liebe zur Freiheit. Wie reizend hat er seine Frauengestalten

Ferdinand Lassalles Tagebuch, 355.

begabt! Wie genial diese Fürstin, und wie göttlich hingebend Desdemona, ja sogar wie göttlich gewöhnlich seine Camilla!

Sonnabend, 27. März.

Heut wurde „Egmont“ gegeben. Man sollte sich fast wundern, daß der ewig lächelnde Goethe ein Stück schreiben konnte, wo soviel von Freiheit und Verfassung die Rede ist. Aber freilich ist nur die Rede von Freiheit einem anderen Volk gegenüber, nicht aber in Bezug auf seinen Fürsten. Freilich ist nur von Verfassung die Rede, welche die Rechte des Volkes gegen den fremden ausländischen Tyrannen sichern soll. Als wenn das Joch des Einheimischen nicht eben so schwer lastete! Devrient spielte gut, obgleich seine Rolle nicht leicht war. Die Goethe'schen Rollen, diese aus der Wirklichkeit gegriffenen Gestalten sind überhaupt weit schwieriger darzustellen, als die idealen Helden Schillers.

Montag, 29. März.

Heut haben wir, Buko und ich, uns entschlossen. Fechtstunde zu nehmen. Zwar wagen wir nicht wenig dabei und verhehlen es uns auch nicht, daß, wenn der Alte es erführe, er ohne Zweifel es zum Vorwand gebrauchen würde, uns von der Handelsschule zu entfernen. Aber wir thun es dennoch. Und ich glaube sogar, daß ich nicht Unrecht daran thue, wenn es mir gelingt, es verschwiegen zu halten. Erstens ist die Fechtkunst sehr vortheilhaft für den Körper, und dann kann man nicht wissen, ob man nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch von ihr zu machen.

Dienstag, 30. und Mittwoch, 31. März.

Eramen bei uns und Entlassung.

Donnerstag, 1. April.

Ich ging zum Alten, mir meine Censur zu holen und Adieu zu sagen. Er sah mich dabei so fragend aufmunternd an, daß ich die Gelegenheit ergriff, Besserung versprach u. s. w. Wir schieden als die besten Freunde und ich glaube, bei einiger Vorsicht könnte es mir vielleicht gelingen, mich in dieser Freundschaft zu befestigen.

Die Ferien gehen sehr monoton hin. Des Morgens auf dem Fechtboden, des Nachmittags gewöhnlich spaziere».

Montag, 5. April.

War der erste Pesach-Feiertag*), und ich ging dem Willen meiner Eltern gemäß in die jüdische Restauration zu Marcus, um daselbst dieses Er-
*) Das Pesach ober Passahfest der Juden feiert die Erinnerung an die Vei-
schonung der Erstgeburt durch den Würgengel und an den Auszug aus Aegypten. Am
Vorabende des Festes vereinigt das Oberhaupt der Familie die Seinigen, um die
Noid und Bld. I.VII. ,7!. 24

256 Ferdinand Lassalle's Tagebuch.

innerungsfest zu begehen. Abends horte ich den Zeider da, und das Am
denken an die schönen verflossenen Tage kam lebhaft vor meine Seele. Ich
sah uns Alle herumsitzen um den langen festlichen Tisch, obenan mein ge-
liebter Vater, der mit seiner schönen sonoren Stimme vorsang, neben ihm di-
geliebte andächtige Mutter, ängstlich herumblickend, ob auch all die Ceremo-
nien, die sie bei ihren: seligen Vater als Kind gesehen, streng befolgt würden.
Unten aber Mielchen mit den lachenden rothen Wangen, heimlich kichernd
über die ihr unverständlichen Gebräuche, emsig bemüht, das bittere Morcmr*)
geschwind wegzuworfen und dann Lachs, Schnitzer, Orgler — alle, alle dil'
großen Hagadas vorhaltend, das Lachen zu verbergen über einen Witz, der
eben gerissen. Da trifft sie ein Zornblick aus den überall spähenden Augen
der geliebten Mutter, und schnell verbreitet sich wieder Ernst und Andacht
über ihre Stirn.

Uebrigens habe ich sehr interessante Bekanntschaften gemacht da bei
Marcus. Ich habe einen gewissen vi-. Mayer, einen sehr geistreichen und
verständigen Mann, kennen gelernt. Wir gehen zusammen zur Promenade
und ergehen uns dabei in ernstesten geistigen Gesprächen. Das ivar etwas,
das mir lange noth that, und das ich leider gezwungen lange entbehrte. Denn
meine hiesigen Freunde sind für geistige Genüsse fast unzugänglich. Er bat
mich wiederum mit einem jungen, sehr voesieereichen Dichter Namens Wolf-
söhn**) bekannt gemacht, der unter dem Namen Carl Maien schreibt und schon
einzelnes Ausgezeichnete geliefert hat. O, wie unendlich wohl befinde ich mich
unter ihnen, wo ich verstanden, nicht zurückgedrängt werde, wo mein edleres
Gefühl nicht verbranntes Hirn gescholten wird! Auch Maien hat diese An-
feindungen zu ertragen gehabt. Er setzte sie bei mir voraus und tröstete mich.
Beide Männer, beide sagen sie, wie ich, was mir längst des Herzens Stimme
sagte, nicht zum Kaufmann taue. Sie sind nur das Echo meines eigenen
Herzens. Aber was ich für Träumerei hielt, als es nur noch in meinem
Innern lebte, es gewinnt Wirklichkeit in dem Munde solcher Männer. Fester
und immer fester wird der Gedanke in mir, zu studiren, meinem höheren
Abendspeisen gemeinschaftlich einzunehmen. Die rituelle Ordnung bei dieser Mahlzeit,
die Speisenfolge wie die Gebete betreffend, heißt Sseider (Lassalle schreibt „Zeider“).
in «örtlicher Uebersetzung: „Ordnung“. Die Gebete sind in einem Buche, Hagad«
enthalten — eine Sammlung der historischen und sagenhaften Erzählungen über die
Knechtschaft in Aegypten und den Auszug der Israeliten.

*) Moraur heißt soviel wie Nitterlraut und ist ein obligatorischer Bestandtheil
der Sseider-Abendtafel, eben so wie da« ungesäuerte Brod, Mazzoh (Mazze) und da!
Opferlamm, Pesack. Letzteres soll daran erinnern, daß das an die Thürpfoftm ge-
sprengte Blut in Aegypten dem die Erstgeburt erwürgenden Tobesengel ein Zeichen
war, bah er hier vorüberziehen müsse. Das Bittertraut symbolifirt die den Juden in
Aegypten bereiteten Bitternisse, und da« ungesäuerte Brod, „das Brod des Elends“,
«st unllusgebacken und ungegohren, weil die Bedränger zu regelrechter Bereitung nicht
Zeit liehen.

**) Wohl kein Anderer als Wilhelm Wolfsohn. 5er Dichter von „Nur eine Seele.“
dieser studirte damals in Leipzig Philologie lc.

Bewußtsein, einem edleren Zwecke Geist, Kräfte, Streben zu widmen, wenn's sein muß, zu opfern.

Noch stehe ich am Scheidewege, noch kann ich zurück. Wehe, wehe, wenn ich einst den unendlichen Jammer zu tragen habe über ein verfehltes Da-sein! Wehe, wehe mir, wenn mich dann allzu späte, doch um so bittere Reue ergreift, zerfleischt mit ihren Skorpionenbissen! Wenn die Stimme: Gott legte edle Kräfte für einen edlen Zweck in dich, du hast sie verfaulen lassen, laut wird!

Gott, Gott, sage mir, was soll ich thun! Nicht scheide ich schwer von dein Kaufmannsstande. nur mit Freuden! Nichts, was mich freute auf dieser Seite! Doch mein Bater!

Es war der 11. April, mein Geburtsag. Mein Bater, meine Mutter und meine geliebte Schwester, sie schreiben mir so süße liebe Briefe, so voll, nberschwänglich voll der Liebe zu mir! Sie schickte mir einen Ring mit ihren Haaren drin. Ich zerküßte die Locke wohl. Mein Bater schrieb so ernste, meine Mutter so rührende Worte! O Gott, laß, laß sie glücklich sein, in eine Lieben! Wie es mir auch gehe, was auch einst mein Schicksal sein niöge, sie laß glücklich sein, sie verdienen es! Ich kann nicht weiter schreiben. Noch nie ist mir so mehmüthig wohl um's Herz gewesen! O Liebe, Liebe, wie thnst du wohl! Was der Haß auf allen seinen Weisen in einem Jahre nicht konnte, du thust es mit einem einfachen Worte! Du machst mich weinen wie ein Kind!

Mein Cousin Ullmann war da. Er reist nach Karlsbad. Ich habe indessen Carl Maien als Dichter schätzen lernen. Seine „Veilchen," obwohl da die Kraft und der Wille manchmal noch unklar, haben einige ausgezeichnete Gedichte; in jedem zeigt sich eine große Kraft und eine glühende Begeisterung. In der Lyrik gehört er, ohne es zu wollen, zu der Heine'schen Schule, doch nicht ganz. Seine „Sternbilder"*) schließen Gedichte ein, die wahrhaft außerordentlich sind, z. B.: Pflicht und Liebe", „Elisabeth", „Jean Paul" und vor Allein „Mein Herz". Carl Maien hat einen schönen edlen Zweck, er ist ein Kämpfe für das Judenthum. Er ist in der Poesie, was Gabriel Rießer in der Prosa. In diesem Sinne hat er ein Taschenbuch „Jeschurun" herausgegeben, in dem sich besonders „Der böhmische Dorfjude" durch seine lebhaft naturgetreue Darstellung und die „Briefe" :c. durch ihre Wahrheit auszeichnen.

Eine lange, eine überaus wichtige Zeit ist jetzt vorübergegangen. Mein Vater war da. Ich habe ihm meinen Wunsch, meinen unwiderruflichen Entschluß, zu studiren mitgetheilt. Er war im Anfang überrascht, dann sagte er, er wolle es eine Zeit lang in Erwägung ziehen. Ich ging so weit, zu

*) Beide Schriften Maien's erschienen 184« in Leipzig.

238 Ferdinand tassalleZ Tagebuch.

sagen, es bedürfe hier gar keiner Erwägung, nur seiner Einwilligung bedürfe es, denn ich würde doch nie von meinem Entschlusse abstehen.

Das war freilich zu weit gegangen, meinem Vater jede Wahl abzusprechen. Uebrigens hatte ich keinen kleinen Kampf zu bestehen in meinem eigenen Innern. Mein Vater sagte mir, wie er gehofft, ich würde ihm die Last abnehmen, die jetzt so drückend auf seinen Schultern! zu liegen anfange. Er, der kampfes müde Mann, der sich sehnte, seine Tage in Ruhe hinzubringen, mußte, wenn ich in meinem Entschlusse beharrte, von Neuem zu arbeiten, zu ringen anfangen, um Mielchen und Ferdinand zu ernähren. O Gott, das wog so schwer in der Wagschale! Doch weil ich nicht anders konnte, weil ich, obwohl ich schmerzlich rang, dennoch erklärte, ich müsse meiner Neigung, meinem unverkennbaren Berufe folgen, war in mein Vater fast uerfucht, zu glauben, ich wäre lieblos.

Er fragte mich, was ich studiren wollte.

„Das größte umfassendste Studium der Welt,“ entgegnete ich, „das Studium, das am engsten mit den heiligsten Interessen der Menschheit verknüpft ist: das Studium der Geschichte.“

Mein Vater fragte mich, wovon ich leben wollte, da 'ch in Preußen kein Amt, feinen Lehrstuhl erbalten konnte und mich doch nicht von meinen Eltern trennen wollte. O mein Gott, wenn das zu vermeiden wäre! Doch antwortete ich nur, ich würde mich überall zu ernähren wissen.

Mein Vater fragte mich, warum ich nicht Medicin oder Jura studiren wollte.

„Der Arzt, wie der Aduocat,“ entgegnete ich, „sind Kaufleute, die mit ihrem Wissen Handel treiben. Oft auch der Gelehrte. Ich sehe es an Hander, der im eigentlichen Sinne des Wortes Kaufmann ist.“ Ich wollte studiren der Sache, des Wirkens wegen.

Mein Vater fragte, ob ich glaubte, daß ich ein Dichter sei.

„Nein,“ antwortete ich, „aber ich will mich der publicistischen Sache widmen. Jetzt,“ sagte ich, „jetzt ist die Zeit, in der man um die heiligsten Zwecke der Menschheit kämpft. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Welt in Ketten dumpfen Aberglaubens gehalten. Da erhob sich, durch die Macht der Geister angeregt, eine materielle Gewalt, die blutig das Bestehende in Trümmer stürzte. Der erste Nussbaum war schrecklich und mußte es sein. Seitdem hat jener Kampf ununterbrochen gewährt. Er wurde geführt nicht durch die rohe physische Macht, sondern durch die Macht des Geistes. In jedem Lande, unter jeder Nation erleben sich Männer, die mit dein Worte kämpften, siegen oder siegten. Der Kampf um die edelsten Zwecke, er wird auf die edelste Weise geführt. Freilich muß später durch die physische Gewalt die Wahrheit unterstützt werden, denn sie wollen es nicht anders, die Leute auf den Thronen. Nun, so laßt uns die Völker nicht aufregen, nein, erleuchte, aufklären.“

Mein Vater schwieg lange, dann sagte er: „Mein Sohn, ich erkenne nicht die Wahrheit, die in dein Rede liegt, aber warum willst Du gerade

Ferdinand Lassalle's Tagebuch. 35H

zum Märtyrer werden? Du, unsere einzige Hoffnung, Stütze. Die Freiheit »nütz errungen werden, aber sie wird's auch ohne Dich. Bleib bei uns, mach Du unser Glück aus, wirf Dich nicht in jenen Kampf. Selbst wenn Du in ihm siegst, gehen wir doch unter. Wir lebten nur für Dich. Vergilt uns. Du allein. Du änderst's nicht. Laß Leute kämpfen, die nichts zu verlieren haben, an deren Geschick nicht das Herz der Eltern hängt."

O ja, er hat Recht! Warum soll ich gerade zu: Märtyrer werden?

Doch wenn Jeder so spräche, so feig sich zurückzöge, wann würde dann ein Kämpfer ausstehen?

Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden?

Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampfe, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampfe! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zweck gegeben, nicht betrügen will! Weil ich, mit einen: Worte, nicht anders kann!

Wir kamen endlich so weit, daß Vater sagte, Michaeli sollte sich's entscheiden. Bis dahin sollte ich und würde er's sich überlege». Doch wir verstehen uns noch nicht so ganz. Er wehrt mir nicht das Studium und das Fach, doch meine Meinung wehrt er mir. Darum sage ich, er versteht mich nicht. Er will mich studiren lassen und wehrt mir die helle durch- wehende Idee, die er Liberalismus nennt! Als wenn nicht gerade sie es wäre, die mich zum Studium treibt, sie, um die ich kämpfen will, und ohne die ich lieber geblieben wäre, was ich bin!*)

*) Der mehrfach genannte Mitschüler und Jugendfreund Lassalle's, Robert Zander, schildert den Abschied des Schulkameraden von Leipzig in seinen „Jugend- erinnerungen an Lassalle mit folgenden Worten: »Als er (Lassalle) von Leipzig schied, war unser Abschied ein brüderlich herzlicher; wir gelobten uns mit jugendlich überschwänglichem Feuereifer, dieses Leben hindurch einander die alten zu bleiben, Freud und Leid uns gegenseitig mitzutheilen. Alle trauten Plätzchen, auf denen wir in den Muhestunden übermüthig zusammengetobt oder im ernstesten Gespräche verweilt hatten wurden ein letztes Mal aufgesucht, vorzugsweise galten die Trümnungsgänge jener lauschigen Tiefe im Nose'schen Garten, wo das alte Buchdrucker-Theater stand, sowie dem Schimmelschen Teiche mit seiner Insel Buen Retiro, Leipzigs Seeseite, auf welcher unsere Schifferlaufbahn manche« gemeinsame Unglück zu verzeichnen hatte. . ."

Federzeichnungen aus Holstein.

von

L. Siegfried.

I. Die wassermäus.

Vielleicht sei gedankt, ich bin kein Römthier, das es nöthig hätte, anderen Geschöpfen das Blut auszusaugen, bloß um zu leben. Es giebt von der Art so Viele, und wenn ich einen sehe, ist mir's, als wäre es kein Unrecht, den Blick empor zu heben und zu sagen: „Habe Dank, daß ich nicht bin wie Jener.“ Nein ich bin kein Streber und kann die Streber nicht leiden. Da sind mir die überflügelter Naturen von Herzen lieber und im Grunde auch interessanter, denn ich finde, so oft ich den Baum der Menschheit betrachte, daß allemal, wenn im Sturm des Völkerfrühlings ein neuer Trieb sich einstellt, in der ruhigen Mitte die rechte Kraft sich ansammelt und langsam reift, um, wenn der Sturm vorüber ist, den letzten Trieb zu treiben und dem Zeitalter die Krone aufzusetzen.

Deßhalb habe ich in dieser Zeit, wo immer und überall dein Nordostseekanal das Wort geredet wird, längst schon den Eiderkanal im Sinne gehabt, der, obwohl heute fast verfallen, noch lange nicht so überflügelt ist, wie sein Ruf. Denn vor allen Dingen er, der Nordostseekanal ist ja noch gar nicht fertig. Und ich habe es so bequem, den Eiderkanal von hier zu erreichen, um, wenn nichts Besseres, ihm mein Beileid auszudrücken, darum entschloß ich mich in diesen schönen Herbsttagen kurz und bereiste ihn. Was ich während der Fahrt erlebt, will ich hier berichten, bemerke aber zuvor, daß ich hauptsächlich die Natur und die Menschen im Allgemeinen dabei ins Auge gefaßt habe. Wer sich in geographischer, statistischer oder gewinnsüchtiger

Federzeichnungen aus Holstein.

Hinsicht über ihn unterrichten möchte, der thut gut, lieber selbst nach Holtenau zu gehen und die in der Bauhütte aufliegenden Pläne zu studiren, dort steht Alles schwarz aus weiß.

Am Abend vor dem festgesetzten Morgen nah»: ich Quartier in Mädicke's Hotel, verglich die Uhr und gab dem Oberkellner den Rath, mich zeitig zu wecken.

Er antwortete „Ja“, und ob ich am Morgen auch Kaffee tränke, in dem Falle wollte er mir mit dem „Andern“, wie er sich ausdrückte, gemeinsam serviren. Das hieß, es wollte noch Jemand, der bei Franz Mädicke wohnte, die Fahrt nach Rendsburg machen. Natürlich trinke ich des Morgens Kaffee, und als ich bei Tagesgrauen in's Hinterstübchen trat, weil im Gastzimmer die Schaar der Mägde aufwusch, saß der „Andere“ schon da beim Schein der Lampe und zündete sich eben zur zweiten Tasse die Cigarre an.

„Guten Morgen,“ sagte ich, „es ist noch sehr früh am Morgen.“

„Guten Morgen,“ antwortete er, „so ist es gerade recht, denn wer mit dem Dampfschiff reisen will, der kann gar nicht früh genug aufstehen. Die Eisenbahn, ja, das ist eine Maschine, die geht, wann sie soll. Kommst Du nicht heut, so kommst du morgen. Punktum. — Und wenn ich den Zug verpasse, so fahre ich mit dem nächsten weiter, das ist Alles. — Aber das Dampfschiff? Ich bitte Sie! Ist das weg, wann geht das nächste? Fragezeichen. — Dreimal in der Woche geht die Wassermünze von Kiel nach Rendsburg und ebenso oft von Rendsburg nach Kiel, immer nur je einen Tag später. Und nun bitte ich Sie: Haben Sie schon jemals am Ufer gestanden, mit allem Reisecomfort beladen, und sich von einem wildfremden Menschen den Bescheid geben lassen, das Dampfschiff, auf das Sie warten, sei schon seit einer halben Stunde fort, und das nächste ginge erst in drei Tagen? Ich denke, lieber stehe ich eine Stunde früher auf.“

Dem Kalender nach hätte es schon lange Tag sein müssen, als wir hinaustraten, doch hielt die schwere Septemberluft Alles, was von Dünsten, der Racht dem Hasen und seinen Umgebungen entstieg, war, hübsch in einem großen Nebel beisammen und in ihm ein Stück tiesgrauer Dämmerung. Um aus Reisen zu gehen, giebt es gar keine bessere Stunde, denn Alles, was am Himmel und ans Erden um die Zeit geschieht, ist Verheißung, und das Herz freut sich in der Brust auf das kommende Licht, wie ein Kindergemüth auf den Weihnachtsbaum.

„Sehen Sie,“ sagte er, „die .«rähen und Dohlen, die haben jetzt ihre Börsenstunde auf den Dächern. Da wird angeboten und gehandelt, ganz wie bei uns, wer einigermaßen ihre Sprache versteht, der kann was profitiren: .Meimersdorfer Bodencredit/ ruft die Eine, an zwei Stellen wird Roggen gesät, an einer fährt der Bauer Mist, Alles für umsonst! —

„Birnen in Elmschenshagen, bochreise Birnen/ die Andere, ckriegen schon braune Flecken, viel zu gut sür die Hornisse.' ,Wer hat Meinung dafür?'

„Hier — hier — hier — hier/ schreien die Dohlen. — ,Ein todter See-

362 I. Ziegfried in Kiel,

Hund am Strand, schon mürbe, eine Pfote fehlt, bloß zu nehmen.' —

„Kann sein, kann sein/ — ‚Hering und Dorsch, Hering und Dorsch,

Sprotten, Sprotten, die ganze Wieker Bucht liegt voll. — Fliederbeeren, wie

die Bickbeeren, Fliederbeeren, hochreife Waare!' — ‚Engerling, eine Klee-

stoppel wird gestürzt, keine Möve in Sicht, hast du gesehen — Engerling!'

Das ist ein Leben, jetzt habe sie gute Zeit, aber im Winter geht's dafür

manches Mal knapp genug her."

Am Bollwerk schnurrte der Dampfkrahn und schichtete die Kisten und

Fässer bergehoch auf, die aus dem Bauch der Schiffe herauskamen.

„Da sollte man eigentlich einmal versuchen und eins anbohren," nieinte

er, „der Morgen ist so wie so etwas frisch. Laß doch sehen, ob es lohnt.

Was mag in den Fässern sein? Die Aufschrift lautet nicht schlecht. Barce-

lona? Petroleum kommt meines Wissens dort nicht her. Der Name klingt

süß und feurig. — Wie das Wasser zittert, da kommt im Nebel ein Boot

geschwommen. Was kann es bringen? Sieh da die Ellerbeöer, die bringen

den Fang von heute Nacht an den Markt, Dorsch und Butt, der ganze

Kasten voll. Da sind schon die Händlerinnen, graue Nachtgestalten, die fallen

darüber her wie die Hyänen des Schlachtfeldes. Hu, wie das wühlt mit

gierigen Krallen zwischen dem zappelnden Gethier. Ich muß gestehen, mir

sind sie lieber um die Mittagszeit. So ein Butt, wenn er braunroth ge-

backen auf der Schüssel liegt, mit Citronenscheibchen und krauser Petersilie

ist ein appetitlicher Fisch. Nur muß die Petersilie meinetwegen vorher in

Bratofen gedörst und dann in Butter recht knusperig gebraten sein."

„Wie glücklich Sie sind, wollte ich sagen, daß Ihnen beim Anblick des

Häßlichen das dahinter liegende Schöne vor Augen steht." Er ließ mich

aber nicht zu Worte kommen.

„Was ist das für ein Gehämmer und Geklopfe über dem Wasser?

Das klingt ja, als wenn hundert Kesselschmiede den Tact zusammen schlugen."

„So wird es auch sein, dort liegt ja die kaiserliche Werft."

„Das nenne ich denn doch aber, die militärische Appretur auf die Spitze

getrieben! Ich habe wohl gefehen, wie ein Schnellmaler nach dem Tact von

der schönen blauen Donau den Niagara gemalt hat und noch einen Aligator

hinein, aber daß man auch Panzerschiffe bauen könnte nach Musik, das liabe

ich noch nicht gewußt."

„Hören Sie etwa Musik? Ich höre keine."

„Aber den Tact, den bestimmten Tact, es giebt ja nur den einen Tert

dazu! Lieb Vaterland magst ruhig sein — lieb Vaterland magst ruhig sein! —

Hören Sie ihn nun?"

Ich mußte ihn wohl hören. — So schälte der unruhige Mensch aus

Allem, was die Morgenfrühe verhüllte, gewaltthätig den unreifen Kern heraus

und nahm dabei Schritte, daß ich trotz meiner nicht geringen Spannweite

meine liebe Noth hatte, mitzuhalten. Ich hätte ihn auch ruhig laufen lassen,

wenn mir nicht das Zuspätkommen und der wildfremde Mensch dabei so

Federzeichnungen aus Holstein. Z63

unheimlich deutlich im Sinn gelegen hätte. Zum Glück durften mir nicht weit mehr mit einander laufen. Hinter der nächsten Landungsbrücke dampfte pathetisch ein kurzer Schornstein und darunter kauerte ein Schiffsrumpf, das war die Wassermäus, sie nahm gerade noch die letzte Fracht an Bord: eiserne Rohre, Schinken und Speckseiten, drei Säcke voll Kohl und Wurzeln, fünf hölzerne Gartenstühle und zwei Bänke, Bierfässer und unansehnliches Obst in Körben. Das Alles wurde auf dem Vorderdeck aufgestapelt, wie zum sofortigen Abladen bereit und machte uns den auserwählten Platz zum Stehen immer schmieriger, ja zuletzt unmöglich, so daß ich für meine Person, da Alles an Bord und auch die Bänke, mit einer Mischung von Morgenthau und Kohlenrun überzogen schien, das Hinterdeck aber gerade unter der wehenden Rauchsäule lag, es vorzog, neben der Maschine mir eine Stellung zu suchen, mit dem Blick ans den Hafen.

Von dem lebendigen Getriebe des Tages war auf ihm noch nichts wahrzunehmen, die schillernde Fläche hob und senkte sich unter dem Nebel ruhig wie die Brust eines Schlafenden. Doch die Tiefe war voller Leben. Glockenförmige, halbdurchsichtige Gebilde schwammen wohin man blickte, sie pulsierten, wie losgerissene Herzen, und bewegten sich, einem blinden Triebe folgend, kopflos hierhin und dorthin, wie es den Zufall beliebte. Wassermänner nennt sie der Volksmund, und wirklich, wenn man über des Schiffes Bord in die Tiefe blickt, man könnte glauben, ein bleiches Menschenhaupt triebe da unten. Noch eine andere Quallenart kommt hier vereinzelt vor, die gefürchteten Sternquallen, die bei der Berührung brennen wie Feuer. Von weitem sieht man einen weißen Schleier schwimmen mit einem rothen, gelben oder blauen Flecken darin. Kommt das Ding näher, so ist es ein sechszackiger Stern, der an der unteren Fläche ein unglaubliches Gewimmel von Zwirn, Fadennudeln, Maccaroni und Kälbermark mit sich schleppt. Im Uebrigen treiben sie geradeso so ziellos hin und her wie die Glockenquallen und sind gleich ihnen von einer wundervollen Einfalt in Sitten und Gebräuchen. Fressen und Athmen, Spaziergehen und Verdauen, Schlafen und Wachen, Alles ist bei ihnen Eins, und Keins von Andern zu unterscheiden, sie vollführen es mittelst der einzigen ihnen zu Gebote stehenden Bewegung, so zu sagen mit einem Griff. Kräuselt ein Wind die Wasserfläche, so sinken sie zu Boden und sind aller Gefahr entrückt. Macht die Schiffsschraube eine schläfrige Umdrehung und schlägt ihrer Etliche oder ein Dutzend in Trümmer, so zucken die Stücke noch eine Weile fort, und Keiner der Himmlischen meint ihnen eine Thräne nach. Die lieben Engelein haben wohl Besseres zu thun, als blöde Quallen zu betrauern. In den Wolken ist eine Oeffnung, da sieht man aus dem düsteren Erdenkeller hinauf in einen himmlischen Saal, darinnen schwimmen rosenrothe Lichtwolken, auf denen sitzen sie und stimmen ihre Harsen und Geigen für den Morgenpsalm. Die Wände des Saales sind von Gold, die Decke ist von Silber. Und noch weiter sieht man hinauf durch ein Fenster in der Decke in ein mildes Blau, dort fängt erst der

26H t. Liegfried in Kiel.

eigentliche Himmel an, und unter ihm sind die silbernen Wolkengebirge und goldenen Thäler nichts als Nebel in der Tiefe.

Die Schiffspfeife stieß einen gräulichen Ton aus und von den Schlägen der Schraube getrieben, setzte sich die Wassermaus in Bewegung. Die Quillengesellschaft quirlte in brodelndem Gischts um und um, die Gegenstände des Ufers verschwammen im Morgengrauen, und — dort stand eine Gestalt, stier, blöde, verkommen, ich habe nicht gesehen, daß sie beini Zureichen der Eisenröhren und Schinken auch nur einen Finger gerührt hätte. Das war er — der wildfremde Mensch? Nuu erholte er sich, stierte, spähte nach seinem Opfer umher, den verspäteten Reisenden, um ihm zu zeigen: „Dort geht sie hin, dort läuft die Wassermaus!“ — Gott sei gedankt, ich war es nicht, ich smno hier wohlgeborgen und schwamm der verlockenden Ferne entgegen.

Wir schwammen also in den kühlen Morgen hinein, und er war wirklich recht kühl. Das sollte so fortgehn sieben Stunden lang, ehe wir nach Rendsburg kamen. Zwischen diese zwei unverrückbaren Thatsachen gestellt, was war natürlicher, als der Mittel sich zu erinnern, die in solchen Fällen bei redenden Menschen üblich sind, um leere Stunden auszufüllen? Man ist ja nicht allein, man hat Reisegefährten, und wenn man einander die Eindrücke mittheilt, die der Augenblick bietet und andere herbeiholt, die Der und Jener früher empfing, da wird unversehens aus wenig viel und Jeder hat am Ende dabei gewonnen. Natürlich ist dazu von Nothen, daß man sich zur Mittheilung des dem Menschen eigenthümlichen Mittels der Rede bedient, obwohl gerade unter den vorgezogenen Geistern das Ansprechen und Angesprochenwerden von Unbekannten seine Gegner hat, und wie mich dünkt, nicht mit Unrecht. Denn um uo» meinein Standpunkt ein Urtheil zu fällen, fo sage ich, ich kann wochenlang schweigen, ohne geistig zu darben, dafür habe ich einen Vorrat!) von Eindrücken in der Erinnerung aufgespeichert und kann von ihnen nach Belieben, welchen ich will, hervorholen und gewissermaßen neu beleben. Wer aber mit seinen Eindrücken sozusagen von der Hand in den Mund lebt und über das Gesten: hinaus keine rechte Erinnerung besitzt, der hat freilich groß nützig, wenn das Heute keinen reichen Fang gicbt, bei Andern zu borgen. Ich halte mir grundsätzlich die Menschen vom Leibe, die auf der Eisenbahn nach den ersten zehn Minuten ei» Gespräch anknüpfen wollen, wer aber halbe Tage lang mir gegenüber sitzen kann ohne zu sprechen und zu schlafen, das ist nachher sicher ein Mensch von Gedanken und manchmal eine Erinnerung fiir's Leben.

Da steht fo Einer, auf der Treppe zum Borderdeck, in einer von "Rechtswegen ganz unmöglichen Stellung, den Blick in den Wind von Holtenau gerichtet, und hat offenbar kein Bedürfniß, sich mitzutheilen. Schon seit einer Viertelstunde steht er so, wie Sokmtes bei Potidcia. Eine gewisse Starrheit in den Gesichtszügen, was mag sie bergen? Viel oder wenig? Sein Aeußeres ist wohlgehalten; der gedrungene Körper trägt einen starken etwas ergrauten Kopf, Hut, Paletot, Handschuhe, Stiefel, Alles sitzt tadellos

Lederzeichnungen aus Holstein. 265

und ist dein Stoff nach entschiedeileil über Mittel. Er starrt in den Wind, als sähe er Gestalten, so hat er's schon von Kiel an getrieben, als er das Schiff betrat. Alles wirkliche scheint ihm Luft. Als die Schinken und Eisenröhren an Bord kamen, mich er ihnen Zoll für Zoll, wie unbewußt, ohne seine Stellung zu ändern, bis er stand, wo er steht. — Und er mag stehen bis zum jüngsten Gericht. — Was kümmert er mich?

Da ist doch der „Andere“ ein Anderer. Als er an Bord kam, war sein Erstes, er stieg alle Treppen, die es gab, hinauf und hinab, rüttelte an allen Thüren und steckte den Kopf in alle Lucken, bis er eine ziemlich unsanfte Begegnung mit dem Mann an der Maschine hatte. Dann hörte man ihn sagen:

„Ach entschuldigen Sie, ich wollte blos fragen, sind nicht drei Damen an Bord, die ich suche?“

Und als er hörte, die alte Gemüsefrau mit ihren Körben sei die einzige Dame, die wir führten, suchte er sich eine Stellung aus, ebenfalls zwischen den Schinken und Eisenröhren, die ihm aber wenig gefallen konnte. Was Wunder, wenn das Maß seiner Gefühle dabei überschwoll, so daß er sie nicht mehr bergen mochte und den Trieb empfand, sie zu äußern?

Der Erste, an den man sich unter solchen Verhältnissen zu wenden pflegt — ich stand wohlweislich hinter dem Schornstein verborgen — bleibt immer der Mann am Steuer, denn erstens kann er nicht ausweichen, zweitens war in diesem Falle seine Stellung die günstigste, um von überall angesprochen zu werden, da sein Kopf sich gerade in der Mittellinie des Schiffes in halber Höhe des Schornsteins befand, und drittens weil es hier keine Tafel in drei Sprachen verbot, mit dem Manne am Steuer zu sprechen. So war er denn schutzlos den Fragen des „Andern“ preisgegeben.

„Liegt die Olga noch auf dem Strom?“

„Ist gestern nach Swinemünde abgedamvft.“

„Wo ist die Niobe?“

„Da.“

Und er wies mit der Hand geradeaus in den Nebel.

Da sah man, daß er ein seebefahrener Mann war, der unser Geschick in Händen hielt, denn wer mit den Augen einer Landratte der ange-deuteten Richtung folgte, sah dort für's Erste nichts als trüben Dunst. Allmählich erschienen ein paar schwärzliche Punkte im Raum, an die sich nach und nach die Nauen und Taue eines großen Dreimasters ansetzten, unter dessen Rumpf wir hineinfuhren.

Es giebt Menschen, welche es für verdienstlich Kalten, Geschichten, die in Aller Munde sind. Jedem, der sich nicht dagegen sträubt, ganz unbefangen wie etwas Neues zu erzählen, und es giebt, was noch wunderbarer ist, im Gegensatz zu ihnen Andere, welche nie müde werden, dergleichen Geschichten immer von Nenen anzuhören. Deölmib nahm es mich nicht Wunder, wenn der „Andere“

266 I. Ziegfiie> in Kiel.

jetzt ansing und jenes Ereignis) erzählte, das uns Allen bekannt mar, Iveil es eben erst in den Zeitungen gestanden hatte; und hoffentlich wird es des- halb auch Niemanden Wunder nehmen, wenn ich es hier wiedererzähle. Die Niobe ist gegenwärtig das Schulschiff unserer zukünftigen Seeoffiziere. Vor wenig Tagen lag sie vor Zopvot und hatte ihre Cadetten sämmtlich an Land geschickt. Gegen Abend erhob sich ein Sturm und brachte die zwei schwer- beladenen Bote auf der Rückkehr in die größte Gefahr. Als von den hineinschlagenden Wellen des Wassers zu viel wurde, ertönte das Com- mando: „die besten Schwimmer über Bord,“ und bald schwammen Alle, die Einen bis an die Brust im Wasser im angefüllten Aote sitzend, die An- deren im Kampf mit den Wellen bemüht, die stelle Böschung der Mole zu erklimmen, auf der eine entsetzte Menschenmenge dem Schauspiel bei- wohnte. Zum Glück lief Alles gut ab, und kein junges Leben ging ver- loren, aber manches Elternherz hat gezittert, als die Kunde von den: Unfall die Zeitungen durchlief.

Von hier an gab es eine Weile des Nebels halber Nichts von der Außenwelt zu sehen. Ich ertappte mich dabei, wie ich die Gemüsefrau in's Auge gefaßt hatte und das Spiel der Runzeln in ihrem Angesicht betrachtete, während sie ihr Frühstück verzehrte. Das soll nicht sein. Man soll nicht auf Dinge achten, die nicht sehenswert!) sind, die den Geist wie Unkraut überwuchern und zu ungelegener Zeit wiederkehren müssen, weil aus dein was die Sinne empfangen der Geist später seine Nahrung zieht und sein eigenes Werk er- gänzt. Aber wenn das Gehirn zu wenig Schlaf genoß, dann geräth der Geist leicht in einen Zustand reizbarer Schwäche, in welchem Alles was vor- kommt widerstandslos aufgenommen wird und tiefe Spuren hinterläßt. Darum soll früh vor Tage aufstehen, wer Unverdauliches sich zu Gemüthe führen, zum Beispiel fürs Examen arbeiten muh, wer's Gott sei Dank nicht muß, thut besser, gehörig auszuschlafen, um auch dann noch bei Gelegen- heit über Tags einmal die Augen zu schließen. So that auch ich, meines Wissens nur für einen Moment, dann weckte mich ein Pfiff und wir waren in der Holtenauer Bucht.

Holtenau sendet eine kleine Landungsbrücke in die Föhrde hinaus, an der gerade ein paar kleine Fahrzeuge Bauholz und Steine ausluden und hier verließ uns auch die Gemüsefrau mit ihren Körben. Durch den Nebel wurden in einiger Entfernung die Umrisse eines schwimmenden Baggers sicht- bar, er ist heute das eigentliche Wahrzeichen von Holtenau, denn hier, wo der Eiderkanal in die See mündet, wird jetzt das Mündungsbecken für den Nordostseekanal gebaut, wobei dem Bagger vor der Hand die meiste Arbeit zufällt. Ueberall sind die Spuren des Baues sichtbar. Die frisch abgestochene Ufer- tante entlang wo sonst sein Lebtage noch Niemand an eine Eisenbahn ge- dacht hat, kommt eine kleine Locomotive gelaufen und schleppt einen langen Zug sandbeladener Kippkarren hinter sich her. Auf den Dämmen ist eine Arbeiterschaar thätig mit Schaufel und Hacke, im moorigen Wiesengrunde

bezeichnen Stangen und Fähnchen die Richtung des zukünftigen Kanalufers, auf den Höhen hinter dem Dorfe ragen die uniformen Dächer der Wohnungen für die Bauleute empor. Gleich rechter Hand ist ein freier Platz, den eine hohe Lindenallee und ein Proviant- oder Zollmagazin von emerirtem Aeußern gegen das ansteigende Gelände abgrenzt. Zwischen halb behauenen Balken und allerlei Baugeräth stehen auf ihm zwei Denkmäler. Das Eine, ein kleiner grauer Obelisk, von der Art, die hier zu Lande an den Chausseen häufig als Meilenstein vorkommt, trägt die Inschrift: ?»tris et populo, was bedeutet, daß hier ein wohlmeinender Dänenkönig die Feier der Vollendung des Eiderkanals vollzogen hat. Fünfzig Schritte davon entfernt bezeichnet eine etwas venvitterte Germania die Stelle, an welcher im Jahre 1887 der deutsche Kaiser Wilhelm I. den Grundstein zum Bau des Nordostseekanals gelegt hat. Wer damals sah, wie das Bild in aller Eile aus Gyps und Leinwand zu der Feier hier aufgerichtet wurde, den nimmt es Wunder, daß es bis heute noch den Elementen Stand gehalten hat. Und so kann es noch stehen, bis der Bau der großen Schleuse so weit gediehen ist, daß sie des äußern Zeichens nicht mehr bedarf. Dann mag es ruhig zerfallen.

Mit der Einfahrt in den Kanal änderte sich die Scenerie mit einem Schlage. Statt des frischen Odems der Ostsee umsing uns der dumpfe Geruch abgestandenen Süßwassers und wir steuern mitten hinein in das Stilleben des Dorfes, zwischen schmucke Häuser und wohlgepflegte Gärten, die vom Wasser zu den Hügeln hinanstiegen. Das Hühnervolk kratzte zwischen den Stangenbohnen, die Katze probirte den neuen Weg von der Kürbislaube auf's Kathendach, die Ziege hob ihr Haupt über die Hecke und fragte was es in der Welt Neues gebe. Denn in dieser Ecke hier, das sah man, war seit Ziegengedenken Alles beim Alten gelieben. Die Wasserm Maus selbst sah in der Umgebung plötzlich ungeheuer modern aus, ein lebendiger Anachronismus, und es durfte eigentlich Niemand Wunder nehmen, wenn wir unversehens strandeten und auf der Kegelbahn hinter dem Krug oder im Kuhhaufe uns wiederfanden.

Es lag etwas der Art in der Luft. Schon mäßigte die Schraube ihre Hast und wir glitten hinein in einen dumpfigen Winkel, dessen gemauerte Wände rings die Aussicht benahmen. Ein Thor von eichenen Balken versperrte vor uns den Weg, ein ebensolches schloß sich hinter uns zu, und wir waren gefangen in der ersten Schleuse.

Als sie sich wieder öffnete und uns hinausließ auf den Kanal, war mittlerweile der Wasserspiegel, der uns trug, um zehn Fuß gestiegen, und wir sahen über des Schiffes Bord und das Schleußeitthor hinunter, wie die Wasserfläche, auf der wir vorhin schwammen, jetzt tief unter uns lag. Denn zehn Fuß, so wenig sie im Trockenen bedeuten, bilden von einem Wasserspiegel zum andern gemessen, eine Grenze, ungefähr so stark, wie die Ewigkeit, oder so groß wie der Unterschied zwischen heute und gestern. Wenn das Undenkbare denkbar würde, wenn die Grenze bräche und das Heute in das

268 t. Ziegfricd in Kiel.

Gestern zurückfluthete, was dann? Das Chaos würde uns verschlingen und von der Wassermaus nichts übrig lassen, als einen formlosen Trümmertxmscn. Deshalb fuhren wir frischen Muthes hinaus in den Kanal und ließen auch das vordere Schleusenthor sich hinter uns schließen, denn das Sprichwort sagt: Doppelt reißt nicht.

Die grünen Hügel des holsteinischen Höhenrückens thaten sich vor uns auf und gaben einem anmuthigen Wiesenthal Raum, durch dessen Mitte ehemals wohl ein frischer Bach seinen Lauf sich gebahnt hat, ein Kind der Wiesen, Wälder und Moore auf der Hohe. Ich mußte an den feisten Dachs denken, der eines schlanken Fuchses Behausung in Beschlag genommen und es sich darin bequem gemacht hat; aber der Vergleich stimmt noch nicht. Wenn es dem Dachs einfiele, den Gängen eines Wiesels nachzugraben und sich darin häuslich einzurichten, dann könnte allenfalls etwas herauskommen, was dem Eiderkanal gliche, der sich's in dem Bette des Nächleins nach Kräften wohl sein läßt. Er stößt eben überall an, muß sich schmiegen und winden und man kann keine fünf Minuten auf ihm fahren, ohne daß die Welt ein neues Gesicht zeigt. Das macht ihn sehr schön. Unversehens war Holten«« verschwunden, der Zug der Fähnchen hatte sich über Berg und Thal davon-gemacht und die tiefste Wald- und Wiefeneinsamkeit umgab uns.

Die erste Spur der Menschenhand, die uns wieder entgegentrat war ein sonderbares Wesen an dein Wege, der neben dem Wasser herlief. Sein Vater war ein Flaschenzug, die Mutter eine Telegraphenstange, bei einer Ringelwalze war es in die Lehre gegangen. Nun stand es als Rolle aufrecht da und diente, um das Seil, an welchem das Schiff gezogen wird, abzufangen und um die Ecke zu leiten, damit die Bergkante keinen Schaden nimmt. Auf den Wiesen war ein grüner Fleck sichtbar, den der Frost so wenig berührt hatte, wie das weidende Vieh, denn die große Angelica prangte hier unversehrt, mit gewaltigen Blättern. Offenbar steckte eine Quelle im Boden, die ihn durchweichte und die Abkühlung Nachts verhinderte. Ueber den Hügeln kamen dann im Nebel die Wipfel eines Buchenwaldes heraus, der von beiden Seiten zum Wasser herabstieg. Die Saatkrähen hatten in ihm Nachtruhe gehalten, nun schwärmten ihre Völker, dunklen Schatten gleich, durch den Nebel und erfüllten die Luft mit ungeheuer«! Geschrei. Solch ein Buchenwald, wenn er gut gerathen ist, sieht unter allen Umständen aus der Ferne schön und aus der Nähe sehr nützlich aus, wegen des vielen Holzes, das in ihm wächst. Aber Eins fehlt ihm, wenn er rein ist und ohne fremde Beimischungen, was nun einmal von Natur zum Walde gehört: das Geheimnis;. In Innern gleicht er einer secularisirten Kirche. Wohl breitet der Waldmeister und der Anemonenflor im ersten Frühling einen zarten Schleier über den nackten Boden, aber wie bald ist er wieder dahin, und die Oede des dürren, unverweslichen Laubes ist denn um so größer. Nirgends vertieft sich der Blick in Laubmassen wie in gemischten Beständen, wo die Eiche und die Hasel ein Wort mitzureden haben, oder wie in dem dunklen Grün des liebeil

Federzeichnungen aus Holstein. 36Z

Tannenwaldes. Nur an einer Stelle konnte ein genügsames Gemüth sich zu dein Wunsche austasten, hier auszusteigen und in den Wald einzudringen, es war da, wo eine Schlucht sich gegen die Wiese öffnete. Sie sah recht düster aus, wegen des Nebels, aber man weist schon, was darin zu finden ist, nicht einmal ein ordentliches Farrnkmüt, nur ein trockenes Rinnsal, in dem, wenn es regnet, ein Wässerlein sickert, außerdem nackte Erdwände.

Wo der Wald zu Ende ging, kam noch halb unter dein Geäste der Buchen wieder ein Haus zum Vorschein, und dann mehrere, auch eine Vrücke erschien mit aufrecht stehendem Gebälk, zum Aufziehen der Klappen, und wieder eine Schleust; wir waren in Knoop.

Gleichzeitig vernahm das Ohr ein plumpes Getöse, ein Grunzen, Kollern und Schlürfen, dessen Echo der Wald wiedergab. Das war der Trockenbagger.

Gleich hinter der Schleuse hockte er an: Abhang und fraß den Berg an. Schon hatte er eine Grube ausgehöhlt, fo breit und tief, daß der Kanal sich darin uni und uni wälzen könnte, wenn er schon dürfte, aber noch steht die Scheidewand, auf ihr geht der Weg, und auf dem Wege kam gerade lochem, der dachsbeinige Kuhhirte mit der Herde getrieben.

Solch ein Trockenbagger, wenn er arbeitet, gewährt einen sonderbaren Anblick. Man meint, ein Riesenthier der Vorzeit sei aus dem Schlamm des Urmeeres nach vieltausendjährigem Schlaf hervorgekrochen, und fräße in seinem tertiären Hunger den Berg selber an. Am meisten Aehnlichkeit hat er mit dem Mastodon. Seine Farbe ist schwarz, den Bau der Glieder und der Eingeweide, so zu sagen seine Anatomie, verdeckt ein Panzer von Wellblech, den Nüssel streckt er gegen die Tiefe aus. Von der Spitze des Rüssels hängen die Freßwerkzeuge herab, eine Reihe muschelförmig gebogener Schilde, die hinter einander sich auf den Grund senken und das aufgewühlte Erdreich emporführen, um es, unter des Rüssels Wurzel sich überschlagend, in die Kippwagen eines darunter geschobenen Zuges auszuladen. Ist der ganze Zug voll, so stößt die Locomotive einen Pfiff aus und läuft mit ihm davon; so lange bis er wiederkommt, IM der Mastodon mit Fressen inne. Im Nu ist solch ein Kippwagen gefüllt, an dem zwei starke Pferde auf ebener Straße ihre Last hätten; eins — zwei — drei so kommt sckwn der Nächste dran. Aber wie? Man sollte meinen, dazu wäre die Locomotive da, die den Zug bringt und holt, die könnte ihn auch ganz sachte ein wenig vorrücken lassen. Nein, die thut es nicht, sondern das Mastodon selber wechselt seinen Ort und husch! steht es über dem nächsten Wagen. Halt! das war eine Spanne zu weit, also rückwärts! — Halt! und nun ist's gerade recht; die Eimer fangen wieder an zu schürfen.

Es war ein wahrhaft verblüffender Anblick, das Ungethüm geräufchlos wie ein Mäuschen Ihin und hergleiten zu sehen, so daß ich zuerst meinen Augen nicht traute und annahm, die Wasserm Maus hätte sich unmerklich bewegt, doch die lag vor der Hand angebunden stille. Da rückte der Bagger wieder vor, denn ein Kipptarren mar gefüllt — und wandte seine schöpferische

370 I, Siegfried in Kiel.

Thätigkeit dem Nächsten in der Reihe zu. Ich aber sperrte ein wenig Mund und Nase auf.

Als ich sie wieder schloß, stand der graue Reisende neben mir. Offen gestanden, nur war in dem Augenblick recht nach Vtittheilung zu Muthe, um meiner Verwunderung freien Lauf zu lassen und ich schielte seitwärts, ob vielleicht sein Antlitz Spuren einer ähnlichen Empfindung blicken ließe. Doch da war nichts derart. Unbestimmt schaute er dorthin, wie Einer, der das „Sichverwundern“ in diesem Leben aufgegeben hat. Nun wurde drüben eine Stimme laut, die schalt, eine Andere erwiderte, erst trotzig, zuletzt weinerlich und die nebelige Morgenluft trug den Schall deutlich zu uns herüber, bis die Erste mit dem Kraftwort schloß: „Halt's Maul oder geh' zum D!“

Das war des Mastodons Stimme! Der Grane wendete sich ad und knurrte, der „Andere“ äußerte laut: „Na, das ist aber Einer, der versteht! Mit dein ist nicht gnt Kirschen essen.“

„Mein lieber Herr,“ hörte man die Stimme des Capitains, „wenn »vir Zwei, als wie Sie und ich, sollten alle Tage in dem schwarzen Kasten eingespundet stehen, oben im Ruß, unten im Morast, mir möchten am Ende auch —“

Ich glanbe das letzte Wort hieß „verbaggern“, es wurde von der Schiffsschraube entziveigeschlagen wie eine Qualle, ehe mein Ohr es auffing, denn wir fuhren weiter. Das Gespräch fand gerade unter meinen Füßen statt, in der Cajüte, wohin sie sich zurückgezogen. Am Steuer stand jetzt der von der Besatzung, den man in Anbetracht der Umstände für den richtigen Steuermann halten mußte. Das dritte Haupt unserer Mannschaft aber — denn mehr zählte sie nicht — der Maschinist, stand im Feuerraum und schüttete eben eine Schaufel frischer Kohlen auf.

Dem Trockenbagger gegenüber lag auf dem anderen Kanalufer, durch eine Hecke von dem Wege am Wasser geschieden, vornehm und still ein Landhaus, inmitten eines Parkes, der in allen Farben des Herbstes glänzte.

Auf den Rasenflächen blühten die Georginen vom Frost noch unberührt, in dem Gebüsch prangten die goldigen Quitten, in den Baumgruppen trat zwischen den leuchtenden Kronen der Buchen und Scharlach-eichen die fruchtbeladene Edelkastanie wirksam hervor. Weiterhin löste sich die strenge Zucht des künstlich gehegten Parkes allmählich auf in die cm-muthige Fülle der umgebenden Landschaft. Die leidigen Gruppen schlecht zusammenpassender Coniferen leiteten hinüber in einen geschlossenen Tannenbestand. Wo die silbernen Kronen der Hängeweide größeren Wassergehalt des Erdreichs verkündeten, schwang sich eine tiefempfundene Brücke über etwas Nasses von lehmgelber Färbung, dann öffnete sich eine Lichtung im Gehölz und zog die in der Ferne ansteigenden Wiesen mit Hecken und Baumgruppe in den Rahmen des Parkbildes hinein.

Federzeichnungen aus Holstein. 37^

Es kann nirgends in der Welt leichter sein, einen Park ini großen Style zu gestalten, als gerade hier, der Gärtner braucht nur die Maße der umgebenden Natur auf die gegebenen Grenzen zu verkleinern, so hat er seine Aufgabe schon gelöst, denn das ganze Land ist ein großer Park. Ueberall, wohin man sich wendet, treten die mannigfachen Bilder hoher Fruchtbarkeit, üppigen Gedeihens, einer heitern, menschenfreundlichen Natur dem Blick entgegen und ziehen, vom Verdeck des Schiffes aus gesehen, in ruhigem Wechsel an dem Beschauer vorüber. Hierher soll kommen, wessen Nerven von dem Drange des modernen Lebens überreizt sind, und für zwei Reichsmark auf der Fahrt von Kiel nach Rendsburg sich Genesung holen. Aber vor dem Beginn der Wasserfahrt soll er, was ich zu meinem Schaden versäumt hatte, sich von der freundlichen Wirthin des Gasthauses das Ding zurechtmachen lassen, welches der baltische Deutsche so bezeichnend „Speispaudel“, der Ostpreuße aber „Freßkober“ nennt, und für das weiter im Westen wegen der zunehmenden Dichte der WirthShäuser und der abnehmenden Zahl der sie trennenden Meilen, dem Deutschen mit dem Bedürfniß der Begriff und mit dem Begriff der Name mangelt. In der Sveispaudel findet sich Alles, was Leib und Seele zusammenhält. An Bord der Wassermäus hingegen war für die leiblichen Genüsse der Reisenden nicht gesorgt, für die geistigen hingegen wohl, und dieser letztere Punkt mar die Ursache, daß ich auch meinerseits die Bekanntschaft unseres Capitains machte, den ich bis dahin wohl gesehen und gehört, selbst aber noch nicht gesprochen hatte.

Die Sache ist zu wichtig, um hier nicht nach ihrem Verlauf erzählt zu werden. Sie kam nämlich so. Ich saß in der Eajüte auf einer hölzernen Bank oder Kiste und erholte mich ein wenig von den schon genossenen Eindrücken für die noch zu genießenden, auch war mir draußen in der kühlen Wasserluft etwas frostig zn Muthe geworden. Ich dachte an eine Speispaudel, die ich einst für eine Seereise von Neapel nach Genua hatte vollpacken sehen, und mir kam ein Gedanke.

„Ist Iner vielleicht ein Glas Bier zu haben?“ frug ich den Capitain.
„Natürlich,“ erwiderte er rauh, doch nicht unfreundlich, „Sie sitzen gerade auf dem Keller.“

Nun gab die Kiste von ihrem Inhalt her, und es konnte nicht ausbleiben, daß das Beispiel des einen Trinkers Andere nach sich zog.

Alsdann ereignete sich das Merkwürdige, der Grane sing an zu sprechen. Ich stand wieder auf dem Vorderdeck, der „Andere“ nicht minder, und der Graue trat auf dem Fleck, wo die Gemüsetorbe der alten Frau gestanden liatten, hin und her. Plötzlich kam der Geist über ihn, er sing an zu reden: „Was tausend!“ schoß er los, „nun ist es aber Zeit, daß der neue Kanal fertig wird, der Alte rutscht schon zusammen.“

„Wo — was — wie?“

Nord und Ciid, I.VII. 25

272 I, Siegfried in «iel,

„Dort die Insel, sehen Sie nicht?“ und er wies auf ein Rohrbüschel, das mitten im Kanal aus den: Wasser ragte.

„Das ist nun gerade keine Insel,“ meinte der ‚Andre/ „sondern das sehe ich nur für — ein Plankton an.“

Daraufhin zuckte der Graue etwas mit dem linken Augenwinkel, maß den Andern' mit einem schnellen Mick und blieb da an besagtem Plankton haften, bis dasselbe unter der Wassermäus verschwand, um hinter nns wieder emporzutauchen.

„Wie steht es eigentlich mit der Plankton-Expedition?“ frug er, „ich habe nämlich in einen Urlaub und bekomme keine Zeitung zu sehen.“

Der Graue warf sich in die Brust und holte tief Athem«. Hatte er doch wieder einen dankbaren Abnehmer für das gefunden, was vor drei Tagen in allen Zeitungen gestanden hatte.

„Die letzten Berichte“ — Hub er breitspurig an, — „sind von den Capverdifchen Inseln, und bis dahin ist es ihnen über Wissen und Verstehen wohl ergangen. Der Anfang insonderheit“

„Halt,“ unterbrach ihn der Graue, „wieso über Wissen und Verstehen?“

„Bitte! — Der Anfang insonderheit,“ fuhr jener in hohlem Kathederton fort, „hat mehr gut gemacht, als die ganze spätere Reise schlimmsten Falles noch verderben können. Denn kaum war das Kattegat erreicht, als der Gott der Wogen und der Winde ihnen seinen gnädigen Gruß entbot — durch die Seekrankheit — und von Jedem, so Viele ihrer waren, seinen Tribut einholte.“

„Hier, meine Herren, haben wir eine Thatsache vor uns von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Seekrankheit nämlich, jener best gehatzte Tyrann aller Neulinge und Schwächlinge auf dem Meere, fegt nicht nur den inneren Menschen aus und reinigt das Blut, nein, sie schüttelt auch den Staub aus den akademischen Perücken und schon mancher Zopf hat sich unter ihren Schlingen und Keulenschlägen aufgelöst in naturwüchsige Lockenfülle. Der ganze aus- und inwendige Mensch mausert sich, und eine ordentliche Seekrankheit von drei Tagen ist vom humanen Standpunkt aus darum ersprißlicher, sage ich, als eine Trinktúr in Carlsbad von drei Wochen. — Doch der Eifer für die gerechte Sache führt mich vom Wege ab; ich müßte sehr irren, wenn nicht von den hier anwesenden Herren die Mehrzahl mindestens ebenso erfahren wäre in der Hinsicht, wie ich selber.“

„Weiter,“ hieß es, „nur weiter.“

„Die Briefe, die sie schreiben, geben sowohl durch den Inhalt als auch besonders durch den Styl deutlich zu erkennen, daß ein frischer Geist über sie gekommen, nachdem sie das tückische Skagerak und die stürmische Nordsee überwunden und jenseits der Hebriden den freien Ocean gewonnen haben. Bis dahin haben sie natürlich kein Mankton gefangen, theils des hohen Seeganges wegen, theils ihres eigenen unzulänglichen Befindens halber, dann kam es aber um so heftiger, gleich mit einem todten Nordcaper sing es an, und

weiterhin Plankton, nichts als Plankton, bis sie zwanzig Metten vor Cap Farewel links schwenkt machen mußten, der undurchdringlichen Nebel halber, und wieder südlich fuhren mit dem Polarstrom nach den Inseln — den Inseln — nun ist mir doch der Name entfallen — wie heißen sie nur? Liegen von Newyork gegen Südosten, — Winters warme Seebäder, — Korallenkalk, röthlich wie Granit, — immergrüne Vegetation, — gehören den Engländern, — höchst liebenswürdige Aufnahme —"

„Bermudas," schaltete der Cavitän ein.

„Richtig, was ich sagen wollte, Bermudas. Keine Brunnen — nichts als Cisternenwasser und Sherry. Bon da durch die Sargassosee —"

„Kenn' ich," nickte der Graue, — „quer über den Atlantic nach den Eavverden. Und es ist, wie gesagt, eine Freude, zu sehen, wie die Geister sich erholt haben. Denn unter uns, das Reisen an sich ist wohl gut und macht den Menschen nicht dümmer, aber dann soll es auch einen ordentlichen Zweck haben, oder gar keinen, nur bei Leibe keinen halben und spleenigen, der dem Geiste Handschellen anlegt und der Seele Fußfesseln. Es giebt freilich Geister, die dergleichen haben wollen und nicht entbehren können, doch die soll man nicht auf Reisen schicken. Ich habe einmal einen spleenigen Engländer getroffen, der bestieg den Montblanc und die Jungfrau nur einer neuen Art von Gletscherflöhen zu Liebe, die er erfinden wollte. Auch hat das Schicksal mich oftmals mit einem Reifetiger aus Ungarn zusammengebracht, in Florenz, in Rom, in Neapel, in MiaSteczko nnd zuletzt in Berlin, der war überall gewesen und erzählte nichts, als wo ihn die meisten Flöhe gebissen hätten. Auf Aegypten und Palästina war er besonders schlecht zu sprechen, ‚der Flohkönig‘, sagte er, sei in Casare« zu Hause."

Hier schien es mir an der Zeit einzugreifen, denn ich kann es nicht mit ansehen, wenn vernünftige Menschen dem Götzen Baal Opfer schlachten.

„Das Plankton," sagte ich, „ist kein halber Zweck, sondern ein Ganzer, und wohl im Stande eines Mannes Geist zu erfüllen, denn es umfaßt Alles, was da lebend über der großen Tiefe schwimmt. Das Aas des Walfisches gehört nicht dazu, es ist nur so ein Beilchen am Wege. Und wenn das Schwimmende zumeist auch aus allerkleinsten Thierchen besteht, so sind sie es doch, die den Größeren und Größten zur Nahrung dienen nnd auf deren Wohlergehen am Ende der Ertrag der Fischerei und vieles Andere zn Wasser and zn Lande beruht; denn sie sind es ebenfalls, aus deren Ueberresten der größte Theil der Oberfläche unserer Erde besteht. Darum sage ich: Plankton suchen und Flöhe fangen ist zweierlei."

„Ihr Herren," ließ der Capitain sich vernehmen, „man muß von seinen Mitmenschen nicht immer gleich das Schlechteste denken. Sehen Sie, ich bin in allen Meeren gefahren nnd habe alle Völker kennen gelernt und kann Ihnen nur sagen, die Menschen sind im Grunde überall wie wir. Im Jahre 1882, wo ich die Erpedition zum VenuSdurchgang nach den Kerguelen mitmachte, und, weil ich noch jünger war, die Erfahrung nicht hatte, da habe

3?H I. Siegfried in «iel.

ich anfangs auch gedacht: Na, über die Sterngucker! Aber nachdem wir oicr Monate allein auf Kergueleneilcmd gelegen hatten, da lernte man einander kennen, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, die Herren Gelehrten, das waren umgängliche und brave Herren und im Grunde Menschen, ganz wie wir. Und ich wollte jetzt, wo ich Frau und Kinder in Rendsburg wohnen habe und sie alle Tage sehe, um die ganze Welt nicht die Erinnerung an jene Fahrt hingeben und an die Erfahrungen die ich dabei gemacht habe. — „Langsam!“ rief er in's Sprachrohr, „„Stoppt — „Rückivärts^ — „Stopv^ — „Eo^! — Und wer von den Herren nun aussteigen und frühstücken will, dem kann ich nur rathen das hier zu thun, denn wir haben die schönste Gelegenheit.“

„Wo sind wir?“

„In Levensau.“

„Ach Gott,“ seufzte meine Seele „und darum Räuber und Mörder!

Schon drei Stunden unterwegs und jetzt in Levensau, das von Kiel in einer kleinen Stunde Gehens erreichbar ist. Hätte ich das geahnt, wie schön hätte ich doch in meinem weichen Bette ausschlafen können, und wäre dann nach einem guten Morgenspaziergang noch immer bei Zeiten hier eingetroffen.“

„Ja was wollen Sie machen?“ murrte der Graue. „Jetzt heißt: Mitgefangen mitgehen. Ich kenne hier übrigens die Gelegenheit. Am Lande giebts ein Frühstück, das ist fein, und wir können da ruhig sitzen und abwarten, bis die Reise weiter geht.“

Also stiegen wir gemeinsam an's Land, und nahmen mit der Freude von Weltumscglern nach langer, mühseliger Wasserfahrt in der guten Stube des Gasthauses von Sopha und Lehnstühlen Besitz, bis uns die Hand der Wirthin mit Schinkenbrod und einem Glase Bier erquickte. Trotzdem möchte ich für zukünftige Fälle die Tveispaukel au Bord nicht missen. Die Morgensonne warf, durch den Nebel gedämpft, ihren perlmutterfarbenen Schein in's Zimmer, in der Mitte des Tisches prangte eine Schale voll halbreifen Fallobstes, zu dem man uns selbstlos zuzulangen nüthigte. Das ganze Haus duftete nach einem Pflaumeickucheu, der leider erst in anderthalb Stunden gar sein sollte, und wo waren wir dann?“

Der „Andere“ sagte: „Wir sitzen hier wie die seligen Götter, die Nase genießt das Brandopfer.“

„Oder,“ setzte der Graue hinzu, „wie der Hund, der die Butter riecht uud trockenes Brod zu fressen kriegt.“

„Abgesehen vom Schinken, welcher sehr gut ist“, meinte ich.

„Warum wir nun nicht weiterfahren? Das Schiff liegt still, uusere Leute stehen da, Steuermann, Capitain und Maschinist nnd halten wie es scheint einen Kriegs Rath.“

„Es muß irgend etwas los sein,“ sagte der Grane, „worüber sie nicht in's Klare kommen können, denn, wenn Sie es bemerkt haben, mit jedem Schiff, das uns entgegen kam, wurde Zwiesprache gepflogen. Hinter Holtenau

Federzeichnungen ans Holstein. 3?5

die ‚Erndte‘ von Nordstrand, halbwegs Knoop die ‚Geschwifter‘, bei der Knoover Schleuse die ‚Lowisa‘ dann die ‚Coordjedina/ und die ‚Miranda‘, Alle haben uns Rede gestanden, doch kann ich nicht sagen, um was es sich handelt. Fünfzehn Jahre fahre ich nun schon mit der kaiserlichen Marine und bin dreimal um die Erde gesegelt, aber dieses Kanaldeutsch, das ist fast wie Wasserpolnisch, darin muß man jung geworden sein, um es zu versteh«.

„Ich würde in Ihrer Ttelle den Eapitain fragen, warum es nicht vorwärts geht.“

„Und mir den Mund verbrennen!“ sagte der Graue. „Ich werde mich schön hüten. Wir Seebären von der rechten Sorte haben eine curiose Manier auf ungelegene Fragen zu antworten. Nein, soviel ich vom Wetter versteh, hier hilft nur Geduld. Herr Wirth, noch einen Rundgang!“

Daß es so kommen würde, hatte ich lange gefürchtet, denn vor dem Worte „Rundgang“ habe ich Nespect. Es bedeutet ein einzelnes Glas Vier, welches so lange die Nnnde macht, bis es ausgetrunken ist. Die Bedeutung hat es aber nur unter nahen Bekannten und beim Schafskopf und Solo, wo der Trinker nicht mehr als drei sind. Uneigentlich, im weiteren Sinne, bedeutet es für Jeden der Anwesenden ein volles Glas oder das Vielfache eines solchen, und der Besteller zahlt die Zeche. Da es nun nicht für wohl-anständig gilt, von einem Unbekannten zu nehmen, ohne zu geben, so geht das Bestellen Neih' um, und die Zahl der Rundgänge kommt am Ende einfach oder vielfach der Zahl der Trinker gleich, was zwar vom arithmetischen Standpunkt betrachtet ein schönes und sicheres Verhältnis; ist, auf das man bauen kann, aber doch nicht für jeden Kopf passend. Der praktische Verstand der Holsten hat deshalb auf Mittel gesonnen, um dem alten Brauch den Stachel zu nehmen, ohne die ehrwürdigen Formen zu verletzen, wer wenig verträgt, bestellt zunächst seineu Rundgang, wenn der erste ausgetrunken ist, dann schützt er Geschäfte vor und geht seiner Wege. Und so ward es mir nicht schwer, noch nüchtern wieder die freie Natur zu gewinnen und die Zeit bis zur Abfahrt auf der Eckernförder Chaussee den» Sonnenschein und der Botanik zu widmeu.

Als die Wassermäus sich in Bewegung setzte, ward hinter ihr die Brücke aufgethcm, um zweien Schiffen Durchlaß zu gewähren, der „Quinta“, die zu Berg und der „Dankbarkeit“, die zu Thal fuhr. Als sie einander begegneten, frng die Quinta i

„Is he all dorch?“

„He liggt noch vor,“ entgegnete die Dankbarkeit.

„Wolang schall dat noch duuren?“

„Kann wesen noch ne gode Stunn' Tied, bet dat he inlöpt.“

„Denn kamt wir ok noch dorch.“

Die Worte schollen deutlich zu uus herüber, der Sinn aber blieb dunkel, bis wir die Schleuse von Hartmannsdorf hinter uns hatten. Dann kam uns ein seltsames Gefährt entgegen, welches des Räthsels Lösung brachte.

276 I. viegflied in Kiel.

ein schwimmend« Dampfbagger war es, auf der Wanderung. Ihn selbst schleppte die Bachstelze, ein Ponnu unter den Dampfern, und der Erpel, ein anderer Ponny, führte sein Gepäck hinterdrein, bestehend in zwei Prähmen, von denen Jeder annähernd so lang war, wie der Bagger selbst. Die ganze Gesellschaft mäßigte, so lange wir Bord neben Bord hinfuhren ihre ohnehin nicht große Eile, und wir thaten desgleichen, der auf dein Kanal herrschenden Etiquette gemäß. Seine Hoheit der Schwimmbagger neigte dankend das Haupt ein wenig, und ich hatte Gelegenheit zwischen ihm und seinem Vetter dem Mastodon einen oberflächlichen Vergleich anzustellen. Ihre Zugehörigkeit zur selben Familie wurde auf den ersten Blick durch die ihnen gemeinsame Reihe der Echöpfwerkzeuge erwiesen, wenn auch deren Gestalt beim Schwimmbagger eine etwas andere war, als beim Trockenbagger. Dagegen fehlte diesem Gegenwärtigen hier der Wellblechpanzer, was im Grunde freilich nicht als ein wesentliches, sondern nur als ein accidentelles Merkmal, und als ein Zeichen, nicht des Fehlens, sondern lediglich einer abweichenden Anordnung gewisser innerer Organe aufzufassen war.

Gemeinsam war ihnen vor Allem die Reihe, welche hier über eine Art von spitzbogig gewölbtem Thor zu ziemlicher Höhe hinaufstieg, um von dort ihren Inhalt über eine senkrechte Holzwand in einen der Prähme hinabfallen zu lassen. Functionelle Unterschiede der innere» Organe habe ich — abgesehen davon, daß der Eine im Schlamm, der Andere im Morast wühlte, — nicht feststellen können.

Im Großen, Ganzen machte Jeder von ihnen den Eindruck, als ob er für die heutige Welt zu groß wäre; für die Verhältnisse des Eidertanals ist es der Schwimmbagger gewiß. Seine Länge übersteigt die Länge eines Jeden der fünf Schleusenbecken, die in den Kanallauf eingeschaltet sind und es bedarf, um ihn die zehn Fuß hohe Stufe zwischen den einzelnen Theilstrecken überschreiten zu lassen, besonderer Vorkehrungen um die Schleuse zn verlängern. Außerhalb des Schleusenthores findet sich jeder seits ein mit einem Längsfalz versehener Ballen senkrecht in das Ufer eingerammt. In den Falz werden rechtwinkelig behauene Planken eingeschoben, die den Canal der Quere nach absperren und eine Scheidewand bilden, die das Wasser aufstaut. Solch ein Aufbau ist umständlich und zeitraubend, es vergehen in der Regel sieben Stunden, bis Seine Hoheit, der Bagger nebst Gefolge eine Schleuse passirt hat. Für die des Weges fahrenden Schiffe bedeutet das ein großes Hinderniß und es ist kein Wunder, wenn bei einer solchen Gelegenheit das ganze Interesse der Kanalbeuölkerung rege gemacht wird. Wie sehr auch wir an der großen Wasserfrage betheiligt waren, erfuhren wir zum Glück für unsere Seelenruhe erst später. Als wir in Königsförde anlegten, da sagte der Capitain:

„Hier haben wir gestern fünf Stunden warten müssen, weil der Bagger vor uns in der Schleuse steckte.“

Uud deswegen hatte der vorsorgliche Mann es vorgezogen, heute in

Federzeichnungen ans Holstein. 277

Levensail, welches nahe bei Kiel liegt, einen längeren Halt zu machen und erst Nachricht einzuholen, ehe er seine Passagiere der Möglichkeit eines unfreiwilligen Aufenthaltes in der Einöde preisgab.

Die Sonne hatte den Nebel vertrieben, der Himmel lachte in tiefsten Blau, auf dem trocken gewordenen Verdeck gab es jetzt Raum genug, zu sitzen und zu träumen. Die Schönheit des Herbstes selbst ist nichts Anderes als ein Traum vom vergangenen Frühling und stimmt die Seele zur Träumerei. Die Luft ist still und sonnig, der Sommerfaden wandelt über die Wiese, den Abhang empor, wo im Gebüsch die rothen Hagebutten glänzen. Nun steigt er hinauf in die Luft, ins Blaue, und zieht dahin, eine schöne Fahrgelegenheit für unbeschwingte Seelen und kleine Spinnen. Die meisten milden Früchte sind um diese Zeit in scharlachroth!) gekleidet. Neben den Hagebutten, welche wie, im Frühling die Rosen, eine Jede für sich einzeln stehen, prangen, korallenroth, die dichtgedrängten Dolden des wilden Schneeballs. Am Wasser, wo sich das Rohr beim Nahen des Schiffes neigt und von einander thut, werden die rubinrothen Beeren des Bittersüß sichtbar, neben den milchweißen Trichterblumen der Zaunwinde. Auch die Berberitzen können, wenn die Sonne darauf scheint, glänzen wie rother Siegelack. Die hohe Polizei hat sie freilich verboten, doch findet man sie so oft als Zierstrauch in den Gärten von Menschen, denen man so etwas gar nicht zutrauen sollte, sogar bei Oberförstern und Pastoren, daß ich glaube, ein Strauch mehr im Felde thut dem Gesetze keinen Abbruch, und werde mich hüten zu sagen, wo ich ihn sah. Die schönsten aber von allen, die Pfaffenhütchen kommen jetzt noch nicht zur vollen Wirkung, weil noch zu viel Laub auf den Hecken sitzt. Ein paar Wochen später, im November, wenn die Luft grau, Wald und Wiese braun und das letzte Blatt herunter ist, wenn man meint, man wäre alle Farbe auf der Erde erstorben, dann thut sich unvermerkt an klaren Abenden eine Fülle äußerst zarter Farbentöne auf, besonders in den Hecken, die das ganze Land der Kreuz und der Quere nach durchziehen. Die thaufeuchten Knospen und jungen Zweige geben jeder Art ihren besonderen Schimmer, die Weide prangt in graugrün oder goldroth, die Erle in bläulichrosa. Zwischen diesen Farbentönen, die wie ein schwacher Abendschimmer der sommerlichen Pracht sich ausnehmen, leuchten die fruchtbeladenen Sträucher des Pfaffenhütchens wie frisches Blut.

Von einer wilden Hopfenpflanze muß ich berichten, die einen Eichbaum erklettert und dermaßen umspinnen hatte, daß er ihre üppigen Trauben trug und hegte, als wären es seine eigenen Früchte, und sie in Guirlanden zum Wasser herabhängen ließ. Ueberall im Grunde der Hecken wie an der Wasserkante breitete sich eine Fülle dunklen Brombeerlaubes aus, das ja unter Schnee und Eis den Winter überdauert und im Frühjahr, nur wenig abgeblaßt, als das erste Grün wieder erscheint. Aus ihm winkten jetzt allenthalben die strotzenden Fruchtäste hervor, denn hier ist die Heimat des *Kubus macro-* rk versus und wir haben ein Brombeerenjahr wie noch keines, weshalb ich auch

278 k. Siegfried in «iel,
in diesem Herbst mehr reife Brombeeren gegesselt, als sonst unreife gesehen habe.
— Von Blumenschmuck war wenig mehr vorhanden: eine verspätete Gold-
ruthe am Waldesrand, ein röthlich verschleierter Wasserdost im Schilf, auf
dem ein müdes Pfauenauge sich fonnte. Aber vor uns, im Röhricht glänzte
Etwas, blaugriin wie Smaragd, als wir uns näherten, bewegte es sich und
flog — ein Eisvogel — dicht über dem Wasser uns entgegen, gerade hinter
dem Schiffe herum und verschwand wieder in derselben Richtung, in der
er gekommen.

„Kiek, wat vorn schönen Vagel.“ Das waren die ersten Worte, die
seit einer geschlagenen halben Stunde sich wieder hören ließen. Der Steuer-
mann klatschte in die Hände und der Vogel war fort. Hinter dem Schüfe
am Wasser hoben drei Rehe die Häupter empor und sahen, wer da so
laut klatschte, dann waren sie verschwunden. Gegenüber auf dem andern
Ufer rannte ein Trupp Schafe, die fo lange ruhig geweidet und dem Schiff
entgegenstiert hatten, in wilder Hast den Berg hinan. Es ist eine große,
schwarznasige Rasse, die überall die brachliegenden Koppeln in kleinen Trupps
beweidet, genügsam in: Futter, unempfindlich gegen die Witterung, maßlos
dumm und wild. Ihr dickes Vließ, das ihnen einen ganz unförmlichen
Körperumfang giebt, wird ihnen manchmal verderblich, indem sie seinethalben,
imnn sie Hingefallen sind, sich nicht mehr ans der Rückenlage aufrichten
können, und, wie die Mistkäfer, hilflos zappeln, bis sie den Habichten und
Kolkraben zur Beute fallen, die nach ihren Augen lüstern sind.

An geflügeltem Raubzeug, wie an großem und kleinem Wild, vom
Damhirsch und Reh bis herab zur Feldmaus, ist hier zu Lande kein Mangel.
Die üppigen Klee- und Konifelder geben zur Sommerzeit dem Wilde Nahrung
genug, und die überall verstreuten kleinen Holzungen bieten den Raubvögeln
Gelegenheit, den Horst zu baue». In den Hecken die vereinzelt Eichbäume,
die der Vauer schont, wenn er im achten Jahr den Knick niederlegt, und
die vor dem Westwind krumm wachsen, wie Fiedelbögen, sind ebenso viele
Wartthürme, von denen der Bussard den Lunghasen und das Rebhuhn be-
lauert, und den Jäger, der sich mit der Büchse anschleichen möchte. Der
jetzt über uns seine Kreise zieht, ist nicht der Bussard, sondern der Gabel-
weih, der schon zum Fluge nach Südeu die Schwingen übt. Er ist nach
linsern Begriffen gerade kein Feinschmecker, denn er nimmt auch Aas, aber doch
mag er Freitags gern seinen Fisch essen und es dauert nicht mehr lange,
da können wir ihn über dem Flemhuder See kreisen und ins Wasser hinab-
stoßen sehn.

Der Flemhuder See, oder eigentlich seine Mündung, bezeichnet die
Stelle, wo der Kanal aufhört und die Eider beginnt, doch merkte man für's
Erste noch keine Veränderung im Wasser. Allmählich ward es klar, die
Ufer waren etwas weiter auseinander gewichen, und etwas stärker aus-
gebuchtet, nicht mehr so unterhöhlt. Auch hätte er es innerhalb der Grenzen
des eigentlich?» Kanals trotz Plankton wohl «'cht vorkommen können, daß

das gute Schiff „Antonia“ sich um unsern Willen auf den Strand, richtiger in den Schlamm setzte, wovon seinerzeit Bericht wird erstattet werden; zuvor jedoch muß ich erzählen, was bis dahin geschah.

Zunächst stieg auf eine der Stationen ein Mann bei uns ein, mit Art und Winkelmaß, also seines Zeichens ein Zimmermann, der auf der Heimkehr von der Arbeit begriffen, sich, wie es unter Bauern üblich ist, ohne Weiteres zu unserer Gruppe gesellte. Gleich nach ihm kam ein Anderer, ein sonnenverbrannter Herr, mit goldener Brille, langen Stiefeln und einem großen, auf den Namen Pikas hörenden Hunde. Der Zimmermann, der ihn einsteigen sah, raunte uns zu: „Dat is een Negiemngsbauineister“. Das Wort hatte eine auffällige Wirkung. Der Genannte ging Keinen von uns etwas an, und wenn ich ihnen Beiden in der Wüste Gobi oder Schamo begegnete und zwischen ihm und dem Zimmermann die Wahl hätte, so weiß ich wohl, zu welchem ich mich gesellen würde und zu welchem nicht. So aber besand sich der Negierungsbauineister, ohne es selbst nur zu ahnen, plötzlich auf dem Isolirschemel, Jeder mied ihn, als theilte er, wie der Gumnote, elektrische Schläge aus, er war ein Gezeichneter. Denn wir biedern Holsten sind das auserwählte Volk in deutschen Landen, wer von außen kommt, ist ein „Butenmensch“ und taugt nichts, was von Berlin kommt, taugt noch weniger, und der Regierungsbauineister war vielleicht sogar ein Berliner. In Königsförde, wo der Graue uns verließ, um der Besichtigung der Kanalbauten seinen Urlaub zu widmen, wurden alle jene Eisenröhren abgeladen, die das Vorderdeck belastet hatten. Ein Schaar von Arbeitern kam aus der nahen Baracke herbei, hilfreiche Hand zu leisten. Ein Blechschild an der Kopfbedeckung war ihr gemeinsames Abzeichen, außerdem trugen sie in ihrem Äußeren den Typus der verschiedensten Stämme Deutschlands zur Schau. Ueberwiegend an Zahl scheinen unter ihnen die Polen vertreten zu sein, dann kamen die blondhaarigen Blankittel aus Westfalen und vom Rhein, den zurückgeschobenen Hut mit breiter Krempe und das lose geschlungene seidene Halstuch glaubte ich schon irgendwo im bairischen Gebirge gesehen zu haben. Seine Landsleute vom Strande der Memel wollte der Graue am Blick erkennen, der, ich weiß nicht wie, eine Mischung von etwas Hinterlist und Gottvertrauen mit mäßigem Hang zur Völlerei und einer großen Dosis Stumpfsinn darstellen sollte. Den Beweis der Wahrheit mußte er leider schuldig bleiben, da er hier vorzeitig das Schiff verließ.

Die Zeichen des neuen Kanalbaues, die schon von Holtenau her mitunter sich hatten blicken lassen, traten hier einmal dichter zusammen und verkündeten, daß auch für den Eiderkanal der Herbst des Daseins angebrochen sei, auf welchen der Winter folgt. Vor unseren Blicken dehnte sich eine weite, mit spitzem Niedgras bewachsene Ebene aus, eine Hügelkette zog sich im Halbkreise um sie herum. In der Ebene lief eine kleine Looonwtive hin und her und überschüttete sie methodisch ein Meter hoch mit Kies und Grand, den sie von den Hügeln herbeischleppte. Zwischen den Hügeln ward ein frischer,

380 I, Siegfried in Kiel.

Einschnitt sichtbar, und nach dem Getöse zu schließen war dort einer von der Species der Trockenbagger in Thätigkeit.

Von der Landungsstelle nicht allzuviel entfernt lag die Baracke, ein Bau, wie wir deren heut schon mehrere getroffen, ein Nomadenzelt im Großen, dem die Bestimmung an der Stirn geschrieben sieht, im Dienste der Industrie, also ohne Rücksicht auf die Fruchtbarkeit des Bodens, einer großen Anzahl von Menschen für eine gewisse Zeit Unterkunft und Herberge zu gewähren, und die deshalb überall, wo sie erscheint, in den fruchtbaren Gefilden Holsteins, in den Bergwerksdistricten Böhmens und der Eifel, auf dem kahlen Gipfel des Rigi und in den Dünen der kurischen Nehrung die Harmonie des Landschaftsbildes stört und in dem Beschauer mit der Vorstellung des Kommens und Gehens das Gefühl der Unruhe erweckt. Für den Bau des Nordostseekanals ist sie ein nothwendiges Bedürfnis; für den Eiderkanal ist sie vom Uebel.

Auf der Station vorher, glaube ich, war es, wo der „Andere“ in einen kleinen Meinungsaustrausch mit dem Grauen gerieth, der ebensowenig wie die Feststellung der psychologisch entscheidenden Merkmale des Littauers seine endgültige Erledigung fand und deswegen, als eine offene Frage, meinem Gedächtnis) sich eingeprägt hat. Es war da Einer zu Gange, bei der Schleuse, ein halberwachsener Junge, nicht einer von den Schleusenleuten, sondern von der „Liebe,“ die achter der Schleuse lag, der gab allem Volk, das da sehen und hören wollte, oder nicht, eine Vorstellung in der natürlichen Komik zum Besten. Bald ritt er auf wagerecht schwebendem Balken in freier Luft, bald saß er auf dem Nande des Schleusenbeckens und ließ die Füße über dem Wasser baumeln, bald klebte er, weiß der Himmel wie, an der aufgerichteten Vrückenklappe und crtheilte den Leuten von der eben pafsirenden „Melusine“ hochwichtige Rathschläge, kurz, er trieb die unvernünftigsten Dinge seelenuernügt und nicht ohne Geschick. Die Fülle blauen Tuches, in der seine langen Gliedmaßen steckten, ließ noch auf beträchtlichen Zuwachs hoffen, auf feinen Wangen blühte schon jener Schimmer, welchen der erste Flaum, wenn er gut gcrathen ist, hellblonden Naturen verleilt, seine Stimme aber schlug beim dritten Wort jedesmal um, einmal aus dem Baß in den Discant, und dann wieder aus dein Discant in den Baß, so daß Niemand sagen konnte, auf welchen Grundton er eigentlich gestimmt war. An diesem Kanalwunder hatte die ganze Bevölkerung des Wassers ihr inniges Ergötzen. Sie nahmen seine Angriffe entgegen und wehrten sich ihrer, wie man sich gegen einen jungen Neufundländer wehrt; in» Grunde ließen sie sie von Herzen gern über sich ergehen, und beide Parteien waren ganz vertieft in ihre Rollen, bis die Ferne sie trennte.

„Haben Sie das gesehen,“ frug der Graue, „wie der vorwitzige Junge mit den ngeleckten Bären spielte? Ein prächtiger Kerl!“

„Oder sie mit ihm, wie man's nimmt. Mir hat er leid gethan,“ meinte der Inders. „Ihm geschcū, großes Unrecht.“

Federzeichnungen aus Holstein. 33^

„Unrechts Daß ich nicht wüßte.“

„So will ich's Ihnen sagen. — Weil nicht Einer von den Leuten ein Einsehen hatte und ihm mit dem Tauendchen Vernunft beibrachte: Pack Dich, Grünschnabel, und laß ältere Leute bei der Arbeit ungeschoren.“

„So grobe Münze wäre der Handel doch nicht werth gewesen. Es war ja nur Spaß.“

„Arbeit ist kein Spaß, und schlechte Späße, wenn sie ungeahndet bleiben, verderben den Charakter.“

„Ja wenn sie thätlich werden, dieses waren nur Worte und blieben, sozusagen, in der Familie.“

„Nicht so ganz. Ob der Junge wohl so in's Zeug gegangen wäre, wenn er nicht die Zuhörerschaft gehabt hatte? Am Lande die Fuhrleute, der Handelsjude, die Schleusenmannschaft, die Nraukncchte, der Schmied, Alle hörten andächtig zu und freuten sich über seinen Witz. Für sie spielt er Komödie und die Matrosen von der Melusine selbst bestärkten ihn und seine Thorheit, weil sie seine Späße ruhig hinnahmen.“

„Es wird wohl dafür gesorgt sein,“ meinte der Grane, „daß sein Uebermuth nicht außer Rand und Band geht. Das nächste Mal treiben sie mit ihm Spaß, — so! — mit dem Tauendchen.“

„Sie sagen, es wird wohl, ich sage, es wird nicht! Denn er hat einen Freibrief.“

„Einen Freibrief? Was ist das?“

„Das ist, um deutsch zu reden, das Privilegium, sich an Satzungen nicht zu kehren, die für andere Menschen bindend sind. Sich nicht um der Leute Gunst zu bemühen, sondern sie von sich abzuwehren, um nicht darunter zu ersticken. Keine Miene machen, die nicht lieblich, kein Wort sprechen zu können, welches nicht klug, überhaupt nichts thun oder lassen zu können, das nicht gut und schön und zum mindesten nicht originell gefunden wird.“

„Der Glückspilz! Woher wissen Sie das? Wo steckt der Freibrief? Haben sie ihn gesehen?“

„Jedermann kann ihn sehen. Seine Anmuth, seine kindliche Unschuld, sein Witz, das sind Eigenschaften, um derentwillen nicht allein die Brauknechte und Fuhrleute, sondern auch Sie selbst, mein Bester, soeben seinen Thorheiten Beifall gezollt und soviel an Ihnen lag, seinen, Vorwitz neue Nahrung gegeben haben.“

„Da ist er ja zu beneiden, der Schwerenöther, wem würde das sonst wohl geboten?“

„Zum Glück nur Wenigen, denn diese Wenigen machen von ihrem Glück einen solchen Gebrauch, daß man es in Anbetracht der Folgen kein Glück mehr nennen kann.“

„Wenn ich nur recht wüßte, was Sie meinten, lieber Herr. Ich habe doch auch ein Stück von der Welt gesehen, denn ich fahre bereits fünfzehn

382 I. Liegfried in Riet.

Jahre auf deutschen Kriegsschiffen und habe dreimal die Erde umsegelt, aber von der Sorte ist mir noch Keiner vorgekommen."

„Ja, im Kohlenbunker dürfen Sie sie freilich nicht suchen, denn jedes Wildpret hat seinen Standort und dieses liebt einen recht hohen. — Sie schwimmen oben wie Oel. — Wo viel Volks zusammenläuft, wo immer was los ist, da sind sie oben auf. Am Theater zum Beispiel, bei der Oper wie beim Ballet, im Circus, beim Militair — jetzt nicht so mehr, wie früher, wo es weniger strenge herging, — bei Hofe — natürlich an den kleinen Höfen — in Badern und Spielhäusern, in der Wissenschaft und Kunst, im Handelsstande, und jetzt schon auf dem Kanal. Sie treten gelegentlich überall zu Tage und man könnte ?3, trias et papiilo gar nichts Besseres thun, als sie einzeln sammeln, allesammt auf ein Schiff packen und dann fort mit der Sorte, nach der Näreninsel, auf Nimmerwiedersehn, je länger, je lieber."

„Wenn der arme Junge das wüßte, der Ihnen doch seine Lebtage nichts zu Leide gethan, wie Sie von ihm reden, der hätte wohl Ursache, sich seiner Haut zu wehren und Ihnen Böses mit Bösein zu vergelten. Er ist noch ganz harmlos."

„Bis auf das Bischen Koketterie, vielleicht. Es ist in der That schwer, den Punkt festzustellen, wo die Unbefangenheit aufhört und das berechnete Wesen anfängt. Aber der Umschlag bleibt nicht aus. Ich habe einen gekannt, der war so zu sagen über Nacht in den Besitz des Freibriefes gekommen und da sah man, wie es ebenso schnell, nur etwas später mit der Harmlosigkeit ein Ende nahm. Zuerst ward er mit Staunen der neuen Fähigkeit an sich gewahr und freute sich ganz unbändig darüber, so wie das „Näuerlein fällt die knorrige Eich" als ihm die Gabe des Goldmachens kam. Nun probirte er seine Kunst, bloß um zu sehen, ob sie auch echt wäre, das heißt, er kokettirte ein wenig, und siehe, sie war echt, und die Harmlosigkeit zum Kuckuck. Als das Staunen sich gelegt hatte, sah er, daß er da stand, wo andere Stcmbgeborene ihr Leben lang vergeblich hinstreben, also verachtete er die Anderen und hielt sich für etwas Besseres. So stieß er, einmal aus der Reihe getreten, jeden Tag einen anderen von den Grundsätzen über den Haufen, an denen er so weit emporgeklommen war, bis seine Laune allein übrig blieb und er nur ihr lebte. Der ganze Kerl bestand aus Launen. Fing seine Rede früher an: „Man muß," so hieß es jetzt: „ich kann, wenn ich mag." Bald wußte er selbst nicht mehr, ob er wollte, denn er konnte Alles, und kein Wille war mehr über ihm, weil die ganze Welt verschworen war, nur ihm zu huldigen und sein Wesen zu spiegeln. Was Wunder, wenn er darüber von der grimmigsten Langeweile erfaßt wurde und vor Neid und Haß bersten wollte gegen die, welche sich weniger langweilten? Inm Glück erbarmte sich seiner eine Gesellschaft von Glücksrittern, die ihn durch Schmeichelei geködert hatte und der er nun selbst wieder als Köder diene, um den Gimpel zu fangen. Und hier war es, wo ich ihn dazumal mit Schmerzen um seine Seele aus den Augen verlor."

„Und wo hat er geendet, in Monaco oder Paris?"

„Ich bitte Sie, warum denn gleich so gefährlich? — Doch was ich sagen wollte, sie sind im Irrthum, mein Herr, wenn Sie glauben, die Sache hätte hier in unserm lieben Vaterlande gespielt, nein, hinten weit in der Türkei, und noch weiter, in Tibet, jenem Lande, wo es Bonzen giebt, das ist nämlich eine Kaste, die hat die Weisheit niit Löffeln gegessen. An deren Einen mar er gerathen, noch ehe jener Freibrief ihm zufiel, und da er von den Freuden der Weisheit bis dahin mir gehört, selber aber noch nicht gekostet hatte, so hielt er sie für ebenso begehrenswerth wie die Freuden, welche der Reichtum und die Schönheit gewähren, deßhalb klammerte er sich an den Zopf seines Bonzen an und hielt tapfer daran fest, trotz Freibrief und Glücksritterschaft, bis ihn der Alte, blos um ihn los zu werden, so stark lobte, daß man ihn ebenfalls zum Bonzen machte. Und da scheint es, wird er nach dem, was ich ferner von ihm gehört habe, wohl Linderung von seinem Streben gefunden haben."

„So ist er also bei der Weisheit verblieben und nicht bei den Glücksrittern zu Grunde gegangen?"

„Einestheils ja, doch hat die Sache noch ihre Bedenken, und ihrer Zeit den Leuten in Tibet viel von sich zu reden gegeben. Dort hängt nämlich die Ernennung eines neuen Bonzen ab von der guten Meinung des Sanhedrin. Der Sanhedrin ist die Gesammtheit der alten Bonzen, welche, wie es das Gesetz vorschreibt, verheirathet sind und Väter von Töchtern, welche anch heirathen sollen. Nun gehört es dort wie hier zn den Pflichten eines guten Hausvaters, wenn er Töchter hat, bei Zeiten an den Eidam zu denken, und demselben, wofern er in Sicht ist, die Wege zu ebnen zu einem gesegneten Hausstand."

„Hierauf baute unser Mann seinen Plan. Er salbte seinen Leib mit Moschus, setzte eine Haube aus Wildkatzenfell auf sein Haupt und legte ein festliches Gewand an, dann nahm er in die rechte Hand eine Schalltute, in die linke ein Gong, und indem er abwechselnd tutete und das Gong erschallen ließ, ging er durch die Straßen, wo die Bonzentöchter wohnten — denn also thun dort die heirathslustigen Jünglinge — worauf die Väter ihn einstimmig dem Obcrbonzen zur Aufnahme in ihre Kaste empfahlen. Als ihm solches kund geworden, ging er hin mit seinem Freibrief und nahm sich die Tochter eines reichen aber unbescholtenen Parsen zum Weibe, die dem Herrn Bonzen ein Nadelgeld von sechstausend Tasls, das sind in unserm Gelde llchtzehntausend Mark jährlich mit in die Ehe brachte."

„Das kommt immer besser! Wenn das der Freibrief thut, dann weiß ich nicht, warum Sie jenen blauen Jungen bedauern wollen."

„Weil bekanntlich jedes Ding zwei Seiten hat, eine äußere und eine innere. Von meinem Glücksritter habe ich Ihnen nur M äußere Seite zeigen können, wie es mit der Innern steht, wer kann das sagen? Den Titel hat er, das Geld hat die Frau, und hinter der Frau, die Schwiegermutter, die wacht über dein Glück des Hauses."

38^ t Siegfried in Kiel,

„Was, Schwiegermutter! Giebt es denn dort auch Schwiegermütter? Ich denk', Alterchen, Sie haben uns da bloß ein Märchen vorerzählt. Die Geschichte kommt mir nämlich ganz so vor, als wenn sie auch hier passiren könnte. Bonze, Schamane, Mufti, ist alles eine Couleur! — Mer die Schwiegermama, das will ich Ihnen sagen, die macht den Kohl nicht fett. Die Hauptsache die ist hier — die Ächtzehntausend sind's, denn wo Geld ist, da ist gut Leben, wo gut Leben ist, da ist gut Essen, und wo gut Essen ist, da ist Zufriedenheit! Die gesättigten Existenzen, kann ich Ihnen sagen, das sind die Zufriedenen. Ich muß das wissen, ich, denn meine Herren Offiziere sind immer zufrieden, wenn sie von meinem Essen aufstehen. Ich bin nämlich Chef in der Offiziersmesse. Adieu, meine Herren, hat mich gefreut. Glückliche Reise."

Der Chef sprang an's Land und ging mit starken Schritten von dannen. Der „Andere" sah ihm kopfschüttelnd nach. Der Capitain reichte dem Mann auf der Landungsbrücke gerade die Schinken entgegen, einen nach dem andern. Mit dem Letzten in den Händen wendete er sich gegen den „Andern" und sagte: „Sie mögen Recht haben, es giebt Menschen mit einem Freibrief, und ich wollte, ich hätte auch einen. Dann würde ich jetzt nach Kopenhagen fahren und Schinken kaufe«, wo sie bei der Schweinesuppe halb so viel kosten, wie hier, und würde hier ein schönes Stück Geld damit verdienen. In den Baracken, da geht was drauf! — Was aber der Junge ist von der ‚Liebr, von dem Sie sprachen, da können Sie ganz ruhig sein, mein Lieber, und ich glaube, Sie haben Gespenster gesehen, denn der bleibt ruhig was er ist, und wird im Leben kein Bonze."

Und er reichte den Schinken aus der Hand und wandte sich zu den Speckseiten.

„Das ist mir wirklich lieb zu hören," erwiderte der ‚Andere', ich halte den Seemannsberuf entschieden für gesünder."

Nach dieser Rede hat meines Wissens eine geraume Zeit Niemand inebr ein Wort gesprochen. Wir fuhren weiter, die Sonne schien und verkroch sich, und der Kanal wandte sich aus der Oede zu menschlichen Wohnungen und wieder in die Oede. Zuweilen ward von ferne der Trockenbagger, der Dampf der Arbeitslocomotive, die Baracke sichtbar. Einmal nahm Jemand, ich glaube der Steuermann, ein Scheit Holz und trommelte damit auf dem Schornstein herum, daß die schwarzen Diamanten nur so herausfuhren und als ein Aschenregen das Hinterdeck überschütteten. Ein scheues Reh sprang im Schilf empor und floh vor dem Lärm davon. Dann trat wieder Stille ein und eine Art von Mittagsschlaf senkte sich auf meine Lider.

Wieder stoppte die Maschine vor einer Schleuse. Der Nachmittagssonnenschein lag auf den Dächern eines großen Hofes, die ans dichten Grün hervorsahen. Das ganze linke Ufer, so weit der Blick reichte, glich einem großen Park. Rechts weideten wohl hundert rothe Kühe hinter dem Damm auf einer saftgrünen Wiese, vorne die Alten, weiter hinten die Jungen, bis

Federzeichnungen aus Holstein, 385

an den Saum eines hügelig ansteigenden Waldes, dessen Vorhut von frostbraunen Eichen die Wiese in weitem Bogen umgab. Unter einem Eichbaum wurde gemolken, die Mägde des Hofes saßen eine Jede unter ihrer Kuh und rührten die Arme. Das Ganze war ein farbenprächtiges belebtes Bild. Und wenn man zusah und verglich, was darin am stärksten leuchtete, so waren es nicht die blanken Messingreifen der Milcheimer, nicht die weißen Schürzen und farbigen Röcke der Mägde, sondern ihre nackten Arme waren es, denn nichts in der Natur hat aus der Ferne einen solchen Glanz wie Menschenfleisch. In der Schleuse schwamm gerade ein schmuckes Schiff, mit breiter Brust, die „Antonia.“ Die Wassermaus legte sich an's Ufer und Alles was an Bord war, sprang hinab auf's Trockene und ging zur „Antonia“ hin. Große Freude herrschte darob auf beiden Seiten.

„Guten Tag, Vater Jansen,“ rief unser Capitain und schüttelte einem weißhaarigen Alten lebhaft die Hände. Darauf fand eine herzliche Begrüßung der Reihe nach statt, denn zwischen der Antonia und der Wassermaus herrschte Blutsfreundschaft.

„Guten Tag junger Ehemann,“ rief von dort her einer unserm Maschinisten entgegen. „Wie? erst acht Tage verheirathet und schon so mißvergnügt? Hat sie dich mißhandelt? Ja, ja, die Ehe ist kein Kinderspiel! Ich werde mich wahren und die Katz' im Sack kaufen.“

Das geschraubte Hochdeutsch, in das er seine Rede kleidete, stand ihr an, wie einem Naturkunde Schnürstiefel mit Stelzen. Es verstärkte ihren höhnischen Klang und nahm ihr doch wieder den Stachel, indem sie gleichsam wie eines Ändern Rede von seinen Lippen kam. Diesen Lippen sah man es an, sie hatten nicht immer gelacht, wie setzt, aber nachdem sie das Lachen einmal angefangen, blieben sie dabei, die Augen lachten mit, und auch die Nase wurde, obwohl widerwillig, mit hineingezogen. Auf dem widerspenstigen Organ stand das Facit seines ganzen Lebens verzeichnet, sie war, um schön zu sein, etwas zu lang, etwas zu roth und etwas zu sehr gewunden. Nun holte er den Mißhandelten zu sich herauf an Bord und sprach auf ihn ein, ganz wie es ein guter Onkel gethan hätte.

Bis die Antonia auf den Spiegel der vor ihr liegenden Wasserfläche sich gesenkt hatte, das Schleusenthor geöffnet war und sie hinausließ, vergingen Minuten. Bis die Wassermaus nach ihr das freie Fahrwasser wieder gewann, verging wohl mehr als eine halbe Stunde. Bis dahin war die Antonia, obwohl von behäbigem Leibesumfang und in Folge ihrer kleinen Maschine etwas kurzathmig, uns längst außer Sicht gedampft. Aber wir holten sie wieder ein, wo die Ufer schon weiter auseinander traten und die Rohrdickichte den Fischottern einen sturmfreien Unterschlupf boten. Bei solch einem Rohrdickicht fuhren wir an ihr vorbei und sie mußte uns Platz machen, da wir an die Zeit gebunden waren. Sei es nun, daß sie fürchtete, wir möchten ihr auf die Schleppe treten, sei es, daß die Welle, die im schmalen Gewässer hinter der Schraube hergeht, über Gebühr stark ausfiel.

286 - t. Siegfried in Riel.

kurz, sie machte eine Schwenkung und setzte sich auf eine weiche Bank, mir aber fuhren mit Gottes Hilfe weiter und sahen zu, wie die gute Antonia sich mit Anstrengung wieder von ihrem Sitz trennte.

Dieses war das letzte dramatische Intermezzo, welches sich auf unserer Willserfahrt ereignete, der Rest verlief wie ein Idyll. Hinter Steinwehr erweitert sich die Eider zum Schirnauer-See, der fast zwei Meilen weit bis Rendsburg reicht und ganz klares Wasser hat. Jetzt schlug er Wellen. Ein Westwind hatte sich erhoben und trieb die Nebel der Nordsee über uns hinweg, sodaß ihre Fetzen fast das Wasser berührten. Im dunklen Wolken-schatten sah der See groß und düster aus, dazu war es empfindlich kühl geworden, wie eine Erlösung erschienen am Horizont die Thürme von Rendsburg. In einer Seebucht lag ein Dorf. Dort kniete eine weibliche Gestalt am Wasser und wusch. Es war die junge Gattin unseres Maschinisten.

Von unserer Seite wurde gewinkt, und, wie es das internationale Gesetz, betreffend den Verkehr zwischen der Blaujacke und dem schönen Geschlecht, erheischt, auf zwei Fingern gepfiffen. Doch achtete sie der Zeichen nicht, obwohl der Maschinist, wie zufällig auf Deck erschien und der Steuermann ihn ermunterte seine Aufmerksamkeit der Holden zuzuwenden. „Kiek doch mal, süh mal her, Johann, wer do is! Sühst Du gornix?“

„Und se süht nich mal na em hen!“

Auch er bemerkte sie offenbar kaum, denn er war ja nur herauf gekommen, um nach dem Wetter zu sehen!

Eine Viertelstunde später legte sich die Wassermans unter den Linden-bäumen von Rendsberg ans Vollwerk. Der Maschinist goß das Feuer aus, und man sah, wie er sich zur Heimkehr in sein Dorf rüstete und mit Seife wusch. Am Lande stand ein Vater mit zwei Kindern. „Sind nicht vielleicht drei Damen an Vord?“ frug er den Zimmermann, der zuerst das Schiff verließ. Da trat der „Andere“ an ihn heran.

„Die drei Damen, mein Herr, nach denen Sie suchen, sind leider nicht mitgekommen, aber wenn mich nicht Alles trügt, so sind Sie Herr Eisig, der Vruder des Försters in Hauswalde, von dem ich Ihnen ein Gruß zu bestellen habe. Ich bin der Doctor Eisenbart.“

„Oh, da sind Sie uns kein Fremder,“ sagte der gute Herr Eisig, „und ich heiße Sie herzlich bei uns willkommen, doch müssen Sie vorlieb nehmen und für Drei essen. Das Mittagessen steht nämlich auf den Tisch und wir haben auf Sie gewartet. Es giebt Rindfleisch mit Meerrettig.“

Und sie nahmen ihn zu dritt' nnter beide Anne und zogen mit ihm von dannen.

Ich aber, nachdem ich in der gastlichen Stadt den Hnnger gestillt und den Dnrst gelöscht hatte, bestieg die Eisenbahn und war zwei Stunden später wieder in .Act.

Der schwermüthige König.

von

Werleu Kon Liliencron.

— Gttensen. —

Auf einer meiner Wanderungen einst,
Im hohen Norden war's, erzählt Ahasver,
Und siebenhundert Jahre sind verflossen,
Ging einem großen Schloßbau ich vorüber.
Der klotzig zwischen kahlen Feldern lag.
Im Kreise, auf Entfernung einer Meile,
Ilmzog ein Tannenkranz die nackte Fläche,
Die Feste selbst und deren Garten gürtet
Ein Mauerring mit Thürmeschmuck und Zinnen.
Es war ein wintertag. Im Osten liegt
Der Nebel grau und blau, im Westen schimmert
Ein äußerst blasses gelbes Wolkenroth,
Der Schnee bedeckt die Erde; nnn die Föhren
Im Hintergründe prägen dunkle Farbe.
Verstecken spielen Einsamkeit und Stille.
keckt irgendwo ein Ungeheuer sich
Die Vorderpfoten, ungestört von Allem?
Ein Ungeheuer, das das Schloß bewacht?
Kein Mensch ist sichtbar außer wenigen Posten,
Die langsam auf und ab, gemessen gchn,
Die sich vor Kalle in die Fäuste blasen,
Die Spieße von der rechten nach der linken
Nord und Sud I.VII . 171,

388 Detlev von Liliencron in Vttenscn,
Und wieder nach der rechten Schulter werfen,
Gespannt minutenlang die Gegend mustern,
Um dann von Neuem auf und ab zu schreiten.
Ist ein Gefangener ihrer Hut vertraut?
Li» dicker weißer (yualm steigt plötzlich aus,
Steil aus des Schloßhofs Mitte in die Höhe;
Die Luft ist starr, und lautlos träumt die Welt
Der Rauch hört auf, das Opfer ist geschehn,
Nun wird dem Götzen noch Musik gebracht,
Ein wildes Tongewirr von Schell' und Tuben
verklingt, wird schwächer, stirbt, und Alles schweigt
Da öffnet sich das Chor und zeigt den König,
Dem buntgewürfelt die Begleitung folgt,
Er geht in's Feld mit tief gesenktem Haupte,
Strohgelbe Haare fallen um den Nacken
Dem vierzigjährigen. Die Ozeaneinstern,
von schweren Lidern halbgeschlossenen Augen
Durchirren unstät erst die Fern' und Nähe,
Und werden ruhig dann und bohren sich
Fest in die Erde. Zögernd, schrittverhaken,
Vegiebt er auf den Weg in's weite sich.
Er trägt ein reiches Velzugewand, gehalten
von einem feuerrothen breiten Gurt.
Die Reiterfeder schwank! auf seiner Zcapka,
In herrlicher Arbeit, edelsteingeziert,
Schwingt im Gehen der Dolch im Zittergang.
Zunächst ihm auf dem Fuße folgt der Narr,
Dann hinter diesem schlendern Würdenschlepper,
Und endlich, im gemischten Durcheinander,
Drängt Kopf an Kopf sich die Trabantenschaar.
So zieht der Zug, wie Leichenträger traurig,
Hinaus ins leere weiße Feld.
Erkennbar naht ein Wagen auf der Straße,
Die Vorderräder weit getrennt den andern.
Ein Rieseieichenstamm ruht auf den Achsen,
Als ihm der Schneckenzug begegnet, hält er.
Den alten Fuhrmann unterstützt die Tochter,
Greift ein in Rad und Speichen, löst die Kette,
Führt vorsichtig die Pferde um die Ecken,
Der König hat sie schnell bemerkt, er stutz!-
„Ei, Du, mit Deinen hellen Wellenhaaren,
wie lachen Dir die blauen Nordlandaugen,
Dein Mund wie frisch, wie flaumig Deine Wangen,
Komm, Du gefällst mir, heut noch bist Du mein,
Meld' Dich im Schlosse. Doch nein, nein, komm nicht,
Der kurzen Tust folgt Unbequemlichkeit

Der schwermüthige König
Nur allzurasch; ich will mich überwinden.
Was sagt mein Narr dazu?"
„wie Du befiehlst.
Herr, Du thust gut; doch Recht ist Unrecht oft.
Und Unrecht Recht, kaum läßt sich's unterscheiden.
Lädst Du die hübsche Bauerndirne Dir,
So warten Deiner einige lustige Wochen,
Doch dann, gar bald, macht Aerger Dir das Weib,
Sie mault und zetert Dir die Vhren voll,
Weil Du verwöhnt sie hast mit Deiner Liebe,
Die Du nicht zügeln konntest. Bester also,
Du läßt sie zehn, daß ihrem Liebsten sie
Die blanken Zahne zeigt, beugt er sich nicht,
So weiß ich wirklich nicht, was soll ich ralhen,
Ich kann's in diesem Fall nicht unterscheiden."
„Dummkopf," herrscht ihn der König mürrisch an,
„Doch vorwärts, daß wir uns Bewegung machen."
Im Tann wird auf des Häuptlings kurzes Wort
von trockenem Reis ein Feuer angefacht.
Der König wärmt die Hän)e, Ueber ihn
Fliegt unbeholfnen Flugs ein Rabe hin.
„Seht Ihr des Vogels Flügel, die mit Kraft
Zhn in die Wolken leichtlich tragen können.
Im Frost selbst findet er genügend Futter,
Mit seinen gierigen Iagdgesellen bäumt er
Am Rande einer Hölzung durch die Nacht,
Um Morgens wieder feinen Fraß zu finden.
Den Hunger stillen, schlafen und verdauen,
vom Tode nichts zu wissen, nie zu denken,
Ich sollte glauben . . . Narr, und Deine Meinung?"
„Herr, das ist schwer. Der Vogel möcht' ich sein,
Denn Freiheit hat er sicher mehr als wir;
Und was Du sagst: Gedanken hat er nicht;
Gedanken aber sind des Lebens Uebcl.
Hab' ich Gedanken nicht, was ficht's mich an:
Ich lebe wie der Vogel sorgenfrei.
Doch wieder auch, sind wir nicht sorgenfrei,
wenn wir die Humpen und die Hörner leeren,
Und trinken, bis Vergessenheit uns schlägt?
Und den Genuß des Becherns kennt er nicht.
So möckt' ich doch der Vogel niemals sein."
Der König lacht und Alles lacht mit ihm.
Zurück in s Schloß verliert sich bald der Zug,
Ss sank die Nacht. Der Mond ist nicht zu sehn,
Der Dunst läßt nicht die goldne Scheibe durch,
Und matt beleuchtet glänzt der graue Plan.

Detlef von Liliencron in Ottensen
verschallend ans der Vnrg verklingt Gesang.
Das kicd der Skaloen mischt sich mit den Harfen,
Im Zvaffensaale zecht im Kreis der Männer
Der blonde König, Alle trinken Meth
Aus mächtigen Hörnern und aus Silberhumpen
Und aus den Schädeln schlachterschlagner Feinde.
wie glihn die Stirnen, wie versinkt das Auge,
Bft spielt ein kacheln um den stummen Mund,
Und hier und dort, das Haupt zum Schlaf gelehnt
An eine Säule, schläft ein Ritter ein.
Der König ruht an eines Barden Brust,
Deß langer weißer Bart ihn überschwellt;
An seine Kniee schmiegte sich der Narr,
Der Glöckchenkappe Zipfel tief gesenkt —
Und Alle tranken sich Vergessenheit,
Todt draußen liegt die lange Mitternacht,
Nur um die Mauern wachen noch die Posten,
Die langsam auf und ab, gemessen zehn,
Und sich vor Kälte in die Fäuste blasen,
Die Spieße von der rechten nach der linken
Und wieder nach der rechten Schulter werfen,
Gespannt minutenlang die Gegend mustern,
Am dann von Neuem auf und ab zu schreiten.

e e r v ö g e l.

Novelle

von

Gig Ngnsson.

— Skurup.

I,

„Liebes Fräulein Berg.

— — — Sie haben alle Ursache mir böse zu sein; ich räume es willig ein. Man reist nicht zu wiederholten Malen durch eine Stadt, ohne der Dame seine Aufwartung zu machen, mit der man in solch einer Verbindung steht, wie ich mit Ihnen. Sie sagen vielleicht, das sei Mangel an Form; nun daraus mache ich mir aber auch gar nichts. Schlimmer wäre es, wenn Sie hinzufügten, es sei Mangel an Tact, an natürlicher Feinfühligkeit, und den Flecken will ich nicht für meinen Tod Ihnen gegenüber auf mir fitzen lassen. Darum möchte ich Sie zu überzeugen suchen, daß ich gerade so tactlos handelte, wie ich gethan, weil mir so viel daran lag, daß nichts Schiefes, Gezwungenes zwischen uns kommen sollte. Das war mir noch nicht eingefallen, als ich mich bei Ihnen anmeldete, aber später kam es, und da mochte ich nicht. Wie glauben Sie eigentlich, daß es gegangen wäre, wäre ich nun wirklich bei Ihnen aufgetaucht und hätte eines Abends an Ihrem Jungfernstübchen angeklopft? Ich hätte also die verheißene kleine Damengesellschaft vorgefunden, die sich ja vielleicht recht lebhaft für mein kleines Ich interessirt hätte, mir aber sicher noch gleichgültiger gewesen wäre, als Ihnen, und die ich doch als ebenso viele Bande, wie da Damen

322 Vla Janssen in ökuip,

»uaren, um meine natürliche Art zu sein und in eine natürliche Art zu reden empfunden hätte. Und mitten unter allen diesen sich breitmachenden, hinderlichen, concreten Nichtsen in Toiletten und mit conventionellen Ansprüchen, sollten wir Beide dann, die einander persönlich nur ein einziges Mal und ganz flüchtig begegnet sind, das innige, zarte Verhältniß? weiter spinnen und heimisch machen, dem der Briefwechsel eines halben Jahres Sonne und Wachsthum gegeben. Ich sähe da auf einen Stuhl und Sie auf einem andern, und um uns herum und zwischen uns saßen die andern Gäste auf ihren Stühlen; und anzügliche Blicke beobachteten uns verstohlen und Andeutungen machten uns — jedenfalls mich — kalt und steif wie Eiszapfen; und wenn ich mich leer und zum Ueberdruß gesprochen und aufstände, um Abschied zu nehmen, dann hätte ich unser gegenseitiges Verhältniß vor unseren Füßen liegen gefunden, wie eine befangene, verlorene, verwelkte Blume.

„Nun ja, genug davon. Sehen Sie hier meine Fortsetzung:

„Ganz hoch oben im Norden der Vohuslänsschen Küste, dicht an der norwegischen Grenze, liegt mitten im offenen Meer eine kleine Insel, die Utö heißt. Zwischen ihr und dem festen Lande giebt es gar keine Verbindung als durch Segelböte, und eine solche Fahrt dauert im glücklichsten Fall gute zwei Stunden. Der kleine Steinklumpen hat keine anderen Bewohner, als einige Fischerfamilien. Hier habe ich mich durch einen Freund, der einen Sommer dort in Einsamkeit verbracht, für ein paar Monate einmietheiß lassen, um mich nach des Winters Beschwerde und Arbeit in Seeluft und Seebad gesund zu leben. Gegen Mitternacht reise ich da hinauf.

„Sie haben ja gesagt, daß auch Sie ein paar Wochen lang die Bäder der schwedischen Westküste genießen »vollen. Daß Sie nun Ihr Leben in einem gefährlichen Fahrwasser auf stundenlange Segelfahrten und Ihren guten Nilf durch den Aufenthalt auf einer öden Insel, auf der auch ein junger Mann zu finden ist, dransetzen sollten, will ich natürlich gar nicht anzudeuten wagen. Aber auf dem festen Lande, meiner Insel gegenüber, liegt eine kleine Stadt und großer Badeort, Namens Åbo; und auch nicht der gefräßigste skandinavische Sittlichkeitstödtger könne sich dadurch gereizt fühlen, daß unsere Wege sich durch einen Zufall so nahe kommen. Sollte das Unglaubliche geschehen, daß Sie außerhalb der Welt, auf einer Insel, zwischen rohen Fischern und einem schlechtangeschriebenen jungen Mann wohnen wollten, so will ich Ihren Weg zwischen den Steinen mit allen schönen Blumen und weichen Teppichen belegen. — — — — —

— — — — — Ihr ergebener

Nils Tuveson."

Drei Wochen später ging der junge Mann, der diesen Brief geschrieben, eines Abends, Anfang Juli, am Hafen von Åbo auf und nieder, den Göteborg-

dcnnpfer, der gegen neun Uhr ankommen sollte, und Fräulein Berg erwartend, die ihre Ankunft mit demselben angemeldet hatte. Auf seinen Brief war bald eine Antwort gekommen, kurz und gut und etwas unterstrichen stolz, des Inhalts, daß sie, Emma Berg, gar nichts dagegen hätte, ein paar Wochen auf Utö zuzubringen, und daß sie ihm, Herrn Tuveson dankbar wäre, wenn er sich die Mühe machen wolle, ihr Logis und Kost zu schaffen. Darauf war er nach Bohuslän gereist, am Johannistage auf der Insel angelangt, hatte sich in zwei Zimmern beim Vornehmsten der Honoratioren des Ortes, dem Lootsenältermannne eingerichtet, eine Wohnung für die Erwartete bei einer Fischerfamilie gemiethet, und die verflossenen Wochen dazu benutzt, sich aus dem kleinen abgeschlossenen Erdenfleck heimisch zu machen, der einige Wochen seines Lebens verrinnen sehen sollte und die beste Badestelle aufzusuchen. Während er nun an dem lauen, hellen, stillen Sommerabend am Hafen von Abo auf- und niederwanderte, zur kleinen Stadt hinauf, die den Abhang hinanklettert, der den Horizont nach dieser Seite hin verschließt, und wieder hinab, der weiten Perspective entgegen mit der Einfahrt vom großen Meer, die steile Bergwände von beiden ^Seiten einfassen, während sie im Hintergrund offen sich in die Unendlichkeit verliert — während er so auf- und niederwanderte, mar ihm ganz nervös zu Bknth. Er war zu früh gekommen und sah immer wieder nach der Uhr, — glaubte jedesmal, es sei eine Ewigkeit vergangen, und so waren es doch nur fünf Minuten gewesen. Sie war nun eigentlich doch ein bischen wunderlich, diese ganze Anordnung; es mar ihm gerade so zu Muth, wie ihm jedesmal zu Muth mar, so weit seine Erinnerungen zurückreichten, wenn ihm etwas bevorstand, das stark gegen dm gewöhnlichen Gang seines Lebens abstach, oder wovon er mußte, daß es in höherem oder geringerem Grade entscheidend auf dasselbe einwirken würde, — unausweichlich, wie die Minuten gingen, stand es bevor, und hatte man so und so viele Secunden gerechnet, so war es da, auf den Stmidenschlag. Sie kannten ja einander nicht; die Briefe ja — aber die Menschen? — Er wußte ja eigentlich kaum, wie sie aussah. Von der ersten Begegnung vor einem Jahr, bei der sie nur einige gleichgültige Worte über den Tisch in ein ein fremden Haus gewechselt, hatte er im Grunde nur den zwar wichtigen, aber doch ganz allgemeinen Eindruck von Sympathie — von etwas Warmem, Starkem, Vollem und Stolzem. Vor einigen Monaten liatte sie ihm ihr Portrait geschickt, und in ihm hatte er etwas Neues gefunden, eine Nüance, die er gut leiden mochte: ein offener, freier, fast schelmischer Glanz in dm Augen und etwas Anderes, wohinter er nicht recht kommen konnte, was an ihr es war und worin es bestand, etwas, das dem Ausdruck des Blickes verwandt war, nnd das ihm in irgend einen: geheimen Zusammenhang mit der Eigenheit in ihrer Stellung zu stehen schien, damit, daß sie halb abgewendet, die eine Hand versteckt oder in die Tasche ihres Kleides gesteckt hielt. Das war Alles. Und doch — er empfand es, als wäre er nie einem Weibe so nahe gekommen, wie ihr, und — vor allem

2ZH 'Vla kjansson in 5ku>up. ---

— als hätte er sich nie so sympathisch davon berührt gefühlt, einem jo nahe gekommen zu sein. Hatte er nicht an einem Abend seiner Herreise, als er wegen irrthümlicher Berechnung der Dampfschiffstonren genöthigt gewesen mar, eine Nacht im Seebad Lvsekil auf dem halben Wege hierher zu verbringen, ihr einen Vrief geschrieben, in dem er sie bat, bald nachzukommen, da er einen Menschen haben müsse, durch den er mit dieser Natur zusammenwachsen könne, die ihm so fremd war und in der er sich so einsam fühlte! Soweit war er in seinen Betrachtungen gekommen und hatte noch ein reichliches Dutzend Schritte übrig bis zu dem Punkte, wo er umzukehren pflegte, als sich, wie er gerade wieder nach der Uhr griff, die Dampfpeife hinter dem Berge, vom Meere her, hören ließ. Instinctiv wandte er um und war schon auf eiligem Rückweg nach dem Landungsplatz begriffen, che sein Nachdenken ihm sagte, daß noch ganz wohl eine gute halbe Stunde vergehen könne.

Es fing an lebendig am Hafen zu werden. Jetzt, da er aus seinem Gegrübel aufwachte, bemerkte er es. Die Badegäste strömten von allen Seiten zusammen, von der Stadt her, die Straße vom Kurhaus herab, vom Restaurant ans dein Aussichtspunkt her, der mit einem weiten Rundblick über die Stadt, den Ocean und die Gegend nach Göteborg, den Ott beherrschte. Es war ein Ereigniß, wenn das Dampfschiff von Göteborg oder Ehriftiania ankam; der kleine Badeott hatte keine Verbindung mit der übrigen Weit, außer durch diefe Schiffe, die ein paar Mal in der Woche anlegten. Die eine Gesellschaft nach der anderen kam angezogen, elegant und aufgeräumt: Herren in englischen Sportstrachten und Damen mit nervösen Bleichsuchtgc-sichtern; und in all das Fremdengetriebe mischten sich bescheiden und schweigsam die Einwohner der Stadt, die sich nie satt an den Herrlichkeiten sehen konnten und nachspahcn kamen, was das Schiff an weiteren Badegästen brachte, von deren Zustrom das zeitliche Wohl und Wehe des Ortes abhing. Tuveson suchte mit den Augen sein eigenes kleines Utöboot unter der Menge der einfachen Scheerenböte und zierlichen Jollen, die rund herum im Hafen lagen. Er fand es dicht unter der Klippe vertäut. Als er die Augen aufschlug, sah er den großen Güteborgdampfer um den äußersten Landvorsprung gleiten und mit geradem raschem Kurs auf Abo zuhalten. Unter einem Höllenconeert von Pfeifensignalen für die Segelbote, die in der Einfahrt hcrnmwimmclten, schoß das enorme Ding in den Hafen. Alles strömte am Anlegeplatz zusammen, neugierig nach dein Deck starrend, das voll von Passagieren war. Tuveson stellte sich abgesondert vom ärgsten Gedränge; er wollte, daß Fräulein Berg ihn gleich gewahr werden könne. Wie er da ganz für sich allein stand, auf seinen Schirm gestützt, in dem gesprenkelten englischen Reiseanzng, den hellbraunen Wiener Hut etwas in, Nacken, nmßte sie ihn von Weitem wiedererkennen können. Der Dampfer beschrieb eine große Kurve im Hafen, dann drückte er sich lln's Land. Die Passagiere strömten beim Wenden vom einen Bord

—- Meeivögel. 395

zum anderen hinüber. Plötzlich gewährte Tuveson ganz hinten auf dein Achterdeck allein stehend, wie er an Land, eine Dame im einfachen schwarzen Kleid und graner Jacke. Das war sie. Sie spähte suchend über die Menschenmenge am Ufer hin, auf einmal blieb ihr Blick starr hangen. Tuveson hatte den Eindruck einer rasch unterdrückten Geberde; im selben Augenblick lüftete er den Hut und erhielt ein Kopfneigen zur Antwort.

Auf dein Deck fing es an leer zu werden. Tuveson ging rasch auf die junge Dame zu; sie waren allein. Er nahm ihre Hand mit dem Hut in der seinen.

„Willkommen,“ sagte er, während er fühlte, daß er steif in Ton und Haltung war, und fah ihr gerade in die Augen.

Sie gab ihm den gleichen Vlick zurück, in dem noch viele andere Elemente lagen; es ging ihm wie ein warmer Strom durch das Blut; er fühlte sich auf einmal so sicher.

Sie gingen zusammen durch die Menschenmenge. „Dort liegt mein Voot,“ zeigte er mit der Hand; im selben Augenblick richtete sich im Steven ein großer, blondbärtiger Mann auf und hißte das Segel. Tuvefon half seiner Begleiterin hinein, stellte „Fräulein Berg — mein Wirth, Lootsenältermann Engelbrecktsen“ vor und ließ sie sich auf die Hinterbank setzen, während er selbst Platz auf der vorderen nahm. Der Träger kam niit den Sachen, der Lootsenältermann stemmte den Fuß gegen das Bollwerk, ein kleiner Luftzug blähte das Segel und das Boot glitt hinaus.

Die Bucht von Abo mit ihren Stoßwinden und Blindscheeren lag hinter ihnen und sie steuerten hinaus in's offene Meer. Vor ihnen breitete sich eine nnendliche Wasserfläche und je weiter sie kamen, desto mehr breitete sie sich aus, öffnete sie nach allen Seiten und legte sich zwischen sie und das Festland, bis sie wie ein kleiner langsamgleitender Punkt mitten in einem Meer ohne Ufer, in einer Welt außerhalb der Welt und ohne Verbindung mit ihr saßen. Der Wind legte sich mehr nnd mehr, je näher Mitternacht kam; der Lootsenältermann mußte zu den Nudern greifen. Ihr einförmiges Geplätscher, wenn sie sich in's Wasser senkten und ans dein Wasser hoben, punktirte das tiefe Nachtschweigen um sie herum. Keiu Mond war am Himmel aber die Nacht war so dämmerungshell, wie nur eine nordische Sommernacht sein kann; sie konnten gegenseitig ihre Gesichter deutlich bis in die kleinsten Züge sehen, nur daß sie träumerischer und blasser als sonst erschienen.

Ganz fern am Horizont zeichnete sich in schwachen Umrissen Utö, das Ziel ihrer Reise, mit seinen zwei Vergfelsen, der eine mit dem Lootsenhaus, ein schwarzer Schatten am Himmel, der andere mit den beiden Feuerthürmen. Sie saßen meist schweigend, alle drei; der Lootsenältermann war discret; und den beiden Anderen war es, als segelten sie hinein in's Wundermärchen, das vom geringsten Wort in den Alltag verwandelt werden konnte.

Als das Boot endlich gegen den Holzsteg vor dem Hanse des Aeltermanns anlief, war es weit über Mitternacht. Das junge Paar kletterte den

2H6 -- Vla l^ansso» in 3kuiup.

Abhang zivischen den Steinknollen hinauf, auf das Haus zu, wo ein Licht in einem Fenster brannte. Hinter demselben stand die Lampe auf dem Speisetisch zwischen dem Abendessen: Hummer, Vutter, Brot, Bier und Branntwein. Tuveson begleitete seine neue Nachbarin quer über die Insel zu ihrer Wohnung, klopfte mit vieler Mühe das Dienstmädchen der Fischersleute heraus, warf einen Blick in ein helltapezirtes Zimmer, das die Sommernacht mit einem drückend warmen Licht füllte und kehrte heim in seine eigene Stube.

II.

Emma Berg kam nicht viel zum Schlafen in dieser Nacht. Es war so eine wunderliche, wache Helligkeit in ihrem Zimmer; sie kannte die hellen Sommernächte des hohen Nordens noch nicht; das hier schien ihr mehr Tag, als Nacht. Und in dieser wachen Klarheit in ihr und um sie herum, war ein einziges Chaos von Bewegung, in das alle ihre Sinne und Gedanken mitgerissen wurden: Echo von den Stimmungen der Reise, Bilder von Landschaften und Menschen. Diese ganze lange Tour an der Nohuslänischen Küste hin, von Göteborg nordaufwärts war ihr erschienen wie eine Reise in eine andere, als die bekannte und bewohnte Welt. Stunde war auf Stunde gefolgt, das Dampfschiff war mit rasender Fahrt hinein- und herausgeschossen durch natürliche enge Kanäle und wieder zurück in das offene Meer zwischen Aergklippen hin, die einander so nahe waren, daß einem in der Entfernung schien, es könne keine Passage zwischen ihnen geben, und daß man, während das Schiff an ihnen vorbeistrich, sie fast mit der Hand berühren konnte, wenn man am Reling stand und sich über ihn wagneigte. Es wurde Mittag, es fing schon an Abend zu werden, bald Pfeil, halb Schlange flog und ringelte sich der Dampfer durch eine Landschaft, die sich selber so unveränderlich ähnlich blieb, wie die Stunden: Stein und Wasser, ohne Wachstum, fast ohne Menschen darauf, tiefblaues Wasser, graue, oder rothschillernde Klippen und alle zwei Stunden etwa ein kleines Fischerdorf, an ihnen hinankletternd mit ziegelrothen Dächern, die gleichsam einen schreiend grellen Klecks im Sonnenschein bildeten. Alles nackt im Sonnenschein: Meer, Klippen, Häuser; alles dürr, unfruchtbar, ausgestorben; nicht ein grüner Fleck frischen Wachstums, nicht ein schwarzer Fleck ruhenden Schattens. Wie sie da in ihrem Bett lag auf einem Federpfuhl, das über ihr zusammenschlug und Kopfkissen, die sie begruben, dem einzigen Reichthum ihrer Wirtbsleute, den sie freigebig mit ihr getheilt hatten, sah sie plötzlich ein solches Fischerdorf, wo das Schiff angelegt hatte, um Kisten mit getrockneten Fischen zu laden, vor sich so lebendig wirklich, daß sie den beißenden Geruch der langen Reihen in der Sonne trocknender Makrelen empfand und unwillkürlich die Augen öffnete: ihr war, als müßte sie in dem hellen Licht, das sie umgab, die weißen Hemdärmel der Ortsbevölkerung leuchten sehen, so intensiv blendend im Sonnenschein, so stark in der Farbe, wie all das Blau, Grau und Roth rings umher. Darauf schloß sie wieder die Lider, fühlte sich ganz matt, dachte an den

— Nieervögel.

39?

Nordseewind, der voll von falzigen Tropfen, ihr so erfrischend und doch so einschläfernd über die Wangen gestrichen hatte, auch er ein Verwandter des Tonnenscheins und der Farben. Neue Bilder kamen, eine neue Scala von Stimmungen wogte durch ihre Seele, die Fahrt in: Segelboot nach der Insel, in die helle, stille Sommernacht ohne Mond und ohne sichtbare Sterne, der junge, steife, schweigsame, träumerische Mann ihr gegenüber, die tiefe Stille, die nur dann und wann von einem gedämpft ausgesprochenen Wort, oder dem regelmäßigen Geplätscher der Ruder unterbrochen ward, um darauf noch tiefer empfunden zu werden, — sie legt sich nun wieder um sie herum, sie schlich sich hinein in alle ihre Nerven, und sie fiel in Schlaf.

Aber schon nach ein paar Stunden stieg die Sonne über der Insel empor und schien durch die drei Fenster mit blendendem Licht und drückender Wärme. Und mit der Sonnenwärme wachte all das kleine Gekrieche und Geflüge, von denen die Querbalken der Decke schwarz punktirt waren, aus seinem nächtlichen Schlummer auf. Der ganze weiße, heiße Tag war erfüllt von Fliegengesurr, und als das morgenhungrige Gezappel erst ein menschliches Antlitz und zwei nackte Menschenarme gewahr worden, fiel es wie rasend über den Raub her! Gleichzeitig fing man an, sich im Nebenzimmer zu rühren, kroch aus dem Bett und schafferte umher, die Wand war dünn und die Thür undicht; die Fremde erwachte und sah sich besät von Fliegen. Eine Welle lag sie und kämpfte den eitelsten aller menschlichen Kämpfe, stand dann auf und holte einen leichten Schleier, in den sie Gesicht, Schultern und Arme wickelte, legte sich wieder zur Ruhe und versuchte zu schlafen. Aber die Luft war unerträglich drückend, die Stube war wie ein Backofen, sie konnte kaum atmen unter der leichten Hülle. Sie sprang wieder auf, lief mit bloßen Füßen an's Fenster, stieß beide Flügel auf und setzte sich auf's Fensterbrett. Draußen war Alles gelb, Himmel und Erde, ein warmes, schmeichelndes, aufregendes Gelb, von der See her strich ein feuchter, erfrischender Wind und fuhr ihr durch das dünne Leinen kosend um die Glieder. Unter dem Fenster, ans Ende: sie sah, lief der Fußpfad vorbei, auf dem sie gestern gekommen; er führte ihr Gedanken zurück, an einigen niedrigen Häusern, einer Bergwand und Steingeröll vorüber, schlängelte sich ansteigend zwischen dürrtigem Ackerland und verlor sich in der Richtung, wo er wohnte. Sie saß und starrte in dieser Richtung mit großen, offenen Augen, ohne deutliche Gedanken. Der Wind kühlte ihren heißen Körper ab, bis er anfangen zu frieren. Der Schlaf kam wieder über sie, mechanisch glitt sie vom Fensterbrett weg, ließ die Fenster offen, legte sich in's Bett und dehnte und streckte sich wohligh in der weichen Wärme. Aber da kamen die Gedanken gefahren in noch dichterem Schwärmen als die Fliegen, peinigende, unsichere (bedanken, durchschlungen von einem Gewirr von Erinnerungen und Bildern. Gegen sie konnte sie sich nicht wehren; sie zerrissen mit groben Fingern das zarte Gewebe des Schlafs. So faßte sie einen resoluten Entschluß, trat in ihre Morgenschuhe, warf den Morgenrock über und fing langsam an ihren

3)8 Vla Hailsson in 5kuiup.

Koffer auspacken und ihre Stube einzurichten. Aber ihre Hände blieben oft müßig und ihre Bewegungen waren lässig und zögernd, wie bei Jemandem, der sich kein rechtes Herz faßt zu dem, was er thut.

Als sie damit, und auch mit dem Frühstück fertig war, das ein große?, blondes Fischermädchen ihr hereinbrachte, und über dessen Qualität sie stillschweigend mit sich übereinkam, es sei von gleicher Art, wie die Nachtrube gewesen, sah sie nach der Uhr. Es war neun. Also noch eine Stunde, ehe sie ihn erwarten konnte. Er badete um Zehn, hatte er gesagt. Sie sang an, ihre Morgentoilette zu machen, ganz gemächlich und bedächtig, versunken in vielerlei Betrachtungen.

Ja, zurückhaltend und reservirt und distancirend war er ja gestern Abend reichlich gewesen. Seine ganze Haltung schien sagen zu wollen: kommen Sie mir nicht zu nahe, Fräulein, nehmen Sie sich in Acht. Es war ja auch eigentlich ihre erste Begegnung, und er war sicher so eine empfindliche Pflanze von einem Mann, die man nicht anrühren konnte ohne Furcht, der zarten Seele wehe zu thun. Eigentlich hatte er keine Aehnlichkeit von dem Manne, den sie durch sein Bild kennen gelernt, in dem waren alle Linien stärker und der Ausdruck müder und trotziger, aber er war auch nicht der, der sich in den Briefen so voll hingeeben. Jenes Bild und jene Briefe, die waren für sie eins geworden, sie waren wie Hände, die sich um ihr Herz schlossen und es festhielten! dieser, der sie gestern empfangen und der heute kommen sollte, war ein Anderer, und sie hatte Enttäuschung gefühlt, als sie ihn sah. Jener, in den Briefen, war so warin, so kindlich unmittelbar, dieser war so eingebildet, so abweisend unzugänglich. Ein selbstbewußtes stolzes Thier war er nun sicher, in seiner formverletzenden Gradheit, wie in seiner schroffen Kälte; was für eine undefinirbare Nuance hatte er gestern nicht ganz natürlich in die Vorstellung des Lootsenältermannes hineingebracht; wie hatte er es sie nicht merken lassen, daß der einfache Mann für ihn ein Mensch war, der seine ungetheilte Achtung genoß, und den sie es sich nicht einfallen lassen sollte herablassend zu behandeln, und dabei hatte er es doch sehr gut verstanden, sich von jeder Vertraulichkeit mit seinem Wirth fern zu halten. Erst im>,' er haben wollen, daß sie sprechen sollte; und als sie dann sprach, hatte er ihr kurz und gut in Allem widersprochen. Viele Worte waren ja auf dieser Bootpartie nicht gefallen, aber hatte er nicht das Wenige, was er gesagt, dazu benutzt, um ganz unmotivirt und unwiderlegbarer, als nöthig war, seine Ansichten über allerlei Dinge auszukramen und gleich Stellung, nicht nur gegen ihren Standpunkt, was doch noch angegangen wäre, sondern ganz außer ihm und über ihn weg zu nehmen, was eigentlich eine Beleidigung war. lieber ihn in's Klare und ihm auf den Grund zu kommen, war nun überhaupt gar nicht so leicht. Vor Allem aber war er eine Sensitivus, mit der man behutsam umgehen mußte, wenn man nicht riskiren wollte, ihn eines schönen Tages w'gzucken, plötzlich fremd werden und, ehe man wußte, warum? verschwinden ;n sehen.

Unter diesen Betrachtungen lugte sie dann und wann verstohlen durch die Ritze der Nollgardine nach der Richtung, aus der er kommen mußte. Endlich! nachdem eine Stunde mit Warten vergangen war, sah sie etwas wie einen grauen Strich, der sich bewegte, ganz fern zwischen den Klippen auftauchen. Es war ein verticaler Strich, der bald hinter Häusern verschwand, an Felsvorsprüngen auftauchte, sichtbar und unsichtbar wurde, aber während dessen immer näher kam. Ja, das war er. Im grauen Anzug und weißer Leinwandmütze mit großem Schirm gegen die Sonne, das Badelaken über dem Arm. Jetzt kam er den Abhang herunter ans ihr Haus zu, lang und schlank; ganz sonneverbrannt sah er aus, aber träumerischi braune Gesichtsfarbe, gesenkte Augen. Sie stand hinter der Gardine, den einen Arm im Aermel des Kleides, das sie anziehen wollte, und beobachtete. Da war er unter ihren Fenstern, sah verstohlen aus den Augenwinkeln auf die herabgelassenen Gardinen, während er vorbeiging, zögerte, blieb halb stehen, dann steuerte er geschwind weiter. Gleich darauf hörte sie Schritte auf den Steinfliesen der Treppe, Stiefel knarrten im Flur und es klopfte an ihre Thür. Sie sprang auf sie zu und hielt sie von innen angestemmt. Draußen sagte er: „Guten Morgen.“

„Sie dürfen nicht hereinkommen!“

Es blieb still, dann hörte sie Schritte sich entfernen, undeutlich, als schlenderten sie langsam weg. Sie fuhr in den anderen Aermel, sang und zeigte ihrem Spiegelbild die Zunge. Sie war auf einmal in übermüthiger Laune. Als sie mit ihrer Toilette fertig war, nahm sie ein Buch, ging hinaus und setzte sich hinter ein paar kümmerlichen Büschen auf einen Stein. Dort muhte er vorbeikommen. Nun fragte es sich, ob er sie gewahr werden würde. Sie wollte sich nicht rühren.

Sie saß und sah auf ein grasendes Kalb und in den hohen blauen Himmel und ließ sich von der Sonne bescheinen. Ihr war unbeschreiblich wohl, innerlich frei und schläfrig zufrieden. Nach euer Weile tauchte er um den Klippenvorsprung auf. Sie sing gleich an zu lesen. Als sie zur Seite lugte, gewahrte sie, daß er gerade auf sie zukam. Mit ihrem geblühten Morgenkleid, ein weißes Spitzentuch um Kopf und Schultern bildete sie einen hellen, beweglichen, lebendigen Fleck mitten in der öden Landschaft. Er stand vor ihr, faßte ihre Hand und setzte sich neben sie in's Gras. Er roch noch ganz frisch nach dem Bade.

„Ob sie gnt geschlafen hatte?“

„O, nicht gar zu schlecht. Es hätte nur nichts geschadet, wenn etwas weniger Fliegen dagewesen wären.“

Ja, mit dein Schlaf hätte es nun hier keine Noth. Nachts und im Bett schliefe man am schlechtesten; aber dafür hielte man sich schadlos, indem man den ganzen langen Tag über einmal nm's andere für kürzere oder längere Zeit einnicke, wo man gerade im Freien fäße oder ginge. Während der ersten Tage auf der Insel hätte er buchstäblich nichts Anderes gethan, als gegessen.

400 Vla Hllnsson in 5kurup.

gebadet und geschlafen. In erster Reihe geschlafen. Als er nach seinem ersten Bad nach Hanse gehen wollte, kam er nicht weiter als bis zum nächsten Haidekrauthügel; da ließ er sich niedersinken und es waren keine fünf Minuten vergangen, ehe er im tiefsten, wohlthuendsten Schlummer lag, er, der nie früher in der freien Luft hätte schlafen können. Sie würde das auch schon erfahren.

Ja, das wollte sie auch gern erfahren. Man konnte hier natürlicher-
weise vollkommen ungenirt sein?

Falls sie sich nicht vor den Fischern geniren wolle, die übrigens fast immer draußen auf Fischfang wären, oder vor den zwei Pferden und etwelchen Kühen, die die Insel besäße. Daß eine Schaluppe mit Badegästen von Abo sich heruerirre, geschähe fast nie. Ob sie gleich baden wolle?

Ja, sie wollte am liebsten gleich damit anfangen.

Nun, so wolle er ihr die beste Badestelle! zeigen. Aber sei sie vielleicht bange im offenen Meer zu baden? Nadehäuser gäbe es keine hier.

Oh nein, das würde schon gehen.

Darauf half er ihr aufstehen, wartete, bis sie ihre Badesachen geholt hatte und begleitete sie an den Strand. Sie gingen einen Fußpfad entlang, der sich über den flachsten und fruchtbarsten Theil der Insel hinschlängelte, zwischen Häusern, die unregelmäßig und in großen D istmcen umhcrgestreut waren, kamen in eine schmale Ritze zwischen zwei Bergknollen, und sahen die Aussicht sich plötzlich öffnen und das Meer vor ihnen liegen, frei, unendlich, stille in der Mittagssonne. Gerade unter ihnen hatte es sich zwischen den über einandergestülpten, weißgeriebenen Klippen eine Bucht ausgespült und bilden' gewissermaßen eine natürliche, warme Badewanne. Sie nahmen Abschied von einander und gaben sich das Versprechen sich gegenseitig nach einer Stunde am dem Platz vor ihrer Wohnung, wo sie gesessen, zu erwarten.

Sie ging einen langen Abhang mit sandigen, Boden und magerem schwarzbraune!« Gestrüpp hinab, auf dem der Fuß beständig ausglitt, so daß es ganz beschwerlich war, vorwärts zu kommen.- Dann kam ein Gekielter über ungeheure, weißgraue Steinplatten, die mit Gries und Geröll bedeckt waren und endlich ging es das Ufer entlang, wo der angespülte Sand weiß und fein in einen Halbzirkel lag, bis wo die Klippen wieder ansingen. Das Ganze sah aus wie eine ungeheure Steinmulde, die an der einen Seite offen war. Von Stein zu Stein springend und über lange glatte Fliesen weg-schreitend, gelangt sie zu einer Art kesselförmig ausgehöhlter Granitschicht, die sich wieder in zwei, drei kleinere Vertiefungen theilte, natürliche Betten, mit weichen Rundungen im harten Gries, den Menschen nach dem Bade in Empfang zu nehmen und gleichsam abgepaßt nach ihrer Körpcrform. Sie warf ihr Bündel hin, ging vorsichtig ans dem glatten Stein bis an den äußersten Rand und sah hinab in ein Wasser, so durchsichtig und farblos klar und rein, daß das geringste Sandkorn und der kleinste Kieselstein auf dem Grunde sich unterscheiden ließ, während der Sonnenschein sich gewisser-

Mcervögel.

maßen durch den kühlen Stoff ergoß und sich mit kälterem klarerein Glanz über den Boden, den Sand und die Seetanggewächse legte. Ueber der kleinen runden Bucht und über ihrem Kopfe, meenvärts und landeinwärts schossen und kreisten wunderliche Vögel mit durchdringendem, metallischem Schrei, wie sie sie nie gesehen und gehört, Meervögel mit langen, spitzen, federnden Flügeln und Körpern von der Form und Farbe der Makrele. Sie sang an, sich langsam abzukleiden. Der Stein wärmte ihr so angenehm die Sohlen, während sie zum Wasser hinabtrippelte. Erst mußte sie über ein kleines Geriesel waten, um zu einem Steinblock zu gelangen, der wie der Rücken eines ruhenden Walfisches dalag: von ihm galt es, sich hinabzulassen in's Wasser. Sie tauchte den Fuß ein, aber zog ihn gleich mit einem kleinen Schrei zurück: es war kalt. Schließlich gelangte sie hinüber und stand eine Weile zweifelnd und schauernd vor dem kalten Element; plötzlich glitt sie hinein. Ein herzerreißender Aufschrei, ein wildes Geplätscher im Wasser, — und ein nackter Frauenkörper stand aufgerichtet, und ließ die Sonne seine weiße Haut umschmeicheln, während ihm da? Wasser aus dem gelösten Haar rann.

Zwischen zwei grünscharzen Mauern dichter Wasserpflanzen lief eine lange, schmale Rinne hin, die weiß schimmerte von unbedecktem Sande. Sie sprang ausgelassen durch dieselbe und kam zu einem breiten, weißen, sandigen Plateau, wo das Wasser ihr nicht höher, als bis an die Knie ging und man ganz bequem hingekauert sitzen konnte. Und gleich daneben war eine Vertiefung, wo man so herrlich bis an den Hals im Wasser stehen konnte. Da und dort schaukelten sich kleine, runde Dinger, schleimig, mit einem Wirrwarr von Fibern auf der unteren Seite, in allen sieben Farben des Regenbogens und einer Menge Nebengänge spielend, und die hielt sie scharf im Auge, daß sie ihr nicht zu nahe kamen, denn Tuvson hatte gesagt, rühre einem solch ein Seestern der Westküste an die nackte Haut, so brenne das stundenlang noch schlimmer als Nesseln.

Sie konnte gar nicht wieder ans dem Wasser heraus; das war so namenlos herrlich, das Alles; dies salzige, kalte, reine Wasser und die wanne Sonne auf der nackten Haut. Aber nun war es die höchste Zeit ein Ende zu machen. Sie tauchte auf aus der kleinen Höhle, lief zurück durch die sandige Rinne zwischen den grünen Meergewächsen, sank plötzlich nieder in die Vertiefung am runden Steinblock, — aber wie auf ihn hinauf kommen? Sie krabbelte und kletterte, aber er war glatt wie Glas; sie klammerte sich mit ihren Fingern an und stemmte sich mit ihren Füßen dagegen, aber sie rutschte und rutschte zurück. Mal auf Mal, unausweichlich. Ihr wurde ganz unheimlich zu Mut, sie machte eine letzte, verzweifelte Anstrengung, saß auf dem Steinblock mit roth- und blugeschlagene Knie und entdeckte, daß es sich ganz bequem licite machen lassen ans Land zu waten auf einem kleinen Umweg. Sie lief den flachen Abhang hinan, wickelte sich in ihr Laken und warf sich so lang sie war in die weicken Höhlungen des

HU2 (!)la I^ansson in -kuiup.

Steins, eines Wohlgefühls im ganzen Körper genießend, das sie nie früher empfunden zu haben glaubte. Sie lag lange so, im Sonnenbad nach dem Wasserbad, sah die großen, weißen Meervögel mit schwerem, elastischem Flügelschlag ihrer langen, spitzen, starten Flügel über sich kreuzen und hörte sie schreien mit ihren seltsamen, metallischen Stimmen. Darauf kleidete sie sich an und ging langsam und vor sich hinlächelnd den Weg zurück, den sie gekommen, den Pfad über das Steingeröll und die Klippen mit dem schwarzen Gestrüpp und über die sparsam und schwarzbraun bewachsenen Sandabbänge, ihrem Hause zu.

„Nun?“ fragte er lachend.

„O, es war so herrlich; alles zusammen so herrlich: das reine, salzige Wasser, der feine, weiche Sandboden und die Sonnenwärme auf den Steinen; ja, vor Allem die warmen Steine.“

„Und sie fühlen sich wohl nach Ihrem ersten Vad?“

„O, unbeschreiblich: bloß ein bisschen matt.“

„Nun müssen Sie sich aber auch ausruhen bis Mittag. Ich habe einen ausgezeichneten Platz gefunden, wo man Vormittagssiesta halten kann. Haben Sie Lust ihn zu sehen?“

Ja, natürlich hatte sie Lust.

Sie gingen zwischen einigen kleinen Ackerstücken hin, den einzigen, die die Insel besaß, fanden einen Fahrweg, der dicht unter dem Vergabhang hinlief und von Laubbäumen beschattet war, die gegen die Zwerggestalt der übrigen auf der Insel groß erschienen, folgten ihm und geriethen auf eine halbkreisförmige, schrägansteigende Ebene, von dichtem Gras bewachsen und von Nußsträuchern und einem Steinwall umkränzt. Sie kletterte auf ihn hinauf und sahen dahinter ein Hochplateau von mächtigen blankgescheuerten Granitquadern aufsteigen, über die Steinblöcke und Geröll wie von Riesenhand hingeschleudert lagen. Alles war baar und öde, streng und unzugänglich, wie ein blanker Silberstreifen stand ringsherum am Horizont das Meer.

Rasch stiegen sie wieder hinunter, ohne einander anzusehen, ohne Worte. Sie setzte sich zuerst in's Gras, er ein Stück von ihr entfernt und beide blickten schweigend über das Stück Insel vor ihnen und den Sund mit den Vootmasten dahinter, der sie von einer Nachbarinsel schied. Sie zog Grashalme aus der Erde, zupfte sie auseinander, rollte sie um die Finger, warf sie weg, riß neue aus und fing ein Geflecht an herzustellen, er legte sich auf die Seite in's Gras, den Ellenbogen gegen das Feld, den Kopf in die Hand gestützt. Als er sie so beschäftigt sah, fing er an sie zu betrachten. Die Minuten gingen und das Schweigen breitete sich um sie herum, immer dichter, immer unzerreißbarer. Sie empfanden die Einsamkeit, in der sie saßen! sie fühlten Verlegenheit, daß geredet werden mußte; eins wartete darauf, daß das andere den Anfang machen sollte, aber keins fand das erlösende Wort. Sie waren noch zu fremd für einander, als daß die Stille sie nicht hätte in Verlegenheit setzen und jedes sich selbst fragen sollte: womit anfangen?

— I Neervögel,

öS wurde eine Unterhaltung, die, mit Anstrengung angeknüpft, jeden Augenblick liegen blieb, im ein Ball im hohen Gras; und das vollständig unbeobachtete Beisammenfein, das sie gesucht hatten, erwies sich gerade als ein nicht zu bewältigendes Hinderniß für Vertraulichkeit und Natürlichkeit des Verkehrs.

Als sie sich trennten, um Jedes an seinem einsamen Tisch in seiner Stube seine Mittagsmahlzeit zu halten, verabredeten sie, sobald die größte Hitze vorüber sei, zu einem gemeinsamen Streifzug auf der Insel zusammenzutreffen. Die vielen nackten Steine, die den größten Theil von Utö beoekten, wirkten nämlich wie ein Ofen: sie sammelten die Sonnenwärme, hielten sie in sich fest und strahlten sie langsam wieder aus, so daß die Insel gegen Nachmittag in einer wahren Backstubenatmosphäre dalag, während die Abende trotz des großen kalten Meeres weich und warm waren.

Emma Berg hatte keine Ruhe. Sobald sie ihre gebratene Makrele und ihre Kirschsuppe, die ihr nach Landessitte in umgekehrter Ordnung vorgesetzt worden, verzehrt hatte, warf sie ihr Spitzentuch über den Kopf und ging aus. Es war etwas in ihr, womit sie nicht allein bleiben konnte, sie wußte nicht was, bloß daß sie weg davon mußte. Eine Angst war in ihr, sie klopfte in ihren Pulsen, sie fühlte sie in ihren, Herzschlag. — Warum war er so seltsam? War es recht, daß sie gekommen war? Was zog sie zu ihm, da doch nichts in seinem Wesen war, das sich bemühte, sich ihr zu nähern, sie zu gewinnen. Warum war sie hier, wie war das geschehen? . . . Die Sonne brannte ihr aus den Kopf, die Hitze stand um sie hemm, ihre Gedanken drehten sich rund und ründ um dieselben Fragen. Sie ging inechanifch, ohne zu wissen wohin? Plötzlich hörte sie Kinder lachen und treischen, sah ans und erkannte, daß sie an die Badestellc gemthen war, an Deren anderer Seite einige kleine Fischerbnben mit nufgekrempen Hosen im Wasser herumplätscherten und bei ihrem Anblick davonnnten. Sie'mar müde. Die Sonne schien blendend und das Meer lag da wie eine ungeheure blanke Silberplatte, die ihren Schein doppelt blendend zurückwarf, ^ie mochte nicht umkehren. Zu Hause wollte sie nicht sein und eS lockte sie nirgend anders hin aus dieser nackten, dünnen, öden Insel. Sie schritt vorwärts und setzte sich in den muldenförmigen Stein, dicht am Rande des Wassers. Ganz kleine, kleine Wellchen rollten heran und schlugen glucksend an ihm auf. Etwas sagte an ihrem Ohr: hier hat er gebadet. ... Sie blieb sitzen.

Die Sonne stand schräg, das Meer war blau wie der Himmel und über die kleine Bucht strich ein srischer Wind. Emma Berg richtete sich ans ^ind rieb sich die Augen. In ihren Gliedern lag es wie Blei, ihr Kops >r,-annt), sie sah schlaftrunken um sich und begriff nicht, wo sie war. Ob, >vie ihr heiß war; heiß und durstig. Sie stützte die Hand auf den Stein, war glühcikd. Sie setzte sich auf und fühlte, daß die Kleider unter ihr Nord und Eiid, VIII., >7l. 27

HÖH VIII Hansson in ^furup.

warm waren, als Hütte sie in eine»! überhitzten Bett gelegen. Sie begriff, daß sie geschlafen hatte und legte sich wieder zurück. Weiterschlafen. Da fuhr es wie ein Vltz durch sie: um fünf wollte er kommen. Sie sah «ach der Sonne und sprang auf. Es mußte später sein! Das kühle Meer hielt, die heiße Müdigkeit hielt, sie konnte nicht auf die Füße kommen, stand doch da, sammelte ihren Schleier um sich und sprang zwischen Geröll und Gestrüpp vorwärts dem Hause zu. Sobald es auftauchte, ging sie langsam, ganz bedächtig, über den Weg hinspäheud, von dem er kommen mußte. Nun, noch war er nicht unterwegs. Sie fing wieder an zu eilen, bog um die Ecke ihres Hauses und sah ihn, den Micken ihr zugekehrt auf den Stufen der Steintreppe sitzen.

Beim Knittern des Sandgerölls unter ihren Füßen wandte'er'sich um.

„Sie sind ja ganz roth,“ sagte er, „was haben Sie gethan?“

„In der Sonne geschlafen.“

„Wo?“

„Auf dem Stein an der Badestelle.“

„In der Mittagshitze. Davon können Sie krank werden.“

„O nein!“

Sie war auf einmal wieder so unglaublich froh. Sie trieb ihn, gleich die Wanderung anzufangen. Sie sah verstohlen auf die zarte feine Gestalt mit dem leifen träumerischen Gang und freute sich, daß sie neben ihm ging. Sie kletterten auf die bedeutendsten Höhen der Insel hinauf, dort, wo das Lootsenhaus lag, und ganz auf dem Gipfel unter Myriaden loser Steinblöcke herum, über die man einen Pfad gezogen, der sich durch etwas geringere Unebenheit auszeichnete; von hier aus sahen sie in eine Unendlichkeit wechselnder Perspektiven nach dem festen Lande hin: das innere Fahrwasser voll von Segelböten, die aussahen wie kleine weiße Schmetterlinge auf blauer Fläche, von größeren mastenreicheren Böten, dazwischen dann und wann ein schwarzer, gerader, niedriger Dampfer, der seines Weges vorwärtsschoß wie ein von seinen Affairen erfüllter Geschäftsmann zwischen der Menge koketter, eleganter, gemächlich vorwärts schaukelnder Segelschiffe, die sich Zeit lassen: hinter dein Fahrwasser der Einlauf nach Äbo in starker Verkürzung mit seinen vielen kleinen Scheeren und Landzungen, die für das Auge in eins schmolzen, während der weiße Thurm und das rothe Ziegeldach von Abos Kirche wie auf den Hintergrund' gemalt standen; und daun die Küste des Festlandes, sich im bleichsten Blau vertonend — in einem Blau, das beinahe keine Farbe mehr für's Auge war — nach Süden hin in eine gerade Linie auslaufend, während sie nach Norden eine enormre Curve beschrieb, bis sie in der Nordsee verschwand. Sie kletterten an der anderen Seite wieder hinab, kamen zu dem schmalen Sund zwischen den Inseln, sahen der Vorstellung im Fischfang zu, die die großen weißgrauen Möven gaben, indem sie erst einen langen Bogen im Raum beschrieben, dann auf einmal auf einen Fisch an der Wasserfläche Sicht nahmen und wie weiße Pfeile niederschossen.

Meervögel. HOZ

Plötzlich schloß sich der Weg vor ihnen dadurch, daß die Klippen steil in's Wasser abfielen; Emma Berg sah sich verdutzt um in irgend einer consusen Borstellimg, daß Jemand sie durch's Wasser tragen würde. Aber ihr Begleiter balancirte schweigend voraus, von Stein zu Stein, sich die Stiefelsohlen netzend, ohne sich nach ihr umzusehen; und so nahm sie denn resolut und etwas niedergeschlagen ihre Röcke zusammen und machte es ihm nach. Als sie fast hnrüber mar und er schon am Ufer stand, sah sie ein rundes, fleischfarbenes Ding mit vielen Beinen am Strande liegen und fragte, was das fei.

„Das ist eine kleine Krabbe,“ antwortete Nils Tnveson mit so warmer Stimme, als hätte er gesagt: Das ist ein süßes kleines Mädchen. Emma Berg blickte flüchtig auf und sah, daß seine Angen zärtlich auf ihr ruhten. Sie blickte geschwind wieder weg.

Sie befanden sich nun auf einem weiten flachen Plateau, das die ganze eine Innenseite der Insel füllte und wo Idie Schafe von Utö die magere W.'ide abknabberten, wanderten weiter auf's Geradeivohl, wanderten und wanderten, während die Sonne immer tiefer sank und die Schatten ansingen sich lang zu strecken und die Luft sich abkühlte, wanderten über nacktes Urgestein und lange Geröllstrecken, durch von Himbeer- und Blaubeersträuchern bestandene Wildnisse, über Sandflächen und tiesliegende morastige Felder. Schließlich gelangten sie wieder an die kleine Bucht mit ihrer Badestelle, gingen schräg an ihr vorbei, vorwärts durch ein breites langes Grasthal zwischen Bergknollen, stiegen an ihnen empor, stiegen und stiegen, bald ein bischen aufwärts, bald ein bischen abwärts, dann wieder aufwärts, immer höher — Sie waren beide stehen geblieben mit einem Ausruf. Sie standen auf einem Steinplateau, vor ihnen lagen durch und übereinander, wie in einem Kampf zwischen Titanen hingeworfen, übereinandergethürmt wie von zornige» (Göttern — phantastisch, ungeheuerlich, Schreck einjagend — Steinzähne, Steinknollen, Steinblöcke, weit, weit, in einer unendlichen Perspective, die kein Ende nahm, immer weißer, immer fahler, bis sie ganz fern Skeletten fossiler Ungeheuer glichen, die mährend Millionen Jahre hier gelegen hatten und von den Wogen weißgewaschen worden waren — von den Wogen des MeerS, das die beiden kleinen Menschen auf dem Steinplateau ausgestreckt iin Licht der sinkenden Sonne liegen sahen wie eine gigantische, sorglose Bestie, die in ^iner Stunde der Rübe und guten Laune ihre muskulösen Glieder woblbe- liaglich ausstreckt, während ihre blanke Haut glänzt und funkelt.

III.

Ein paar Tage waren vergangen. Sie saßen wie gewöhnlich nach dem Bade zusammen auf dem grünen, von Bäumen umstandenen Abhang mit dem Steinwallgchege hinter sich und der Aussicht über die Felder, den Sund und die Nachbarinsel vor sich. Er lag auf dem Rücken, auf einer Decke ausgestreckt mit einen: Kissen unter dem Kopf, sie halb liegend daneben, mit

H06 Gla I^ansson in Skurup.

der einen flachen Hand sich auf den Shawl stützend, auf dein sie saß. Sommerhitze, Sommergesumme, Meeruögelgeschrei; wann, still und einsam; kurze Gespräche und lange Pausen, mehr Gedanken als Worte, mehr Stimmungen als Gedanken.

„Ein Vielsprecher zu sein kann man Sie nicht gerade beschuldigen," hotte er sie sagen. Er richtete sich ein wenig auf und betrachtete sie; es war nichts von Vorwurf oder Neckerei in ihrem Tonfall gewesen, aber er wollte sich genau davon überzeugen und darum nachsehen. Er begegnete einen Blick, der lachend, scherzend, warm war, aber nichts von dem, was er befürchtete.

„Sie sind nun wirklich ein sehr stiller Mensch," fügte sie hinzu.

„Ja," antwortete er. „Ich glaube, daß Menschen, die dazu angelegt sind, einander zu verstehen, es ohne viele Worte thun. Und sind sie nicht angelegt einander zu verstehen, so kann kein Lastwagen voller Worte sie über's Wasser zu einander bringen. Alle Beziehungen knüpfen sich von selbst, spontan und im Geheimen; Worte sind bei solchen Vorgängen meist dazu da, um Unordnung in den Garnknäuel zu bringen, gleich ungeschickten Fingern."

Es wurde still für eine Weile.

„Wir haben ja nicht allzu viele Worte gemacht, Fräulein; und doch ..."

Er hielt inne und sah sie an; er merkte, daß sie verstand, was er sagen wollte. Sie senkte den Kopf und antwortete nicht.

Was Tuveson ausdrücken wollte, war in der That richtig. Sie waren in diesen wenigen Tagen einander näher gekommen auf dem guten Weg der Unbewußtheit und der natürlichen Sympathie. Sie gediehen in ihrer gegenseitigen Körperatmosphäre und es Wen, als hätte sich bereits dadurch eine feste Grundlinge von Wirklichkeit unter ihre Sehnsucht nach einander geschoben, die aus ihrem langen, engen Winterbriefwechsel wie ein warmer Erdhauch aufgestiegen war, der sie Beide einhüllte. Der junge Mann hatte begriffen, daß das, was sich jetzt zusammenknüpfend zwischen ihnen ausspinnen sollte, sich nicht direct und gleich aus ihrem früheren Verhältnis, hernbernehmen ließ, sondern seinen eigenen Ausgangspunkt haben und neben demselben herlaufen müsse. Er wußte wenig von ihr; weder recht wer sie war, noch wie ihre Herkunft und Verhältnisse waren, und er fragte nie darnach. Darauf kam es ihn: nicht an; das war alles in jener tiefen, distincten, unauflöselichen Wirkung, die ein Mensch von dem andern bei den ersten persönlichen Begegnungen empfängt, enthalten. Der erste Eindruck, den sie auf ihn gemacht, an jenem Abend, als er sie in Abo abholte, jener unsichtbare Lebenskeim, auf dessen Anwesenheit oder Abwesenheit alles beruht, — er hatte von ihm mit der Sicherheit des Instinkts gefühlt, daß er von der rechten Art war. Es hatte in ihm gelegen wie ein Stück Kohle, die glühte und wärmte, bis seine harte, steife Umgangsform angefangen hatte darunter weich zu werden, wie ein Saatkeim, der zu wachsen anfängt, sobald der Frost die Erde verlassen.

Wenn das Verhältnis; zwischen einem Mann und einem Weibe diesen

Meervögel, HO?

Punkt der Entwicklung erreicht hat, kann der geringste Zufall, das vollständige Nichts von einer Kleinigkeit hinreichend sein, das im Innern und Verborgenen brennende Feuer auf einmal in einer kleinen Zunge, oder das im Innern und der Verborgtheit sproßende Keimchen über der Erdkrume in einem grünen Epitzchen sichtbar werden zu lassen. Es kann längere oder kürzere Zeit danern, es kann schon morgen geschehen, es kann wochenlang Zeit brauchen, es kann auch gar nicht kommen; nnd es ist dasselbe Nichts, das darüber bestimmt, ob nnd wann? Nils fühlte, daß die Kohle in ihm war, daß der Keim in ihm war, daß dieser wuchs und jene glühte; und Fatalist, wie er war, froh über das, was er wußte, ließ er das Verhältnis; sich formen nach seinen eigenen Gesetzen, in all seinen kleinen, heimlichen Phasen, den Zufall erwartend, der an der Puppe die Flügel des Schmetterlings entblößen sollte. Und so kam ein Abend, nachdem sie den Tag über zusammen in Abo gewesen waren.

Sie hatten eine beschwerliche Hinreise gehabt. Emma Bergs Wirth, ein alter, erfahrener Fische, der einen der alten Gelehrtennamen auf „ius“ trug und feinerzeit als Bürger von Abo bessere Tage gesehen hatte, ehe er sich nach mancherlei Fehlschlagen auf Utö vergrub, segelte selbst mit ihnen hinüber, und sein Boot, alt nnd gebrechlich, wie er selbst, war undicht 'und zog beständig Wasser. Ein starker Gegenwind von seitwärts blies und sie mußten in langen Bögen kreuzen. Der alte Mann mit dem großliniigen, scharfgeschnittenen, wetterharten Gesicht hatte die ganze Zeit über genug aufzupassen, daß die Stoßwinde das Boot nicht überrumpelten. Die beiden Fremden saßen frierend und blaßschnäblig und beobachteten zum Zeitvertreib den heran-nahenden Stoßwind, der blitzgeschwind über das Meer auf sie zugefahren kam als ein dunklerer Schatten nnd ein leichtes Gekräufel auf dein Wasser. Bei der Gelegenheit hatte Tuveson ein neues Gesicht an ihr entdeckt, wie er es nannte. Es gehört zu seiner Theorie von den Menschen, daß in jeder Persönlichkeit eine Menge Individualitäten wohnen, und daß jede derselben, wenn sie die Oberhand erhielt, ihre momentane Herrschaft auch im rein Aeüßeren geltend machte und derselbe Mensch demzufolge ganz verschiedene Gesichter hatte. Wie er nun auf der langen, einförmigen Fahrt Fränlein Berg gegenübersaß, bekam er ein neues Gesicht an ihr zu fassen. Sie war in Weiß gekleidet, mit einem blauen eng anliegenden Mantel, auf dem Hopfe hatte sie ein Mützchen gleichfalls aus Blau und Weiß, das dunkle Haar mit dem Scheitel auf der Seite fiel unreglementirlich gelockt über die lwbte Stirn und unter ihr blickten zwei Augen vor sich hin, so kühn und grau, wie er sie niemals früher gesehen, außer vielleicht am ersten Abend, als er mit ihr nach seiner Insel hinübersegelte. Die schlanke, feste, elastische Gestalt, das unsymmetrische, ruhig kecke Gesicht, und dann diese kühnen granm Augen, er liebte es alles zusammen. Es Harmonirtc so gut mit der Umgebung: dem stärkenden, salzigen Wind und dem offenen Meer. Es schwebte ihm vor, wie der Schatten eines Gedankens über dem Unbewußten in ihm, daß

HN8 —- Vla liansson in 5kurup.

irgend ein Zusammenhang vorhanden war zwischen diesem erwartungsvollen und doch so entschlossenen Blick, mit dem sie vor sich hin, den Wogen und dem Stohwind entgensah, und ihrer Art sich Äuge in Äuge dem Leben, der Zukunft, dem Schicksal gegenüber zu stellen.

Schließlich waren sie angelangt. Sie aßen Mittag zusammen auf dem „Berge“, dem Sommerrestaurant des Badeortes, auf dem Felsen über der Stadt. Es war gerade die Dinerstunde und der große Speisesaal war dicht besetzt. Alle diese Menschen kannten einander, grüßten sich r>om einen Ende des Saales znm anderen hinüber und man conuersirte miteinander von Tisch zn Tisch. Da»; Neuangekommene Paar dagegen war Allen fremd. Die Aufmerksamkeit war unterstrichen; neugierige directe Blicke, neugierige stumme Fragen von den Einen, von den Anderen ein absichtliches, unartiges Ueber-sie-wegsehen. Tuveson fühlte sich übel zn Muth; ihm war, als wanderten die Augen dieser fremden lästigen Menschen auf ihm herum wie Fliegenfüße, als gruben ihre Gedanken sich in ihn hinein wie klamme, schmutzige Finger, deren Griff er nicht ausweichen konnte. So war nun einmal sein Naturell. Er sah auf seine Begleiterin: sie saß neben ihm so ruhig und gleichgültig, als ginge die ganze Umgebung sie nichts an, als wäre sie gar nicht für sie da, aß mit ihnen: guten Appetit, sprach mit ihm in ihrer gewöhnlichen gnten Lauue, betrachtete die Gruppen an den Tische», wie man die Dinge in einem Museum betrachtet. Er fühlte sich selbst dadurch ganz erleichtert, dankbar gegen sie, stolz auf sie, verliebt in sie; gerade diese instinctive Natürlichkeit, diese Natürlichkeit aus erster Hand, keine erkämpfte, erzwungene, ertretzte, sondern die natürliche Art eines selbstsichem Menschen aus ganzem Guß war es, was ihu au ihr anzog.

Nachmittags gingen sie zusammen zur Post; es war ja ihre Hauptangelegenheit sich ihre Briefe abzuholen; ein regelmäßiger Postverckhr m!t der entlegenen Insel fand nicht statt und es konnte manchmal eine Woche und mehr vergehen, che der Znfall einen der Eingeborenen auf gut Glück in's Postcontor führte. Sie setzten sich auf eiue Bank iu der kleinen schattigen Anlage gegenüber dem Kurhaus, um ihre Briefe uud Zeitungen, einen ganzen Packen, zu lesen. Aber da bekam Tuveson einige weibliche Wesen auf der Bank ihnen gegenüber zu Gesicht, drei alte dürre Jungfern mit Handarbeiten, Schnurrbartschattcn, giftigen Angen und höhnischem Mund — und da konnte er es in der civilisirten Welt nicht länger halten, steckte alle seine Neuigkeiten in die Tasche, trieb Fräulein Berg zum Weggehen nnd segelte mit ihr heim.

Und darauf saßen sie am Abend zusammen an der kleinen Badebucht. Sie hatten ein Stückchen landeinwärts, gerade wo die Sand- und Hcride-kmutabhänge von den Klippen durchschnitten wurden, eine bequeme Nnhestelle mit natürlichen Sitz- und Liegeplätzen im Stein nnd einer weiten Aussicht über die Bucht und das Meer gefunden. Es war schon spät; auf der Insel war Alles längst zur Nnhe gegangen. Der Mond legte einen blanken

Meervögel,

4«9

Streifen auf die unbewegliche Wasserfläche, Still und hell; nur dann und wann schnalzte ein Fisch, oder plätscherte ein Vogel auf dein Meer. Sie sah nieder auf ihn, der an ihrer Seite halbliegend saß, die dunkelt räumenden Augen auf einen Punkt; irgendwo weitweg auf der See, hinter ihr, jenseits von dieser Welt geheftet. Ein Druck siel über sie, sie konnte sich nicht rühren und nicht Athem holen; es überkam sie wie die unbestimmte Ahnung von einer Sorge, von etwas Verhängnisvollem, Unverschuldetem und Unausweichlichem; das Herz wurde ihr so schwer, so heiß und so kraftlos zugleich, so voll von Mitleid und Ratlosigkeit, von dein Drang zu helfen und von dem Unvermögen zu helfen. Es kamen Thränen in ihre Augen und sie neigte sich unfreiwillig über ihn. Was hatte er denn, daß er so kummervoll, so bodenlos und unheilbar kummervoll aussah? was für Gesichte machten seine Pupillen so unnatürlich groß und schwarz? Plötzlich schlug er den Blick zu ihr auf. War es eine Frage, die darin lag und welche Frage? oder war es eine Bitte, oder war es eine stumme Mittheilung eines Unglücks? sie wußte es nicht und die Worte, die er sagte, verstand sie nicht; sein Blick gab Gefühlen Ausdruck, die sie nicht zu deuten wagte, und während unzusammenhängende Worte zwischen ihnen sielen, die sie beide nicht hörten, sank sein Kopf an ihre Schulter und der Blick kehrte wieder und wieder, tief und bittend. Sie wandte die Augen ab und richtete sie hinaus aufs Meer, etwas in ihr stand wie lauschend und wartete, daß ein Arm sie umfasse und ein Mund den ihren suche. Aber nichts rührte sich neben ihr. Nach einer Weile glitt sein Kopf von ihrer Schulter auf den Stein zurück und sie hörte seine Stimme halblaut, wie als Abschluß einer ganzen Gefühlsscala sagen:

„ES ist immer dasselbe, — es kommt immer dazwischen!“

Es gab einen großen Schlag in ihr, ihr Herz stand still und sie sah

Nacht vor den Augen. Angstvoll, ohne Stimme, fragte sie:

„Was kommt dazwischen?“

„DaS Schwarze, der Spuk“

Sie machte sich mit einer Kraftanstrengung von der wunderlichen Lethargie, in die sie wie durch hypnotische Kraft versenkt war, frei, gleichzeitig stieg ein unerklärlicher Gram in ihr auf, über ihm, über sich selbst, über Alles. „Kommen Sie, Sie dürfen mir keine Gespenster sehen,“ sagte sie, zugleich stand sie auf. Er folgte, aber schlaff und energielos. Sie gingen den Stieg nach ihrem Haufe zu. Vor demselben gaben sie sich die Hand. Er faßte die ihre fast ohne Druck, behielt sie aber doch in der seinen und sagte, die Augen groß und traurig irgendwo hinaus in die weite helle Sommernacht gerichtet: „Sagen Sie — Sie haben eine Antipathie gegen mich?“

Sie sah ihn an, ohne ihn zu verstehen: „Nein.“ Sie standen beide unbeweglich, dann fragte sie leise und ängstlich: „Aber Sie haben was gegen mich?“

Bla Hanssoii in Skurnp.

Er schüttelte den Kopf stumm und zerstreut. So gingen sie auseinander.

Als Emma Berg in dieser Nacht in ihr Zimmer kam, in das der iverme Mondschein hell und beklemmend fiel, war sie sich vor ihr Bett nieder, grub den Kopf in die Kissen und weinte. Die Uhr in der Nebenstube schnurrte, holte ans und schlug die halbe Stunde, sie schnurrte noch einmal, holte ans und schlug die zweite halbe Stunde, das junge Mädchen lag auf den Knien vor ihrem Bett und weinte und weinte. Der Mond verschwand und der Tag dämmerte, da stand sie auf aus dem Halb-schlummer, in den sie sich geweint, legte ihre Kleider ab, setzte sich auf's Bett und versuchte zu denken. Aber es blieb nur bei dem einen Gedanken, der in ihren Ohren flüsterte, in ihren Schläfen hämmerte, auf ihrer Zunge ihm und sich mechanisch immerfort aussprach: Es ist aus, ist aus, ist aus! Sie hatte es ja kommen sehen, es mußte ja so enden.

Sie drückte ihre kühlen, runden Arme an ihre träumenden Augen. Er hatte sie ja selbst gewarnt. Hatte er nicht einmal in einem Briefe geschrieben, es gebe keine größere Misere als die Liebe. Das sei ein einziges Mißverständnis, so lange es dauere, Pein, wenn es aufhöre, Bitterniß, wenn es vorüber sei. Und ein anderes Mal hieß es, er würde sich nie an ein Weib binden, wenn sie nicht die nnd die Eigenschaften hätte, die die Verbindung nie zu einem Band werden ließen, und die Verantwortung für das, wozu sie sich entschlösse, ihr allein auferlegen. Und gerade von diesen Eigenschaften hatte sie gefühlt, daß sie sie besäße . . . Aber es waren auch Gerüchte über ihn gegangen, welche ihre vertraute Freundin, die ihm den Briefwechsel wußte, ihr zugetragen, nämlich, daß das seine Art sei, zärtlich und weich und verlangend zu sein und dann plötzlich zurückzuweichen und sich davon zu machen und zu verschwinden.

Nun, er mochte sein, wie er wollte . . .!

Sie hatte es ja kommen gesehen. Seine Augen hatten geredet und aus seinem Wesen hatte es sich ihr entgegengestreckt wie unsichtbare Anne, täglich war er früher gekommen und länger geblieben und zögernder geschieden. Und sie hatte gefühlt, wie die Sehnsucht sich zwischen ihnen Inn- und herspann und sie aneinanderzog. Aber zuweilen war auch etwas Scheues in seinen Augen gewesen und etwas Müdes in seinem Wesen, und dann stieg sein Liebespessimismus und die Liebesscheu seiner Briefe vor ihr auf und das Gerücht stellte sich daneben, und wenn seine Augen dann wieder baten, dann that sie, «!S merkte sie es nicht, und faßte Alles, was in ihr emvormollte, und drückte es nieder, und blieb immer dieselbe, heiter, theilnehmend und gerade. . . denn sie wollte ihn nicht verlieren, sie wollte ihn nicht verlieren.

Und nun —? was war heute Abend geschehen? sie wußte es nicht.

Aber sie fühlte, daß etwas geschehen und daß aus dem, was geschehen war, sich ein Hauch von Kälte auf ihn und auf sie gelegt. Und sie hatte Angst vor der Kälte. Und während sie zusammenschauerte in der Morgenküble und

Meervögel.

ihre Hände sich ineinanderschlangen und ihre Nägel sich in's Fleisch gruben, sah sie vor sich hinab wie in eine schwarze Nacht, und das war ihre kalte Kindheit und ihre kalte Jugend, fern in Finnland, wo sie geboren worden war, und gelebt hatte, ein Einwandererkind, das keine Wurzeln hatte, das sich fremd suhlte in der Schule und fremd in der Gesellschaft, das anders fühlte und anders dachte, als man von ihm verlangte, ein Kind, das früh seinen Arm ausstreckte um das volle wilde Leben zu fassen und zu halten und sollte es daran sterben. Aber es fand kein volles Leben, nur Rücksichten und Traditionen und Schicklichkeiten.

Da war sie weggegangen, ein Seefahrerkind, zurück in die Heimat ihres Vaters. Und da hatte sie ihn getroffen und eine leise süße Wärme hatte sich über sie geschmeichelt, während sie ihm am Tisch gleichgültiger Bekannter gegenüber saß. Und als dann jeder seines Weges ging ohne Aussicht einander wieder zu begegnen, da hatte etwas in ihr gesagt: wir sehen uns doch wieder.

Ein paar Monate später hatte er ihr geschrieben, und darauf hatten sie sich den ganzen vorigen Winter lang geschrieben . . . und nun war sie hier.

Emma Berg war aufgestanden, hatte in der Stube herumgetastet und endlich das Fenster geöffnet. Da lag das bleiche Morgenlicht über dem Meere und wie ein leises, immer tiefer werdendes Erröthen glitt es daran empor . . .

Sie meinte nicht mehr, sie stand und nickte ihm zu, nickte und nickte mit einem Lächeln, so bleich wie das junge Licht, und flüsterte mit zuckenden Lippen:

Nur nicht ihn verlieren, ich will, was er will, ich kann, was er will, nur nicht ihn verlieren, nur nicht ihn ganz verlieren, als wäre er nie gewesen, oder ich nie für ihn.

IV.

Als Tuveson am anderen Morgen nach dem Bade zu Emma Berg kam, die auf demselben Platz saß und ihn erwartete, wie am ersten Morgen, und ihr die Hand zum Gruß gab, stand sie auf und sagte, indem sie ihm gerade in die Augen sah:

„Ich danke Ihnen, für das, was Sie gestern Abend sagten. Es war das Beste so.“

Er sah sie an und antwortete nichts. Er verstand nicht, was sie meinte, sah ein, daß etwas Dunkles, etwas Unaufgeklärtes zwischen ihnen stand, wußte aber nicht was, und ließ es liegen.

Er war am vorigen Abend heimgekommen, todtmüde, gleichgültig, gemüths-kalt. Ihm war zu Muth, als hätte er bei einem Menschen angeklopft, von dem er erwartete, er würde gelaufen kommen und aufmachen mit offenen Armen, und als ob er gar nicht eingelassen worden wäre, obgleich er drinnen Stimmen hörte, sondern draußen stehen bleiben und wieder seines Weges gehen mußte. Sicher hatte er deutliche Annäherungen gemacht, sicher hatte sie sich zurückgehalten; das Eine war genau so sicher, wie das Andere. Zuerst im Boot: die Bitterkeit und der Ueberdruß und der Wundschmerz, die er unter

Ht.2 — Via Hansson in Skurup.

den freniden Menschen in Abo eingesammelt, hatten sich zu einem krankhaften Bedürfnis noch Zärtlichkeit, nach einem Menschen destilliert, an den er sich schmiegen und an dem er sich wärmen könne; instinetiv, ohne sich selbst davon Rechenschaft zu geben, hatte er sich zu ihr gezogen und sie an sich, — und sie hatte zwischen ihnen die Mauer der weiblichen Unzugänglichkeit ausgerichtet, und vor ihr war er sitzen geblieben, einsam, mit seinen Wunden ('«fühlen. Danach am Abend, im Mondschein, am Meer: er hatte mit überströmendem Herzen, leidend unter den Eindrücken des Tages, die zu einer einzigen Widerwärtigkeit des Cnlturlebens aufgeschwollen waren, unwiderstehlich, magnetisch zu ihrem warmen Körper gezogen, in dessen Atmosphäre er saß, ganz, ganz sachte seinen Kopf auf ihre Schultern gelegt; und sie hatte ihn da bleiben lassen, sich aber selbst so kalt, so steif, so auf ihrer Hut, so abweisend verhalten, daß er ihn zurückzog. Darauf hatte er jene Worte gesagt, jene Worte der Enttäuschung und Verstimmung, für die sie ihm nun heute feierlich dankte, daß er sie gesagt hatte.

Es kamen einige leere, öde, grane Tage für sie beide. Es schien ihnen manchmal als wären sie beide ganz fremde, ganz gleichgültige Menschen für einander, die eine sinnlose Zufälligkeit auf einer menschenleeren Insel zusammengeführt. Ihre Wege wanden sich auseinander, ohne gegenseitige Berührung, ohne Möglichkeiten der Berührung. Sie trafen sich wie früher, hielten Vormittags nach dem Bade Siesta zusammen, wie früher, machten zusammen Ausflüge über die Insel, wie früher. Zuweilen gab es ihrem Zusammensein eine größere Leichtigkeit, dieses Bewußtsein über alles mit einander im Reinen zu sein, aber gewöhnlich bewirkte es Mutlosigkeit, sie mochten nichts tun, nichts sagen. Alles kam ihnen so sinnlos vor. Sie sprachen über triviale Dinge und über ernste Dinge, aber in beiden Fällen waren die seltsamen Schwingungen geheimer Zusammengehörigkeit, tausenderlei unausgesprochener Dinge und lichter Erwartungen, die ihrem früheren Beisammensein seinen Duft und Reiz gegeben, verschwunden.

Sie war es, die zuerst die Verzauberung durchbrach. Eines Tages, während sie jenen wunderlichen Abend wieder einmal überdachte, fing eine Ahnung in ihr aufzudämmern, daß sie ihn doch vielleicht nicht richtig verstanden habe. Vielleicht war sie bloß zu steif, zu kühl, zu unzugänglich gewesen. Freilich war er ja so ein empfindliches Mannsbild, daß man sich versehen mußte, Anstoß zu geben; gelebt hatte er ja genug, vielleicht bis zum Ueberdruß, es gab ein anderes Kerücht, welches «zählte, daß er sein Hab' und Gut hübsch rasch durchgebracht habe in lustigen Nächten; na, das mißfiel ihr nun gar nicht; aber das war es eben, er hatte Erfahrungen in gewissen Angelegenheiten und sie hatte keine und darum weiß so ein Mädchen nie, was es sieht, oder nicht sieht, darf, oder nicht darf; und ihm gegenüber galt es nun ganz sicher ihn die Scala aller Gefühle der Verliebtheit und Leidenschaft nicht so in einen Athem durchlaufen zu lassen, dann kam sicher die Reaction ebenso plötzlich und geschwind hinterher und er war in einem Nu

Nleervögel. 4^3

weg und verschwunden. Es fing ihr an vorzuschweben, daß, was sie gethcm' hatte, eigentlich nur ein Hüten ihr gemeinsam sprossenden Liebe vor zu heißer Sonne gewesen war; wenn sie sie nur nicht aus lauter Borsorge so sehr in den Schatten gestellt hatte, daß sie Frost gelitten?

Mit dieser bewußt gestellten Frage war sie mit einen: Fnß aus dem Zauberkreis. Es brach wie ein feiner, bleicher Streifen Sonne durch all den grauen, ranhkalten Nebel, der um sie herum stand. Sie sah wieder Farben und fühlte wieder Wärme; nnd eines Tages, als sie zusammen-saßen, hörte sie wieder ganz leise den Bogel zwitschern, den sie glaubte erwürgt oder erfrieren gelassen zu haben.

Mit ihm dagegen verhielt es sich anders. Er war von Natur so an-gelegt, daß er unwiderruflich in dem Ring gehen mußte, in den er gerathen, in immer engeren Kreisen, in immer rascherein Tempo in die Runde gehen mußte um seine fire Idee, bis er mit seinem ganzen Wesen eins wurde mit diesem Mittelpunkt und um sich selbst in die Runde schnurrte — er mußte das, sofern nicht der Ring zerschmolz und sich auflöste durch die geheime Arbeit in seinem eigenen unbewußten Leben. Und das gerade war es, was geschah. Er lebte sein BerlMniß mit dem jungen Weibe ganz unbewußt, aber die Vorgänge, durch welche dasselbe sich spontan entwickelte, waren von solcher Art, daß er durch sie, ohne es selbst zn wissen oder etwas zu merken, leise, aber sicher, gerade in ihre Anne und ihr Herz zurückgeführt ward.

Sie merkte es. Mit dem geschärften Blick, den der Verdacht, daß sie vielleicht selbst an der Entfremdung schuld, daß vielleicht das Ganze ein Miß-verständniß sei, ihr gegeben, entdeckte sie sofort alle die mikroskopisch kleinen Veränderungen in seinem Wesen, die die Stationen seiner inneren Rückkehr zu ihr bezeichneten. Sie gewahrte mit stillem Glück, daß etwas in ihr war, was dieses empfindliche Kind, das zugleich individualisirter Mann bis in alle Nerven war, unividerstel lich an sie zog: kam er ihr nicht nnsreiwilig immer näher, lehnte er nicht wieder eines Abends seinen Kopf an ihre Schulter, die nun so still und willig war und seitdem noch manches Mal Ruheplatz wurde, und was träumte wohl in seinen Augen, diesen am Tage so warm-blauen, am Abend so dnnleiblanten Angen, wenn nicht der warme Wider-schein eines inneren Feuers!

Da geschah es eines Vormittags, als die Luft voll war von Gesumm und die Sommerivärme drückte, daß sie plötzlich seinen Kopf in ihren Schoos; gleiten, sich da zurecht legcn nnd liegen bleiben fühlte. Es ging wie ein singender Ton durch sie. Verdutzt und glücklich saß sie da und sab auf diesen blonden Kopf mit den feinen weichen Gesichtslinien, der so sicher ans ihren Knien richte, als hätte er seinen rechten 'Ruheplatz gesunden, Sie wagte keine Bewegung zn machen, kaum Athem zn holen; es war ihr, als könne das Geringste genug sein ihn wieder auszmckieuchen; sie lächelte mir ganz still vor sich. Sie horchte: er athmete tief nnd gleichmäwg wie ein Mensch, der schläft. Sollte er ?Ganz vorsichtig neigte sie sich über ihn, sah die geschlossenen

— Ü)la Lzansson i» skurup.

Augenlider, den weichen halboffenen Mund unter dem blonden Schnurrbart-ja, er schlief, schlief gut und ruhig wie ein Kind. Sie blieb so sitzen, vorn: übergeneigt, mit warmen, feuchten Augen ihn betrachtend, sachte mit der Hand über sein goldbraunes Haar streichend. Und um sie herum, und in ihr, in der Natur, in ihrem Blut, in ihrer Seele spielten ganze Orchcsterstücke — sv schlummernd leise wie die Musik, zu der die Elfen ihre luftigen Tänze in den Mondscheinnächten des Sommers schlingen und doch so mächtig, voll und stark, daß die Jubelaccorde ihr fast die Seele zersprengten. —

„Ich glaube, ich habe geschlafen," sagte er zweifelnd, fragend, nachdem er sich den Schlummer aus den Augen gerieben und sich zurechtgefunden, wo er war.

Sie richtete sich auf und streckte sich verstohlen, müde vom unbeweglichen Sitzen. „O, ja, eine ganze Weile."

„Wie lange?"

„Eine gute halbe Stunde vielleicht."

Ihm schien, als läge ein Glanz auf ihrem Gesicht.

„Sonderbar, ich habe nie schlafen können, wenn ein anderer Menich gegenwärtig war."

„Nun scheine ich's zu können". Er sah sah träumend vor sich hin. „Ich habe sehr gut geschlafen."

Sie antwortete nicht, schluckte nur, als müsse sie Thränen verschlucken und betrachtete ihn mit einem frohen, dankbaren, schelmischen Lächeln.

V.

Einige Tage später lag er nach dein Mittagessen auf seinem unbequemen Strohsopha und las. Aber es ging nicht richtig damit vorwärts; das Buch war etwas für sich und seine Gedanken waren auch etwas für sich, und er konnte mit dem besten Willen von der Welt diese beiden Dinge nicht damdringen desselben Wegs zu wandern. War das Buch dran schuld? Dummeö Zeug war es natürlich. Oder war vielleicht der große, fette, prächtige Hummer daran schuld, der ihm zu Mittag servirt worden war? Es ivar nun auch eine wunderliche Luft heute; sie hing und drückte auf Einem, als läge man zwischen Pfühlen, die Einen: bis über die Ohren gingen. Er gähnte, warf das Bnch weg, sprang auf und stellte sich an's Fenster.

Er hatte eine prachtvolle Aussicht von seinen: Eckzimmer: den klemm Sund dicht unter sich, dahinter das ganze innere Fahrwasser, den Einlam nach Abo, die Küste des festen Landes. Es lag ein graues, einförmiges Nichts heute über dem ganzen schönen Anblick, etwas, das weder Sonnenrauch, noch Nebel, noch bewölkte Luft war, das aber doch all die leuchtenden Farben auswischte, wie ein schmutziger Finger. Das Fenster stand offen, ein schwüler, drückender Wind wehte ihm entgegen, er warf sich wieder auf's Sovha und griff nach dem Buch.

Das Buch glitt zur Seite, die Augenlider sielen zu, alle Glieder schliefen

INCervögel.

ein, fein Gehirn arbeitete, als hätte es an Bleigewichten zu schleppen; aber schlafen konnte er nicht. Er athmete kurz und beschwerlich, es klopfte und pickte in ihm und seine Nerven bebten.

Er erhob sich matt, zog den Nock an, sucht nach der Mütze und blieb zaudernd stehen: wohin eigentlich? Einsam herumschweifen? der ganze Spaziergang zeichnet sich vor ihm, erst den Sund entlang, dann über die Weidenabhänge, den über den Berg, den Berg mit dem unleidlichen losen Steingeröll, — es war ihm widerwärtig, schon im Voraus.

Es war doch auch ein verdammter Einfall von ihr, daß sie sich heut nicht mehr sehen sollten. „Vielleicht sehen wir uns zu häufig. Wir sind zu viel zusammen. Wir müssen es nicht mißbrauchen," hatte sie heute gesagt, als sie sich vor dem Essen trennten. Wie war sie eigentlich auf die Idee gekommen?

Uno er, Esel, hatte gefunden, daß sie da eine Wahrheit sagte, eine beachtenswerthe Wahrheit und hatte Ja und Amen auf diesen dummen Einfall geantwortet, mit einem Ernst, als handelte es sich darum einen Wechsel für eine zweifelhafte Person zu unterschreiben. Und darauf hatten sie einander zugenickt wie zwei Auguren, die den Schleier der Zukunft gelüftet, die Gefahr begriffen und ihr vorgebeugt haben. Und nun saßen sie da, jeder in seinem Winkel, und langweilten sich die Seele aus dem Leibe auf dieser unerträglichsten von allen Inseln, an diesem unerträglichsten von allen Sommertagen.

Nun ja, etwas mußte man ja thun. Gleichviel was. Nur nicht hier sitzen und braten, das war znm Tollwerden. Lieber ausgehen, am Strande sitzen, im Grase ans dem Rücken liegen . . .

Auf der Flurveranda und vor ihr hielt die Familie des Lootsenältermannes Mittagsrast. Der Mann, blond und sehnig, ein echter Abkömmling jener heidnischen nordischen Wikinger, die gerade in dieser Gegend, Bohuslän, der alten Wike, ihre ursprüngliche Heimat hatten, mit kleinen, grauen, durchdringenden Seevogelaugen und einer in vielen Todesgefahren gehärteten Sicherheit. Die Frau, brünett, mit einem scharfgezeichneten Gesicht und einem starken knöchigen Körper, selbstbewußt als Gattin eines gut gestellten und angesehenen Mannes, mit einem gewissen Etwas, das zu Allem bereit war und Alles tragen konnte, wie es der Frau eines Mannes anstand, der bei dem ersten Nothsignal vom Meer, in einer Sturmnacht, seiner Pflicht folgend, alle Rücksichten bei Seite lassen mußte, nicht nur gegen fein warmes Bett, sondern auch gegen Weib und Kinder. Die Kinder, zwölf, zehn und acht Jahr alt, von der Sonne gebräunt, von salzgesättigten Winden gestärkt. Der Mann saß auf der Verandabank, die Frau stand an einen der Pfeiler gelehnt, die das Dach der Veranda trugen, die Kinder spielten auf den Gängen des kleinen Gartens, den die Familie sich zwischen dem mageren Steingeröll eingerichtet und der mit Kttchenkräuteru und einigen einfachen Blumen bestanden war.

Tuveson setzte sich seinem Wirth gegenüber auf die andere Verandabank. Er konnte diese Menschen gut leiden, die als Selbstherrscher auf ihrem

H^K Vla Häusson in Skurup,

Stückchen Erde saßen und das ganz natürlich geltend zu machen wußten; und heute wäre er lieber in gleichviel welcher Gesellschaft als in gar keiner gewesen. Er holte seinen Cognac hervor, Annette — er hatte sie bei seiner Ankunft ‚Frau‘ titulirt, war aber mit verlegenem Stolz von ihr unterrichtet worden, daß hier alle beim Vornamen genannt werden, — Annette ging Kaffee kochen, was sie als Tochter eines reiche» Vauernhauses vom Festland vorzüglich verstand, und bald saßen er und seine Wirthsleute in gemüthlicher Unterhaltung.

Gerade in diesen Tagen ging die Makrelefischerei vor sich. Die Makrele war die Hauptuahrung der Insel. Weit draußen ini offenen Meer lag eine große- Vootflotille vor Anker, alle Vöte der Insel mit der ganzen männlichen und weiblichen Jugend an Bord, die ganze Nacht hindurch, manchmal viele Tage und Nächte hintereinander. Das junge Utö lebte und webte zu dieser Zeit auf dem Meer, auf Deck und unter Deck. Engelbrecktsen hatte zwei große Bote draußen, eins ganz für seine eigene Rechnung, das zweite zusammen mit seinem Nachbarn. Aber der Fischfang war schlecht in diesem Jahr. Es sab aus, als sollte es mit der Makrele gehen, wie es schon mit dem Hummer gegangen war: der war schon auf dein Aussterbeetat. Man war zu unbesonnen zn Werke gegangen und hatte dadurch den Fisch schon halb und halb ausgerottet. Um so dümmmer, da man gerade jetzt einen ausgezeichneten Markt für die Makrele in Deutschland gefunden.

Ein Mädchen und em halbwüchsiger Junge kamen von den Klippen berab um den Garten herum gelaufen, durch den HolMun auf die Veranda zu. Sie fragten, ob sie das kleine Tegelboot des Lootsenältermanns für eine Fahrt nach dem festen Lande leihen dürften, Mutter war in Kinosnow. die Männer waren mit ihren Aöten auf dem Fischfang und sie mußten hinüber nach der Hebamme. Der Lootsenältermann gab ihnen einige Anweisungen und sie verschwanden. Die Unterhaltung ging auf die Verhältnisse der Insel, die einsame Lage, die Schwierigkeit der Verbindung mit dein Festlande in Nothfällen, über. Oh, jetzt ginge ja Alles, wie es sollte, aber zur Winterszeit, wo es nieder Eis noch offenes Wasser gebe, nnd der Weststurin das kleine Steineiland wochenlang in einen einzigen treibenden Nebel von spritzendem Meerschäum einhülle! Kein Gedanke zum Feftlande hinüber zu gelangen. Das Hans war stark genug gebaut und von außen und innen mit Brettern nnd Pappe verschlagen; aber' dann krachte es dock in seinen Fugen, als sollte es davonfliegen wie ein Kartenhaus. Und in die kleinen Ausgncktlmrme ganz oben auf de» Klippenspitze» setzte der Wind, wenn er frei und unbändig vom großen Meer Heranfuhr, eiu, wie ei» Brecheisen. Aber sitzen mußte man da, Woche um Woche, Tag und Nacht, denn einer nach deni andern kamen schwarze Schiffsrümpfe zwisckie» den in Jahrhunderten weißgewaschenen Klippen weit draußen gen West hervor, und da galt es den Notbruf der Schüsse von dem Nothruf des

Mcoroögel,

Sturmes zu unterscheiden; und dann in's Lootsenboot, durch den Sund hindurch, hinaus in's große nnregierliche Meer.

Die Schlaguhr im Hause schlug drei und der Ältermann, an dein die Reihe war im Lootsenhans Wache zu halten, brach auf. Tuveson schlenderte an die See hinunter und setzte sich auf den Grasabhang um dem leisen schläfrigen Geplätscher der Wellen auf den Kieselsteinen zuzuhören und zu vegetiren. Eingeborener von Utö zu sein, hier geboren zu werden zu leben und zu sterben, das war ungefähr dasselbe, wie sein zeitliches Dasein außerhalb der Welt zu führen. Es siel ihm auf einmal ein, daß die Gesichter aller Inselbewohner fast durchgängig den Fischtypus hatten, und als er gleichgültig aufsah und eine Meerschwalbe gewahrte, sagte er sich, daß dieser Vogel ja nichts anderes sei, als eine geflügelte Makrele. Es war das Meer, das Meersalz, der Meerwind, der die Gesichter der Frauen hier draußen so seltsam todtenhaft blaß machte, so fahlweiß wie die Klippen ganz weit draußen im Westen, die der ganze weite Oecem bespülte. Ihn schauderte: welches Leben, welche Einsamkeit! Ihm, der hier bloß drei arme Wochen gewesen, war schon zu Muth, als finge er an sich lebend in eine Schicht von Salzkristallen zu inkrustiren, während die große weite Welt draußen sich von ihm wegschlängelte, wie ein glänzendes, lärmendes Ungeheuer. Er fuhr plötzlich auf; er war von etwas aufgeschreckt worden, er wußte nicht, was es war; er sah sich um nach der Ursache, konnte aber nichts entdecken: es war nm ihn herum, es war in ihm, ein ungrcifbares Etwas, ein schweres, dumpfes Etwas, schreckend, ohne Körper zu haben: — darauf begriff er, was es war; es war die Stille, die Abgeschiedenheit, die Einsamkeit.

Die Einsamkeit! Seine Freundin — seine Feindin? Was wußte er! jedenfalls seine gewohnte Begleiterin. Aus ihr kam er, zu ihr sollte er zurück; in ihr lebte er, wohin er kam und ging, liier wie don, auf der fernen Meerinsel, wie daheim unter den Menschen; von ihr wurde er niemals frei, sie folgte ihm auf den Fersen, als wäre sie der Schatten seines Wesen?. Warum soviel Wesens aus dieser Einsamkeit, der Einsamkeit zwischen Seevögeln und weißgespülten Klippen machen, warum sich über sie aufregen, warum ihrer überdrüssig, durch sie erschreckt werden; sie war ja doch nicht ein bischen anders, oder größer, als jene andere Einsamkeit, in die er sich vorigen Winter vergraben, in die er sich im nächsten Winter vergraben würde, unter seine Bücher, seine Gedanken und Träume, draußen auf dem abgelegenen Bauernhof in Schonen . . .

Ein bewimpeltes Boot kam in den Sund geglitten; als es ihm gerade gegenüber war, wandte es und segelte wieder- hinaus. Es war dem Ufer so nahe gekommen, daß Tuveson in ihm ein aufgedunsenes, selbstzufriedenes Kailfmannsgesicht und ein paar blaßnäsige Damenphnsiognomien unterscheiden konnte. Na ja, das war die Welt, das Leben, die Menschen; das war es, was dem Leben Inhalt und Sinn gab; so hatte er bewimpelte Böte sich entgegenkommen, wenden, und des Wegs, den sie gekommen, wieder zurück-

Bla Hansson in Skurup,

fahren sehen, während seines ganzen Lebens, und selbst war er immer am Strande sitzen geblieben, — in der Einsamkeit. Aber das mar gerade das Verdammte an der Sache, daß er nicht seinen kleinen Finger ausstrecken mochte nach dein bewimpelten Elend, nicht so viel wie einen Heller dasiir geben mochte; — es juckte ihm in den Fingern, einen Stein aufzunehmen und dem davoneilenden Boot nachzuwerfen.

Er setzte niit resolutem Griff die Mütze fest auf den Kopf, wie er immer that, wenn er in stiller Raserei einen entscheidenden Entschluß faßte, und steuert quer über die Insel, energisch, elastisch und eilig. Schon aus der Entfernung warf er lange Blicke nach Fräulein Bergs Fenster, ob er vielleicht schon im Voraus dahinter kommen könne, ob sie zu Haufe sei. Alle Fenster standen weit offen, die Rollgardinen mit ihren schrecklichen Bildern hingen schlaff; nichts zu sehen oder zn hören, kein Laut, keine Bewegung. Ja doch, war die Welt einmal ausgestorben, so war sie es auch gründlich und vollständig. Natürlich! er schwenkte erbittert seinen Schirm. Er klopfte an; still wie im Grabe; ein Hnndeköter bellte irgendwo im Hause. Selbstverständlich! Er schlenderte hinunter zn ihrem gemeinsameii Vormittagsplatz; leer, natürlich; wie, Teufel, konnte er auch verlangen, daß sie gerade jetzt zu finden sein sollte, wo er Verlangen nach ihr hatte; er wanderte nach der Badebucht; da standen einige Schafe und sahen unbeschreiblich dumm aus; sonst kein lebendes Wesen. Mit einem stillen Appell an seinen guten Verstand, der es ihm ja begreiflich machen mußte, daß auf einer so riesigen Insel und bei einem so überwältigendem Reichthum an angenehmen Rastplätzen, es doch immer noch einige Chancen gäbe die Gesuchte zu treffen, jagte er die Insel rund, die Kreuz und Quer, in Diagonale», Cirkeln und Spiralen: — vergebens. Es war schon Abendessenszeit, resignirt schleppte er sich hein — und sah sie plötzlich hinter einer Klippe auftauchen, gan: in der Nähe seiner eigenen Wohnung.

„Ich habe Sie zweimal in Ihrer Wohnung gesucht," sing er an, mil einem Tonfall, der vorwurfsvoll klang, während er sich anstrengte ihn natürlich erscheinen zu lassen, trotz der Verlegenheit, die er fühlte.

„Aber wir waren ja übereingekommen, daß wir uns nicht mehr d« Nachmittags sehen sollten," rief sie erstaunt, mit einem Glanz von Freude in den Augen.

„Ich bin drei Stunden lang die Insel rundgetrabt nach Ihnen," fuhr er hartnäckig fort, und jetzt klang seine Stimme ganz verdrießlich. „Es war nicht auszuhallen."

„Auch nicht für mich," sagte sie leise. „Ich bin auch so hermmMrichen/ Er war umgekehrt und begleitete sie. Er betrachtete sie verstohlen von der Seite: sie sah so froh aus, halb verwundert nachdenklich.

Emma Berg ging nnd sonnte sich. So war er doch da, wieder neben ihr und er hatte sie gesucht. Eine große wohlige Müdigkeit kam über sie, ihre Knie zitterten, das Weinen war ihr ganz nahe. War das ein

Meervögel.

Nachmittag gewesen! Erst drunten im „Park“, wo sie hingegangen war, um die Zeit mit Lesen umzubringen, und wo sie es nicht sein lassen konnte auf ihn zu warten, obgleich sie wußte, daß er nicht kommen würde, zu warten und zu spähen, ob der graue Strich nicht käme, ob die schlanke, stille Gestalt nicht auftauchte, zu warten, bis ihr Gesicht brannte und ihre Hände Eis waren und ihr Herz so wunderbar rasch und ungleich klopfte und dann aussetzte und dann wieder hämmerte. Da war sie aufgesprungen und davongelaufen, ohne sich umzusehen, als wäre ihr wer im Nacken. Aber in ihrer Stube glotzten sie die hellen Blümchen-Tapeten und der alte Hausrath so dumm zufrieden an, und sie fühlte sich so fremd und so einsam und so nicht hier hingehörig unter all diesen Aufsammlungen eines still behaglichen Familienlebens, daß sie hinaus mußte. Und sie ging und ging. Und wie sie so zwischen den Klippen herumkletterte, da fing etwas an zu ziehen und es zog stärker und stärker, und wenn das ansang, da wußte sie, es half kein Widerstand. Und sie folgte. Nach einer Weile tauchte das Haus des Lootsenältermanns auf und sie sah seine Fenster. Da blieb sie stehen hinter einem Felsvorsprung und sah sie an. Lange hatte sie gestanden und auf seine Fenster gesehen und es war still in ihr geworden. Das war das Einzige, was half. Manchen Morgen, wenn der frühe Tag sie weckte, und es ihr schien, es sei so ewig lange bis nach der Badestunde und sie könne ihn nicht erwarten, hatte sie sich angekleidet und war ausgegangen, mit einem großen Bogen um die Insel, damit die Einwohner, die die beiden Fremden scharf im Auge hielten, keinen Verdacht schöpften und der Bogen hatte sie schließlich innier so geführt, bis sie seine Fenster sah. Zuweilen waren Kinder gekommen und hatten ihr Muscheln zum Kauf angeboten, dann setzte sie sich zwischen die Klippen und plauderte mit ihnen, mit seinen Fenstern vor Augen. Einmal war er dann aus dem Hause gekommen und hatte den hellen Fleck, den ihr Kleid bildete, zwischen den Felsen gesehen und war darauf zugegangen. Aber als er sie gewahr geworden, sah sein Gesicht so sonderbar verschlossen aus und seitdem hatte sie nicht mehr gewagt seine Fenster zu suchen . . . bis heute. Daß sie auch in einem Furchtanfall den Vorschlag machen konnte! Sie ging neben ihm wie auf Wolken, in einer stillen saugenden Versuchung mit der Hand ganz leise über seinen Aermel zu streichen. Aber sie wagte es n'cht.

„Was nun?“ fragte er.

„Was Sie wollen.“

„Sollen wir hinauf, den Greisen einen Besuch machen.“

Sie kamen überein, daß sie die „Greise“ besuchen wollten. Mit diesem Namen hatten sie die zwei Leuchttürme getauft, die in unerschütterlichem Greisencrnst auf der höchsten Klippenspitze der Insel postirt standen, Meer und Land beherrschend und weithin sichtbar, wie zwei silhouettirte Striche am Himmel. Die Dämmerung sang an zu fallen, eine beängstigende, melancholische Dämmerung, die das Herz füllt mit einer unbestimmten Angst und Nord und Süd. I.VII.^ 171. 23

H20 Vla tzansson in 3kurup.

die Menschen zu einander treibt. Der Himmel war überzogen von einem einfarbigen, einförmigen, fchmutzgrauen Wolkengewebe und die Erde, die Insel, das Meer fahen feltfam dunkel aus in diefer Luftwirkung, doppelt einfam und doppelt verlassen. Das unendliche Panorama, das sich nach allen Horizonten unter ihnen ausbreitete, floß zusammen in einem einzigen Grau in Grau, die Landschaft um sie hemm hüllte sich wie in eine düstere, ruhende Trauer. Die Abendstimmung hatte sie beide ergriffen; sie saßen ganz still neben einander. Die Minuten kamen und gingen an ihnen vorüber, grau und melancholisch, mit trostlosen Erinnerungen und leeren, »luden Blicken. Die Dämmerung wurde dichter, schließlich begann eine thaufine, kaum wahrnehmbare Feuchtigkeit zu fallen.

Als sie zu ihrer Thür gelangten, war es strömender Regen. Es schien, als hätte die Angst, die unleidliche Spannung in der Natur und in ihren Gemüthern sich unter dem frischen, kühlen Regen gelöst; bloß eine stille, helle Mattigkeit, ein Wohlgefühl der Betümmerniß war nachgeblieben. Sanft und weich, beide in einer und derfelben Stimmung, fühlten sie sich so dankbar gegen einander, so voll von unbestimmter Innigkeit für einander, so voll von Mitgefühl, Hingebung, Nufopferungsbedürfniß. Es erfüllte sie beide an diesem Abend eine unbestimmte, unbewußte, ganz allgemeine Empfindung, daß alles andere, alles, was außer ihnen war, die Dämmerung, die graue Luft, die fchwere, öde, weite Landschaft, die Menschen, ein Ganzes für sich war, und daß sie beide ein anderes Ganzes für sich waren und daß zwischen jenem und ihnen kein Zusammenhang bestand, daß aber dagegen er und sie in dieser fremden, gleichgültigen, abwehrenden Umgebung eins waren, zusammengehörten, einander bedurften, auf einander natürlich hingewiesen waren. Sie konnten es nicht über sich bringen sich zu trennen; sie hatten einander nichts zu sagen und es war schon spät; sie hielten sich bei den Händen zur guten Nacht — da fragte er leife:

„Darf ich nicht noch auf eine kleine Weile zu Ihnen hineinkommen?“

Sie zog die Nollgardinen auf und öffnete alle Fenster weit. Die frische, regensatte Abendluft füllte in wenigen Augenblicken das ganze Zimmer. Er hatte sich in's Sopha gesetzt; sie nahm Platz auf einem Stuhl ihm gegenüber.

„Und nun reisen Sie bald wieder Ihres Wegs," sagte er mit so gezwungener und unnatürlich kalter Stimme, wie nur die erkämpfte Ruhe sie hervorzubringen vermag.

„Ja, ich muß sehen nun bald heimzukommen," antwortete sie mit einem Trotz, der viel verdecken sollte.

„Und darauf, später?“

„Darauf muß man es ja ankommen lassen. Man nimmt die Dinge, wie sie kommen.“

„Wen haben Sie daheim?“

„Vater und Mutter.“

Meervögel,
„Sonst Niemand?“

„Nein.“

„Und später, wenn Sie Ihre Eltern besucht haben, wo wollen Sie dann hin? Was nehmen Sie dann vor — zum Winter?“

„Ich weiß nicht. Daheim, wo ich nie zu Hause war, ist jetzt ein langsames Sterben. Es ist schrecklich unter einem Volk zu leben, das langsam abgemuckst wird. Alles sagt zu Einem: stirb! was lebst Du noch? Und draußen in der fremden Stadt — man wird es müde unter Fremden sein. Aber es bleibt Einem nicht viel zu wählen übrig. Ich gehe wohl wieder dahin zurück.“

„Aber damit können Sie doch nicht zufrieden sein?“

Sie sah vor sich hin und schwieg.

„Und wie denken Sie sich Ihre Zukunft?“ fuhr er fort.

„O es wird immer enger um Einen herum, immer leerer. Und man sieht es an und weiß, daß es so kommen muß. Und die Jahre gehen und man ist wie ein Blatt, das der Wind treibt, es hüpfet und bleibt liegen und dreht sich und rollt und rollt, und endlich ist es weg. Und Keiner bemerkt, daß es weg ist.“

Es entstand eine kleine Pause; der Laut des Ziegens; sonst alles still.

„Und das ist so schwer,“ fuhr sie fort. „Der Gedanke, daß man ausgelöscht wird, verschwinden, weg sein — Alles lebt. Alles regt sich. Alles steht, wo es gestanden, als man da war . . . aber man selbst ist weg, als wäre man nie gewesen. Das ist das Schrecklichste, was ich weiß. Alles in Einem richtet sich auf dagegen. Aber es hilft nichts. Es muß sein, es ist schon.“

Keine Thränen waren sichtbar, aber ihr Gesicht war wie aufgelöst von innerem Weinen.

„Und was soll aus uns Beiden werden; ich meine — sollen wir fortfahren einander zu schreiben?“

Sie antwortete ganz ruhig und beherrscht: „Ja, das könnten mir gern thun.“

„Aber das ist nicht genug für Sie.“ Er hielt inne. „Sie müssen etwas anderes haben, mehr, einen Menschen, der was für Sie ist. Einen, der Ihnen mehr giebt, als das.“

„Ich habe keinen gefunden. „Nichts, wovon ich sagen könnte, das ist es, das Leben — Alles! Es giebt Keinen, der mich so gern hat. Was gekommen ist und sich darbot, das war mehr oder weniger, aber es war nicht das, wovon man zu sich sagt: ja das ist es, nun ist es da, nun hältst du es.“

Und es kommt wohl auch nicht mehr.“

Eine ganz kurze Pause, die so unergründlich tief war, daß sie ihnen Beiden Minuten zu dauern schien. Darauf sagte er ganz leise und innig:

„Aber ich habe Sie lieb.“

23'

H22

Vla Hansson in 3lnrnp.

Sie verwandelte sich vor ihm, es stand ein Lichtschein um sie herum, sie glitt vom Stuhl und lag vor ihm auf den Knien und umfaßte ihn mit ihren Armen und lachte und weinte:

„Ist es wahr? Sie haben mich lieb! ist es möglich, wie ist es denn möglich?“

Als sie mit hereinbrechender Nacht ihn hinausbegleitete in den rieselnden Regen und sie zusammen an der See vorbeikamen, wo die Möwen wie weiße Flecken auf den Steinen saßen und schliefen, sagte er: „Uebrigens, das vergaß ich zu sagen: ich habe nicht mehr Hab und Gut als die Meervögel.“

„Das wäre auch nicht gut," sagte sie. „Frei wie die Meervögel und arm wie die Meervögel und stolz wie die Meervögel, so wollen wir leben, solange der Schatz vorhält, den wir gefunden haben.“

Bibliographische Notizen. HZ?

Drittel der Einwohner zählenden Protestanten waren durch Vielsache Kränkungen er» bittet, der Rest in seiner „weichherzigen Gutmüdigkeit“ blieb von eigentlichem Patriotismus weit entfernt. Die Aufregung unter den Massen, die Verwirrung der Behörden, die THStigkeit des „BeischusterS“ Döblin in Breslau kurz vor dem Beginn dieses „wunderlichen Krieges, bei dem man die Brandenburger hier todtschießen, dort schier zu Tode saufen wollte, gelangen in der Darstellung vortrefflich zum Ausdruck. Ebenso anschaulich werden einzelne Ereignisse der Kriegsgeschichte, z. B. die Erliürmung GlogauS, die Schlacht bei Mollwitz, die (von dem Verfasser schon früher als Monographie bearbeitete) Besetzung von Breslau, die Kämpfe im Winter zu 1745, die Schlacht bei Hohenfriedeberg u.a. geschildert. Der Hauptwerth des auch für die allgemeine preußische Geschichte bedeutsamen Buche» liegt nach Ansicht des Referenten aber nicht in dem ersten, die militärischen Vorgänge und die Stimmung des Landes darstellenden Abschnitten, sondern in dem dritten Theile. welcher von der Einrichtung der preußischen Herrschaft handelt. Der Leser macht sich schmerzlich eine Vorstellung von dem gewissenhaften Fleiße und dem Geschick in Sichtung des Stoffes, das in dieser zweiten Hälfte des Buches hervortritt. Wir ersehen daraus, welche Riesenarbeit es war, die alten und bewährten Grundsätze preußischer Verwaltung auf einem stellenweise recht wenig geeigneten Boden einzupflanzen, welche Reibungen in diesen ersten Jahren nach der Besitzergreifung zu überwinden, und welche Fortschritte auf den Gebieten der Rechtspflege, der Finanzen, der Steuerverfassung, der Kirche, der militärischen Angelegenheiten, des Handels und der Industrie schon nach dem ersten Jahrzehnt der neuen Herrschaft zu verzeichnen waren. Wenn Grünhagen einmal äußert, die Palme des Sieges von Mollwitz müsse eigentlich auf das Grab Friedrich Wilhelms I. niedergelegt werde», so gehört diesem Monarchen mit gleichem Rechte auch ein guter Theil der Verdienste zu, die sich die neue preußische Herrschaft in den ersten Jahren ihres WaltenS um Schlesien erwarb. Andererseits geht aus den Ausführungen deutlich hervor, wie vielseitig der junge Monarch angelegt war, wie alle Seiten des StaatslebenS seine Theilnahme empfanden und Anstoß zu Verbesserungen von ihm erhielten. GrünhagenS Buch ist, obwohl auf breiter wissenschaftlicher Grundlage ruhend, ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes zu nennen. Dadurch, daß der Verfasser auch die in Tagebüchern, Flugschriften, Volksliedern u. s. w. zum Vorschein kommenden Eindrücke und Stimmungen der Zeitgenossen mit den Ergebnissen seines Actenstudiums verband, wird eine oft mit glücklichem Humor gewürzte Darstellung reich an Abwechslung, leicht und angenehm lesbar. Besonders für Ortsgeschichte, für Philomathieen und wissenschaftliche Vereine in kleineren Städten, denen es nicht selten an Stoff mangelt, bildet sein Buch eine reichfließende Quelle, aus der schon zur Belegung des Interesses an heimischer Geschichte oft und mit Genuß zu schöpfen, nicht warm genug empfohlen werden kann. Der Druck und die äußere Ausstattung des Buches sind geschmackvoll und würdig. — s —

Bibliographische Notizen.

Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken von Dr. Paul Cauer, Gymnasialoberlehrer, Privatdocent der klass. Philol. an der Universität Kiel. Lipsius und Fischer. Leipzig.

Der Haupttheil der Schrift ist der Bekämpfung von Uebelständen gewidmet, deren Erörterung in den zunächst vorwiegend auf die äußere Umgestaltung unseres höheren Schulwesen» gerichteten Reformbewegungen mehr oder weniger vernachlässigt werden. Er zeigt wie häufig Allgemeinversügungen und seien sie noch so guter Absicht entsprungen, genau das Gegentheil dessen bewirken, was sie bezwecken; Er empfiehlt dem gegenüber eine größere Bewegungsfreiheit mit Rückkehr zum Individualismus auch aus dem Gebiete des Schulwesens. Den am Ende der Schrift

für eine Schulreform aufgestellten Thesen kann Referent nicht völlig beipflichten, wenn schon ihm, mehrere derselben durchaus sympathisch sind. Der Verfasser wendet sich gegen die großen Schäden, welche durch das Streben nach Uniformierung und Schablonisierung im höheren Unterrichte hervorge-

Nord und Süd.

Nilettantenthum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserem höheren Schulwesen. Von Professor Or, C. Conrad!. Gymnasialdirector zu Greifenberg in Pommern. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachf. (Dr. Jacoby).

Dos Schriftchen verdankt die weitere Verbreitung, welche es gefunden hat, wohl weniger dem ersten Theile in welchem sich der Verfasser ein wenig einwandfreier gegen Gühfeldt wendet, als dem zweiten Theile in welchem er sich in rückhaltlos offener Weise über das Verhalten der Verwaltung gegenüber der Lehrerschaft und über die materielle Lage der letzteren ausspricht.

Nr.,

Hie Vlarlenburg. Eine deutsche Cultstätte im Osten. Von I. Peberzani-Weber. Dritte völlig umgearbeitete und mit Abbildungen ausgestattete Auflage. Königsberg im Pr., I. H. Bons Verlag.

Im Hinblick auf die bevorstehende Beendigung der Wiederherstellung des herrlichen Schlosses an der Nogat darf man ein Buch über die Marienburg als durchaus zeitgemäß bezeichnen. Das nunmehr in dritter Auflage erscheinende Werk von Peberzani-Weber giebt in 10 Capiteln eine ausführliche, fesselnd geschriebene Geschichte der Marienburg, die sich ganz von selbst zu einer Geschichte des deutschen Ordens überhaupt, von seinen ersten Kämpfen mit den heidnischen Preußen und Litauern bis zu seinem Untergange, erweitert, wobei der Verfasser nachdrücklich der culturllen Thätigkeit des Ordens als Vorkämpfer und Verbreiter deutschen Geistes und deutscher Bildung gedenkt. In dem zehnten Capitel wird eine klare Schilderung der einzelnen Theile des Schlosses gegeben, welche durch eine Zahl recht guter Illustrationen unterstützt wird. Auch sonst enthält das Buch noch mehrere, zum Theil einem anderen Werke des Verfassers entlehnte Bilder, die das Leben der heidnischen Preußen und Ordensritter vergegenwärtigen, die bedeutendsten Hochmeister einführen u. s. w. — Das gediegen ausgestattete Werk dürfte sich auch ganz vortrefflich zu einem Geschenke für die reifere Jugend eignen. O. N.

Anleitung zur Darstellung chemischer Präparate. Von Dr. Hermann Erdmann. Frankfurt n.M., H. Bechhold.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, eine zweckmäßig ausgewählte Sammlung von Vorschriften zur Dar-

stellung chemischer Präparate aus dem
 Gebiete der anorganischen Chemie zu geben,
 um den angehenden Schüler gründlich in
 das vberalltätige Arbeiten einzuföhren.
 Diese Aufgabe ist dem Verfasser wohl ge-
 gelungen: die Präparate sind sehr geschickt
 ausgewählt, die Vorschriften klar und
 präcis. Durch Hinweis auf die Original-
 abhandlungen wird es dem Schüler er-
 leichtert auf das Quellenstudium, welches
 ja nicht vernachlässigt werden darf, einzu-
 gehen. N'p,
 Der Tabaksbau in Hell von O. E.
 Haarsma, früherer Inspector der Deli-
 Maatschappij in Deli. Amsterdam
 1890. Verlag von I. H. de Bussy.
 Der Verfasser, ein theoretisch und
 praktisch den gesamten Betrieb beherrschender
 Fachmann, giebt in dem ursprünglich
 in holländischer Sprache erschienenen Werke
 eine gründliche Darstellung der Erfah-
 rungen, welche auf dem Gebiete des Tabak-
 baues in den großen Unternehmungen auf
 Sumatra gesammelt wurden. Alle in
 Betracht kommenden Verhältnisse: Anlage
 und Organisation der Unternehmungen,
 Einrichtung der Baulichkeiten, die Anziehung
 von Arbeitskräften, die ganze Technik des
 Tabakbaues, die Behandlung und Ver-
 werthung des geernteten Tabaks u. s. ». werden
 klar und ausführlich dargestellt, so
 daß das ganze als ein sorgfältig ge-
 schriebenes Lehrbuch des Tabakbaues in
 tropischen Gegenden gelten kann. Neun
 Tafeln in Lithdruck, drei Tafeln mit
 Grundrissen dienen zur Erläuterung des
 Textes.
 Da auch in unseren überflutheten Be-
 sitzungen der Tabaksbau eine Rolle zu
 spielen berufen sei wird, so möchte das
 Werk den interessierten Kreisen hochwill-
 kommen sein. Wenn auch die näheren
 Einzelheiten der Tabakskultur unter ver-
 änderten Bedingungen andere sein werden,
 so sind doch sicher die Verhältnisse im All-
 gemeinen dieselben; unsere künftigen Tabaks-
 bauer werden daher viel unangenehme Ent-
 täuschungen und vieles nutzlose Ueberirren-
 tiren vermeiden können, wenn sie sich die
 reichen, in dem Buche niedergelegten Er-
 fahrungen zu Nutze machen. In einem
 Anhang giebt der Verfasser eine geschicht-
 liche Skizze des Tabakbaues auf Sumatra.
 Wir wollen aus diesem hier erwähnen,
 daß im Jahre 1864 nur 50 Packen Tabak
 im Werthe von ca. 4000 fl. ausgeführt
 wurden, während die Ausfuhr im Jahre

Bibliographische Notizen.

429

1888 die außerordentliche Höhe von 168.144
Packen im Werthe von ca, 3« 128, «0« fl.
betrug. Die Ausstattung des Werke« ist
eine in jeder Hinsicht vorzügliche.

DaS Repertoire de« Weimarischen
Theaters unter Goethes Leitung
1791-1817. Bearbeitet und heraus-
gegeben von Dr. L. A.H. Burkhard t,
großherzogl. sächsis. Archivdirector. Ham-
burg, Lcop. Vosz.

Mit emsiger Sorgfalt und schar-
sinniger Kombination verschiedenartiger,
zum Theil lückenhafter Quellen hat der
Verfasser ein vollständiges Verzeichnis, aller
nachweisbaren Aufführungen zusammenge-
bracht, welche von dem unter Goethes
Leitung stehenden Personal des Weimarer
HoftheaterS veranstaltet sind. Nicht nur
die Schauspiele und Opern sind verzeichnet,
sondern auch Ballette, Musikaufführungen,
Prologe und Epiloge; in vielen Fällen ist
es möglich gewesen, auch die bisher unbe-
kannten Verfasser resp. Komponisten nach-
zuweisen. Auch die Gastvorstellungen,
welche die Weimarer Musterbühne — ähn-
lich wie in unseren Tagen die „Meininger“
— in anderen Städten gegeben hat, sind
sämmlich aufgezählt. Die mühsame Arbeit
des Verfassers bietet ein kulturgeschichtlich
höchst wertvolleS Material.

Die Schrift eröffnet als erstes Heft
die Sammlung, welche Professor B. Litz-
mann in Jena unter dem Namen
„Theatergeschichtliche Forschungen“ herans-
giebt. Wir wünschen dem Unternehmen,
das so vielversprechend beginnt, einen
ebenso günstigen Fortgang! <ir.
Auch ein Roman. Von Hermine
Villinger. Berlin, F, K P. Leh-
mann.

Hermine Villinger besitzt ein liebens-
würdiges Erzählertalent, und mit der Kunst
des Fabulirens ward ihr noch eine andere
werthvolle Gabe zu Theil, sie versteht das
Gemüth anzuregen und immer wieder eine
andere Saite desselben in Schwingungen
zu versetzen; dabei ist jede falsche Senti-
mentalität ihr fern. Man liest die an-
muthigen Kleinigkeiten nicht nur zu einem
willkommenen Zeitvertreib, sondern sie er-
wecken Stimmungen, die zum Nachdenken
anregen. — Ganz besonders anregend sind
ihre Kindergeschichten: mit weiblichem Zart«
sinn hat sie das Seelenleben der Kinder
belauscht und was sie ihren Lesern aus
demselben mittheilt, ist nicht nur drollig
und spannhaft, sondern wahrhaft poetisch.

D«?e>ki>i,Mvs LiickSr. L«i>recKnnz vned ^nsv»KI g«r R«ll>c<ivn vorbklullten.

imriitor, <?, v,, Tin« r«IKs<,IK»kt« K»t»5tr«i>K«.
.ix» 6en I^eden-errsKrav»«» eine» ijlekklsr».
«otkn. Ir, ^, rsnces.
Kerker, ^, Oi« gmu» ,lett«. ««nwn, ^en»,
vklklotlieli ckenl>irSrckl«err»r»kdua«reK,n. Urs«,
von O, ?»II«l,K«rst, llskornog j»^27, Ltutt-
varvem»««, V., ?l»tt>t«u'»el» axUeKt». .Vit
Kr»»»»'», Llvil, lZrisk« eck««! m!> >!»» ürii^oin
von li, ^K»«lä, ^Zlit ?nrtr«t, >Zot>«, r>, l,
l'sr>Ke» II" K ?g
l lrl» Verm»»»«» «im. Von «insm ^ulon Oennirli«
X»lion. Lrstor lKvil, lZsrlln, li, VilKelmi,
!>.' lAscKsr X«Kk, ^ ^ ^
ülick in äis Lcdul«, (i«!»u^«u 5>cKul»
kr«». Law!« «r, Us^er, ^
(iesekickl« ^«, ckuvlilev Velitk,üz. Brüter
IKsi! ^ kiirsten ckes SuZnn, ülit S ,VI,dil>lun«en,
l eil'Zi«, Hirt «! Lvdn,
t'»lKe»»t<>In, ^?r?tUcK«r Nvissb?^l«it«r «n6 H»u>»
ittuicklnv? dsi Zimbel »n Kr^tlicksr Hill«. Ait
lu LvlzscKn. vrrlin, lK, l)Kr. ?r, rlms'in,
Kenner, g,, Ilriniick »uidvl^, Lins KritiscK»
>,iogr, !?lli2?». lZ««l, S. LcK«»K«,
!le>Kn, L,, ü«>,s,t, ^ck«llkpiel in künk ^uk-
?uzo», !!»?»>. L, 8cK«»b»,
Verl«!,, ?ür»t l>!sm!trrli nls lkrZngr. Mv« rke»
<!«ene>, l',, v»s V,kc'dor7«ekd°«esetl in Sen V«r-
Xsv-VorK, L. Stetsssr Sc O«,
<!r»tte«lt», O,, Heus» »K«n. AoSsrnsr ZZomno.
Serlin, ?, Si l>Klv»vn.
ll»ull » Verlie, l.luslr, ^usxnl« l.ieserni,« l n,
»vnk, O, n. l?. XlelKe, 7.ur «»«», Wt >id«r
ori^iini-l-lustr, Slvluwn u, l liud,
t»f«l, llksxiui« l?, 'll ll»mdnrss, Verl»?-»
Anstalt (vorm, ^, RicKtsr).
Hertili», ?>>,, »vci,,!,!«!»»^»!!« uvä S«oi„Uibero»
)lc>o^t°srKrikr, llkrnu»? . r, >i, <',,üe!Kck!>kt
l.'r»oi», ISSl, rlskt S, ösrlln, ll. l'ostel >
Xvvsllsv, lZsrlln, (iodr, partsl.

Nord und Ziid.

»»timsnn, II,, Xnvsll e, Lerlm, <Zedr. I>«st«I, ^
!!it 30I> XbliiläunKgn im ?«xt uucl k» e«u ^
»»»»na, tt, 8, u, V. S, v»e»»tr»K, äsnv ^'» ^
IKrs I ^aukt>»K» »Is üünütlori,, ^»«0 bis I8SI,
Xutoris, dslltsod« Hvdsrs, von S, ^, LoKosII,
Wt 8 Ielioirr., » ^Kdilck, u, ilusikbeilgssu.

2vei I ^ivli«, X, LroollK ^us.

tüopks», S,, vsr »Its ?r»lctili»i,t. Lin« duvrisk«
vorkSssoKicuts, Oriits XuK»ss, Ssrliu, <Z«br,
^?i«t«I ^ ^ ^ KI Verl

gut,», Ii,, HsuickK«, Orssaso, kirsron,
VSIiler, II, N«!j ^to»»Kiqr in LicKt? Mo. Vort
lilreKK»»', I>!w<Isr>lln<Is von üurox». Mslsr,
SZ, gl. Vis» n, ?r»?, ?. Ismpslrv,
L»»ter, g, ?««nsi,, Oresllsn, ü, ?!srson.

Kvlloneu, tl ^ Ueilsus, vsn ?«I «r ^ämnr, 2vsi
LrÄdlavgsn, Or«Z n. L. Pierson,
mit «iok,,cdsr ülnviords ^Isitun ^, ^«»KicKt'
^ ^1° tt«tt, ""nnmdur ^«, Trikot,«. ^ un«S,,

g, I.icbicK " ^

IS ^enkelck, Ii,, (iesur!i!-de Sdsr u»I mit?«Ist« ^,
Lsrl o, Ii. >V,I dslmi.

I,iis«Iu, 0., Vss?mi>>slt« LeKriktsn. I ^isksr. 7, »,
I ^sixiiz' I> V, <Zru,,ov,
^ X, <ZottKolS, ^ ^ ^ ^ ^ ^rsIsut« »,

vna «llzMv ^ IZsrln, I>. Ilütti»,

I,»»»en, I'r, Xuk?oknssssokukon uuiok (Zriinlsnä,
Xutoris, Ssutsod« 17«>,,>i«,tingv, Zlit I ^S ^K-
IS—S«. Hsmdutk', V«rli>8«»nsK>It (?>>rm»Is
?. »i?Ktsr,1

Kemir«»It«K»I>»nl»el>e>!»», V, lZintsr ä«,> Onu-
Ssrliu, Ii. XV! Kslmi.

XleKt ruote» unck illedt r«»»teu! ^kkrduck Sss

SoKstk«! Lung»« in ^sstcrsied kür I8SI, N»-

Isilst von ?r»u? I>oni«nv, Vien, ^ Hurt»

?»ul, I7ot")r ois urgi Vegs ckes IIsnKsns,

Isis«!«. 0, Vix»»«.

K»ckl«evlr» ^IZr,, I>vrisko« vic>,tui>?«i>, Xus gsm

lievue, Xritis>'ds »us Vssterrsi ^K ^ kiir ?«lirill,

lltsrit ^r, ISSI, lieft IL, Vis«, ltsr. unck

er»i>K, Institut Uslio»,

»lcker U,UZ»rck, H,, Obsrst yn«jt»?n, O ^s

», ck. Lng jseksn ron k> ^, liumsli«, S SA,js

IUnsolKom s »>I««m R«M!>udidI, VII, luinz

Lm>ä 1«, I7,> S'ntt?si-t. ^, Lvz>>Idc,iv.

Nlitt«r, X»ti«va>itSt n»Z Ilum ^nitiit, vsssi,

Ii. Iv»>iK.

It«see«r'» »ngjssvSKIl« VerKs, jlit S«

vuv ^, gi«il u, ^, S«nm!6K»mm». I,«Kru»

IVS—IIS IS?KwW>, XVisn, ^V. g»NI»ds>.

8«mmlune xemelnvorillocklleKer «I«ei«!ei>»s>

llcker V»rtr»»e. Xeue I ^ol««, Nskr Iis I«,

,119: RiiscK. V. D«r (Z«8'I>ic!,>«cKr?iK«

8eKr»tt«K»Ii, IAn»r>i Lsn6? ^»nv. S?tr?c>i>

8«Kn ^p<!, ^ (Z, r,, I, !cKt uv ^ Ledttten, viekw»?»),

Sed ^ii ^I»», Iv,, vsr Silä?«tteit, oin L ^v,i>k>I»

Selckel, H,, S«n, isrb«s <z«ck!onts!l. I ^eii«?,

SlvUcr, jl,, ^ückisckss IZInt H ^NKlunksv,

I«st, t.). tZn»,

Steuckel, IZ >» xolcksn« ^v<7 S«r?n!!«^d!?,
5itllulo»I>Icker viiS Lsuckiedikten »uz »Her ffM.
II,, Oi« ?,n»tsKu»s Sss moZs^vsn
^«U>Isr^' äbtkotlun?. 1^,,««
1«>»I»I, I>«, ^6r°k, vj« Ss^sutvvl? i!« Vi»«, -
?rull>, N,, Ln<l« <!« ^»Knittisei»!«. Li
VIII»m»,I», ^u, Öart uwt XVslI unu ä«llo»k,
^I>^ ttsil^I i. S. Iv. Lerlin, 'lwritsrl,
virtn-ck»krlic!>» Letn^Iiluvxov tür Iv»t«t«-
«titk«. A,vliI«t'«Ks LucKK.
Verniler, L, Serlivsr Tutors». I>ir?iz, V,
V I»«^»d»ker, li,, üiiriu I^>r«t«, V«?^»«c!i«-
Vkltirp, ^, gmk v , Xu cksn K»i«r. k^i«
cktutsck« Vitts, Srrli». üenwsl.
«'IINttSt, C, Uss Ilsti-u r,,«ancd d-
«US usu ^»K«>n zo>t uuä^20t>2. XVZs,!»«,
«»Itl, In,, Usr Ssills. liom«, . Lsrlin, ?n»s>
/»»»er, iXlInig II!>Ki, vicntnn? n«u »>

In Vertretung des Herausgebers veruntwurllichrr Redacieur: 7<«rl Zacnickc in Breslau.
Schlestsche Suchdrulkerei, «unst» und Verlags,Anstalt vormals S. Schonlaender, Breslau,
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieler Zeitschrift untersagt. Ueberseguingsrecht vorbehält»